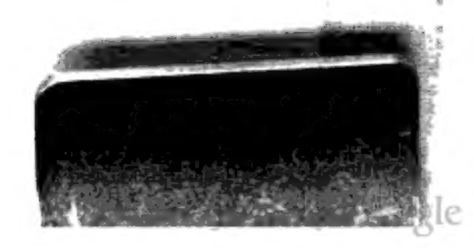
Mecklenburgi... Geschichte in Einzeldarstell...

Alfred Rische, Richard Wagner (writer on ...





1—4

Mecklenburgische Geschichte

in

Einzeldarstellungen.

Herausgegeben von den Herren
Museumskonservator Oberlehrer Dr. **R. Beltz-Schwerin**,
Pastor **Carl Beyer-Laage**, Schriftsteller **W. P. Graff-Schwerin**,
Oberlehrer **Adolf Rische-Ludwigslust**,
Gymnasial-Professor Dr. **A. Rudloff-Schwerin**,
Oberlehrer cand. p. min. **H. Schnell-Güstrow**,
Regierungsrat Dr. **C. Schröder-Schwerin**,
Oberlehrer Dr. **R. Wagner-Schwerin**.

Heft I.

Die Vorgeschichte von Mecklenburg.

Von

Dr. R. Beltz und Dr. R. Wagner.

Wilhelm Süsserott
Verlagsbuchhandlung
Berlin
1899.

Die
Vorgeschichte von Mecklenburg.

Unter Mitwirkung von **Dr. Richard Wagner**

von

Dr. Robert Beltz.

Mit 284 Abbildungen.

Wilhelm Süsserott
Verlagsbuchhandlung
Berlin
1899.

Vorwort.

Die vorliegende Bearbeitung der mecklenburgischen Vorgeschichte ist aus einem Entwurfe hervorgegangen, der als Einleitung zu einer Darstellung der ersten Periode der Landesgeschichte, der Wendenzeit, gedacht war. Die Schlüsse, welche aus dem archäologischen Material auf das soziale und staatliche Leben und den Kulturgang der ältesten Bevölkerung gezogen werden können, sollten zu einem kurzen Gesamtbilde vereinigt werden. In diesem Sinne hatte Dr. R. Wagner neben der Geschichte der Wendenzeit eine Darstellung der mecklenburgischen Verhältnisse bis zu dem Eintritte des Landes in die beglaubigte Geschichte ausgearbeitet. Als Wagners Wendenzeit in den Plan der „Mecklenburgischen Geschichte in Einzeldarstellungen" aufgenommen wurde, wo sie als eigenes Heft (2) unlängst erschienen ist, ergab sich aus dem Plan des ganzen Werkes das Bedürfnis, auch der Vorgeschichte eine ausführlichere Darstellung zu widmen, besonders die Altsachen selbst in größerem Umfange in die Darstellung hineinzuziehen; sind sie doch die einzigen Urkunden und Zeugen für die Begebenheiten in den entlegenen Zeiten, und wer sich mit der Vorgeschichte verständigen will, muß ihre Sprache verstehen lernen. Die Ergänzung des ersten Entwurfes nach der genannten Seite hin hat der Unterzeichnete übernommen, und so hat das Heft seine jetzige Gestaltung erhalten. Von der Wagnerschen Bearbeitung sind geblieben die Einleitung, die Darstellung der Eiszeit, ein Teil der Steinzeit, ferner die Abschnitte über die geschichtlichen Verhältnisse in der Eisenzeit mit den entsprechenden Anmerkungen. In den übrigen Teilen hat Verfasser eine Zusammenstellung der Erfahrungen an vorgeschichtlichen Vorkommnissen gegeben, die bisher in Mecklenburg, besonders dem Schweriner Landesteil gemacht sind. Die zur Erläuterung erforderlichen Abbildungen sind zum Teil den Vorräten des „Meklenburgischen Vereins für Geschichte und Altertumskunde" entnommen, zum Teil mit Unterstützung des Großherzoglichen Ministerium des Innern neu hergestellt. Im Auftrage desselben Ministerium wird demnächst eine Karte in vier Abteilungen erscheinen, auf der alle vorgeschichtlichen Fundstellen eingetragen sind. Neben der Vorführung des einheimischen Materials ist dann durch Vergleich mit den entsprechenden Erscheinungen in den Nachbarländern die archäologische Stellung des Landes in den verschiedenen Perioden festzustellen versucht. Erst ein solcher Vergleich hebt die Eigenart des Landes und die Formen seiner Abhängigkeit, das Steigen und Sinken seiner Kultur in das rechte Licht, zeigt aber auch die Stellen, wo unsere Kenntnis noch lückenhaft ist und künftige Forschung einzusetzen hat. Solcher Lücken haben auch wir noch viele, und vieles mußte demnach noch zweifelhaft gelassen werden. Sehr vieles andere aber darf jetzt als

sicher gestellte Thatsache gelten. In den Kreisen der Prähistoriker besteht heute, Dank nicht am wenigsten der Zusammenarbeit in den anthropologischen Gesellschaften, besonders der großen deutschen mit ihren regelmäßigen Zusammenkünften, eine höchst erfreuliche Übereinstimmung über eine Anzahl von Fundamentalsätzen unserer Wissenschaft, die noch vor einigen Jahren heiß umkämpft wurden; besonders steht die relative Chronologie in ihren wesentlichen Zügen fest. Daher ist es kein Wagnis mehr, auch mit Hülfe fremden Materials die vorgeschichtlichen Denkmäler und Funde eines Landes in ein chronologisches System zu ordnen, wenn es nur mit dem Vorbehalte geschieht, daß an den Übergängen und Unterabteilungen durch neue Erkenntnis wesentliche Verschiebungen stattfinden können. In Mecklenburg gilt dieser Vorbehalt hauptsächlich für die älteste Eisenzeit, deren Erforschung hier zu Lande noch in den Anfängen liegt. Überhaupt hatte unsere Darstellung fortlaufend neben den gewonnenen Ergebnissen auch auf die Ziele und die Richtung der weiteren archäologischen Durchforschung des Landes hinzuweisen. Es ist Jahrzehnte lang der Stolz Mecklenburgs gewesen, in Deutschland an der Spitze der vorgeschichtlichen Forschung zu stehen. Friedrich Lisch war der in allen Kreisen anerkannte Meister, dessen Stärke darin lag, daß er stets nur auf Grund von gesicherten lokalen Beobachtungen den Einzelformen ihren Platz in der allgemeinen Kulturentwickelung anwies. Auf diesem Wege der Lokalforschung hat die deutsche Prähistorie sich weiter entwickelt, und unsere Nachbarländer haben seitdem den Vorsprung, den früher Mecklenburg hatte, längst eingeholt; in Folge dessen muß gar manche Erscheinung heute, im Zusammenhange mit analogen fremden, ganz anders bewertet werden als einst in ihrer Isolierung. So pietätvoll unsere Darstellung überall auf das Lebenswerk von Lisch zurückgreift, so darf hier nicht verschwiegen werden, daß von den Grundanschauungen von Lisch nur die äußeren Umrißlinien geblieben sind und daß besonders das moderne Bedürfnis, nach Kräften das Bild einer Kulturentwickelung oder doch eines Kulturganges zu geben, die alte Systematik sprengen mußte. Um auch dem diesen Studien ferner stehenden Leser Gelegenheit zur Nachprüfung zu geben, ist in den Anmerkungen das wichtigste litterarische Material zusammengetragen, wobei natürlich Vollständigkeit auch nicht annähernd erstrebt ist. Wenn dabei die Arbeiten der skandinavischen Forscher in erster Linie berücksichtigt sind, so erklärt sich das aus der archäologischen Stellung Mecklenburgs, welches Land durch weite Zeiträume im engsten Zusammenhang mit dem Norden steht, ja direkt einen Teil des nordischen Gebietes bildet, aber auch aus den persönlichen maßgebenden Anregungen, welche wie einst Lisch so auch Verfasser von dort erfahren hat. Unter den deutschen Mitforschern, deren Arbeiten Vfr. sich zu Nutze gemacht hat, sei hier nur dankend des früh verstorbenen Otto Tischler gedacht, als dessen Andenken gewidmet unsere gemeinsamen Freunde, — und das sind wohl so ziemlich alle deutschen Prähistoriker — auch dieses Buch ansehen wollen.

Schwerin, 20. Februar 1899.

R. Beltz.

Inhalt.

III. Die Eisenzeit.

Das älteste gesicherte Datum der mecklenburgischen Geschichte ist das Jahr 780, in welchem Karl der Große ein Bündnis mit den Obotriten schloß. Damals bewohnten die Wenden, ein Zweig der großen slavischen Völkerfamilie, unser Land. Den ersten Abschnitt der mecklenburgischen Geschichte bildet demnach die wendische Periode, ein Zeitraum von etwa sechs Jahrhunderten, abschließend mit Niklots Tode im Jahre 1160, durch welchen die Vernichtung der wendischen Nation besiegelt wurde. Was diesem Zeitraum voraus liegt, muß man als Vorgeschichte bezeichnen. Es ist eine Periode von mehreren Jahrtausenden, deren Behandlung einen anderen Charakter trägt, als selbst die älteste, noch sehr fragmentarische Geschichte. Die Kenntnis der vorwendischen Zeit nämlich, über die, wenigstens für Mecklenburg, eine historische Überlieferung so gut wie nicht vorhanden ist, wird vorzugsweise durch eine andere Wissenschaft erschlossen, deren Arbeitsgebiet die Zeiten sind, die der geschichtlichen Überlieferung vorausliegen, die prähistorische Archäologie. Ihr Arbeitsmaterial ist der Nachlaß, der aus jenen vorgeschichtlichen Zeiten erhalten geblieben ist, und gerade in dem spät in die Geschichte eintretenden europäischen Norden, zu dem archäologisch Mecklenburg gehört, hat sie, gepflegt von kundigen Händen, besonders reiche Resultate gewonnen. Es birgt nämlich der Boden auch unseres Landes eine Fülle von stummen Zeugen aus jener fernen Vorzeit, denen die prähistorische Forschung die Zungen gelöst hat. Neben Einzelfunden und einzelnen Resten von alten menschlichen Wohnstätten sind es die Gräber, die, einst von Menschen der Urzeit ihren Verstorbenen errichtet und nun nach Jahrtausenden wieder aufgedeckt, die wertvollsten Funde gewähren.

Besonders der Inhalt dieser Gräber, ihre Anlage und Ausstattung haben es ermöglicht, verschiedene Kulturperioden, die zeitlich auf einander gefolgt sein müssen, zu unterscheiden, wobei sich zugleich auf das deutlichste herausgestellt hat, daß die Küstenländer des südwestlichen Winkels der Ostsee, Dänemark, das südliche Schweden, Schleswig-Holstein, Mecklenburg und das westliche Pommern im wesentlichen die gleiche Entwickelung, (wenigstens in vorwendischer Zeit) durchgemacht haben. Ein Mitbegründer der Wissenschaft vom vorgeschichtlichen Menschen und einer der ersten, welcher jene Periodeneinteilung ausgesprochen hat, ist unser Landsmann, der 1883 verstorbene langjährige Vorstand der Schweriner Altertümersammlungen, Geh. Archivrat Dr. Friedrich Lisch.

Man pflegt solche vorgeschichtliche Perioden nach dem Hauptmaterial zu benennen, das in ihnen zu Waffen und Gerätschaften verwandt ist, und unterscheidet mithin Steinzeiten von Metallzeiten und unter diesen wieder Bronze- und Eisenzeiten (Anm. 1). Die westbaltischen Länder haben nach einander eine Steinzeit, eine Bronzezeit und eine Eisenzeit erlebt; diese, die für Mecklenburg in die germanische und wendische Eisenzeit zerfällt, beginnt im Verlauf der letzten Jahrhunderte vor Christi Geburt (etwa vom Jahre 400 ab). Ihr geht die Bronzezeit voraus, deren Dauer man auf etwa 1000 Jahre annimmt, und dieser wiederum eine Steinzeit, deren Beginn bis an jene unvordenklich fernen Zeiten hinanreicht, als sich der Boden des norddeutschen Flachlandes aus der Eisesrinde losschälte, die ihn Jahrtausende lang umfangen gehalten hatte. Die Wanderung durch die heidnische Vorzeit Mecklenburgs, zu der dieses Buch seine Leser einlädt, wird also — nach einer kurzen Schilderung des Zustandes, in dem sich unser Land vor der menschlichen Besiedelung befand — mit der Betrachtung der Steinzeit beginnen und durch die Bronze- und die germanische Eisenzeit bis an den Beginn der wendischen Zeit vorschreiten, deren Schilderung den Inhalt des folgenden Heftes der Mecklenburgischen Geschichte in Einzeldarstellungen bilden wird.

Die Eiszeit.

Die Eis- oder Glacialzeit fällt in die geologische Periode der sogenannten Quartär- oder Diluvialzeit. (Anm. 2). In deren Beginn scheint das Klima von Mittel- und Nordeuropa von dem jetzigen nicht wesentlich verschieden gewesen zu sein; in ihrem Verlaufe aber erfuhr die Temperatur eine solche Herabminderung, daß die Gletscher der skandinavischen Gebirge, allmählich nach Süden vorrückend, das ganze Ost- und Nordseebecken, soweit diese Meere damals schon vorhanden waren, mit Eismassen ausfüllten und weiterhin auch ganz Nord-Deutschland mit einer zusammenhängenden Eisschicht überzogen, die auf lange Zeit jedes Pflanzen- und Tierleben vernichtete und unmöglich machte. Gleichzeitig bildeten auch die mittel- und südeuropäischen Gebirge wie die Alpen besondere Gletscherherde. Mindestens einmal, wahrscheinlich aber mehrere Male, ist diese Eiszeit durch eine Periode größerer Wärme, eine Interglacialzeit, unterbrochen gewesen, in der vom Südrande dieses gewaltigen Gletschers große Strecken weit das Eis abschmolz, um sich dann später wieder vorzuschieben. Man hat beobachtet, daß die zusammenhängenden Eismassen bei ihrem erneuten Vordringen nicht so weit nach Süden gelangt sein können wie das erste Mal, doch ist Mecklenburg wieder vom Eise bedeckt worden und noch lange bedeckt geblieben.

Der Riesengletscher der Eiszeit hat für alle Zeiten dem Boden unseres Landes seine Spuren aufgeprägt. Nicht nur waren mit den vorrückenden und stetig sich erneuernden Eisströmen unzählige, größere und kleinere Gesteinstrümmer aus den skandinavischen Gebirgen über die Ostsee herübergewandert, die beim schließlichen Zurückweichen des Eises auf dem Erdboden liegen blieben — sogenannte erratische Blöcke —, sondern es sind überhaupt die gesamten obersten Bodenschichten unseres Landes zum überwiegend größten Teil — die Gesteine der früheren geologischen Perioden treten nur an wenigen Stellen zu Tage — aus den Ablagerungsprodukten des Gletschers oder den Niederschlägen seiner Schmelzwässer entstanden. Die Höhenketten, die Mecklenburg streifenförmig durchziehen und mit ihren Buchenwäldern und ihren Weizen- und Rapsfeldern die Quelle seines Wohlstandes sind und seine Zierde bilden, sind Grund- oder Endmoränenlandschaften, auf denen der Gletscher beim Vorrücken oder Zurückweichen, sei es infolge einer schon vorhandenen Bodenschwellung oder aus irgend einem andern Grunde besonders lange verweilte und seine Ablagerungen häufte. Diesem Umstande verdanken sie ihre Fruchtbarkeit: die Mergellager, die sie überdecken, sind Teile der Grundmoräne; aus demselben Umstand erklärt sich auch ihr Reichtum

an erratischen Blöcken. Die ebenen Sand- und Haideflächen, die zwischen diesen Moränenlandschaften oder Geschiebestreifen sich ausbreiten, haben ihre Gestalt wie ihre Sanddecke durch die Schmelzwässer erhalten, die von dem Gletscherrande abflossen, sich über die ihm vorgelagerten Thäler ausbreiteten und die mitgeführten Gesteinsteilchen ausgeschlämmt in gleichförmiger Schichtung ablagerten. Unsere Flußthäler sind ursprünglich die Ablaufrinnen, unsere zahlreichen Seen, der schönste Schmuck unserer Landschaft, zurückgebliebene Reste der Schmelzwässer gewesen, die teils in vorhandenen Bodensenkungen sich sammelten, teils in Flußthälern sich stauten, teils am Gletscherende kaskadenartig von dem hoch aufgetürmten Eise herabstürzten und so sich selbst ein Bett aushöhlten, aus dem sie keinen Abfluß fanden (Senkungsseen, Stauseen, Evorsionsseen). Kurz, Mecklenburg verdankt die äußere Gestalt wie stoffliche Zusammensetzung seiner Oberfläche dem Gletscher der Eiszeit. Mehr als hundert Meter hoch haben sich an manchen Stellen dessen Ablagerungen aufgeschichtet; man darf daraus schließen, daß die Eiszeit viele Jahrtausende gedauert hat.

Jahrtausende also hat einmal in der Urzeit unser Land ein Bild geboten, gleich dem des heutigen Grönland in seinem Innern. Schließlich fand in allmählichem Wechsel des Klimas die Eiszeit ihr Ende, der Gletscher zog seine Riesenfinger nach Skandinavien zurück, und dem weichenden Eise drang die Flora und Fauna wieder nach, die so lange das Feld vor ihm hatte räumen müssen. Am Rande des Eises siedelten sich zunächst Moose und Flechten an, wie sie etwa heutigen Tages unter dem 70° nördlicher Breite vorkommen. Diese arktische Flora wanderte dem Gletscher nach, dem höheren Norden zu. An ihrer Stelle begannen Grasfluren, bald untermischt mit einzelnen Waldbeständen, die feuchten Niederungen zu überkleiden, die von breiten Wasserläufen, den stattlicheren Vätern der heutigen Flüsse, durchzogen wurden. Diese Steppen wurden die Heimat einer mannigfachen Tierwelt, zu der eine ganze Zahl jetzt ausgestorbener Arten gehörten, so auch das Mammuth, das besonders in der Interglacialzeit Mitteleuropa in ganzen Herden bevölkerte, und dessen Existenz auch für Mecklenburg durch einige Reste beglaubigt ist. Auch der Höhlenbär lebte in Mecklenburg, eine Bärenart, die größer und stärker war als alle jetzt lebenden. Ebenso ist das Renntier eine Zeitlang in Mecklenburg heimisch gewesen, wie zahlreiche Skelettreste beweisen.

Die größere Trockenheit des Klimas in der postglacialen Zeit wie die zunehmende Entfernung des wasserspendenden Gletschers ließ allmählich die Wasserläufe zu geringerer Breite zusammenschwinden; die Steppen bewaldeten sich größtenteils, zuerst wohl mit Nadelhölzern, später mit Birken, Eichen und Buchen; die Tierwelt näherte sich mehr dem Charakter, den sie im Anfang der historischen Zeit hat (Anm. 3): Elen, Wisent und Ur, unser Wappentier, waren Glieder der Fauna dieser Zeit, auch unsere Waldtiere, besonders der Hirsch, erschienen, und zu den einwandernden Tieren gesellte sich der Mensch.

I. Die Steinzeit.

Die paläolithische Zeit.

Ob es vielleicht schon in der Tertiärzeit oder im Anfang der Quartärzeit vor der Vereisung Menschen in Norddeutschland gegeben hat, weiß man nicht. Für Südeuropa ist durch eine Anzahl von Funden die Existenz von Menschen wenigstens im Anfang der Quartärzeit, der proglacialen Periode, und für Mitteldeutschland in den Pausen der Eiszeit, den interglacialen Perioden, wahrscheinlich gemacht worden; für Nordeuropa fehlt es bisher gänzlich an solchen Funden. Haben damals schon Menschen unser Land bewohnt, so sind die Spuren ihres Daseins durch die mächtigen Ablagerungen der Eiszeit gänzlich verwischt oder doch so versteckt worden, daß bisher nichts davon ans Licht getreten ist.

Die ersten nachweisbaren menschlichen Bewohner Mecklenburgs sind erst nach der Eiszeit eingewandert und zwar erst beträchtlich später, später als das Mammuth und auch später als das Renntier Jütland wie die Ostseeküste verließ. Auch von diesen ersten Menschen, die unser Land bewohnt haben, ist nur ein äußerst spärlicher Nachlaß erhalten geblieben.

Weit reicher ist die Ausbeute der prähistorischen Forschung für diese Zeit in unserem Nachbarlande Dänemark (Anm. 4). Hier giebt es an der Ostseeküste oder in deren Nähe eine beträchtliche Zahl ausgedehnter Ansammlungen von prähistorischen Resten, die man Kjökkenmöddinger (Küchenabfälle) oder Muschelhaufen nennt. Die Hauptmasse dieser Ansammlungen — so beschreibt sie ein nordischer Forscher — wird von Austerschalen und andern noch heute zur Nahrung dienenden Muscheln gebildet; daneben trifft man auch Knochen von Vögeln und Fischen, Wildschweinen, Rehen, Hirschen, Auerochsen und anderen Tieren, aber nur von einem Haustier, dem Hunde; die größeren Knochen sind gewöhnlich, des Markes wegen, gespalten. Zwischen diesen Speiseresten findet man außerdem noch einerseits mit Kohlen und Asche bedeckte Feuerstätten, andererseits eine Menge derb zugeschlagener, ungeschliffener Werkzeuge von Feuerstein, sowie Stücke von rohen, irdenen Kesseln, Geräte von Knochen und Horn u. s. w. An den Stellen, wo diese Muschelhaufen liegen, haben also in entlegener Zeit Menschen gelebt; die Muschelschalen, die Tierknochen und die Feuerstellen sind Denkmale ihrer Mahlzeiten.

Daß die Zeit, wo diese Menschen lebten, sehr entlegen sein muß, beweisen schon die Austerschalen. Die Auster ist in der Ostsee längst ausgestorben, sie liebt salzreichere Meere, als die Ostsee jetzt ist. Deren Salzgehalt war jedoch einst größer, aus dieser fernen Zeit stammen die Muschelhaufen. Auch die Skelettreste des Auerhahns, sowie die des großen Alk und einer nordischen Robbe (Phoca groenlandica) weisen auf eine ferne Vergangenheit hin. Denn der Auerhahn kommt nur in Nadelholzwaldungen vor, die in Dänemark weit vor der geschichtlichen Zeit zuerst durch Eichen- und dann durch Buchenwaldungen abgelöst

sind, der große Alk aber und die Grönlandsrobbe beweisen, daß das Klima zur Zeit der Ablagerung dieser Stätten beträchtlich kälter gewesen sein muß als jetzt, da beide Tiere jetzt nur im hohen Norden vorkommen. Wie viel Jahrtausende seitdem verflossen sind, entzieht sich bisher jeder sicheren Berechnung.

Unendlich tief stehend erscheint uns die Kultur dieser Muschelhaufen-Menschen, und doch, welcher Abstand trennt sie von rein tierischer Wildheit! Sie kannten das Feuer, sich zu wärmen und ihre Nahrung zu bereiten, sie trugen Kleidung, vermutlich aus Fellen, die sie mit knöchernen Nadeln zusammenhielten, sie wußten Stein, Holz, Knochen und Horn zu Waffen und Werkzeugen zu verarbeiten und waren so imstande die stärkere Kraft der wilden Tiere durch die Ueberlegenheit der menschlichen Erfindungsgabe wett zu machen und zugleich aus dem Wildreichtum der Wälder und dem Fischreichtum der Gewässer ihre Nahrung zu ziehen. Sie wußten aus Thon Gefäße zu formen und zu härten, sie verstanden den Eichbaum auszubrennen und Boote daraus zu fertigen, in denen sie sich weit hinaus bis auf die hohe See wagten: es finden sich an ihren Wohnstätten Reste von Fischen, die nur auf hoher See vorkommen. Sie hatten den Hund gezähmt zum Gehilfen auf der Jagd; mehr Haustiere freilich als den Hund besaßen sie noch nicht, auch der Ackerbau war ihnen noch unbekannt. Man hat wohl die Kultur dieses Volkes mit der der heutigen Feuerländer verglichen.

In Mecklenburg sind keine Muschelhaufen gefunden, wohl aber wird durch eine Anzahl Einzelfunde, ungeschliffene Steingeräte, die in Form wie Art der Bearbeitung denen der dänischen Muschelhaufen

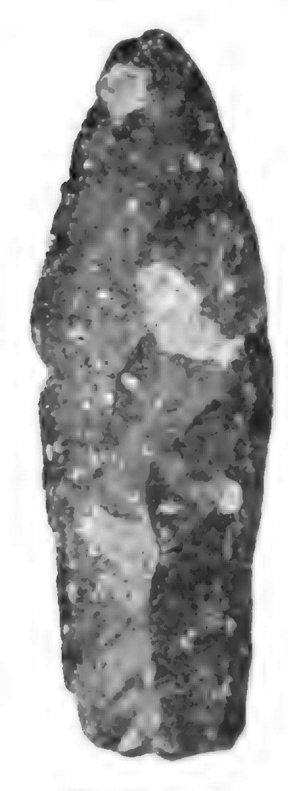




Abbildung 1.

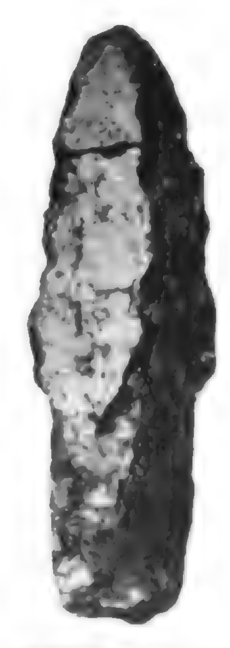


Abbildung 2.



Abbildung 3.

gleichen, die an sich schon wahrscheinliche Vermutung bestätigt, daß es auch in unserm Lande Menschen aus der Periode der Muschelhaufen gegeben hat.

Es sind dieselben großflächigen, scharfkantigen Geräte, überwiegend

zum Stechen, Bohren oder Stemmen verwendbar, welche die dänischen Funde charakterisieren. Einige beistehend abgebildete Stücke, eine starke Spitze von Manderow (Abb. 1), ein Messer von Güstrow (Abb. 2) und ein Schaber von Neu-Käterhagen (Abb. 3) mögen zur Bezeichnung der Form genügen. Andere Formen, so besonders die rundlichen Schaber (Abb. 4), fehlen fast ganz.

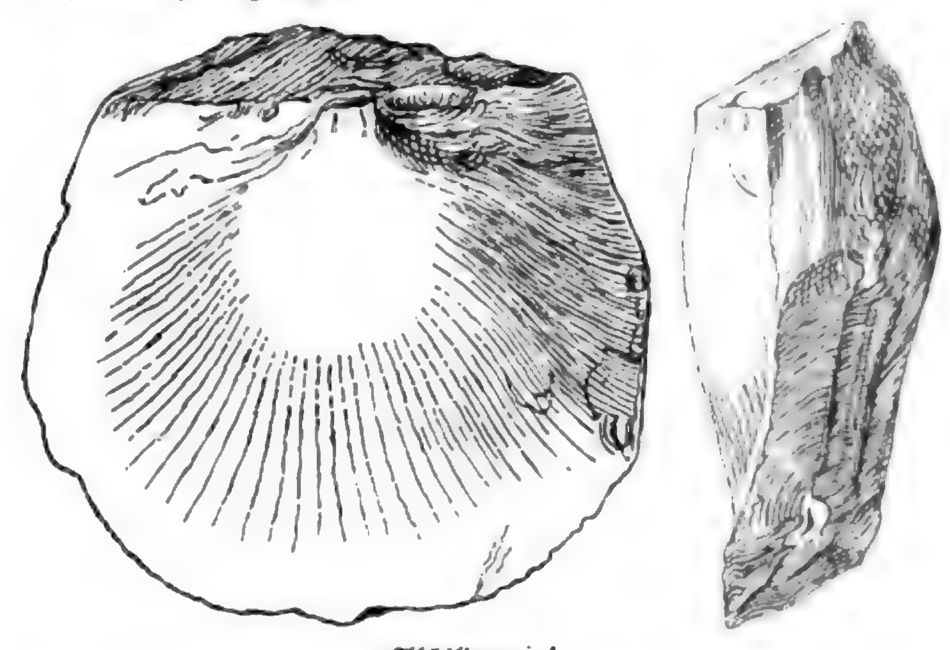


Abbildung 4.

Die Verteilung der paläolithischen Geräte im Lande ist nun eine sehr ungleichmäßige. Es überwiegen durchaus die Seeküsten; besonders die Gegend bei Wismar hat eine größere Anzahl altsteinzeitlicher Stücke geliefert, allerdings fast alle vergesellschaftet mit jüngeren Formen. Daß das Volk der ältesten Steinzeit in erster Linie von den Erzeugnissen der See gelebt hat, ist nach den dänischen Funden in hohem Grade wahrscheinlich. Auch Mecklenburg wird seine Steinzeitkultur, vielleicht seine älteste Besiedelung überhaupt, von Westen her, die Seeküste entlang erhalten haben; in der geschützten Wismarschen Bucht fanden diese Einwanderer Lebensbedingungen, wie sie ihren Gepflogenheiten am meisten entsprachen. Die Vorliebe für Ansiedelungen am Wasser, besonders an hohen Seeufern ist ihren Nachfolgern in der jüngeren Periode geblieben. Die verhältnismäßige Armut Mecklenburgs an paläolithischen Funden erklärt sich am einfachsten so, daß die angenommene Einwanderung erst am Ende der ältesten baltischen Steinzeit stattfand. Damit tritt Mecklenburg in Parallele mit dem südlichen Schweden. Auch nach Schonen ist nach nordischen Forschern die Steinzeitkultur erst am Ende der paläolithischen Periode hinübergegangen; es liegen dort die Verhältnisse ähnlich wie bei uns. Nach zwei Seiten hin hat sich die cimbrische Steinzeitbevölkerung (oder ihre Kultur) östlich ausgedehnt, nach Schweden und nach Mecklenburg. Tief landeinwärts ist sie scheinbar nicht gedrungen.

Von Gräbern dieser älteren Periode ist wenig bekannt. Wir besitzen einen Grabfund, den man mit Wahrscheinlichkeit dahin rechnen kann (Anm. 5). Bei Plau wurde 1846 etwa 1,80 Meter tief im kiesigen Sande ein Skelett in annähernd hockender Stellung gefunden, neben dem eine Axt aus Hirschhorn (Abb. 5), zwei gespaltene Eber-

hauer und drei durchbohrte Hirschzähne lagen. In dem Schädel sah Schaaffhausen seiner Zeit (1859) die Kennzeichen einer uralten, niedrig entwickelten Rasse. Da die Anschauungen über diese Merkmale sich seitdem bedeutend geändert haben, eine neuere fachmännische Untersuchung aber nicht stattgefunden hat, müssen wir diesen Punkt mit den weiteren Folgerungen über Rassenzugehörigkeit des Urzeitvolkes hier unberücksichtigt lassen. Ist doch die Neigung, auf Grund eines oder einiger



Abbildung 5.

Schädelfunde einer Bevölkerung ihre Stammzugehörigkeit zuzuschreiben oder gar neue Rassen danach zu konstruieren in den Kreisen der kompetenten anthropologischen Forscher geschwunden. Aber auch ganz abgesehen von der Schädelform berechtigt die Form der Bestattung, die Hornaxt und das gänzliche Fehlen geschliffener Werkzeuge ein sehr hohes Alter für unseren Fund anzunehmen.

Die neolithische Zeit.

Gegenüber der paläolithischen Zeit stellt die folgende Periode, wenn man ihren Nachlaß im ganzen überblickt, einen gewaltigen Fortschritt dar, und es liegt der Gedanke nahe, daß ein neu einwanderndes Volk, etwa die Germanen, den Kulturbesitz der jüngeren Steinzeit auf einmal mit sich gebracht hat. Diese Anschauung ist den archäologischen Thatsachen gegenüber nicht stichhaltig. Nach diesen hat sich die jüngere steinzeitliche Kultur auf dem Boden des baltischen Steinzeitgebietes entwickelt. Eine Kulturgeschichte der Steinzeit können wir noch nicht schreiben: wir finden den Steinzeitmenschen am Ende im Besitz einer hohen Kultur; er baut den Acker, hat sich unsere Haustiere gezähmt, schafft monumentale Denkmäler in seinen Hünengräbern und kunstvolle Wohnungen in seinen Pfahlbauten; ein weiter Weg ist von dem jammervollen Fischerdasein des Altsteinzeitmannes zurückgelegt. Die Stationen des Weges anzugeben sind wir bisher nicht imstande. Wenn wir trotzdem die Kontinuität der beiden Steinzeitalter betonen, so geschieht es aus zwei Gründen: einmal ist der Schauplatz derselbe. Nach wie vor bleibt Dänemark der Mittelpunkt der steinzeitlichen Kultur, die jetzt auch die Inseln voll beherrscht, aber nach Süden und Norden ist ihr Gebiet bedeutend weiter ausgedehnt. Die „nordische" Steinzeit umfaßt

von Deutschland außer Mecklenburg noch das nördliche Hannover, die Altmark, Pommern bis zur Oder. Und zweitens sind die Gerättypen, für den Archäologen doch die klassischsten Zeugen, direkte Nachkommen der paläolithischen. Die Entwickelung läßt sich nicht bis in alle Einzelheiten verfolgen, das aber ist klar, einmal daß nach den Fundverhältnissen die feinsten Erzeugnisse neusteinzeitlicher Kunstfertigkeit, z. B. die „Dolche,“ an das Ende der Periode gehören und ferner daß aus älteren Zeiten Übergangs- und Mischfunde vorhanden sind, welche deutlich die Entwickelung darstellen; so besitzen wir in Mecklenburg einen Moorfund von Gr. Woltersdorf, der ganz überwiegend Geräte enthält, welche ihrer Form nach zwischen den älteren und jüngeren in der Mitte stehen. (Einen Uebergangstypus zeigt beistehender Keil von Lüdershagen.)

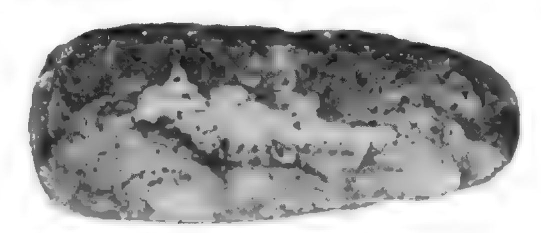


Abbildung 6.

Wenn wir so die Annahme zweier stamm- und kulturverschiedener steinzeitlicher Völker, eines „paläolithischen“ und eines „neolithischen“ ablehnen, so sind wir auch umgekehrt weit davon entfernt, aus der Kontinuität der Kultur zu folgern, daß innerhalb der Steinzeit keine neue Einwanderung stattgefunden haben könnte. Es ist bei dem archäologischen Bestande sehr wohl möglich, daß ein neu einwanderndes Volk neue Kulturelemente mitgebracht hat, etwa die Haustiere, die in den Grabbauten sich aussprechenden Anschauungen über Tod und Weiterleben und anderes mehr. Wir lassen also eine Entscheidung über die Frage, ob in der Steinzeit *ein* Volk das angegebene Gebiet dauernd bewohnt hat oder durch andere mehr oder weniger verdrängt ist, noch offen. Mit größerer Bestimmtheit schreiben wir den Bewohnern unserer Küste zur Zeit der Steingräber ihre Nationalität zu. Nichts spricht dagegen, daß es *Germanen* waren. Eine ununterbrochene Kultur-Entwickelung führt hier von der Steinzeit durch die Bronzezeit bis zu der Eisenzeit hinüber, in welcher der erste matte Strahl der Geschichte unsere Küste trifft und eine *germanische* Bevölkerung beleuchtet. Die körperlichen Reste der Menschen aus der Steinzeit und Bronzezeit stimmen nach dem Urteile der berufensten Kenner durchaus mit dem Bilde überein, welches man nach den Beobachtungen aus geschichtlicher Zeit sich von dem Germanentypus zu machen pflegt. Auf dem Gebiete der nordischen jüngeren Steinzeit, welches, wie wir sehen werden, im wesentlichen mit dem der älteren Bronzezeit zusammenfällt, finden wir die älteste Kultur, die wir germanischen Stämmen zuschreiben dürfen. Wie diese Stämme in jene Gebiete gekommen sind, darauf weist keine Spur. Die Ergebnisse der vorgeschichtlichen Archäologie sind durchaus günstig für die Annahme, *daß am westlichen Baltikum die Urheimat der Germanen liege*, von wo aus sie sich in jüngeren vorgeschichtlichen Perioden nach Süden, besonders nach Südosten ausgedehnt haben (Anm. 6).

Die Grabformen.

Es ist oben gesagt, daß wir eine Kulturgeschichte der Steinzeit noch nicht geben können. Wir betrachten darum die uns bekannten Züge einzeln und beginnen mit der monumentalsten und charakteristischsten Erscheinung, den megalithischen Denkmälern, den sog. „Hünengräbern". Hünen- d. h. Riesengräber hat sie der Volksmund genannt, weil sie von Riesenhänden aufgetürmt und für Riesen bestimmt schienen. In Wahrheit besaßen die Menschen der Steinzeit, deren Leichen diese Gräber bergen, keinen größeren Körperbau als die der Jetztzeit, sie waren eher kleiner. Der gewaltige Kraftaufwand bei der Anlage der Hünengräber ist nicht das Werk einer Riesenkraft, sondern der geregelten Thätigkeit eines Volkes, und die großen Kammern gehören ebenfalls nicht einem Riesen, sondern sind Massenbegräbnisse einer Familie oder Gemeinde. Bis hundert Leichen sind in Dänemark in einem Grabe gezählt. (In Mecklenburg liegen leider nur wenige sachgemäße Fundberichte über die innere Ausstattung von Hünengräbern vor).

Die Grundform ist immer dieselbe. Die Verschiedenheiten beziehen sich besonders auf die Gestaltung der Umgebung, den Zugang und die Raumeinteilung. Die Grabkammer besteht stets aus Tragsteinen, die von mächtigen Decksteinen überwölbt sind. In der einfachsten Form ist es ein Deckstein, die größten von 3 Meter Länge und etwa 2 Meter Breite, gestützt von vier, sechs, acht Pfeilern (in einigen seltenen Fällen werden auch drei und fünf erwähnt). Auf einer Seite, die als Eingang

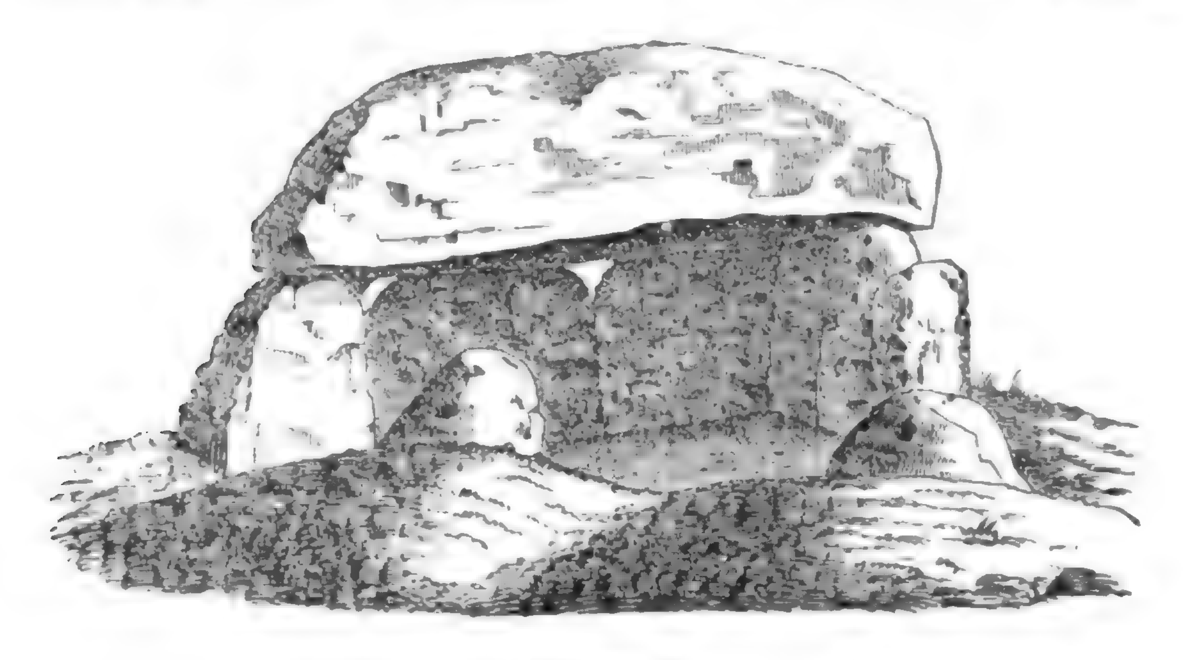


Abbildung 7.

diente, sind die Tragsteine gewöhnlich niedriger. Soll ein größerer Raum hergestellt werden, so werden mehrere Decksteine gebraucht; über vier geht ihre Zahl, soweit bekannt, nicht hinaus. Die Tragsteine waren wohl durchgängig in den Boden gegraben oder dieser zum Gegendruck gegen den bedeutenden Schub der Decksteine außen seitlich angehäuft. Sichtbar wird ursprünglich fast nur der Deckstein gewesen sein. Ganz frei stehende Grabkammern, wie sie heute vielfach erscheinen, gab es schwerlich. Vergleiche beistehend das Grab von Rutenbeck (Abb. 7),

in seiner jetzigen Form von je vier Steinen auf den Schmalseiten, zwei auf der Breitseite getragen, ursprünglich wohl größer und mit zwei Decksteinen versehen. Auch Hünengräber, deren Decksteine mit Erde verdeckt waren, sind bekannt geworden (so bei Nesow und Blengow), doch muß es dahin gestellt bleiben, ob die Erddecke absichtlich hergestellt ist oder sich im Laufe der Jahrhunderte gebildet hat. Da die Grabkammern Massengräber sind, wird ein Zugang offen gehalten und gelegentlich durch einen seitlichen Gang gekennzeichnet; so entsteht das „Ganggrab", welches aber auf unserem Boden selten ist und nie die stattlichen Formen annimmt wie in Dänemark und Schweden.

So weit die äußere Form der Grabkammer. Dieselbe erscheint nun seltener ganz freistehend, häufiger auf einem flachen, rundlichen Hügel oder innerhalb einer länglichen, flachen Erhebung, die mit großen Steinpfeilern umsetzt ist. Dieses sind die „Riesenbetten", die großartigste Form unserer Hünengräber. Eigentümlich ist, daß diese Riesenbetten hier zu Lande fast stets nur eine Grabkammer enthalten und diese dem einen Ende, gewöhnlich dem östlichen, nahe liegt. (Die größte Anzahl von Grabkammern, nämlich vier, gab ein Grab von Molzow, ein Beispiel, daß die Grabkammer in der Mitte lag, ein Grab von Remlin.) In dem länglichen Erdaufwurf sind meines Wissens Begräbnisse ohne Steinkammern nie gefunden, wohl aber Brandstellen, Gefäßscherben u. s. w. Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir in diesem so sorgsam abgegrenzten Raum die Stätte für Totenopfer u. s. w. sehen. Die Länge dieser Hügel ist oft sehr beträchtlich; das sog. Grab von Naschendorf in der Jameler Forst ist 38 Meter lang, das von Friedrichsruhe sogar 54 Meter; die Höhe beträgt nur 1 bis $1^1/_2$ Meter.

Das Innere der Kammern war meist durch kleine Seitenwände in Abteilungen geschieden, die Leichen sitzend und an die Wände gelehnt bestattet. Leider ist die Zahl der systematisch untersuchten Hünengräber außerordentlich gering. Die zuverlässigsten Nachrichten liegen vor über zwei Gräber von Alt-Sammit, welche Lisch 1860 untersucht hat, und die hier als Beispiele angeführt sein mögen:

Vier Tragsteine auf jeder Seite, durchschnittlich 1,70 Meter hoch, 1,50 breit, 0,90 dick trugen vier Decksteine, etwa 2 Meter lang, 1 Meter dick. Die Schmalseiten waren durch je einen Stein, dessen glättere Seite nach innen gekehrt war, geschlossen. Länge und Breite des Innern betrug 5 und 2 Meter; die Längenrichtung ging von Norden nach Süden. Die Steinkisten standen frei auf dem Urboden, waren jedoch außen bis zu der Höhe von etwa 60 Centimeter von einer Erdböschung umgeben. Die Fugen zwischen den Tragsteinen waren unten mit kleineren Steinplatten, oben mit Keilsteinen ausgesetzt. Auf dem Urboden waren die Gräber in kleinere Kammern geteilt durch niedrige Mauern von flachen, gespaltenen Platten aus Sandstein oder Granit bis zur Höhe von 60 Centimeter; auch hier waren die Lücken mit kleineren Steinen geschlossen. Der Boden der Kammern war mit einer dünnen Lehmschicht ausgeschlagen, zu der das Material (der Boden der Umgebung der Hünengräber ist sandig) aus größerer Entfernung beschafft sein muß; darauf lag eine Schicht zerschlagener,

ausgeglühter, weißer Feuersteine; die Bestatteten mit ihren Beigaben waren mit einer etwa 60 Centimeter starken Sand- und Steinschicht überdeckt. Soweit waren beide Gräber gleich.

Das erste hatte im ganzen sechs Kammern, drei in ostwestlicher, drei in nordsüdlicher Richtung. Reste von Leichen wurden nur in zweien noch gefunden, anscheinend waren sie nach Osten blickend beigesetzt, beide ohne Beigaben. In zwei anderen fanden sich Keile und Lanzenspitzen von sorgsamster Arbeit.

Das zweite Grab stimmte in seinem Grundriß mit dem ersten fast völlig überein (drei ostwestliche, drei nordsüdliche Kammern), hatte aber an der östlichen Langseite nahe dem Südende einen schmalen Gang von etwa 1 Meter Höhe. Auch hier fanden sich Leichenreste auf dem Boden von zwei Kammern, mit reicher Ausstattung an Steingeräten. Interessant war, daß auch über dem Boden in der Sandschicht sich Altsachen fanden; Knochen waren nicht erhalten, doch haben wir darin wohl eine spätere Bestattung zu sehen.

Von den erhaltenen Hünengräbern sei hier das altberühmte von Katelbogen bei Bützow betrachtet. Ein Erdhügel von ovaler Form, ungefähr 6 Meter hoch, mit nordost-südwestlicher Längenachse, 60 Meter im Umfang wird von einem Kranze großer Steine, die etwa 1 Meter aus dem Boden hervorragen, umgeben. Auf der Höhe des Hügels liegt in der Mitte die 6,15 Meter lange Grabkammer, geöffnet und zum Teil zerstört, gebildet durch vier Decksteine von 2 Meter Länge (die Zahl der Tragsteine ist nicht mehr bestimmbar).

Das am besten erhaltene Riesenbett ist das schon erwähnte in der Jameler Forst bei Grevesmühlen (gew. Grab von Naschendorf genannt; vgl. Abb. 8); die 50 Steinpfeiler sind noch wohl erhalten und die Grabkammer, in ihrer Form und Größe gleich der von Katelbogen, scheint noch unversehrt zu sein.

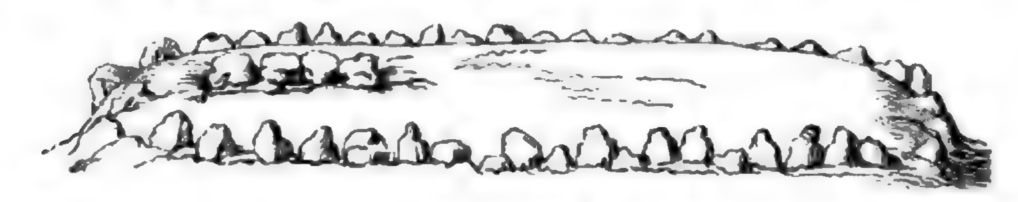


Abbildung 8.

Riesenbetten und freistehende Steinkammern finden sich auffallend oft neben einander (so bei Jamel, Vietlübbe bei Plau, Alt-Gaarz) und scheinen im wesentlichen derselben Bevölkerung und derselben Zeit anzugehören. Nordische Forscher neigen aus Gründen, die in der Ausstattung liegen, dazu, in der einfachen Steinkammer mit einem Decksteine wie die ursprünglichste, so auch die älteste Form zu sehen. Dafür spricht auch die Beobachtung, daß die Steinkammer ein sehr weites Gebiet in Europa einnimmt, während das Riesenbett ein verhältnismäßig enges Gebiet in Dänemark und Norddeutschland beherrscht. Wir können aus Mecklenburg wenig Material zur Entscheidung der Frage beibringen, wollen aber nicht unerwähnt lassen, daß das Hünengrab von Leisten (bei Plau), dessen Inhalt besonders altertümliche Formen

zeigte, auch seiner Anlage nach einfach war; auch bei uns werden die einfachen Steinkammern eine ältere Stufe darstellen (Anm. 7).

Megalithische Steinkammern bilden nun durchaus nicht die einzige steinzeitliche Grabform. Eine zweite Gruppe sind die Hünenbetten ohne Steinkammern, längliche, flache, mit Steinen umsetzte Hügel, die durch Steinschichtungen in mehrere Abteilungen getrennt sind, eine wenig beachtete Form, die hier besonders in der Gegend um Wittenburg verbreitet war.

Eine dritte Gruppe sind die Steinkistengräber, Behältnisse aus flachen Steinplatten, bei denen der Gedanke an das Haus der Toten schon zurücktritt, und in denen die Leichen liegend beigesetzt werden. Diese Form gehört unbestritten in die letzte Periode der Steinzeit; sie ist in Mecklenburg wenig beobachtet, aber doch hinreichend, um ihr Vorhandensein sicher zu stellen (so bei Hohen-Wieschendorf, Malchin und Molzow). Und schließlich finden wir auch Leichen frei im Boden liegend; solche steinzeitliche Begräbnisstätten sind besonders bei Roggow in einer an steinzeitlichen Funden aller Art außerordentlich reichen Gegend aufgefunden. In einer sandigen Höhe fanden sich 1822 15—16 Skelette mit Steingeräten, an einer zweiten Stelle später noch mehr, allerdings ohne beweisende Funde. Vielleicht waren diese größeren Grabplätze schon zur Zeit der Steinkammern im Gebrauch für die Masse des Volkes, sicher (nach Beobachtungen, die besonders in Schleswig-Holstein gemacht sind) werden sie am Ende der Steinzeit häufiger (Anm. 8).

In allen genannten Gräbern herrscht die Beisetzung unverbrannter Leichen. Es kann aber keinem Zweifel mehr unterliegen, daß am Ende der Steinzeit gelegentlich schon Leichenbrand vorgekommen ist, daß der Verstorbene verbrannt und seine Reste in Urnen geborgen sind, ein Gebrauch, der in sehr viel späterer Zeit auf etwa ein Jahrtausend hin herrschend gewesen ist. Für Mecklenburg liegen ganz einwandfreie Funde noch nicht vor, aber die gesicherten Funde in den Nachbarländern (so bei Hamburg und in der Neumark) gestatten uns Beobachtungen wie die, daß in einem schon gestörten Hünengrabe von Garvsmühlen (bei Neu-Bukow) eine Urne mit Leichenbrandresten gefunden wurde, und die Nachricht, daß 1823 bei Malchow eine Urne mit „Asche und Gebeinen, darauf eine Lanzenspitze" gefunden seien, hierher zu ziehen (Anm. 9).

Die steinzeitlichen Grabstätten verteilen sich nun durchaus nicht gleichmäßig über das Land, sondern es treten einige Dichtigkeitscentren hervor, während andere Landstriche fast leer erscheinen. Wir sind sicherlich berechtigt, aus der größeren oder geringeren Häufigkeit der Gräber einen Schluß auf die Bevölkerung in der Steinzeit zu machen und kommen da zu interessanten Ergebnissen über die Besiedelung des Landes.

Fünf Landstriche zeichnen sich durch zahlreiche Hünengräber aus. 1. Das westliche Küstengebiet etwa bis zur Kägsdorfer Spitze, umfassend die Amtsgerichtsbezirke Grevesmühlen, Wismar, Neu-Bukow und die angrenzenden Striche von Rehna, Schwerin, Kröpelin. 2. Das Gebiet an der Recknitz und Trebel bis zum Kummerower See, umfassend die Amtsgerichtsbezirke Tessin, Gnoien, Dargun und die angrenzenden Teile

von Laage und Neu-Kalen. 3. Das Eldegebiet: ein Streifen, der vom Südende des Schweriner Sees auf Parchim und die Elde entlang bis Waren geht, umfassend die Amtsgerichtsbezirke Crivitz, Parchim, Lübz, Plau, Malchow und die angrenzenden Teile von Röbel, Waren, Goldberg, Krakow. 4. Ein kleines Gebiet um Wittenburg. 5. Ein schmaler Strich links der Warnow von Kl.-Görnow bis Cambs; Amtsgerichtsbezirk Bützow, teilweise Sternberg und Schwaan.

Hünengräber fehlen im Südwesten und Nordosten des Landes, sowohl dem Haide- und unteren Eldegebiet (Amtsgerichtsbezirke Boizenburg, Hagenow, Lübtheen, Dömitz, Ludwigslust, Grabow, Neustadt) als dem östlichen Küstenstrich (Amtsgerichtsbezirke Rostock und Ribnitz, auch in den Amtsgerichtsbezirken Kröpelin, Doberan und Schwaan treten sie nur vereinzelt auf). Diese Verteilung entspricht im allgemeinen den Höhenzügen des Landes; überwiegend schließen sich die Hünengräber an die Endmoränenlandschaften an; die Ebenen mit ihren unregelmäßigen Wasserläufen konnten die steinzeitliche Bevölkerung nicht anlocken (Anm. 10).

Wohnstätten.

Wir kommen zu den Wohnstätten der damaligen Bevölkerung. Zwei Arten sind uns bekannt: Grubenwohnungen und Pfahlbauhütten (Anm. 11).

Beide sind bei uns überwiegend im Gebiete der ersten Gruppe von Hünengräbern, an der westlichen Küste beobachtet; Grubenwohnungen besonders bei Roggow und Dreweskirchen. In der Tiefe von 90 Centimeter bis 1,50 Meter stieß man auf eine Lage von Feldsteinen, kreisrund, von 1,20 bis 1,50 Meter Durchmesser, darauf und daneben Abfälle des täglichen Lebens, besonders der Mahlzeiten, also Tierknochen, Gefäßscherben, vereinzelte verlorene oder verworfene steinerne Geräte; in einer Grube bei Roggow zeigte sich ein wohl aufgesetzter Heerd. Der Raum in diesen Gruben ist außerordentlich beschränkt; sie dienten im wesentlichen nur zum Schutze des Feuers, welches in jenen feuchten und niedrigen Strichen besonderer Pflege bedurfte.

Auf einer wesentlich höheren Stufe stehen die Pfahlbaudörfer. Es ist bekannt, wie die Sitte, auf einem Pfahlroste im Wasser zu siedeln bei primitiven Völkern noch heute eine weit verbreitete ist, und daß die Alpenseen eine sehr große Anzahl solcher Anlagen, nicht nur aus der Steinzeit, sondern auch aus späteren vorgeschichtlichen Perioden ergeben haben. Es war eine ganz besondere Entdeckerfreude von Lisch, als er im Jahre 1863 auch in Mecklenburg, in der Nähe von Gägelow (bei Wismar), eine steinzeitliche Ansiedelung in einem früheren Wasserbecken nachweisen konnte. Schon 1864 folgte die Entdeckung von Pfahlbauten in einem ausgedehnten Moorbecken bei der Müggenburger Ziegelei bei Wismar; auch später noch sind eine Reihe anderer Beobachtungen der Art gemacht, die aber nicht zu voller Klarheit geführt haben. Gerade die Untersuchungen von Pfahlbauten sind mit den größten Schwierigkeiten verbunden. Nur wo in

altem Seegrunde bearbeitete Pfähle, dazwischen oder daneben Speiseabfälle, besonders Knochen, und steinzeitliche Artefakte in hinreichender Menge gefunden werden, darf man auf einen Pfahlbau schließen; Pfähle allein oder Tierknochen oder Steingeräte allein thun es nicht. Neuerdings ist eine Fundstelle in einem Moor bei Bülow (bei Rehna), an der alles für einen Pfahlbau spricht, mit Anwendung aller Sorgfalt untersucht, das letzte Wort aber noch nicht gesprochen. Der typische Pfahlbau für Mecklenburg ist bisher der von Wismar geblieben. Und gerade an diesen hat sich ein eigenartiges Misgeschick geknüpft. Ein Mann, dem Lisch ein weit gehendes Vertrauen schenkte, schritt zu Fälschungen, meist absurder Art (moderne Kämme, angekohltes Brot, Knochen der Wanderratte u. dgl.), die ihm zunächst glückten, und als sie bald aufgedeckt wurden, nun den ganzen Pfahlbau verdächtig erscheinen ließen. Trotzdem, auch nachdem Büsch (so ist der Name des Fälschers), unschädlich gemacht war, Funde desselben Charakters von den zuverlässigsten Beobachtern bis zur Erschöpfung des Moores bei Wismar immer weiter gemacht sind, will dieses Mistrauen nicht weichen, und noch in der neusten Behandlung der nordischen Vorgeschichte, Sophus Müllers Nordischer Altertumskunde liest man (S. 202 der deutschen Ausgabe 1897) „Von den eigentümlichen Pfahlbauten . . . zur Steinzeit . . . ist in Nordeuropa überhaupt keine Spur entdeckt worden.“ Dem gegenüber sei auf den Fundbericht von Lisch, der auf eigene Kenntnis sich stützt, und die im Großh. Museum aufbewahrten Reste hingewiesen, welche den steinzeitlichen Ursprung der Anlage außer Zweifel stellen. Jüngere Beimengungen finden sich selbstverständlich, wendische und mittelalterliche Stücke, aber in ganz vereinzelter Zahl, und können nicht dazu berechtigen, den Pfahlbau einer jüngeren Periode zuzuschreiben, etwa der wendischen Zeit, in der auch Wohnungen im Wasser, aber ganz anderen Charakters erscheinen. Daß der Wismarsche Pfahlbau der einzige in seiner Art geblieben ist, während in und an den Alpen (Schweiz, Österreich, Oberitalien) die Beobachtungen verwandter Anlagen sich häufen, ist seltsam, kann aber nicht benutzt werden, ihm das Dasein überhaupt abzusprechen; es können alljährlich solche Anlagen in Mooren zerstört werden, ohne daß sich jemand findet, der die verschiedenen zusammengehörigen Erscheinungen überhaupt beobachtet.

Das Seebecken, in dem der Wismarsche Pfahlbau lag, hatte eine Tiefe von etwa 3 Metern. Beobachtet sind die Reste von fünf Pfahlbauhäusern, und es ließ sich feststellen, daß drei rund und zwei viereckig gebildet waren; der Durchmesser der Hütten betrug 4 bis 5 Meter, die gegenseitige Entfernung 6 bis 8 Schritte. Von der einen Wohnung ließ sich ein Weg nach dem festen Lande verfolgen, indem hier sieben bis acht große Granitsteine in gerader Linie lagen. Es schien, als ob die Hütten nicht allein standen, sondern durch eine Plattform aus Bohlenlagen mit einander verbunden waren, der innere Raum war wohl mit Estrich ausgelegt. Die Pfähle, auf denen der Bau ruhte, fast ausschließlich Eichenbalken, standen ungefähr 60 Centimeter weit von einander. Da das Kopfende angebrannt und verkohlt war, muß der ganze Bau durch Feuer zu Grunde gegangen sein.

Der Inhalt des Wismarschen Pfahlbaus gewährt einen klaren Einblick in die Lebensverhältnisse des Steinzeitmenschen. Die Steingeräte zeigen alle aus der Steinzeit bekannten Formen und beweisen so, daß die Anlage an das Ende der Periode gehört; im Vergleich zu dem Inhalt der Hünengräber überwiegen, wie begreiflich, derbere Arbeitsgeräte, an denen die Abnutzung oft deutlich hervortritt. Auch die Thongefäße sind begreiflicherweise dickwandiger und derber als die aus den Hünengräbern, doch ist wenigstens ein sehr fein gearbeitetes Gefäß vorhanden von einer Form, die wir in Gräbern vom Schlusse der Steinzeit gelegentlich treffen, und welche auch zur Zeitbestimmung herbeigezogen werden kann (Vgl. Abb. 9 und unten S. 26). Äxte und Pfriemen aus Horn und Knochen, Bogen aus Holz vervollständigen diesen „Urväter Hausrat." Zahlreich sind dann die Reste der Tierwelt, ganz überwiegend natürlich Küchenabfälle: da erscheinen unsere Haustiere; diese in der Mehrzahl, aber auch Jagdtiere, unter denen der Urstier (Tur, bos primigenius) hervorragt, schon durch sein mächtiges Gehörn, das wohl als Schmuck an den Hütten angebracht war (vgl. unten). Auch Quetschmühlen und Reibsteine zeigen uns, daß die Pfahlbauer den Stand des Jägerlebens hinter sich hatten und Getreidebau übten. Bei dieser Lebensweise ist es selbstverständlich, daß die Pfahlbauer ein seßhaftes Volk waren, keine Nomaden; doch ist ein Hinweis darauf bei den sonderbaren Vorstellungen, die man über ein vermeintliches Nomadentum der Germanen noch in viel späterer Zeit oft ausgesprochen findet, nicht müssig. Wir werden unten darauf zurückzukommen haben.



Abbildung 9.

Eine weitere Spur von Besiedelung (außer Wohngruben und Pfahlbauten) hat der steinzeitliche Mensch in den sog. „Feuersteinmanufakturen" hinterlassen. Es sind das Plätze, auf denen man massenhaft Feuersteinsplitter, kleine messerartige Geräte, die sog. „prismatischen Messer" (vgl. Abb. 10), auch unfertige oder zerbrochene Äxte, Lanzen u. s. w. findet. Wohngruben sind gelegentlich dabei beobachtet. Gewöhnlich finden sich solche Arbeitsplätze auf sandigen Kuppen an Seeufern und oft nahe bei einander. So liegen altbekannte Fundstellen der Art bei Waren (Klink, Eldenburg, Jabel), andere bei Schwerin (am Ostorfer See, auf dem Kaninchenwerder, am Rabensteinfelder Ufer und sonst). Zu warnen ist schon hier vor der verwirrenden Annahme, daß alle Fundplätze steinerner Geräte auch der Steinzeit angehören müssen. Für viele Zwecke ist der Stein noch in viel jüngeren Perioden ein wirksames Material gewesen, und die Übung in der Herstellung steinerner Geräte geht durch die ganze Vorgeschichte. Gerade die einfachsten Steingeräte haben die längste Lebensdauer; kleine Messer z. B. finden sich auf wendischen Burgplätzen und auch sonst vergesellschaftet mit Resten wendischer Kultur sehr oft. Es kann daher nicht befremden, wenn

gerade auf den Plätzen der „Feuersteinmanufakturen“ auch die sehr charakteristischen wendischen Scherben gefunden sind, (z. B. bei Jabel).

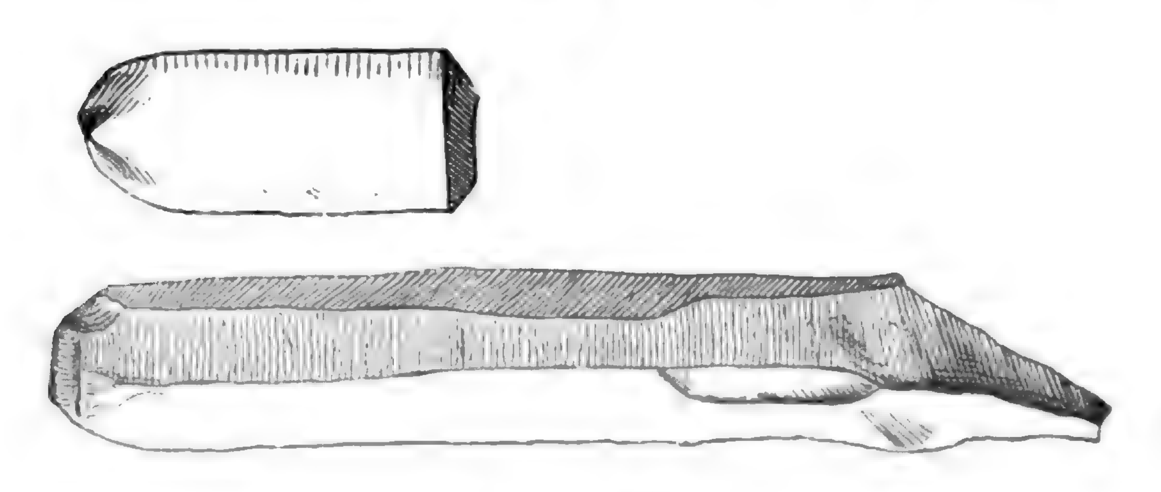


Abbildung 10.

Ob eine derartige Anlage also der Steinzeit oder einer späteren Periode angehört, ist ohne weitere Kennzeichen nicht zu entscheiden.

Depotfunde.

Eine fernere Gruppe der steinzeitlichen Funde bilden die sog. Depotfunde. In Mooren, oft auch unter oder an großen Steinen findet man häufig Steinsachen, deren absichtliche Bergung zweifellos ist, gewöhnlich „Keile“ von schönster Arbeit oder Dolche und „halbmondförmige Messer“, wie sie in den Hünengräbern selten sind. Der sonderbarste Fund der Art wurde 1823 bei Wakendorf (bei Neu-Bukow) gemacht, wo in der Tiefe von 50 Centimeter im Torfmoor steckend ein Dolch, umgeben von vier Messern, gefunden wurde. Wir werden diesen „Depotfunden“ in der Bronzezeit wieder begegnen. Ihre Deutung ist schwierig. In vielen Fällen mögen es kostbare Besitzstücke gewesen sein, die man an gesicherter Stelle versteckte, um sie gelegentlich wieder zu holen. In anderen, wie bei Wakendorf ist eine Deutung als „Votivgabe“, d. h. als Opfer für Götter, Verstorbene, vielleicht auch, worauf entsprechende Gebräuche in der Bronzezeit weisen, als „Selbstausstattung für das künftige Leben“ kaum abzuweisen. (Anm. 12.)

Die steinzeitlichen Geräte.

Wir verlassen damit die Besprechung der Fundstätten und wenden uns zu der Ausbeute, welche diese für unsere Kenntnis der steinzeitlichen Kulturverhältnisse ergeben haben.

Wenn wir zunächst die Werkzeuge betrachten, mit denen der Steinzeitmensch den Kampf ums Dasein aufnahm, so geschieht es, weil die Geräte den Hauptbestandteil der gesamten Hinterlassenschaft der Vorgeschichte bilden und der sicherste Führer der vorgeschichtlichen Archäologie sind. Kenntnis der Gerätformen ist die Grammatik der dunklen Sprache vorgeschichtlichen Lebens; daß von dem Kulturbestande eines Volkes seine Werkzeuge nur ein kleiner Bruchteil sind und aus der größeren oder geringeren Nutzbarkeit seiner Geräte ein Schluß auf seinen Kulturzustand ohne weiteres nicht gezogen werden darf, sei hier besonders hervorgehoben. (Anm. 13.)

Das Hauptmaterial der steinzeitlichen Geräte ist eben der Stein. Umgekehrt aber gehört selbstverständlich nicht jedes Steingerät der Steinzeit an. In den folgenden Perioden sind, wie schon angedeutet, die einmal gefundenen Typen weiter benutzt. Aus diesem Umstande erwachsen eigenartige Schwierigkeiten. Es handelt sich darum Kennzeichen zu finden, nach welchen man den Ursprung eines steinzeitlichen Gerätes, ob in der Steinzeit, ob später, bestimmen kann. Das ist bisher nicht möglich. Alle wichtigeren Gerättypen treten in steinzeitlichen Gesamtfunden auf und haben sich demnach in der Steinzeit entwickelt; später scheinen keine neuen dazu erfunden zu sein; ja, es ist anzunehmen, daß die Geschicklichkeit, die zu der Herstellung der Meisterwerke der Steinzeit gehört und nur das Resultat einer außerordentlichen Übung sein kann, sich später verloren hat. So weit ich sehe, sind die in bronzezeitlichen Gräbern gefundenen Äxte, Lanzen u. s. w. aus Stein durchgängig minder gut gearbeitete Stücke. Nur ein Gerät ist auch in der Bronzezeit überwiegend aus Stein gefertigt und erscheint mit einer gewissen Regelmäßigkeit, das sind die Pfeilspitzen. Die anderen Geräte kommen nur vereinzelt vor und legen oft den Gedanken nahe, daß sie gar nicht praktisch benutzt und als Gebrauchsgegenstände mit in das Grab gegeben sind, sondern als unverstandene Überbleibsel ausgestorbener Geschlechter abergläubischen Vorstellungen dienten, wie noch jetzt zu Wetterzauber u. ä. die Steinäxte vielfach Verwendung finden.

Nach dem gesagten stammt die große Mehrzahl der Steingeräte auch wirklich aus der Steinzeit, das Vorkommen eines einzelnen Gerätes berechtigt aber noch nicht, die betreffende Fundstelle als steinzeitlich zu bezeichnen.

Unter den Werkzeugen nimmt durch Häufigkeit und vielfache Verwendbarkeit den ersten Platz ein Gerät ein, das wir als „Keil“ zu bezeichnen gewöhnt sind, ein Name, der nur von der Form hergenommen ist und jedenfalls weniger misverständlich ist, als der sonst beliebte „Beil“. Es ist das Universalwerkzeug der Steinzeit, mit dem je nach Handhabung und Schäftung geschlagen, geschnitten, geritzt, geschabt, gestemmt oder geglättet werden kann. Dem entsprechend kommt es auch in recht verschiedenen Formen vor. Wir geben vier Hauptformen in nebenstehenden Abbildungen: Typus A, zeitlich der älteste, wird gekennzeichnet durch allseitigen scharfkantigen Abschluß (Abb. 11, Keil von Lalchow), Typus B, der schlankste und eleganteste, zeigt schmale Seitenflächen; es ist die in den Hünengräbern häufigste Form (Abb. 12.)

Typus C, der „Arbeitskeil“, hat ſtarke, ungleichmäßige Seitenflächen; das der Schneide entgegengeſetzte Ende bildet eine rechteckige Fläche (ſog. „Bahn“) und iſt oft abgenutzt (Abb. 13). Typus D hat gerundete Schmal- und Breitſeiten, das Bahnende ſchließt ſcharfkantig ab; ihm gehören die größten und ſorgſamſt gearbeiteten Stücke an (Abb. 14). Die Schneide iſt oft

Abbildung 11.

Abbildung 12.

Abbildung 13.

Abbildung 14.

konkav geſtaltet, ſo daß das Gerät beſonders zum Schaben und Glätten verwendbar wird, die ſog. „Hohlkeile“ (Vgl. Abb. 15, ein Stück von Dummerſtorf). Die Größe iſt ſehr verſchieden. Die Stücke der Schweriner Sammlung wechſeln zwiſchen 33 Centimetern (Typus D, von Gutow) und 6 Centimetern (mehrere Stücke von Typus D, darunter eins aus dem Hünengrabe von Klink). Die Herſtellungsart iſt die, daß ein annähernd keilförmiger Feuerſteinblock durch Abkeilen und Abſprengen die gewünſchte Form erhielt, dann die Oberfläche muſchelig geſchlagen und zuletzt geſchliffen wurde. Ungeſchliffene Exemplare ſind nicht ſelten und offenbar nicht nur als unfertige anzuſehen, ſondern in dieſem Zuſtand benutzt; ganz geſchliffene ſind ſelten, meiſt ſind nur die Breitſeiten am Schneideteile geſchliffen.

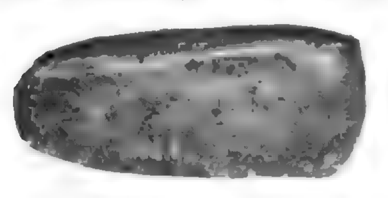


Abbildung 15.

Auch aus anderen Gesteinsarten kommen Keile vor, welche in den Formen sich den Feuersteinkeilen anschließen. Jene rundlichen Formen mit spitzem Bahnende, die in südlicheren Gegenden eine so große Rolle spielen, treten hier nur vereinzelt auf. Den Keilen verwandt sind die Meißel, vierseitig, mit geringen Breitenunterschieden zwischen den

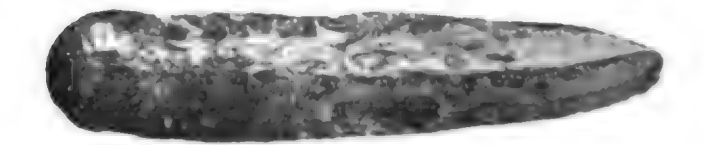


Abbildung 16.



Abbildung 17.

Seiten. Beistehende Abbildungen (Abb. 16 von Wismar, 17 von Redentin) werden zur Darstellung hinreichen.

Anderer Art sind die Lanzenspitzen, Dolche und Sägen (oder „halbmondförmigen Messer"). Gemeinsam haben diese die dünne Klinge und die feine, oft überaus zarte Muschelung der Oberfläche; nie sind sie geschliffen. Die einfacheren Klingen sind je nach der Schäftung als Wurf- oder Stoßwaffen zu brauchen, also als Lanzen oder Dolche zu bezeichnen, bei den künstlicheren ist der Handgriff deutlich und oft außerordentlich schön gebildet.

Wir scheiden demnach bei den Klingen 1. Klingen ohne Schaft, für deren verschiedene Formen beistehende Stücke von Gr.-Wüstenfelde (Abb. 18) und Suckow bei Güstrow (Abb. 19) genügen mögen; diese

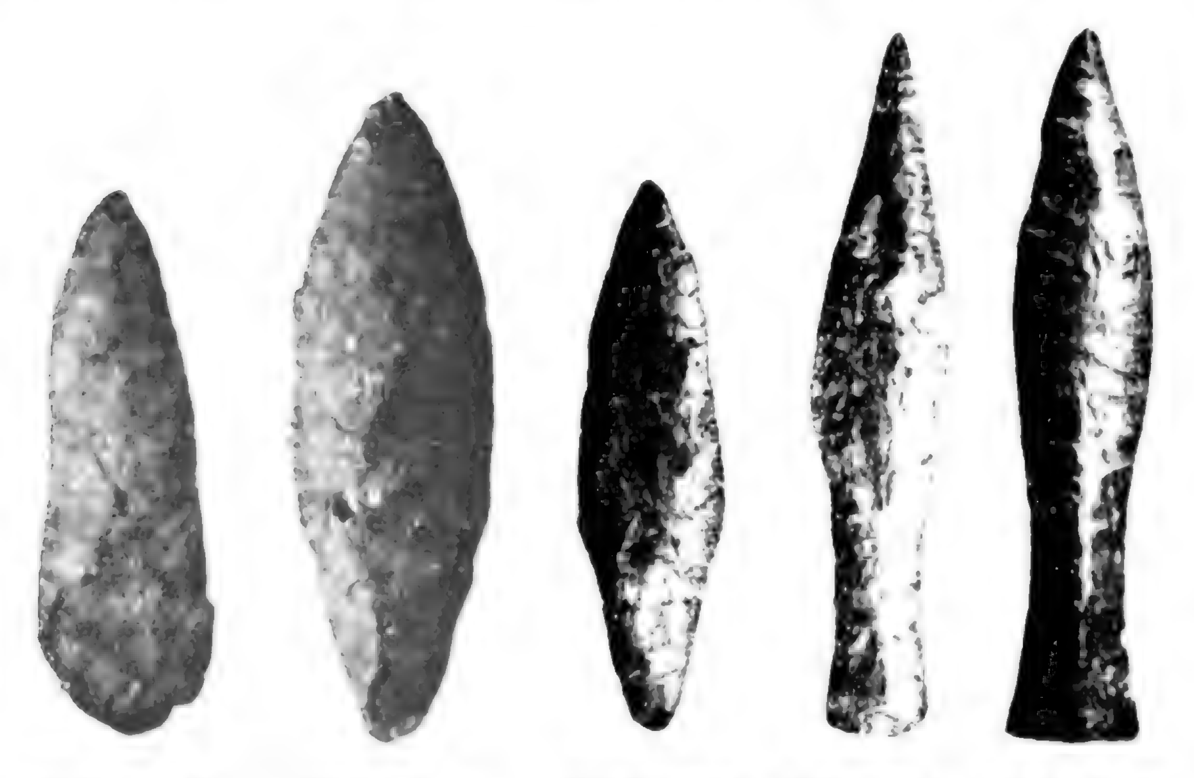


Abbildung 18. Abbildung 19. Abbildung 20. Abbildung 21. Abbildung 22

Klingen kommen seltener in Hünengräbern, häufiger in Moorfunden vor. 2. Klingen mit flachem Schaft (Griff), teils einfacher Schaftzunge (vgl. beistehendes Stück von Dummersdorf Abb. 20), teils auch sehr künstlichem Griff mit gekröselten Enden und breiter Grundfläche (vgl. beistehende

Stücke von Grevesmühlen Abb. 21 und Kuhlrade Abb. 22). 3. Klingen mit vierseitigem Schaft, dessen Enden gewöhnlich gekröselt sind, an Feinheit und Schwierigkeit der Bearbeitung den Höhepunkt der Steintechnik darstellend (vgl. beistehendes Stück von Wismar Abb. 23). Die Klingen

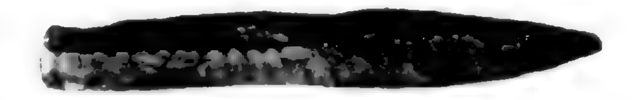


Abbildung 23.

mit Schaft fehlen in unseren Hünengräbern ganz, kommen aber in den Pfahlbauten und Depotfunden häufig vor. Der Grund liegt wohl darin, daß diese künstlichsten Geräte an das Ende der Periode zu setzen sind, in eine Zeit, in der die großen Steinkammern schon nicht mehr im Gebrauch waren.

Auch die Sägen oder „halbmondförmigen Messer“, von deren verschiedenen Formen die beistehenden ihrem Typus nach extremen Stücke von Dambeck (bei Röbel, Abb. 24) und Zippendorf (Abb. 25) ein



Abbildung 24.

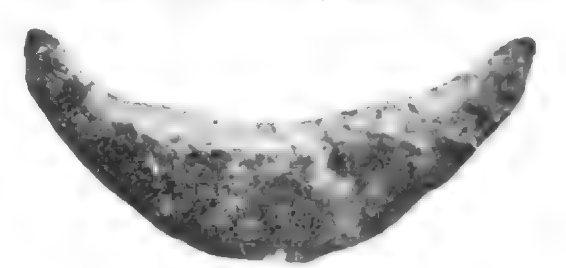


Abbildung 25.

Bild geben, haben, wie sie an Arbeit den Klingen gleichstehen, dieselbe Verbreitung: häufig in Mooren, fehlend in Gräbern.

Von den Pfeilspitzen zeigt die eine beistehende von Ludwigslust (Abb. 26) einen älteren Typus, die andere, von Dambeck (bei Röbel, Abb. 27) den jüngeren, wie er besonders in bronzezeitlichen Gräbern häufig ist.



Abbildung 26.

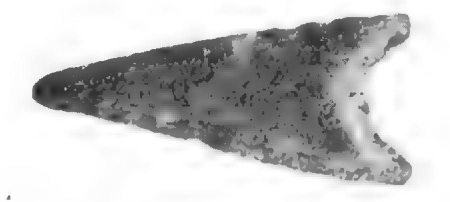


Abbildung 27.

Neben den Keilen sind axtförmige Geräte das verbreitetste Werkzeug. Die Schäftung geschieht ganz überwiegend vermittelst eines der Schneide parallelen Schaftloches; an dessen Stelle treten gelegentlich flache Gruben, die man für eine angefangene Bohrung halten würde, wenn sie nicht so häufig wären. Ferner findet sich ein Schaftstiel, eine kurze, dicke Handhabe, besonders bei starken Exemplaren, die man auch als Pflugscharen erklärt hat. Sehr selten ist die Schaftrille, eine umlaufende Kerbe zum Halten eines befestigenden Bandes. Das Material ist Diorit, seltener Gneis, Sandstein, Granit. Die Formen sind sehr mannigfaltig und schwer zu klassifizieren.

Wir scheiden: 1. Gerade, schlichte Formen; die einfachste zeigt den Stein wenig bearbeitet und in natürlicher Rundung (ziemlich selten; vgl. beistehendes Stück von Passentin, Abb. 28), die entwickeltere hat

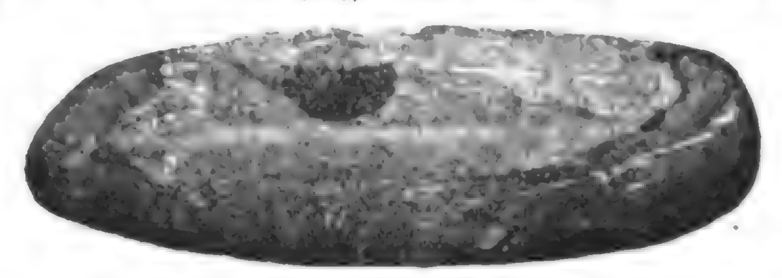


Abbildung 28.

scharfkantig zusammenstoßende, gerade Seiten. 2. Gerade, künstlichere Formen. Wir heben hervor die hier abgebildeten Typen, von denen das erste Stück (aus dem Pfahlbau von Wismar, Abb. 29), mit einem zur Leiste sich verengernden Bahnende eine eigentümlich mecklenburgische Form zu sein scheint, das schöne Stück von Kargow (Abb. 30) und eines von Kummerow (Abb. 31). Der letzte Typus ist interessant durch seine weite Verbreitung über fast ganz Europa und scheint mit seinem gerundeten Bahnende und scharfen Mittelgrate eine Nachahmung

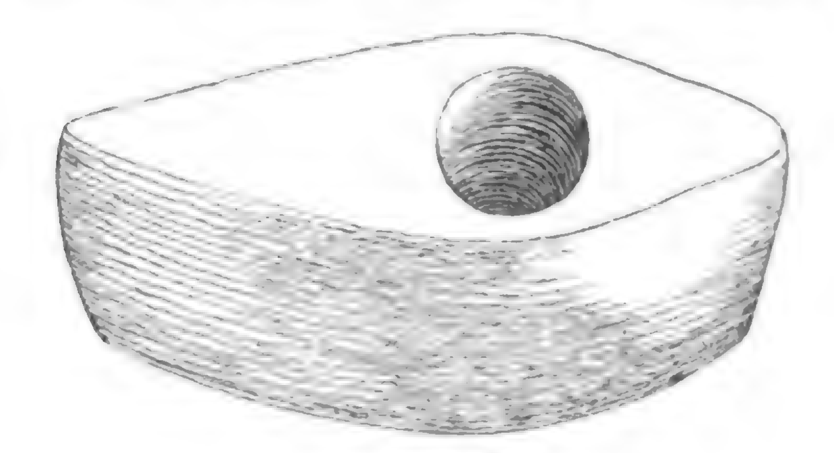


Abbildung 29.

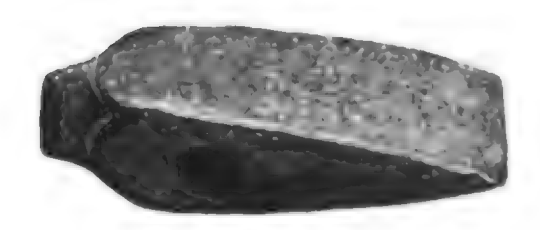


Abbildung 30.



Abbildung 31.

metallener Geräte (Kupfer) anzudeuten. 3. Geschweifte Formen, d. h. Stücke, an denen entweder der ganze Körper oder Bahn- oder Schneideseite gebogen sind. Auch hier liegt der Gedanke einer Nachahmung von Kupfer- oder Bronzeäxten nahe. Vgl. die beistehenden Stücke von Zierow (bei Wismar, Abb. 32), die doppelflügelige Axt von Rüst (Abb. 33) und die „Amazonenaxt" von Gr. Potrems (Abb. 34). Soweit die Äxte mit Schaftloch; in Hünengräbern finden sie sich ziemlich gleich verteilt, in Pfahlbauten überwiegen die einfachen Formen.

Als Beispiel einer Axt mit Schaftabsatz sei ein Stück vom

Plauer See, (Abb. 35). als solches einer Axt mit Schaftrille eines von Alt-Steinhorst angeführt (Abb. 36). Alle diese Äxte sind Einzelfunde.

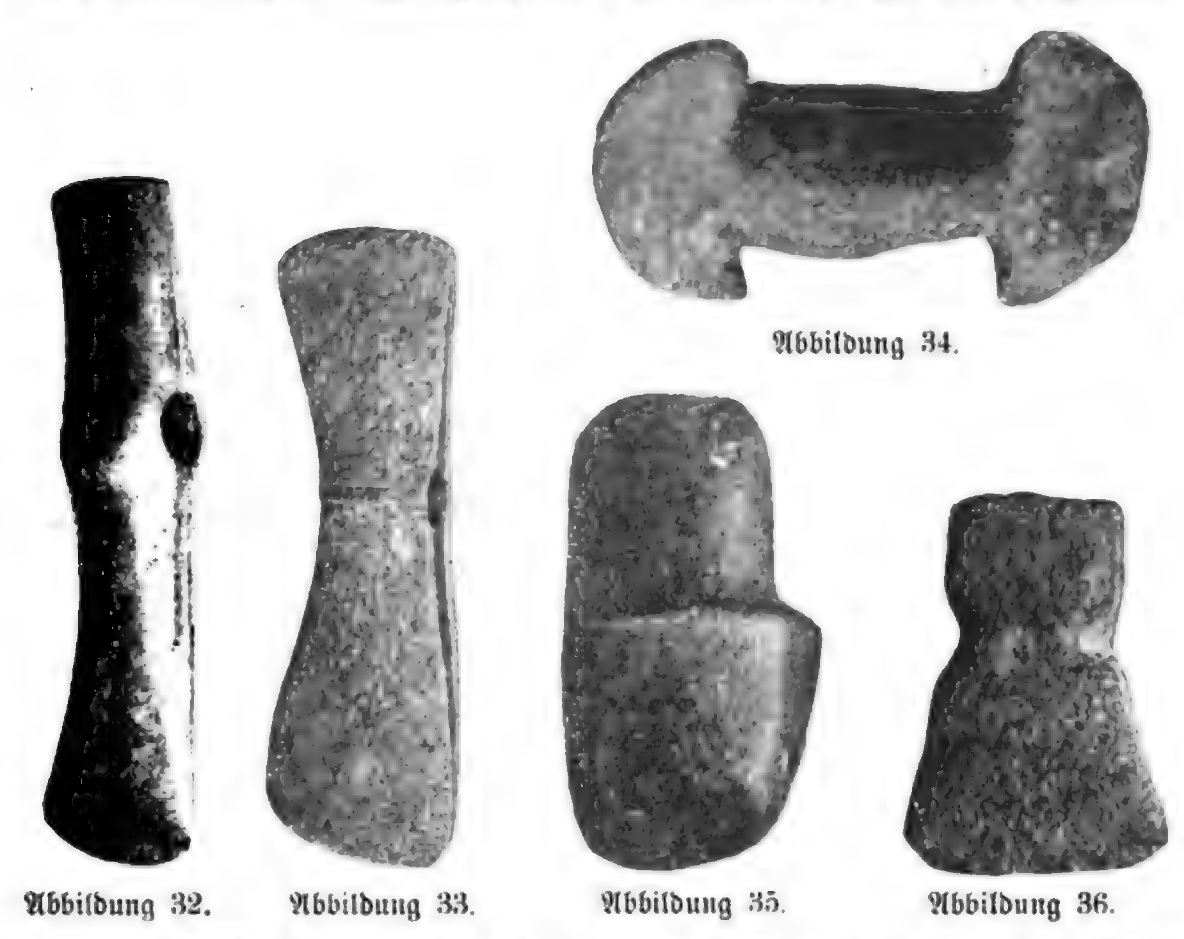
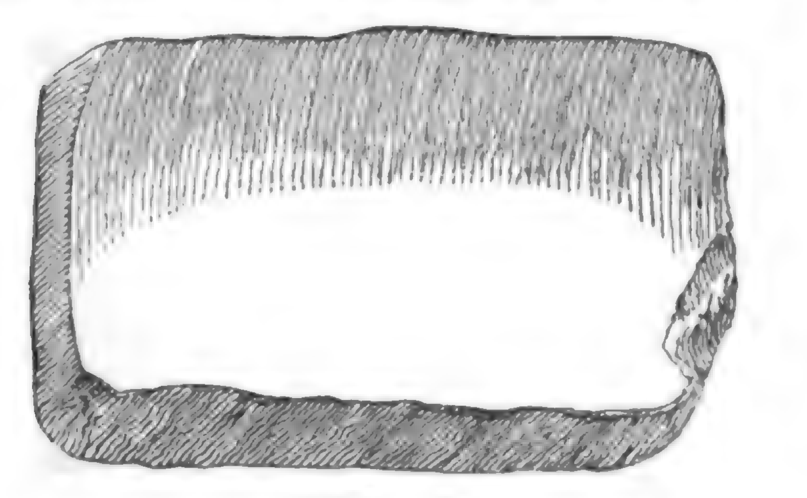


Abbildung 34.

Abbildung 32. Abbildung 33. Abbildung 35. Abbildung 36.

Schleifsteine, welche bei der Herstellung besonders der Geräte aus Feuerstein dienten, sind mehrfach erhalten, nicht nur von Wohnplätzen, sondern auch aus Gräbern. Es sind Sandsteinplatten, deren häufigste Formen beistehend abgebildet sind (Ab. 37, 38).

Wichtig für die steinzeitliche Kultur sind dann die Quetschmühlen, ausgehöhlte Granitblöcke, die, in den verschiedensten Stadien der Abnutzung massenhaft gefunden sind und noch heute vielfach als Tröge unter Dachrinnen und sonst verwendet werden (Abb. 39). Selbst-



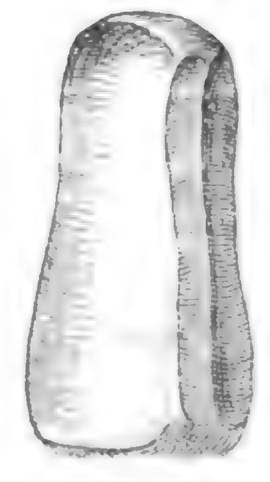




Abbildung 37. Abbildung 38.

verständlich sind nicht alle Stücke der Steinzeit zuzuschreiben; gerade in bronzezeitlichen Gräbern, allerdings nur zwischen den Steinhäufungen, hat man sie auffallend oft gefunden. Doch sind sie in Dänemark

wenigstens in einem Falle in einem Steingrabe beobachtet und bei uns in den Pfahlbauten von Gägelow und Wismar, so daß die Anwendung des Knet- und Quetschverfahrens für Körnerfrüchte, auf welches diese Mühlsteine schließen lassen, schon für die Steinzeit gesichert ist. Sehr wahrscheinlich gehören mit ihnen zusammen die Reibsteine (Abb. 40),

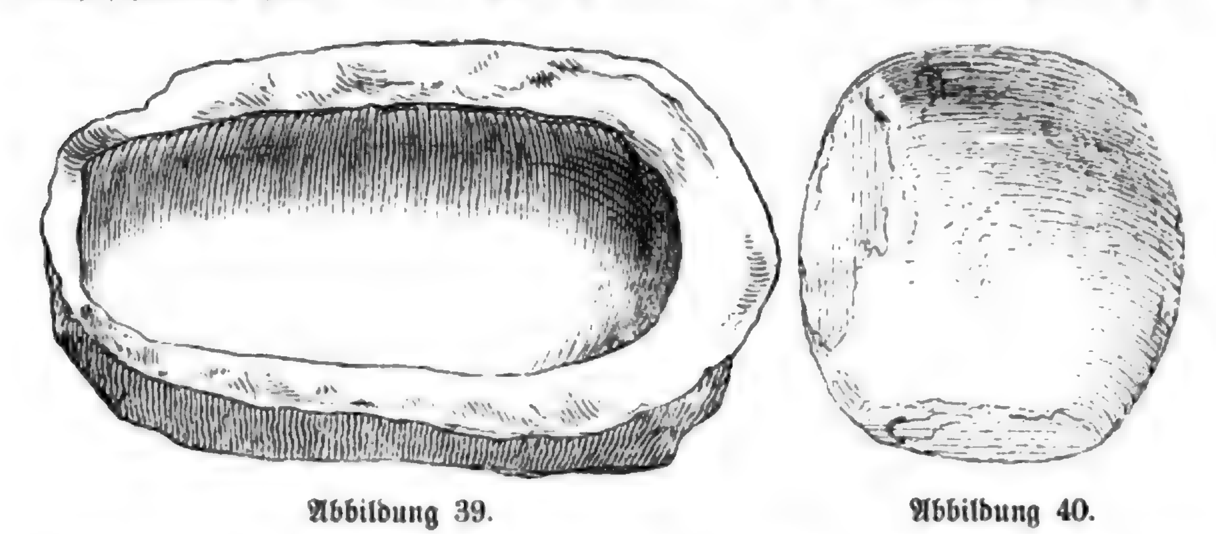


Abbildung 39. Abbildung 40.

runde, mit einer Hand zu fassende Granite oder Sandsteine, deren Seiten abgeflacht sind; sie dienten wohl zum Reiben und Quetschen der Körner. In Pfahlbauten und anderen Wohnstellen, auch vereinzelt, werden sie in Massen gefunden.

Diesen steinernen Geräten gegenüber bilden die aus anderem Material die verschwindende Minderzahl. Aus Horn oder Knochen werden Äxte und Hacken gebildet, besonders Äxte aus Hirschhorn (s. Abb. 5 und beistehende Hacke aus Pferdeknochen von Wismar Abb. 41),



Abbildung 41.

ferner Pfriemen, Knochennadeln, Handhaben für Steingeräte; auch seien durchbohrte Tierzähne (Wolf, Hund), die als Schmuck gebraucht wurden, hier erwähnt. Holzgeräte sind begreiflicher Weise wenig erhalten; in einem Hünengrabe (Remlin) ist eine Keule als Beigabe beobachtet, im Pfahlbau von Wismar ein Bogen. Bernstein ist, als Schmuck gebraucht, in Hünengräbern mehrmals als Beigabe beobachtet, auch im Pfahlbau von Wismar angetroffen. Die Form ist selten deutlich erkennbar, scheint aber schon künstlichere Gestalten anzunehmen. —

Von großer Bedeutung sind in der Steinzeit wie in allen vorgeschichtlichen Perioden die Töpfereiprodukte. Das schmiegsame und leicht zu formende Material des Thones gestattet eine unendliche Mannigfaltigkeit und ladet den Bildner zu abwechselnden Formen und der verschiedenartigsten Dekoration geradezu ein. So haben sich eine Anzahl örtlich und zeitlich bestimmt zu scheidende keramische Gruppen entwickelt, die ein unschätzbarer Führer des Archäologen sind und in ihrer Verwandschaft mit anderen, manchmal mit weit entfernten oft allein Aufschluß über uralte Völkerverbindungen geben. So besonders in der Steinzeit. Gefäße von unschwer zu erkennender Form (z. B.

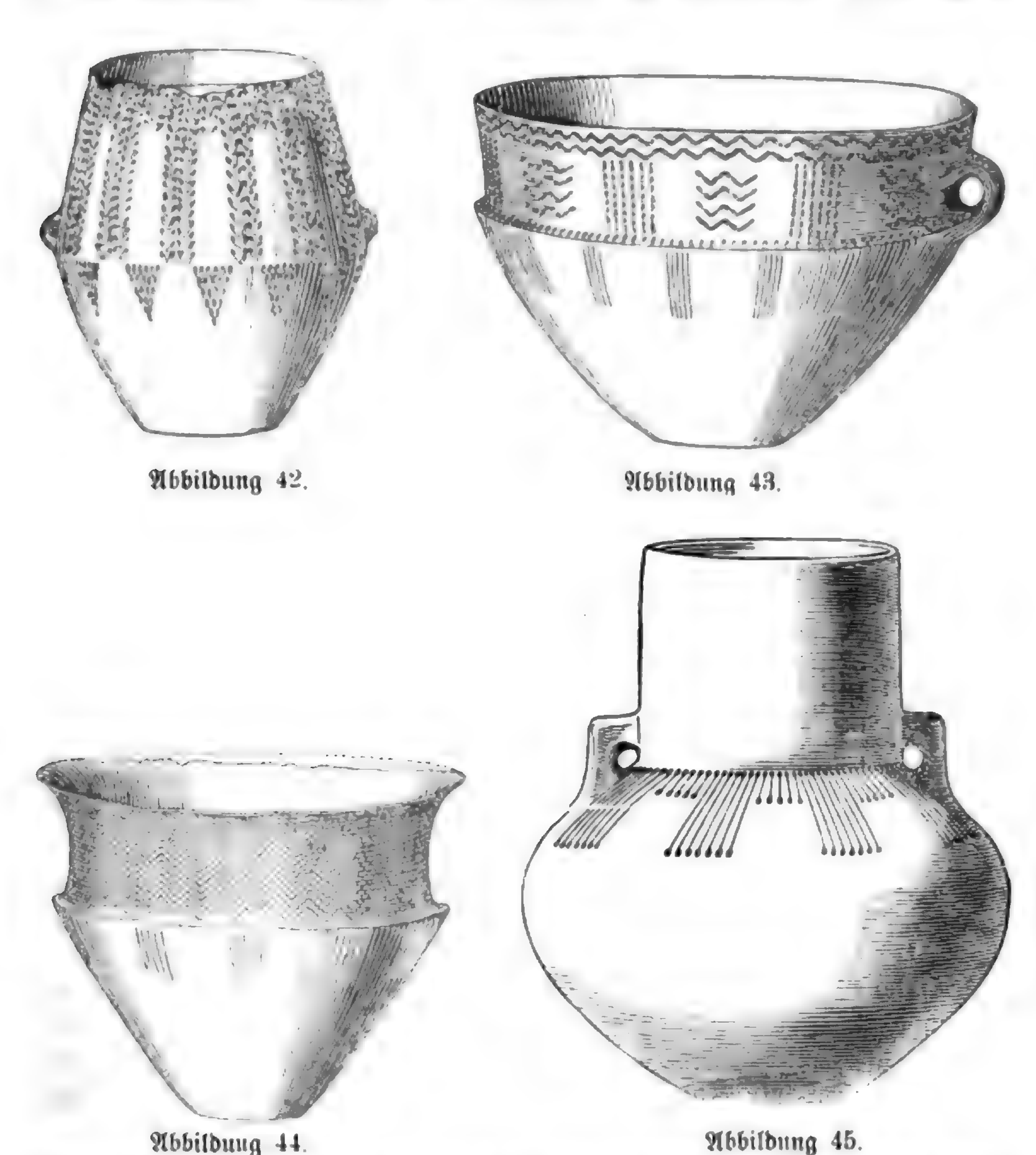


Abbildung 42. Abbildung 43.

Abbildung 44. Abbildung 45.

der „geschweifte Becher" Abb. 48) finden sich über einen großen Teil Europas unter Fundverhältnissen, welche eine Übertragung der Form von einem steinzeitlichen Volke auf andere zweifellos machen. Ein genaueres Eingehen auf diese Verhältnisse ist hier nicht am Platze, zumal leider gerade das keramische Material in Mecklenburg sehr gering oder vielmehr nicht genügende Sorge für dessen Bergung getragen ist. Ein Blick auf die

abgebildeten Krüge, Schalen, Töpfe und Becher*) zeigt, wie geschmackvolle, ja künstliche Formen gewonnen wurden, und wie das Ornament reich und [mit richtigem Stilgefühl gestaltet wurde. Die älteste Stufe stellen wohl Gefäße wie das von Blengow dar (Abb. 42), eine jüngere



Abbildung 46.

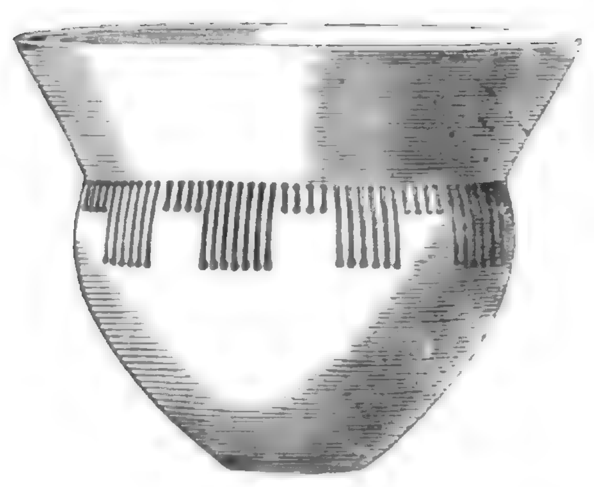


Abbildung 47.



Abbildung 48.

die Schalen wie die von der Ostorfer Seeinsel (Abb. 43 und 44), an das Ende gehören die Becher und Krugformen, wie die von Molzow (Abb. 45 bis 47), in den „geschweiften Bechern", wie dem von Zickhusen, (Abb. 48) sehen wir einen Importgegenstand vom Ende der Steinzeit.

Höchst eigenartig ist die Verzierungsweise der steinzeitlichen Gefäße. In den älteren Perioden wird das Gefäß besonders an dem oberen Teile mit einer kraftvollen und eindringlichen Verzierung aus eingedrückten Stichen („Tiefstich") versehen, die zu Band- und Hängeornamenten vereinigt werden (vgl. die Ornamentmotive Abb. 49 bis 51),

*) Wir beschränken hier wie sonst den oft gehörten Ausdruck „Urne" auf Grabgefäße, die zum Bergen der Leichenbrandreste dienen.

in jüngeren sind es einfachere seichte Striche (vgl. die Becher von Molzow und Zickhusen); ganz vereinzelt und als Fremdling kommt auch das „Schnurornament" vor.

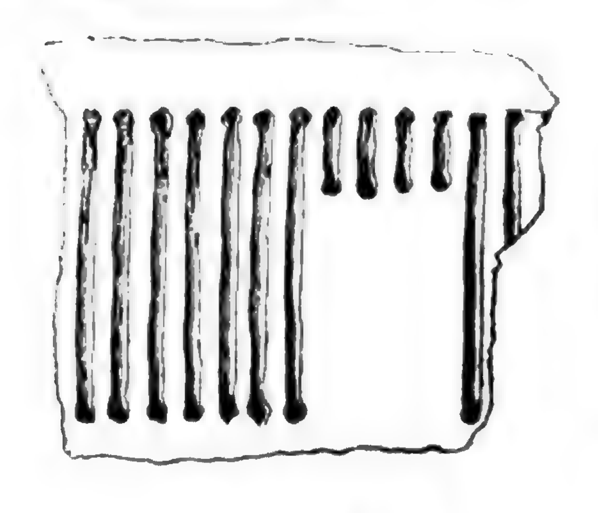


Abbildung 49.

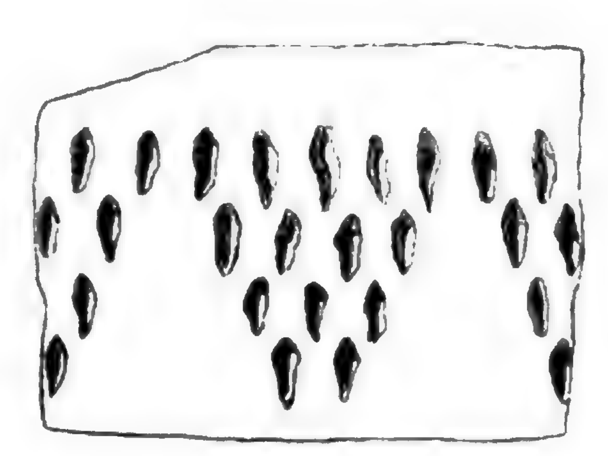


Abbildung 50.

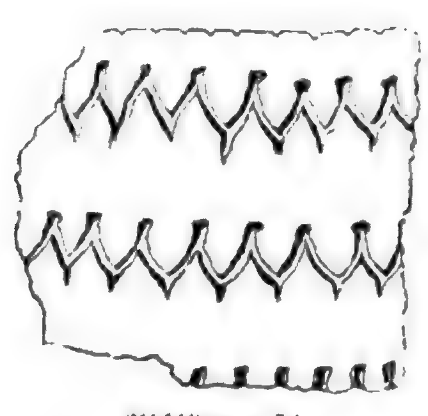


Abbildung 51.

Im allgemeinen zeigt die mecklenburgische Keramik eine nahe Verwandtschaft mit der dänischen, hat aber auch Beziehungen zu der mitteldeutschen und nimmt so eine vermittelnde Stellung zwischen der nordischen und mitteldeutschen Steinzeit ein. (Anm. 14).

Diese Auffassung ist nur möglich unter der Voraussetzung, daß schon in der Steinzeit ein Verkehr unter den Völkern bestanden hat, der zum Austausch der Erzeugnisse führte. Und in der That sind ausgedehnte Handelsbeziehungen schon in dieser entlegenen Periode unverkennbar. Am nächsten stehen unsere Steinzeitmenschen, wie schon oft hervorgehoben, ihren Nachbaren in Schleswig-Holstein und Dänemark. Die gesamte Kulturentwickelung in der Steinzeit ist, soweit wir sie bisher mit Hilfe der Grabformen und Gerättypen verfolgen können, eine so völlig parallele, wie es nur bei einer fortdauernden engen Beziehung möglich ist. Anders nach Süden hin. Die Hünengräber, eine Charakterform der nordischen Steinzeit, verschwinden allmählich (das südlichste liegt bei Helmstedt im Braunschweigischen); andere Begräbnisgebräuche und andere Typen herrschen vor auf einem weiten Landstriche, den man als „Thüringisches (im weiteren Sinne des Namens) Steinzeitgebiet" bezeichnet hat, und

der seinerseits in engem Verhältnis zu der böhmischen und süddeutschen Steinzeit steht. Ein Synchronismus zwischen den dortigen und hiesigen Erscheinungen ist noch nicht durchgeführt. Aber Beziehungen zwischen ihnen bestehen, mindestens ein indirekter Handelsverkehr. Das wird bewiesen durch das Vorkommen von Bernstein und Feuersteingeräten echt nordischer Form im Süden, und umgekehrt von gewissen Axtformen und selbst Töpfereiprodukten im Norden. Die Hauptrichtung dieses Handels wird die Elbe entlang gegangen sein, ein Weg, auf dem, wie wir sehen werden, auch die Bronze nach dem Norden gekommen ist. (Anm. 15).

Steinzeitliche Kultur.

Suchen wir uns nach dem Gesagten ein Bild zu machen von dem steinzeitlichen Menschen und seiner Kultur, so ist zunächst schon oben darauf hingewiesen, daß nur ein seßhaftes Volk solche Wohnungen wie die Pfahlbauten und solche Denkmäler wie die Hünengräber zu schaffen im Stande war, Anlagen, deren mühsame Herstellung nur unter der Voraussetzung eines längeren Aufenthaltes an einer Stelle Sinn hat (Anm. 16). Auch das gruppenweise Auftreten der Hünengräber, die größere Anzahl der Wohngruben neben einander u. s. w. weist auf eine Besiedelung zu dauerndem Besitz. Darauf führt auch die Lebensweise selbst. Der Pfahlbau von Wismar gestattet uns einen deutlichen Einblick in die Art, wie das Volk sich ernährte. Auffallend ist da das Zurücktreten der wilden Tiere gegenüber den zahmen. Ganz fehlt der Bär; spärlich vertreten sind andere gefährliche Jagdtiere, wie das Wildrind (das Wisent fehlt, vom Urstier sind Knochen vorhanden) und Wildschwein; auch der Elch, der Hirsch, das Reh, der Fuchs, der Biber sind nicht so häufig, wie man erwarten sollte. Dagegen nehmen die Haustiere einen breiten Platz ein; der Steinzeitmensch ist also nicht mehr ausschließlich Jäger, sondern Viehzüchter. Der dankbaren Untersuchung nachzugehen, ob der Steinzeitmensch die betreffenden Tiere selbst gezüchtet hat, oder von woher er sie übernommen hat, ist hier unmöglich (Anm. 17). Das Rind erscheint als ein gezähmter Schlag des Urstiers (bos primigenius), der ja hier heimisch war, es scheinen sogar schon Kreuzungen mit anderen Schlägen vorzukommen, das Schaf, noch gehörnt, mehrmals mit vier Hörnern, klein und zierlich, scheint der ältesten Rasse des gezüchteten Schafes anzugehören; es finden sich ferner die Ziege, das Schwein in zwei Schlägen, dem Hausschwein und dem Torfschwein; sogar das Pferd, dessen Lebensbedingungen mit der Lebensführung der Pfahlbauer so wenig verträglich erscheint, in ziemlicher Anzahl; und zuletzt der treue Begleiter des Menschen schon in der älteren Steinzeit der Hund, ebenfalls in zwei Rassen, beide von Mittelgröße.

Neben der Viehzucht wurde auch Ackerbau getrieben. Wir haben zwar keine Früchte erhalten, aber in Dänemark ist neben der Hirse, der ältesten Getreideart, die noch keinen eigentlichen Ackerbau voraussetzt, auch schon sechszeilige Gerste und selbst Weizen in steinzeitlichen Funden nach-

gewiesen, und die Quetschmühlen sprechen deutlich genug. Selbstverständlich müssen wir uns die Bodenbereitung als eine sehr primitive vorstellen; einige längliche Granitsteine mit scharfer Spitze darf man vielleicht als Geräte zur Auflockerung des Bodens ansprechen.

Ob zu den Kulturpflanzen auch der Flachs gehört hat, bleibt noch zweifelhaft. Zur Kleidung dienten außer Tierfellen schon gewebte Wollenzeuge; Spuren der Wollbereitung durch Weben sind erhalten, so ein zierliches Weberschiffchen von der Ostorfer Seeinsel.

Anderer gewerblicher Thätigkeiten, so der Töpferei und der Herstellung der Steingeräte ist oben schon gedacht. Hinzugefügt sei nur, daß die Töpferei ohne Töpferscheibe ausgeübt wurde. Wie weit die Arbeitsteilung schon in der Steinzeit ging, läßt sich natürlich nicht nachweisen. Im wesentlichen wird jede Familie ihren Bedarf an Geräten sich selbst verfertigt haben. Zu der Herstellung der feineren Feuersteingeräte gehört aber eine Geschicklichkeit und Übung, die wir schwerlich als Gemeingut der gesamten Bevölkerung ansehen dürfen. Hier liegen wohl die Anfänge eines über die Hausindustrie hinausgehenden Gewerbebetriebes und damit einer sozialen Gliederung.

Ohne eine gewisse Organisation ist das Steinzeitvolk überhaupt nicht zu denken. Schon zur Anlage eines Pfahlbaudorfes gehört das Zusammenwirken einer größeren Anzahl von Menschen. Und noch mehr geben die Hünengräber, deren Anlage eine höchst bedeutende Arbeitsleistung darstellt, Zeugnis von einem einheitlichen, für eine Menge von Arbeitskräften maßgebenden Willen. Es würde zu weit gehen, daraus auf das Bestehen einer fürstlichen Macht zu schließen und in den Hünengräbern die Familienbegräbnisse fürstlicher Familien sehen zu wollen. Eine derartige Auffassung halten wir erst bei den bronzezeitlichen Kegelgräbern für berechtigt. Anderseits ist kaum denkbar, daß eine neolithische Dorf- oder Markgenossenschaft zu allgemeinem Gebrauche solche Denkmale errichtete; eine bevorrechtigte Bestattungsart wird die Beisetzung in den Hünengräbern immerhin sein. Für wen? und aus welchen Gründen? das bleibe dahingestellt.

Lassen uns so die Hünengräber eine Art von Standesgliederung und staatlichem Verbande ahnen, so führen sie auch zugleich auf gewisse sittliche und religiöse Anschauungen hin. Sie beweisen das Bestreben, die Verstorbenen zu ehren und ihr Andenken unter kommenden Geschlechtern fortzupflanzen, aber auch, daß man den Verstorbenen selbst nicht als völlig wesenlos dachte, sondern ihm eine Art Weiterleben nach Analogie seines irdischen Daseins zuschrieb. So bekam er in der Steinkammer eine Wohnung, die der Form nach der irdischen entsprechen mochte, aber durch ihr Material ihm eine ewige Ruhe zu sichern schien, er wurde in ihr niedergesetzt und einige Geräte, auch Speise in Thongefäßen ihm beigegeben. Im ganzen sind die Beigaben spärlich; man gab von dem vorhandenen Vorrat nicht mehr her, als genügte, um symbolisch das Bestreben auszudrücken, den Verstorbenen für ein nachirdisches Leben auszustatten. Eben damit ist aber der Glaube an ein Weiterleben bewiesen. Ob bei solchen Gebräuchen pietätvolles Gedenken, ob Furcht vor der unheimlichen Macht der hingegangenen Seele das überwiegende

Motiv des Totenkultus ist, bildet eine in der Gegenwart von Ethnologen viel umstrittene Frage, auf die wir nicht einzugehen brauchen.

Daß ein Toten- oder Seelenkultus stattfand, darauf scheinen die Brandstellen zu weisen, die man in dem Erdhügel der Gräber oft findet, und die wohl als „Ceremonialfeuer" und Totenopfer zu deuten sind. Mit rituellen Gebräuchen kann man auch die kleinen, schalenförmigen Vertiefungen in Verbindung bringen, die sich auf den Decksteinen der Hünengräber häufig finden.

Ob und wie weit die religiösen Vorstellungen des Steinzeitvolkes über die Totenverehrung hinausgegangen sind, entzieht sich einer nüchternen Betrachtung. In den Zeiten der herrschenden Romantik zog man ganz naiv den weiten Apparat der relativ sehr jungen nordischen Mythologie zur Erklärung der rätselhaft scheinenden steinzeitlichen Welt heran und sah in Äxten und Beilen Symbole des „Donnerkeils", des „Thorshammers" und dergleichen. Heute hofft man eher in der Feststellung der psychologischen und religiösen Anschauung primitiver Völker elementare Gedanken zu finden, die man auch zur Erklärung der vorgeschichtlichen Dinge verwenden darf. Wir verzichten vor der Hand darauf, in das Seelenleben des urzeitlichen Menschen einzudringen und begnügen uns sein materielles Leben in großen Umrissen umschreiben zu können.

II. Die Bronzezeit.

Wir sahen, wie in der Steinzeit ein Handelsverkehr sich gebildet hat, der das Gebiet der nordischen Steinzeit mit südlicher wohnenden Völkern verband und wie der Elbweg diese uralte Handelsstraße bildete. Auf diesem Wege ist unserem Lande auch die erste Kenntnis der Metalle gekommen. Die Küstenstriche der nordischen Meere boten einen Schatz, der in weit entlegenen Ländern auf das höchste geschätzt wurde, den Bernstein. Als die Kulturvölker am Mittelmeere die Verbindung mit der Bernsteinküste erlangt hatten, war das Band geschlungen, welches den geschichtslosen nordischen Steinzeitmenschen seinem Sonderdasein entriß und in den Einfluß der Mittelmeerkultur hineinzog. Von Stamm zu Stamm wanderte das kostbare Harz landeinwärts weiter, und es entstanden Handelsstraßen, die uns zum Teil noch heute erkennbar sind. Von besonderer Bedeutung scheint uns eine zu sein, welche über die Alpen an das Ufer der Adria führte, von wo der Bernstein nicht nur von den Völkern des nördlichen Italiens und der Balkanhalbinsel aufgenommen, sondern auch zu Schiffe nach den Centralen des alten Orienthandels befördert wurde. Es waren sicherlich in erster Linie die Phönicier, welche den weiteren Vertrieb des Bernsteins besorgten, den sie in ihren Faktoreien am adriatischen Meere entgegengenommen hatten. Anschaulich schildert Homer, wie listige phönicische Kaufleute im Hause der Eltern des Eumaios mit einer Kette aus Gold und Bernsteinscheiben die Begehrlichkeit zu erwecken verstehen (Odyssee 15. 459 flgd.) Den südlichen Völkern blieb bei der Art des Handelsbetriebes die Heimat des seltsamen Steines dunkel, und so entstanden die Fabeln von einem bernsteinführenden Flusse, den die Griechen Eridanus nannten, ein Name, in dem möglicher Weise das semitische Appellativ für Fluß jardan steckt und der dann auch durch seinen Namen die Rolle, welche die Phönicier in diesen Verhältnissen gespielt haben, zu erkennen giebt. Als der alte Bernsteinhandel längst vorbei und halb vergessen war, hat man den Eridanus umsonst gesucht, Po, Rhone, Rhein dafür erklärt; aus unserer Darstellung ergiebt sich, daß der echte alte Eridanus unsere Elbe ist. Die friesischen Inseln und die Westküste der cimbrischen Halbinsel waren die Haupt-Fundstätten dieses Bernsteins; kleinere Mengen mögen auch an der mecklenburgischen Küste gesammelt sein; ob und in wie weit auch aus Preußen, wo ebenfalls schon in der Steinzeit der Bernstein bekannt und bearbeitet ist, eine Ausfuhr stattgefunden hat, bleibe hier dahin gestellt. Der Umstand, daß mitteldeutsche Steinzeit-

sachen und Bronzen ältester Form (vgl. S. 33) ihren Weg weit nach Osten gefunden haben, spricht dafür; jedenfalls aber hat ein solcher Handel, auch wenn er bestand, dort nicht zu der Entwicklung einer reicheren Bronzezeit geführt; erst sehr viel später, in der römischen Kaiserzeit, ist Preußen das eigentliche Bernsteinland geworden. (Anmerkung 18.)

Es ist lange als ein unlösbares Rätsel erschienen, daß auf einem von den Kulturcentren so fernen Gebiete, wie das nordische Gebiet es ist, sich eine ganz eigenartige Kulturperiode, die nordische Bronzezeit, entwickeln konnte. In dem Bernsteinhandel liegt des Rätsels Lösung. Die nordische Steinzeit stellt einen verhältnismäßig hohen Kulturzustand dar; ein Volk in gesicherten Lebensverhältnissen und gesellschaftlich organisiert ist in der Lage, ein einheimisches Produkt als Gegenwert für die eingeführten Metalle zu bieten und sich so auf weite Entfernungen das Rohmaterial zu der neuen Kunstthätigkeit zu verschaffen. Hohe Achtung gebietet die Geschicklichkeit und Selbständigkeit, mit der das Volk die neuen Kulturelemente aufnahm und verarbeitete. Diese Auffassung ist selbstverständlich unvereinbar mit der alten Annahme, daß ein neu einwandernder Stamm die Bronze nach dem Norden gebracht hätte. Der Träger der Bronzezeit ist derselbe wie der der Steinzeit, germanische Stämme, die in dieser Periode ihre alten Sitze im Norden behauptet und weiter nach Süden vorgeschoben haben.

Die ältesten Metallgegenstände, die aus unserem Gebiete bekannt geworden sind, sind einige keilartige Geräte aus Kupfer. Eines (von Kirch-Jesar) zeigt ganz die Form der Feuersteinkeile, Typus B; dieses ist ein Einzelfund, andere schon künstlicher gebildete sind mit Bronzegegenständen vergesellschaftet, so das beistehend (Abb. 52) abgebildete aus einem Funde von Prieschendorf. Eine Periode, in der im Norden Kupfer

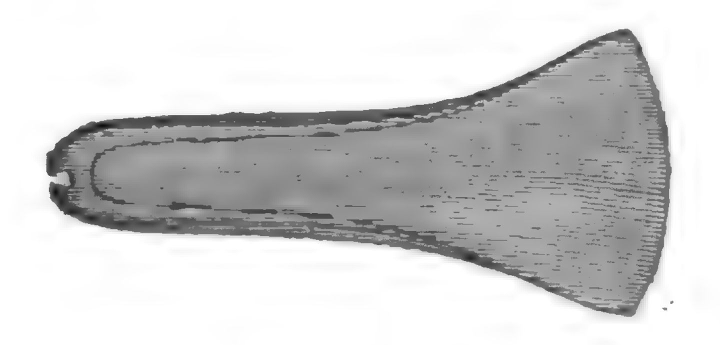


Abbildung 52.

in dem Sinne das vorherrschende Material gewesen ist wie der Stein in der Steinzeit und die Bronze in der Bronzezeit, hat es schwerlich jemals gegeben. Wir können weder eigenartig geformte Kupfergeräte noch Grab- oder andere Fundstätten, die ausschließlich Kupfer enthielten, nachweisen und halten uns daher nicht für berechtigt, eine „Kupferzeit" zwischen Stein- und Bronzezeit einzuschieben. Kupfer, in Form fertiger Geräte und vielleicht auch als Rohmaterial, ist am Schluß der Steinzeit auch nach dem Norden gekommen, dort verwendet und verarbeitet, eine neue „Kultur" hat sich aber erst an den eingeführten Bronzen entwickelt.

Über die Herkunft des Kupfers haben überraschende Entdeckungen der letzten Jahrzehnte Aufschlüsse gegeben: nicht nur auf der Kupferinsel Cypern, sondern auch in den österreichischen Alpen und in Spanien ist eine uralte Kupferindustrie nachgewiesen, ja, zum Teil sind die Stellen, an denen das Metall bergmännisch gewonnen wurde, aufgedeckt. Und weiter: es überwiegen an den räumlich so verschiedenen Orten dieselben Arte, dreieckigen Klingen u. s. w., Formen, die durchaus nicht so einfach sind, daß man eine spontane Entstehung voraussetzen dürfte, die vielmehr, zumal auch zwischen den keramischen Erzeugnissen eine Verwandtschaft in Form und Ausschmückung erkennbar ist, auf eine Völkerverbindung hinweisen. Wie und wodurch diese hergestellt ist, gehört nicht in den Rahmen unserer Betrachtung. Eine hervorragende Rolle glauben wir aber auch hier den Phöniziern oder sonst einem orientalischen Handelsvolke zuschreiben zu sollen, welches den betreffenden Völkern ihre Metallschätze abnahm, und von dem sie die Kenntnis gewisser Formen erhielten und bald auch die Vorzüge, welche die Mischung des Kupfers mit Zinn bot, kennen lernten. Daß unsere Kupfersachen aus den Alpenländern stammen, ist nach dem oben angegebenen Wege des Bernsteinhandels wahrscheinlich; verfolgen können wir die Straße allerdings nur bis Böhmen, welches Land gerade an Funden vom Übergang der Steinzeit zu der ältesten Metallzeit reich ist und eine sehr große Rolle in diesem Verkehr gespielt hat. Von Böhmen muß der Weg einerseits durch Ungarn in die Balkanländer, anderseits durch die Alpen an die Adria geführt haben. Die ältesten Bronzen, die den Norden erreicht haben, scheinen mehr auf den Überlandweg in der Richtung nach Griechenland zu weisen. (Anmerkung 19.)

Erste Periode.

Beginn der Bronzezeit.

Unsere ältesten Bronzen bilden einen geschlossenen Kreis von höchst charakteristischen Formen. Die Legierung ist die bekannte von ungefähr 90 % Kupfer und 10 % Zinn, welche in großer Gleichmäßigkeit die ganze Bronzezeit hindurch üblich gewesen ist und deren Heimat man im inneren Asien zu suchen pflegt. Wir haben aus dieser ältesten Bronzezeit nur einige Depotfunde, keine Gräber. Es werden diese Funde mit den jüngeren steinzeitlichen Gräbern, deren Ausstattung ja unbedeutend ist, gleichzeitig sein und also eine Übergangsperiode darstellen. Diese älteste Fundgruppe beschränkt sich nun durchaus nicht auf das nordische Steinzeitgebiet, sondern greift weit über dasselbe hinaus, nicht nur nach Süden, wie natürlich, sondern auch nach Osten; in Westpreußen und Posen sind mehrere derartige Funde, immer dieselben Gegenstände, gemacht. Vielleicht liegen in ihnen die ältesten Zeugen einer einheimischen Bronzeindustrie; die Mehrzahl der Sachen ist sicher ein-

geführt. Von den mecklenburgischen Funden ist der wichtigste der von Stubbendorf (bei Gnoien), daneben stehen die von Neu-Bauhof (bei Stavenhagen) und Prieschendorf (bei Grevesmühlen). Zu den einfachsten Formen gehört das oben (Abb. 52) abgebildete Flachbeil, der sog. „Schaftcelt“ von einer Form, die in einem großen Teile von Europa allgemein verbreitet ist und oft in solchen Massen auftritt, daß man wohl ein Zahlungsmittel darin sehen kann oder doch annehmen muß, daß die neue Metallmischung in dieser Form, in der auch aus Kupfer Geräte hergestellt sind, zum Verkauf kam. Dasselbe gilt von einer einfachen derben Art von Handringen ohne Verzierung (Abb. 53) und ähnlichen Halsringen mit Enden, die zu einer Öse umgehämmert sind. Eine andere Form Handringe sind breite, manschettenartige Bänder mit

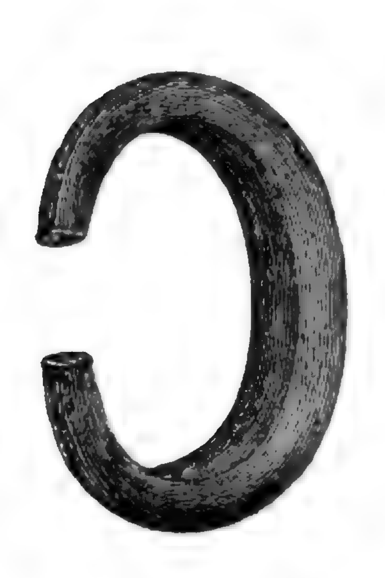




Abbildung 53.

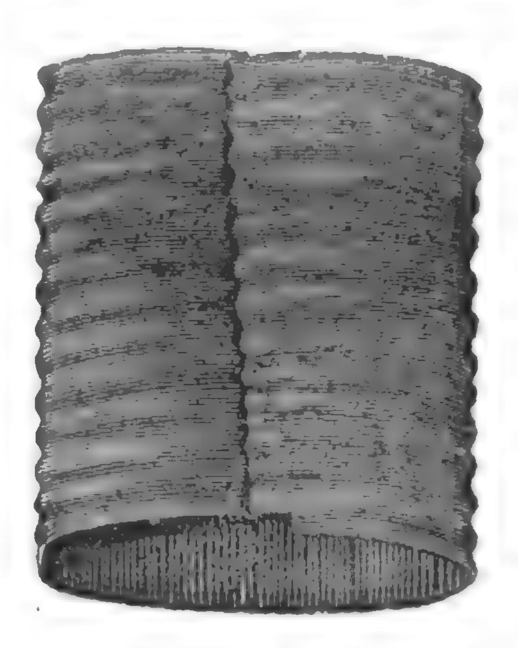


Abbildung 54.

Rippen (Abb. 54). Die obenstehend abgebildeten Handringe stammen aus den Funden von Neu-Bauhof und Stubbendorf. Zu diesen einfachen Formen gesellen sich aber Dolche von sehr eigenartiger Ausführung, ein dreieckiges Blatt mit kurzem Griff. Die Heimat dieser Dolche liegt im Süden; besonders in Italien ist eine größere Anzahl gefunden, aber die deutschen Stücke geben sich als Vereinfachungen dieser oft sehr künstlichen Geräte, indem die feine Verzierung wegfällt und Griff und Blatt in einem Stücke gegossen werden. In diesem Verhältnis den Beginn einer nordischen Bronzeindustrie zu sehen geht zu weit; gerade das Gebiet der nordischen Stein- und Bronzezeit ist verhältnismäßig arm an solchen Dolchen; die Nachahmung kann sehr wohl in einer Centralstelle nördlich der Alpen geschehen sein, von wo aus diese Dolche mit Ringen, Äxten u. s. w. verhandelt sind. Der interessanteste Fund der Art auf unserem Boden stammt von Malchin, wo 1822 drei (in dem Bericht werden nur zwei erwähnt) Dolche gefunden sind, von denen der eine einen besonders gearbeiteten Griff hat, während die andern in einem Stück gegossen sind. Beistehende Abbildungen geben zwei der Malchiner Dolche, Abb. 55 die südliche Grundform, Abb. 56 die nördliche Nachahmung. Diese Dolche haben Veranlassung zu einem sonderbaren Gebilde gegeben,

das man als „Commandoaxt", „Schwertstab", oder ähnlich bezeichnet. Der Dolch wird am Blattende vermöge einer senkrechten Schafttülle in einen Stab aus Bronze oder Holz eingelassen; zum praktischen Gebrauch

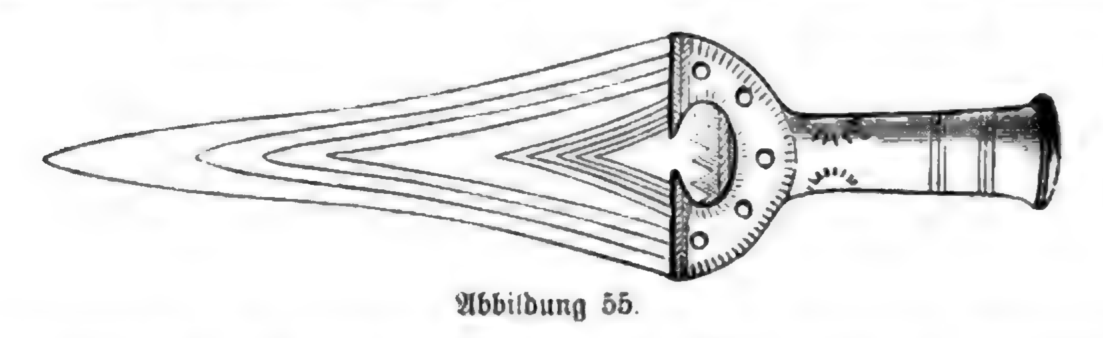


Abbildung 55.

zu schwach hat dieser „Schwertstab" sichtlich eine symbolische Bedeutung, als Herrscherzeichen, vielleicht Götterbild. Das Stück Abb. 57 entstammt

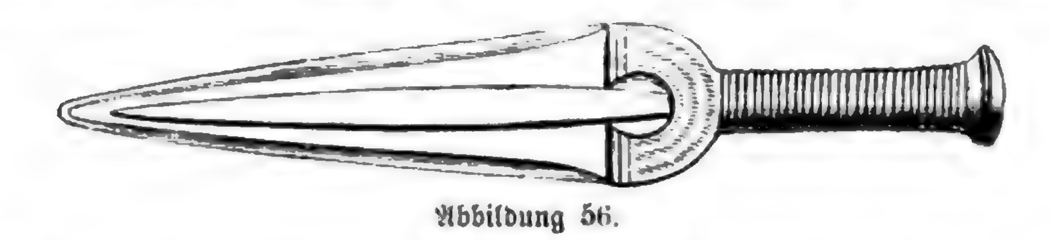


Abbildung 56.

dem Funde von Stubbendorf. Auch diese Schwertstäbe sind keine besondere nordische Form.

So weit das hier zu Lande vorhandene Material aus dieser ältesten Bronzezeit, die man in Fachkreisen wohl als Periode Pile-Leubingen (nach zwei bekannten Fundorten in Schonen und der Provinz Sachsen) bezeichnet hat. Die für die Zeitbestimmung dieser Periode wichtigen schleifenförmigen Spiralringe und „Säbelnadeln" sind in Mecklenburg-Schwerin nicht gefunden.

In welche Zeit haben wir nun jene Funde zu versetzen? Da sie sämtlich Ausstrahlungen südlicher Kulturen sind, kann nur die Geschichte der orientalischen Völker Anhaltspunkte liefern, welche zu einer zeitlichen Festlegung verwendbar sind. Da nun die Chronologie der orientalischen Geschichte noch keineswegs gesichert ist, ferner die Verteilung von Industrieprodukten auf geschichtliche Perioden naturgemäß nur innerhalb weiter Grenzen möglich ist, auch das Vordringen der Gegenstände in so entlegene Landstriche, wie unseren Norden, seine Zeit fordert, sind große Schwankungen unvermeidlich. Im allgemeinen, glaube ich, dürfen wir für den Handelsweg nicht allzu große Zeiträume in Anspruch nehmen. Gerade in der ältesten Bronzezeit erscheinen die Funde in einer merkwürdigen Gleichheit des Inventars in der Provinz Sachsen, Mecklenburg, Schweden und West-Preußen, also in ganz verschiedenen, auch archäologisch wenig zusammenhängenden Ländern, eine Erscheinung, für die nur ein geregelter, prompter Verkehr die Erklärung geben kann. Darin sind alle Forscher einig, daß die nordische Bronzezeit oder, sagen wir vorsichtiger, die Einführung südlicher Bronzen im Norden schon im zweiten vorchristlichen Jahrtausend begonnen haben muß; für die nähere Datierung bestehen Meinungsverschiedenheiten, die sich auf Jahrhunderte er-

strecken. Es ist nicht unsere Absicht, zu denselben Stellung zu nehmen, aber ein Synchronismus sei hier hervorgehoben: in den Schachtgräbern von Mykenä sind einerseits dreiseitige Klingen gefunden, welche den unseren ähneln, anderseits Bernstein, den man als baltischen (oder Nordseebernstein) anspricht; diese Gräber setzt man mit Hülfe ägyptischer Gegenstände um 1500 v. Chr. Geburt. Damals bestand also eine Handelsbeziehung zum Norden, deren Vermittler nach unserer Auffassung die Phönicier waren. Um die Mitte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends mögen also die genannten südlichen Bronzen den Norden erreicht haben. Ferner aber ist dem „cyklopischen Gebäude", welches den berühmten Kuppelgräbern von Mykenä gleichzeitig sein muß, ein Schwert entnommen, welches als Vorbild unseres Bronzeschwertes in der zweiten Periode erscheint (siehe unten Seite 48). Die Kuppelgräber sind jünger als die Schachtgräber; man setzt sie in das zwölfte bis vierzehnte Jahrhundert. Nach dieser Zeit, jedenfalls aber auch noch im zweiten Jahrtausend, muß also die zweite Periode der nordischen Bronzezeit beginnen. Mit allem Vorbehalte also setzen wir für den Beginn der Bronzezeit („erste Periode") die Zeit vor 1500 bis ungefähr 1250. Wir stimmen hierin mit demjenigen Gelehrten überein, der die Chronologie der Bronzezeit zum besonderen Studium gemacht hat, O. Montelius.

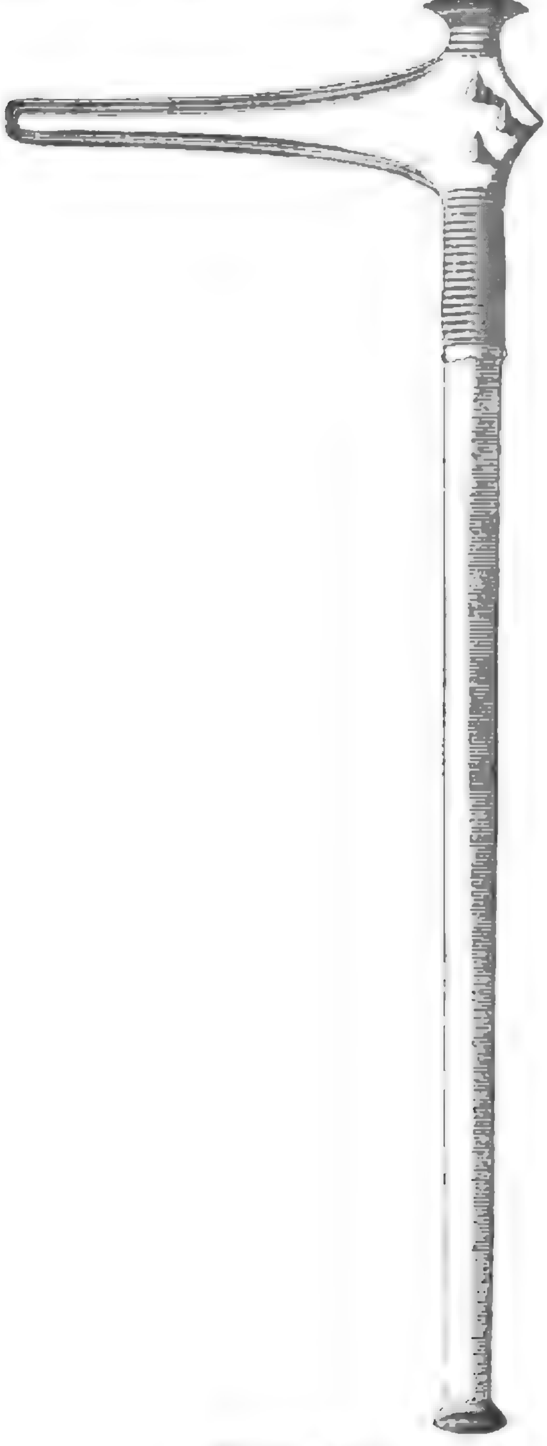


Abbildung 57.

Auf denselben Forscher geht eine sorgsamst durchgeführte Einteilung der Bronzezeit in sechs verschiedene Perioden zurück, der auch wir uns im ganzen anschließen. Allerdings haben wir dieselbe bedeutend vereinfacht: Die erste Periode konnten wir nur als „Beginn der Bronzezeit" anerkennen, die zweite, unsere ältere Bronzezeit, zeigt die nordische Bronzezeit am eigenartigsten und schärfsten entwickelt, nicht nur in den Geräten, sondern auch in den Gräbern (Kegelgräber mit überwiegender Bestattung unverbrannter Leichen); die dritte, unsere jüngere Bronzezeit, zeigt einen starken Import und bedeutende

stilistische Einwirkung aus südöstlichen Bronzegebieten, die Formensprache wird breit und reich; die Grabformen verlieren ihre Würde; der Leichenbrand herrscht; die vierte Periode bezeichnet das Ende der Bronzezeit, das Eindringen des Eisens; die nordische Eigenart verschwindet. (Anmerkung 20.)

Zweite Periode.
Die ältere Bronzezeit.

Die Gräber.

Die eigentlichen Denkmäler der älteren Bronzezeit sind ihre Gräber, in ihrer ausgeprägtesten Form kegelförmige Erdauftragungen, die man deshalb als „Kegelgräber“ bezeichnet, eine Grabform, die auf unserem Gebiete für die Bronzezeit ebenso charakteristisch ist, wie die Hünengräber mit ihren großen Steinsetzungen für die Steinzeit. Die Zahl der Kegelgräber war und ist noch jetzt ganz beträchtlich höher als die der Hünengräber. Einst bedeckten diese Hügel in unendlicher Menge das Land und gaben ganzen Landstreifen ihr eigenartiges Gepräge, so der ebenen Haidefläche südlich von Lübz und Plau (besonders zwischen Retzow und Dammerow) und der hügeligen Waldlandschaft zwischen Güstrow und Sternberg; und auch heute, trotz einer bis zur Gegenwart fortdauernden Zerstörung, entzieht sich die Zahl der erhaltenen einer genauen Schätzung; Vrfr. sind annähernd 500 durch Augenschein oder zuverlässige Berichte bekannt; noch jetzt sind einige Feldmarken mit Gräbern übersät; zwischen Lalendorf und Waren z. B. tauchen selbst bei einer raschen Eisenbahnfahrt dem kundigen Auge auf eine lange Strecke die ausgeprägten Formen auf. — Fast überall treten die Kegelgräber gruppenweise auf, meist größere und kleinere wechselnd. Ein Vergleich mit dem Verbreitungsgebiet der steinzeitlichen Gräber zeigt eine beträchtliche Verschiebung, die wir wohl als eine Veränderung der Wohnsitze, ein Vordringen der Bevölkerung in bisher nicht oder weniger kultivierte Gebiete auffassen dürfen. Auch in der Bronzezeit haben wir einige Dichtigkeitscentren, wenn sie auch nicht so scharf auseinandertreten wie in der Steinzeit. Es sind nicht dieselben wie in der Steinzeit, aber sie liegen ihnen nahe; die an Gräbern ärmsten Landstriche sind in beiden Perioden dieselben, aber die Gräber der Bronzezeit erstrecken sich an den Rändern weiter in diese Gebiete hinein, ein Umstand, der für die Besiedelungsgeschichte des Landes ungemein wichtig ist und beweist, daß die bronzezeitliche Bevölkerung in der Bodenbenutzung sich unmittelbar an die steinzeitliche anschließt. Alles spricht dafür, daß das Volk, welches der Träger der Bronzekultur war, ein Nachkomme des Steinzeitvolkes ist, kein von andern Sitzen neu einwanderndes Geschlecht, womit man früher die neue Kultur erklären wollte, oder gar „Nomaden“, wie

man selbst in ernsthaften gelehrten Werken bis zur Gegenwart gelegentlich findet.

Besonders erkennbar ist die Vorschiebung der bronzezeitlichen Besiedelung in dem archäologisch armen Südwesten und Nordosten des Landes. Während die südwestliche Grenze der Hünengräber sich etwa durch eine Linie Zarrentin — Hagenow — Schwerin — Crivitz (hier mit westlicher Abweichung) — Parchim darstellen läßt, ist arm an Kegelgräbern nur das von einer Linie Lübtheen — Hagenow — Schwerin, — Neustadt — Grabow umschriebene Gebiet, und auch in diesem findet sich in den Ortschaften westlich bei Ludwigslust eine Anzahl Gräber. Ebenso im Nordosten. Die Gegend um Rostock und Ribnitz ist sehr arm an Kegelgräbern, aber die anstoßenden Gebiete um Doberan, Schwaan, Marlow, auf denen Hünengräber nur vereinzelt auftreten, sind reich besetzt mit Kegelgräbern. In einem dritten an Gräbern armen Gebiete, dem Dreieck zwischen Laage, Dargun und Malchiner See, ist die Grenze der Hünen- und Kegelgräber annähernd dieselbe.

Bei der über das ganze Land gehenden Verteilung der Kegelgräber ist eine Scheidung in einzelne lokale Gruppen nicht durchführbar, aber es treten doch einige Gegenden so mit einer Fülle von Gräbern andern ärmeren gegenüber, daß wir sie als Centren der bronzezeitlichen Bevölkerung ansehen dürfen. Wir scheiden demnach folgende Gruppen:

1. Wittenburg, besonders reich um Wittenburg selbst, wo alle Ortschaften Kegelgräber in größerer Zahl besitzen, über die Grenzen des Amtsgerichtsbezirkes Wittenburg sich etwas nach Westen, Süden, Südosten erstreckend.

2. Wismar-Neubukow, nahe der Seeküste, ausgezeichnet nicht durch die Zahl, aber durch die Größe und auffallend isolierte Stellung der Hügel, die offenbar in Verbindung mit einander und der See gedacht sind.

3. Crivitz-Parchim, am stärksten zwischen beiden Orten in einem west-östlichen Streifen und südlich von Parchim.

4. Lübz-Plau, an 3 anschließend.

5. Güstrow-Sternberg-Goldberg, die reichste und durch große und gut ausgestattete Gräber am meisten auffallende Gruppe, mit allen benachbarten durch Zwischenglieder verbunden.

6. Bützow und Doberan. Die Gegend zwischen Bützow und Neukloster birgt, besonders um die Hohe Burg eine Unzahl von Gräbern, die leider bisher wenig erforscht sind; mit ihr zusammen hängt eine zweite, auf ein engeres Gebiet südlich von Doberan beschränkte; auch hier sind ausreichende Untersuchungen noch nicht angestellt.

7. Krakow-Waren. In dem durch das Dreieck Krakow-Malchiner See-Waren umschriebenen Gebiet hat fast jeder Ort Gräber, oft auf ausgedehnten Grabfeldern, aufzuweisen. Gerade hier wird eine genauere Aufnahme noch vermißt; Ausgrabungen haben hier fast gar nicht stattgefunden. Durch eine Anzahl Grabstätten bei Braunsberg und Bellin schließt sich diese Gruppe an die Güstrower an.

Sehr wahrscheinlich hängt diese größere Häufung auf einzelnen Gebieten mit der Sonderung in einzelne Stämme zusammen; doch treten wesentliche Verschiedenheiten in Grabform und Grabausstattung bisher

nicht hervor; Mecklenburg bietet in der älteren Bronzezeit ein durchaus einheitliches Bild.

Soweit die Verteilung der Kegelgräber. Gehen wir zu ihrer Ausstattung über, so fällt zunächst der große Gegensatz zu dem Grabgedanken der Hünengräber auf. Nicht mehr wird jetzt das Grab hausartig gestaltet, sondern als ein Behältnis für den Leichnam. Das ist keine Neuerung der Bronzezeit, sondern schon am Ende der Steinzeit wird die Grabkammer von der Grabkiste verdrängt. Jetzt verschwindet auch diese; an die Stelle der Steinkiste tritt der hölzerne Sarg; der Schutz, den dort die Steinplatten gaben, wird hier durch aufgeschichtete Steinhügel und einen Erdmantel hergestellt. Eine direkte Anknüpfung an ältere steinzeitliche Gräber ist in unserem Lande nicht sicher festgestellt; wohl kommt es vor, daß man in Kegelgräbern ein steinzeitliches Grab antrifft (so in Rosenhagen, Boldebuck, Vollbrücke) oder ein Begräbnisplatz neben steinzeitlichen Gräbern auch bronzezeitliche hat (so Zickhusen, Pisede), aber nur bei Rosenhagen scheint das Begräbnis in der Steinkammer stattgefunden zu haben; auch Steinkisten im Charakter der jüngeren Steinzeit dienen nur selten zur Bestattung (so in Püttelkow und in Molzow). Sie ersetzt der „Totenbaum“, der Sarg.

Als Typus eines Kegelgrabes sei hier das rekonstruierte Bild eines Grabes gegeben, wie es sich aus der Betrachtung der Einzelheiten gestaltet hat, und zwar wählen wir einen bei Blengow (bei Neu-Bukow) 1894 und 1895 ausgegrabenen Hügel. (Abb. 58).

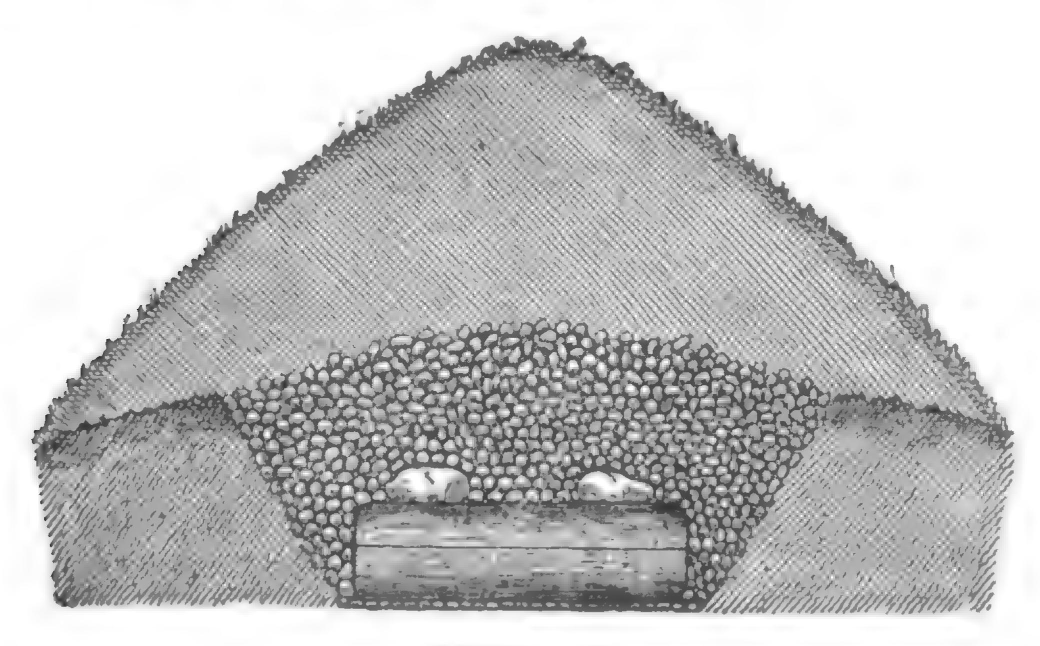


Abbildung 58.

Dieser lag 3 Kilometer von der Seeküste entfernt auf der Spitze einer weithin sichtbaren Anhöhe. Der Auftrag mag ursprünglich eine Höhe von etwa drei Meter gehabt haben. In der Mitte des aufgetragenen Hügels lag unten in einer in dem natürlichen Boden angelegten Grube der Beerdigte in einem großen Eichensarge. Der Sarg bestand aus einem gehöhlten Eichenstamm von etwa $2^{1}/_{2}$ Meter Länge, der Deckel war mit einer starken Schicht Seegras (zostera marina) und mit schweren Steinen bedeckt. Der Sarg stand in einer Vertiefung mit abgeschrägten Seiten, die mit

kleineren („Damm"=) Steinen gefüllt war; diese Steine waren auch über ihm zu einer flachen Erhöhung von etwa 1¼ Meter Höhe gehäuft. Darüber kam dann der Erdkegel, in dem sich vereinzelte Kohlenstücke fanden. Unter dem Sarge lag eine starke Schicht verbrannter Knochen, davon erkennbar Schädelteile eines kleinen Vierfüßers, wohl eines Hundes. In dem Sarge lag, nach Osten blickend, der Bestattete, eingehüllt in ein wollenes Gewand, welches am Halse durch eine goldene Gewandnadel, *) am Gürtel durch einen bronzenen Knopf zusammen gehalten wurde; die Arme scheint er über der Brust gekreuzt getragen zu haben, am rechten Handgelenk saß ein goldener Handring; zur rechten Seite, der Griff in der Schultergegend, lag das Schwert, bronzen mit einem Griff aus Horn und einer Scheide aus Holz und Leder. **) Zu Füßen stand ein thönernes Gefäß, ***) wohl mit Speise für den Beerdigten. — Südöstlich von dieser Bestattung fand sich nahe dem Rande des Hügels eine zweite; in einer flachen, muldenartigen Vertiefung ein beerdigter Leichnam ohne weitere Beigaben als einen Gürtelknopf, gebettet nicht in einem Sarge, sondern auf einem Steinlager; nach oben war der Grabraum durch Querhölzer oder Bretter geschlossen, das ganze mit einer Steinschicht überwölbt; die Länge der ganzen Steinsetzung betrug 4,50 Meter. Eine ähnliche, dritte Anlage fand sich an dem nordöstlichen Rande, doch lag darin kein beerdigter Leichnam, sondern Asche mit zerbrannten Knochen. Zwischen diesen Gräbern waren mehrere Brandstellen. Der westliche Teil des Hügels war leer. Um das ganze Grab ging eine runde Steinsetzung von größeren (im Durchschnitt 1 M. hohen) Granitblöcken von 28 Meter Durchmesser.

Die Beigaben des ersten Beerdigten genügen zu einer allgemeinen zeitlichen Bestimmung. Schwert= und Fibelform gehören der ältesten Periode der selbständigen nordischen Bronzezeit an; unzweifelhaft ist das Blengower Grab eines der ältesten im Lande.

Vergegenwärtigen wir uns die Hauptzüge der Bestattung: in reicher Ausrüstung wird der Tote beerdigt, sein Grab sorgsam gebaut und gewahrt, während der Bestattung brennen Feuer um die Grabstätte, und Totenopfer werden ihm in diesen Feuern gebracht, deren Reste ihm in das Grab mitgegeben werden. Die Einzelheiten des Ceremoniells entziehen sich unserer Kenntnis, so wertvoll gerade sie sein würden, um uns ahnen zu lassen, welche Vorstellungen über Tod und Jenseits in den uralten Grabgebräuchen ihren Ausdruck finden. Das Grauen, welches um die wilden Totenkulte primitiver Völker schwebt, bleibt uns verschleiert; ob es nur Tiere und Diener, ob auch Weiber, Gefolgschaft, Gefangene waren, die durch das Feuer ihren Herren folgen mußten, bleibt dunkel. Neben dem Hauptgrabe finden sich andere, durch ihre Lage im Hügel, Form und Ausstattung als Nebengräber bezeichnete, hier eins mit einem beerdigten, ein anderes mit einem verbrannten Leichnam. Nach außen wird der geweihte Raum des Grabes durch einen Steinkranz, das fast

*) Von der unten S. 52 unter Abb. 69 gegebenen Form.
**) S. unten S. 48, Abb. 59.
***) S. unten S. 62, Abb. 93.

allen Völkern gemeinsame Zeichen des Bannes, von der Außenwelt abgeschlossen; ein hoher Hügel wird errichtet, der, in diesem Falle weithin Land und Meer überschauend, ein Denkmal des Helden oder Fürsten ist, den er birgt.

Alle diese Züge kehren bei den andern Kegelgräbern wieder, aber mit sehr bezeichnenden Veränderungen: durchgängig birgt das Kegelgrab ein Hauptgrab, meist auf dem Urboden; wo mehrere Begräbnisse neben einander sich finden, sind die anderen Nebenbegräbnisse; oft ist erkennbar, wie der gemeinsame Grabhügel erst später über die ursprünglich getrennten Einzelgräber gehäuft ist; so kommt es, daß das Hauptgrab nicht immer in der Mitte liegt und daß der Hügel gelegentlich eine längliche Form annimmt. Das Attribut des Hauptbestatteten ist durchgängig das Schwert; kriegerische Herrengeschlechter werden es gewesen sein, welchen ihre Untergebenen die oft gewaltigen Hügel türmen mußten. Nach der Sprache der Gräber ist die ältere Bronzezeit die Heroenzeit Mecklenburgs; Verfassungsverhältnisse, wie die Gesänge Homers sie voraussetzen, bilden die einfachste Erklärung der bronzezeitlichen Grabformen. Der Gegensatz, den die griechischen Historiker durch die Gegenüberstellung eines „pelasgischen", politisch unentwickelten Naturvolkes und eines achäischen Heldenvolkes ausdrückten, ist derselbe, welcher in dem Unterschiede von Steinzeit und Bronzezeit sich ausspricht. Wir werden sehen, wie in den folgenden Perioden Würde und Monumentalität der Gräber mehr und mehr schwindet und eine demokratische Gleichheit die vornehmen Einzelformen verdrängt, bis schon am Ende der Bronzezeit die öde Einförmigkeit der Urnenfelder den Sieg davonträgt. Schwer widerstehen wir der Versuchung, uns diese Entwickelung auszumalen und zu Folgerungen über die Geschichte des Landes zu verwerten. Unerwähnt soll aber nicht gelassen werden, daß die großen isolierten Grabhügel durchaus nicht gleichmäßig über das Land verteilt sind, sondern am imponierendsten sich an der Seeküste zeigen. Von der Kägsdorfer Spitze bis zur Wohlenberger Bucht begleitet eine Anzahl allein stehender Hügel auf den Höhenzügen die Küste, die meisten von der See aus sichtbar, als wollten sie die Verbindung mit den durch Kultur- und wohl auch Stammesgemeinschaft so eng verbundenen dänischen Inseln herstellen. Im Innern des Landes sind alleinstehende Kegelgräber seltener, im Süden verschwinden sie mit wenigen Ausnahmen (so liegt eines der besterhaltenen und auffallendsten an dem alten Elbthal, der „Tröndelberg" von Düssin bei Brahlsdorf). Auch die höheren Grabhügel sind dort umgeben von einer größeren Anzahl kleinerer, so daß ganze Begräbnisplätze entstehen (am besten erhalten ist ein solcher bei Gr. Upahl bei Güstrow). Die Höhe wechselt außerordentlich: die höchsten sind wohl die bei Wismar liegenden (ursprünglich annähernd 10 Meter); ähnlich hohe werden bei Gnoien (Alt-Gutendorf, Quitzenow) und in der reichen Gegend zwischen Güstrow und Sternberg (z. B. bei Tarnow) erwähnt; von den aufgegrabenen Hügeln ist der höchste einer von Peckatel bei Penzlin (7,5 Meter); die durch ihren Inhalt am berühmtesten gewordenen waren 3 bis 5 Meter hoch. Die große Mehrzahl ist kleiner, doch kann man die niedrigeren unter 2 Meter kaum noch „Kegelgräber" nennen; sie haben, soweit erkennbar, die Form eines Kugelsegmentes.

Der Steinkranz am Rande fehlt selten; innerhalb des Grabes bildet er eine Ausnahme. Die Auftragung geschieht gewöhnlich durch den Boden des benachbarten Ackers, doch wird gelegentlich auch die Erde weiter hergeholt; so lag über den Steinhäufungen in einem Grabe von Radelübbe eine festgestampfte Lehmschicht, deren Material sich in der Nähe nicht findet; auch ist beobachtet, daß das eigentliche Grab vor der Erdauftragung erst mit einer Sanddecke überzogen wurde. In dem Mantel des Hügels finden sich als Überbleibsel von Bestattungsceremonien Brandstellen, Kohlen, auch Gefäßscherben, seltener einzelne Gegenstände.

Das Grab selbst befindet sich meist auf dem Urboden oder in einer flachen Grube, seltener (Pölitz, Friedrichsruhe Grab 12) tiefer in den Boden hineingegraben; die Bestattung in Särgen, wie wir sie in Blengow fanden, und die auch sonst beobachtet ist (Ruchow, Friedrichsruhe, Neukirchen u. s. w.), verschwindet später. Schon in Blengow war bei einem Nebengrabe ein Schutz nach oben durch Holz hergestellt; auch das ist mehrmals beobachtet, gewöhnlich aber lag der Tote frei auf einem Steinpflaster oder auf einer Lehmdiele. Die Überdeckung mit einem Steinhügel fehlt nur ganz selten; so ist unlängst bei Deperstorf (bei Laage) ein sehr stattliches Grab geöffnet, in dem sich nur ein Leichnam ohne jeden Schutz und ohne jede Beigabe fand. Der Regel nach wurde der Tote bestattet mit Gewand und Ausrüstung, wie er sie im Leben trug, die Ringe z. B. an den Fingern; nur das Schwert liegt oft am Kopfende oder auf der Brust; besondere Beigaben, wie Speisen in Thongefäßen, Doppelstücke an Schmuck u. s. w. werden zu Füßen gelegt. Eine eigenartige Sitte ist es, daß die Beigaben oft beschädigt beigelegt werden, so das Schwert zerbrochen, die Fibeln ohne Nadel. — Ein besonderes Interesse beanspruchen die „Totenopfer“. Wir rechneten dahin in Blengow die zerbrannten Gebeine unter dem Sarge; in einem ganz ähnlichen Grabe, dem von Schwaan, fanden sich neun Skelette, anscheinend in kauernder Stellung, ebenfalls unter dem Grabe; oft auch werden die zerbrannten Knochen in Urnen gesammelt und dem Bestatteten zu Füßen gestellt (so z. B. in Brunsdorf).

So weit die älteste uns bekannte Begräbnisform der Kegelgräber. Es sind ganz überwiegend Einzelgräber von Männern, deren kriegerischer Charakter durch das Schwert bezeichnet wird; die Bestattungsform ist die **Beerdigung**. Leichenbrand erscheint nur in Nebenbestattungen, die wir als Opfer für den Verstorbenen auffassen können. **Weibliche Begräbnisse fehlen.** Wo waren diese? Wurde die Frau damals zu dem Gesinde gerechnet, mit diesem verbrannt und ohne Sonderung der Gebeine mit dessen Resten bei dem zu Ehrenden mit eingescharrt? Wir werden sehen, wie in einer späteren Periode der älteren Bronzezeit die Stellung der Frau, nach der Sprache der Gräber, eine wesentlich höhere gewesen ist.

Nach drei Seiten hin tritt eine Veränderung der Grabgebräuche innerhalb der hier behandelten Periode ein, in der Behandlung der Beigaben, der größeren Ausdehnung der Gräber und dem allmählichen Siege der Feuerbestattung. Die **Beigaben** werden nicht mehr durchgängig zur Ausrüstung des Leichnams verwandt, sondern in Holzkästen, Hohlräumen zwischen den Steinen u. s. w. in oder an das Grab gelegt, besonders weiblicher Schmuck, der oft Spuren des Leichenbrandes zeigt; seltener

finden sich diese Schatzgaben bei unverbrannt bestatteten Leichen, den sog. „Körpergräbern", häufiger bei Urnenbestattungen. In der Zeit der reichsten Entwickelung der Bronzeperiode bergen die großen Gräber eine größere Anzahl von Grabstätten neben einander. Der Grabhügel besteht aus einer Anzahl von Einzelbegräbnissen, die ursprünglich wohl allein standen und später mit einem gemeinsamen Hügel überdeckt sind. Ja, selbst an den Rändern des Hügels, zwischen oder an den Steinen der Umfassungsmauer stehen oft massenhaft Urnen oder liegen bronzene Gegenstände; diese Urnen dürfen wir vielleicht der Gefolgschaft der Familie zuschreiben, die in dem Hügel ihre gemeinsame Grabstätte gefunden hat. Zu dieser Gruppe gehören diejenigen Grabfunde, durch welche die Bronzezeit auf mecklenburgischem Boden am augenfälligsten charakterisiert wird und die dem Besucher der Sammlungen am stärksten in die Augen fallen. Es sind besonders die Gräber von Ruchow, Friedrichsruhe und Peckatel (bei Schwerin). Besonders die Grabhügel von Peckatel haben sich durch die Seltsamkeit der Funde und der Fundverhältnisse eine weitgehende Berühmtheit erworben und verdienen daher eine besondere Betrachtung. Wollte doch ein Altertumsforscher von der Bedeutung Otto Tischlers die ganze hier besprochene Zeit mit dem Namen „Peckatelperiode" belegen, eine Benennung, gegen die das Bedenken geltend zu machen ist, daß gerade die Peckatelschen Gräber in ihrem Bau manche schwer deutbare Besonderheiten zeigen und auch ihr Inhalt fremdartige, relativ junge Dinge enthält.

Bei Peckatel sind noch jetzt in einer weiten Niederung die Reste von drei künstlichen Bodenerhöhungen erkennbar. Von der einen, dem „Rummelsberg" ging eine Sage, die sich in ähnlicher Form an zahlreiche Hügel anknüpft: „Unterirdische" hausen darin, oft tafeln sie auf dem Berge, wobei sie Tafelgerät, besonders einen Kessel, aus dem andern Berge entnehmen. Einst sah ein Knabe die Tafel und nahm ein Messer von ihr mit nach Hause; da blieb die Tafel stehen, bis der Knabe das Messer auf Befehl seines Vaters zurückgab).*

In den Jahren 1843 und 1845 sind zwei Hügel von Lisch geöffnet und ergaben eine überraschende Übereinstimmung mit der Überlieferung. Leider war das erste Grab bei Beginn der Ausgrabung bereits gestört, und gerade der wichtigste Fund ist von unberufenen Hände geborgen. Der erste Hügel hatte etwa 1,5 Meter Achsenhöhe und 37 Meter Durchmesser. In dem Hügel fanden sich vier Steinschichtungen, die sich als Gräber oder Anbauten zu Gräbern erwiesen. Das Hauptgrab lag nicht in der Mitte, sondern am südlichen Ende des Hügels. Hier fanden sich auf einem Steinpflaster, wohl als Beigaben neben einem beerdigten Leichnam, ein Schwert, Messer, Goldring, „Hohlcelt" u. s. w., zu Füßen

*) Vom „Ramberge" bei Upahl (b. Grevesmühlen) heißt es: Täglich erschien in der Erntezeit ein gedeckter Tisch, der wieder verschwand, nachdem die Leute abgegessen hatten; als einst ein Knabe ein Messer mitgenommen hatte, blieb der Tisch stehen; als dieses zurückgebracht wurde, verschwand er, kam aber nie wieder. Auch bei Peckatel werden die „Unterirdischen" ursprünglich Wohlthäter der Menschen gewesen sein. Die bei weitem häufigste Sage in Mecklenburg ist die von der „goldenen Wiege", ursprünglich sicher die Wiege für die von den „Unterirdischen" geraubten Kinder.

eine breite, flache Schale mit cylindrischem Fuße, an dem durch gekrümmte Haken vier Räder befestigt sind, stark zerstört, aber in ihrer Form unzweifelhaft richtig wieder hergestellt, die seitdem als „Wagen von Peckatel" ein Prunkstück der Schweriner Sammlung bildet.*) Der Wagen ist kein Erzeugnis der nordischen Bronzefabrikation, sondern vom Süden her eingeführt und findet seine Analogie und Erklärung in dem orientalischen Kulturkreise, dessen Träger und Übermittler die Phönizier waren. Er ist nicht das einzige Stück der Art, welches den Norden erreicht hat. In Schweden, Dänemark, Böhmen sind fast identische Stücke gefunden. Daß diese Wagen in ihrer Heimat eine gottesdienstliche Bedeutung hatten, unterliegt keinem Zweifel; diese auch den nach dem Norden vorgedrungenen Stücken zuzuschreiben, sind wir ohne zwingendere Gründe, wie sie bisher angeführt sind, nicht berechtigt. Der Wagen stand in dem Grabe ebenso zu Füßen des Verstorbenen, wie in verwandten Gräbern dieser Zeit kleinere Bronzeschalen (Ruchow, „Glockenberg" von Friedrichsruhe) oder Thongefäße mit Nahrung; einen anderen Zweck wird auch er nicht gehabt haben. — Im Centrum des Hügels waren zwei nordsüdliche Steinschichtungen, von denen die eine Reste eines ledernen Gürtels oder Panzers, der mit bronzenen Knöpfen besetzt war, die andere weiblichen, stark vom Feuer beschädigten Schmuck enthielt. Eine kleine Steinschichtung im Norden enthielt eine Brandstelle mit stark angegriffenen Bronzen (Ringen, Hefteln usw.).

Wir haben also in dem ersten Grabhügel einen beerdigten männlichen Leichnam und einen (oder mehrere) verbrannte weibliche. Die Entstehung des Hügels denken wir so: Der Mann wurde bestattet, ihm sein Steingewölbe errichtet; die Frau oder die Frauen wurden verbrannt mit ihrer Habe, die vierte Steinsetzung bezeichnet die Stelle des Scheiterhaufens, in der zweiten und dritten fand ihre Beisetzung statt. Dann wurde die ganze Stelle mit dem Hügel überwölbt.

In dem zweiten Hügel, dem „Rummelsberge" (3 Meter hoch, 30 und 34 Meter Durchmesser) fand sich ein Begräbnis in der Mitte: eine große Urne mit zerbrannten Knochen, daneben, vom Feuer stark beschädigt, reicher weiblicher Schmuck. Näher dem Rande war ein merkwürdiger Bau: aus grobem Sande aufgeschichtet und mit kopfgroßen Steinen bedeckt, gleich breit und lang (annähernd 3 Meter) und 1,5 Meter hoch. Darauf stand ein topfartiges Thongefäß und, wie es scheint, auch eine thönerne Schale. Neben diesem Bau war ein Kessel aus gebrannter Lehmerde aufgemauert von beträchtlichem Umfang (30 Cm. Durchmesser, 75 Cm. tief), daneben ein zweiter Tisch oder „Altar", 1,50 Meter lang und breit. Westlich davon lagen in einer Mulde aus schwarzgebranntem Sande die Reste einer unverbrannt beigesetzten, nach Osten blickenden Leiche ohne jede Beigabe. Lisch sah in dieser einen geopferten Sklaven, „dem man die Ehre der Verbrennung nicht angethan hat", und gab der ganzen Anlage eine gottesdienstliche Deutung. In der That liegt für den Aufbau mit dem Kessel kaum eine andere Erklärung näher, als daß sie bei der Totenfeier gedient haben. Dagegen beruht die Auffassung des Beerdigten als „Opfer" auf einer falschen Auffassung des Verhältnisses

*) S. unten die Abb. 95 auf S. 63.

von Beerdigung und Leichenbrand. Nicht die Verbrennung war eine Ehre, sondern eher die Beerdigung. Wir sehen in dem Skelette, welches an dem einen Ende des Hügels gefunden ist, ebenso die Hauptperson des Grabes, wie bei dem ersten Grabe; in beiden ist der Mann beerdigt, sein Begräbnis an das Ende des Hügels gerückt, die Frau verbrannt und in der Mitte bestattet.

Ein dritter Hügel bei Peckatel ist 1889 bei dem Eisenbahnbau angeschnitten. Man hat in ihm eine beerdigte Leiche mit Schmuck, anscheinend weiblichem gefunden.

Merkwürdig ist nun die Übereinstimmung des Fundes mit der Tradition. Wenn kein Spiel des Zufalls vorliegt, so hat sich die Nachricht von einem in der Tiefe des Hügels verborgenen Kessel von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt, selbst durch den Wechsel der Bevölkerung hindurch. Als später die Germanen das Land verließen und Wenden einwanderten, haben auch diese von zurückbleibenden die Kunde erhalten, nach sechs Jahrhunderten übernahmen die neuen deutschen Kolonisten von jenen die Sage, die sie weiter spannen, und so hat sich die Kunde von der Tafel der Unterirdischen und ihrem Kessel aus jener grauen Vorzeit durch zweiundeinhalb Jahrtausende bis in unsere Zeit hinübergerettet.

Neben den Gräbern von Peckatel sind besonders die von Friedrichsruhe (bei Crivitz) von Bedeutung: auch da haben wir eine fast verwirrende Fülle von Grabformen: beerdigte Leichen mit voller Ausrüstung, hier nicht nur männliche, sondern auch weibliche, in Eichensärgen oder Steinkammern, selbst unterirdischen Gruben, Urnen mit Leichenbrand; die Beigaben zum Teil wirr durcheinander in diesen Urnen, zum Teil schön geordnet, selbst in Holzkästen, gesondert beigesetzt, teils vom Feuer bis zur Unkenntlichkeit entstellt, teils bestens erhalten, alles dieses in demselben Hügel: so zeigt sich in dieser Periode ein Nebeneinander von Grabgebräuchen, wie es keine Periode der Vorgeschichte aufzuweisen hat.

Schon am Ende der älteren Bronzezeit hat der Leichenbrand den Sieg davon getragen; mit ihm vereinigt sich eine einfachere Form des Begräbnisses. Es ist hier der Platz, das Verhältnis der Beerdigung und Verbrennung in der Bronzezeit überhaupt klar zu stellen. Wir haben in den ältesten Gräbern primäre Beerdigung, sekundäre Verbrennung; die Sorge für die Erhaltung des Körpers wird im Laufe der Zeit geringer, der Leichenbrand wird häufiger, auch der Mann wird verbrannt; am Ende der älteren Bronzezeit herrscht der Leichenbrand allgemein. Der Sinn des Leichenbrandes, der Gedankenkreis, aus dem der Gedanke entstanden und der Weg, auf dem er hierher übertragen ist, sind der Gegenstand zahlreicher und gelehrter Betrachtungen gewesen; in der Gegenwart erfreut sich die Annahme, man habe in der Verbrennung eine Befreiung der Seele von den Banden des Körpers gesehen und sie stelle somit einen großen Fortschritt im Glauben über die Zukunft nach dem Tode dar, besonderer Anerkennung. Auch ich halte es für möglich, daß dieser Glaube zu dem Siege des Leichenbrandes beigetragen hat und die wachsende Gleichgültigkeit gegen Grabgebräuche durch feinere Vorstellungen über das nachweltliche Seelenleben mit bedingt ist. Daß aber der Leichenbrand im Norden

auf diesem Wege entstanden sein soll, ist nach der obigen Darstellung unmöglich. Wäre der Leichenbrand von Anfang an als die reinere, würdigere Bestattungsart erschienen, so würde man seine Wohlthat doch zunächst dem bevorzugten Bestatteten zugewandt haben. Aber das Gegenteil ist der Fall: der Mann wird beerdigt, die Frau, sei es gleich oder später, verbrannt. Wir sehen im Leichenbrande ursprünglich ein Totenopfer an den Beerdigten — ob dabei dankbare Verehrung für den heroisiert gedachten Fürsten, ob dumpfe Scheu vor den Todesdämonen überwogen hat, ist für unsere Betrachtung belanglos—; eine allmähliche Änderung der Anschauungen mag dann die neue und fremde Idee der „Seelenreinigung" zur herrschenden gemacht haben.

Auch als der Leichenbrand schon Sitte geworden war, hat man noch eine Zeitlang die Form des „Körpergrabes" fest gehalten. Wiederholt sind mannslange Gräber aufgedeckt, in denen man neben zerbrannten Gebeinen, die auf dem Boden der Grabkammer lagen, Beigaben fand, auch Schwerter (so in Wolde, Dreweskirchen, Vorbeck, Sarmstorf). Die jüngere Zeit wurde durch die Form der Geräte erkannt. Erst in der folgenden Periode, der jüngeren Bronzezeit, wird die Beisetzung verbrannter Gebeine in Urnen allgemein.

Das kegelförmige Grab ist selbstverständlich nicht die einzige Form des altbronzezeitlichen Begräbnisses. Mußte doch auch die Masse des Volkes ihre Ruhestätte haben. Wir haben daneben Flachgräber, d. h. Beisetzungen sowohl beerdigter als verbrannter Leichen im natürlichen Boden, gewöhnlich auf natürlichen Anhöhen: äußerlich fehlt jedes Kennzeichen; diese bisher wenig beachtete Grabform habe ich z. B. in Dobbin (bei Krakow), Loiz, Sarmstorf gefunden.

Außerdem finden sich Begräbnisplätze in Form flacher größerer Erhebungen, meist mit Leichenbrand, aber durch die Beigaben als altbronzezeitlich gesichert, z. B. bei Pisede, Lankow, Zickhusen (Anmerkung 21).

Wohnplätze und dergl.

Bronzezeitliche Siedelungen sind bisher nur in ganz geringer Anzahl beobachtet; es sind Grubenwohnungen einfacher Art, die sich von denen der Steinzeit nicht wesentlich unterschieden zu haben scheinen. In der Umgegend von Schwerin ist man bei Zippendorf und an dem Wege von Schwerin nach Neumühle auf Plätze gestoßen, auf denen Abfall von Tierknochen und Gefäßscherben mit bronzenen Gebrauchsgegenständen zusammen lagen. Von bronzezeitlichen Pfahlbauten hat sich keine bestimmte Spur gezeigt: häufig sind die Moorfunde, oft auch wird von Pfählen, Tierknochen u. s. w. dabei berichtet, so bei einem der jüngeren Zeit angehörenden Gießerfunde (s. u.) von Hinzenhagen; aber von einer Sicherheit ist nicht die Rede. Über die „Hausurne" werden wir bei der jüngeren Bronzezeit sprechen. Auch werden die „Depotfunde" dort zur Behandlung kommen, da sie der älteren Bronzezeit zwar nicht fremd sind, ihrer großen Mehrzahl nach aber der jüngeren angehören.

Befestigungsbauten, deren Anlage man auf Grund von Funden in die Bronzezeit verlegen könnte, sind in Mecklenburg-Schwerin nicht nachgewiesen. Die Einschlüsse der sehr großen Anzahl von Burgwällen, die noch erhalten sind, gehören einer sehr viel späteren Periode, der wendischen Zeit, an. Daß aber schon in der Bronzezeit Höhenzüge gelegentlich als gesicherte Wohnstätten gedient haben, wird durch Funde in Mecklenburg-Strelitz (Kratzeburg, Weisdin) bewiesen.

Aus anderen Gebieten Norddeutschlands sind deutliche Burgwallanlagen, welche in die Bronzezeit zurückreichen und später weiter benutzt sind, bekannt. Lisch glaubte auch im Schwerinschen eine Anzahl Burgwälle als bronzezeitlich bezeichnen zu dürfen, nämlich jene Umwallungen, welche sich häufig auf höheren Bergen des Landes finden, besonders die Hohe Burg bei Bützow. Maßgebend für ihn war besonders der Gegensatz zu den Niederungsburgen der wendischen Zeit. Da nach seiner damaligen Anschauung die Bronzezeit erst von der wendischen Periode abgelöst wurde, war der Schluß berechtigt; für uns, die wir wissen, daß zwischen dem Ende der Bronzezeit und der wendischen Periode eine etwa tausendjährige germanische Eisenzeit liegt, ist er es nicht mehr. Dazu kommt, daß wenigstens zwei Höhenburgen von ausgesprochenem Charakter, die von Schulenberg und Liepen, sich durch Funde als wendisch erwiesen haben. Bis auch von den anderen sichere Funde vorliegen, müssen wir ihre zeitliche Stellung und damit die Frage, ob im Schwerinschen Burgwälle als bronzezeitlich zu bezeichnen sind, völlig unentschieden lassen (Anmerkung 22).

Die typischen Geräte der älteren Bronzezeit.

An erster Stelle stehen selbstverständlich die Geräte aus Bronze selbst, und unter diesen gebührt der erste Platz dem Schwerte. Das Schwert darf als die Hauptwaffe der bronzezeitlichen Bevölkerung angesehen werden. Es fehlt in den Gräbern, die überhaupt ausgestattet sind, fast nie, während andere Waffen, so die Lanze, bedeutend seltener sind. Daß das Schwert oft zerbrochen dem Toten beigelegt wurde, während die andere Ausstattung unverletzt blieb, darf auf eine symbolische Handlung zurückgeführt werden. Es entsprach wohl dem persönlichen Verhältnis des Kriegers zu seiner Waffe, wie es sich in der Namengebung der Schwerter in der frühgeschichtlichen Zeit des Nordens ausspricht, wenn man der Waffe ebenso ihre „Seele" nahm, wie dem Pferde, dem Weibe und Gesinde.

Bei der Häufigkeit der Schwerter läßt sich eine Entwickelungsreihe, welche zu der eigentümlich nordischen Schwertform geführt hat, klar stellen. Gemeinsam ist allen die flache, verhältnismäßig breite, zweischneidige Klinge; der kleine Griff, stets ohne Parierstange; eine im Vergleich mit den Schwertern späterer Perioden gedrungene Gesamterscheinung. Die Grundform des nordischen Schwertes bildet ein Typus, welcher gekennzeichnet ist durch die breite, flachgewölbte Klinge und eine flache Griffzunge mit aufgehöhten Rändern, in welcher sich Nietlöcher zur Befestigung des Horn- oder Holzgriffes befinden. (Abb. 59.) Diese Form ist nicht nordisch. Ein ausgezeichnetes Stück ist in Mykenä in jüngeren Schichten, Schlie-

manns „cyclopischem Hause", gefunden, und verwandte Formen sind aus Ägypten und Cypern bekannt geworden, hier schon von Eisen. Es ist ohne Zweifel die Schwertform, welche durch Handel in einer Periode, welche jünger ist, als die der „triangulären Dolche" aus dem Orient wie nach Mykenä, so auch zu den nordischen Barbaren gedrungen und auf den verschiedenen Gebieten in verschiedener Weise nachgebildet ist. Auf diese Mykenäform, wie wir sie der Kürze halber nennen wollen, gehen nicht nur die nordischen, sondern auch ungarischen, süddeutschen, ja selbst noch „Hallstädter" Typen zurück. Wie weit die Stücke von reiner Mykenäform eingeführte Gegenstände, wie weit es einheimische Nachbildungen sind, entzieht sich noch sicherer Beurteilung. Das entwickelte nordische Bronzeschwert unterscheidet sich von dem Mykenäschwert wenig in der Bildung der Klinge: der flache Mittelgrat bleibt, wird aber oft von schmalen Seitenleisten eingefaßt; neu ist die Bildung des Griffs; dieser besteht aus Bronze und wird entweder vollgegossen und mit umlaufenden dekorativen Bändern, besonders Spiralen, versehen oder in durchbrochener Arbeit hergestellt, häufig auch durch Scheiben, deren Zwischenräume mit einer Füllmasse versehen waren, gebildet; der Abschluß des Griffes an der Klinge geschieht durch eine halbmondförmige Endigung, die (in jüngeren Exemplaren) sich oft ganz schließt. Der Knopf ist oval oder rautenförmig, flach oder leicht erhöht. (Abb. 60) Das abgebildete Stück entstammt einem Kegelgrabe von Retzow (bei Plau). Die Scheide bestand aus dünnen Holzplatten, welche außen mit Leder bekleidet, innen wohl auch mit Wolle gefüttert waren, nach unten endete die Scheide in einem kleinen, gewöhnlich vierseitigen, Beschlage, dem sog. „Ortbande". Es sind Fälle beobachtet, wo nur ein Ortband dem Toten beigegeben war.

Abb. 59.

Abb. 60.

Das Schwert der Bronzezeit ist eine Stoßwaffe und hat den Dolch ziemlich verdrängt. Die wenigen Dolche, die sich finden (auch in Frauengräbern), schließen sich in Form und Arbeit den Schwertern an.

Lanzen treten, wie erwähnt, gegenüber den Schwertern zurück,

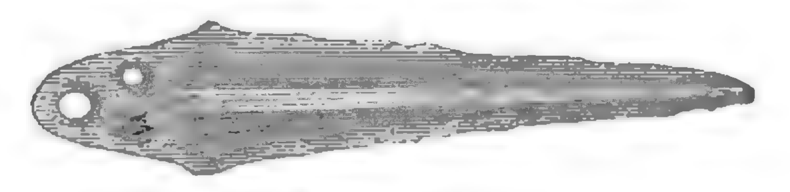


Abbildung 61.

doch ist die Zahl der Lanzenspitzen immer noch ziemlich groß. Die älteste Form, Klingen mit Mittelrippe, welche vermittelst Nieten an dem Schafte

befestigt werden (Abb. 61), geht durch die ganze Periode hindurch; daneben finden sich Lanzenspitzen mit Schafttülle, die ihre Entstehung aus den älteren Klingen deutlich durch die breite Ausladung der Seitenflügel kennzeichnen. (Anmerkung 23.)

Äxte mit Schaftloch sind selten und zeigen meistens eine Form, die dem Norden nicht eigentümlich ist; vgl. das abgebildete Stück aus einem Depotfunde von Wiek (bei Schwaan).

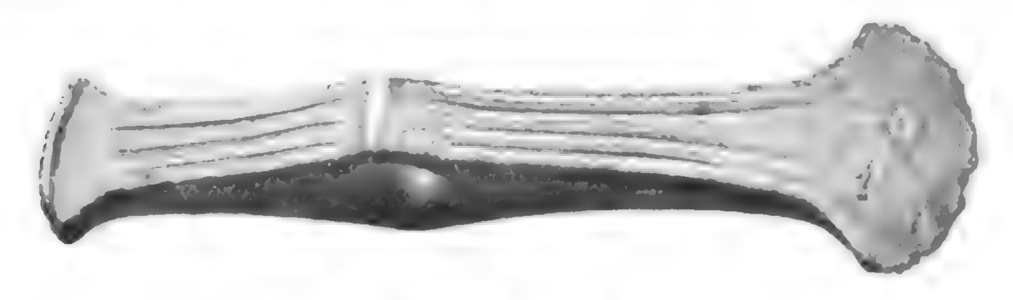


Abbildung 62.

Desto häufiger ist ein kleines, axtartiges Gerät, dessen Handhabung durch Einlassen in einen Schaft, so weit erkennbar durchgängig ein Querholz, bewirkt wird, der sog. Celt. Der Name stammt von einem zweifelhaften, angeblich spätlateinischen Worte und wird in verschiedenem Sinne gebraucht. In Dänemark beschränkt man die Bezeichnung auf die Geräte mit Schafttülle, während man in Deutschland alle Formen so nennt. Wir schließen uns dieser Benennung an, die jedenfalls weniger mißverständlich ist als die von Lisch nach einer Stelle des Tacitus gewählte framea. Daß der Celt aus dem Feuersteinkeil hervorgegangen ist, ist schon oben (vgl. S. 32) besprochen. Die weitere Entwickelung ist sehr deutlich. Zunächst werden die Ränder erhöht, um dem Schafte mehr Halt zu geben, dann wird der obere Teil dünner gearbeitet und so ein Absatz zwischen Schaftendigung und Blatt geschaffen, und schließlich fällt dieser obere Teil ganz weg und wird durch eine Schafttülle ersetzt. So entstehen drei Hauptformen, die wir als Flachcelt, Absatzcelt und Hohlcelt (besser würde Tüllencelt sein) unterscheiden. Der Flachcelt (Abb. 63)



Abbildung 63.

gehört schon dem Beginn der Bronzezeit an, der Hohlcelt tritt erst am Ende der älteren Bronzezeit auf. Charakteristisch für die ältere Bronzezeit ist der Absatzcelt, von dem zwei Hauptformen bestehen. Die eine ist zierlich und in reicher Weise sehr verschieden verziert, die andere (Abb. 64 dargestellte) derb und sehr gleichmäßig. Es zeugt von dem Zusammenhange der verschiedenen Bronzegebiete, daß in den anderen die Entwickelung des Celtes eine parallele ist; vereinzelte Stücke südlicher Bronzecelte sind auch nach dem Norden gedrungen, so der uns fremde Lappencelt,

eine Übergangsform von Absatzcelt und Hohlcelt. Daraus erwächst eine Schwierigkeit: der Flachcelt reicht in anderen Ländern, z. B. in Ungarn, in wesentlich tiefere Perioden als bei uns, und fremde Exemplare dieser

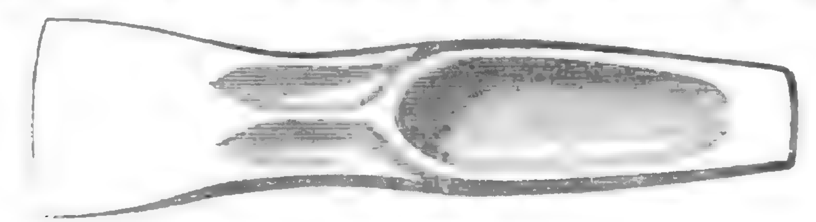


Abbildung 64.

Form sind noch in späterer Zeit zu uns gekommen, wo sie sich dann mit jungen Bronzen vergesellschaftet finden. Es ist demnach der Schaftcelt als solcher zu chronologischen Bestimmungen nicht verwendbar, ein Umstand, der oft übersehen wird und zu falschen Ansätzen führt. Der „Hohlcelt", welcher am Ende der Periode erscheint, hat seine Hauptentwickelung in der jüngeren Bronzezeit gefunden.

Ob die Celte überwiegend als Handwerksgerät oder Waffe gebraucht sind, ist eine nicht zu entscheidende Frage. Oft finden sie sich in Gräbern neben dem Schwerte, dann meist in schön verzierten Stücken und sind in diesem Falle wohl als ein Teil der kriegerischen Ausrüstung aufzufassen.

Geräte, die ausschließlich als Handwerksgerät dienten, finden sich in der Bronzezeit selten. So besitzt die Schweriner Sammlung einen einzigen Meißel, der durch die Erhaltung des Schaftes (aus Hirschhorn) und seinen Fund in einem Grabe (vom Ende der älteren Bronzezeit; Vorbeck) noch besonders interessant wird. (Abbildung 65.)

Desto häufiger sind die Messer. Wir scheiden zwei Formen: die eine, größere hat eine flach gewölbte, konkave Klinge und einen geraden Handgriff, der oft durchbrochen gearbeitet ist und glatt oder in einem Ringe endet; die Klinge schließt nach unten zu gebogen spitz ab und unterscheidet sich dadurch wesentlich von einer sehr häufigen südlichen, besonders schweizerischen, Form, von der auch Stücke auf unserem Gebiete eingeführt sind. Das abgebildete

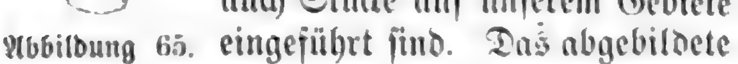


Abbildung 65.

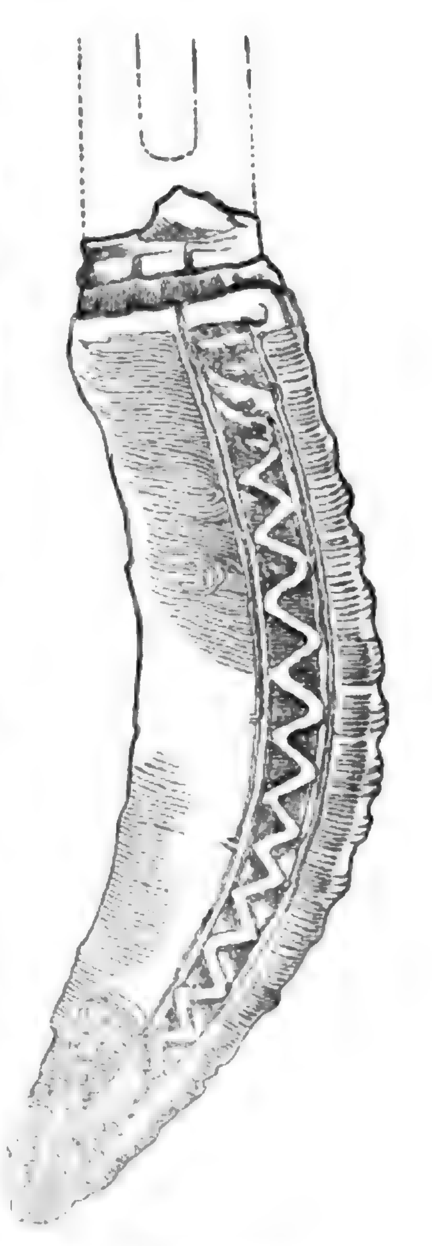


Abbildung 66.

Stück (Abb. 66) stammt aus dem großen Grabe von Dabel. Die zweite, kleinere Form hat ein flaches breites Blatt, gerade oder mit konvexer Krümmung; der Griff besteht aus einer kleinen Handhabe, meist in Gestalt eines Tierkopfes, der am meisten an einen Pferdekopf erinnert. (Vgl. Abb. 67 nach einem Messer aus einem der reichen Friedrichsruher Gräber). Dieses kleine Gerät verdient besondere Beachtung: einmal stellt der Pferdekopf den Beginn einer figuralen Plastik im Norden dar, einen Beginn, der ohne Fortbildung geblieben ist; denn wir werden sehen, wie der nordische Ornamentstil der Bronzezeit durchaus linear ist, erst am Ende der römisch-germanischen Periode erscheint eine phantastische, reiche Tierkopfornamentik, an der aber unser Land keinen Anteil mehr genommen hat; sodann hat diese flache Klinge im Laufe der Zeit sich stetig verändert und bildet daher ein gutes chronologisches Merkmal. — Den Messern ähnlich sind kleine, gewölbte Klingen, die man als „Sicheln" zu bezeichnen pflegt.



Abbildung 67.

Die flachen Messer sind nicht nur Handwerksgeräte, sondern bilden den Übergang zu den Toilettengegenständen. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß sie wenigstens in der jüngeren Bronzezeit als Rasiermesser dienten; sie erscheinen da gewöhnlich zusammen mit einer Nippzange (Pincette), einem kleinen Geräte, das auch der älteren Bronzezeit nicht fremd ist und wohl zum Ausziehen besonders der Barthaare diente. Die Pincette der älteren Bronzezeit unterscheidet sich von der der jüngeren durch ihr breiteres und kräftigeres Blatt. (Abb. 68, aus einem Kegelgrabe von Brahlstorf.)



Abbildung 68.

Kommen wir zu den Toiletten- und Schmuckgegenständen, so gebührt der erste Platz der Bügelnadel, der sog. „Fibel", ein Name, der, wie so viele herkömmliche, aus späterer Zeit entnommen und nicht einwandfrei ist, aber sich so allgemein eingebürgert hat, daß wir keinen Grund finden, von ihm abzugehen. Die Sitte, das Gewand durch Nadeln, die mit einem Bügel versehen sind, zusammenzuhalten, geht durch die ganze Metallzeit; und in den meisten Perioden ist das kleine Gerät mit besonderer Sorgfalt gearbeitet und hat offenbar einen Hauptgegenstand der Tracht gebildet. Der Formenreichtum ist ein ungemein großer und die zeitlichen wie örtlichen Unterschiede so in die Augen springend, daß die Fibel sich in den Kreisen der Archäologen einer besonderen Vorliebe erfreut und man ihre verschiedenen Gestaltungen mit vollem Recht den „Leitfossilien" verglichen hat, durch welche geologische Schichten ebenso bestimmt unterschieden werden, wie hier archäologische Perioden. Die nordische Bronzezeitfibel ist eine höchst charakteristische Bildung: sie ist stets zweigliedrig, d. h. Nadel und Bügel sind einzeln gebildet; die Nadel bewegt sich frei um das eine Bügelende, während das Nadelende vermöge eines Falzes an dem anderen Bügelende eingeklemmt wird; an den Bügel schließen sich auf beiden Seiten Scheiben oder Platten, auf denen Nadelkopf und Nadelspitze aufliegen. Diese Fibelform, zu der das Abb. 69 dargestellte Stück gehört,

ist dem Norden eigentümlich, geht aber auf eine ältere, einfachere Form zurück, die durch Umbiegung einer Nadel und Einklemmen derselben in einen Falz gebildet wird, also eingliedrig ist. Solche Fibeln, welche z. B. in oberitalischen Funden alter Bronzezeit auftreten, sind wohl mit den andern oben erwähnten Bronzen nordwärts getragen, wo sie jene eigenartige Umformung zu der zweigliedrigen und symmetrischen nordischen Fibel durchgemacht haben. Die gegebenen Grundzüge lassen nun noch einen weiten Spielraum zu verschiedenartigen Bildungen: bei den älteren Formen erscheint der Bügel stets länglich gestreckt, entweder als schmales ovales Band oder gedrehte („torquierte") Stange (s. die Abbildungen 69 und 70); der Nadelkopf besteht aus einfachen oder eingeschnürten Knöpfen oder, in Mecklenburg das gewöhnliche, aus zwei bis drei Kreuzarmen, die Platten bestehen anfangs aus Spiralscheiben. Am Ende der Periode verliert die Form ihre Schlankheit, die Fibel wird gedrungener, der Bügel gewölbt und wulstig, der Nadelkopf wird rundlich, oder als Scheibe, Platte, Ring gebildet, die Bügelplatten sind keine echten Spiralen mehr, sondern Platten mit Spiralverzierungen; der Stil der jüngeren Bronzezeit bereitet sich vor (vgl. Abb. 71). Eine interessante Übergangsform zeigt auch Abb. 72, eine Fibelform, an der auf der scheibenförmigen Nadelendigung die Kreuzarme der älteren Nadelendigungen dekorativ angebracht sind. (Das abgebildete Stück stammt aus einem niedrigen Kegelgrabe von Blücherhof.)



Abbildung 69.

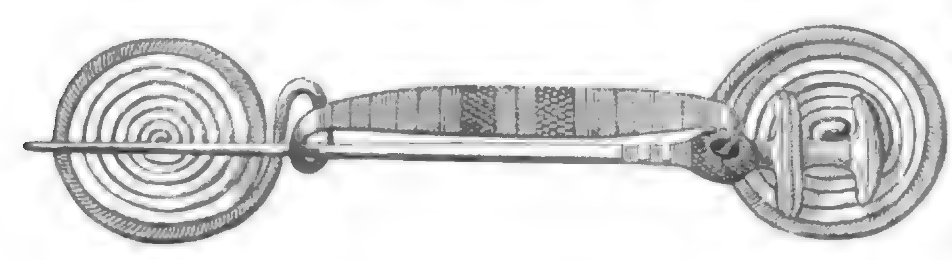


Abbildung 70.



Abbildung 71.



Abbildung 72.

Den Fibeln verwandt sind die Nadeln. Eine kleinere Form hat einen wulstigen, gewöhnlich mit Einschnürungen versehenen Kopf, eine größere, ziemlich häufige, endigt in einer flachen Platte, die gelegentlich mit Goldblech belegt ist. (Abb. 73.) Diese Nadeln haben oft eine bedeutende Länge (eine aus einem Kegelgrabe von Rakow mißt 60 Cm.) und bilden einen jedenfalls sehr unbequemen Schmuck. Als solchen, d. h. zum Zusammenstecken des Haares oder Mantels, glauben wir sie aber doch auffassen zu müssen, nicht als Stecken zum Anspornen der Pferde, wie man aus dem Umstande, daß sie oft zusammen mit Schwertern gefunden werden, hat schließen wollen.

Andere Nadelformen, wie die Radnadel und Scheibennadel werden wir bei den Importgegenständen zu behandeln haben.

Unter den Schmuckgegenständen ist ein besonderer Kopfschmuck nicht bekannt, man müßte denn die kleinen Spiralröllchen, welche zur Verzierung eines Haarnetzes gedient zu haben scheinen, dahin rechnen. Die sog. „Diademe“ sind kein Kopfschmuck, sondern Halsschmuck und als „Halskragen“ zu bezeichnen. In dänischen und deutschen Funden sind sie (bei weiblichen Leichen) mehrmals an der Stelle des Halses gefunden; es sind gebogene Bronzeplatten, deren Enden umgerollt sind, um zusammengebunden zu werden. Die drei Hauptformen: solche mit starken, erhöhten Parallellinien; die mit leicht erhöhten Parallellinien mit dazwischen befindlichem Punkt, Dreiecks- und Linien-Ornamenten (Abb. 74); die mit Spiralbändern (Abb. 75) scheinen die zeitliche Reihenfolge darzustellen, wenigstens erinnern die ersten sehr an die Armbänder der ältesten Bronzezeit. (Vgl. oben Abb. 54.)

Auch abgesehen von den Kragen ist Halsschmuck sehr häufig, z. B. weite massive Ringe, die über den Hals auf die Schulter herabfielen und oft in mehreren Exemplaren über einander getragen wurden; sie bestehen entweder aus gewundenen oder glatten, runden Stangen, die mit den unten zu besprechenden vertieften Linienornamenten versehen sind, ein Schlußstück fehlt oft, indem sie in spitzen Enden schließen oder es wird durch dünne, über einander greifende Haken gebildet. (S. Abb. 76.)

Zum Aufputz der Kleidung, besonders an Brust und Gürtel, dienten wohl die sehr häufigen konischen oder spitz zugehenden, in späterer Zeit auch durch eine kleine Stange verlängerten (siehe Abbildung 77) Knöpfe,

Abbildung 73.



Abbildung 74.

die durch einen Steg oder eine kleine Scheibe befestigt wurden (fälschlich tutuli genannt). Eine größere Brustscheibe ist nur einmal gefunden und, wie die Ausführung der Spiralornamente zeigt, sicherlich ein (aus Dänemark?) eingeführtes Stück. (S. unten S. 65 Abb. 99.)

Sehr häufig sind die Ringe, die man je nach ihrer Größe als

Arm-, Hand- oder Fußgelenkringe bezeichnen kann. Die Ausstattung mit Ringen scheint eine besondere Liebhaberei der mecklenburgischen Bronzezeitleute zu sein; sie fehlen in bronzezeitlichen Gräbern fast nie, und unsere Sammlung ist, so weit ich sehe, die relativ reichste an bronze-

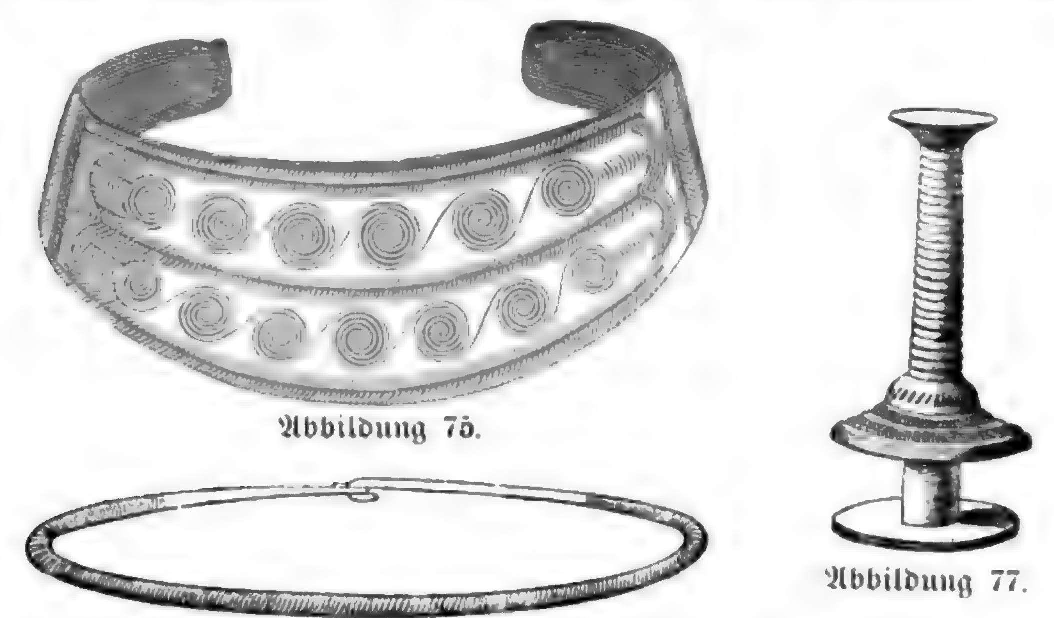


Abbildung 75.

Abbildung 76.

Abbildung 77.

zeitlichen Ringen. Leider sind sie zur Klassificierung unserer Funde wenig verwendbar, da der Formenunterschied gering ist. Die große Mehrzahl besteht aus ziemlich starken, massiven Stücken von ovalem Querschnitt, deren offene Ränder glatt abschneiden und die mit denselben



Abbildung 78.

Abbildung 79.

Liniensystemen, wie die Halsringe geschmückt sind. (Vgl. Abb. 78 und 79.) Zu dem Arm- und Fußschmuck gehören auch die aus schmalem Draht gebildeten Spiralen, welche oft eine sehr bedeutende Länge (bis 39 Windungen und in zusammengedrücktem Zustand 16,5 Cm. erreichen; dahin besonders auch die fälschlich so genannten „Handbergen", Spiralscheiben mit starkem Bügel, der in Form und Verzierung ganz den Handringen gleicht. Es sind prächtige, reich verzierte Arbeiten, die eine besondere Zierde und technisch den Höhepunkt der mecklenburgischen Bronzezeit darstellen; unser Land bildet das Centrum ihres Verbreitungsgebietes, im Norden sind sie verhältnismäßig selten. (Abb. 80).

Als Fingerringe erscheinen außer den Goldringen (s. u.) geschlossene dünne Reifen oder spiralige Bänder, die an den Enden oft mit Spiralscheiben geschmückt sind.

Ein recht eigenartiges Gerät der nordischen Bronzezeit sind die Schmuckdosen, Gefäße, die, wie die reiche Verzierung des Fußes und die Schmucklosigkeit des Deckels, auch die aufrecht stehenden Henkel zeigen,

zum Aufhängen bestimmt waren und die, wie an mehreren Beispielen ersichtlich ist, zur Aufbewahrung von Kostbarkeiten, besonders Gold, dienten. Ähnlich wie bei den Fibeln läßt sich die Entwickelungsgeschichte durch die ganze Bronzezeit hindurch von den kleinen Dosen der älteren Zeit bis zu den

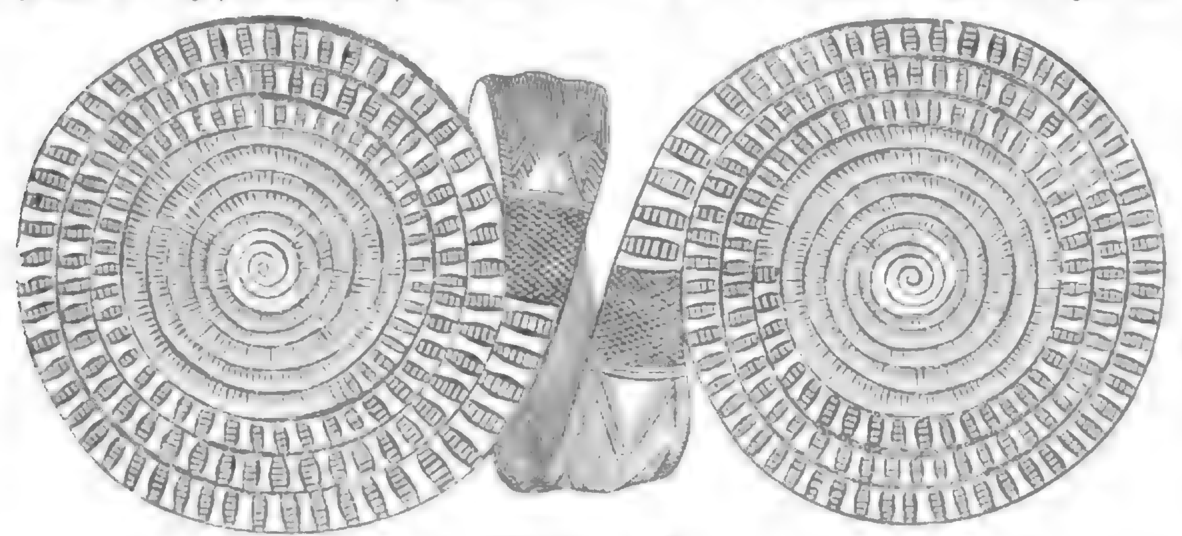


Abbildung 80.

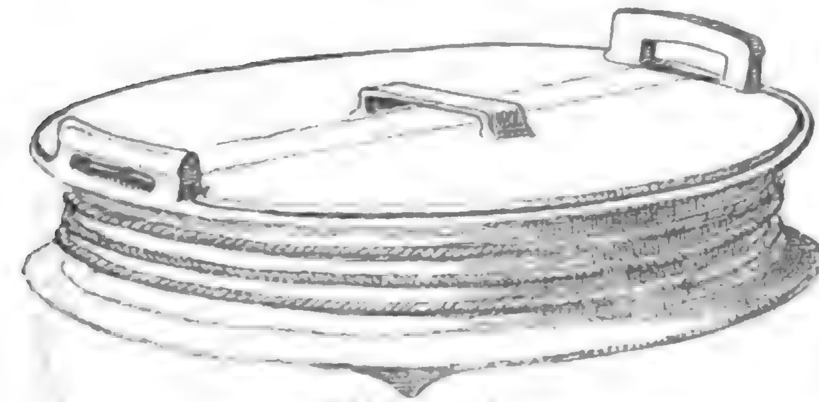


Abbildung 81.

prachtvollen Hängebecken der jüngsten Periode (s. unten S. 79) verfolgen. Die älteren Dosen haben einen flachen, mit stark vertieften Ornamenten versehenen Boden und eine niedrige, gerade aufsteigende Wandung



Abbildung 82.

(vgl. die Abb. 81 und 82 dargestellte Schmuckdose von Kritzemow); später wird der Boden runder und spitzer, und gleichzeitig verändert sich die Ornamentierung nach ihren eigenen Gesetzen (vgl. Abb. 83 und 84).

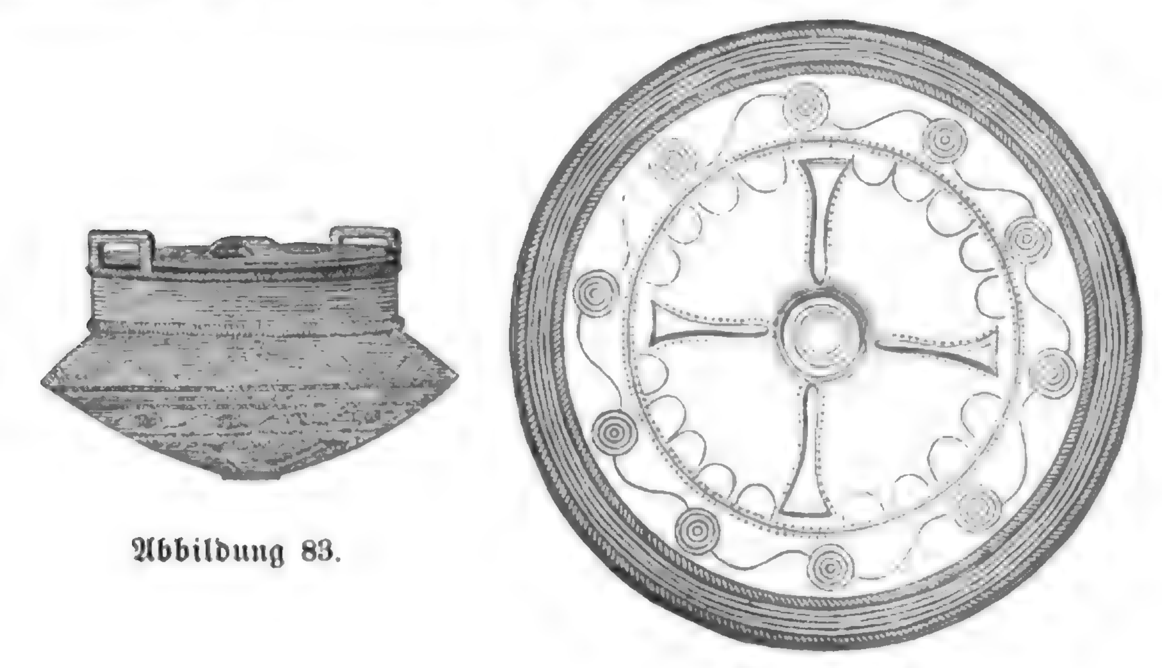


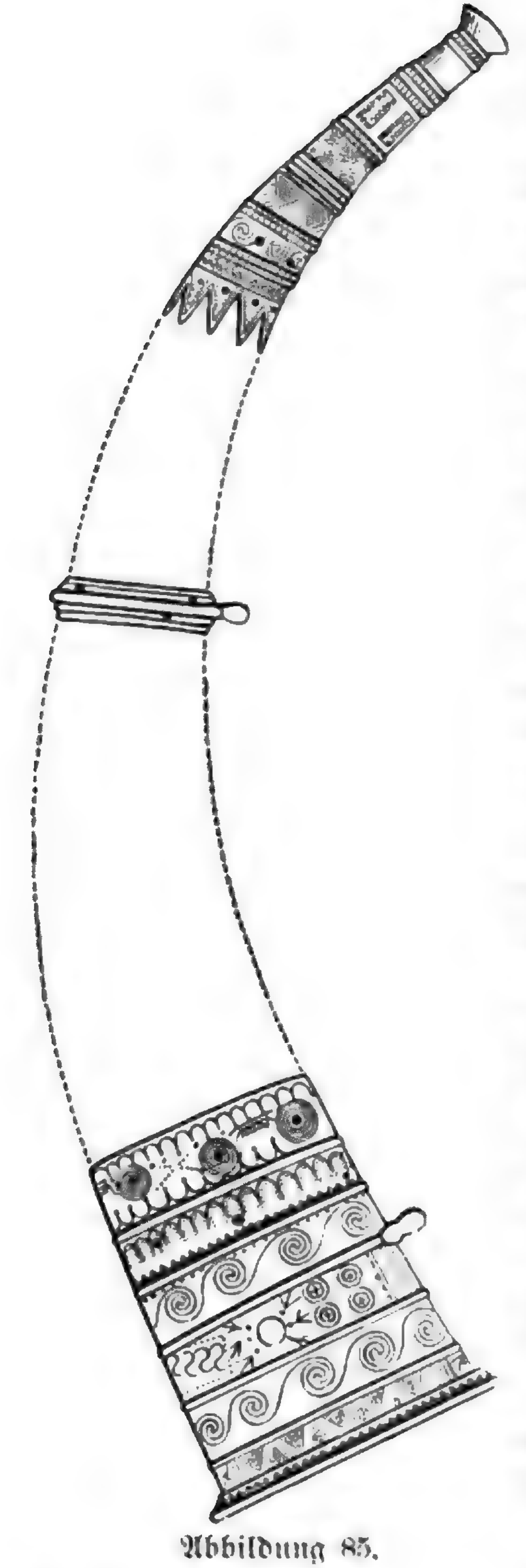
Abbildung 83.

Abbildung 84.

Erwähnen wir noch das „Horn" von Wismar, bestehend aus dem Mundstück und dem Beschlag der Schallöffnung, ein Unicum auf dem Gebiete der älteren Bronzezeit, ausgezeichnet besonders durch seine Ornamentmotive, (Abb. 85 und 88), so haben wir den Formenkreis der älteren Bronzen abgeschlossen und wenden uns nunmehr einer Betrachtung der Technik und des Stils dieser Periode zu. (Anmerkung 24)

Die Bronzegeräte im Norden sind fast durchgängig durch Guß hergestellt; auch in der jüngeren Periode, in welcher eine starke Einfuhr getriebener Gefäße stattgefunden hat, ist die Technik des Treibens nicht bekannt geworden, sondern selbst sehr dünnwandige Gefäße, Schalen z. B., auch solche, die offenbar eine Nachahmung südlicher getriebener Gegenstände bilden, sind in der altgebräuchlichen Technik des Gusses gearbeitet. Ganz ohne Mitwirkung eines hammerartigen Instrumentes ist es selbstverständlich nicht abgegangen; die Schneiden der Schwerter z. B. müssen durch Nachhämmern geschärft sein, die Endigungen der in einer zurückgebogenen Öse abschließenden Halsringe sind breit gehämmert u. s. w. Im ganzen aber tritt das Schmieden hinter dem Guß weit zurück.

Die Formen, welche zum Gießen gebraucht wurden, bestanden gewöhnlich nicht aus Bronze (so weit ich sehe, werden Bronzeformen erst in der jüngeren Periode häufiger), sondern meist aus einem weicheren Material, z. B. aus Sandstein oder gebranntem Thon, letzteres besonders bei hohlen oder stärker gewölbten Gegenständen. Das bronzezeitliche Gußverfahren ist der Gegenstand eingehenden technologischen Studiums gewesen, und besonders die Geschicklichkeit, mit der das gewünschte Stück


Abbildung 85.

erst über einem Thonkern in Wachs modelliert und dann durch Ausschmelzen des Wachses zwischen diesem Kern und einer äußeren Thonschicht in Bronze hergestellt wurde, hat die höchste Anerkennung in fachmännischen Kreisen gefunden, eine Anerkennung, die so weit ging, daß sie mit den Vorstellungen, die man sich von der allgemeinen Kultur einer nordischen Barbarenbevölkerung machen zu müssen glaubte, unvereinbar schien. Die Angriffe, denen die Annahme einer selbständigen nordischen Bronzezeit längere Zeit ausgesetzt gewesen ist, sind nicht zuletzt von dieser Anschauung ausgegangen und erst allmählich verstummt, seitdem, besonders in Kopenhagen, durch praktische Versuche die Herstellbarkeit nordischer Bronzen mit den im Norden gefundenen Werkzeugen erwiesen ist. Besondere Schwierigkeiten bot die Erklärung der feinen Ornamente, welche große Flächen der alten Bronzen bedecken und zu deren Entstehung stählerne Werkzeuge für unumgänglich nötig gehalten wurden. Heute wissen wir, daß allein bronzene Punzen diese flachen Linien mit den weichen Umrissen herstellen können und daß die Ornamente (so weit es sich nicht um vertiefte Flächen handelt) nicht mitgegossen oder graviert, sondern gepunzt sind.

Durch diese Technik wird der Charakter der Ornamente bedingt. Mit der Bronzepunze lassen sich nur schwach vertiefte Linien hervorbringen, die am einfachsten zu fortlaufenden Bändern vereinigt werden. So überwiegt denn in der älteren Bronzezeit eine Bandornamentik, gebildet aus einem einfachen, regelmäßig wiederkehrenden Motiv. Schräge Parallellinien, zu Systemen geordnet, die sich gelegentlich schneiden, Dreiecke, besonders spitz auslaufende mit eingezogenen Seiten („Wolfszahnornament"), Bogenlinien, einfach oder mehrere über einander, oft mit Punktlinien eingefaßt, besonders aber die Spirale, bilden die Hauptmotive einer leichten und gefälligen Dekoration, die, entsprechend ihrem Charakter als Band zunächst die Kanten zart umsäumt, dann mit größeren Mustern, der Form des Gerätes folgend, die Flächen bekleidet und, wo ein Mittelpunkt vorhanden ist, diesen mit einer sternartigen Combination eines Einzelmotivs versieht. Vgl. bei-

stehenden Boden der Schmuckdose von Kritzemow. (Abb. 86.) Von den oben genannten Motiven erfordert die Spirale eine besondere Beachtung. Sie

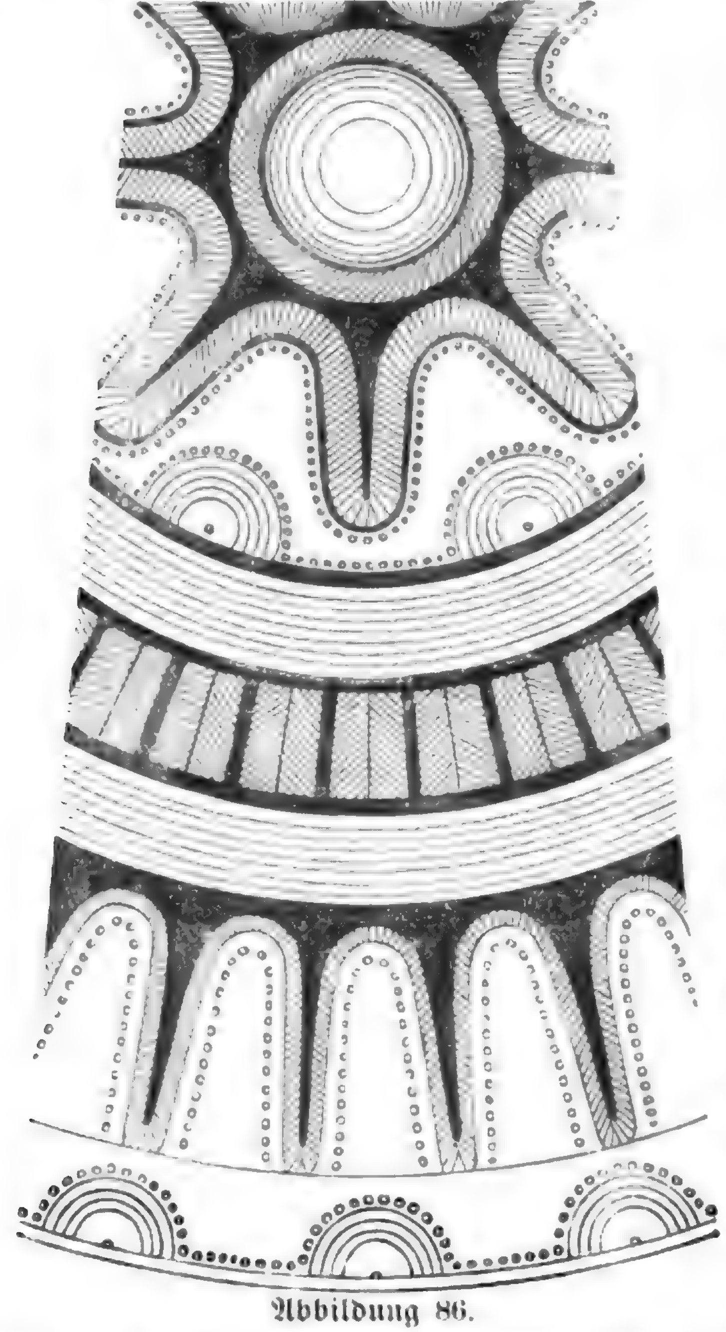


Abbildung 86.

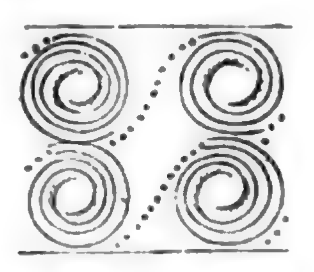


Abbildung 87.

ist die augenfälligste Zierform der älteren Bronzezeit und dieser eigentümlich. Nicht nur als Flächenornament, sondern auch plastisch gebildet, z. B. als Abschluß von Ringen, besonders der prachtvollen „Handbergen“ und Platte bei den Fibeln erscheint die Spirale ungemein häufig. In der Dekoration überwiegt in Mecklenburg durchaus das einfache Spiralband, eine Verbindung von echten Spiralen durch eine Verbindungslinie, welche bei den einheimischen Arbeiten punktiert, nicht voll ausgezogen ist, (Abb. 87) eine mecklenburgische Eigentümlichkeit, durch welche die Selbständigkeit lokaler Gruppen innerhalb der weit verbreiteten nordischen Bronzekultur bewiesen wird. Die Nachahmung der Spirale durch Kreise, die mit gedrehten Linien verbunden sind, ist selten und gehört sichtlich einem jüngeren Teile der Periode an. Auch die Verzierung mit kleinen concentrischen Kreisen wird auf unserem Gebiet erst aus der Spirale hervorgegangen sein. Wie am Ende der Periode der Sinn für die Spiralform verloren geht und an ihre Stelle concentrische Kreise, die durch Wellenlinien verbunden sind, treten, zeigt deutlich die schon oben (S. 56) abgebildete Schmuckdose von Parchim.

Ist so die Spirale hier zu reicher Anwendung gekommen, so liegt ihre Heimat doch in weiten Fernen Mit dem Spiralornament knüpft die die nordische Bronzezeit an jene schon oft erwähnte Mittelmeerkultur an, zu der auch die Mykenäfunde gehören und deren am weitesten zurückzudatierende Elemente in Ägypten gefunden sind. In Ägypten reicht die Spirale bis in das dritte Jahrtausend zurück, auf europäischem Boden

erscheint sie sehr früh, schon in neolithischer Zeit, in dem Norden der Balkanhalbinsel (Butmir in Bosnien), weiter nach Norden wird sie mit jenem Einfluß der Mykenäkultur gedrungen sein, den wir schon in der ältesten nordischen Schwertform feststellen konnten; noch allerdings sind keine spiralverzierten Geräte, die aus dem Süden stammen und ein direktes Vorbild hätten bilden können, auf dem von uns behandelten Gebiete nachgewiesen, und die Möglichkeit, daß die Spirale aus der Metalltechnik entstanden ist, die flachen federnden Scheiben aus Bronzedraht also das ursprüngliche waren, nicht unbedingt abzuweisen, bis ein solcher Nachweis geführt ist; aber die Ähnlichkeit der Form und die Gleichzeitigkeit der nord- und südeuropäischen Spirale machen eine Entlehnung der ersteren schon jetzt im höchsten Grade wahrscheinlich.

Die besprochene Ornamentik ist durchaus linear. Figürliche Darstellungen bilden eine seltene Ausnahme. Der Pferdekopf an Messern ist oben besprochen. Hier sei noch auf die seltsame Verzierung des Wismarschen Hornes hingewiesen (s. oben S. 57 und Abb 88). Alle Elemente: Dreiecke, Bogen, Spiralen (hier mit voll ausgezogenen, nicht punktierten Linien), Kreise vereinigen sich hier, daneben aber ein Streifen, auf dem sich folgen: vier Räder, ein Kreis, umgeben von kleinen Bildern, in denen man liegende Körper mit ausgestreckten Armen oder, was mir wahrscheinlicher ist, Symbolisierungen von Sonnenstrahlen gesehen hat, vier S-förmige Figuren, zwei Schiffe. Offenbar soll auf diesem Streifen etwas erzählt werden; die Bilderschrift erinnert an die der schwedischen Felszeichnungen; in den Sinn der Erzählung einzudringen fehlt uns aber die erforderliche Phantasie. Täuscht uns der Stil des hoch interessanten Stückes nicht, so gehört es an das Ende der älteren Bronzezeit und ist ein nordischer Importgegenstand: nicht nur die ausgezogene Linie der Spirale, sondern auch die Schiffe, die, wie wir sehen werden, auch später noch hier sehr selten erscheinen, und das stärkere Hervortreten des ebenfalls hier seltenen Bogenornamentes weisen nach jener Richtung

Abbildung 88.

Soweit die Flächenornamentik. Hinter ihr tritt die plastische Dekoration weit zurück. Über ornamentale Reifen, an Schmuckdosen z. B., oder Bänder und Rippen an Celten und besonders den Griffen der schönen Schwerter (oben S. 48) geht sie kaum hinaus. Dagegen werden gewölbte Flächen gern durch tiefe Einschnitte oder Einkerbungen belebt, so bei den Handringen (s. oben Abb. 78) und den Fibeln vom Ende unserer Periode (s. oben Abb. 71) Verwandt damit ist das Verfahren, Vertiefungen herzustellen, welche mit einer Füllmasse versehen werden, gewöhnlich einem Harze, welches in seinem tiefen Schwarz mit der goldglänzenden Bronze eine höchst wirkungsvolle Dekoration abgiebt; mit einer ähnlichen Masse sind auch die Zwischenräume zwischen den Ringplatten der oben (S. 48) beschriebenen Schwertgriffe geschlossen.

Der Stil der älteren Bronzezeit hat etwas gedrungenes, kompaktes. Mit dem edlen Metall wird achtungsvoll umgegangen; die Größe aller Geräte hält sich in bescheidenen Grenzen, aber sorgsamst wird ein jedes nach seiner Eigenart gebildet, je nach seiner Bestimmung mit richtigem Stilgefühl verschieden ornamentiert, Vorzüge, deren Wert sich uns besonders bei einem Vergleich mit der stilistisch viel weniger feinfühligen jüngeren Bronzezeit erkennbar machen wird. (Anmerkung 25.)

Alle die oben aufgezählten Geräte werden aus Bronze gebildet. Verhältnismäßig selten finden sich die Metalle, aus denen sich die Bronze zusammensetzt, unvermischt: aus Kupfer besitzen wir einen Halsring, den wir seiner Form nach nicht in die Zeit der Einführung der Metalle setzen (gleich Abb. 76); Zinn ist in Mecklenburg bisher nicht nachgewiesen, wohl aber mehrfach in den Nachbarländern, wo es z. B. in Form kleiner Stifte zur Verzierung von Holzgefäßen verwandt wird. Auch Blei ist gefunden worden.

Von den Edelmetallen fehlt Silber gänzlich; Gold ist so alt auf unserem Boden wie die Bronze und sicher auf demselben Wege zu uns gelangt. In den reicher ausgestatteten Gräbern fehlen goldene Ringe selten, und zwar finden sich sowohl Fingerringe wie Handringe. Die ersten bestehen entweder in Golddraht, welches spiralig um den Finger gewunden wird (s. Abb. 89) oder in flachen geschlossenen Reifen, die im Geschmacke der älteren Bronzezeit verziert sind. Die Handringe sind


Abbildung 89.


Abbildung 90.

meist torquiert und enden entweder glatt abschneidend oder in zurückgebogenen Spiralen (s. Abb. 90); sie dienten nicht nur als Frauen-, sondern auch als Männerschmuck. Auch Fibeln werden aus Gold gebildet, so eine von Blengow (s. oben S. 40). Auch zur Verzierung bronzener Geräte wird Gold verwendet, z. B. die Nadelköpfe mit Bronzeblech belegt. Eine, so weit ich sehe, allein stehende Erscheinung ist es, daß einmal ein bronzenes Schwert am oberen Teile der Klinge mit einer Goldeinlage geschmückt („tauschiert") ist. Das Exemplar ist in Gresse gefunden und befindet sich in Privatbesitz; wahrscheinlich gehört es erst der jüngeren Bronze-



Abbildung 91.

zeit an. Daß die Goldringe nicht nur als Schmuck, sondern auch als Zahlungsmittel dienten, beweist z. B. der Inhalt einer Schmuckdose von Sukow, in welcher mehrere goldene Ringe, darunter ein ungewöhnlich starker, mit abgeschnittenen Enden lagen. (S. Abb. 91.)

Holzgeräte sind bei uns nicht erhalten. Leder findet sich an den Schwertern als Scheidenbeschlag oder richtiger zur Umwickelung der Scheide in Form dünner Streifen. Wolle ist nicht gerade selten: die Toten wurden mit ihrem wollenen Gewande beerdigt, und an den bronzenen Beigaben haben sich oft Stücke desselben erhalten, auch wurde die Schwertscheide ausgefüttert. Auch die Herstellung der alten Wollfabrikation ist der Gegenstand sorgsamster technologischer Studien gewesen. Es hat sich daraus ergeben, daß die Zeuge der älteren Bronzezeit eine taffetartiges Gewebe haben, das mehrmals plüschartig oder krimmerartig gestaltet ist; Köpergewebe scheinen noch unbekannt gewesen zu sein. (Anmerkung 26.)

Eine besondere Beachtung erfordern auch in der Bronzezeit die Thongefäße Ihre Zahl aus der älteren Periode ist nicht gerade groß, wie aus den Begräbnisgebräuchen sich entnehmen läßt. Die Sammlung verbrannter Gebeine in Thongefäßen (Urnen) bildet ja in der älteren Periode die Ausnahme. Die Thongefäße, welche in den Kegelgräbern gefunden werden, waren Behälter für Speise und Trank, welche den Toten mitgegeben und meist zu Füßen gestellt wurden. Die Totenurnen sind diesen Gebrauchsgegenständen nachgebildet. Der Unterschied zwischen steinzeitlicher und bronzezeitlicher Keramik ist sehr bedeutend. Die tiefen eindringlichen Ornamente, welche schon am Ende der Steinzeit leichteren Verzierungsarten weichen, sind ganz verschwunden; eine lineare Verzierung der bronzezeitlichen Gefäße fehlt so gut wie ganz; höchstens finden sich flach eingeritzte, ziemlich unregelmäßige Striche. Dagegen ist die Wandung oft leicht gerippt, eine der Steinzeit fremde Erscheinung, welche wohl auf die Nachahmung gerippter Bronzeschalen zurückgeht, wie sie z. B. in Weisin gefunden sind. Auch die Färbung der Gefäße ist sorgsam. Oft wird eine dünne hellbraune Thonschicht über den Kern gelegt, oft das Äußere glänzend dunkelbraun gefärbt, wohl durch Fetteinreibung und Schmauchfeuer; gelegentlich finden sich auch mit Graphit geschwärzte Gefäße. Die Thonmischung ist feiner und dementsprechend die Wandungen dünner. Ein Übergang zwischen stein- und bronzezeitlicher Keramik kann auf unserem Gebiete nur wahrscheinlich gemacht werden, auch finden sich nicht, wie in anderen Ländern mehrfach, jüngere steinzeitliche Gefäße in Bronzegräbern. Wir heben aus gesicherten Funden hervor Schalen der beistehenden Art (das Abb. 92 dargestellte Stück stammt aus dem großen Grabe von Ruchow) und Krüge mit leicht gerundeter Wandung und gerader Halsöffnung (das 93 abgebildete Stück von Blengow), ferner kleine tassenartige Gefäße mit Henkel (Abb. 94). Eine gewisse Formenverwandtschaft der Ruchower Schale

mit der steinzeitlichen aus Ostorf (Abb. 44 S. 25), des Blengower Kruges mit dem Molzower (Abb. 45 S. 25) und noch mehr einem (Jahrb. 63 S. 80 abgebildeten) von Helm ist unverkennbar und kann für einen Zusammenhang mit der jüngeren steinzeitlichen Keramik angeführt werden. (Anmerkung 27.)



Abbildung 92.

Abbildung 94.

Abbildung 93.

Handelsbeziehungen der älteren Bronzezeit.

Daß in einem Lande, welches selbst keine Metalle hervorbringt, die Rohmaterialien einer „Bronzekultur" auf dem Handelswege beschafft werden mußten, ist selbstverständlich. Welche Richtung in der älteren Bronzezeit die überwiegende war, ist nicht mit der Sicherheit festzustellen, wie für den Beginn der Bronzezeit, doch wird auch hier der direkt südliche Weg, welcher das Mittelmeergebiet an der italischen Küste berührte, der wichtigste geblieben sein. Gering sind in der besprochenen Zeit die Beziehungen nach Osten, sehr im Gegensatz zu der darauf folgenden Periode; stärker tritt ein Zusammenhang mit dem Süd-Westen hervor, wo in der Schweiz und zwischen Rhein und Rhone ebenfalls eine hoch entwickelte ältere Bronzezeit blühte. Einzelne Geräte westlicher Form, die hier gefunden sind, beweisen deutlich Beziehungen zu dieser Gruppe. Ob auch Gold, Kupfer, Zinn, Blei in rohem Zustande auf diesem Wege zu uns gelangt sind, bleibe noch dahin gestellt.

Außer den Stoffen sind nun aber auch fertige Gegenstände eingeführt, deren Herstellung im Norden noch unbekannt war. Dahin gehören das Glas und die getriebenen Bronzesachen. Glasperlen, gewöhnlich flach, hellblau und von kleiner Form, finden sich in den größeren Gräbern der Bronzezeit mehrfach, einmal auch längliche aus dunklerem Glase mit einer weißen Einlage (aus Thon oder Gips?). In Ägypten ist die Glasfabrikation schon im dritten Jahrtausend bekannt, und sicher darf man unsere Glasfunde auf die Handelsthätigkeit der Phönizier zu-

rückführen. Zusammen mit Glassachen erscheinen nun auch getriebene Bronzegegenstände, zunächst flache tassenartige Schalen; bei Ruchow, Friedrichsruhe, Weisin standen sie in den Grabkammern ganz gleich den Thongefäßen; daß wir auch den berühmten Peckateler Wagen zu diesen Schalen zu rechnen haben, ist oben erwähnt. Diese ihrer Fundart nach ältesten getriebenen Sachen haben glatte oder leicht gerippte Wandungen und sind die Vorläufer einer großen und einflußreichen Gruppe getriebener und genieteter Arbeiten, welche die Entwickelung der jüngeren

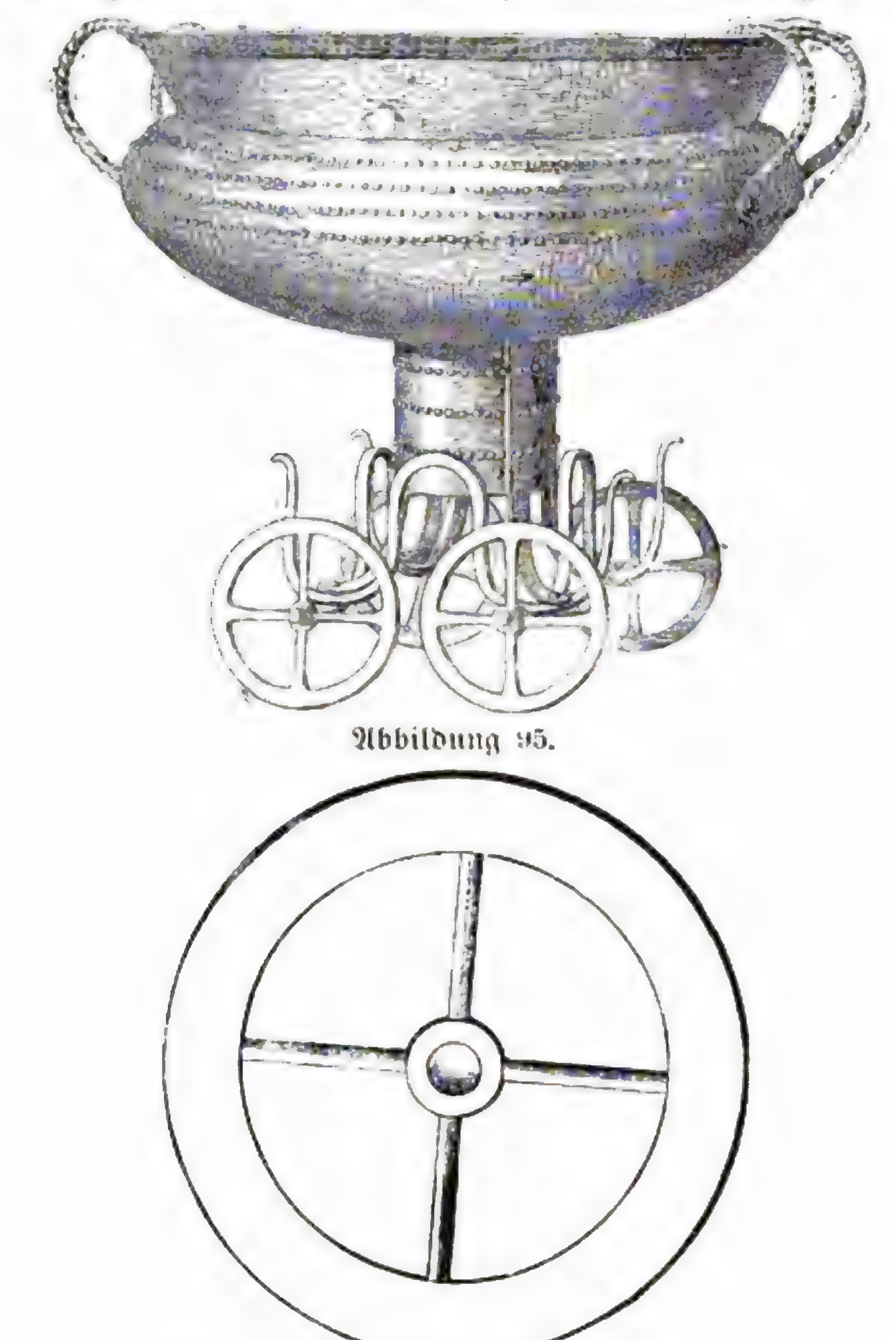


Abbildung 95.

Abbildung 96.

Bronzezeit in hohem Grade mit bedingt haben. Die Heimat dieser Gefäße liegt, so weit erkennbar, in Oberitalien; welchem Volke man ihre Anfertigung zuzuschreiben hat, bleibt noch umstritten. Es waren Vorgänger der historischen Etrusker, schwerlich diesem Stamme selbst angehörig, ein Verhältnis, welches einige Archäologen mit der Benennung „protoetrurisch“, andere mit der „altitalisch“ zum Ausdruck bringen. Als Beispiel für die getriebenen Arbeiten südlicher Herkunft diene der Wagen von Peckatel. (Abb. 95 und 96; vgl. oben S. 44.)

Auch abgesehen von diesen Gegenständen, deren Herstellung dem Norden dauernd fremd geblieben ist, ist eine Anzahl Funde zu verzeichnen, die ihrer Form und ihrem Zweck nach einheimischen sehr nahe stehen und auf die parallele Entwickelung der Bronzezeit in den verschiedenen Ländern ein helles Licht werfen; auch chronologisch sind sie uns sehr wertvoll, weil sie beweisen, daß die nordische Bronzezeit den entsprechenden mitteleuropäischen Perioden etwa gleichzeitig sein muß und es nicht statthaft ist, für sie eine längere Zeit (einige Forscher rechnen mit Jahrhunderten) hinter dem anderen Europa zurückbleibende Entwicklung anzunehmen. Wem der Sinn für die nordische Formenwelt aufgegangen ist, der findet ohne Mühe in unserem Museum die Fremdlinge heraus, wie die Radnadeln, d. h. größere Nadeln, deren Kopf durch ein durchbrochenes Rad gebildet wird, die Scheibennadeln, d. h. Nadeln, die in einer flachen großen Scheibe endigen, (siehe Abb. 97), die Schaftlappencelte, Armringe mit starker Verjüngung nach den Enden und anderes mehr. Die aufgezählten Sachen gehören überwiegend südwestlicheren Bronzegebieten an, deren Abgrenzung unter einander unserer Betrachtung fern liegt, finden sich aber bei uns in den Gräbern und in Moorfunden ganz so behandelt wie unsere einheimischen Dinge.

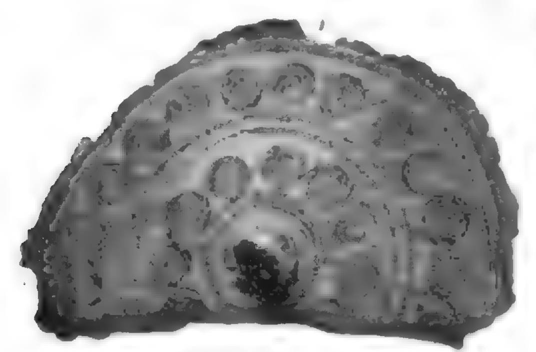
Abbildung 97.

Schwerer ist es natürlich, innerhalb des Bestandes der nordischen Museen eine Sonderung der lokalen und aus archäologisch verwandten Gebieten eingeführten Typen vorzunehmen. Lokale Typen, d. h. Formen, deren Verbreitungsgebiet ein verhältnismäßig kleines ist, finden sich in der nordischen Bronzeprovinz mehrfach, besonders deutlich auf der Insel Bornholm, die fast eine Sonderstellung einnimmt. Auch Mecklenburg hat, z. B. in seinen Handbergen und Handringen, eigene Formen. So eng die Verbindung zwischen Dänemark, Schleswig-Holstein und Mecklenburg auch in



Abbildung 98.

der Bronzezeit stets geblieben ist, so ist doch die Entwickelung der einzelnen Gebiete eine selbständige. Daher finden sich auch bei uns Geräte, die wir als nordisch und doch als Importgegenstände bezeichnen müssen: bei dem Wismarschen Horne haben wir es nur vermutet, deutlich aber gehört eine bei Jürgenshagen (bei Bützow) gefundene eigenartige Fibel (Abb. 98) mit länglichem Bügel und nach unten gebogenen Spiralplatten nach Bornholm und ebendorthin wohl auch eine schöne Brust- oder Gürtelplatte, (Abb. 99) gefunden in einem Grabe im Amte Grabow, von einer Form, die in Dänemark häufig ist, während sie hier nur einmal vorkommt.


Abbildung 99.

So bewährt sich auch in dem Verhältnis von eigenem und fremdem Material die Eigentümlichkeit der älteren Bronzezeit: es ist eine Periode von hoher Selbständigkeit und Kraft, die es verstanden hat, ganz fremde Kulturelemente an sich zu ziehen und zu gestalten und die, trotzdem sie bei dem Bezuge ihres Hauptmaterials fortdauernd auf fremde Hilfe angewiesen war, über Jahrhunderte hin ihre Eigenart behauptet hat.

Ein ganz anderes Bild gewährt uns die Betrachtung der jüngeren Bronzezeit.

Dritte Periode.

Die jüngere Bronzezeit.

Die Gräber.

Sehr verschieden sind schon die Grabformen. Die stolzen Denkhügel verschwinden, die Grabbauten werden so einfach wie möglich und führen allmählich zu den Gräbern der Eisenzeit, wo die Urnen mit den Leichenbrandresten flach in den natürlichen Boden eingegraben werden. Der Leichenbrand herrscht durchaus. Das Grab ist nichts als der Behälter der Gebeine, die von der Brandstelle gesammelt sind; das Streben, das Grab künstlicher zu gestalten oder reicher auszustatten, ist nicht mehr vorhanden. Diese Vereinfachung bereitet sich schon am Ende der älteren Bronzezeit vor und mag die Folge von neuen reinen Anschauungen über das Weiterleben der Seele sein, die in der neuen Periode zum Siege gelangt sind. Jedenfalls ist auch hier die Entwickelung eine allmähliche. Die jüngere Bronzezeit setzt nicht plötzlich mit neuen Gerätformen und neuen Grabgebräuchen ein, sondern geht aus der früheren langsam hervor; eine Erklärung der Verschiedenheiten durch Annahme einer Neueinwanderung ist hier noch weniger statthaft, als bei dem Übergang der älteren zur

jüngeren Steinzeit oder der Steinzeit zur Bronzezeit, so weit auch der eine Endpunkt, die isolirten Kegelgräber mit ihren reichen, stark persönlich zugeschnittenen Einrichtung von dem andern, den in Massen charakterlos zusammengehäuften kümmerlichen Urnenbegräbnissen, entfernt ist.

Äußerlich sind die Gräber der jüngeren Bronzezeit als solche meist nicht zu erkennen. Es sind entweder aufgeschichtete Hügel und zwar seltener ähnlich den Kegelgräbern, nur niedriger, häufiger flache, halbkugelige Erd- oder Steinhäufungen von etwa 1 Meter Höhe oder die Begräbnisse finden sich in natürlichen Hügeln. Die in späteren Perioden gewöhnliche Form des Urnenfeldes behandeln wir erst in dem folgenden Abschnitt. Die Hügel sind gewöhnlich aus Erde, seltener aus Steinen errichtet; in den größeren finden sich Urnenbegräbnisse in größerer Zahl, nicht nur auf dem Urboden, sondern auch im Mantel des Hügels. In anderen Ländern sind in der besprochenen Periode sehr häufig Kegelgräber aus der vorausgehenden Zeit zu Bestattungen benutzt; das ist auf unserem Boden sehr selten beobachtet. Die kleineren Hügel enthalten durchgängig nur eine Urne. Die in der älteren Zeit übliche Steinumfassung der Gräber findet sich auch jetzt noch, nicht nur bei Hügeln, sondern auch bei Flachgräbern; über solche Steinsetzungen mit jungen Bronzen wird bei Gallentin, Zickhusen und Rambow berichtet, doch sind sie leider nicht erhalten. Vielleicht sind auch die bekannten „Steintänze" von Boitin in dem Tarnower Forst und bei Spornitz hierher zu zählen, doch läßt sich bei dem Mangel an beweisenden Funden nur die Analogie mit den genannten, gesicherten Fundstätten heranziehen. In den soeben beschriebenen Grabstätten findet die Beisetzung der zerbrannten Gebeine in Urnen statt; diese werden meist mit Steinen umgeben und sind gewöhnlich sehr sorgsam geschützt, ein flacher Stein bildet die Grundlage, größere werden herumgestellt, die Lücken mit Keilsteinen geschlossen; häufig ist auch die Form der kleinen, vierseitigen Steinkiste, welche aus aufrecht stehenden Platten aus Granit oder Sandstein und einer Deckplatte gebildet wird; gewöhnlich birgt die Kiste nur eine Urne, doch sind auch mehrere (bei Kreien z. B. einmal neun, bei Gallentin sechs) beobachtet. Beigefäße neben den Urnen sind auf unserem Gebiete sehr selten, ebenso neben den Urnen liegende Altsachen. Der Inhalt der Urnen besteht aus den Gebeinen, bei deren Sammlung von der Brandstelle sichtlich darauf geachtet wurde, daß kein leiblicher Rest des Verstorbenen verloren ging und Sorge für möglichste Reinhaltung von fremden Beimengungen, wie Asche, Kohle u. s. w. getragen ist; die Urnen sind daher gewöhnlich bis oben mit weißen, reinlichen Knochen gefüllt, doch kommt es am Schlusse der Periode schon vor, was später häufiger wird, daß nur eine Hand voll Knochen in die Urne gelegt ist. Von einer Ordnung der Knochen, die man in anderen Ländern gefunden haben will, so daß die Beinknochen unten, die Schädelknochen obenauf gelegen hätten, habe ich bei der Entleerung sehr zahlreicher Urnen aus dieser Periode nichts gemerkt.*) Die Größe der Urnen entspricht im allgemeinen der Menge der Gebeine; Kinderbestattungen sind meist schon an der

*) Wohl aber in einem jungeisenzeitlichen Urnenfelde (von Pritzier); s. unten.

kleineren Form der Urne erkennbar. Die Urne wird mit einer Deckelschale oder einem flachen Stein geschlossen. Die Gebeine werden gelegentlich in ein Tuch geschlagen in die Urne gesenkt; so fanden sich in einem Grabe bei Schaliß an den Wänden des Gefäßes und an den inliegenden Bronzen Reste eines gewebten Stoffes (Wolle). Die Ausstattung der Urnen ist kümmerlich. Größere Sachen fehlen ganz. Es überwiegen kleine Toilettengegenstände, so die Pincetten (Nippzangen), Rasiermesser und ein pfriemenartiges Gerät, in dem man eine „Tätowiernadel" vermutet hat. Es sind dieses wohl die Geräte, mit denen die letzte Ausschmückung des Toten vorgenommen ist. Sonst finden sich auch Lanzenspitzen, Arm- und Fingerringe u. s. w., meist nur ein Stück in einer Urne und von einfachster Arbeit, oft anscheinend nur für den Grabgebrauch angefertigt. Wenn wir die jüngere Bronzezeit nur nach den Grabbeigaben beurteilen wollten, müßten wir in ihr eine Periode weiten Rückgangs der Bronzetechnik sehen. Wir werden aber finden, daß im Gegenteil gerade diese Zeit verschwenderisch reiche und besonders kunstvolle Bronzen hervorgebracht hat. Nicht Armut also ist der Grund der spärlichen Ausstattung, sondern ein Wechsel in den Grabgebräuchen.

Begräbnisse der angegebenen Art sind nun im Lande ungemein häufig, bleiben aber infolge ihrer Unscheinbarkeit leicht unbeobachtet. Auch hat die Ähnlichkeit der Hügelgräber mit den Kegelgräbern oft dazu verführt, sie in die ältere Periode zu setzen, ebenso wie nach der andern Seite die Gleichheit der Bestattung in Urnenfeldern die Unterscheidung zwischen Bronzezeit und Eisenzeit erschwert. So kommt es, daß die Eigenart der jüngeren Bronzezeit lange überhaupt unerkannt geblieben ist und erst die letzten Jahre größere Klarheit geschaffen haben. Unter diesen Umständen sind wir noch nicht in der Lage, wie wir es bei den Hünengräbern und Kegelgräbern konnten, das Land nach der Dichtigkeit der Gräber in gewisse Gebiete zu teilen. Aber einige feste Punkte treten schon hervor. So finden sich an einigen Stellen Kegelgräber und jungbronzezeitliche Gräber dicht neben einander und sind nicht immer zu trennen; so besonders in der Gegend südlich von Parchim, Lübz, Plau, wo z. B. bei Vietlübbe, Dammerow, Retzow, Wangelin beide Arten gedrängt zusammen liegen. Anderseits finden sich östlich vom Plauer und Krakower See auffallend viele und ungewöhnlich gut ausgestattete Gräber dieser Art (Sukow, Sparow, Alt-Schwerin, Dobbin), während Kegelgräber dort selten sind. Im ganzen ist der nördliche Teil des Landes arm an jungbronzezeitlichen Gräbern. Wir zählen etwa 80 hierher gehörende Fundstellen; von diesen liegen nur zwölf nördlich einer Linie Gadebusch-Sternberg-Malchin. Das nähere wird auf der in kurzer Zeit erscheinenden vorgeschichtlichen Karte ersichtlich sein. Da mit dieser Verteilung die der anderen jungbronzezeitlichen Funde stimmt, ist eine Verschiebung gegenüber der älteren Bronzezeit unverkennbar. Diese geht nach Süden, genauer Südosten, eine Richtung, die nicht bedeutungslos ist. Es lockert sich in der jüngeren Bronzezeit der enge Zusammenhang, den Mecklenburg bis dahin mit Dänemark hatte, und unser Land nähert sich archäologisch mehr als bisher seinen deutschen Nachbarländern, besonders Pommern und Brandenburg. (Anmerkung 28.)

Die ältere Bronzezeit in Pommern ist nur schwach entwickelt und zeigt keine originalen Züge; in der jüngeren Bronzezeit bietet das Land ein glänzendes Bild einer Bronzekultur mit einem reichen, fast üppigen Formenschatz, der nur zum geringen Teile auf nordische Vorbilder zurückgeht, dagegen sich eng an Typen anschließt, welche ihre Heimat in Ungarn und den östlichen Alpenländern zu haben scheinen und dem Formenkreise der „ungarischen Bronzezeit" und „älteren Hallstadtzeit" angehören. Noch weiter nach Osten, in West-Preußen, verschwinden die nordischen Typen, und der südöstliche, besonders Hallstädter Einfluß tritt noch reiner hervor. Man hat die Blüte der jüngeren Bronzezeit in Pommern durch ein Vordringen nordischer, also germanischer Stämme in diese Gebiete erklären wollen. So ansprechend diese Erklärung ist, verhalten wir uns ihr gegenüber vorläufig ebenso zurückhaltend, wie wir es oben bei ähnlichen Versuchen, Kulturerscheinungen auf unserem Boden auf Völkerwanderungen zurückzuführen, gethan haben. Für uns ist nur von Bedeutung, daß in der besprochenen Periode die ungemein reiche mitteleuropäische Bronzezeit, deren Hauptland Ungarn ist, ihren Einfluß auf Wegen, die durch das östliche Deutschland gehen und für welche die Oder eine Hauptstraße gebildet haben wird, bis an die Ostsee erstreckt und besonders in Pommern eine neue Zeit heraufführt. Diese Einwirkung ist auch entscheidend für die jüngere nordische Bronzezeit, deren Typen keine einfachen Weiterbildungen älterer nordischer sind, sondern durch Kreuzungen zwischen diesen und südlichen entstanden. Ehe wir dieses Verhältnis im einzelnen nachweisen, müssen wir aber einen Blick auf eine Gruppe von Fundstätten werfen, auf welchen noch mehr wie auf den Gräbern unsere Kenntnis dieser Periode beruht.

Depotfunde.

Schon bei der Steinzeit ist die eigentümliche Sitte vorgeschichtlicher Perioden besprochen, kostbare Gegenstände an geschützten Stellen zu bergen (oben S. 17). Am ausgeprägtesten erscheint der Gebrauch in der jetzt von uns behandelten Periode, der jüngeren Bronzezeit. Unterbrochen ist er nie. Die Funde der ältesten Bronzezeit sind durchgängig „Depotfunde"; aus der älteren Bronzezeit haben wir z. B. einen dahin gehörenden größeren Fund von Barnekow (bei Wismar), dessen Hauptstück eine Schmuckdose mit Inhalt von goldenen Ringen ist, sowie Funde von Güstrow und Vogelsang (bei Güstrow), wo Paare von Handbergen und Handringen gefunden sind. Aber erst in der jüngeren Bronzezeit häufen sich diese Funde so, daß wir eine durchgängige Sitte in diesen Niederlagen zu erkennen genötigt sind, deren Sinn und Bedeutung sich allerdings nur ahnen läßt. Ja, das Bild, welches wir von der jüngeren Bronzezeit entwerfen, beruht hauptsächlich auf diesen Funden. Meist finden sich die Sachen an flachen Stellen früherer Seebecken, oft auch unter oder an großen Steinen, sorgsam verpackt, oft von einem Thongefäße umschlossen. Sollten es nur besonders geschätzte Gegenstände sein, die man

zeitweilig an geschützter Stelle barg, und die durch irgend einen Zufall nicht wieder zu Tage gefördert wurden? Bei manchen mag die Erklärung ausreichen, als einzige genügt sie nicht. Denn einmal ist die Zahl der Funde zu groß, als daß man dem Zufall die entscheidende Rolle zutrauen sollte, ferner ist die Zusammensetzung der Funde eine merkwürdig gleichmäßige. Sehr selten sind Waffen; meist sind es Schmuckgegenstände, welche doppelt auftreten, Hand- und Halsringe. Oder es sind schwere goldene Ringe von der unten S. 81 abgebildeten Form, die bisher stets allein gefunden sind, oder die großen Hängebecken, welche meist eine ganze Ausrüstung an Toilettengegenständen enthalten; dabei liegt gewöhnlich als einziger Gebrauchsgegenstand ein Celt (Flachcelt oder Hohlcelt). Stets sind es besonders schön gearbeitete Stücke. Die nächstliegende Erklärung für die Niederlage dieser Dinge ist die, daß sie, dem praktischen Gebrauch entzogen, irgend einem anderen höheren Zwecke dienen sollten, als „Weihegaben", „Votive" oder wie man es sonst nennen will. Die nähere Deutung wird dunkel bleiben, so lange uns ein Einblick in die psychologischen und religiösen Anschauungen jener Bevölkerung unmöglich ist; es können Götter oder Verstorbene sein, denen man mit der Niederlegung einen Dienst zu erweisen gedachte, es mag auch eine Vorstellung mitgewirkt haben, nach welcher dem Niederlegenden selbst jene Schätze in einem andern Leben zu Gute kommen würden, so daß man in ihnen eine „Selbstausstattung für das künftige Leben" sehen könnte. Es wären dann die „Votivfunde" ein Ersatz für die kümmerliche Ausstattung der Gräber. Alle diese Erklärungsversuche ge-

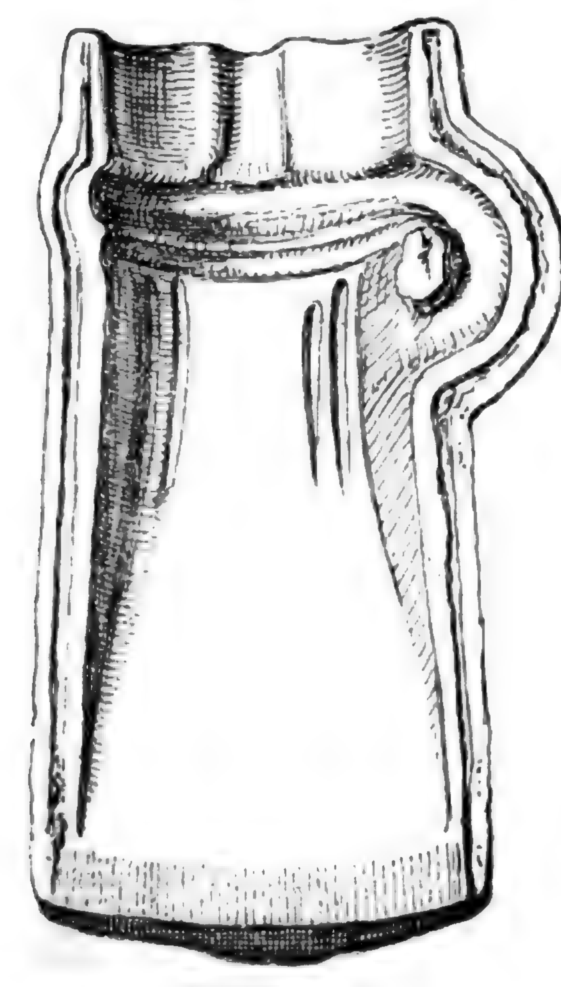


Abbildung 100.

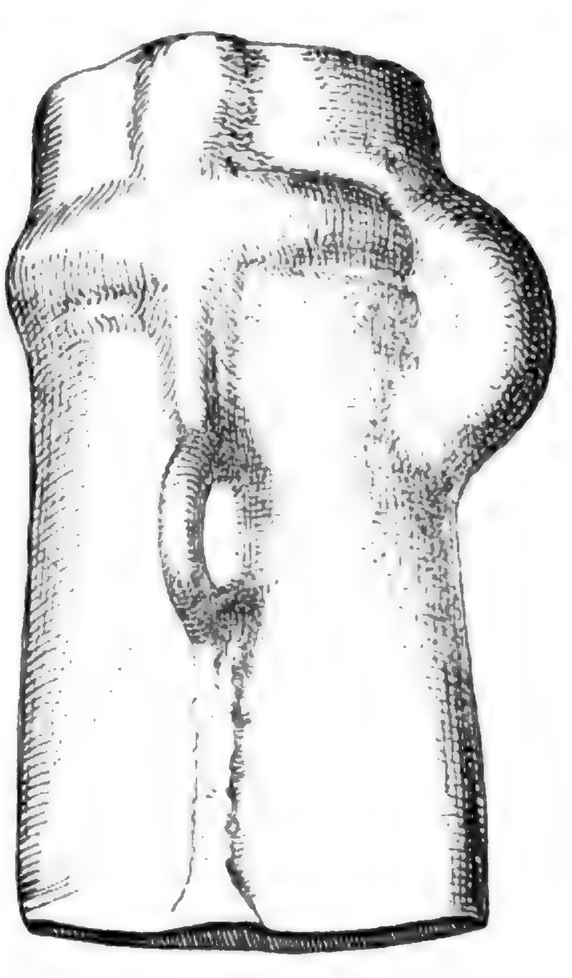


Abbildung 101.

hören in das Gebiet ausdeutender Phantasie, deren niemand ganz entraten kann, der sich ein Bild von einem entschwundenen Leben machen will.

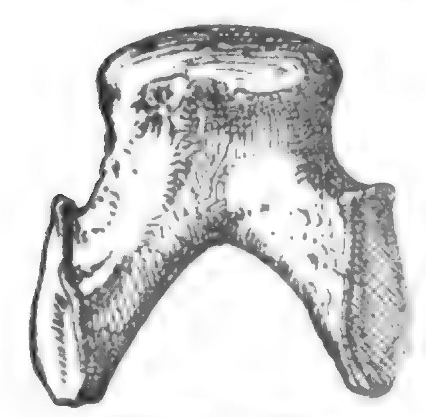


Abbildung 102.

Anderer Art ist eine zweite Gruppe. Die Votivfunde zeichnen sich nicht nur durch stattliche Exemplare, sondern auch durch gute Erhaltung aus. Mehrmals sind nun aber gerade Massenfunde von Bronzen gemacht, die fast ausschließlich aus zerbrochenem und unbrauchbarem Gerät bestehen. Es sind nicht zerschlagene Stücke, die vor der Niederlegung gebrauchsunfähig gemacht werden sollten, sondern gesammeltes altes Metall, welches zum Umschmelzen bestimmt war. Dazwischen finden sich Metallklumpen, aber auch neu gearbeitete und im Guß verunglückte Stücke, Gußzapfen und selbst Gußformen. Die beistehenden Abbildungen 100 bis 102 geben solche Formen und Zapfen aus unserem hervorragendsten Funde, dem von Holzendorf, wieder. Es liegt in diesen Funden, die man als „Gußstätten", „Gießer- oder Händlerfunde" bezeichnet, ein handgreiflicher Beweis für eine im Lande ausgeübte Bronzeindustrie. Es ist das eine Beobachtung, deren Bedeutung oft überschätzt ist, indem man sie in erster Linie gegen jene Altertumsforscher ins Feld führte, welche den im nordischen Boden gefundenen Bronzen die Autochthonie absprachen. Wenn unsere Annahme einer einheimischen hohen Bronzekultur nur auf die Händlerfunde sich stützte, so stände sie auf schwachen Füßen. Denn die Stücke dieser Funde sind weder eigenartig nordisch, noch gestatten sie die Vorstellung von einer so hoch entwickelten Technik, wie die originalen Bronzen sie zeigen. Händlerfunde finden sich in derselben Zusammensetzung fast überall; natürlich überwiegen im Norden nordische Bronzen, im Süden südliche, aber unsere mecklenburgischen „Gußstätten" zeigen in gar nicht unbeträchtlichem Maße fremde Formen, z. B. süddeutsche „Mohnkopfnadeln" u. s. w., wie umgekehrt bis in die Schweiz nordische Stücke (Hängebecken, „Brillenfibeln") vorkommen. Ferner beschränkt sich die Thätigkeit des Bronzearbeiters auf die Herstellung sehr einfacher Geräte z. B. von Hohlcelten und Handringen und rohe Ausbesserungen. Wir sehen in den Gießerfunden den Vorrat wandernder, fremder Händler, die unbrauchbare Stücke aufkauften, deren eigenes Geschick aber nicht über die Ausbesserung schadhaften Gerätes und Neuguß kleinerer Sachen hinausging. Ähnliche Erscheinungen leben ja bis in die Gegenwart fort, z. B. in den Kessel flickenden Zigeunern. So erklären sich auch die sehr plumpen Ausbesserungen, welche wir an einigen unserer besten Bronzen finden, und die in starkem Gegensatze zu der künstlichen originalen Arbeit stehen. Die Gießerfunde finden sich unter ähnlichen Verhältnissen, wie die „Votivfunde". Für ihr Vorkommen genügt uns die Erklärung, die wir oben für die „Votivfunde" ablehnten, daß es nämlich die geborgene Habe wandernder Fremder ist, zu deren Hebung diese nicht gekommen

sind; selbstverständlich war die Stellung jener Fremden eine vielfach gefährdete, und sie werden häufig in die Lage gekommen sein, für ihre Vorräte einen Schutz zu suchen, der oft versagte. Unsere bedeutenderen Gießerfunde sind sämtlich veröffentlicht und ein Eingehen auf die Einzelheiten hier entbehrlich; ihre Fundorte sind Holzendorf (bei Sternberg), Ruthen und Karbow (bei Lübz), Hinzenhagen (bei Krakow), Gr.-Dratow (bei Waren). (Anmerkung 29.)

Wohnstätten sind aus der jüngeren Zeit nicht bekannt geworden; für Verteidigungswerke gilt das oben (S. 46) bei Gelegenheit der älteren Bronzezeit Gesagte; die in Mecklenburg-Strelitz beobachteten vorslavischen Wälle scheinen sämtlich der jüngeren Bronzezeit anzugehören.

Die Gerätformen der jüngeren Bronzezeit.

Im Gegensatz zu dem sparsamen Gebrauch der Bronze in der älteren Periode ist die jüngere reich, bis zur Verschwendung. Die Formen verlieren ihre Straffheit und werden breit und massig, die Profilierung, früher streng und kräftig, wird weich und oft verschwommen, die Ornamentierung voller, künstlicher und willkürlicher. Schon oben ist darauf hingewiesen, daß diese Veränderungen nicht auf zufälligen Geschmacksverschiebungen beruhen, sondern durch einen stärkeren Einfluß südöstlicher Importgegenstände mit bedingt sind. Der Stil der jüngeren Bronzezeit hat seine Herkunft nie verleugnet: die Mehrzahl der jüngeren Bronzen sind in den östlichen Strichen des nordischen Bronzegebietes gefunden, ein Umstand, der einen der besten Kenner der nordischen Vorgeschichte, Sophus Müller, zeitweilig zur Aufstellung einer im wesentlichen gleichzeitigen östlichen und westlichen Bronzekultur veranlaßt hat. Heute sind wohl alle Forscher darin einig, daß eine chronologische Scheidung der Funde, wie sie am vollständigsten Montelius

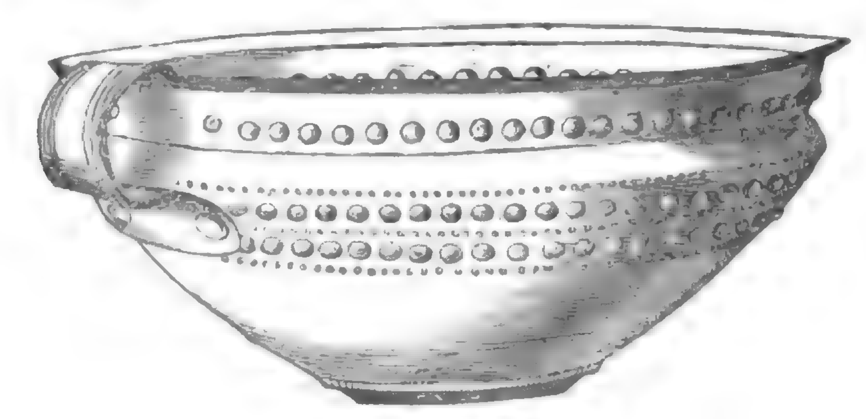


Abbildung 103.

gegeben hat, die richtige ist. Müllers Verdienst bleibt der Nachweis, daß die Typen nicht nur zeitlich, sondern auch räumlich geschieden sind, d. h. daß die Hauptländer der jüngeren Bronzezeit andere sind als die der älteren. (Anmerkung 30.)

Der Einfluß der südlichen Importgegenstände, die jetzt in großen Massen erscheinen, äußert sich nicht so sehr in der Nachahmung einzelner Geräte, als in der Formengebung und Ornamentierung. Zahlreich sind die **getriebenen** Gefäße, z. B. Zierbuckeln, Vasen und Schalen, welche jetzt auftreten. Die Formen der letzteren zeigen beistehende Abbildungen (103 von Dahmen, 104 von Brook bei Lübz). Diese sucht man nachzuahmen, aber nicht in ihrer eigenen Technik des Treibens, die dem Norden immer fremd geblieben ist, sondern im Guß. Man strebt danach, auch durch Guß gerundete Formen, Platten, Wülste u. s. w. herzustellen; so entstehen z. B. die „Brillenfibeln" mit ihren breiten gebuckelten Endplatten (s. unten S. 77 Abb. 120), die großen, sehr künstlichen Hängegefäße, die massigen Armbänder und andere besonders charakteristische Formen, auf die unten näher einzugehen sein wird. Im Ornament dringen nicht nur klassische Motive, die in der Hallstadtperiode Aufnahme gefunden haben, auch zu uns, so der Mäander und das Flechtband, sondern es verändert sich die ganze Ornamentsprache. Um Wiederholungen zu vermeiden, sei es gestattet, schon hier eine kurze Charakteristik des jungbronzezeitlichen **Dekorationsstils** einzuschieben.



Abbildung 104.

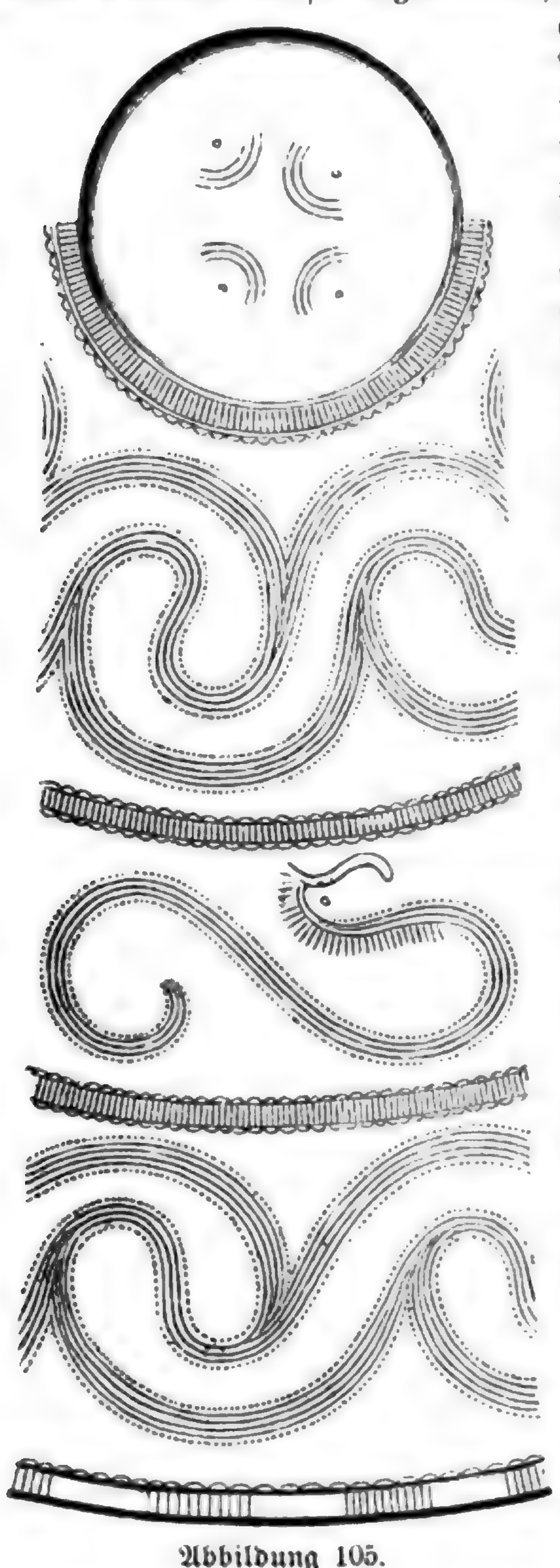


Abbildung 105.

Wir haben oben gesehen, wie die Spirale schon in der älteren Bronzezeit verschwindet; zu Bändern oder Sternmustern zusammengesetzte gerade Linien oder Bogen bildeten das Hauptmotiv. In diese Ornamentik kommt jetzt eine eigentümliche Bewegung: die geraden Linien werden schmiegsam, besonders die Spitzen der Sternmuster biegen sich nach außen, an Stelle der einfachen Linie tritt die mehrfache, gewöhnlich eingefaßt mit Punktreihen. Die bandartige Anordnung wird auch jetzt noch beibehalten, aber das Ornament wird aufdringlicher und überzieht gern die ganze Fläche des Gerätes. Zu

diesen einheimischen Motiven treten im Laufe der besprochenen Periode fremde: das nordische Ornamentband ist geschlossen, auch die lebendigste Linie kehrt immer wieder in die Grenzen des Bandes zurück. Anders in einem südlichen, dem unsern nahe verwandten Dekorationsstil, der am reichsten an den ungarischen Bronzen hervortritt: hier löst sich das Ornament in lockere Glieder auf, die flatternd mit freien Endigungen aus der Längsrichtung des Bandes hervortreten. Diese Neigung, die Bänder zu lockern und freie Endigungen zu schaffen, tritt auch in der letzten Zeit der nordischen Bronzezeit scharf hervor. Damit verbinden sich direkt klassische Motive: am deutlichsten ist der Mäander und das Hakenkreuz; aber auch die Wellenlinie mit spitzen Endigungen und die „S-förmige Schlinge" mögen durch die bekannten Formen des „laufenden Hundes" und das uralte „Flechtband" beeinflußt sein.



Abbildung 106.

Sehr charakteristisch ist es, daß alle diese Motive in die nordische Formensprache übersetzt sind. Hakenkreuz und Mäander erscheinen mit abgerundeten Ecken, das Flechtband stark verschoben, alle aus mehreren Parallellinien gebildet. Am entschiedensten tritt uns dieser ganze barocke Dekorationsstil an den großen Hängebecken der letzten Stilphase entgegen. (Vgl. Abb. 105 und 106, aus den Funden von Roga und Brook.) Aus demselben Formenkreise, aus dem die eben genannten Elemente stammen, dringen nun auch f i g u r a l e Bildungen in die bis dahin streng lineare Dekoration ein. Dahin gehört besonders ein breitschnabliger W a s s e r v o g e l, (eine genauere Bestimmung macht die starke Stilisierung unmöglich), der an Hallstadtsachen als plastisches, wie als Flächenornament außerordentlich häufig ist (vgl. unten S. 80 Abb. 134 den Bronzeeimer von Granzin) und der nun auch an unzweifelhaft nordischen Fabrikaten angebracht erscheint. Allerdings geht mit dem Hallstadtvogel hier oft eine seltsame Umwandlung vor: der Kopf wird mit einem Kamme versehen, der Leib lang gestreckt, und auf diese Weise entsteht jene Drachenform, die auf den Hängebecken so häufig auftritt, sehr selten in voller Bildung, meist nur als Endigungen der Wellenlinie. (Vgl. Abb. 105.) Stilisierte Pferde- und Menschengestalten, wie sie in Dänemark und Schleswig gelegentlich gefunden sind, sind unserem Gebiete fremd; eine kleine verunglückte Tierfigur (Abb. 107) und ein Hallstadtvogel auf einer Zierplatte (Abb. 108) sind unsere einzigen plastischen Erzeugnisse in Bronze. Auch ein anderes in den genannten Ländern häufiges Motiv kommt bei uns nur ganz vereinzelt und nicht voll ausgebildet vor, das

sog. „Schiffsornament". Diese besonders auf Messern und den Platten von Halsringen (s. unten Abb. 123) beliebte Verzierung zeigt große Verwandtschaft mit dem Drachenkopfmotiv, indem die Steven an dem lang-

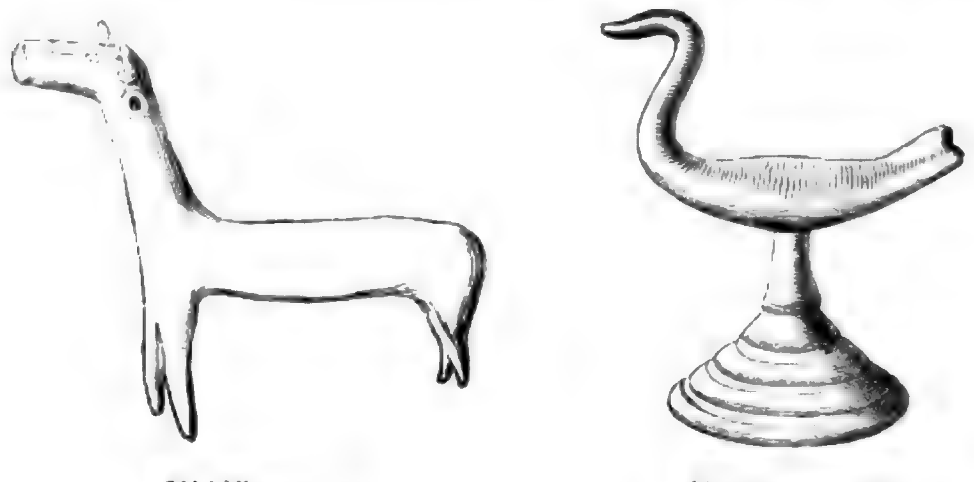


Abbildung 107. Abbildung 108.

gestreckten Schiffsleibe gern als Drachen-(oder Vogel-)köpfe gebildet werden, doch macht die Andeutung der Ruder, ja selbst von Mast, Segel und Bemannung die Deutung zweifellos. -- Alle die besprochenen Verzierungen sind Flächenornamente, welche durch Punzen hergestellt sind. Erhabene, schon bei dem Gusse mitgearbeitete Verzierungen sind seltener; wie schon oben erwähnt, hat die jüngere Zeit flachere und weichere Profile als die ältere. Aber sie fehlen nicht ganz. Besonders interessant ist es, daß ein bei getriebenen Gefäßen beliebtes Motiv, concentrische Kreise mit Mittelpunkt, mehrmals in Guß nachgeahmt erscheint, so auf Hängebecken, den „Zierbuckeln", die gewöhnlich mit Hängebecken zusammen gefunden werden, (vgl. die getriebene Schale oben Abb. 104 mit beistehendem Boden eines Hängebeckens und dem Zierbuckel unten Abb. 130), „Brillenfibeln" und sonst.

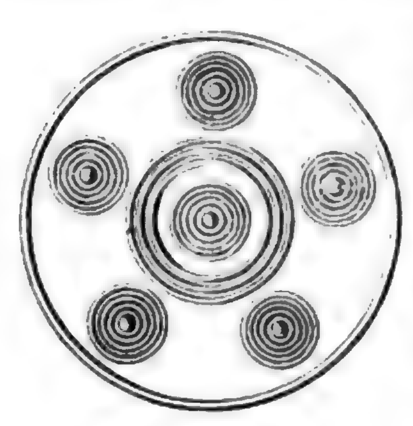


Abbildung 109.

So weit sich die jüngere Ornamentik von der älteren entfernt hat, ist doch eine gewisse Familienverwandtschaft unverkennbar, besonders auch in den Beschränkungen, die sie sich auflegt. Geblieben ist die Anordnung in horizontalen Streifen oder Bändern, und hier wie da findet sich die Ornamentik ausschließlich an den Bronzen. Sehr im Gegensatz zu der Kunstübung in den verwandten südlichen Kulturen, wo die Thongefäße mit einer üppig wuchernden Ornamentik überzogen werden, sind die nordischen Urnen fast schmucklos. (Anmerkung 31.)

Wir wenden uns zu der Betrachtung der Gerättypen und beginnen wie oben mit den Waffen. Es entspricht dem Gesamtcharakter

der Zeit, daß die Waffenfunde viel spärlicher sind; fällt doch die Ausstattung der Gräber fort, und die Depotfunde enthalten Schmucksachen.

Doch hat auch die jüngere Periode Schwerterformen, die ihr eigentümlich sind. Die eine zeigt eine lange, breite, flache Klinge, gewöhnlich mit schwachem Mittelgrate; die Klinge endet in einer schmalen Griffangel, der Griff schließt in einem breiten, flach gewölbten Knauf, eine Form, die sich als Weiterentwickelung der oben beschriebenen nordischen Form ergiebt. Das abgebildete Stück (Abb 110) stammt von Lüssow bei Güstrow. Eine zweite Form hat eine lange, spitze, schmale Klinge mit Griffangel, welche nach unten durch eine umliegende Grifffessel abgeschlossen wird; vgl. die Abbildung 111 eines Schwertes von Gnoien. Auffallend groß ist daneben die Zahl der eingeführten Schwerter, welche meist durch gute Erhaltung und Schönheit sich auszeichnen: so besitzen wir drei Schwerter von „ungarischem" Typus mit rundem, schalenförmigem Knauf; ein anderes, wohl ebenfalls ungarisches, mit Griffzunge, eins vom sog. „Ronzanotypus", wie sie besonders im Rhonegebiet häufig sind, ein „Antennenschwert", wie sie in Hallstadt und sonst am Ende der Bronzezeit gefunden worden; alles Einzelfunde aus Mooren, Beweise für den regen Handelsverkehr dieser Zeit, welcher die Erzeugnisse aus ganz verschiedenen Gegenden durch einander würfelte. — Ein eigentümlicher Gebrauch dieser Zeit war es, kleine Nachbildungen von Schwertern (von etwa 10 Centimeter Länge) in die Graburne zu legen; diese Nachbildungen zeigen oft ausländische Formen, beweisen also, daß der Gebrauch fremder Schwerter damals etwas ganz gewöhnliches war. Lanzenspitzen sind nicht selten, kommen auch in Gräbern oft vor; es überwiegen kleinere Stücke mit Schafttülle und hochsitzenden, geschweiften

Abb. 111.

Abb. 110.



Abbildung 112.

Flügeln, daneben finden sich seltener lange mit Schafttülle und gleichmäßig sich verjüngendem Blatt. (Abb. 112, nach einem Funde von Demzin bei Malchin). Die Celte dieser Periode sind durchgängig „Hohlcelte", d. h. sie besitzen eine rundliche Öffnung zur Aufnahme eines Schaftes, zu dessen Befestigung eine Öse dient. (Siehe umstehende Abbildungen 113 und 114). Die Größe ist meist nur gering, auch die Arbeit oft nachlässig. In Gräbern finden sich diese Hohlcelte fast nie, häufig aber in Moorfunden. Abb. 115 zeigt eine ungarische Form, die auch auf unserem Boden als Wanderer auftritt.

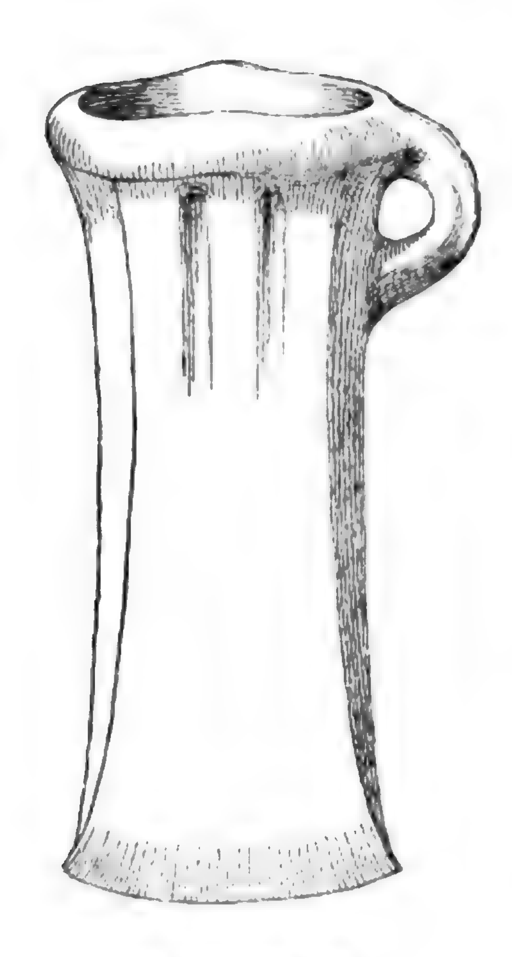


Abbildung 113.

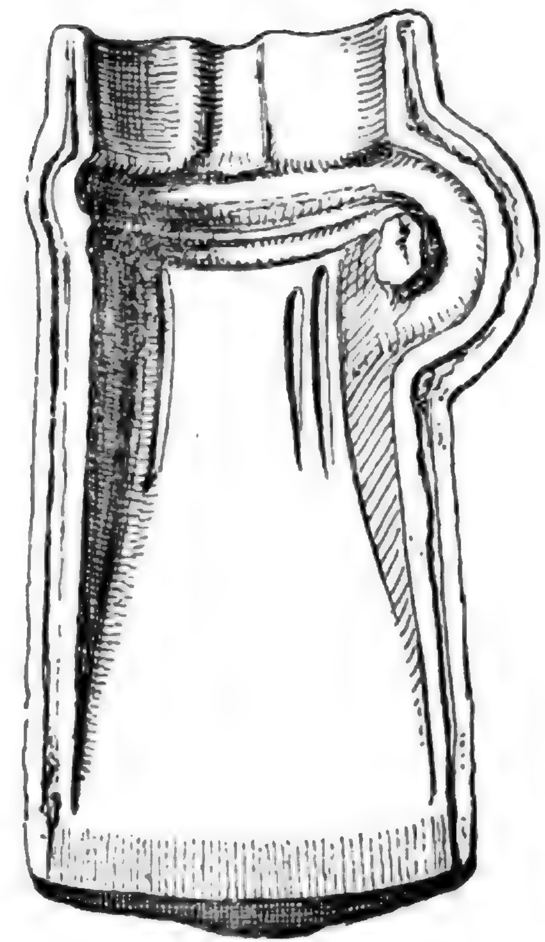


Abbildung 114.

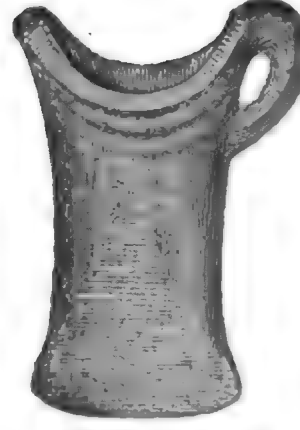


Abbildung 115.

Wie früher, bilden auch jetzt die Messer eine der reichsten Fundgruppen. Gehören doch Messer zu dem stehenden Inventar der Graburnen. Gewöhnlich zeigen sie ein breites, flaches Blatt mit kleinem Griff, der durch eine einfache Umbiegung oder auch eine Spirale gebildet wird. (Abb. 116, von Spornitz); Messer mit rundlicher Schneide sind selten und offenbar südlichen Vorbildern nachgebildet (Abb. 117, von Schaliß). Auch eine längere Form mit aufrecht gebogener Spitze ist südlichen Ursprungs und be-



Abbildung 116.

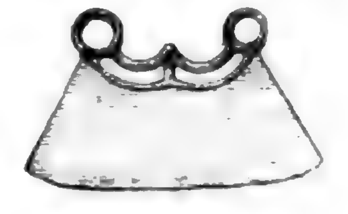


Abbildung 117.

sonders in den Schweizer Pfahlbauten häufig. (Abb. 118, von Dobbin bei Krakow)



Abbildung 118.



Abbild. 119.

Über die Pincetten (Nippzangen) ist schon oben gesprochen (S. 51). Sie sind jetzt sehr häufig und zeigen bei einfacher Form oft niedliche Verzierungen; eine seltene Form mit rundlicher Öffnung zum Aufhängen zeigt beistehendes Stück, welches mit dem Messer Abb. 117 in einem größeren Grabe bei Schaliß gefunden wurde. (Abb. 119).

Besonders charakteristisch für den Stil der jüngeren Bronzezeit ist die Gestaltung der Fibel. An Stelle der schlanken älteren Fibeln mit gestrecktem Bügel und kleinen (Spiral-) Platten treten sog. „Brillenfibeln", kurze, breite Formen mit kleinem und stark gewölbtem Bügel und breiten, scheibenförmigen, oft gewölbten Platten; die Nadel endigt in einer Scheibe, einem Ring oder, dieses ist die jüngste Form, leierförmig. (Vergl. Abb. 120, ein Stück unbekannten Fundorts.)

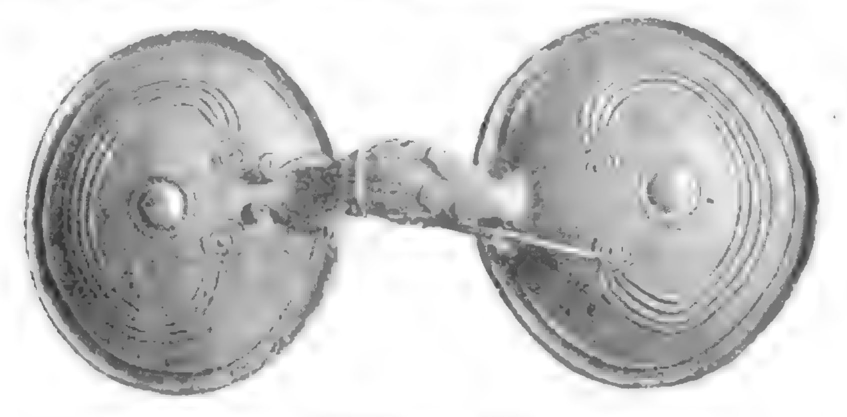


Abbildung 120.

Nadeln erscheinen in großer Fülle, aber in wenig originellen Formen. Meist sind sie klein; der Kopf ist zart und fein profiliert oder wird von einer Schale, einer zurückgebogenen Öse („Rollennadeln") oder Spirale (einfach oder doppelt) gebildet. Kleine Nadeln dieser Art sind weit verbreitet und finden sich fast in ganz Deutschland; sie gehören überwiegend erst der nächsten Periode an und reichen noch in die Eisenzeit hinein; zur Feststellung der zeitlichen Zusammengehörigkeit der verschiedenen Gebiete sind sie von einer nicht zu unterschätzenden Bedeutung.

Die Schmuckringe gehen denselben Weg der Entwickelung, den wir bei den andern Gegenständen bemerkt haben: sie werden breiter und auffälliger. Die Halsringe sind gewöhnlich gewunden, die sog. torques; über eine Form, wo die Drehung nicht gleichmäßig ist, sondern ihre

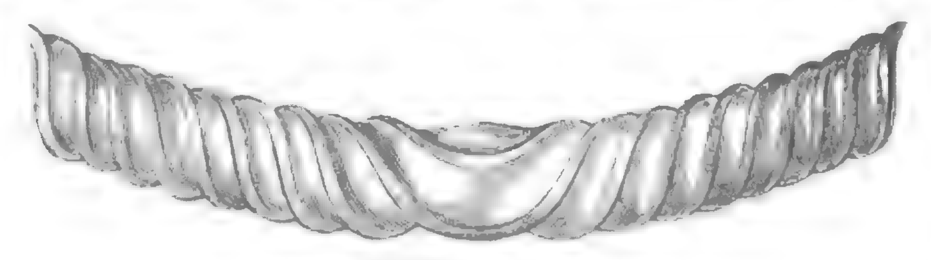
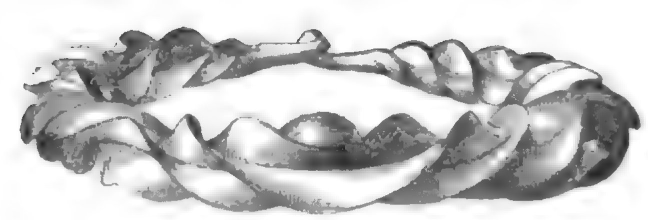


Abbildung 121.

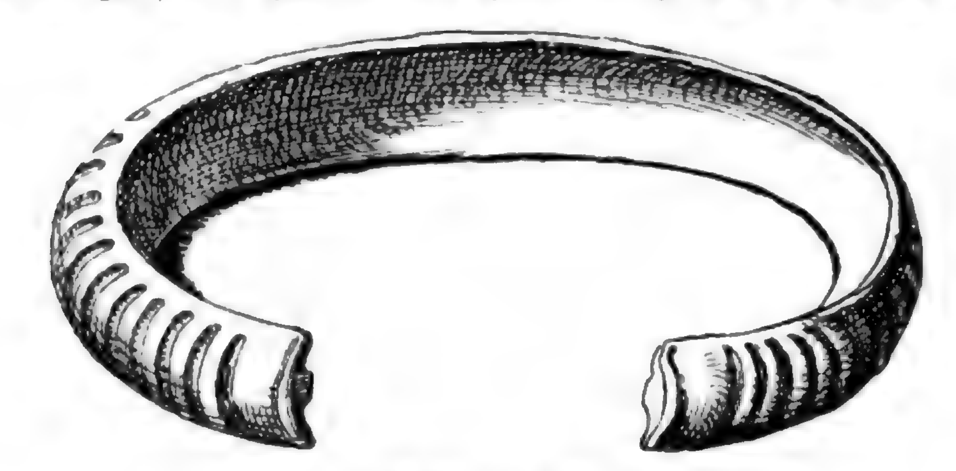
Richtung mehrmals wechselt (s. Abb. 121), wird unten bei der Eisenzeit zu reden sein. Die Torsion ist nicht immer wirklich ausgeführt, sondern oft nur durch Einkerbungen angedeutet; ein besonderes Kunst-


Abbildung 122.

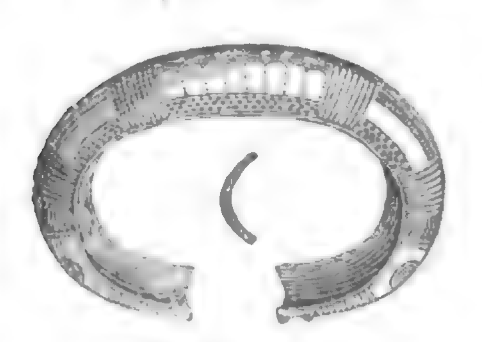
stück ist der Torques aus blattdünner Bronze mit scharfen Kanten, ein ebenso schwer herzustellender wie unbequemer Schmuck. (Abbildung 122, von Kreien). Bei einer anderen Form erweitert sich vor dem Schlußstück der Ring zu ovalen Platten, die gern mit dem Schiffsornament versehen werden. (Abbildung


Abbildung 123.

123, von Brook). Der Schluß besteht gewöhnlich in einfachen in einander greifenden Haken. Die Handringe sind nicht mehr massiv,


Abbildung 124.

sondern werden gebildet durch ein nach außen gebogenes Bronzeband mit verschiedenartigen Verzierungen. (S. Abb. 124 und 125). Oft ist das Band sehr breit gestaltet und mit ausgesparten Dreiecken, Längsrippen, kleinen Ösen, an denen Klapperbleche hängen, verschiedenartig verziert (s. Abb. 126). An der offenen Seite des Ringes sind oft kleine Erhöhungen „Stollen“, in seltenen Fällen auch einseitig, so bei einem Stück von Woez (Abbildung 127). Zum Schmuck der Arme und Füße dient auch ein monströses Stück, ein hohler rundlicher Wulst, der bis 10 Centimeter Dicke hat (Abb. 128).


Abbildung 125.

Die Schmuckknöpfe kleinerer Form verschwinden. Dafür tritt ein sonderbares Gebilde ein, über dessen Deutung man lange im unklaren gewesen ist, eine hohle Halbkugel mit stumpfer Spitze, innen

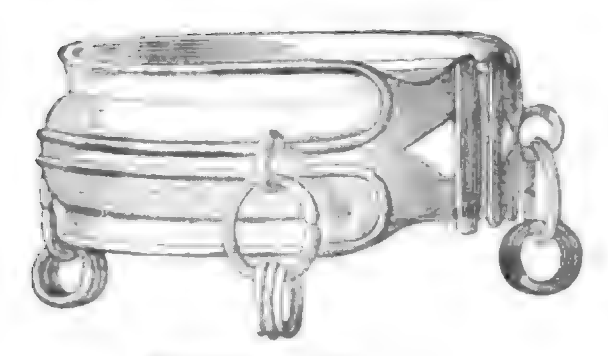


Abbildung 126.



Abbildung 127.

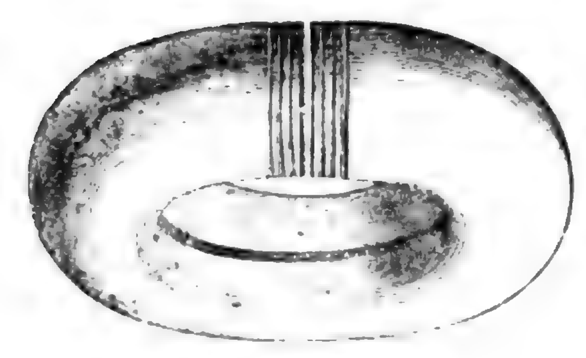


Abbildung 128.

mit kleinen Stäben versehen, die offenbar zum Halten dienen. Gewöhnlich finden sich diese Gegenstände zusammen mit Hängebecken und haben auch dieselbe Dekoration wie diese, sodaß ihre Deutung als Handhaben für Hängebecken nahe lag. (Abbildungen 129 und 130). Flachere gewölbte Zierplatten



Abbildung 129.



Abbildung 130.

mit Öse dienen wohl als Pferdeschmuck. Die Hängebecken selbst bilden, wie schon oben erwähnt, die auffallendsten und charakteristischsten Gegenstände der jüngeren Bronzeperiode. Daß sie Weiterbildungen



Abbildung 131.

der kleineren Bronzedosen mit flachem Boden sind, ist ohne Weiteres klar. Entsprechend dem Geschmack der Zeit ist ihr Boden gewölbt, und sie sind mit einer reichen Fülle von in Streifen geordneten Ornamenenten überzogen, die schon oben ihre Besprechung gefunden haben. Drei verschiedene Typen zeigen beistehende Abb. 131, 132 und 133. Ihr Zweck ist derselbe wie der der Bronzedosen: auch sie dienen zur Aufbewahrung besonders geschätzter Sachen, hauptsächlich vonSchmuckgegenständen; ein Deckel ist dabei

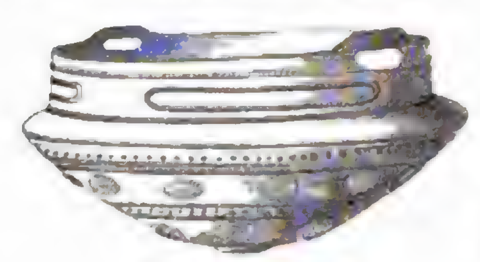


Abbildung 132.



Abbildung 133.

nie beobachtet worden. In Gräbern finden sich Hängebecken nicht, wohl aber sind sie hervorstechende Zierden der „Depotfunde". — Die Hängebecken sind eine echt nordische Bildung; ihr südliches Gegenstück bilden die „Trageimer", große eimerartige Gefäße, aus dünnem getriebenem Blech zusammengehämmert, mit seitlichen Henkeln und Vogelkopfverzierungen, deren Heimat in dem Formenkreise der älteren Hallstadtzeit zu suchen ist, die aber in Mengen zu den nördlicheren Völkern ausgeführt sind; auch in Mecklenburg sind zwei Stück gefunden. (Granzin bei Lübz; s. Abb. 134).



Abbildung 134.

Wir schließen auch hier mit einem Musikinstrument, den sog. „Luren", großen Hörnern mit stark gebogener Röhre und einer runden Scheibe an der Schallöffnung. Es ist eine Dänemark eigentümliche Form, von der auch zwei auf unserem Boden aufgetreten sind.

Soweit die Typen der bronzenen Gegenstände. Gold ist aus der jüngeren Bronzezeit weniger bekannt geworden, als aus der älteren; in Gräbern finden sich gelegentlich Spiralfingerringe. Eine eigenartige Form sind die Handringe, die man als „Eidringe" zu bezeichnen pflegt, charakterisiert durch kleine Schalen an der Öffnung, starke (ein bei Wohlenhagen bei Wismar gefundenes wiegt 126 Gramm), schön gearbeitete und fein verzierte Schmuckstücke. Die unsern sind Einzelfunde und gewöhnlich unter Steinen gefunden, daher wohl auch als Votivgaben aufzufassen. Das abgebildete Stück (135) stammt von Baumgarten (bei Waren).



Abbildung 135.

Silber scheint unserer jüngeren Bronzezeit noch fremd, wohl aber erscheint in ihr vereinzelt schon das Eisen. Nicht in starkem Strome und großen Formen dringt das Metall der Zukunft bei uns ein, sondern im Gegenteil: es sind kleine, fast unscheinbare Gegenstände, die wir als unsere ältesten Eisengeräte bezeichnen müssen, Messerklingen mit bronzenen Heften, eine eiserne Sichel, alles in bronzezeitlicher Form. Selbstverständlich sind diese ältesten Eisensachen eingeführt und zwar auf einem jener südöstlichen Wege, auf die wir in der jüngeren Bronzezeit immer wieder geführt werden. Das älteste Eisen des Nordens gehört derselben Kulturverbindung an, welche die große Verbreitung der getriebenen Bronzegefäße nach dem Norden herbeigeführt hat. Eine eigene einheimische Eisenindustrie hat sich an den Eindringlingen zunächst noch nicht entwickelt. (Anmerkung 32.)

Es erübrigt ein kurzer Blick auf die jungbronzezeitliche Keramik. Das Material an Thongeräten ist groß, — dienen doch die Thonurnen zum Bergen der Leichenreste, — aber nicht sehr charakteristisch und zu chronologischen Bestimmungen bisher nicht verwendbar. Das tritt besonders hervor, wenn wir einen Vergleich mit jener ungemein reich entwickelten keramischen Gruppe ziehen, die man nach dem Mittelpunkte ihres Verbreitungsgebietes als „Lausitzer Typus" zu bezeichnen pflegt. Berührungen zwischen beiden haben stattgefunden, besonders in der älteren Zeit; Urnen mit scharfkantig gebrochenem Profil (Abbildung 138) sind eine Charakterform im nordischen wie im Lausitzer Gebiete; auch die Lausitzer Buckelurne tritt als Fremdling bei uns auf. Aber jene reiche Fülle von Gebrauchsgefäßen, Krügen, Bechern, Schalen Näpfen, selbst Kinderspielzeug, wie sie dort allgemein ist, ist uns fremd, ebenso die reiche Verzierung mit schraffierten Dreiecken u. dergl. Die nordische Keramik ist im allgemeinen schmucklos, selbst die Belebung der Wandung durch leichte gewellte Schrägfurchen beschränkt sich auf die ältere Zeit. Höchstens finden sich leichte Furchen oder sich schneidende Halbkreise (siehe unten Abb. 140 und 141). Die Farbe ist gewöhnlich die natürliche des Thones; gebräunte oder geschwärzte Gefäße wie in der älteren Zeit finden sich nicht mehr, gelegentlich ist die Wandung künstlich rauh gemacht. Eine zeitliche Scheidung des keramischen Materials nach seiner Formenentwickelung ist noch nicht durchführbar. Es will scheinen, als ob die stärker gegliederten und lebhafter profilierten Gefäße dem älteren

Teile der Periode angehören und daß nach dem Ende zu auch hier ein allgemeiner Rückgang eingetreten ist. Die Grundformen der Urnen stimmen in dieser Zeit auf einem sehr weiten Gebiete überein: von Dänemark über ganz Norddeutschland bis nach Böhmen sind gewisse



Abbildung 136.



Abbildung 137

Typen gleich verbreitet, neben denen sich lokale Formen finden. Wir bilden beistehend (Abb. 136 bis 139) eine Anzahl mecklenburgischer Urnen ab, von denen die Abb. 136 dargestellte wohl das größte Verbreitungsgebiet hat.



Abbildung 138.



Abbildung 139.

Auch die krugartigen Gefäße (Abbildungen 140 bis 142) treten hier nicht als Beigaben, sondern Behälter der Gebeine auf; flache Schalen, wie Abbildungen 143 und 144, dienen als Deckel der größeren Gefäße; die kleineren, wie Abbildung 145, eine schon der älteren Periode angehörende Form, finden sich verhältnismäßig selten, gelegentlich in den größeren Gefäßen zwischen den Knochen und sind dann als Beigaben aufzufassen.



Abbildung 140.



Abbildung 141.



Abbildung 142.



Abbildung 143.



Abbildung 144.



Abbildung 145.

An Stelle der Urnen treten auch andere Behältnisse aus Thon auf, so längliche, vierseitige, kastenartige Gefäße mit Deckel, die sog. „Schachtelurnen". Ein besonderes Interesse hat stets die eigentümliche Sitte erweckt, die Gebeine in einem Thongefäße zu bergen, welches die Form eines Hauses nachahmt. Auch in Mecklenburg ist eine solche „Hausurne" gefunden. 1837 wurden bei Kiekindemark (bei Parchim) einige kleine Hügelgräber aufgenommen, in deren einem das seltsame Gefäß stand. Diese Hausurne hat eine runde Grundfläche, gerade aufsteigende Wände und eine flach gewölbte, leicht überkragende Decke; der Thür entspricht eine viereckige Öffnung inmitten der einen Seite, eingefaßt von einem starken Rande, durch welchen auf jeder Seite zwei Löcher zur Befestigung der (nicht erhaltenen) Thürplatte gebohrt sind. Die besprochene Hausurne ist die einzige in Mecklenburg geblieben, während sich sonst die Zahl dieser Funde in Deutschland gemehrt hat und heute 23 umfaßt. Die große Mehrzahl derselben bildet eine geschlossene Fundgruppe östlich vom Harz

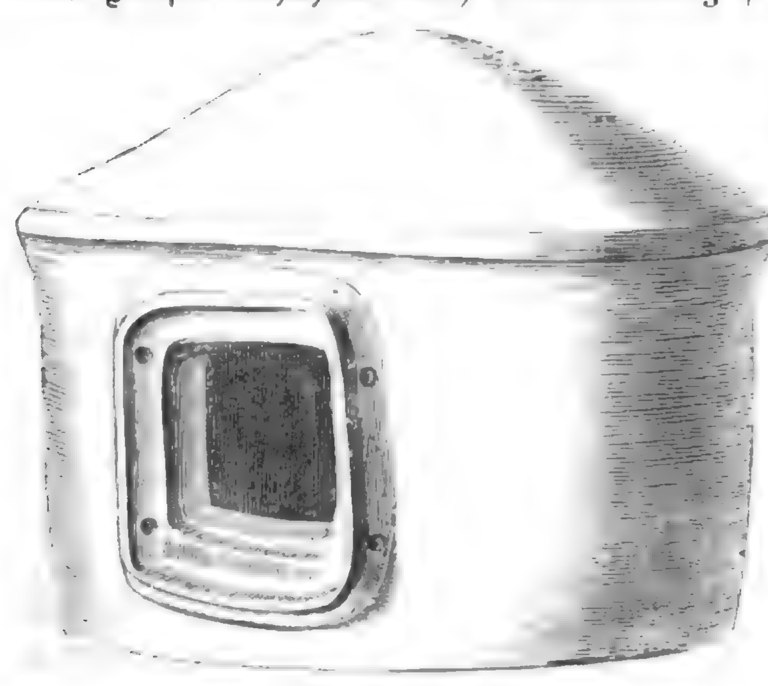


Abbildung 146.

in der Gegend von Halberstadt, während die nächsten Nachbarn der unseren drei in der Prignitz gefundene sind. Die Einzelformen der Hausurnen sind recht verschieden und zeigen einen bedeutenden Fortschritt in der Anlage der Wohnräume. Während die ältesten, die „Kuppelurnen", mit ihrer hochliegenden Thür und dem runden Dache, noch Nachbilder der runden unterirdischen Grubenwohnungen zu sein scheinen, zeigen die jüngsten, die „Hüttenurnen", vondenen hier zum Vergleich ein bei Wilsleben (Prov. Sachsen) gefundenes Stück dienen mag, (Abb. 147) einen vierseitigen Grundriß mit wohlgebildeter Dachanlage. Zwischen beiden stehen die „Backofenurnen", zu denen die Mecklenburger gehört. Übrigens gehört die Sitte der Hausurnen durchaus nicht einer einzelnen, kürzeren, vorgeschichtlichen Periode an; die Halberstädter gehen bis in die Eisenzeit hinein und sind durch Jahrhunderte von den nördlicher gefundenen getrennt. (Anmerkung 33.)

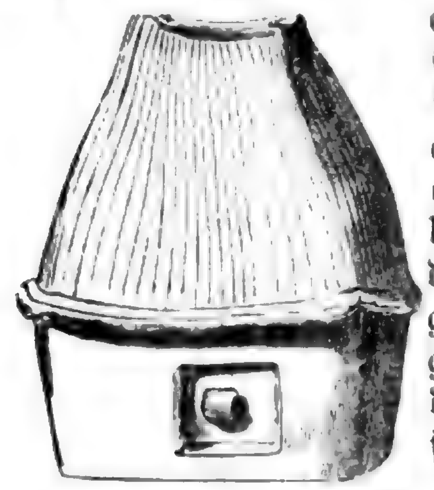


Abbildung 147.

Wir haben bei der Aufzählung der jungbronzezeitlichen Gerättypen mehr wie bei denen der älteren Bronzezeit ausländische Erzeugnisse zu erwähnen gehabt. Die geringere Geschlossenheit der Typen erschien uns als ein Hauptmerkmal der Periode. Zur Erklärung kann nur ein ausgedehnter und reger Handelsverkehr dienen. Derselbe geht nach allen Seiten; am engsten bleiben auch hier die Beziehungen zu Schleswig-Holstein und Dänemark, vereinzelt dringen Erzeugnisse des „bel-âge de bronze" vom Oberrhein, der Schweiz, dem Rhonebecken, zu uns, so die geschwungenen Messer und einzelne Schwerter; die größte Bedeutung aber hat nach unserer Darstellung der südöstliche Handelsweg, der nicht nur einzelne Stücke in größerer Anzahl, sondern auch neue Motive zuführte. Speziell an ungarischen Bronzen sind in Mecklenburg ein Helm, drei Schwerter, zwei Hohlcelte gefunden.

Ein Kulturbild der Bronzezeit, welches wir auf Grund unserer Funde zu entwerfen versuchen würden, müßte sich in noch bescheideneren Grenzen halten, wie oben bei der Steinzeit. Wie weit der Mensch in der Benutzung des Bodens, der Dienstbarmachung der Tiere u. s. w. über den Steinzeitmenschen hinausgekommen ist, entzieht sich jeder Schätzung. Ist doch die Ausbeute der bronzezeitlichen Wohnstätten so unbedeutend, daß sie keine neuen Züge zu dem alten Bilde der Steinzeit hinzufügt. Einfache Skulpturen, die man in Schweden, besonders in Bohuslän, auf Felsen gefunden hat und der jüngeren Bronzezeit zuzuschreiben berechtigt ist, geben uns auch das Bild eines mit Rindern pflügenden Mannes. Die stärkere Besiedelung des Landes, wie sie sich besonders in den großen und nahe bei einander liegenden Gräbergruppen zeigt, macht eine intensivere Ackerkultur wahrscheinlich, wenigstens für

die jüngere Periode. Wenn in der älteren Periode nicht nur die Ausschmückung der Gräber, sondern auch die im Verhältnis zu der Gesamtzahl der Fundstücke große Anzahl von Waffen auf ein besonderes Hervortreten der kriegerischen Thätigkeit hindeutet, so bilden die Waffen aller Art in der jüngeren Periode nur einen kleinen Bruchteil der Funde und weisen nicht auf kriegerische Liebhabereien hin; daß man Pferde hielt und gern schmückte, zeigen Pferdegebisse und Pferdeschmuck, während an Jagd- und Fischereigeräten bei uns nichts gefunden ist und ich wenigstens Bedenken trage, die wenigen, stark stilisierten Schiffsbilder als Zeugnisse einer nautischen Tüchtigkeit heranzuziehen. Unter den Zweigen der Gewerbethätigkeit nimmt selbstverständlich die Bronzeindustrie unser Hauptinteresse in Anspruch. Wenn es uns schon bei der Steinzeit nicht wahrscheinlich schien, daß die Kunst der Herstellung der kunstreicheren Geräte Gemeingut der Bevölkerung gewesen sei, so gilt dies in höherem Grade für die feinen, noch heute als Meisterwerke der Technik bewunderten Bronzen. Es muß besondere Meister der Bronzekunst gegeben haben, die ihre Produkte verhandelten. An dieser Kunst hat auch Mecklenburg teilgenommen. Die Bronzen sind nicht von einem Mittelpunkte aus auf weitere Strecken hin vertrieben, sondern es muß eine größere Anzahl Centren gegeben haben; nur so erklären sich die eigentümlich lokalen Formen. Ob wir einige Teile des Landes als Industriebezirke ansehen dürfen, ist natürlich unsicher. Die auffallende Häufung jungbronzezeitlicher Funde in der Gegend von Parchim und Lübz ladet fast zu einer derartigen Erklärung ein. — Daß man aus Wolle feste, gemusterte Gewebe herzustellen verstand, bezeugt eine Anzahl Grabfunde, in denen Wolle als Rest der Gewandung, Umhüllung der Beigaben, Ausfütterung der Schwertscheide, gefunden ist, auch Leder ist als Gürtel und in dünnen Streifen als Schwertscheidenbelag dort erhalten.

Als Umsatzmittel ist Gold, vielleicht auch zerhackte Bronze, gebraucht; auf den interessanten Suckower Fund, eine Schmuckdose mit kleinen, ringförmig gebogenen Goldstangen, von denen nach Bedürfnis abgeschnitten wurde, ist schon oben hingewiesen.

Formen und Gedanken, in denen das geistige Leben des bronzezeitlichen Menschen seinen Ausdruck gefunden hat, bleiben uns verschlossen. Wenn die Grabgebräuche der älteren Bronzezeit mit ihrem Betonen der Hauptbestattung und mit Beigaben, die wir als Opfer, auch Menschenopfer, auffassen mußten, wenigstens eine Art der Götterverehrung, des Ahnen- oder Heroenkultus wahrscheinlich machten, so fällt das in der jüngeren Periode ganz weg. Die Vernüchterung in den Grabgebräuchen kann auf spiritistischere Anschauungen über den Zusammenhang von Leib und Seele, sie kann aber auch auf materialistischere zurückgehen. Wer aus der Hinterlassenschaft des Jungbronzezeitmanns lieber eine behagliche Existenz ohne ausgesprochenen Charakter mit der Neigung zu Prunk und Putz herauslesen will, kann sich nicht ohne einen Schein des Rechts auf den Gesamtcharakter der Altertümer berufen. Wir begnügen uns auch hier, der Phantasie dieses Recht zuzugestehen, betonen aber desto stärker, daß eine Altertumswissenschaft sich zur Zeit ihre Ziele noch niedriger stecken muß.

Vierte Periode.

Das Ende der Bronzezeit.

Die Veränderungen innerhalb der bronzezeitlichen Kultur, soweit sie sich an den Gräbern und ihren Einschlüssen darstellten, gingen in der Richtung einer zunehmenden Vereinfachung der Grabformen und eines allmählichen Schwindens der nordischen Eigenart. Wir sahen, wie in der jüngeren Bronzezeit das ziemlich farblose Bild, welches die Gräber gaben, durch ungemein reiche Funde anderer Art ergänzt wird und aus diesen Funden alles eher wie eine ärmliche Zeit sprach. Es folgt eine Periode, welche schwerer zu fassen ist und die wir als das Ende der Bronzezeit bezeichnen. Ihre Grundzüge sind: das völlige Aufgeben der Einzelbegräbnisse in Hügeln und deren Ersatz durch gleichförmige Grabfelder, ferner das Verschwinden der nordischen Bronzetypen, für die eingeführte südliche Gegenstände aus Bronze und Eisen eintreten. Die Berechtigung, zwischen jüngere Bronzezeit und älteste Eisenzeit eine Zwischenperiode einzuschieben ergiebt sich besonders aus diesen eingeführten Gegenständen, welche in den älteren Gräbern fehlen. Zu der Bronzezeit rechnen wir den Abschnitt besonders wegen der Keramik, die kaum einen Unterschied von der der voraufgehenden Periode zeigt. Wie viele und welche der oben besprochenen Bronzetypen noch in diese Zeit gehören, bleibt vorläufig unsicher. Ebenso muß noch dahingestellt bleiben, ob die bronzezeitlichen Urnenfelder auf dem ganzen Gebiete der nordischen Bronzezeit auftreten oder nur lokale Erscheinungen sind, welche die folgende Periode vorbereiten. Jedenfalls hat sich die Hügelbestattung, je weiter nach Norden, desto länger gehalten.

Die Grabform ist, wie erwähnt, das Urnenfeld. Der Leichenbrand herrscht, wie schon in der vorigen Periode, ausschließlich. In Reihen oder Gruppen werden die Urnen im freien Boden niedergesetzt; ihre Tiefenlage ist gering, sie werden meist nur eben eingescharrt. Gewöhnlich sind sie durch Steinsetzungen geschützt, gelegentlich von größeren Steinblöcken umgeben und mit einem Hügel kleinerer Steine bedeckt, der sich aber nicht mehr über die Erdoberfläche erhebt, häufig auch in regelmäßigen, vierseitigen Kisten verpackt. In steinarmen Gegenden, so in dem südwestlichen Heidegebiete, fehlt der Steinschutz oft gänzlich. Mehrmals sind natürliche Sandhügel und zwar gewöhnlich längliche, flache Erhebungen gewählt, oft auch liegen die Felder ganz eben und äußerlich nicht erkennbar. Gemeinsam ist allen diesen Urnenfeldern eine größere Ausdehnung. Die Urnen sind regelmäßig mit größeren, rein weißen Knochen gefüllt, welche sorgsam an der Leichenbrandstätte gesammelt und gereinigt sind. Wir werden sehen, wie in dieser Beziehung ein sehr verschiedener Gebrauch in den verschiedenen Perioden, in denen Leichenbrand geherrscht hat, zu beobachten ist, so daß sich schon aus der Art, wie die Gebeine behandelt sind, Schlüsse auf die zeitliche Stellung des betreffenden Grabes machen lassen. Zwischen den Gebeinen liegen die

Beigaben, doch ist es nicht durchgehende Sitte, den Toten etwas mitzugeben; die meisten Urnen enthalten nur Gebeine. Die Beigaben sind stets unscheinbar: Nadeln, Messer, Pincetten u. s. w., wie schon in der jüngeren Bronzezeit (s. oben S. 67). Meist sind sie unversehrt, doch zeigen einige auch Spuren von dem Leichenbrande. Beigaben an kleineren Thongefäßen sind selten. Eine Verteilung dieser Grabfelder über das Land zu geben ist noch nicht möglich. Sie sind spät erkannt und haben bei der geringen Ausbeute, die sie versprachen, bisher wenig zu Ausgrabungen eingeladen. Auch findet ihre Entdeckung ja nur durch Zufall statt. An äußeren Merkmalen sind sie nicht erkennbar. Ursprünglich mag ein leichter Erdhügel, eine Steinhäufung, vielleicht auch ein Pfahl, die Stelle der Grabstätten bezeichnet haben, Zeichen, die jetzt längst verschwunden sind. Ein Beispiel, wo die Stellen der Urnengräber bekannt geblieben waren, also doch irgendwie markiert gewesen sein müssen, konnte Verfasser unlängst nachweisen. Bei Broda an der Elbe (bei Dömitz) fand sich in einer Düne ein Urnenfeld; in dem klaren Flugsande hob sich oberhalb der Urnen deutlich eine dunklere Schicht ab, die frühere, später verwehte Grasnarbe; auf und über dieser zeigte sich an einigen Stellen eine tiefschwarze Schicht, versetzt mit Kohlen, einzelnen Knochen, auch kleinen Metallstückchen; unter dieser Schicht stand regelmäßig eine Urne; offenbar waren dem Beerdigten zu Ehren auf seiner Grabstätte Feuer angezündet, wohl mit Totenopfern, und zwar nicht nur gleich nach der Bestattung, sondern auch noch später, nachdem die Grasnarbe sich gebildet und der Flugsand die Stelle erhöht hatte.

Das erwähnte Urnenfeld von Broda ist mit einem ähnlichen reicher ausgestatteten von Ludwigslust der Hauptvertreter der Grabanlage in einem natürlichen Hügel; von Urnenfeldern auf ebenem Boden seien hier erwähnt Grabfelder von Schwerin (bei der Idiotenanstalt, 1886 entdeckt), von Loiz (bei Sternberg) und von Stubbendorf (bei Gnoien). Das letztere verdient besonderes Interesse durch einige abweichende Züge, welche schon den Übergang zu der folgenden Periode, der älteren Eisenzeit, darstellen. Im ganzen beträgt die Zahl der bisher bekannt gewordenen bronzezeitlichen Urnenfelder etwa zwanzig.

Über die Ausstattung der Urnenfelder ist nicht viel zu sagen. Die Urnen zeigen dieselben Formen wie in der voraufgehenden Periode, es sind glatte, braune Vasen, Töpfe, Krüge und Schalen; Verzierungen sind sehr selten und beschränken sich auf Reihen konzentrischer Viertelkreise wie oben S. 84, Abb. 140; nur in Stubbendorf zeigten sich Strichornamente im Stile der folgenden Periode. Die größte im Großherzoglichen Museum in Schwerin befindliche Urne, die oben S. 83 Nr. 139 abgebildete von Loiz gehört einem Urnenfelde an.

Die Metallsachen bestehen ausschließlich in Kleingerät. Es sind Messer und Pincetten einfachster Form (vgl. oben S. 76 und 77), besonders aber Nadeln. Unter diesen gewinnt eine als chronologisches Merkmal eine besondere Bedeutung. Es ist die Nadel mit Biegung unterhalb des Kopfes; oft biegt sich der Kopf (der wie eine Schale, ein Knopf oder durch Umrollen gebildet ist) noch einmal zurück und es entsteht so die weit verbreitete „Schwanenhalsnadel“. Beistehende Abb. 148

zeigt eine eiserne Nadel von dem Schweriner Urnenfelde. Diese „gekröpften" Nadeln dienten gewiß zum Zusammenstecken des Gewandes und ersetzen so die Fibel, welche in dieser Zeit verschwindet. Oft findet man sie paarweise, besonders die „Rollennadeln", in deren Öffnung ein Ring mit Kette sich befestigen ließ, eine Erscheinung, die z. B. in der jüngeren Schweizer Bronzezeit sehr häufig ist. Nicht nur alle diese Nadeln, sondern auch andere, einfachere mit zartem, fein profiliertem Kopfe, sind Fremdlinge, eingedrungen besonders aus südlichen Gebieten, wo die sog Hallstadtkultur herrschend war. Ein Neuling auf unserem Gebiete und der eigentlichen Bronzezeit ganz fremd ist auch die Schnalle, wie sie zuerst auf dem Stubbendorfer Grabfelde erscheint (Abb. 149). Eigentümliche nordische Neubildungen sind dieser Periode fremd, treten uns wenigstens in den Gräbern nicht entgegen. Man sollte nun erwarten, daß ein stärkerer Einfluß von Hallstadtsachen sich äußere. Das ist aber nicht der Fall. Wir haben ein einziges Grab in Hallstadtcharakter, anscheinend ein Einzelgrab (Leichenbrandurne in einem Sandhügel). Es ist dieses bei Sembzin (zwischen Röbel u. Waren) aufgedeckt und ergab zwei Bronzenadeln mit einem Doppelkopf aus Spiralscheiben (Abb. 150), eine bronzene Kette mit Glasperlen (Abb. 151), die wohl zur Verbindung der beiden Nadeln diente, eine echt Hallstädter „Paukenfibel" (Abb. 152) und einen starken wulstigen Armring, wie oben S. 79 Abb. 128. Wenn so die Beziehungen zu dem Centrum der Hallstadtkultur nur schwach sind, so sind sie desto deutlicher zu den Vorländern derselben. Im ganzen östlichen Deutschland macht sich der Hallstädter Einfluß in derselben Form geltend, am stärksten in der Richtung Schlesien-Posen-Westpreußen, schwächer und allmählich abflauend in den westlich angrenzenden Gebieten. In dieser Zeit schließt sich auch Mecklenburg enger an seine deutschen Nachbarländer an, der innige Zusammenhang mit dem Norden lockert sich. Trotz großer lokaler Unterschiede ist das Gesamtbild dasselbe: Beisetzung verbrannter Gebeine in regelmäßig angelegten Urnenfeldern, spärliche Beigaben an Kleingerät, welches durch seine Gleichartigkeit einen gemeinsamen Ursprung verrät. Überwiegend ist dieses Kleingerät aus Bronze. Aber es erscheint auch schon in gleicher Form in Eisen. Die oben abgebildete Rollennadel mit Einbiegung (Abb. 148) von Schwerin ist aus Eisen, ebenso eine fast gleiche von Ludwigslust, auch die Zunge der Schnalle Abb 149 ist von Eisen. Noch sind es bronzezeitliche Formen, welche in Eisen nachgebildet werden, und wir dürfen darum die Periode noch zur Bronzezeit rechnen, aber in den Gebieten, aus denen diese kleine Sachen eingeführt werden, ist das Eisen wahrscheinlich schon seit langem zur Herrschaft gekommen. Die nordische Bronzezeit hat sich ausgelebt, und für die neue Zeit ist

Abb. 148

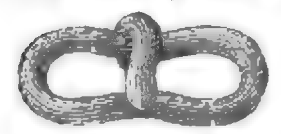


Abb. 149

Abb. 150



Abb. 151

Abb. 152

die Stätte bereitet. Wir werden sehen, wie einige Bronzetypen sich in die folgende Periode gerettet haben und sogar zu originellen Neu bildungen Veranlassung gewesen sind.

Die Vorstellungen von dem Kulturzustande des Landes am Ende der Bronzezeit müssen wir uns ausschließlich nach den Gräbern bilden. Keine andersartigen Funde sind bekannt. Es mag ja ein oder der andere Depotfund oder Gießerfund noch in diese Periode fallen, aber wahrscheinlich ist es nicht. Wohn- oder Schutzplätze sind ebenso wenig nachgewiesen.

Zu weiter gehenden Schlüssen über sittliche und religiöse Vorstellungen, soziales und staatliches Leben regen die Urnenfelder nicht an. Die Gleichförmigkeit der Anlage weist auf eine größere soziale Annäherung der Stände als die ältere Bronzezeit sie zeigt, die gruppenweise Stellung der Urnen, die am Ende der Periode noch durch eine gemeinsame Steinüberdeckung hervorgehoben wird, mag auf Geschlechterverbände hindeuten, die Massenhaftigkeit der Urnen eine zahlreichere Bevölkerung anzeigen. Aber alle jene Beobachtungen sind vieldeutig. So hat man in den Urnenfeldern die Leichenstätten von Stämmen sehen wollen, welche ohne feste Wohnsitze über ein größeres Gebiet wanderten und nur für ihre Toten einen fest stehenden Ort bestimmten. Diese Anschauung ist unvereinbar mit unserer Annahme einer Kontinuität der Bevölkerung, die schon mindestens ein Jahrtausend früher Ackerbau trieb; wir entnehmen ihr aber die Warnung, von einem Leichenfelde ohne weiteres auf eine benachbarte Ansiedelung zu schließen. Es können die Urnenfelder immerhin die Grabstätten eines ganzen Stammes sein. Daß dieses Stämme germanischen Geblütes waren, geht aus unserer ganzen Darstellung hervor, sei aber hier besonders betont, wo wir an einer der bedeutungsvollsten Stellen der Vorgeschichte, der Schwelle zur Eisenzeit und damit dem Eintreten unseres Landes in den Gang der europäischen Geschichte stehen. (Anmerkung 34.)

III. Die Eisenzeit.

Langsam nur hat das neue Metall seinen Siegeszug nach dem Norden durchgeführt, und es ist daher schwer, die Grenzlinie anzugeben, von welcher an die „Eisenzeit" zu rechnen ist. Das Eisen ist in den Mittelmeerländern Jahrhunderte lang bekannt und in allgemeinem Gebrauch gewesen, ehe es überhaupt den Norden erreicht hat; wie lange es gedauert hat, ehe es auch hier zum herrschenden Metall geworden ist, entzieht sich zur Zeit noch sicherer Schätzung. In den Kreisen der vorgeschichtlichen Forscher neigt man dazu, die Zeit um 400 vor Christi Geburt als Beginn der Eisenzeit in Deutschland anzusetzen, für die einzelnen Gebiete aber einen sehr ungleichen Beginn anzunehmen, je weiter nach Norden, einen um so späteren. Man ging dabei von der Anschauung aus, daß der allgemeine Gebrauch des Eisens in Deutschland in Verbindung zu bringen sei mit den Wanderzügen der Kelten, daß die älteste Eisenkultur in Deutschland eine keltische wäre und der Einfall der Gallier in Italien (um 400) einen festen Termin für die gewaltige Ausdehnung des Volkes und seiner Kultur abgäbe. Der schwedische Archäologe Hans Hildebrand hat die ganze Gruppe von Altertümern, die in den von Galliern besetzten Gebieten ihre Hauptentwickelung gefunden hat, nach einem Fundort bei Neuenburg in der Schweiz als la Tène*) bezeichnet, ein Name, der rasch allgemein gebräuchlich geworden ist. Wenn es sich nachweisen läßt, daß der allmählich vordringende Einfluß dieser gallischen (la Tène-) Industrie der nordischen Bronzezeit ein Ende gemacht hat, so haben wir allerdings in dem vierten Jahrhundert einen terminus post quem für den Beginn der nordischen Eisenzeit gefunden und müssen ihn in eine nach dem vierten Jahrhundert liegende Zeit verlegen. Nun ist aber weiterhin beobachtet, daß die im Norden auftretenden la Tène-Sachen nicht dem Beginn der Periode angehören, sondern schon eine weiter fortgeschrittene Entwickelung zeigen; man glaubte demnach hier den Beginn der Eisenzeit ziemlich tief vom vierten Jahrhundert hinunterrücken zu dürfen, einige Forscher bis in das erste vorchristliche Jahrhundert.

Dem gegenüber ist zu erwähnen: Ein bedeutender Einfluß der la Tène-Kultur ist im ganzen Norden bemerkbar, aber der Nachweis, daß dieser der Bronzezeit ein Ende gemacht hat, ist nicht geführt. Die älteste Fundgruppe, in der in Mecklenburg (welches hier gesondert

---

*) la Tène, im Dialekt der dortigen Bevölkerung „Untiefe".

betrachtet werden muß, da in dieser Periode jedes Land seine Eigenheiten hat, der Auflösungsprozeß der Bronzezeit ist in den verschiedenen Gebieten sehr verschieden verlaufen) Eisensachen in größerer Zahl auftreten, enthält allerdings vereinzelte la Tène-Sachen, zeigt aber in Metallgegenständen und in der Keramik eine viel entschiedenere Abhängigkeit von dem jüngsten Hallstädter Stil. Die Erzeugnisse dieses Stils erscheinen besonders in Süddeutschland zusammen mit Gegenständen der älteren la Tène-Zeit und werden von dortigen Forschern mit den ungefähren Grenzen der Jahre 400 und 300 umschlossen. Bei diesem Verhältnis der ältesten nordischen Eisenzeit zur Hallstadtkultur ist es nicht gestattet, sie zu weit in die von der la Tène-Kultur ausschließlich beherrschten Jahrhunderte hineinzurücken, und wir glauben an dem Anfang des vierten Jahrhunderts als ungefährem Termin für den Beginn unserer Eisenzeit festhalten zu dürfen. Wir thun das mit allem Vorbehalt. In der Morgendämmerung der neuen Zeit verschwimmen noch gar zu sehr die Umrisse der Erscheinungen. Die ganze Periode, welche zwischen der Bronzezeit und der Zeit liegt, wo der Einfluß der Römer maßgebend wird, ist in Mecklenburg, wie übrigens auch in Dänemark, spät beachtet und wenig erforscht. Als Verfasser seine Thätigkeit begann (1880), fand er in den Schweriner Sammlungen Altsachen aus 19 Grabstätten (Urnenfeldern) dieser Periode vor, die in ihrer zeitlichen Stellung nicht erkannt waren; heute ist die Zahl der bekannten auf 46 angewachsen, von denen wenigstens einige ausgebeutet sind. Die Gründe der Vernachlässigung dieser Periode liegen in verschiedenen Umständen. Die Grabstätten sind Urnenfelder, oft von großer Ausdehnung, meist aber wenig sorgsamer Anlage. Die Urnen stehen flach und sind nur selten unversehrt erhalten, der Inhalt ist vielfach unbedeutend, so daß früher die Ausgrabung kaum zu lohnen schien. So muß auch unsere Darstellung hier den Charakter des Problematischen tragen, und mehr noch als an anderen Stellen ist hier der Hinweis am Platze, daß die Erforschung der Vorgeschichte noch in vollem Flusse begriffen ist und jeder Versuch einer zusammenfassenden Darstellung der gewonnenen Ergebnisse durch neue Funde wesentliche Berichtigungen erfahren kann.

Zu den festen Punkten innerhalb der Eisenzeit gehört der, daß zu einer genauer zu bestimmenden Zeit der Einfluß der römischen Industrie auch den Norden erreicht hat und bis zum Sinken der römischen Weltmacht hier sehr einflußreich gewesen ist. Mit diesen Thatsachen stehen wir auf festem historischem Boden. Die Periode vorherrschenden römischen Einflusses reicht vom Beginn unserer Zeitrechnung bis in das vierte Jahrhundert, dann folgt die Zeit der Völkerwanderung und dieser die älteste geschichtliche Periode des Landes, die Wendenzeit, deren Altertümer wir anhangsweise hier zu besprechen gedenken, während die geschichtliche Darstellung dem folgenden Hefte vorbehalten bleibt. In einer Systematik der Vorgeschichte müssen wir die Völkerwanderungszeit der römischen Periode angliedern, denn Mecklenburg hat keinen ausgeprägten Stil der Völkerwanderungsperiode entwickelt, sondern ist ganz von dem früheren, römischen Einflusse abhängig.

Die Ordnung unserer Altsachen wird uns unten zu folgender Gliederung der Eisenzeit führen:

I. Vorrömische Periode. 400 bis zu Christi Geburt.
   1. Ältere Periode
   2. Jüngere Periode (la Tène).
II. Römische Periode. Christi Geburt bis zum sechsten Jahrhundert.
   1. Ältere Periode: erstes und zweites Jahrhundert.
   2. Jüngere Periode: drittes und viertes Jahrhundert.
   3. Völkerwanderungszeit: fünftes Jahrhundert.
III. Wendische Periode: sechstes Jahrhundert bis 1160

Wenn wir in den Unterabteilungen den Namen „Eisenzeit" vermeiden, so geschieht es, weil dieser doch im Grunde nur im Gegensatz zu der Stein- und Bronzezeit einen Sinn hat; da das Eisen seine Bedeutung als das für die Kulturarbeit wichtigste Metall bis zur Gegenwart behauptet hat, stehen wir ja noch heute in einer Eisenzeit.

Die zu besprechenden vorrömischen und römischen Perioden haben wichtige gemeinsame Züge. Zunächst die Abhängigkeit von auswärtigen Einflüssen. Wohl giebt es originale nordische Formen, besonders in der ältesten Periode, aber die große Masse der in den Gräbern niedergelegten Gegenstände sind eingeführt oder eingeführten nachgeahmt, und auch bei den nachgeahmten findet keine Umwandlung statt wie in der Bronzezeit, sondern nur kleinere, für die Gesamterscheinung meist belanglose Änderungen. Der ungeheure Einfluß der römischen Weltmacht zeigt sich in voller Stärke in der Art, wie er den Geschmack und die Produktion selbst der entlegenen Barbarenstämme beeinflußt, zu denen nie ein römisches Heer gedrungen ist. An den Regungen germanischen Kunstgeistes in und nach der Völkerwanderungszeit hat unser Land keinen Anteil mehr genommen, da die Auswanderung der alten germanischen Bevölkerung einen jähen Abbruch der industriellen Tradition mit sich brachte und die einwandernden Wenden auf ganz anderen Grundlagen von vorn anfangen mußten.

Ein zweiter durchgehender Charakterzug ist die Art der Bestattung. In der ganzen Eisenzeit besteht eine sichtliche Gleichgültigkeit gegen Grabgebräuche, die sich auch darin äußert, daß diese selbst bei benachbarten Stämmen merkwürdig wechseln. In Mecklenburg sind die Grabgebräuche auffallend konstant. Der Leichenbrand herrscht bis in die wendische Zeit hinein, die Beisetzung ist ganz überwiegend die hergebrachte in Urnen. Skelettgräber kommen vor, aber als seltene Ausnahmen und dann meist durch ihre Ausstattung als Besonderheiten charakterisiert. Leider sind nun diese Grabfelder unsere einzige Quelle der ganzen langen Periode. Moorfunde, wie sie in Schleswig und und Jütland so herrlich zu Tage getreten sind, sind uns im ganzen fremd, auch Einzelfunde selten. Das Hauptmaterial der archäologischen Erforschung der Eisenzeit sind und bleiben die Urnen, welche massenhaft auftreten, aber fast stets schon geborsten sind und jene zusammengebogenen, zerbrannten und verrosteten Eisenklumpen, welche wir ihnen entnehmen. (Anmerkung 35.)

Die ältere Periode der vorrömischen Eisenzeit.

Wir fassen hier eine Gruppe von Funden zusammen, deren gemeinsamer Charakter mehr durch ihren gemeinsamen Gegensatz gegen die folgende und vorhergehende Periode bezeichnet wird, als durch einheitliche eigene Züge. Die Fundstätten sind fast ausschließlich Urnenfelder, angelegt gewöhnlich auf ebenem und sandigem Boden, die äußerlich an keinem Zeichen mehr erkennbar sind In einigen Berichten wird auch von niedrigen Hügeln mit Urnen gesprochen (so bei Groß-Labenz und Admannshagen), doch ist noch kein derartiges Grab näher untersucht. Die Urnen stehen im Boden nicht mehr in Steinkisten, werden aber oft durch eine vollständige Steinpackung in ihrer Lage gehalten, oft auch nur durch einen Fußstein oder Deckelstein etwas geschützt. Beistehende Abbildung (153) zeigt ein Urnengrab von einem jüngeren Grabfelde (von



Abb. 153

Püttelkow bei Wittenburg). Besonders häufig in dieser und vielleicht der folgenden Periode ist es, daß Gruppen von Urnen mit einem gemeinsamen Steinpflaster bedeckt werden, welches gelegentlich bedeutenden Umfang annimmt; bei Brünkendorf (bei Ribnitz) sind solche Steinbedeckungen von 13 Meter Durchmesser aufgegraben, welche noch jetzt unmittelbar unter der Oberfläche und ursprünglich sicher ganz frei lagen. Oft ist das Steinpflaster nicht geschlossen, sondern bildet nur kreisförmige Ringe. Die Tiefenstellung der Urnen ist hier, wie in der ganzen Periode, nur unbedeutend; ihr Rand ist gewöhnlich nur 30 Centimeter von der Oberfläche entfernt, ein Umstand, der in hohem Grade zu ihrer Zerstörung beiträgt; bei der intensiveren Bodenbenutzung der Gegenwart, dem tieferen Pflügen besonders, ist das Schicksal unserer Urnenfelder besiegelt. — Die Gebeine in den Urnen sind sorgsam gesammelt, meist große Stücke und schneeweiß, wie durchgesiebt oder gereinigt. Die Beigaben liegen zwischen den Knochen und zeigen fast durchgehend Brandspuren, welche sie oft bis zur Unkenntlichkeit entstellt haben. Im ganzen sind die Beigaben nur spärlich; desto auf-

fallender sind einige Urnen, die fast ganz mit Beigaben gefüllt waren, so von Clausdorf (bei Stavenhagen) und Raduhn (bei Crivitz). Die Zahl der ältesten Urnenfelder ist noch gering, und ihre Verteilung über das Land noch nicht bestimmbar. Es scheint, daß der Osten des Landes reicher an Funden dieser Periode ist, jedenfalls ist die Keramik dieser Periode in den östlichen Feldern ungleich reicher, als im Westen. Die wichtigsten Fundstätten der Art sind die Urnenfelder von Zweedorf (bei Boizenburg), Bobzin (bei Wittenburg), Krebsförden (bei Schwerin), Raduhn (bei Crivitz), Alt-Bartelsdorf (bei Rostock), Kl.-Methling (bei Dargun) und Mölln (bei Stavenhagen). Es sind sämtlich sehr ausgedehnte und noch nicht erschöpfte Grabfelder. Dazu kommen noch eine Anzahl anderer, die noch nicht ausreichend untersucht sind. — Gelegentlich werden auch in Mooren Gegenstände aus dieser Zeit gefunden, und zwar besonders schöne, aber es sind bisher vereinzelte Stücke geblieben, die uns beweisen, daß die bronzezeitliche Sitte der Niederlegung kostbarer Dinge in Seen auch jetzt noch fortdauert.

Bei der Besprechung der **alteisenzeitlichen Typen** gebührt die erste Stelle der Keramik. Ihr Bild ist ein ungemein interessantes. Am Ende der Bronzezeit hatten wir eine ziemlich gleichförmige Bildung der Thongefäße; jetzt tritt auf einmal und unvermittelt die bunteste Fülle entgegen. Der Formenkreis ist ein so reicher, daß ein Klassifizierung der Typen noch nicht durchführbar gewesen ist. In keiner Periode ist auf unserem Boden die Keramik so wechselnd, wie in der ältesten Eisenzeit (eingeschlossen la Tène-Periode), und ich glaube, daß eine schärfere Scheidung und Herleitung der Periode einst hauptsächlich auf Grund des keramischen Materials erfolgen wird. Zur Zeit müssen wir uns noch mit einer schematischen Betrachtung der Formen begnügen. Da scheiden sich zunächst zwei Gruppen: die eine bilden einfache, braune Töpfe, welche sich an die bekannten bronzezeitlichen Formen anschließen, wenig gegliedert, meist mit schmaler Mündung, entweder verhältnismäßig hoch oder kugelig. Vgl. beistehende Abb. 154 und 155 einer Urne von Brahlstorf und eines Tragtopfes von Gnoien. Die andere zeigt die größte Abwechselung. Schon die Herstellung ist sehr ungleich: neben einfacheren, naturbraunen Urnen finden sich solche mit sehr feiner Arbeit, aus gut geschlemmtem Thon mit glänzend brauner, rotbrauner oder auch schon glänzend schwarzer Oberfläche; die Wandung ist oft künstlich rauh gemacht, auch diese rauhe Wandung mit glatten Streifen unterbrochen. Das Profil ist bewegt, der Rand ist stark nach außen gebogen, Hals und Bauch geschieden, der erstere oft sehr schlank und hoch; die Standfläche ist oft absetzend, oft nach innengebogen; Henkel kommen vor, oft in unregelmäßiger Zahl (drei), die Öffnung ist meist schmal, ein durchgehender Unterschied von der römischen Periode, aber es finden



Abb. 154



Abb. 155

sich auch breite, flache Schalen. Wir geben als Beispiele in den Abbildungen 156 bis 159 Urnen von Mölln und in 160 eine von Kl.-Methling. Die Ornamentik hat etwas merkwürdig unsicheres. Die Verzierungen bestehen überwiegend aus seichten Strichen, die zu horizontalen oder (dies besonders häufig) vertikalen Zonen geordnet sind: spitzwinklig sich schneidende Linien, „Tannenwedel", Parallelstriche, auch



Abb. 156



Abb. 157



Abb. 158



Abb. 159

Punktreihen. Auch plastische Ornamente tauchen auf: erhöhte Linien mit Punktreihen, ornamentale Erhöhungen an Stelle der Henkel. Form und Ornamentik nehmen sich völlig fremdartig in ihrer Umgebung aus. Wo liegt ihre Heimat? Die Vorbilder müssen fremde gewesen sein, aber sie nachzuweisen sind wir noch nicht imstande. Ich glaube, daß wir sie in dem



Abb. 160

Hallstädter Kulturkreise zu suchen haben. Formen, wie oben Abb. 160 entsprechen genau der beliebten Birnenform Hallstädter Thongefäße, der absetzende Fuß ist dort allgemein, und die scharf nach außen gebogenen Ränder entsprechen den angesetzten Rändern der getriebenen Metallgefäße. Auf Hallstädter Einfluß glauben wir auch die Ornamentik zurückführen zu können Die Motive sind vereinfacht, vielfach entstellt, lassen aber ihre Entstehung aus der Metalltechnik noch ahnen. Die Einzelausführung dieser Verhältnisse würde den Rahmen dieser Darstellung weit überschreiten. Es genüge hier zum Ausdruck zu bringen, daß in der ältesten westbaltischen Eisenzeit auch nach Seite der Keramik jener Hallstädter Einfluß bemerkbar wird, dem wir von der jüngeren Bronzezeit an eine so bedeutende Rolle zuschrieben. Der einzige Hallstädter Grabfund auf unserem Boden ist schon oben bei Gelegenheit der jüngsten Bronzezeit beschrieben (s. S. 90).

Auch die Metallgegenstände unserer ältesten Eisenzeit gehen auf jene Kultur zurück, geben sich aber als einheimische und zwar sehr freie Nachahmungen. Und zwar sind die eigenartigsten Dinge gar nicht aus Eisen, sondern aus Bronze. In einer Periode, welche man allgemein als Eisenzeit bezeichnet, weil das Eisen schon das überwiegende Metall geworden ist, hat die Bronze eine kräftige und eigenartige Nachblüte erlebt, und zwar noch immer in der alten Technik des Gusses. Einige sehr charakteristische Bronzetypen gehören erst dieser Periode an.

Von bronzezeitlichen Formen halten sich in dieser Periode jene **Hohlwulste**, welche schon bei der Bronzezeit genannt (s. oben S. 79 Abb. 128) sind und die wir auch eben bei Gelegenheit des Sembziner Fundes zu erwähnen hatten (S. 90). In zwei reicher ausgestatteten Urnen, bei Pogreß und Clausdorf sind solche gegossenen Wulste, in denen wir Nachahmungen der getriebenen Hallstädter Ringe sahen, neben sehr charakteristischen Fundstücken der neuen Periode gefunden; Nachahmungen in Eisen sind mir nicht bekannt.

Den bronzezeitlichen Typen sehr nahe steht dann auch der oben S. 77 schon genannte **Wendelring** (torques), ein starker Halsring, der durch Drehung hergestellt ist und die Richtung der Drehung mehrmals wechselt; der Schluß wird durch übereinandergreifende Haken hergestellt. Die Zahl dieser Ringe ist ziemlich groß, doch sind es meist Einzelfunde aus Mooren, unter denen ein Ring von Kolbow (bei Grabow), welcher vergoldet ist, besonderes Interesse beansprucht. Das abgebildete Stück (161) stammt von Reinshagen (bei Doberan) aus einem Moore. Aus gesicherten bronzezeitlichen Funden ist uns diese Ringform nicht bekannt, wohl aber von einem alteisenzeitlichen Urnenfelde von Krebsförden (bei

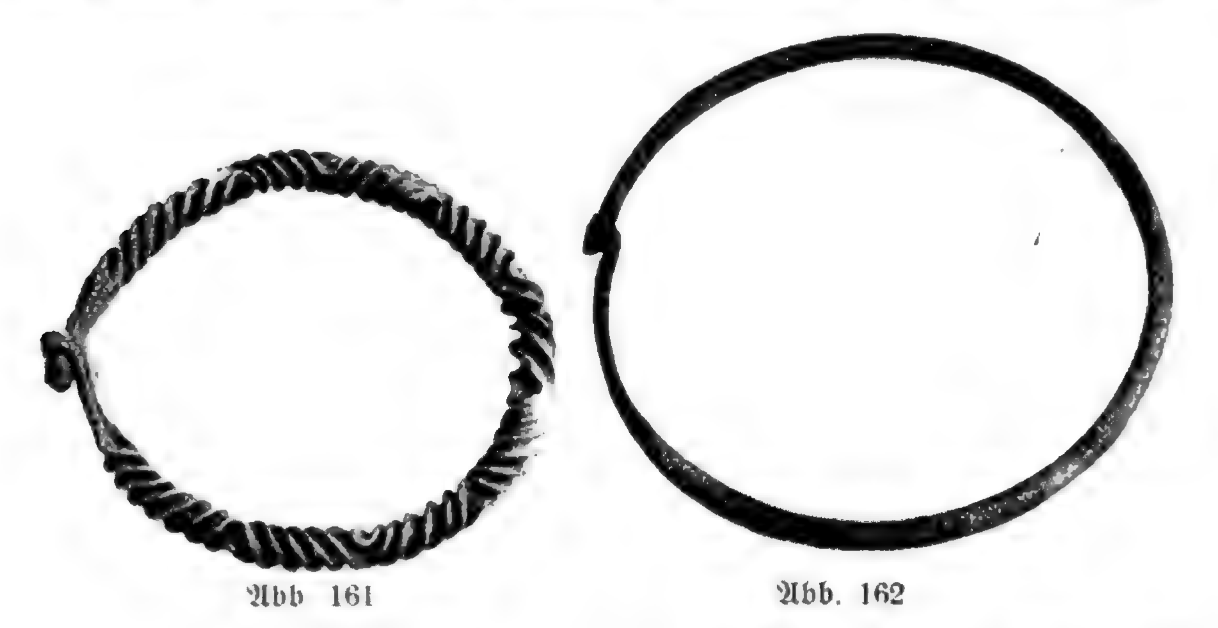


Abb 161 Abb. 162

Schwerin). Ebenso scheint eine andere Form des Torques, an der die Drehung nicht wirklich ausgeführt, sondern durch Einkerbungen nachgeahmt und der Verschluß durch scharfkantige Haken gebildet ist (vgl. Abb. 162, aus einem Moorfunde von Marnitz), auf unserem Boden erst dieser Periode anzugehören. Der einzige gesicherte Fund stammt aus einer Urne mit Gürtelhaken und anderen typischen Stücken von Clausdorf. — Sicher eisenzeitlich, wahrscheinlich aber erst der jüngeren Periode angehörend, ist der Torques mit kolbenartigen Endungen, wie ihn beistehende Abb. 163

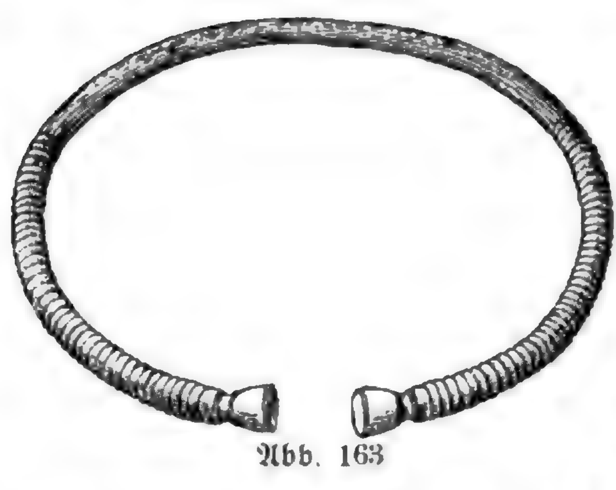


Abb. 163

zeigt (aus dem Urnenfelde von Raduhn). Wir treten mit ihm schon in den Formenkreis der la Tène-Periode. In diesem Zusammenhang ist auch zu behandeln ein Schmuckstück, welches gerade im mecklenburgischen Lande allbekannt geworden ist unter dem Namen der „wendischen Krone“ (Abb. 164). Es ist ein Reif von ungefähr 10 Zentimeter Durchmesser,



Abb. 164

oben in Zacken abschließend. Der Ring ist zum Öffnen bestimmt und besteht aus zwei Teilen, welche auf der einen Seite durch einen Charnierstift zusammengehalten werden, während auf der anderen der Verschluß durch einen kleinen Zapfen hergestellt wird, welcher in ein gegenüberliegendes Loch paßt. Der Charnierstift schließt oben in einem stumpfen Stachel, der sich aus einer Rosette erhebt, ab. Wir besitzen drei solcher „Kronen“. Die erste wurde 1823 bei Langen-Trechow (bei Bützow) tief in der Erde gefunden. Es ist ein Stück von ausgezeichneter Schönheit, besonders auch durch seine tiefgrüne, glänzende Patina; die zweite fand sich 1843 bei Admannshagen (bei Doberan); sie lag in einer Urne in einem niedrigen Grabhügel und ist zerbrochen und verbogen, aber von besonderem Interesse durch ihre Fundart und ihr Material, sie besteht nämlich nicht aus Bronze, sondern aus Kupfer, nur der Charnierstift ist aus Bronze; die dritte (dieses ist die oben abgebildete) ist 1849 bei Lübtheen gefunden und stammt wahrscheinlich aus einem früheren Wasserloche; sie unterscheidet sich von den anderen durch ihre beträchtliche Größe und ihre Herstellung in Hohlguß. Ein viertes Exemplar ist unbekannter Herkunft und von abweichender Form, indem es nur flache Erhebungen anstatt der Zacken und der Charnierspitze hat (Abb. 165). Als der erste dieser Ringe gefunden wurde, gab man ihm den Namen „Wendische Krone“, entsprechend den archäologischen Anschauungen jener Zeit, welche fast die gesamte Hinterlassenschaft der vorgeschichtlichen Zeiten dem letzten vorgeschichtlichen Volke, den Wenden, zuschrieb. In das entgegengesetzte Extrem verfiel Lisch, welcher den germanischen Ursprung der „Krone“ erkannte, sich aber durch das Material der Admannshäger (Kupfer) bewegen ließ, ihre Entstehung ganz an den Beginn der Bronzezeit, seine germanische Zeit, zu setzen und eine Fortdauer der Form durch die ganze Periode anzunehmen. Für uns hat das Material keine entscheidende Bedeutung mehr, eine desto größere die Form, die Vergleichung

mit verwandten Formen und die Fundverhältnisse. Nun sind allerdings die Mehrzahl der „Kronen" Einzelfunde, und die Zahl aller überhaupt gefundenen Ringe dieser Art ist nicht groß; wo aber eine nähere Bestimmung durch die Fundverhältnisse möglich war, weist sie in den Beginn der Eisenzeit. Die „wendische Krone" setzen wir in die Zeit um

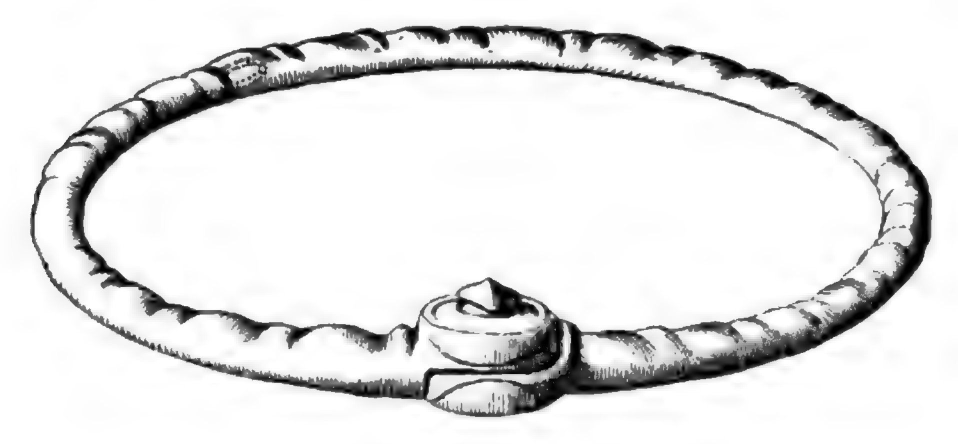


Abb. 165

300 vor Christi Geburt, in die Periode, wo die älteste unbestimmte Kunde über unser Land aufgezeichnet ist und Teutonen an unserer Küste erwähnt werden (s. unten S. 113). — Jene Vergleichung mit verwandten Formen aus anderen Kulturkreisen aber, die wir für unsere ganze Betrachtung grundleglich gemacht haben, führt uns noch einen Schritt weiter. Wir mußten der wendischen Krone den Titel „wendisch" nehmen und müssen nun auch den Namen „Krone" in Frage stellen. Unleugbar entspricht ja besonders das Langentrechower Stück mit seinen Zacken jenem Bilde, welches man sich infolge der volksmäßigen Darstellungen gewöhnlich von einer Krone macht. In Wirklichkeit ist die Zackenkrone eine verhältnismäßig junge Bildung des Mittelalters und wird erst in den gothisch stilisierten „Laubkronen" des vierzehnten Jahrhunderts üblich. Nicht mit diesen jungen Kronen ist der altgermanische Kronenreif zu verbinden, sondern mit einer Gruppe verwandter Altsachen, Ringen, die an ihrer oberen Seite mit flacheren oder stärkeren Erhöhungen versehen sind, ursprünglich aus Bronzeblech gebogen, später in immer stärkeren Exemplaren gegossen. Diese Ringe sind alle zum Öffnen eingerichtet und sind sichtlich keine Kronen, sondern Halsringe. Am Ende dieser Entwickelungsreihe steht unsere „Krone". Auch sie ist, das ist heute das allgemeine Urteil in Archäologenkreisen, ein Halsring. Wohl klingt es wie eine stark befremdende Zumutung, daß man sich einen Halsring mit einer so hohen Spitze vorstellen soll. Diese Befremdung verliert sich aber, wenn man den Gegenstand nicht losgetrennt, sondern in seiner archäologischen Umgebung betrachtet. Es ergiebt sich dann, daß die Spitze nicht wesentlich für die Kronenreife ist, sondern sogar eine Ausnahme bildet, daß aber das Charnier zum Öffnen des Ringes nie fehlt, also wesentlich ist, ein Umstand, für den man nur gekünstelte Erklärungen finden kann, wenn man sich den Ring auf dem Kopfe getragen vorstellt. Ferner darf man an alterthümliche Schmuckstücke nicht den Maßstab moderner Bequemlichkeit legen. Durch Schmuck und Mode hat sich die Menschheit zu allen Zeiten tyrannisieren lassen,

und nicht am wenigsten in den Perioden, von denen wir hier reden. Es sei nur an die Bronzehalskragen der älteren Bronzezeit (oben S. 53) und die Hohlwulste der jüngeren erinnert. Wir sehen also in der „wendischen Krone" einen altgermanischen, vielleicht teutonischen, Halsring aus der Zeit, wo die Bronze, im Begriff ihre Herrschaft an das Eisen abzugeben, eine schöne Nachblüte erlebt.

Für den Stil dieser Periode ist das Stück ungemein charakteristisch. Wie hier der leichte Hallstadtring zum schweren Reif geworden ist, so zeigt sich auch sonst eine Neigung zu schweren, gedrungenen Formen, die in entschiedenem Gegensatze zu dem breiten, weichen Stile der jüngeren Bronzezeit steht. Leider sind es nur wenige Gegenstände, die in dieser Zeit neu gebildet sind, und zwar ausschließlich Schmuckgerät. Waffen irgend welcher Art sind überhaupt nicht bekannt geworden, auch keine Gebrauchsgegenstände, wie Äxte, Messer u. s. w.

Neben den Halsringen, zu denen wir also auch die „Kronen" rechneten, sind sehr häufig die Nadeln. Unverkennbar schließen sich diese an die Formen der vorausgehenden Periode an. Die damals beliebte Einbiegung unterhalb des Kopfes, die „Verkröpfung" (vgl. S. 90 Abb. 148 und 150) bleibt in der Mehrzahl der Fälle, nur daß sie näher unter dem Kopf liegt wie früher; aber der Kopf selbst wird neu und eigenartig gebildet. Unter den fast launenhaft verschiedenen Formen des Kopfes treten besonders folgende hervor: zunächst der einfache flache Ring (Abb. 166, von einem Urnenfelde von Friedrichsruhe; das Stück aus Bronze); oft ist auch der Ring geschlossen, der Kopf bildet also eine Scheibe, die rund oder eckig geformt und bei eisernen Stücken gelegentlich noch mit einer Bronzeplatte belegt ist. Ferner eine starke Hohlkugel, die aus zwei Halbkugeln gebildet wird. Abb. 167 stammt aus einem Hügelgrabe von Gr.-Labenz; es ist ein besonders großes Stück aus Eisen, während gewöhnlich diese Köpfe aus Bronze und nur eine Scheibe zwischen den beiden Halbkugeln und die Nadel aus Eisen sind, übrigens haben diese Nadeln die Einbiegung nur ausnahmsweise; sodann ein ziemlich komplizierter Kopf mit flügelartigen Querbalken, eine in Mecklenburg seltene Form; und besonders konische Bronzeköpfe, welche oft sehr stark, dabei kurz und gedrungen gebildet werden (Abb. 168, von Consrade aus einem Moore, Bronze); man hat diese Nadel als „holsteinische" bezeichnet, weil sie in Holstein besonders häufig ist, doch findet sie sich auch in Mecklenburg in mindestens acht Fundstätten, meist in kleineren Exemplaren. — Alle diese Formen sind lokal beschränkt und gehen über die Südküste der Ostsee wenig hinaus, auch nicht nach Däne-

Abb. 166

Abb. 167

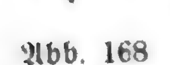


Abb. 168

mark. Es sind einheimische Weiterbildungen der schon in der voraufgehenden Periode eingeführten „Schwanenhalsnadeln" und ähnlicher Formen. Die schönsten und stärksten sind in **Bronze** gebildet in jenem derben, etwas barocken Geschmack, welchem auch die Halsringe ihre Umformung verdankten. Hallstadtgeschmack zeigen besonders die Kugelköpfe. Aber nicht nur in Bronze, sondern auch in Eisen werden diese Nadeln gebildet, und zwar auf unserem Boden. **Hier liegt der Beginn einer einheimischen Eisenindustrie**, ein Umstand von solcher Bedeutung, daß er das längere Verweilen bei den anscheinend geringfügigen Gegenständen entschuldigen mag.

Wir haben bei der Bronzezeit auf die große Bedeutung hinzuweisen gehabt, welche die Gewandnadel, **die Fibel**, für die vorgeschichtliche Chronologie hat. Auch in der älteren Eisenzeit, allerdings erst an ihrem Ende, tritt ein sonderbares Gebilde der Art hier auf, scheinbar losgelöst von allen übrigen Formen, nicht nur der bronzezeitlichen, sondern auch von denen der späteren Periode (Abb. 169, von Raduhn bei Crivitz). An einem flachgewölbten Bügel liegt vorn ein beweglicher Querstab, der, ebenso wie das Bügelende, mit flachen Näpfchen versehen ist, die durch ein kleines Band aus spiralig gewundenem Draht mit einander verbunden sind; soweit ist die Fibel aus Bronze; die Nadel ist eisern, befestigt an dem beweglichen Querstab und am Bügelende, so weit erkennbar, in einen Falz greifend. Es ist wahrscheinlich gemacht, daß diese Fibel auf Vorbilder der la Tène-Kultur zurückgeht; jedenfalls ist die Form sehr verändert und Stücke der beschriebenen Art ganz lokal; man hat sie als „pommerische" Fibel bezeichnet, weil sie früher nur aus Pommern, und zwar nur aus dem Westen bekannt ist, doch ist die Zahl der mecklenburgischen Funde annähernd gleich; jedenfalls ist das Verbreitungsgebiet ein sehr beschränktes. Neben dieser einheimischen Fibel erscheinen nun aber schon in dieser Periode andere, welche dem großen Kulturkreise angehören, der, wie schon oben erwähnt, in jener Zeit der herrschende in einem großen Teile Europas geworden ist, **der la Tène-Kultur**. Die la Tène-Fibel ist ein höchst praktisches Gebilde von einer sehr charakteristischen Form; im Gegensatz zu der bronzezeitlichen Fibel schwebt die Nadel nicht frei, sondern federt, indem sie aus einer Spiralwindung am Fibelkopf hervorgeht; der Bügel ist schmal und meist gewölbt, der Bügelfuß in sehr augenfälliger Weise nach oben gebogen. Je nachdem das Fußende frei emporsteht, sich auf den Bügel auflegt und mit ihm durch ein Verbindungsstück vereinigt ist, oder mit dem Bügel in einem Stücke gegossen ist, entstehen drei recht verschiedene Formen, welche für die drei Perioden, in die man die la Tène-Zeit einteilen kann, typisch sind. Wir sind sonst arm an la Tène-Sachen, haben aber ausgezeichnete Vertreter der drei Typen

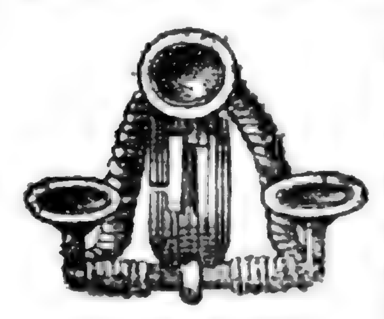


Abb. 169



Abb. 170

in beistehenden Abbildungen 170 bis 172. Das erste Stück (aus Bronze) stammt von Hohen-Lukow (bei Bützow), das zweite (ebenfalls

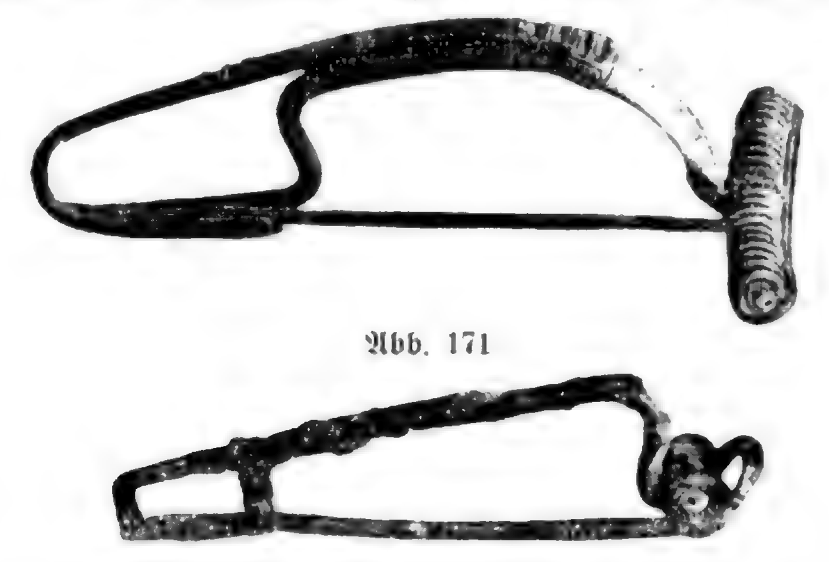


Abb. 171

Abb. 172

aus Bronze), anscheinend ein Moorfund, stammt aus der Gegend von Grabow, das dritte (aus Eisen) aus einem Urnenfelde von Perdöhl (bei Wittenburg). Die Fibel des älteren Typus ist ein vereinzelter Fremdling, Fibeln der anderen Formen aber sind in Urnenfeldern gelegentlich gefunden, so bei Pogreß, angerostet an einen Gürtelhaken von der Abb. 174 gegebenen Form, doch sind es alles unscheinbare, zerrostete oder zerbrochene Exemplare. Eine Fibel, die sicher auch auf unserem Boden ein Fremdling ist, giebt Abb. 173 (Bronze, Urnenfeld von Kl.-Methling); es ist, wenn ich recht verstehe eine süddeutsche, in der älteren la Tène-Zeit aus einer Hallstadtform herausgewachsene Bildung. — Auch in Schleswig-Holstein kommen Fibeln in dieser Periode fast gar nicht vor; ihre Stelle zum Zusammenstecken des Gewandes schienen die Nadeln eingenommen zu haben.



Abb. 173

Dagegen tritt jetzt ein anderes Toilettenstück auf, welches für die ganze vorrömische Eisenzeit besonders wichtig geworden ist, der Gürtelhaken. Es ist in seiner älteren Form eine breite, leicht gewölbte Platte, die auf der einen Seite Löcher zur Befestigung in dem Gürtel hat und sich auf der andern zu einer hakenförmig gebogenen Spitze verschmälert, welche in die Öffnungen des (meist sicher ledernen) Gürtels oder einen Gürtelring eingreifen soll. Diese größeren Gürtelhaken sind ausnahmslos von Eisen, gelegentlich mit bronzenen Knöpfen versehen, und bei uns stets eingliedrig. Das abgebildete Stück (174) gehört dem Urnenfelde von Clausdorf (bei Stavenhagen) an, wo es in einer Urne zusammen mit dem oben S. 99 erwähnten Ringe gefunden ist; eine zweite, anscheinend jüngere Art stellen die kleineren und

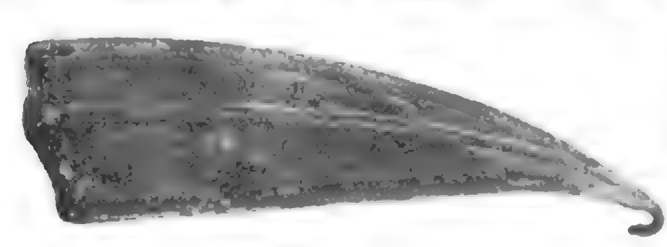


Abb. 174

schmäleren vor, welche in verschiedenen Formen ungemein häufig sind; das unter 175 abgebildete Stück ist ebenfalls von Eisen und entstammt einem



Abb. 175

unlängst ausgegrabenen Urnenfelde von Neu-Stuer; wahrscheinlich gehört es, wie die Masse dieser kleinen Gürtelhaken, erst der folgenden Periode an. Mit dem Gürtelhaken zusammen findet sich nun sehr oft ein stärkerer Ring, meist aus Eisen, seltener auch aus Bronze; gelegentlich ist er an dem breiten Ende des Gürtelhakens befestigt, soll also zur Befestigung des Hakens am Gürtel dienen, oft paßt er aber so genau in die Krümmung, daß er wohl zum Eingreifen in dieselbe bestimmt war. Das abgebildete (176), besonders schöne Stück ist aus Bronze und stammt aus einem Urnen- (Hügel-) Grabe von Brahlstorf. In diesem Zusammenhange seien auch die „Ösenringe" erwähnt, bronzene Ringe, bei denen die Öse angegossen ist, deren Deutung als Gürtelring aber durchaus nicht sicher ist. Ihr Hauptinteresse liegt in ihrer Verbreitung; sie gehören fast ausschließlich der jütischen Halbinsel, speciell Holstein, an; in Mecklenburg sind nur drei gefunden, davon zwei in Urnen, das beistehende, Abb. 177, bei Gersdorf (bei Neu-Bukow) und eins bei Bellevue (bei Hagenow).



Abb. 176

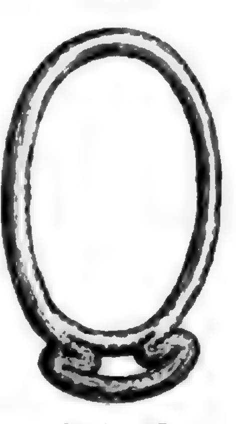


Abb. 177

Soweit der Bestand dieser Periode an Altsachen. Hallstädter Geschmack überwiegt: der breite Gürtelhaken, die Kronenringe, die Kugelkopfnadel, auch die Urnen gehen auf Hallstädter Typen zurück, werden aber selbstthätig umgebildet. Daneben erscheinen la Tène-Sachen als einzelne Importgegenstände und anscheinend (abgesehen von der „pommerischen Fibel") ohne Einfluß auf die lokale Gewerbethätigkeit. Wie weit ein gallischer Einfluß auf die Sitte und Lebensgewohnheiten der germanischen Stämme ausgeübt ist, entzieht sich unserer Kenntnis. Von den großen Gallierzügen sind die Germanen nicht unberührt geblieben; in der Zeit, die wir hier behandeln, um die Scheide des vierten und dritten Jahrhunderts findet eine große Westbewegung germanischer Stämme statt, durch welche das früher keltische Gebiet zwischen Weser und Rhein germanisch geworden ist. Schon damals werden germanische Scharen in die gallischen Eroberungszüge hineingezogen sein und in manchen Zügen gallischen Lebens, so in der Tracht, sich ihnen angeschlossen haben. Die berühmten Waffen der Gallier, das lange Eisenschwert und die kurze schwere Wurflanze (gaesum) haben, soweit bisher unsere Funde sprechen, in dieser älteren Periode den Norden nicht erreicht; gallisch mutet

aber die Vorliebe für zwei Schmuckstücke an, den Torques und den Gürtelhaken. Allbekannt ist der gewundene Halsring als Abzeichen gallischer Krieger nicht nur durch geschichtliche Überlieferung — der von den römischen Annalisten gefeierte Zweikampf des jungen Titus Manlius „Torquatus" fällt in eine unserer Periode entsprechende Zeit, 361 — sondern auch durch bildliche Darstellung. Durch den „sterbenden Gallier" des Kapitols hat der gewaltige Eindruck, welchen die nordischen Kraftgestalten auf die alternde Griechenwelt machten, in der Formensprache der Pergamenischen Kunst einen ergreifenden Ausdruck gefunden; als einzigen Schmuck trägt der niedersinkende Krieger den Torques, und zwar in einer archäologisch jüngeren Form; die Enden schließen nicht, wie bei den oben Abb. 161 u. 162 dargestellten älteren Stücken, mit Haken, sondern in Knaufen, wie bei dem Ringe von Raduhn, Abb. 163, nur etwas platter. Die Statue stammt aus der Zeit um 200 vor Chr. G.; wir haben in ihr also eine zeitliche Bestimmung für jene Form des Halsringes. Der verhältnismäßig breite Raum, den die Halsringe in den einheimischen Funden jener Periode einnehmen, spricht dafür, daß sie auch hier eine ähnliche Bedeutung gehabt haben, wie bei den Galliern. — Ähnlich steht es mit den Gürtelhaken. Den Römern fiel als Eigentümlichkeit der transalpinen Gallier die Sitte, Beinkleider zu tragen so sehr auf, daß sie das ganze Land danach benannten (Gallia braccata); zum Zusammenhalten der Beinkleider diente der Gürtel mit seinem Haken, und so wurde der Gürtelhaken das unentbehrlichste Toilettestück. Auf dem neuerdings an das Licht gezogenen großen römischen Tropaeum von Adamklissi in der Dobrudscha zeigt ein Teil der besiegten Völker diese Tracht. Man hat das Monument in die Zeit des Augustus rücken und in dem einen Volke Germanen und zwar von dem ostgermanischen Stamm der Bastarner, dessen enge Beziehungen zu den Kelten geschichtlich bekannt sind, sehen wollen. Ist die Deutung (es sind ihr gegenüber schwere Bedenken erhoben) richtig, so haben wir in dem Monument die älteste Darstellung von Germanen überhaupt und diese in der Weise gekleidet, wie wir sie uns nach den Funden auch bei uns an der Ostsee vorstellen dürfen.

Wenn wir es oben ablehnten, unsere älteste Eisenzeit als eine Ausstrahlung der la Tène-Kultur anzusehen, und auch den Namen la Tène für dieselbe vermieden haben, so ist es uns doch unzweifelhaft, daß auch unser Land von der ganz Mitteleuropa durchziehenden Keltenbewegung in Mitleidenschaft versetzt ist. Nach den vorliegenden Funden nimmt Mecklenburg eine Mittelstellung zwischen seinen Nachbarländern ein: wie sich auf unserem Boden die „holsteinische" Nadel neben der „pommerischen" Fibel findet, so kreuzen sich hier auch andere lokale Typen. Vorläufig scheint in beiden Ländern die behandelte Periode stärker entwickelt wie bei uns, ja, es könnte scheinen, als ob eine Verschiebung der Verkehrswege eingetreten wäre, welche Mecklenburg nicht berührte, entsprechend den Verhältnissen in Dänemark, wo eine westliche vom Rhein herkommende Beeinflussung in Jütland, eine andere von Südosten kommende in Bornholm die neue Zeit begründet, während Seeland, Laland, Falster, zum Teil auch Fünen wenig berührt wurden;

doch ist zu derartigen Konstruktionen das Material noch nicht hinreichend gesondert. Ich habe nach den Beobachtungen der letzten Jahre die Überzeugung gewonnen, daß ein sehr großer Teil unserer Urnenfelder vorrömisch ist; einige glückliche Ausgrabungen können hier bald das bisherige Bild gänzlich verändern. (Anmerkung 36.)

Die jüngere Periode der vorrömischen Eisenzeit.

Es ist eine schwer zu charakterisierende Zeit, in welche wir hier eintreten, ja, wir können eigentlich nur ihren Rahmen angeben und müssen die Ausfüllung künftiger Forschung überlassen. Es ist die Zeit, in der die älteren eisenzeitlichen Typen verschwinden und die späteren, sagen wir der Kürze halber römischen, welche in einem sehr starken und anscheinend sehr raschen Strome auch unser Land überschwemmten, es noch nicht erreicht haben. Besonders lehrreich sind hier einige Grabfelder, auf denen die neuen römischen Eindringlinge sich mit den früheren Typen vermischen.

Die Grabform ist ausschließlich das Urnenfeld. Im Gegensatz zu der ältesten Eisenzeit ist jede Urne gesondert beigesetzt, höchstens daß ein Steindamm über ihnen mehrere vereinigt, und zwar pflegen Reihen inne gehalten zu werden. Zu Grabstätten nimmt man mit Vorliebe flache, sandige Erhebungen. Auch hier stehen die Urnen in geringer Tiefe, mit ihrem Rande oft die jetzige Oberfläche erreichend, seltener ganz frei, meist in Steine verpackt, wie oben S. 95 die Abbilduug einer Urnenstellung aus einem ganz jungen, schon in die römische Periode reichenden la Tène-Felde von Püttelkow (bei Wittenburg) zeigte, oder doch auf einem Fußsteine aufstehend und durch einen Deckelstein nach oben geschützt. Auch die Beisetzung der Gebeine ohne Urnen, in Gruben, kommt vor, bildet aber eine Ausnahme; die bekannten brandplätter der Insel Bornholm, größere Gruben mit Brandschutt und Altsachen, an denen man zuerst diese Periode im Norden genauer zu bestimmen lernte, fehlen bei uns ganz. — Die Niederlegung der Gebeine in den Urnen geschieht bei weitem nicht mit der Sorgfalt, wie früher; sie sind ungereinigt, vermengt mit Asche und Kohle, oft in so geringer Menge, daß deutlich zu ersehen ist, wie man sich mit der Pflicht gegen den Toten so abfand, daß ein paar Hände voll Reste von der Brandstelle aufgelesen und in die Urne gelegt wurden. — Dem entspricht die kümmerliche Ausstattung mit Beigaben Bei Krebsförden (bei Schwerin) sind 1889 und 1890 vom Verfasser zwei vorrömische Urnenfelder ausgegraben: das eine, ältere, ist schon oben (S. 99) erwähnt; durch eine unwegsame Niederung getrennt lag nur 1 Kilometer entfernt ein zweites, welches über hundert Urnen ergeben hat; von diesen hatten nur acht Beigaben, unscheinbare Ringe und Fibeln.

Unter den Krebsfördener Urnen zeigte sich eine große Einförmigkeit: es waren im wesentlichen zwei Typen. Eine derbere, rundliche Form,

ähnlich dem beistehenden Stück (Abb. 178) von Püttelkow, meist braun und unverziert; und eine feinere, stark profilierte, welche durch hohen, spitzen Fuß und die hohe Lage der größten Weite charakterisiert wird (Abb. 179,



Abb. 178.



Abb. 179.



Abb. 180.

von Püttelkow und 180, von Perdöhl). Die Urnen der ersten Form sind fast stets braun und unverziert (das abgebildete Stück bildet eine Ausnahme); die der zweiten sind glänzend schwarz und zeigen fein ein=

gerissene leichte Verzierungen, meist Bänder von Linien, die mit Punkten umsäumt sind.

Diese zweite Urnenform ist ein vortreffliches Hilfsmittel zu chronologischen Bestimmungen. Sie unterscheidet sich durch ihre Schlankheit ebenso scharf von den älteren Urnen wie von den späteren römischen, bei denenen die flache Schalenform vorherrscht. Da sie in unsern Nachbarländern und auch sonst oft vergesellschaftet mit römischen Schalenurnen und andern römischen Gegenständen erscheint, also in diese spätere Periode hineinreicht, gehört sie im wesentlichen in die letzte vorrömische Periode. Ihre Heimat liegt weit im Süden. Gewisse hohe Bronzegefäße (situlae) der jüngeren Hallstadtzeit haben das Vorbild gegeben, welches schon in dem berühmten Grabfelde von St. Lucia (bei Triest) für die Form und Dekoration der Thongefäße Nachahmung gefunden hat; der Nachweis der Wege, wie von dort die Form mit dem Einfluß der la Tène-Kultur nach dem Norden gedrungen ist, geht über unsere Aufgabe hinaus. Mit Hülfe dieser Urnenform können wir eine ganze Reihe sonst wenig charakteristischer Fundplätze bestimmen und gewinnen so einen zeitlichen Anhalt z. B. für die Urnenfelder von Wendorf (bei Tessin), Neu Stieten (bei Wismar), Perdöhl (bei Wittenburg), Sparow (bei Plau) u. a.

Eine Betrachtung der Metallgeräte dieser Zeit führt uns mitten in den Kulturkreis der la Tène-Periode hinein. Die Fragen über Herkunft und Verbreitung dieses Stils, welche zu den anziehendsten gehören, welche Kulturgeschichte und Archäologie überhaupt stellen können, müssen hier unerörtert bleiben. Der Leser, der sich über sie informieren will, sei auf die geistvollen, tief in das Problem eindringenden Ausführungen von Moritz Hörnes (Urgeschichte des Menschen, Wien 1892, S. 629 flgd.) verwiesen. Die Geschichte der la Tène-Kultur ist zugleich die Geschichte des gallischen Volkes. Ihr Schlußakt liegt im hellsten Lichte der Geschichte; in den Wallgräben von Alesia (heute Alise-St. Reine, dep. Côte d'or), wo der letzte Verzweiflungskampf der Gallier gegen Cäsar im Jahre 52 v. Chr. stattfand und an der Stelle der alten Äduerhauptstadt Bibracte (bei Autun) sind massenhaft Reste der gallischen Industriethätigkeit gefunden und so eine zweifellose Datierung für diese gegeben. Diese jüngsten la Tène-Sachen bilden einen scharf umrissenen jüngeren Formenkreis, von dem unschwer zu den älteren aufzusteigen ist, deren Ursprung zu suchen noch eine Aufgabe der Altertumswissenschaft ist. Für das Verständnis der nordischen Archäologie hat die Frage keine entscheidende Bedeutung. Die la Tène-Kultur war längst voll entwickelt, als ihre ersten Produkte die Küsten der Ostsee erreichten, und von dem glänzenden Reichtum der Periode, wie er z. B. in Frankreich und Böhmen uns entgegentritt, ist bei uns keine Spur. Doch glauben wir auch in den ältesten la Tène-Sachen mehr griechischen Charakter zu finden, wie Hörnes zugeben will, habe derselbe nun über Massilia oder am schwarzen Meere die Gallier berührt und sehen in unseren geringfügigen la Tène-Sachen doch das erste, wenn auch noch so schwache Band, welches unseren Norden mit den klassischen Kulturvölkern verbindet. — Von den Perioden der la Tène-Zeit ist schon mehrmals die Rede gewesen: wir haben oben (S. 103) drei Fibeln dargestellt, welche bezeichnend für die Stilphasen

sind. Die jüngste, die von Perdöhl, gehört der Periode an, bei deren Besprechung wir jetzt stehen. Fibeln dieser Art sind in fast allen Grabfeldern gefunden, aber so zerbrochen und verbogen, daß näheres kaum zu sehen ist.

Außer den Fibeln sind häufiger eiserne Ringe einfachster Form und einfache kleine Gürtelhaken, schmale, gekrümmte Eisenbänder (s. oben S. 105 Abb. 175). Auch die „pommerische" Fibel und der torques Abb. 163 gehören wohl erst dieser Periode an.

Die reichste Ausbeute an größeren la Tène-Sachen hat ein Urnenfeld von Körchow (bei Wittenburg) ergeben, welches ganz am Ende der Periode steht und neben überwiegenden römischen Sachen noch eine größere Anzahl hier zu behandelnder enthält. Hier ist auch das erste la Tène-Eisenschwert gefunden (Abb. 181). Dieses lag mit seiner Scheide zusammengebogen in einer Urne. Die Scheide besteht aus dünnen Eisenplatten und schließt unten geradlinig mit einem Bronzebande ab; der Klingenabschluß ist geschweift, die Angel lang und in einem kleinen Knopfe endigend; die Länge des ganzen beträgt 70 Zentimeter. Auch das la Tène-Schwert hat seine Geschichte wie die la Tène-Fibel; Stücke unserer Form gehören in die mittlere Periode, haben aber meist eine spitzbogige Scheidenendigung. Auch andere Waffen, so Lanzenspitzen und Schildbuckel, sind bei Körchow gefunden. Eine vollständige Scheidung zwischen vorrömischen und römischen Gegenständen ist nicht durchzuführen, doch mögen die beistehend abgebildete (182) Form des Schildbuckels, charakterisiert durch breiten Rand

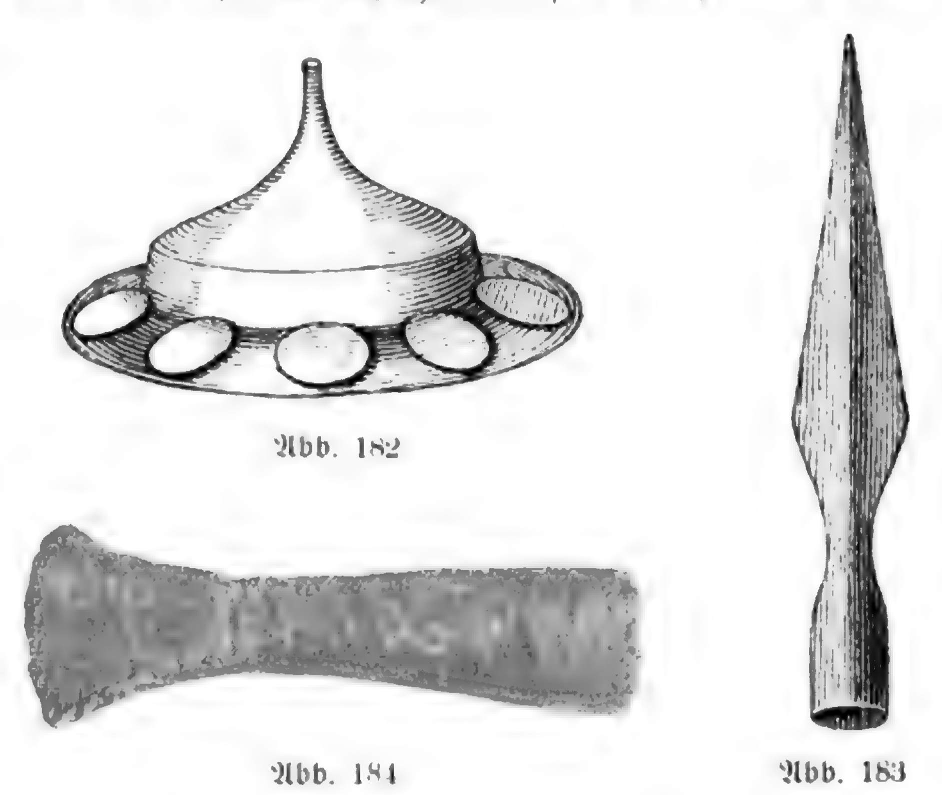


Abb. 182

Abb. 184

Abb. 183

und breitköpfige Nägel, sowie Lanzenspitzen beistehender Form (Abb. 183) nach dänischen und pommerischen Funden schon in unsere ältere Periode hineinreichen.

Abb. 181

In diese Zeit gehört wohl auch eine Axtform, welche wie eine Nachbildung bronzener Celte aussieht (Abb. 184 nach einem Stück von Dargun); doch kommen ähnliche Äxte noch viel später vor.

Vorrömisch sind aber eine Anzahl sehr interessanter bronzener Gefäße, welche in den Urnenfeldern als Behältnisse für die Gebeine gefunden werden. Besonders reich war auch das Urnenfeld von Körchow, wo zehn solcher Gefäße angetroffen sind. Ihre Form ist sehr verschieden. Beistehende Abbildungen mögen die wichtigsten veranschaulichen:

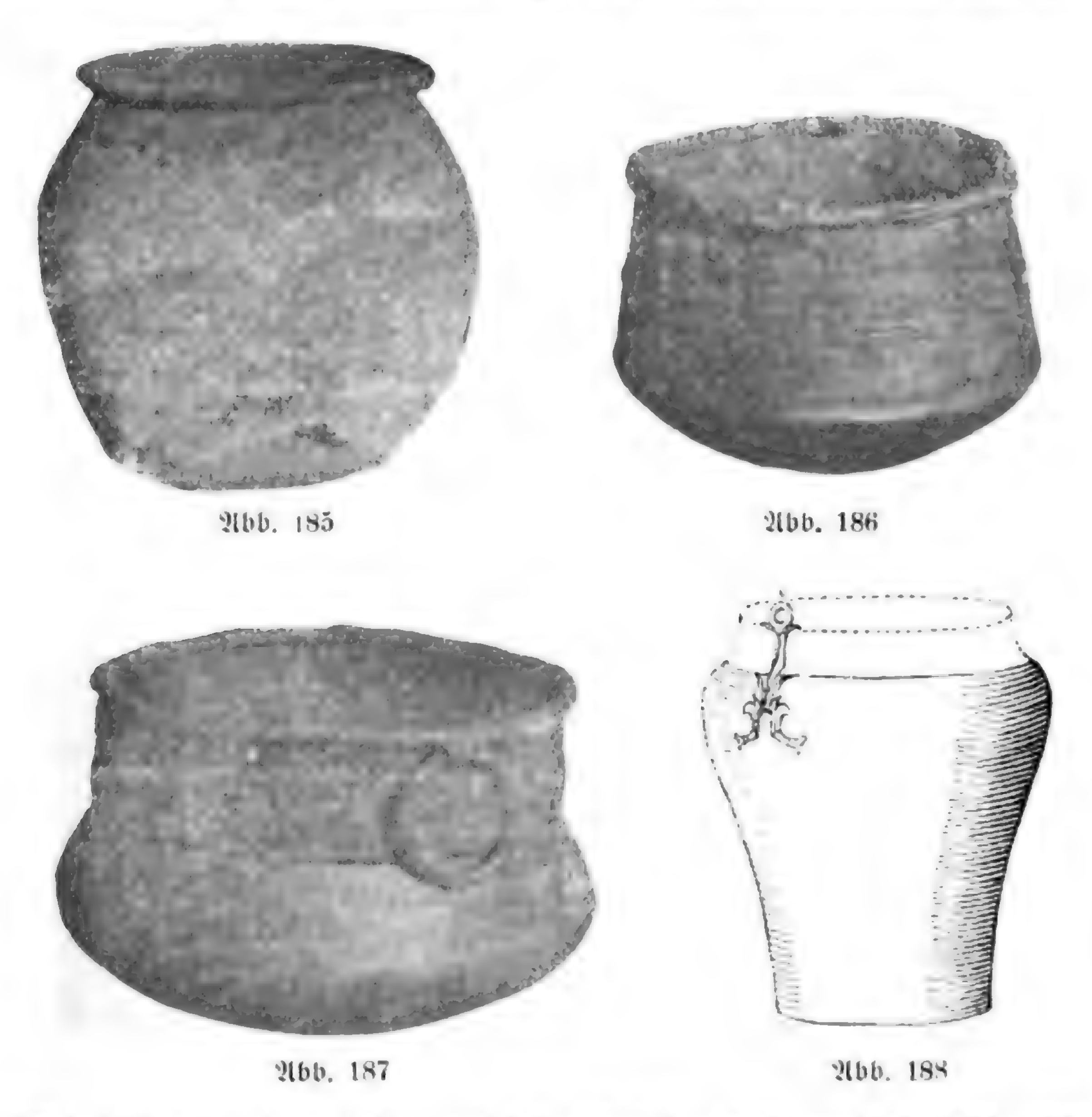


Abb. 185 Abb. 186

Abb. 187 Abb. 188

Abb. 185 zeigt einen hohen rundlichen Kessel aus Bronzeblech, Abb. 186 einen aus drei Stücken zusammengenieteten mit starkem, eisernem Rande, Abb. 187 die häufigste Form, einen flachgewölbten Tragkessel, aus dünnem Bronzeblech, dessen oberer Teil aus Eisen besteht, mit starkem Eisenrand und zwei starken Eisenringen. Besonders fein gearbeitet ist ein kleines, leider zerbrochenes Gefäß (Abb. 188), welches an die Urnenform Abb. 179 erinnert und einen ungemein fein gearbeiteten Griff hat. (Die Ergänzung ist nach einem ähnlichen, bei Bohlsen in Hannover gefundenen Gefäße gemacht.) Andere Bronzeschalen scheinen jünger zu sein, wie auch auf anderen Grabfeldern, so bei Neu-Stieten und Hagenow, wo Reste von Tragkesseln gefunden sind, schon römische Sachen dabei

waren. Alle diese Gefäße sind ausländische Arbeiten, die vom Westen her zu uns gekommen sind: in la Tène selbst und bei Mainz sind ähnliche gefunden.

So weit das nicht bedeutende Material an Metallsachen, welche diese Grabfelder geliefert haben. Mecklenburg steht vollständig unter dem Einfluß der la Tène-Kultur und zwar in ihrer letzten Periode.

Aus dieser Zeit können wir nun zwei **Wohnstätten** nachweisen. Die eine wurde schon 1865 aufgefunden in einer Zeit, wo die Pfahlbauforschung blühte; und die interessante Entdeckung hat denn auch das Schicksal der meisten Pfahlbaufunde geteilt, nämlich in dem Rückschlage, der auf die hochgespannten Erwartungen folgte, der Vergessenheit übergeben zu werden. Nach dem vorliegenden, durchaus klaren und einwandfreien Berichte sind bei Bimfow (bei Goldberg) an der Stelle eines kleinen alten Seebeckens Pfahlanlagen mit Kulturresten gefunden, besonders gröberen Vorratstöpfen und feineren Trinkgefäßen, Funde, die ihrer einfachste Erklärung eben als Ansiedelungen im Wasser, als Pfahlbauten, finden. Die Gefäße haben die glänzende Schwärze, die starke Profilierung und seichten Strichverzierungen unserer la Tène-Urnen. Leider fehlen Metallgegenstände ganz. Die Station la Tène am Neuenburger See ist auch ein Pfahlbau, allerdings ganz anderer Art, nämlich eine militärische Anlage zur Sicherung einer sehr wichtigen Verkehrsstraße. Ob sonst irgendwo la Tène-Ansiedelungen in Wasserbecken gefunden sind, ist mir nicht bekannt.

Ein zweiter Wohnplatz ist unlängst (Sommer 1898) bei Schwerin an dem hohen Westufer des Medeweger Sees aufgefunden; leider in dem Zustande starker Zerstörung. Aber eine Wohnhütte ließ sich wenigstens in ihrer Anlage deutlich erkennen. Sie bildete ein Oval von 4 und 2,50 Meter Durchmesser; ihr Boden lag etwa 1½ Meter unter der ursprünglichen Oberfläche und war mit kleineren Dammsteinen ausgelegt. Die Wände der Hütten hatten aus Flechtwerk mit Lehmbewurf bestanden, und sie war verbrannt, wie unverkennbar die Lage und das Aussehen der Lehmbewurfstücke zeigte, die in das Innere gefallen waren; sie erfüllten aber nicht den ganzen Raum, sondern ließen eine Stelle in der Mitte frei, die Hütte hatte also in der Mitte eine Öffnung zum Entweichen des Rauches gehabt. Hier fand sich auch der Herd, eine starke niedrige Steinschichtung, die zusammengesunken war und einen großen Topf zerdrückt hatte; ein zweiter großer Topf und ein kleiner, fein gearbeiteter Trinkbecher standen an der Seite. Die an Wohnstellen gewöhnlichen Tierknochen fehlten hier, lagen aber in Masse auf dem Platze außerhalb der Hütte zerstreut. Ebenso fanden sich dort Spindelsteine und Scherben von jenen feinen schwarzen, mit leichten Linien verzierten Gefäßen, die einen sicheren zeitlichen Anhalt gewähren. (Anmerkung 37.)

Geschichtliche Überlieferungen aus der ältesten Eisenzeit.*)

Ist also auch das archäologische Material, das Mecklenburg bisher für diese Periode geliefert hat, nur dürftig, so beansprucht sie doch ein besonderes Interesse deswegen, weil während ihrer Dauer die ersten Streiflichter aus der geschichtlichen Überlieferung der Mittelmeerländer auf die Gestade der nordischen Meere fallen und zugleich die Germanen zum ersten Mal aus ihren Urwäldern hervorbrechen und an die Pforten der Kulturwelt des Südens, Einlaß und Anteil fordernd, klopfen.

Der Bericht eines kühnen Reisenden ist es, der die erste Kunde giebt. Pytheas von Massilia unternahm um die Zeit Alexanders des Großen eine Seefahrt durch den atlantischen Ocean und den Kanal bis zu der Bernsteinküste. Freilich überaus fragmentarisch sind die Nachrichten, die aus seiner Reisebeschreibung erhalten geblieben sind Es geht nicht einmal das aus ihnen zweifellos hervor, ob das Bernsteinland des Pytheas im Südostwinkel der Nordsee (in der Nähe der Elbmündung) gelegen hat oder an der Ostsee. Für die Frage nach den Bewohnern unseres Landes zur Zeit des Pytheas ist dies übrigens belanglos, denn ohne Zweifel sind die Bewohner des südöstlichen Winkels der Nordsee und die des südwestlichen Teiles der Ostsee damals gleicher Nationalität gewesen. Pytheas nennt sie Scythen und unterscheidet sie mit dieser Benennung von den weiter westlich wohnenden Kelten: es können nur Germanen gewesen sein, denn ein drittes Volk kommt für unsere Gegend in dieser Zeit überhaupt nicht in Betracht. Daß Pytheas dieses Wort nicht braucht, darf nicht Wunder nehmen; es ist eben erst nach seiner Zeit aufgekommen. Wir dürfen es also als durch Pytheas beglaubigt ansehen, daß an der Elbmündung und in Mecklenburg zu seiner Zeit Germanen wohnten.

Ja, sogar einen Stammesnamen für diese Germanen erfahren wir durch Vermittelung des Plinius aus dem Berichte des Pytheas, den der Teutonen. Das Wort ist wahrscheinlich seinem Ursprunge nach kein deutsches, sondern ein keltisches; es scheint, als wenn die Germanen an der Meeresküste, die gewiß verschiedenen Stämmen angehörten, von ihren keltischen Nachbarn diese zusammenfassende Benennung erhielten, die sie dann später sich selbst aneigneten. Daß der Geltungsbereich dieses Namens auch die mecklenburgischen Germanen mitumfaßte, wird dadurch wahrscheinlich, daß mehrere Jahrhunderte später in dem geographischen Werke des Ptolemäus unter den Bewohnern der Landschaften östlich der Unterelbe — also im östlichen Holstein und in Mecklenburg — Teutonen und Teutonarier genannt werden: augenscheinlich Reste der alten Stammesgruppe, die bei der großen Auswanderung gegen Ende des zweiten Jahrhunderts in den alten Sitzen zurückgeblieben waren.

*) **Von Dr. R. Wagner.**

Diese Auswanderung entführte zwei Jahrhunderte nach der Zeit des Pytheas einen bedeutenden Teil der bisherigen germanischen Bewohner Jütlands und Mecklenburgs aus der alten Heimat in weite Ferne, wo sie schließlich ihr Grab fanden. Große Sturmfluten sollen sie veranlaßt haben; daran mag etwas Wahres sein, aber die Haupttriebfeder für die Auswanderung wird ein Moment gebildet haben, das bei allen früheren wie späteren Völkerbewegungen ähnlicher Art fast immer der eigentlich treibende Beweggrund gewesen ist, die Landnot.

Das Bedürfnis nach Neuland war es, was von Uranfang an die Völker des indogermanischen Sprachstammes auseinandertrieb, daß sie sich über so weite Länderstrecken ausbreiteten; auch für die Germanen war der Landmangel die immer aufs neue wirkende Triebfeder, ihr Wohngebiet zu erweitern, von ihren Ursitzen am Ostseestrande aus nach Osten über die Oder und Weichsel, nach Norden über Schweden und Norwegen, nach Westen über Weser und Rhein und nach Süden bis an und dann auch über den Hauptzug der deutschen Mittelgebirge. Die Bevölkerungszahl pflegte bei den Germanen rasch zuzunehmen, und doch vermochte ihr Land bei seiner Natur und ihrer Wirtschaftsweise keine besonders dichte Bevölkerung zu ernähren. Noch war der Boden überwiegend von Wäldern und Sümpfen bedeckt, und jene zu roden wie diese trocken zu legen, fehlte es an Mitteln und auch an Lust. Und wenn die Germanen auch nicht nomadisch in ihren Wäldern schweifend ihren Lebensunterhalt suchten, sondern schon seit unvordenklicher Zeit in Dörfern angesiedelt waren und Ackerbau trieben, so war doch dessen Ertrag bei der unvollkommenen Art der Bestellung nur gering, und noch lange überwog in dem wirtschaftlichen Dasein der Germanen die Viehzucht den Ackerbau; Herdenbesitzer aber brauchen einen weiteren Raum zur Weide für ihr Vieh als Ackerbauer für ihre Felder. So entstand, wenn ein germanischer Stamm eine Zeit lang in derselben Gegend wohnte, sehr bald Übervölkerung, gegen die es kein anderes Mittel zur Abhülfe gab, als den Auszug des überschüssigen Teiles der Bevölkerung, der dann in der Ferne mit dem Schwert zu erringen suchen mochte, was die Heimat versagte, Land zum Wohnen, Weiden und Ackern. War aber einmal ein Auszug beschlossen, so ergriffen Wandertrieb und Abenteuerlust, beides urgermanische Eigenschaften, auch manchen, für den in der Heimat noch Raum gewesen wäre; denn das starke Heimatsgefühl, das heutzutage den deutschen Landmann an die Scholle bindet, fehlte unsern Vorfahren in jener alten Zeit noch. So ward die Bevölkerung für den Augenblick gelichtet, und auf ein oder einige Menschenalter reichte die Flur wieder für ihre Bewohner aus; zuweilen verließ, sei es freiwillig oder durch Krieg gezwungen, der größte Teil eines Stammes sein Gebiet, und in den leer gewordenen Raum rückten dann die Nachbarn ein, die vielleicht in derselben Not waren und so eines Zuges in weitere Ferne überhoben wurden. Dieses Bedürfnis nach Neuland mußte sich grade in der Urheimat der Germanen am häufigsten und stärksten geltend machen, denn hier saß die Bevölkerung von alters her am dichtesten. So gewahren wir denn auch von der Zeit an, wo uns die Geschichte einen Einblick in diese Vorgänge gestattet, daß mehr-

fach der erste Anstoß zu einem neuen Ausbreitungsversuch der Germanen von den nordischen Meeresküsten ausgeht. Der erste uns bekannte Fall, dem gewiß zahllose andere ähnliche — uns unbekannt gebliebene — Bewegungen vorausgegangen sind, ist die Wanderung der Cimbern und Teutonen. Trotz der großen Zahl der Auswanderer schaffte sie dem Übel nur für kurze Zeit Abhülfe, denn schon ein halbes Jahrhundert später nahm aufs neue eine Völkerwelle von der Ostseeküste ihren Ausgang. Zu den Völkern, die unter Ariovists Führung Gallien überfluteten, gehörten, wie ihr Besieger, der große Cäsar, berichtet, Sedusier und Haruden. Beide stammten von der Ostseeküste: die Sedusier sind höchst wahrscheinlich mit den von Tacitus genannten Eudosen identisch, und die Haruden waren in Jütland zu Hause.

Auch die Scharen des Ariovist fielen der überlegenen Kriegskunst der Römer zum Opfer, und die Eroberung Galliens durch Cäsar wie die der Donauprovinzen durch Drusus und Tiberius machten für etwa zwei Jahrhunderte dem weiteren Vordringen der Germanen gegen Westen und Süden ein Ende, zugleich ward dadurch das römische Reich deren unmittelbarer Grenznachbar. Schnell ward nun der Einfluß der keltischen Kultur auf die Germanen durch den weit mächtigeren der römischen abgelöst: wir stehen an der Schwelle der römischen Eisenzeit. (Anmerkung 38.)

Zweite Periode.
Die römische Eisenzeit.

Erster Abschnitt.

Allgemeines. Die Gräber.

Mit der Vernichtung der gallischen Freiheit findet auch die la Tène-Kultur ihr Ende; die Bewohner der alten keltischen Länder an Rhein und Donau beugen sich der übermächtigen römischen Kultur, und ein neues blühendes Leben entwickelt sich rasch auf dem Boden der zum Frieden gebrachten und bald auch durch einen Kranz starker Kastelle gegen das feindliche germanische Hinterland auf Jahrhunderte hin gesicherten keltischen Bevölkerung. Auch im Norden hört die la Tène-Periode mit der Zeit des Kaisers Augustus auf, und neue Formen treten an ihre Stelle, unter denen römische Sachen einen bedeutenden Platz einnehmen. Es lag nahe, in der ziemlich plötzlichen Veränderung des Grabinventars den rasch wirkenden Einfluß der neuen Kulturverhältnisse an der Donau und noch mehr der rheinländischen zu sehen und die große Mehrzahl der neu auftretenden Dinge für römische Exportgegenstände zu halten, eine Anschauung, der auch der Verfasser dieser Zeilen gelegentlich Worte gegeben hat. Eine schärfere Betrachtung der

Einzelformen ergiebt aber ein anderes, überraschendes Bild. Unsere ältere „römische" Eisenzeit hat ihre Voraussetzungen durchaus in der vorrömischen Periode, und ihre charakteristischsten Geräte sind einheimische Erzeugnisse. Am schärfsten tritt dieses Verhältnis bei jenem kleinen Schmuckgegenstande auf, der für die Abgrenzung lokaler Bezirke innerhalb vorgeschichtlicher Perioden sich stets als besonders geeignet erwiesen hat, der Fibel. Nach den schönen Untersuchungen des Schweden O. Almgren steht es fest, daß die Fibel der provinzialrömischen Zeit in den Donauländern, besonders in Österreich sich aus der jüngeren la Tène-Fibel entwickelt hat und nach Norddeutschland vorgedrungen ist, daß aber auch die germanischen Stämme am Rheine sie aufgenommen und in der römischen Periode weiter gebildet haben, so daß die römischen Unterthanen am Rheine nicht die gebenden, sondern die empfangenden gewesen sind. Dieser allmähliche Übergang der gallischen zur römischen Periode ist besonders auf unserm Boden deutlich. Wir haben schon oben das große Grabfeld von Körchow erwähnt, wo la Tène- und römische Sachen neben einander liegen, selbst in derselben Urne; ähnlich steht es auf anderen Urnenfeldern, so in Klein-Plasten (bei Waren) und Püttelkow (bei Wittenburg).

Wenn nach der gegebenen Betrachtung der Einfluß der römischen Kultur auf die einheimische Produktion sich zunächst nicht so stark zeigt, wie man leicht anzunehmen geneigt ist, so beweist doch eine große Fülle einzelner römischer Gegenstände, daß jetzt auch die Germanen an der Ostsee von der römischen Industrie abhängig gemacht werden. Und zwar sind es ganz überwiegend Haushaltsgeräte, welche zu ihnen dringen besonders aus Italien selbst. Wie in dem reichsten Römerfunde, der auf deutschem Boden gemacht ist, dem von Hildesheim, das Tafelsilber eines reichen Römers auf uns gekommen ist, so gehören auch unsere römischen Gefäße fast ausschließlich dem Tischgerät an. Mehrere verraten ihre italische Heimat und zeitliche Stellung durch Fabrikstempel, so eine Kasserole aus dem Funde von Hagenow mit dem Namen des Cipius Polibus, eines auch durch Funde in Pompeji bekannten Fabrikanten. An solchen aus dem ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung stammenden Bronzen sind bei uns gefunden: Kasserolen mit den dazu gehörenden Sieben, eine Kanne mit Kleeblattausguß, deren gedrehter Griff am Rande, sowie an der Gefäßwandung in weiblichen Oberkörpern endet (s. Abb. 189), und Schalen; so wurde



Abb. 189

eine große, sehr schöne Schale bei Dobbin (bei Krakow) um 1835 im See gefunden. Eine andere prachtvolle silberne Schale von Gr.-Kelle (bei Röbel, s. Abb. 190) mit fein verziertem Griff, gehört zu einer Gruppe von toreutischen Arbeiten der frühen Kaiserzeit, deren Heimat man neuerdings in Alexandria sucht. Dazu kommen Beschläge von Trinkhörnern in Silber und Bronze. Anderer Art sind bronzene Scheren (wie Abb. 195, aus dem Urnenfelde von Klein-Plasten) und Messer, sowie Stifte und Spielsteine aus Horn und Knochen.



Abb. 190

Die Fundverhältnisse dieser unzweifelhaft römischen Sachen sind nun eigentümlicher Art. Nur an drei Stellen finden sie sich vergesellschaftet mit einheimischen Typen, bei Hagenow, Schwinkendorf und Börzow, doch sind leider die Fundverhältnisse in allen Fällen unsicher, und es ist nur wahrscheinlich zu machen, daß es sich hier um die üblichen Urnenfelder handelt, in denen ausnahmsweise auch Beerdigung und Mitgabe römischer Sachen stattgefunden hat. In zwei anderen handelt es sich um Einzelgräber in einem Hügel, bei Gr.-Kelle und Kittendorf, und zwar wahrscheinlich um Skelettgräber. Sind das Römer, die nach dem Norden verschlagen sind und hier ihr Ende gefunden haben, sind es Angehörige des ansässigen Stammes, die, dem Zuge der Zeit folgend, in irgend eine engere Beziehung zu dem römischen Reiche getreten sind und sich nach römischen Sitten, mit dem Tafelgerät versehen, haben bestatten lassen? Über größere oder geringere Wahrscheinlichkeit werden derartige Ausdeutungen nicht herauskommen, doch sei für die letzte Annahme angeführt, daß in der folgenden Periode die Ausstattung der Gräber mit römischen Sachen in einer Fundgruppe ganz allgemein geworden ist. Ein Grab auf unserem Boden fällt aber vor den anderen so auf, daß wir unbedenklich darin ein wirkliches Römergrab sehen. Bei Bibow (bei Warin) fand sich auf der Höhe eines Hügels in einer größeren, etwa 2¾ Meter hoch aufgeschichteten Steinsetzung auf sehr engem Raume ein Begräbnis, nämlich zwei kleine Urnen, von denen leider nur eine erhalten ist; dieses ist ein Gefäß mit dünner Wandung und von Drehscheibearbeit (s. Abb. 191); in ihm lagen kleine, zarte, zerbrannte Gebeine, ein Salbenfläschchen



Abb. 191

(s. Abb. 192) und acht Kupfermünzen, von denen drei bestimmbar sind. Diese haben gleiches Gepräge und werden als in Lugdunum (Lyon) geprägte Münzen des Augustus erklärt. Daneben stand eine römische Lampe und der Boden einer niedrigen Schale von terra sigillata. Es ist eine echt römische Bestattung, bestehend ausschließlich aus römischen Sachen, die uns sonst dauernd fremd geblieben sind und demnach wohl auch einem römischen Reisenden angehören (oder mehreren; der Fundbericht läßt zweifelhaft, ob auch die zweite Urne Gebeine enthalten hat), der hier sein Ende gefunden hat. Die Münzen berechtigen uns, die Bestattung in die frühe Kaiserzeit zu setzen; wenn überhaupt die Umlaufzeit von Kupfermünzen keine allzulange zu sein pflegt, so spricht hier die Gleichartigkeit derselben dafür, daß sie sich nicht sehr weit von ihrem Ursprung entfernt haben. Das Bibower Grab zeigt Leichenbrand. Im allgemeinen aber sind die mit römischen Fundstücken ausgestatteten Gräber Skelettgräber, nicht nur bei uns, sondern auf dem ganzen weiten Gebiete, wo sie erscheinen. Besonders lehrreich ist eine bei Börzow (bei Grevesmühlen) gemachte Beobachtung, wo neben Brandurnen mit der landesüblichen Ausstattung Skelette liegen, von denen eines römische Sachen (Sieb und Kasserole) gehabt zu haben scheint. Demnach erscheint das Wiederaufleben der Sitte der Beerdigung auf unserem Boden als eine Folge des römischen Kultureinflusses.

Abb. 192

Die Grabanlage der neuen Periode ist genau dieselbe wie bisher. Es sind Urnenfelder, wohl stets auf leichtem Boden, äußerlich nicht erkennbar, meist sehr ausgedehnt; die Urnen stehen in geringer Tiefe (der Rand meist nur 30 cm unter dem Boden), meist in langen Reihen dicht neben oder sogar über einander (bei Körchow so eng, daß an einer Stelle drei Schichten erkennbar waren), sie sind gar nicht oder nur wenig geschützt, höchstens von einigen Steinen umgeben; Beigefäße finden sich, aber sehr selten; die Knochen werden stark zerkleinert in die Urne gelegt, oft in sehr geringer Menge. Auch Beisetzung der Gebeine ohne Urne kommt als Ausnahme vor. Ein sehr wohlthuender Unterschied zu der la Tène-Zeit besteht darin, daß die Urnen reiche Beigaben zeigen; die Mehrzahl enthalten Metallgeräte, oft in bedeutender Menge.

Betreffs der Verteilung dieser Grabfelder über das Land sei im einzelnen auf die demnächst erscheinende vorgeschichtliche Karte verwiesen. Das Bild ist ein sehr interessantes. Von den 38 Urnenfeldern, die wir nach sicheren, noch zu besprechenden Kennzeichen hierhin rechnen, liegen 16 allein in den Amtsgerichtsbezirken Grevesmühlen, Gadebusch, Wittenburg, Schwerin, Crivitz, Hagenow; in dem Gebiete nordöstlich einer Linie Doberan, Goldberg, Penzlin, also fast der Hälfte des Landes sind bisher nur zwei Funde gemacht.

Zwischen den Gebeinen liegen die Altsachen, welche meist verbogen sind und Brandspuren zeigen; nach einer merkwürdigen Sitte, die übrigens schon in der voraufgehenden Periode sich zeigt, liegt auf dem Boden des Gefäßes oft ein Stück Harz, auch kleinere, regelmäßig geformte Steine, ein Gebrauch, dessen Sinn dunkel ist. Im allgemeinen wird der Tote mit seiner Ausstattung, wie er sie auf dem Scheiterhaufen trug, bestattet, doch werden auch andere Dinge, besonders Gebrauchsgegenstände, z. B. Nähnadeln, Schleifsteine, Spinnwirtel, Schlüssel beigegeben. Unter diesen Umständen ist es begreiflich, daß Schmucksachen durchaus überwiegen, aber es zeigt sich in dieser Beziehung ein sehr bemerkenswerter Unterschied zwischen den Grabfeldern der verschiedenen Landstriche. In der Wittenburg-Hagenower Gegend sind Waffenfunde sehr häufig. In Körchow ist die Zahl der Gräber mit Waffen größer als der mit Schmucksachen, auch bei Kothendorf und Camin sind zahlreiche Lanzen, Schilde u. s. w. gefunden. Umgekehrt zeigen die gleichzeitigen Grabfelder der Gegend von Grevesmühlen, die von Wotenitz und Jamel eine Fülle zierlichen Schmuckgeräts, während Waffen fast ganz fehlen. Schwerlich ist das nur eine zufällige Verschiedenheit in den Grabgebräuchen, aber ob der Unterschied auf einer Stammesverschiedenheit beruht oder ob die Männer von Körchow u. s. w. näher der Grenze wohnten und der Gebrauch der Waffen in ihrer Lebensführung eine größere Rolle spielte als bei den Bewohnern des friedlicheren Binnenlandes, bleibe noch dahingestellt. Es wird unten zur Besprechung kommen, welche germanischen Stämme wir mit einiger Wahrscheinlichkeit damals in dem heutigen Mecklenburg anzusetzen haben und daß der Südwesten als Langobardenland anzusetzen ist; die Waffenfunde der Wittenburg-Hagenower Urnenfelder sehen dann aus wie eine Illustration der Taciteischen Charakteristik, nach welcher der Ruhmestitel der Langobarden streitbarer Wagemut ist, mit welchem sie trotz ihrer geringen Volkszahl ihr Gebiet zwischen übermächtigen Nachbarstämmen zu sichern wissen (proeliis et periclitando tuti sunt. Tac. Germ. 40). Ob sie den Langobarden selbst angehören, ob ihren Nachbarn (Varinern?), die sich ihrer erwehren mußten, bleibe dahingestellt.

Die typischen Geräte der älteren römischen Eisenzeit.

Unter den **Waffen** treten Lanze und Schild besonders hervor, seltener sind Schwerter und kleine Äxte, Helme fehlen ganz. Diese Zusammensetzung ist auf allen Grabfeldern, wo überhaupt Waffen erscheinen (Hof Nesow, Kothendorf, Körchow, Camin, Röbel, Runow, Kl. Plasten), dieselbe. Im ganzen entspricht dieser Bestand der Taciteischen Schilderung der Ausrüstung, die er für gemeingermanisch hält, nach der Panzer und Helm fast unbekannt (Germ. 6, Annal. II, 14), Schild und „framea" Hauptwaffen, besonders der Reiter sind, neben denen das Schwert zurücktritt (G. 6: rari **gladiis** aut majoribus **lanceis** utuntur, **hastas** vel ipsorum vocabulo **frameas** gerunt . . . . . et eques quidem scuto frameaque contentus est. G. 13 schmücken den heranwachsenden Jüngling

Vater und Verwandte scuto frameaque, G. 14 schenkt der Fürst seinen Getreuen equum et frameam, G. 17 die Braut ihrem Verlobten frenatum equum et scutum cum framea gladioque).

Beschrieben wird die framea als ein Speer mit kurzer und schmaler, aber sehr scharfer Spitze, der im Nahkampfe ebensogut wie als Wurfwaffe verwendet werden konnte. Unter unsern Lanzenspitzen befindet sich nur eine Form, mit der sich diese Charakteristik vereinigen läßt, ein Speer, dessen Spitze nur 4 cm lang ist. Die große Mehrzahl unserer Lanzenspitzen ist länger (bis 20 cm) und zwar entweder mit flachem, schmalem Blatt ohne stärkeren Mittelgrat, oder, was recht selten ist, mit Widerhaken versehen. Am Fußende war die Lanze durch einen Lanzenschuh geschlossen und vereinigt sich gut mit der anschaulichen Schilderung der Kämpfe des Germanicus (Ann. II, 14. 21), wo die hastae enormes oder praelongae die Hauptwaffe der Germanen bilden*). In den Urnen finden sie sich häufig in zwei Exemplaren und besonders oft zusammen mit dem Schilde.

Über eine beliebte Schildform sind wir durch einen glücklichen Fund unterrichtet. In einer Urne von Kothendorf fand sich der ganze Beschlag eines Schildes: der Schildbuckel konisch mit niedriger Spitze, eine Weiterbildung des wesentlich flacheren schon in der la Tène-Zeit erscheinenden Buckels; während dieser mit flachköpfigen Nieten befestigt wurde, zeigt der Kothendorfer Nietköpfe aus Bronze in Fingerhutform; aus Bronze ist auch die Griffsessel und der dünne Beschlag des Randes; wahrscheinlich war der Schild ovallänglich; die beistehend abgebildete Wiederherstellung (Abb. 193) giebt nicht die ursprüngliche Größe, doch dürfen wir bei diesen Schilden keinesfalls an die ungeheuren Schlachtschilde des Fußvolkes, wie es in den Annalen (II, 14 f. o.) geschildert wird, denken; nicht nur der schmale Bronzebeschlag, sondern auch die sehr schwache Öse zeigen, daß der Schild sich in mäßigen Grenzen hält. Neben der abgebildeten Form des Buckels erscheint gleich häufig ein einfacherer, konisch gebildeter. Nach den Körchower Funden ist der Schild eine Waffe der Reiter; die am reichsten ausgestatteten Urnen enthalten neben dem Schildbeschlage und der

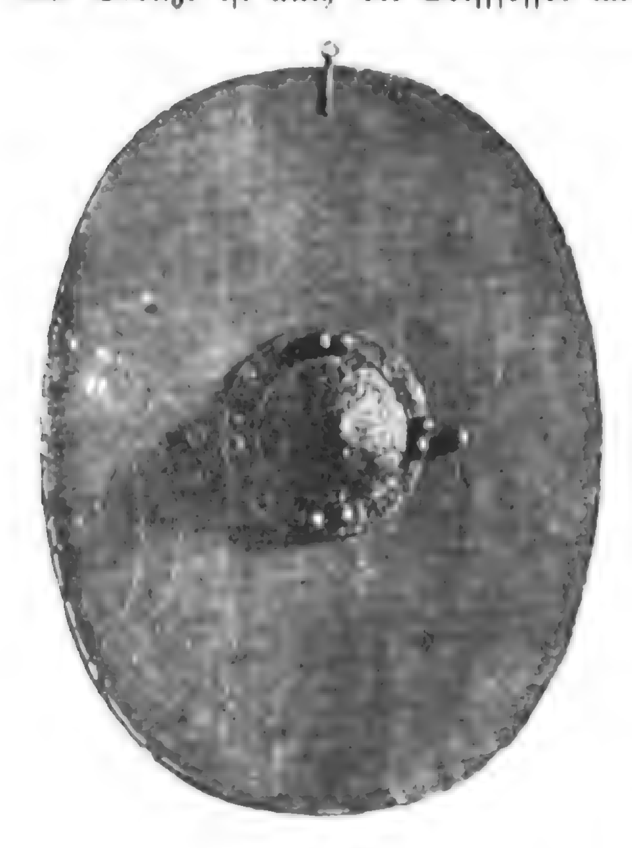


Abb. 193.

*) Diese Kämpfe fanden im Jahre 16 n. Chr. statt und galten einem norddeutschen Völkerbunde unter Führung des Arminius, an dem sehr wahrscheinlich auch die Langobarden teilgenommen haben; so gilt der Bericht des Tactius auch für ein in Mecklenburg ansässiges Volk.

Lanzenspitze noch Sporen und eine Schere, welche sicher zum Beschneiden der Mähne des Pferdes diente. Allerdings wird selten die ganze kriegerische Ausrüstung mit in die Urne gelegt, aber das Zahlenverhältnis der Funde giebt doch ein ungefähres Bild der Bewaffnung, und wenn von 30 Urnen, die Waffenfunde enthalten, 18 Lanzenspitzen, 16 Teile des Schildes, meist nur den Buckel, 7 Sporen, 4 Scheren, 7 Schwerter enthalten, davon in 8 Fällen den Schild zusammen mit Sporn oder Schere, so tritt die Bedeutung der Lanze als Hauptwaffe deutlich hervor, zugleich aber auch daß zu Pferde gekämpft ist und die Schilde Reiterschilde gewesen sind. Pferdeschmuck fehlt allerdings ganz.

Von den Schwertern sind drei unter Umständen gefunden, die sie als Teil der Reiter-Ausrüstung erscheinen lassen; zwei lagen allein in der Urne. Alle waren zusammengebogen und sind daher schwer erkennbar; alle sind zweischneidig, die älteste eisenzeitliche Schwertform, die einschneidige, ist bei uns nicht gefunden. Zwei zeigten die oben S. 110 abgebildete la Tène-Form, die andern sind wahrscheinlich römischen Ursprungs; es sind längere zweischneidige Klingen mit scharf absetzender Griffangel. In benachbarten Ländern sind derartige Schwerter oftmals mit lateinischen Inschriften (Fabrikmarken) gefunden und damit ihr Ursprung aus dem römischen Reichsgebiet gesichert.

Zu der Ausrüstung des Kriegers gehört ferner der Sporn, in dieser Zeit gebildet durch einen kurzen kegelförmigen Dorn, der auf einer graden Platte aufsitzt (der sog. „Stuhlsporn") (Abb. 194, nach einem Funde von Hagenow); eine, ebenfalls frühe, Weiterbildung ist es, daß die Platte gebogen wird und so allmählich die übliche Form des Bügel-Spornes herauskommt. Gewöhnlich ist der „Stuhl" von Bronze, der Dorn aus Eisen, doch kommen auch eiserne, in einem Stück gegossene vor (so unsere größten, die von Röbel). Meist sind sie klein; über die Art, wie sie gebraucht wurden, geben unsre Funde keine Auskunft, in den reicher ausgestatteten Gräbern finden sie sich paarweise, in einem Falle (bei Camin) sogar vier in einer Urne; sie scheinen also an beiden Füßen getragen zu sein.

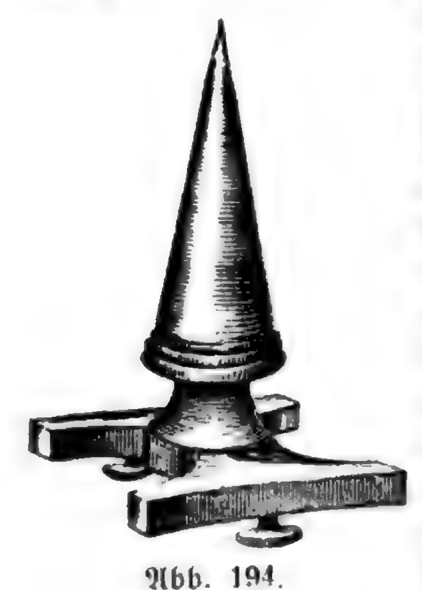


Abb. 194.

Wenn wir in diesem Zusammenhange auch die Scheren besprechen, so berechtigen uns dazu die oben gegebenen Fundverhältnisse. Die Scheren haben die noch jetzt bei den Schafscheren übliche Form. Die „Mähnenscheren" sind durchgängig große, starke, eiserne Stücke. Natürlich wurden Scheren auch zu andern Zwecken benutzt; in andern Gräbern finden sich zierlichere, z. T. sehr fein gearbeitete und geschmackvoll verzierte aus Bronze, so auch mit römischem Tafelgeschirr zusammen (Abb. 195, aus Kl. Plasten), mehrmals in Gräbern, die als weibliche anzusprechen sind.

Ganz vereinzelt kommt auch eine kleine, eiserne Axt vor, stets zusammen mit Lanzen, also auch als Waffe aufzufassen.

So sind wir in der Lage, uns einigermaßen ein Bild des altgermanischen Kriegers aus der Zeit der römischen Angriffskriege zu machen. Römisch ist an dieser Ausrüstung nichts. Alle Bewaffnungsstücke gehen auf die voraufgehende gallische Periode zurück. Zwischen

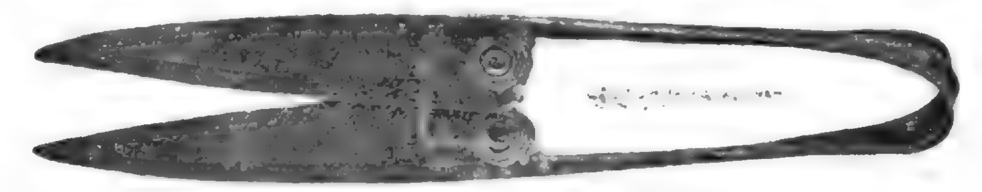


Abb. 195.

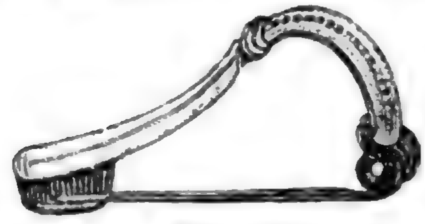
den Schildbuckeln ist kaum eine Scheidung zu machen, echte la Tène-Schwerter sind noch im Gebrauch, die jüngeren Schwertformen sind aus dem römischen Reiche eingeführt, haben aber keine nationalrömische Form. Die Nationalwaffe ist die Lanze, nicht das Schwert. Auch die Sporen gehen auf gallischen Einfluß zurück; nie ist im Gebiete des römischen Reiches ein so geformter Sporn gefunden, wohl aber eine sehr nahestehende Form, der Knopfsporn, zahlreich in jüngeren la Tène-Funden; also überall dieselbe Erscheinung. Die „römische" Periode ist eine Weiterbildung der gallischen, von der Machtentfaltung des römischen Volkes nicht herbeigeführt, aber in ihrer Entwickelung stark beeinflußt.

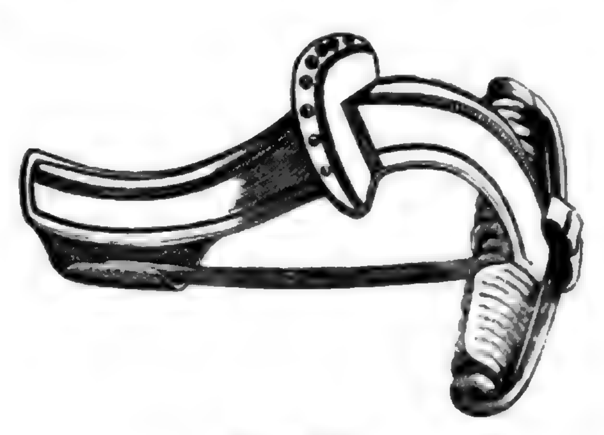
Wir konnten oben auf die Schilderungen des Tacitus zurückgreifen, welche den besprochenen Funden ziemlich gleichzeitig sind und fanden, daß der Römer über die Bewaffnung auch unserer Germanen durchaus unterrichtet war. Ganz anders ist es mit den Vorstellungen, welche wir uns nach den Taciteischen Schilderungen von dem Charakter der germanischen Tracht machen müßten und den handgreiflicheren Zeugnissen, welche uns die Urnenfelder gewähren. Aus diesen tritt eine Vorliebe für kleines, zierliches Schmuckgerät der verschiedensten Art hervor, welche seltsam kontrastiert zu dem stark stilisierten Idealbilde eines sich selbst genügenden Naturvolkes, das der Römer seinen Landsleuten vorhält. Fern davon, den Tand, den römische Händler in das Land brachten abzulehnen haben sie ihn mit Freuden aufgerafft, ja, sie haben zahlreiche kleine Schmucksachen gar nicht zuerst von den Römern erhalten, sondern zum größten Teil schon selbst zu fertigen verstanden, ehe sie mit den Römern in irgend welche Beziehung traten.

Für die Kenntnis der Tracht der Germanen in der älteren Römerzeit sind, wie gesagt, besonders die Grabfelder von Jamel und Wotenitz von Bedeutung. Weibliche und männliche Bestattungen sind in Jamel wohl unterscheidbar: die Urnen für Männer sind durchgängig derber gearbeitet und enthalten meist nur eine eiserne Fibel, die der Frauen haben als Hauptinhalt zwei Fibeln von Bronze und oft eine dritte, anders geformte, aus Bronze oder Eisen.

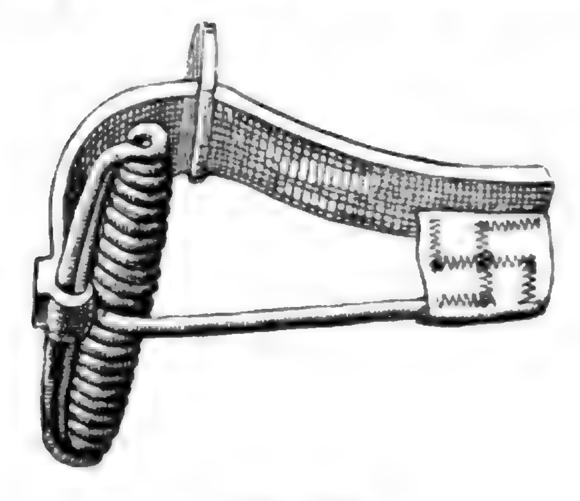
So ist die Fibel das häufigste Stück und verdient auch hier jene Beachtung, die wir ihr oben geschenkt haben. Die frührömische Fibel ist ein sehr zierliches und recht künstliches Gebilde, hervorgegangen aus der la Tène-Fibel, von dieser aber wesentlich unterschieden dadurch, daß der Bügel stärker, besonders breiter, gebildet wird, der Nadelhalter

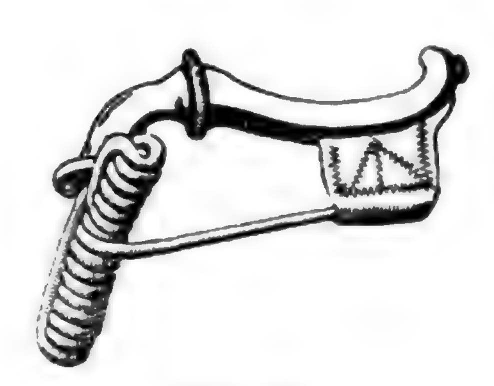
nicht mehr durchbrochen ist und die Sehne durch einen Haken in ihrer Lage gehalten wird. Beistehende Abb. 196 zeigt eine Uebergangsform, das Stück stammt aus dem Urnenfelde von Körchow, wo es mit einer la Tène-Fibel in der Bronzeurne Abb. 188 (S. 111) gefunden ist. Eine etwas jüngere Form, die Hauptform auf unserem Gebiete, zeigt Abb. 197, aus dem Funde


Abb. 196.


Abb. 197.

von Hagenow, zwei andere, im wesentlichen gleichzeitige, Abb. 198 und 199 (von Bützow), die beiden letzteren zeigen Verzierungen auf der Nadelscheide im Tremolierstich, die eine das vielbesprochene Hakenkreuz, dem wir allerdings auf unserem Boden nur ornamentale Bedeutung (Vereinfachung des


Abb. 198.


Abb. 199.

Mäander) zuschreiben. In diesen Fibeln, welche in größten Massen in den Vorländern des römischen Reiches erscheinen, mußte man einen römischen Exportgegenstand sehen, für dessen Vertrieb ein geregelter Handelsverkehr sorgte, bis eine genaue Durchmusterung des gesamten Materials feststellte, einmal daß die Fibelformen in den römischen Provinzen, die hier allein in Frage kommen (denn daß sie nicht italisch seien, stand längst fest), nur in bestimmten Formengruppen auftreten, andrerseits, daß die einzelnen Typen bestimmte, räumlich sehr gut zu scheidende Verbreitungsgebiete haben. Damit ist festgestellt, daß die große Mehrzahl der Fibeln einheimische Erzeugnisse sind, ein Ergebnis von großer Tragweite, da wir somit den Germanen eine ungleich größere Selbst-

ständigkeit zuschreiben müssen, als bei der Annahme einer dauernden Abhängigkeit von der römischen Kultur.

Von den anderen Schmucksachen verschwinden die Halsringe so gut wie ganz (bei Camin fand sich einer aus einfachem Draht), ein sehr bemerkenswerter Unterschied gegenüber der la Tène-Periode; Armringe erscheinen ganz vereinzelt und in fremdartigen Formen, so bei Wotenitz ein schöner, silberner Handring mit halbrundem Abschluß, verziert mit geperlten Linien. Als Fingerschmuck kommen nur schmale Spiralringe vor.

Auch die Gürtelhaken werden seltener; das beistehende Stück, 200 (von Kl. Plasten, Bronze), hat noch la Tène-Formen und mag, wie manche

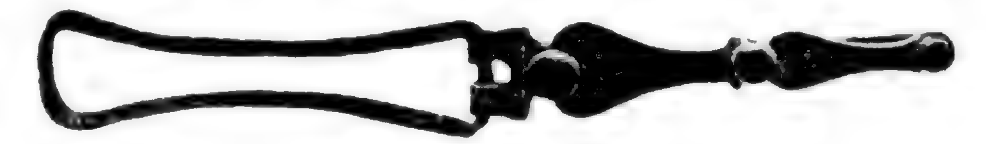


Abb. 200.

Stücke von jenem Grabfelde noch in die frühere Periode gehören; an ihre Stelle tritt die Schnalle, zwar nicht eine Neubildung dieser Periode, denn wir haben sie schon im Ende der Bronzezeit (s. oben S. 90), aber erst jetzt allgemein geworden, aus Bronze oder Eisen, meist einfach, aber zierlich gearbeitet, anscheinend überwiegend zu weiblicher Tracht gehörend; vgl. beistehende Abb. 201 (von Bützow). Eigenartig sind auch kleine längliche Behänge, meist aus Bronze und mit fein profiliertem Kopfe, welche als Riemenschmuck sehr beliebt waren. Ungemein häufig auch sind die Nadeln, stets klein und zart, oft von Silber, mit gebogenem Kopfe, auch von Bronze mit scharf geschnittenem, sehr künstlich profiliertem Kopfe, oder von Knochen; die Nadeln zeigen keinen Zusammenhang mit der voraufgehenden oder folgenden Periode und sind zum großen Teil sicher römische Importgegenstände.

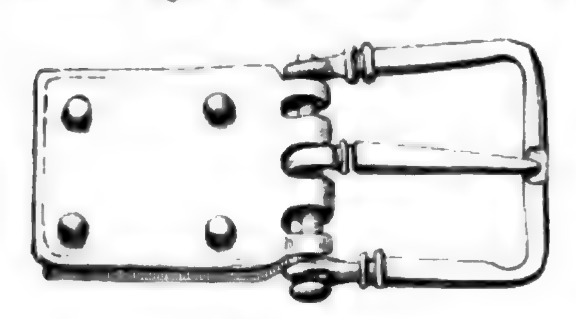


Abb. 201.

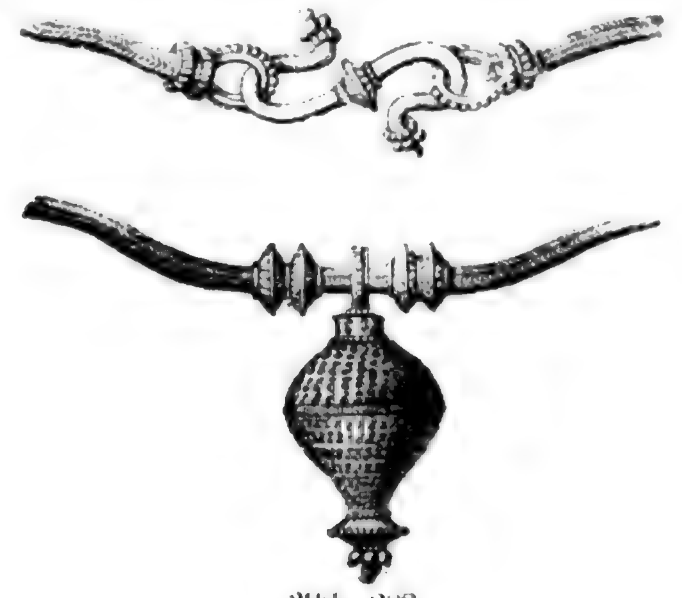


Abb. 202



Abb. 203

Nicht römisch sind dagegen einige Gold- und Silbersachen, welche dieser Periode eigen sind. Beistehende (Abb. 202) schöne Goldkette aus Wotenitz zeigt einen birnförmigen Hängeschmuck, belegt mit Filigranfäden und in traubenförmig geordneten Körnern abschließend; der Verschluß wird durch einen S-förmigen Haken gebildet. Ähnlich ist der Hängeschmuck Abb. 203 (von Milow in der Priegnitz). Solche Berloques und Haken, meist in Silber, sind im Norden sehr häufig, dem römischen Gebiete aber fern; es sind sicher einheimische Arbeiten.

Dagegen haben die damaligen Germanen eine römische Erfindung sich freudig angeeignet, — den Schlüssel. Abb. 204 zeigt ein Prachtstück (aus Bronze), welches auf dem la Tène-Urnenfelde von Helm gefunden wurde, sehr wahrscheinlich aber als zufällige Beimengung dorthin geraten ist. Meist sind die Schlüssel einfach gebogene Eisenstangen. In einer späteren Periode finden sich in den Urnen oft Beschläge und Reste von Holzkästen, zu denen die Schlüssel gehörten; in dieser Zeit scheinen sie eher als ein Zeichen der Hausfrauenwürde zu dienen. Auch kleine, oft halbrunde, elegant gebogene Messer, dienen in dieser Zeit wohl nicht als Toilettegegenstände, sondern zu weiblicher Handarbeit, wenigstens werden sie oft mit Nähnadeln, auch Schleifsteinen und Spindelsteinen zusammen gefunden. — Glasperlen sind nicht häufig, kommen aber vor, anscheinend erst am Ende der Periode; in Jamel z. B. ist eine meergrüne mit roten Augen gefunden, dort auch in zerschmolzenem Zustande kleine Goldperlen. Dagegen wird Bernsteinschmuck in dieser Zeit ganz verschmäht.



Abb. 204

Wir stehen also in dieser Periode in der vollen Eisenzeit; doch ist nicht zu verkennen, daß das Eisen auch zu Schmuckgeräten verarbeitet getragen wird: Fibeln, Schnallen und anderes Kleingerät sind oft sehr zierlich aus Eisen gefertigt, selbst Eisenfibeln mit Silberfiligran kommen vor. Die Bronze dient nicht mehr zu Nutzgegenständen (höchstens Messer und Scheren werden gelegentlich aus ihr gearbeitet), sondern zum Schmuck. Und zwar ist es nicht mehr die alte Bronze. Schon am Ende der Bronzezeit verliert die klassische Mischung (90% Kupfer, 10% Zinn) ihre Allgemeingültigkeit, wie Armringe von

Ludwigsluft zeigen; an Stelle des Zinnes tritt Blei oder Zink, auch Silber. Diese Legierungen werden jetzt herrschend, besonders die mit Zink. Ähnlich war es in Italien, doch sind wir darum nicht berechtigt, alle Gegenstände mit Zink- oder Bleilegierung als römische Importgegenstände anzusprechen; zu der Entscheidung der Frage, wie weit solche Legierungen vorrömisch oder nicht sind, und welche Schlüsse aus ihnen über die Herkunft der Gegenstände gezogen werden dürfen, dafür fehlt offenbar noch das Material an analysierten Bronzen; das eine ist klar, daß die Legierung eine sehr große Verschiedenheit zeigt. — Neu und sehr beliebt ist das Silber. Nicht nur als Belag in Form von Körnern und Filigran, sondern auch in Form von Fibeln und Nadeln kommt es häufig vor; häufiger jedenfalls als das Gold; von Goldschmuck können wir nur die schöne Wotenitzer Kette (oben S. 124 Abb. 202) aufführen. Jene Sachen sind nicht römisch. Das Edelmetall ist im Lande selbst verarbeitet. Der Hängeschmuck und die S-förmigen Haken sind spezifisch nordische Formen. Aber auch der Geschmack an den gekörnten Perlen und der Schmuck mit Silberfäden ist vorrömisch und so gut wie die Fibelformen von den Kelten entlehnt.

Eine sehr wichtige Rolle spielt die Keramik; ja, noch mehr als die Fibeln sind die Urnen geeignet, als Charakterformen dieser Periode zu dienen. Es sind ganz überwiegend Gefäße von saubersten Arbeit, der Thon ist fein geschlemmt, Form und Dekoration sorgsamst bedacht; in den Urnenfeldern läßt sich meist schon an den Urnen erkennen, welchen Inhalt, z. B. ob sie die Reste von Männern, Frauen oder Kindern bergen werden. Dabei ist die Töpferscheibe noch unbekannt. Die Formen sind abwechselnd, aber unschwer zu ordnen: zwei gehen auf la Tène-Typen zurück, die schlanke Vase, welche als eine Hauptform der jüngeren la Tène-Zeit uns bekannt ist, jetzt aber nur vereinzelt auftritt und die kugelige Amphorenform (Abb. 205, aus Jamel und 206, aus Wotenitz). Daneben aber erscheint die flache Schale, an la Tène-Typen anschließend, aber rundlicher und nun in der ganzen römischen Eisenzeit herrschend, charakterisiert durch schmalen Fuß und breite Öffnung (s. die Abb. 207—211). Die Standfläche wird oft durch einen vertieften Fuß gebildet; der Hals ist auf unserem Gebiete fast stets glatt abgestrichen. Selten sind Henkelkrüge; die Henkel sind fast immer klein, oft so klein gebildet, daß sie nur ornamentale Bedeutung haben, aber stets mit richtigem Stilgefühl an der passenden Stelle angebracht und gern mit ornamentalen Befestigungsbändern versehen. Die Farbe ist nie rotbraun, sondern meist glänzend schwarz oder dunkelbraun, seltener stumpf graubraun. Die Wandung wird gelegentlich rauh gemacht, auch noch, wie in der la Tène-Zeit mit vertikalen, glänzenden Streifen. Die Verzierung ist mannigfaltig, folgt aber festen Regeln. Um den Halsteil



Abb. 205

läuft ein Band, und zwar fast durchgängig ein Mäander, der oft aufgelöst und bis zur Unkenntlichkeit entstellt wird, so zu Zickzack-Linien oder abwechselnden Quadraten (auch das vielbesprochene Hakenkreuz



Abb 206

Abb. 207

Abb. 208

halte ich nur für einen verkümmerten Mäander); darunter sind hängende Halbkreise (festons) oder Dreiecke; Vertikallinien oder -Streifen gehen in la Tène-Geschmack zum Fuße. Beistehende Abbildungen 207—211, von

denen die vier ersten nach Urnen von Camin, die andere nach einer von Körchow genommen sind, werden zur Charakterisierung genügen. Selten besteht diese Dekoration aus seichten Strichen, meist aus Reihen kleiner

Abb. 209

Abb. 210

Abb. 211

quadratischer Eindrücke, die mit einem rädchenartigen Instrumente hergestellt sind; vgl. dazu beistehende Abb. 212, den Boden eines Gefäßes von Camin.

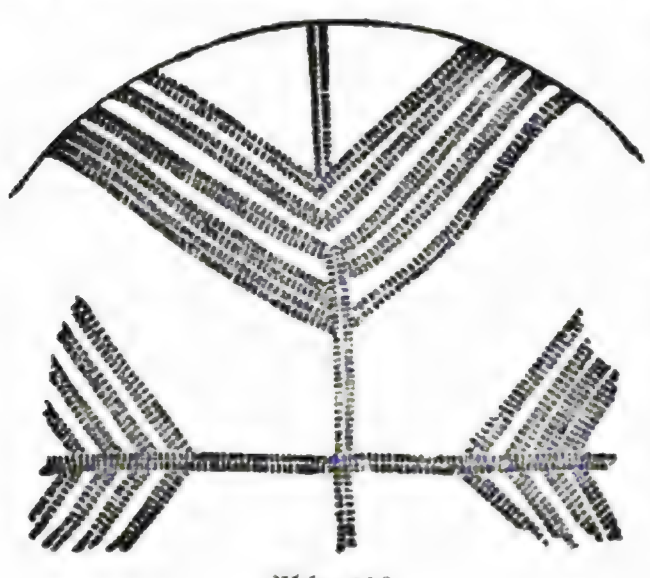


Abb. 212

Schon diese Verzierungsart, noch mehr aber der Mäander giebt den Urnen eine ganz besondere Stellung. Der Weg, auf dem dieses alte, klassische Ornament, welches vereinzelt schon in der jüngeren Bronzezeit auftrat (s. oben S. 73) jetzt ein neues Leben bekommt, ist deutlich bezeichnet; in S. Lucia erscheint er auf den Urnen, die wir als Vorbilder der vasenförmigen la Tène-Gefäße auffaßten, auf einem solchen selbst in Schlesien,

und auch in Pommern kommt der echte Mäander mit ausgezogenen (nicht punktierten) Linien auf la Tène-Urnen vor. Also auch hier dieselbe Weiterbildung von Einflüssen der la Tène-Zeit, die uns als Kennzeichen der ganzen Periode erschien. Doch sind auch römische Einflüsse an den Mäanderurnen deutlich: oft besteht der Boden aus konzentrischen Kreisen, sichtlich Nachahmungen der gedrehten Unterseite der Kasserolen, ebenso wie an der Befestigungsart der Henkel der Einfluß römischer Bronzegefäße unverkennbar ist.

Die so beschriebene Keramik hat stets mit Recht die Aufmerksamkeit der Altertumsforscher erregt, besonders auch dadurch, daß ihr Verbreitungsgebiet sich ziemlich genau feststellen läßt: es ist ein Streifen, der vom östlichen Holstein zu beiden Seiten der Elbe bis Böhmen geht; außerhalb dieses Gebietes kommen Mäanderurnen mit Punktlinien nur vereinzelt vor (so in der Neumark); und das ist um so bezeichnender, als der Mäander selbst auch sonst in dieser Periode nicht selten ist, dann aber mit ausgezogenen Linien oder Linienstreifen erscheint, so in Schlesien, Pommern und besonders Dänemark. Mehr noch wie die Gleichheit von Waffen und Schmuck weist die Gleichheit der gebrechlichen und formsamen Erzeugnisse der Töpferei auf eine Stammes- oder doch Kulturzusammengehörigkeit; wir werden unten sehen, mit welchem Rechte wir die besprochene Keramik als eine markomannisch-langobardische bezeichnen können.

Suchen wir nach diesen Einzelbesprechungen den archäologischen Charakter der „frührömischen Periode" zu bestimmen, so sahen wir eine neue Kultur, die überwiegend auf la Tène-Einflüssen beruht, aber ihre Hauptentwickelung außerhalb der alten Hauptländer der la Tène-Kultur auf dem Boden der libera Germania genommen hat. Gold, Silber, Bronze, Eisen und besonders der Thon wird im Lande bearbeitet, und lokale Formen einzelner Geräte sind auch jetzt erkennbar, aber sie erstrecken sich jetzt über größere Strecken. In einer größeren Ausgleichung äußert sich der zentralisierende Einfluß der römischen Reichsgewalt selbst außerhalb der Reichsgrenzen. Zugleich findet ein sehr starker Import römischer, und zwar italischer Erzeugnisse, besonders von Bronzegefäßen nach dem Norden statt, die aber, wenigstens auf dem zähen mecklenburgischen Boden, stets Fremdlinge geblieben sind, indem sie durch ihre Fundart sich von den einheimischen unterscheiden und keine Nachahmung gefunden haben.

Es ist hier der Platz, eine genauere zeitliche Bestimmung der Funde zu geben. Die Funde selbst ermöglichen jetzt eine absolute Chronologie, die sich natürlich immer noch in den Grenzen von Jahrzehnten halten muß. Münzfunde und die Inschriften der Gefäße, die Zerstörung von Pompeji u. a. geben sichere Daten, deren Kombination mit der Entwickelungsgeschichte, welche die einheimischen Typen selbst darstellen, zu gesicherten Ergebnissen geführt hat. Mecklenburg hat nur vereinzelt Münzen aus der römischen Kaiserzeit aufzuweisen, und kann nach dieser Seite nicht zu der Entscheidung der Frage beitragen. Da

aber unsere Altsachen ein Glied in einer langen Reihe gleichartiger Funde bilden, können wir die an anderen Stellen gefundenen Resultate ohne weiteres auf unsere Funde übertragen. Nach diesen fällt der Beginn der älteren römischen Periode in den Beginn unserer Zeitrechnung und ihr Ende frühestens in die Zeit des Marc Aurel (161 bis 180), abgerundet in das Ende des zweiten Jahrhunderts. So umfassen unsere Grabfelder zwei Jahrhunderte, einen Zeitraum, innerhalb dessen natürlich Veränderungen stattgefunden haben; doch liegt eine noch weitergehende chronologische Scheidung (die durchführbar ist) unserem Zwecke fern; unsere Schilderung oben hat sich an die ältesten und reichsten Felder, besonders das Körchower, gehalten; nach dem Ende zu tritt eine entschiedene Verkümmerung ein (so ein Urnenfeld von Kl. Warin) Die älteren nehmen wir auch zum Ausgangspunkte einer Anknüpfung an geschichtliche Verhältnisse.

Die Grabfelder mit dem beschriebenen Inventar haben nämlich für uns eine ganz besondere Bedeutung. Sie bilden eine Fundgruppe, welche zu den best charakterisierten und geschlossensten der ganzen Vorgeschichte gehört und mit denen wir zum ersten Male bestimmte geschichtlich überlieferte Namen und Ereignisse verbinden dürfen. Dazu kommt, daß gerade über Urnenfelder dieser Zeit vortreffliche Untersuchungen vorliegen und zwar aus räumlich sehr getrennten Gebieten. Da ist zunächst das große Urnenfeld von Darzau b. Dannenberg in Hannover (nur etwa 40 Kilometer von den mecklenburgischen bei Körchow u. s. w. entfernt), welches in mustergiltiger Weise von Hostmann aufgedeckt ist, sodann aber ein noch größeres und reichhaltigeres von Dobrichov-Pichora in Nordböhmen. Das letztere enthält sämtliche von uns hier besprochenen Typen, auch die römischen Bronzegefäße, in derselben Zusammenstellung und mit derselben Grabausstattung wie bei uns. Und zwischen diesen beiden Endpunkten in Hannover und Böhmen ist eine lange Reihe von Funden bekannt geworden, welche es unzweifelhaft klar macht, daß in der besprochenen Periode auf einem Streifen, der etwa Nordböhmen, das Königreich Sachsen, den größten Teil der Provinzen Sachsen (bis zum Harz) und Brandenburg (bis zur Spree), das östliche Hannover und westliche Mecklenburg umfaßt, aber auch nach Holstein noch hinübergreift, der archäologische Bestand ein gleichmäßiger ist und eine besonders enge Beziehung zwischen diesen Gebieten bestanden haben muß. Und damit vereinigt sich unsere geschichtliche Überlieferung durchaus. Es sind im wesentlichen die Sitze von Langobarden, Semnonen, Hermunduren und Markomannen, auf welchen sich jene Grabfelder finden. Nach Westen (im Lande der Cherusker u. s. w.) und nach Osten (im Gebiete der nichtsuebischen, sog. „vandilischen“ Völkergruppe) verschwinden sie. Um das Jahr 10 v. Chr. rückten die Markomannen, ein Teil der mitteldeutschen Hermunduren in die früheren Celtensitze ein; es entstand in Böhmen jenes große Reich des Marbod, welches Jahrzehnte lang einen machtgebietenden Verband deutscher Stämme schuf und über dessen geschichtliche Bedeutung unten zu reden sein wird. Zu diesem Reiche gehörten auch die Semnonen und Langobarden, also eben die Völker,

auf deren Gebieten wir die älteste römische Eisenzeit am besten vertreten finden. In der reichen Ausstattung der Grabfelder malt sich die große Bedeutung dieses Völkerbundes; die Herkunft aus der la Tène-Kultur entspricht dem Einrücken der Markomannen in das celtische Böhmen; gar manches der römischen Prachtstücke, welche den Norden erreicht haben, so die Schale von Gr. Kelle, mag zu den beliebten Ehrengaben gehören, mit welchen die römischen Feldherrn die Germanenhäuptlinge zu beschenken pflegten. Wir haben somit die Richtung gefunden, in welcher die erste intensivere Berührung der mecklenburgischen Germanen mit den Römern stattgefunden hat, nicht am Rheine, sondern an der Donau. Nicht von Mainz oder Köln aus, sondern von Karnuntum (unterhalb Wiens bei Deutsch-Altenburg u. s. w.) werden die römischen Kaufleute in unser Land gekommen sein. Der Elbweg erhält wieder eine ähnliche Bedeutung, wie er ihn zu Beginn der Bronzezeit gehabt hatte. Zugleich lockert sich das Verhältnis zu unseren östlichen Nachbarn. Die frührömische Periode ist im westlichen Pommern schwach, im östlichen fast gar nicht vertreten, auch in Brandenburg geht eine archäologische Grenze mitten durch das Land. Diese Grenze scheint sich nach unsern bisherigen Funden durch Mecklenburg fortzusetzen. Wenigstens haben wir hier eine analoge Erscheinung. Mit Ausnahme einiger Funde bei Malchow, Röbel, Waren ist das ganze Land östlich der Warnow fast leer (30 zu 2 Urnenfeldern), und wir sind sicher berechtigt, aus diesem Umstande auf eine Völkerscheide zu schließen. Zu der Benennung dieser Völker geben leider die geschichtlichen Berichte, wie unten ausgeführt werden wird, nicht viel Anhalt. Für sicher lokalisiert halten wir nur die Langobarden, im Südwesten des Landes. (Anmerkung 39.)

Zweiter Abschnitt.

Die jüngere römische Periode.

Wenn wir so das archäologische Bild, welches unser Land in der älteren römischen Periode bietet, mit geschichtlichen Begebenheiten begründen konnten, so gilt dieses in noch höherem Grade für die spätere. Schon die jüngsten Grabfelder der älteren Periode waren kümmerlicher ausgestattet, wie die früheren. In der folgenden Zeit nimmt dieses Verhältnis noch zu. Aus der jüngeren römischen Periode besitzen wir überhaupt nur vierzehn Urnenfelder, und unter diesen ist ein einziges reicher ausgestattet, das von Pritzier. Wir stehen am Beginn der Völkerwanderung, welche mehr und mehr das Land entvölkerte. Mehrere Forscher bezeichnen die hier von uns zu behandelnde Periode schon als Völkerwanderungszeit; wir schränken diesen Namen auf eine folgende, wenn auch kurze Periode ein, nicht nur um mit der traditionellen Datierung der großen Völkerwanderung, dem Jahre 375, mehr im Einklang zu bleiben, sondern auch weil zwischen den archäologischen Erscheinungen doch sehr greifbare Verschiedenheiten bestehen.

Wir rechneten die ältere Periode bis in die Zeit Marc Aurels. In dieser Zeit erfolgte bekanntlich der große Vorstoß der Markomannen, welcher dieses Volk auf Kriegszügen bis nach Italien, zu dauerndem Besitz in die Süddonauländer, führte. An diesen Kämpfen (Marc Aurels Markomannenkriege 166—175, 178—180), die uns ja neuerdings durch die Untersuchung der Marcus-Säule wieder näher gerückt sind, haben sich auch langobardische Scharen beteiligt. Damals kamen die ersten Elbgermanen an das Schwarze Meer. In den ersten Jahrzehnten des dritten Jahrhunderts rücken die Goten, deren deutsche Heimat wir in West-Preußen zu suchen haben, nach; Süd-Rußland wird germanisches Land, und es entsteht dort auf einem seit langer Zeit von den klassischen Völkern bearbeiteten Boden eine germanische Kultur, welche Gerättypen u. s. w. schuf, die von den nordwärts wohnenden Germanen übernommen sind. Wie im ersten Jahrhundert das weite Bett, welches das Vordringen der Markomannen unter Marbod gerissen hatte, der Kulturströmung nach dem Norden die Richtung die Elbe entlang gab, so flutet jetzt eine noch stärkere Völkerwelle die Weichsel südwärts und führt eine Verschiebung herbei, nach welcher das Schwergewicht in den Osten, auf deutschem Boden besonders nach Preußen und zwar jetzt Ost-Preußen gelegt wird. Das ist der allgemeine Sinn dieser denkwürdigen Epoche. Besonders die Fibelformen haben diese Verhältnisse geklärt. Die älteste Fibelform dieser Periode ist auf südrussischem Boden entstanden, eine jüngere Form findet sich in Ost-Preußen, eine weitere Entwickelung erst in den Elbländern; die Zwischenländer (Pommern, das östliche Brandenburg, Posen) sind fast leer, während Schlesien in seinen großen Funden von Sakrau eine sehr wichtige Station aufweist. Eine genauere Ausführung dieser ziemlich verwickelten Bewegungen der archäologischen Erscheinungen, die jetzt nicht mehr mit einfachen Übertragungen, sondern zum großen Teile mit Völkerbewe-



Abb. 213.

gungen zu erklären sind, ist noch nicht am Platze; einige glückliche Funde, wie der Sakrauer, können das Bild in wesentlichen Zügen verändern. Uns genügt es zu betonen: Die jüngere römische Periode auch in den Elbländern steht unter dem Einflusse der Gotenherrschaft in Süd-Rußland. Als Beleg sei auf einen Umstand hingewiesen, der, so weit ich sehe, bisher nicht beobachtet ist. Zu unseren eigentümlichsten Funden gehören gewisse Bronzeeimer, an deren Rande ein Figuren-Fries angebracht ist; die Darstellungen wechseln, es sind Jagden, Tierkämpfe, besonders beliebt Cirkuskämpfe, auch phantastische Bilder, so Mischgestalten von Land- und Seetieren, die sogar mit Eroten gepaart werden (so an dem Eimer von Häven Abb. 213). Die Ausführung ist stets dieselbe, eine starke Contourlinie, leicht erhöhte Figuren, deren Körper mit Strichelungen u. s. w. oft sehr realistisch behandelt sind. Weder die Eimerform, noch diese Art Friese sind auf dem Boden des römischen Reiches gefunden; ganz gleich stilisierte Figuren finden sich aber auf „römischen" Glasgefäßen, die in Dänemark aufgetaucht sind (Skelettgräber von Nordrup), einer kleineren Bronzeschale von Sakrau und — einer Silberschale aus der Krim, an deren einheimischer Entstehung kein Zweifel ist. Damit ist auch die Heimat dieser Eimer gefunden und damit wohl auch die der anderen römischen Gegenstände, die mit ihnen gesellt erscheinen.

Gehen wir zu einer Besprechung der Altsachen aus dieser Zeit über und beginnen auch hier mit den Fundstätten. Es sind auf unserem Boden ausschließlich **Gräber** und zwar dieselben Formen, wie in der älteren Periode, Urnenfelder einheimischen und Skelettgräber fremden Charakters. Die Form des Urnenfeldes hat sich nicht verändert; die Urnen stehen in leichtem Boden in geringer Tiefe, meist ohne jeden Schutz, selbst Deckelschalen kommen nicht vor. Im allgemeinen nehmen die Urnen gleichartige Reihen ein, doch sind auch Gruppen beobachtet. Das einzige hinreichend bekannte Grabfeld ist das von Pritzier, welches schon 1843 entdeckt wurde und eine Anzahl interessanter Funde ergeben hat, das aber erst neuerdings von dem Verfasser zur Feststellung der Fundverhältnisse genauer untersucht ist; dasselbe hat eine ungemein große Ausdehnung, mindestens 1 Kilometer im Quadrat, wobei aber dahingestellt sein mag, ob die ganze Fläche besetzt ist. — Die Gebeine sind sehr stark zerbrannt, aber sorgsam gesammelt, die Knochenreste sind schneeweiß; bei dem Hineinlegen in die Urne ist sichtlich eine Ordnung der Gebeinreste vorgenommen; wenigstens lagen die Knochen der Schädeldecke gewöhnlich obenauf; auf ihnen fand sich oft ein kleiner Gegenstand, z. B eine (symbolische?) Speerspitze, während die anderen Beigaben tiefer in der Urne lagen. — Ganz verschieden von dieser Bestattungsform ist die zweite der Skelettgrabfelder Auch hier haben wir nur eins von ausgesprochenem Charakter. Dieses lag bei Häven (bei Brüel) auf einem kleinen Sandhügel und ist 1869, zum Teil von Lisch selbst, ausgegraben. Es sind sieben Grabstellen gefunden, die Leichen lagen anscheinend in Reihen etwa 1,70 Meter tief, die Hälfte

war mit Steinen überdeckt. Die Lage der Leichen war von Norden nach Süden; alle waren reich ausgestattet, aber nicht mit Waffen, sondern mit römischem Gerät, welches unten zu besprechen sein wird. Gräber dieser Art mit gleicher Anlage und Ausstattung sind in Dänemark, besonders auf Seeland, häufig, während bei uns außerdem nur zwei Funde ohne ausreichenden Fundbericht vorliegen, der eine von einem zerstörten Grabfelde bei Warnow, der andere von Grabow. — Auch hier erscheinen die Skelettgräber deutlich als eine fremdartige Unterbrechung des einheimischen, altüblichen Leichenbrandes. Da die Gegend von Brüel auch zahlreiche Einzelfunde an römischen Münzen und Perlen ergeben hat, ist es nicht undenkbar, daß dort ein Stamm gesiedelt hat, der bei der Rückkehr von einem Römerkriege die fremden Gegenstände und die fremde Sitte in die alte Heimat mitgebracht hat.

Wenden wir uns zu einer Besprechung der Typen, so fällt zunächst die Seltenheit der Waffen auf. Schwerter und Schilde fehlen ganz, nur Lanzenspitzen finden sich, auch diese meist klein, gelegentlich in so kleinen Formen, daß sie für die Niederlegung im Grabe eigens gearbeitet zu sein scheinen (Abb. 214, von Pritzier)

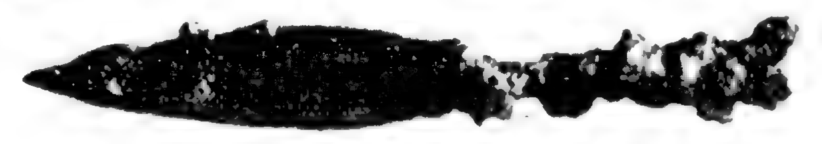


Abb. 214

Unter den Schmuckgegenständen gebührt der erste Platz auch hier der Fibel, die in Bronze und Eisen, seltener in Silber gearbeitet, den breitesten Raum unter den Altsachen einnimmt und als chronologisches Bestimmungsstück unschätzbar ist. Das Hauptmerkmal der jungrömischen Fibeln ist die „Armbrustkonstruktion" d. h. die Sehnenachse mit der Nadel wird durch eine gebogene Sehne unter dem Bügel gehalten. Im Vergleich

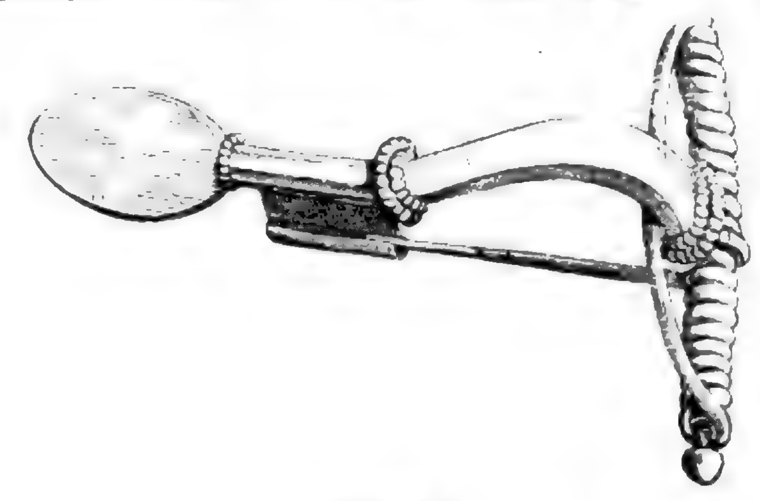


Abb. 215

mit der älteren römischen Fibel ist die jüngere schlanker, besonders der Bügel schmaler. Der Nadelhalter ist gewöhnlich ein einfacher Falz, der aber oft, eine sehr charakteristische Form, stark verlängert wird. Im einzelnen sind sehr viele Modifikationen möglich; so finden sich kleine Knöpfe an der Sehnenendigung und am Bügelkopfe geperlter Silberdraht oder Silberblech, auch Glasfluß wird als Verzierung am Bügel

angebracht, der zu dem Zwecke am Rücken und Fuße verbreitert wird u. s. w. Beistehende Abb. 215 und 216 (Häven) zeigen zwei Haupttypen. Neben

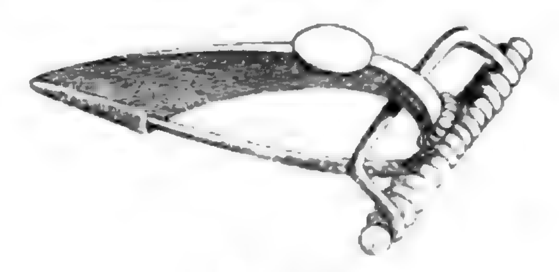


Abb. 216

dieser Bügelfibel erscheint die Scheibenfibel, eine Scheibe aus Silber oder Bronze, die mit Glasfluß (émail cloisonné) oder gestanztem Silberblech belegt ist; eine Weiterbildung ist die beistehende (Abb. 217) große

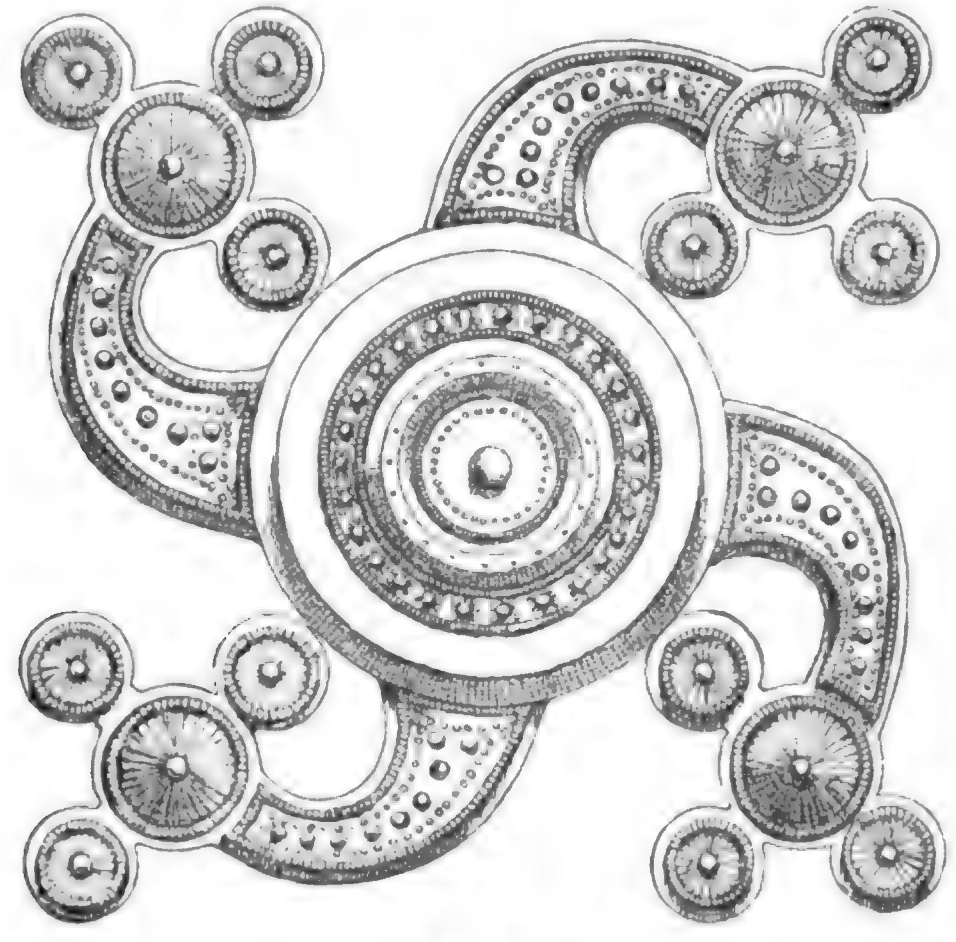


Abb. 217

Fibel von Häven, eine Scheibenfibel mit vier an die Form des Hakenkreuzes erinnernden Armen, bestehend aus silbernen Platten, die mit Silberblech belegt sind, eine Fibelform, die auch dadurch interessant ist, daß ihre Heimat unzweifelhaft im Norden liegt; von 19 überhaupt gemachten Funden dieser Art gehören 14 nach Dänemark, 1 nach Schonen, 3 nach Norwegen, die unsere ist die einzige auf deutschem Boden gefundene. — Eine Scheidung der anderen Fibelformen auf ihre Herkunft vorzunehmen ist hier nicht der Ort, römisch sind sie nicht, die Form Abb. 216 gehört dem Elbgebiet an, wird also einheimisches Fabrikat sein; die anderen werden zum Teil aus dem Gebiete stammverwandter Völker eingeführt, zum Teil hier nachgebildet sein.

Eine neue Fibelform ist die Ringfibel, ein Mittelding von Fibel und Schnalle. Die Schnallen selbst sind meist einfach, am Ende der Periode kommen flache, breite Formen vor; Gürtelhaken, Riemenbehang und ähnliches, auch Nadeln sind selten, also ein großer Gegensatz zu der voraufgehenden Zeit; auch von Hals- und Armschmuck findet sich nur ein Halsring in besonders typischer Form, ein schmales Band mit umgewickeltem Silberdrahte und eigenartigem Verschluß (Abb. 218).



Abb. 218

Abb. 219 Abb. 220 Abb. 221 Abb. 222 Abb. 223

Merkwürdig ist ein Silberring von moderner Form (Pritzier, Abb. 219). Als Schmuck dienen jetzt Perlen, die in größter Menge aus den römischen Provinzen eingeführt sind und unter denen die künstlichsten Formen und Muster in Millefioriarbeit auftreten (Abb. 220—222); als Hängeschmuck erscheinen jetzt auch wieder Bernsteinperlen, welche lange Zeit hindurch ganz verschwunden waren (s. Abb. 223) und kleine eimerartige Anhängsel aus Bronze.

Messer sind sehr häufig, auch solche aus Bronze, haben aber keine eigentümliche Form (Abb. 224, von Pritzier); die Scheren (auch Eisen oder Bronze) werden zierlicher und seltener; sie dienen jetzt offen-

bar als weibliches Arbeitsgerät ebenso wie die gelegentlich gefundenen Nähnadeln, Spindelsteine und Schleifsteine. Sehr häufig werden jetzt Beschläge von kleineren Kästen, von denen nur die Bronze- und

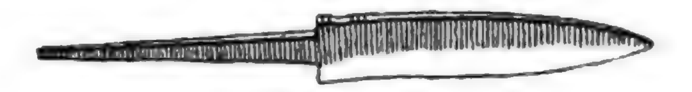


Abb. 224.

Eisenteile erhalten sind, ferner die Schlüssel und auch Kämme von Horn (s. Abb. 225, von Häven), die es wahrscheinlich machen, daß die kleinen Kästen Toilettekästen waren, deren vergänglicher Inhalt uns verloren ist. Einmal auch ist der Beschlag eines Hornes, wohl eines Trinkhornes, gefunden.



Abb. 225.

Es erübrigt ein Blick auf die Keramik. Der große Gegensatz zu der vorausgehenden Periode zeigt sich hier schlagend. Die Mäanderurnen



Abb. 226.



Abb. 227.



Abb. 228.

sind verschwunden, auch die glänzend schwarze Färbung der Gefäße hat aufgehört. Die Arbeit der Gefäße ist sauber, aber die Formen werden einfacher; es überwiegt eine einfache Schale mit leichter Ausbauchung und geradem, glatt abschneidendem Halse, (Abb. 226—228, Pritzier), daneben finden sich vereinzelt auch rundlichere (Abb. 229, Pritzier),

dieses besonders in kleineren Stücken, die als Kinderurnen dienten (Abb. 230, Pritzier); seltener und auf die Skelettgräber beschränkt sind etwas höhere, stärker profilierte Urnen (Abb. 231, Häven). Die Färbung ist braun und braunschwarz. Die Verzierung besteht in Horizontal-



Abb. 229. Abb. 230.



Abb. 231

streifen von geraden Linien, sich in einem stumpfen Winkel berührenden Liniensystemen, Hängebögen, alles in flach eingerissenen Linien, dazwischen erscheinen ganz vereinzelt auch Wellenlinien (Abb. 226) und als Charakterform dieser Periode kleine runde Vertiefungen, die oft von kleineren umgeben werden und ein rosettenartiges Muster bilden (s. Abb. 226 und 228); oft wird auch die Wandung durch Kerben (s. Abb. 230) oder aufgesetzte Rippen (Abb. 231) belebt; Henkel sind selten.

Soweit der Befund unserer Urnenfelder. Es sind mit Ausnahme der Perlen fast nur einheimische Sachen. Anders der Inhalt der *Skelettgräber*. Die zeitliche Zusammengehörigkeit unterliegt keinem Zweifel. Nicht nur die Fibeln, sondern auch die Urnen zeigen dieselben Grundformen; bemerkt muß aber doch werden, daß die reicher gestalteten und kostbareren Fibeln ausschließlich den Skelettgräbern angehören, ebenso wie auch die Urnen etwas künstlichere Formen zeigen. Die Hauptstücke der Skelettgräber aber sind *römische* Dinge. Den Gedanken, in diesen Gräbern die Gräber wirklicher Römer zu sehen, hat man längst aufgegeben, seitdem sich diese Grabfunde gehäuft, ja in einigen Gegenden,

z. B. in Seeland, direkt als die herrschenden in dieser Periode herausgestellt haben. Aber eine befriedigende Erklärung für das zeitliche Nebeneinander der verschiedenen Grabform und Grabausstattung ist noch nicht gegeben. Es mögen immerhin die Skelettgräber Familien angehören, welche irgendwie nähere Beziehung zu den Römern hatten, als die Masse ihrer Landsleute und dieses auch äußerlich durch die Grabausstattung zu erkennen gaben; vielleicht ist auch die auffallende Lage nach Süden ein Ausdruck dieser römischen Richtung, für die man sich so viele Gründe und Formen aussinnen kann, daß ein weiteres Eingehen müssig ist. — Die römischen Gefäße, welche jetzt eingeführt werden, sind derselben Art, wie in der älteren Periode, Siebe (Abb. 232, wie die folgenden aus Häven) und Schöpfgefäße (Abb. 233), Eimer aus Bronze (Abb. 234) und Schalen,

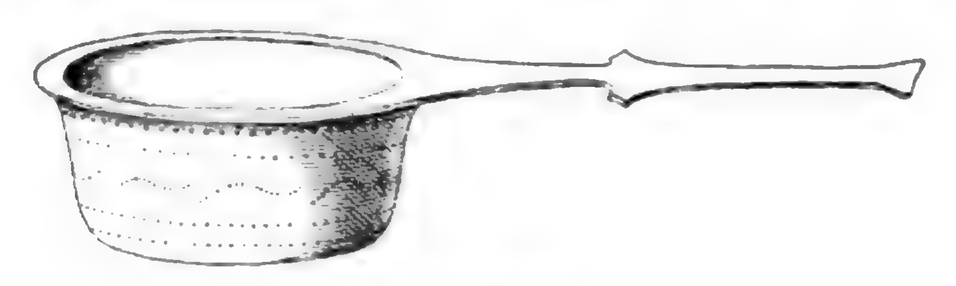


Abb. 232.

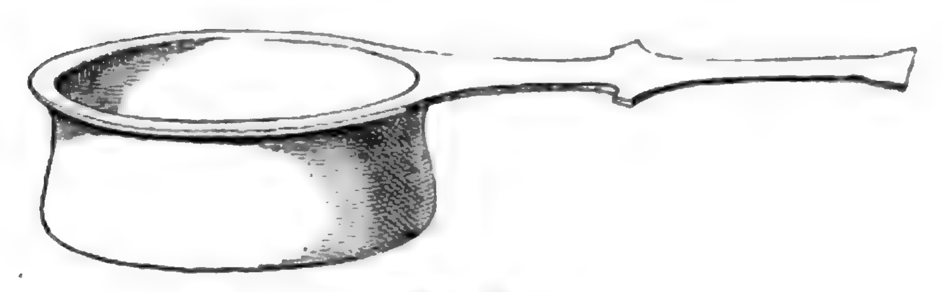


Abb. 233.



Abb. 234.

aber der Stil ist ein ganz anderer geworden: die straffen klassischen Formen sind im Verschwinden, die Arbeit ist einfacher, z. T. flüchtiger und kraftloser geworden. Beliebte Stücke sind Bronzeeimer mit Fuß, wie auf beistehender Abb. 234 und ähnliche, durch den oben besprochenen figuralen Fries ausgezeichnete (Häven, Grabow; s. Abb. 213), ferner starke Eimer aus Eibenholz mit Beschlägen aus Bronzestreifen (Abb. 235). Daneben kommen aber auch Glasschalen vor, von flacher Form, mit eingeschliffenen Ovalen (Abb. 236). Eigentümlich sind kleine knopfartige Scheiben mit einer Silberplatte, auf der Tierfiguren (Schwein, Vogel mit Fisch) eingestanzt sind (Abb. 237). — Bei Grabow ist auch ein silberner Bügelsporn gefunden.

Daß wir die Heimat dieser Sachen z. T. in Südrußland zu suchen haben, ist oben gesagt; damit und mit den geschichtlichen Verhältnissen ist auch die Richtung gegeben, auf der die andern zu uns gelangt sein werden. —



Abb. 236.

Abb. 235.

Abb. 237.

An Einzelheiten ist zu erwähnen die bei Manderow (bei Wismar) gefundene Bronzestatuette einer Göttin, welche mit Attributen des Segens ausgestattet ist (Schale, Füllhorn) und zu deren Benennung aus dem Gewimmel des überfüllten Olymps der sinkenden Heidenwelt zahlreiche Namen (Ubertas, Tyche, Isis, Felicitas, Abundantia u. s. w.) zur Verfügung stehen (Abb. 238).

Münzen sind auch in dieser Periode in Mecklenburg nur einzeln gefunden, doch sei hier auf ein sehr wichtiges Ergebnis hingewiesen, welches die Zusammenstellung der Münzfunde besonders in beiden Preußen und Dänemark gezeitigt hat. Danach finden sich Münzen aus der Zeit vor Marc Aurel im rechtselbischen Deutschland und Skandinavien überhaupt nur vereinzelt, mit diesem Kaiser aber beginnt eine sehr starke Einfuhr an Münzen aus Silber (Denaren) oder einer Kupferlegierung, welche bis in die Zeit des Alexander Severus († 235) anhält. Die jüngsten in Gräbern gefundenen Münzen gehören dem Claudius Goticus († 270) und dem Probus († 282) an, die erste aus Seeland, die zweite von Sakrau. Der Weg, auf dem diese Münzen nach dem Norden gekommen sind, wird durch ihre Verteilung ganz klar: Schleswig-Holstein, Mecklenburg,

das westliche Pommern ist arm an Münzen, während sie sich in Hinterpommern, West- und Ost-Preußen häufen. Ebenso liegen in Skandinavien die Münzfunde fast ausschließlich in den östlichen Landstrichen; Bornholm, Öland, Gotland, das südöstliche Schonen haben sehr reiche Funde aufzuweisen, die anderen Landschaften sind fast leer. Aus diesem Verhältnis ergiebt sich: einmal daß der Weg des römischen Münzverkehrs (denn daß die römischen Münzen in dieser Periode auch in den Barbarenländern als Zahlmittel gedient haben, ist unbezweifelt) weit östlich geht und der Hauptstrom Mecklenburg nicht berührt; sodann daß dieser Weg derselbe ist, den die Goten gegangen sind und die Masse der Münzfunde zeitlich mit der Gotenbewegung zusammenfällt. Der Münzverkehr ist ein Ausdruck der Verbindungen, welche die ausgewanderten Goten mit ihren zurückgebliebenen Stammesgenossen unterhielten; und schließlich geben die Münzen eine zeitliche Bestimmung auch unserer Römergräber. Die Umlaufszeit von Münzen ist ja im allgemeinen sehr groß, und einzeln auftretende Münzen sind nur zur Feststellung des Termins post quem zu gebrauchen; anders ist es, wenn gleichzeitige Münzen in größerer Zahl unter denselben Verhältnissen erscheinen, und das ist hier der Fall. Mit größerer Bestimmtheit als es sonst bei vorgeschichtlichen Dingen möglich ist, nehmen wir für die jüngere Periode besonders das dritte nachchristliche Jahrhundert in Anspruch, wobei der Anfang noch in das zweite reichen und das Ende etwas tiefer in das vierte hineingehen mag, kurz also die Zeit von 200 bis 350. (Anmerkung 40.)



Abb. 238

Dritter Abschnitt.

Die Völkerwanderungszeit.

Zu der Zeit, in welcher das ganze östliche Deutschland seine alten Bewohner verlor, der Zeit der Völkerwanderung im engeren Sinne, schlossen sich die westlichen Germanen zu staatlichen Gebilden zusammen, die verhältnismäßig rasch in dem Frankenreiche der Merowinger auf-

gingen. Die Gräber der germanischen Stämme, welche zu jenem Reiche gehört haben, bergen eine Fülle schöner, höchst charakteristischer Altertümer, welche man als „merowingische" zu bezeichnen sich gewöhnt hat. Mit dem Beginn dieser Gruppe sind auch einige mecklenburgische Funde gleichzeitig; es sind sehr wenige. Wenn schon die Grabfunde der jüngeren Römerzeit auf eine allmähliche Entvölkerung des Landes deuteten, so noch mehr jetzt. Auch hier handelt es sich um Urnenfelder und zwar bei Spornitz (bei Parchim), Pogreß-Dreilützow (bei Wittenburg), Hagenow und Granzin (bei Boizenburg), also überwiegend wieder in derselben Gegend, welche vom Beginn der römischen Eisenzeit an fast allein größere Funde ergeben hat. Alle vier Urnenfelder haben eine größere Ausdehnung, doch hat über allen ein Unstern gewaltet; sie sind erst bekannt geworden, als sie zum größten Teile zerstört waren, und Verfasser hat nur noch Trümmer retten können. Die Urnen waren, wie schon lange üblich, flach ohne Schutz im freien Lande beigesetzt; Skelettgräber fanden sich zwischen den Urnenstellungen bei Spornitz und Hagenow. Die Sammlung der Gebeine war weniger peinlich, als in der vorausliegenden Periode; die Knochen waren, meist in geringer Menge, mit der Asche, Kohle und andern Brandresten vermengt hineingelegt; auffallend oft fanden sich auch Zähne von Pferden.

Die Beigaben bestanden in eisernen Messern, Lanzenspitzen oder kleinen Äxten, in bronzenem Kleingerät und Perlen. Unter den Bronzen treten hervor die Fibel und die Schnalle. Unsere jüngste Fibelform bietet ein hohes Interesse. Sie ist eine Weiterbildung der „gotischen" Armbrustfibel, aber kräftiger und massiver; der Rücken ist gewöhnlich stark gerundet, der Hals und die Sehnenendigungen mit Spitzen und Knöpfen geschmückt, die Nadel liegt in einer starken Nadelscheide. Der Bügel ist oft mit eingeschlagenen Kreisverzierungen versehen (s. Abb. 239, von Spornitz und 240, aus dem Amte Grabow), Fuß



Abb. 239 Abb. 240.

oder Hals endet gelegentlich in einem stilisierten Tierbilde, — der Beginn der seltsam phantastischen nordisch-germanischen Tierornamentik, an der unser Land sich nur in ihren Anfängen beteiligt hat (s. Abb. 241, unbekannten Fundorts). Daneben erscheinen Fibelformen, welche aus den westgermanischen Reichen entweder eingeführt oder doch dort heimischen nachgebildet zu sein schienen, so besonders die „großköpfige" Fibel, von denen bei-

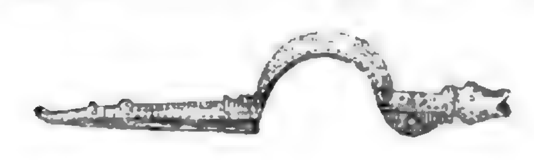


Abb. 241.



Abb. 242.

stehende Abb. 242 (Hagenow) eine Hauptform zeigt.

Auch an den Schnallen erkennen wir das Erwachen des Tierornamentstils, indem der Bügel mit der Sehne gern durch einen Tierkopf verbunden wird, der in einem Falle (Pogreß, Abb. 243) deutlich als Drachenkopf gebildet wird. Ob die Ringfibel beistehender Form (Abb. 244, von Röbel) in diese Periode gehört, ist



Abb. 243.

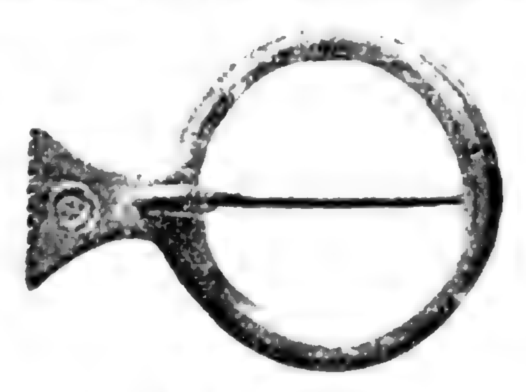


Abb 244.

fraglich. Unter den Perlen fallen jetzt große einfarbige blaue und solche aus Silberblech auf.



Abb. 245.

Die Urnen zeigen im allgemeinen die Schalenform der vorigen Periode, auch verwandte Ornamente; daneben aber finden sich rundliche Töpfe von der größten Einfachheit, mit leicht nach innen gebogenem Rande (s. Abb. 245).

So weit die geringfügige Hinterlassenschaft unserer letzten Germanen. Eine genaue Datierung gestatten sie nicht. (Anmerkung 41.)

Geschichtliches über Mecklenburg in der römischen Eisenzeit.*)

In den Beginn der römischen Eisenzeit fällt der Versuch der Römer, auch Germanien, mindestens bis an die Elbe, als Provinz ihrem Reiche einzuverleiben. Er schien gelingen zu sollen, und noch nicht zwei Menschenalter nach dem Untergang der ausgewanderten Eudosen und Haruden in Gallien spiegelten sich die römischen Feldzeichen in den Fluten der Elbe, unserm Lande gegenüber. Schon im Jahre 9 v. Chr. G. hatten die Römer unter Drusus die Elbe erreicht, doch weit südlich von Mecklenburg, an der Saalemündung. Weiter noch als Drusus war in einem der letzten Jahre vor Chr. G. der Legat Domitius Ahenobarbus

*) Von Dr. R. Wagner.

gelangt, der in Thüringen die Elbe überschritten hatte und an ihrem Ostufer nach Norden vorgedrungen war, doch war auch er nicht bis an die Grenze unseres Landes gelangt. Näher noch trat die Gefahr dem Ostseegestade im Jahre 5 nach Chr. G.

Tiberius, der nach dem Tode seines Bruders Drusus mehrfach in Deutschland thätig gewesen und mit seiner arglistigen Diplomatie der germanischen Freiheit weit gefährlicher geworden war, als der Bruder durch seine Feldzüge, hatte sein Heer den vorhergehenden Winter im Gebiete der Cherusker zubringen lassen. Im Jahre 5 zog er dann durch das Gebiet der Chauken (an der Nordseeküste östlich der Weser), die sich ihm unterwarfen, an die Elbe. Eine große Flotte fuhr unterdessen die Nordseeküste entlang bis an die Spitze der jütischen Halbinsel. An verschiedenen Punkten der Küste wurden Landungen und Streifzüge gemacht; reich mit Beute beladen, fuhr die Flotte in die Elbe ein, wo sie sich etwa in der Gegend von Lauenburg oder Boizenburg mit dem Landheer vereinigte. Vor diesem waren die tapferen Langobarden aus ihrem westelbischen Gebiete, dem Bardengau, auf das rechte Ufer des Flusses gewichen, nicht ohne Kampf, in dem sie aber unterlagen. Dort am rechten Ufer hatten sie ihren Heerbann aufgestellt, wichen aber, als die römische Flotte anlangte und sie zum Kampfe zu stellen suchte, in die Wälder zurück. Tiberius verfolgte sie nicht ernstlich; sein Zweck war weniger gewesen, neue Eroberungen jenseits der Elbe zu machen, als den überelbischen Germanen den Glanz und die Unüberwindlichkeit der römischen Weltmacht vor Augen zu führen und sie dadurch von einer Unterstützung des Markomannenkönigs Marbod, den er im nächsten Jahre anzugreifen gedachte, abzuschrecken. Marbod hatte von Böhmen aus eine ganze Anzahl germanischer Stämme zur Anerkennung seiner Oberherrschaft gebracht, darunter auch die Semnonen (in der Mark Brandenburg) und die Langobarden; den Römern erschien er als ein überaus gefährlicher Gegner, und nur nach den umfassendsten Vorbereitungen glaubte Tiberius den Waffengang mit ihm wagen zu können. Zu diesen vorbereitenden Maßregeln gehörte auch der Zug des Jahres 5. Sein Zweck wurde erreicht; ja, eine ganze Anzahl der jütischen und ostelbischen Völkerschaften, unter ihnen sogar die mächtigen Semnonen, baten um Friede und Freundschaft. Kaiser Augustus, der in dem von ihm selbst verfaßten, inschriftlich erhaltenen Bericht über seine Thaten, dem sogenannten Monumentum Ancyranum, auch dieses Feldzuges nicht ohne Stolz gedenkt, nennt außer den Semnonen noch die Cimbern und Charyden (= Haruden), setzt aber hinzu: „und viele andere“. Zu denen, die er ausläßt, mögen auch mecklenburgische Germanen gehören.

Gewaltig war in der That der Eindruck, den die einfachen Söhne der Wälder von der römischen Macht und ihrem Feldherrn erhielten. Eine kleine Geschichte, die ein Augenzeuge berichtet hat, ist dafür sehr bezeichnend. Als beide Heere an der Elbe einander gegenüberstanden, bestieg ein alter Germane, durch hohe Gestalt und Fürstenschmuck ausgezeichnet, einen Kahn und lenkte ihn allein über den Fluß bis in dessen Mitte. Von da aus bat er, man möchte ihn ungefährdet landen lassen und ihm gestatten, den Cäsar zu sehen. Seine Bitte ward ihm gewährt,

und man führte ihn vor Tiberius. Lange sah er ihn schweigend an, dann brach er in die Worte aus: „Unsere Jugend ist wahnsinnig, die Dich verehrt, wenn Du fern bist, aber, wenn Du erscheinst, lieber vor Deinen Waffen beben als Deinem Treuwort vertrauen will. Heute, an dem glücklichsten Tage meines Lebens, habe ich die Gottheit, von der ich bisher nur gehört habe, mit Augen gesehen." Dann bat er die Hand des Feldherrn berühren zu dürfen. Auch dies ward ihm gewährt; darauf ruderte er zurück, aber noch unterwegs wandte er sein Auge nicht von dem Cäsar, bis er das jenseitige Ufer erreicht hatte. So erzählt Vellejus Paterculus, der als kaiserlicher Offizier den Zug mitmachte. Gewiß hat er auch hier seinem Hange, den Tiberius mit Schmeicheleien zu überhäufen, nachgegeben, und die Worte, die er den Germanen in den Mund legt, sind schwerlich genau so, wie er sie berichtet, gesprochen worden, allein völlig erfunden wird die Geschichte nicht sein. Ist es doch immer deutsche Art gewesen, das Fremde zu bewundern, und wohl begreiflich ist es, daß die einfachen Waldbewohner von dem Gepränge der römischen Macht, das sie sich vor Augen gerückt sahen, geblendet wurden und ihnen der Herr über all diese Macht wie ein Gott erschien.

Der Feldzug des Jahres 5 war der erste und zugleich der letzte, auf dem die Römer bis an die Grenze unseres Landes vordrangen. Es wäre schwerlich der letzte geblieben, wenn es Tiberius gelungen wäre, auch Marbod zu unterwerfen. Aber der Feldzug, der im Jahre 9 begonnen ward, mußte abgebrochen werden, da im Rücken der kämpfenden Heere, in den Donauprovinzen, eine gefährliche Empörung ausbrach. Marbod blieb fortan von den Römern unbehelligt, ließ es aber geschehen, daß sie das westelbische Deutschland in immer festere Abhängigkeit zu bringen suchten. Er beteiligte sich nicht an dem Freiheitskampfe des Arminius, auch nicht an den Kämpfen gegen Germanicus. Dies laue Verhalten war wohl der Grund, weshalb die Semnonen und Langobarden mit anderen Stämmen von ihm abfielen und sich dem Arminius zuwandten. Es kam dann zu einer Abrechnung zwischen den beiden mächtigsten Fürsten Germaniens. Marbod unterlag, und die Römer hatten den Triumph, dem einst so gefürchteten Mann das Gnadenbrot geben zu dürfen. Armin fand unter den Mörderdolchen seiner Verwandten ein allzu frühes Ende; so zerfleischten sich die Germanen durch eigene Zwietracht, von den Römern aber hatten sie fortab nichts mehr zu fürchten. Die Schlacht im Teutoburger Walde, an deren Erfolg auch die glänzenden Thaten des Germanicus nichts zu ändern vermochten, hatte für alle Zeit die römischen Grenzpfähle von der Elbe an den Rhein verwiesen.

Wie dann die römische Kultur und ihre Pioniere, die römischen Händler, das Werk der Eroberung fortsetzten, ist bereits dargestellt. Hier erübrigen noch die beiden Fragen, ob unsere Geschichtsquellen nicht Aufschluß darüber gewähren, welche germanischen Stämme damals unser Land bewohnt haben, und ob etwas über die Schicksale dieser mecklenburgischen Germanen in den folgenden Jahrhunderten zu erfahren ist.

Über die Völkerschaften Germaniens haben vier Schriftsteller der ersten römischen Kaiserzeit mehr oder minder ausführlich gehandelt, Tacitus, der den zweiten Teil seiner Germania einer Aufzählung und Schilderung der einzelnen germanischen Stämme gewidmet hat, Strabo, der um die Zeit des Kaisers Augustus schrieb und besonders im vierten Buche seiner Geographie Germanien bespricht, aber von den ostelbischen Gegenden nur eine ganz dunkle Vorstellung hat, Plinius († im Jahre 79), der im vierten Buche seiner großen Naturgeschichte eine kurze Geographie Germaniens und eine Übersicht über seine Bewohner giebt und auch sonst allerlei schätzbare Nachrichten über die Germanen überliefert hat, und endlich Claudius Ptolemäus, der um die Zeit des Kaisers Mark Aurel (161—180) lebte und ein geographisches Werk schrieb, in dem er aber ein verloren gegangenes, etwa gegen Ende des ersten Jahrhunderts aus älteren Quellen zusammengestelltes Werk des Marinus von Tyrus stark benutzte.

Aus Tacitus erfahren wir zunächst über die Stämme der Ostseeküste, daß sie sämmtlich zur Völkergruppe der Sueben gehörten, wobei allerdings Tacitus den Bereich dieses Namens zu weit ausdehnt. Die Sueben unterscheiden sich nach ihm von den übrigen Germanen schon durch ihre Haartracht. Sie banden nämlich das Haar auf dem Scheitel zu einem Schopf zusammen, den ihre Edlen mit mehr Zierrat schmückten; diese Tracht war nur den Freien gestattet, so daß man Freie und Sklaven schon hieran unterscheiden konnte. Sie war darauf berechnet, die Gestalten der Krieger höher und furchtbarer erscheinen zu lassen. Bei den übrigen Germanen war diese Tracht selten und ward auf die Jugendzeit beschränkt, bei den Sueben ward sie bis ins Alter beibehalten.

Von den suebischen Stämmen, die Tacitus nennt, kommen als mutmaßliche Bewohner Mecklenburgs in erster Linie die Semnonen und Langobarden in Betracht. Die Semnonen, das größte und angesehenste aller suebischen Völker, wohnten, in 100 Gaue geteilt, zwischen Elbe und Oder in der heutigen Mark Brandenburg; ihr Gebiet erstreckte sich wahrscheinlich bis ins südliche Mecklenburg hinein. Es lag darin ein heiliger Hain, die Wohnstätte ihres höchsten Gottes — des altgermanischen Himmelsgottes Ziu —, der zu bestimmten Zeiten von Abgeordneten aller Völker suebischen Stammes aufgesucht ward. Gemeinschaftlich ward dann hier eine religiöse Feier begangen, die mit einem Menschenopfer eingeleitet wurde.

Nordwestlich stießen an die Sitze der Semnonen die der Langobarden, einer kleineren Völkerschaft, die, rings von volkreichen Stämmen umgeben, doch in steten Kämpfen Freiheit und Gebiet zu behaupten wußte. Sie wohnten, wie sich aus Strabo ergiebt, zu beiden Seiten der Elbe; der Bardengau, von der Seve westlich Lüneburg bis zum Kateminer Bach gegenüber Darchau ist der ihren Nachkommen bis auf den heutigen Tag verbliebene Rest ihres Gebietes. Einst war indessen auch das südöstliche Holstein und der Südwesten von Mecklenburg langobardisch.

An die Langobarden schließt nun Tacitus eine Gruppe von sieben Völkerschaften an, die er wohl mit Unrecht den Sueben beizählt und die durch den gemeinsamen Kult der Göttin Nerthus verbunden waren,

die Reudigner, Avionen, Angeln, Variner, Eudosen, Suardonen und Nuithonen. Im Gegensatz zu den Langobarden, die sich durch ihre Tapferkeit schützen mußten, sagt er von ihnen, sie seien durch Flüsse und Wälder geschirmt, über ihre Wohnsitze im Einzelnen äußert er sich nur mit der kurzen Bemerkung, sie erstreckten sich in die entfernteren Gebiete Germaniens, er läßt uns also völlig im Unklaren darüber, ob wir sie von dem Gebiet der Langobarden aus nach Norden (auf Jütland) oder nach Osten (in Mecklenburg und Vorpommern) oder in beiden Richtungen zu suchen haben; auch die dänischen Inseln kommen dabei noch mit in Betracht. An einer späteren Stelle kommt Tacitus dann noch einmal auf die Ostseeküste zu sprechen und erwähnt die Rugier und Lemovier als Anwohner derselben; die Rugier werden wir auf und bei Rügen anzusetzen haben, ob aber die Lemovier östlich oder westlich von ihnen wohnten, also in Pommern oder in Mecklenburg, bleibt unklar.

Wenn wir uns nun dem Ptolemäus zuwenden, der auf Grund einer Karte die Völkerschaften Germaniens aufzählt, so finden wir an der Ostsee in unserer Gegend zwar eine ganze Reihe von Namen, aber auf den ersten Blick lauter andere als Tacitus angiebt, Namen, die überdies zum Teil bis zur Unkenntlichkeit ihres ursprünglichen Wortlautes entstellt sind. Dazu gesellt sich noch eine andere Schwierigkeit. Ptolemäus ordnet die Völker an der Ostsee zwischen vier Flüsse; Vistula, Viadua, Suebus und Chalusus sind ihre Namen in der Reihenfolge von Osten nach Westen. Nun ist es zwar sicher, daß die Vistula die heutige Weichsel ist, die Bedeutung der drei übrigen aber ist streitig. So kommt es, daß die immer aufs neue gemachten Versuche der Gelehrten, die Angaben des Tacitus und Ptolemäus miteinander zu vereinigen und den von ihnen genannten Völkerschaften bestimmte Wohnsitze zuzuweisen, bisher noch nicht zu sicheren Ergebnissen geführt haben und auch wohl niemals führen werden. Immerhin hat sich als wahrscheinlich herausgestellt, daß der Suebus die Oder ist, womit die Völkerschaften östlich des Suebus für unser Land außer Betracht fallen. Der Chalusus soll nach Ptolemäus die Ostgrenze der Sachsen sein. Diese nennt Tacitus überhaupt nicht, man hat deshalb mit Wahrscheinlichkeit vermutet, daß der Name, der ja später eine weite Verbreitung gewann, schon damals eine Gesamtbezeichnung für mehrere Stämme, z. B. die Reudigner und Avionen des Tacitus, gewesen sei, die dem Tacitus unbekannt blieb, während umgekehrt Ptolemäus wohl den Gesamtnamen erfuhr, aber nicht die Namen der Einzelstämme. Welcher Fluß aber ist der Chalusus? Darüber gehen die Ansichten weit auseinander, doch dürfte den meisten Anspruch auf Wahrscheinlichkeit seine Gleichsetzung mit der Warnow haben. Darnach wären die Sachsen (die Reudigner) im ersten Jahrhundert n. Chr. G. Bewohner des nordwestlichen Mecklenburg gewesen. Zwischen Chalusus und Suebus setzt Ptolemäus die Pharodinen, zwischen die Sachsen und Semnonen die Teutonarer und Viruner, zwischen die Pharodinen und Semnonen die Teutonen und Auarper. Von den Teutonen und Teutonarern ist schon die Rede gewesen, es waren die letzten Überbleibsel der einst weit ausgedehnten Stammesgruppe, zwei Gaue oder vielleicht nur einer, für den Ptolemäus zwei verschiedene Namensformen überliefert

fand, die er irrtümlich verschiedenen Völkerschaften zuschrieb. Was ferner die Pharodinen betrifft, so wird man sie nicht, wie es geschehen ist, mit den Bardinen, Barden (= Langobarden) zusammenwerfen dürfen, da sie nach Ptolemäus erst östlich des Chalusus (der Warnow) wohnten, und jedenfalls, wenn sich Ptolemäus hierin geirrt haben sollte, als ein Küstenstamm anzusehen sind, während sich die Wohnsitze der Langobarden bei der geringen Stärke des Volksstammes in dieser Zeit schwerlich bis an die Küste erstreckt haben. Wir haben also auch keinen Grund, die Ansetzung des Ptolemäus anzutasten und halten die Pharodinen mit ihm für einen Küstenstamm, der zwischen Warnow und dem Oderhaff wohnte, es bleibt freilich für uns ein leerer Name ohne Inhalt, und auch wenn wir sie mit den Lemoviern des Tacitus gleichsetzen, wird damit wenig gewonnen. Kaum anders steht es mit den Virunern und Auarpern, wenn sich nicht etwa in einem der beiden Namen oder in beiden die taciteischen Variner verbergen. Freilich spricht manches dafür, daß diese nach Schleswig zu setzen sind, denn dort hat es später nördlich von den Angeln nachweislich Warnen gegeben, aber dies schließt die Möglichkeit nicht aus, daß ein Teil des Stammes in Mecklenburg gewohnt hat. Nach dem Abzug der Cimbern und Teutonen können sich warnische Scharen aus Schleswig auf dem verlassenen Gebiete in Mecklenburg angesiedelt haben oder umgekehrt. Daß es ein nicht unbedeutendes Volk war, wird durch die spätere Verbreitung des Stammes glaubhaft. Hiernach hätten also südlich von den Pharodinen im östlichen, auch wohl schon im mittleren Mecklenburg, östlich vom Gebiete der Langobarden und südöstlich von dem der Reudigner neben Bruchstücken der Teutonen auch Warnen gewohnt. Vielleicht erschließt uns diese Annahme den ursprünglichen Sinn einer alten Sage, die der Geschichtsschreiber der Langobarden, Paulus Diaconus, aufbewahrt hat. Die Langobarden seien einst aus Scandinavien nach Scoringa gewandert und hätten hier siegreiche Kämpfe mit den Vandalen ausgefochten. Scoringa bedeutet Uferland und kann sich nur auf das Ostseeküstenland, den Wohnsitz der Langobarden in historischer Zeit, beziehen. Das Volk der Vandalen aber ist aus der Vereinigung zweier schlesischer Stämme (Silingen und Asdingen) entstanden. Somit scheint es, als wenn sie mit den Langobarden im Uferland nicht zusammengetroffen sein können, man müßte denn annehmen, daß auch die Vandalen aus Scandinavien oder Jütland stammen und auf ihrem Durchzuge nach Süden durch Mecklenburg gekommen und hier eine Zeit lang Nachbarn der Langobarden gewesen seien. Dies ist um so glaublicher, als es in Nordjütland noch in weit späterer Zeit einen Volksstamm Namens Vandalen gegeben hat, an den noch der heutige Name Vendsyssel erinnert. Aber die Sage läßt noch eine andere Auffassung zu. Plinius braucht den Namen Vandalen für eine ganze Gruppe von Völkern, zu denen er auch die Warnen rechnet. Hierin liegt vielleicht der Schlüssel zum Verständnis der Sage. Es waren nicht die Vandalen im späteren Sinne, mit denen die Langobarden im Uferlande kämpften, sondern deren Stammverwandte, die ebenfalls früher diesen Namen trugen, die Warnen. Freilich, indem wir dieses schwierige Forschungsgebiet verlassen, müssen wir noch einmal zugeben, daß die Resultate,

die wir gefunden haben, nur einen gewissen Grad von Wahrscheinlichkeit darstellen, denn der Boden, auf dem man sich hier bewegt, ist und bleibt durchaus unsicher. Nur daß einst das südwestliche Mecklenburg langobardisch war, ist als gesichert anzusehen (Anmerkung 42).

Auch über die **Schicksale Mecklenburgs in den folgenden Jahrhunderten** wissen wir sehr wenig: nur selten fällt von den Grenzgegenden und Provinzen des römischen Reiches, auf die sich unsere Nachrichten fast ausschließlich beziehen, ein Streiflicht auf die ferne Ostseeküste. Vergleichsweise am besten sind wir noch über das Ende des zweiten Jahrhunderts unterrichtet. Es ist die Zeit, wo nach einem Stillstand von $1\frac{1}{2}$ Jahrhunderten die Ausbreitungsversuche der Germanen von neuem begannen, mit um so größerer Stärke, je mehr sich in den germanischen Ländern die Volksmassen aufgestaut hatten.

Auch diesmal ging der erste Anstoß von den Ostseeküstenländern aus. Die Gothen fingen an, selbst durch skandinavische Stammesgenossen gedrängt, sich von der Küste aus nach Süden vorwärts zu schieben. Sie räumten ihre früheren Wohnsitze allmählich vollständig und fanden eine neue Heimat in der weiten Ebene Südrußlands und an der unteren Donau, wohin sie spätestens im Anfang des dritten Jahrhunderts gelangten. Ihr Zug nach Süden setzte auch die südöstlichen germanischen Stämme, die er streifte, besonders die Markomannen und Quaden in Bewegung und gab das Signal zu einem allgemeinen Ansturm gegen die Grenzen des römischen Reiches, dem sogenannten Markomannenkrieg. Sein Vorspiel war ein Raubzug, den noch vor dem Jahre 166 eine Schaar von 6000 germanischen Kriegern über die Donau nach Pannonien machte. Unter den Teilnehmern werden außer Markomannen auch Obier und Langobarden genannt. Die Obier hat man den Avionen des Tacitus gleichgesetzt, die auf den dänischen oder schleswig-holsteinischen Inseln — das Wort bedeutet Inselbewohner — wohnten. Diese Gleichung ist freilich sehr bestreitbar, doch wird schon durch die Teilnahme von Langobarden erwiesen, daß auch die Stämme der westlichen Ostseeküste von der Bewegung nicht unberührt blieben. Außer diesen Langobarden wird allerdings unter den Völkern, die sich an den folgenden Kämpfen beteiligt haben sollen, kein Stamm aus unserer Gegend genannt. Und wenn auch dadurch keineswegs die Möglichkeit ausgeschlossen wird, daß auch Bruchstücke anderer Ostseestämme den Markomannen Zuzug geleistet haben, so ist doch jedenfalls für unsere Gegend eine andere Völkerbewegung, die etwa in dieselbe Zeit fällt und gewiß im Zusammenhang mit dem allgemeinen Vordringen der suebischen und gothischen Stämme steht, ungleich wichtiger gewesen, es ist der Auszug der Semnonen etwa um das Jahr 174. Auch hier ist, wenn auch vielleicht nicht sogleich, so doch allmählich der ganze Stamm ausgewandert. Er verschwindet völlig aus seinen alten Wohnsitzen und bildet den Grundstock der Alemannen, die den Südosten Deutschlands und bald auch das Elsaß besetzten. Der Name „Schwaben" erinnert noch heute an den alten Stammesnamen Sueben, auf den die Semnonen als das mächtigste

Glied der suebischen Völkergruppe ein besonderes Anrecht hatten. Ihnen können sich bei dieser Wanderung noch andere verwandte Stämme, z. B. die Reste der Teutonen, angeschlossen haben. Die nächste Folge des Auszuges der Semnonen war der Abzug der Langobarden, wenigstens ihres rechtselbischen Teiles, nach Süden: nach ihrer Sage kamen sie aus dem Scoringaland ins Mauringaland, womit die Mark Brandenburg gemeint ist. Sie setzten dann im Verlaufe der folgenden Jahrhunderte ihre Wanderung allmählich weiter nach Süden fort, bis sie schließlich nach Pannonien gelangten und von dort aus Italien eroberten. Für ihre Auswanderung aus Scoringa giebt die Sage als Grund Hungersnot an, und es ist sehr glaublich, daß sie damit das Richtige trifft. Eine Anzahl von schlechten Ernten mag den letzten Anstoß gegeben haben, die ganze Völkermasse, die Gothen wie die Semnonen und Langobarden in Bewegung zu setzen. (Anmerkung 43.)

Das alternde römische Reich vermochte sich schon dieses ersten Ansturmes der nordischen Völkerflut nur schlecht zu erwehren, und seit einmal der Damm gebrochen war, brauste eine Welle nach der anderen über die römischen Provinzen. So wirksam auch das römische Schwert wie die römische Staatskunst nicht selten aufräumte, immer dichter wird das Gewimmel. Die leeren Räume in Ostdeutschland werden gefüllt durch die nordischen Stämme, die den Überschuß ihrer Volksmassen aus Skandinavien und den dänischen Inseln über die deutsche Küste ausgießen. Auch diese neuen Einwanderer werden dann von dem Zuge nach Süden ergriffen. So erscheinen die Heruler von Norden her und verschwinden wieder nach Süden hin. Es ist nicht mehr blos das Bedürfnis nach Neuland, was die Bewegung im Flusse erhält, sondern der Wunsch nach besserem Land, die Sehnsucht nach dem schöneren, fruchtbareren Süden und die Begehrlichkeit nach seinen Gütern. Die jütischen Stämme fanden ein anderes Beutestück, Britannien, näher als die Provinzen des Südens. Angeln und Sachsen begannen vom fünften Jahrhundert ab ihre Seefahrten dorthin zu richten und sich dort niederzulassen. Neben ihnen siedelten sich auch Warnen an. Denn auch diese widerstanden dem Zuge der Zeit nicht und verließen ihre alten Wohnsitze. Nach England ging indessen nur ein geringer Bruchteil des Stammes, ein anderer Teil ward nach dem Niederrhein verschlagen, wo er um die Mitte des sechsten Jahrhunderts mit Angeln aus Britannien in Fehde geriet. Mit 400 Schiffen und 100000 Mann sollen die Angeln gegen sie ausgezogen sein, auch die Warnen müssen also nicht gering an Zahl gewesen sein. Die Hauptmasse des Stammes aber, — wohl der mecklenburgische Zweig, der nach dem Abzug der Langobarden sich zunächst über das von diesen verlassene Gebiet ausgebreitet haben mag — zog sich allmählich über die Elbe nach Thüringen hinein. Dessen frühere Bewohner, die Hermunduren hatten einen Teil ihres Volkes nach Süddeutschland abgegeben. Somit fanden die Warnen überall in Thüringen Platz: Die zahlreichen Ortschaften auf -leben (laifa = Erbe) werden auf sie zurückgeführt, auch das Werinofeld zwischen Elbe und Saale ist nach ihnen benannt. Selbst bis in die Gegend von Würzburg gelangten sie, wo der Weringau und das Flüßchen Wern (= Werinaha, Wasser

der Wernen) Zeugnis von ihnen ablegt. Die thüringischen Warnen verschmolzen mit den Resten der Hermunduren und den Angeln, die entweder schon von der Zeit des Ptolemäus her in Nordthüringen saßen oder mit den Warnen einwanderten, zu einem Volk, das mit Abkürzung des Namens Hermunduren sich Thüringer nannte. Seine Gesetzessammlung, die aus dem sechsten Jahrhundert stammt, bewahrt in ihrem Titel „Gesetz der Angeln und Warnen, das heißt der Thüringer" eine Erinnerung an die drei Bestandteile, aus denen der Stamm zusammengewachsen ist.

Auch von warnischen Recken im Kaiserdienst weiß die Geschichte zu erzählen. Zur Zeit des großen Gothenkrieges in Italien 535 bis 555 starb dort ein warnischer Edler Namens Wakkar, der eine Gefolgschaft von Stammesgenossen um sich hatte. Nach seinem Tode stellte sich sein Sohn Theudibald mit dem Gefolge dem Kaiser zur Verfügung und kam nach Ariminum, um dort mit dem kaiserlichen Feldherrn Narses zusammenzutreffen, von dem er samt seinen Leuten als „zuverlässiger Bundesgenosse" Geldgeschenke empfing. Der goldene Lohn wird die Warnen bewogen haben, im Dienste des Kaisers zu verbleiben, und sie mögen die letzten Verzweiflungskämpfe der Gothen in den Reihen ihrer Gegner mitgemacht haben. (Anmerkung 44.)

Das Volk der Thüringer, dem sich auch ein abgesprengter Bruchteil der Heruler anschloß, erhob an seine Spitze ein Königsgeschlecht. Aus diesem stammten die drei Brüder Baderich, Herminfried und Berthachar, die im Anfang des sechsten Jahrhunderts nach dem Tode ihres Vaters Bisinus das Thüringerland gemeinsam regierten. An sie schrieb der Ostgotenkönig Theoderich der Große i. J. 507 (vor der Schlacht bei Vouglé, in der der Frankenkönig Chlodwig die Westgothen besiegte) einen Brief, in dem er sie zum Zusammenhalten gegen die um sich greifende Macht der Franken aufforderte, die ihnen allen gefährlich sei. Theoderich nennt die drei Brüder Könige der Heruler, Warnen und Thüringer, und es ist neuerdings der Nachweis versucht worden, daß diese Heruler in der Mark Brandenburg und diese Warnen noch in Mecklenburg zu suchen und daß beide Länder damals Provinzen des Thüringerreiches gewesen seien. Allein die Spuren in der Überlieferung, auf die sich dieser Nachweis stützt, sind doch zu undeutlich, als daß wir ihn als gelungen ansehen dürften.

Später entzweiten sich die drei Brüder, zwei von ihnen wurden beseitigt, und der übrig gebliebene, Herminfried, unterlag i. J. 531 dem Frankenkönig Theoderich, Thüringen ward dem Frankenreich einverleibt. Im Zusammenhang damit muß ein siegreicher Kampf der Franken mit einem suebischen Stamme, den Nordschwaben, stehen, dessen sich der König Theodebert in einem Briefe an den Kaiser Justinian aus dem Jahre 534 oder 535 berühmt. Die Wohnsitze dieser Nordschwaben können nur rechts von der Elbe in dem altsuebischen Gebiete gesucht werden, und es liegt nahe, darin zurückgebliebene Reste der Semnonen zu sehen.

Die Nordschwaben unterwarfen sich den Franken, die damit auch die Grenze ihres Reiches über die Elbe ausdehnten. Ob aber auch bis

an die Ostsee und über Mecklenburg, wie man gemeint hat, ist doch sehr zweifelhaft.

Dieses ostelbische Gebiet gaben die Franken ums Jahr 568 wieder auf. Im Jahre 568 zog bekanntlich der Langobardenkönig Alboin nach Italien, um es zu erobern. Sein eigenes Volk, von jeher nicht besonders zahlreich, erschien dem König für das Unternehmen nicht stark genug, und er sandte an die alten Nachbarn und Freunde der Langobarden, die Sachsen, um Hülfe. Dem verlockenden Rufe, sich der Schätze des Kernlandes der römischen Weltmonarchie zu bemächtigen, folgte ein sächsischer Gau, der seit der Zerstörung des Thüringerreiches in Nordthüringen angesiedelt war, in der Stärke von 20000 Bewaffneten mit Weib und Kind. Das verlassene Gebiet gaben die Franken an „Schwaben und andere Stämme". Diese Schwaben sind offenbar mit den um 534 unterworfenen Nordschwaben identisch, die also um 568 mit anderen — wohl ebenfalls ostelbischen — Stammesresten zusammen nach Nordthüringen verpflanzt wurden. Auch bei diesem Vorgang bleibt es unklar, ob er seine Wirkung bis nach Mecklenburg hinein erstreckt hat.

An direkten Nachrichten über die Ostseeküstengegend besitzen wir aus der ganzen Zeit nach dem Abzuge der Langobarden nur eine einzige, die leider ebenfalls mehrdeutig ist. Sie stammt aus dem Anfang des sechsten Jahrhunderts. Wie Procop, der Geschichtsschreiber der Gothenkriege, erzählt, faßte zur Zeit des Kaisers Anastasius — es muß ums Jahr 512 gewesen sein — eine Schar von Herulern, die in Pannonien von den Langobarden geschlagen waren, um nicht, wie andere ihrer Stammesgenossen ins römische Reich überzutreten und dort ihre Freiheit einzubüßen, den Beschluß, zu den alten Wohnsitzen ihres Stammes zurückzukehren. Unter Führung vieler Mitglieder der königlichen Familie zogen sie zuerst durch alle Länder der Slaven, dann durch weite, öde Strecken, bis sie zu den Warnen kamen. Dann wanderten sie noch durch das Land der Dänen. Am Ocean angelangt, gingen sie zu Schiff und fuhren nach Thule, wo sie blieben.

Dieses Thule ist, wie aus der folgenden ausführlichen Beschreibung hervorgeht, Skandinavien, und der Zug der Heruler ging vermutlich aus Ungarn über die Karpathen nach Galizien und Polen, wo zwischen Weichsel und Oder damals die slavischen Stämme vorwärts drängten, dann durch die Neumark und Mecklenburg nach Jütland, in dessen Norden damals schon die Dänen, ebenfalls Söhne Skandinaviens, saßen. Leider läßt Procops Erzählung im Unklaren, ob Mecklenburg noch in die „weiten, öden Strecken" miteinzubeziehen oder schon zu dem Reiche der Warnen zu rechnen ist, das ja auch auf Schleswig, die unmittelbare Nachbarschaft der Dänen, beschränkt gewesen sein könnte.

Wir wissen also nicht, wann die letzten Germanen Mecklenburg verlassen und wohin sie sich gewandt haben. Daß die Entleerung des Landes allmählich im Verlaufe mehrerer Jahrhunderte vor sich gegangen ist, darauf führen die Bodenaltertümer, wie bereits oben gezeigt ist.

Eins aber ist aus jener Erzählung Procops mit Sicherheit zu schließen: Wenden können die Heruler noch nicht in Mecklenburg vorgefunden haben. Gehörte es nicht mehr zum Warnenreich, so muß es

unbewohnt oder wenigstens so gut wie unbewohnt gewesen sein. War es damals noch bewohnt, so wird es um 568 geräumt sein, denn es liegt fast auf der Hand, daß die Verpflanzung der Nordschwaben auf das linke Elbufer mit dem Vordringen der Wenden in Zusammenhang gestanden hat, die also um dieselbe Zeit auch Mecklenburg werden betreten haben. Annähernd um 600 also wird die Besitzergreifung des Landes durch die Wenden vollendet gewesen sein. (Anmerkung 45.)

Neben den neuen Bewohnern können einzelne Germanen-Dörfer noch eine Zeit lang fortbestanden haben. Doch verloren diese bald ihre Nationalität und Sprache Die Vermutung einzelner Forscher, daß sich durch alle Jahrhunderte der Wendenzeit germanische Bevölkerungsreste in den Ländern östlich der Elbe erhalten hätten, an die die spätere Germanisierung wieder hätte anknüpfen können, ist abzuweisen. Die germanische Periode unserer Landesgeschichte war also gegen Ende des sechsten Jahrhunderts beendet. Die germanischen Bewohner unseres Landes waren der großen Bewegung nach Süden und Westen, von der schon seit dem zweiten Jahrhundert die Germanen ergriffen wurden, gefolgt, ein Teil (die Semnonen) hatte sich in Süddeutschland niedergelassen, das früher von Kelten und Römern bewohnt gewesen war, ein anderer hatte in dem entvölkerten Mitteldeutschland die Lücken gefüllt; diese wechselten nur den Wohnort, behaupteten aber ihre Nationalität. Noch andere halfen an den Rheinmündungen, in Flandern, und wieder andere in England neue, verwandte Nationen begründen. Am weitesten in die Ferne führte ihr Geschick die Langobarden. Sie gewannen nach langem Hin- und Herziehen für ihre rauhe nordische Heimat keine geringere Beute als den Besitz des Heimatlandes der früheren Herren der Welt, Italiens Dem entarteten Volke führten sie neues, frisches Blut zu, büßten aber, von der überlegenen Kultur der Besiegten überwunden, ihr eigenes Volkstum ein und verloren sich in der italienischen Nation. Der Name der Lombardei, wo sie am dichtesten saßen, erinnert noch an diese unsere italischen Landsleute. Die alte Heimat am nordischen Meeresstrande aber ging für sechs Jahrhunderte dem germanischen Volke verloren. (Anmerkung 46.)

Dritte Periode.
Die wendische Zeit.

Die Auswanderung der alten germanischen Bevölkerung führt auch nach Seite des archäologischen Bestandes zu einer so gänzlichen Umwandlung der bestehenden Verhältnisse, wie sie an keinem zweiten Punkte der gesamten Vorgeschichte bemerkbar ist. Es scheint fast, als wäre Mecklenburg Jahrhunderte lang ein menschenleeres Land gewesen, so völlig fehlen Funde, welche man in die ältere Zeit der Wendenherrschaft versetzen dürfte. Vielleicht füllt sich die Lücke noch einmal

etwas aus, aber auf ein lichtvolleres Bild einer höheren und nationalen Kultur werden wir verzichten müssen. Erst gegen die Scheide des Jahrtausends erhalten wir zeitlich bestimmbare Funde, und diese häufen sich nach dem Ende der Heidenzeit zu ziemlich stark, aber eine ärmliche Gleichförmigkeit ist ihnen stets eigen geblieben. Es ist merkwürdig, wie die engen Beziehungen, in denen wir die Wenden von ihrem ersten Eintritt in die beglaubigte Geschichte an mit ihren überseeischen Nachbarn, den Dänen, finden, so gar keinen Nachhall in den wendischen Altertümern gefunden haben und wie der reiche und höchst originale nordisch-germanische Stil der nachrömischen oder jüngeren Völkerwanderungs-Periode des Nordens (etwa 600 bis 800) ebenso wenig Spuren in unserem Lande zurückgelassen hat, wie der Stil der Wikingerzeit (800 bis 1000 etwa), in welcher doch Wenden und Nordmannen abwechselnd Mann gegen Mann und Schulter an Schulter fochten und gemeinsam raubten. An Stelle der Altertümer tritt allmählich die geschichtliche Überlieferung. Seit mit Karl dem Großen wieder eine starke Centralgewalt errichtet ist, welche ihren beherrschenden Einfluß auch auf die Außenländer, die in ihrem Schatten liegen, ausübt, werden auch die Wenden ein Faktor der fränkischen und später der deutschen Reichspolitik. Namen und Ereignisse werden nun immer zahlreicher überliefert, auch Charakterzüge des Volkes, welche den deutschen Berichterstattern auffallen, werden aufgezeichnet und so eine zusammenhängende Darstellung der Schicksale auch der mecklenburgischen Wenden ermöglicht. Freilich ist es fast ausschließlich eine Geschichte der auswärtigen Verhältnisse des Volkes; auf das innere Leben der Wenden fallen nur Streiflichter, und wir sind auf Schlüsse angewiesen, wobei den Bodenaltertümern eine entscheidende Rolle zufällt. So beruht die Geschichte der Wendenzeit im wesentlichen auf zwei sehr verschiedenen Quellen, den Berichten auswärtiger Annalisten oder Geschichtsschreiber und den Bodenaltertümern. Die Wendenzeit nimmt eine Doppelstellung zwischen Geschichte und Vorgeschichte ein, ein Verhältnis, dem auch unsere Darstellung Rechnung trägt, indem sie die Behandlung ihrer Altertümer mit der der andern vorgeschichtlichen Perioden verbindet, während die Darstellung der wendischen Kultur und Geschichte dem Geschichtsschreiber zufällt. (Mecklenburgische Geschichte in Einzeldarstellungen Heft 2: Wagner, die Wendenzeit. 1899.)

Die allgemeinen geschichtlichen Verhältnisse der Wenden um das Jahr 780 ähneln in hohem Grade denen der Germanen zu Beginn unserer Zeitrechnung. Wie damals das Römerreich durch die Eroberung Galliens seine Machtstellung bis an den Rhein ausgedehnt hatte, so war jetzt nach der Eroberung Sachsens die Elbe der fränkische Grenzstrom geworden; wie die Germanen damals, so waren jetzt die Wenden Nachbarn eines an politischen Machtmitteln und Kultur im weitesten Sinne des Wortes weit überlegenen Weltreiches. Die Wirkung war aber eine grundverschiedene: die Germanen, im Besitz einer vielseitig entwickelten Gewerbethätigkeit, brachten diese unter römischem Einflusse, dem sie sich gern hingaben, und im Austausch mit den Römern (daß diese

nicht nur die gebenden waren, ist oben dargestellt) zu weiterer Blüte, die Wenden lehnten den deutschen, aber auch dänischen Einfluß ab, anscheinend mit wachsender Zähigkeit, und blieben so hinter der kulturellen Entwickelung jener Völker allseitig zurück. Aus unseren Altertümern der Wendenzeit spricht ein gut Teil slavischer Indolenz und Bedürfnislosigkeit, und sie tragen so auch zu der Erklärung des raschen und völligen Sieges des Deutschtums auf unserem Boden bei. Doch ist auch hier die oben wiederholt ausgesprochene Warnung vor einer Überschätzung der Sprache der Altertümer am Platze. Gerade in der Wendenzeit stellt unser archäologisches Material nur einen kleinen Bruchteil der Hinterlassenschaft dar; was in vergänglicheren Stoffen gearbeitet ist, ist natürlich vergangen; und gerade von den Wenden wissen wir, daß sie z. B. sehr geschickte Holzschneider gewesen sind, und es scheint auch das Textilgewerbe bei ihnen in höherer Blüte gestanden zu haben. — Stärker als zu den Deutschen sind die Beziehungen der Wenden zu ihren Landsleuten im Osten und mit diesen zu dem byzantinischen Reiche und den arabischen oder doch mohamedanischen Herrschaften in Vorderasien. Diese Richtung der Kultur ist ja nichts neues. Schon in der jüngeren römischen Periode ging der Kulturstrom, zu dessen Gebiete auch Mecklenburg gehörte, nach Südosten und berührte das römische Reich an der Donaumündung. Der „arabische“ Handel, auf den wir hier nicht näher eingehen können, folgt altgebahnten Wegen. Daß auch einzelne Züge des wendischen Kulturbildes auf weströmische Einflüsse zurückgehen, wird unten zu besprechen sein. — Bei der Behandlung der wendischen Altertümer folgen wir derselben Einteilung wie bei den früheren Perioden.

Die Gräber.

Altslavische Bestattungsweise war der Leichenbrand. Doch ist die Zahl der Grabfelder mit ausschließlichem Leichenbrande in dem ganzen ausgedehnten Slavenlande sehr gering. Der Grund liegt anscheinend in der Art, wie die Gebeine geborgen wurden. Die in der altgermanischen Zeit übliche Sitte der Beisetzung in Urnen auf einem gemeinsamen Begräbnisfelde scheint den Slaven fremd gewesen zu sein. Wir hören von Funden slavischer Graburnen, aber anscheinend standen diese Urnen ganz vereinzelt; im allgemeinen scheint man in älterer Zeit für die Bergung der Gebeine wenig Sorge getragen und sie auf der Leichenbrandstätte einfach verscharrt zu haben, nachdem man einige Beigaben, besonders Töpfe, nachgeworfen hatte. Brandstellen mit den unverkennbaren (s. u.) wendischen Scherben finden sich nun im Lande in größter Menge, aber die Entscheidung, ob sie die Reste von Wohngruben oder Gräber sind, ist schwer und nur bei genauester Berücksichtigung aller Einzelheiten, besonders dem Nachweis kalzinierter menschlicher Gebeine zu treffen. Ganz aufgegeben ist der Leichenbrand bis zu dem Ende der Heidenzeit nicht, auch auf wendischen Skelettgräberfeldern finden sich gesammelte zerbrannte Gebeine; gewöhnlich in gröberen, großen Urnen beigesetzt. Eine besser geformte Urne ist nur auf dem Grabfelde von Bobzin (bei Lübz) 1894 gefunden;

sie ist verschlossen mit einem kleinen gefalzten Deckel; die Stelle, wo der Deckel aufgesetzt werden soll, ist mit Strichen bezeichnet (Abb. 246).


Abb. 246

(Bei demselben Orte, aber in so großer Entfernung von der ersten, daß ein direkter Zusammenhang ausgeschlossen erscheint, ist schon früher eine sehr einfache Urne gefunden, Abb. 247, in der ein


Abb. 247

kleiner Kamm lag und die demnach auch als Graburne gedient haben wird) — Aber diese Bestattungsart bildet die Ausnahme. Am Ende der Periode herrscht die Bestattung unverbrannter Leichen ganz allgemein und zwar auf Grabfeldern, die oft einen sehr bedeutenden Umfang einnehmen und deren Zusammenhang mit den in der Nähe gelegenen Burgwällen in mehreren Fällen wahrscheinlich ist (so bei Alt-Bartelsdorf bei Rostock, Gadebusch, Muchow bei Grabow, vielleicht auch Schwerin). Zu diesem Siege der Bestattungsart, den wir uns sicher als einen allmählichen vorzustellen haben, hat wohl der zunehmende Einfluß christlicher Sitte beigetragen. Die Grabfelder liegen durchgängig auf sandigen Kuppen, auffallend oft an Stellen, die schon von Grabfeldern einer früheren Periode eingenommen sind (so besonders bei Alt-Bartelsdorf, wo ein vorrömisches Urnenfeld, ein römisches Skelettgrab und wendische Gräber gesellt sind). Im einzelnen zeigen sich bei der Bestattung große Verschiedenheiten Im allgemeinen aber liegen die Skelette nach Osten, in Reihen und ausgestreckt; doch finden sich auch andere Orientierungen, oft in buntestem Wechsel auf demselben Felde. Daß die Zusammengehörigkeit mehrerer Gräber auch äußerlich gekennzeichnet wäre, war sonst nicht beobachtet; erst neuerdings (September 1898) konnte Verfasser eine beachtenswerte Anlage der Art freilegen. Bei Gadebusch fand sich auf einem Grabfelde ein rundlicher Raum von $5^1/_2$ bis 7 Meter Durchmesser durch größere Steine abgegrenzt; innerhalb dieses Raumes lagen auf erhöhtem Steinlager und ungewöhnlich sorgsam durch seitliche Steinschichtungen geschützt neben einander zwei Skelette mit den üblichen Beigaben (Messer und Schläfenring), zwischen dem Steinlager und den Umfassungssteinen regellos eine größere Anzahl (mindestens 8) Leichen ohne jede Beigaben; also offenbar zwei bevorrechtigte Persönlichkeiten mit ihren Untergebenen. — Die Tiefenlage ist sehr verschieden, erreicht aber die in christlicher Zeit übliche Tiefe nie; oft sind die Leichen durch Steine in ihrer Lage gehalten, besonders der Kopf, auch auf der Brust und den Beinen finden sich gelegentlich Steine; Steinpackungen aber fehlen. Ob wirklich Särge schon zur Anwendung gekommen sind, ist doch noch zweifelhaft, eiserne Nägel kommen oft vor, aber innerhalb des einzelnen Grabes in zu geringer Anzahl, als daß sie allein beweisend sein könnten, auch Holzspuren habe ich stets nur in geringer Menge gefunden; in dem Schweriner Grabfelde vom Ende der Heidenzeit lag eine starke eichene Bohle über dem Beerdigten. Der Tote wurde bestattet mit seiner Aus-

rüstung; was an Beigaben gefunden wird, liegt an seinem Orte. Aber es ist nicht viel. Der häufigste wendische Gegenstand ist der „Schläfenring" (s. u.), der auf unserem Boden höchstens in zwei Exemplaren an einer Leiche gefunden ist, und zwar dann übereinander liegend, sodann kommt das dolchartige Messer mit lederner Scheide und bronzenem Beschlage, an einer Seite an einem ledernen Gürtel getragen; eine Gürtelschließe ist mehrmals beobachtet, vereinzelt Fingerringe, ein Halsring (s. u.), eine scheibenförmige Spange auf der Schulter, eine kleine Wage und einmal eine goldene Münze, welche durch Öse und Ring zu einem Schmuckstück gestaltet war (s. umstehend); auch Silbermünzen gehören zu der Ausstattung, sie finden sich am Messer, anscheinend in einer kleinen, an der ledernen Scheide angebrachten Tasche. Auch Reste von Thongefäßen liegen in den Gräbern, zum Teil sicher als Scherben nachgeworfen bei Zuschüttung des Grabes, zum Teil wohl auch von Gefäßen, die mit Speise und Trank beigegeben wurden.

Die Zahl unserer Wendengräber ist eine ungemein große; aber die Kenntnis der meisten entstammt erst der letzten Zeit. Bei der Auffindung hält man sie gewöhnlich für Gräber aus Kriegszeiten, wofür die etwas regellose Anlage zu sprechen scheint, und nennt sie Schweden-, „Moskowiter"-, Franzosengräber; die spärlichen Beigaben laden nicht zu genauerer Untersuchung ein. Das erste und bisher größte Feld der Art wurde 1862 bei Alt-Bartelsdorf bei Rostock entdeckt und ist noch jetzt nicht erschöpft; leider brachte der Umstand, daß auf derselben Anhöhe, wie das Skelettgräberfeld auch ein vorrömisches Urnenfeld liegt, arge Verwirrung. Sodann hat Verfasser bei Zehlendorf (bei Güstrow), Bobzin (bei Lübz) und Gamehl (bei Wismar) derartige Gräber ausgebeutet und an anderen Stellen, so bei Roggendorf (bei Grevesmühlen), Gadebusch, Schwerin, Muchow (bei Grabow), Prisanewitz-Scharstorf (bei Schwaan) sie nachweisen können; überall handelt es sich anscheinend um ausgedehntere Grabfelder. Ein Unterschied in der Ausstattung zwischen den Feldern tritt kaum hervor, an Zahl scheint der Osten (das Wilzenland) reicher zu sein als der Westen (das Obotritenland), doch mag das auf Zufälligkeiten der Beobachtung beruhen. — Von besonderer Bedeutung hat sich das Grabfeld von Gamehl erwiesen. Nicht nur gab es einige alleinstehende Stücke (s. u.), sondern auch Münzen, die eine genauere Datierung ermöglichen. Es fanden sich nämlich dort drei Silbermünzen, zwei Nachbildungen von Kölner Denaren, wie sie im elften und zwölften Jahrhundert bis auf Heinrich den Löwen in den Ostseeländern in Umlauf gewesen sind, und ein Bardowieker Denar aus der Zeit Heinrichs des Löwen. Damit ist eine ziemlich genaue zeitliche Bestimmung gegeben, indem das Grabfeld in die letzte Zeit der wendischen Periode, die zweite Hälfte des zwölften Jahrhunderts fallen muß. Da die andern Grabfelder in Anlage und Ausstattung mit diesem übereinstimmen, werden wir auch sie in die letzte Periode der Wendenzeit (etwa 1000 bis 1200) setzen dürfen, womit die datierbaren Funde in andern Ländern, besonders auch in dem an slavischen Gräbern reichen Böhmen wohl übereinstimmen. Die Gamehler Gräber sind aber noch durch einen andern Umstand bemerkenswert; sie gehören unverkennbar einer Bevölkerung an,

die schon christlich ist, aber mit dem alten Brauche der Totenausstattung noch nicht gebrochen hat: einer besonders reich ausgestatteten Leiche war das schon oben erwähnte Schmuckstück in den Mund gelegt (Abb. 248); es ist eine einseitig geschlagene Münze (Brakteat), deren Münzzeichen ein Kreuz ist und welche eine offenbar unverstandene Umschrift trägt, eine Nachbildung eines angelsächsischen Münztypus, wahrscheinlich aus der Zeit des unglücklichen Königs Ethelred II. (978—1016), welcher den Dänen, mit denen in jener Zeit die Wenden eng verbunden erscheinen, zinsbar wurde und von dem zahlreiche Münzen auf slavischem Boden gefunden sind. Eine kleine bronzene Öse und eine Nadel auf der Rückseite gestatten die „Münze" auch als Broche oder Anhängsel zu tragen. Daß man aber dem Toten ein Kreuzesbild in die Mundhöhle legte, sollte offenbar sein Christentum kennzeichnen. Ebenso deutlich ist dieses Streben erkennbar an einem zweiten Leichnam, der auf der linken Schulter eine Scheibenfibel zum Zusammenhalten des Mantels trug (Abb. 249), eine Bronzeplatte, auf der eine Silberblechscheibe befestigt war, die in eingestanzter Arbeit romanischen Stils eine flach erhabene Darstellung des sitzenden Christus in einem Vierpaß enthält, umgeben von drachenartigen Flügelgestalten mit rückwärts gewandtem Kopfe und langem Schweif. — In die letzte Zeit der Wendenherrschaft gehört auch ein Grabfeld, welches in der Stadt Schwerin hinter dem Stadthause 1892 angeschnitten wurde, offenbar die Stelle eines schon 1186 urkundlich als vetus cimeterium erwähnten Grabfeldes christlicher Wenden; Beigaben sind hier allerdings gar nicht gefunden. (Anmerkung 47.)


Abb. 248.


Abb. 249.

Burgwälle und Wohnplätze.

Stattlicher und augenfälliger als die Gräber ist eine zweite Gruppe von Anlagen aus der Wendenzeit, welche dauernde Denkmäler derselben geworden sind, die Burgwälle. An die wendischen Burgwälle knüpft sich nicht nur ein großer und besonders merkwürdiger Teil der ältesten Landesgeschichte, — der Burgwall von Schwerin trägt mindestens seit Beginn unseres Jahrtausends den hervorragendsten Fürstensitz des Landes, nach dem von Mecklenburg („Wiligrad") hat das Land seinen Namen, gegen den von Flessenow („Dobin") richtet sich der Kreuzzug des Jahres

1147, und bei Werle fiel Niklot 1160 —, sondern es sind auch großartige, zum Teil noch heute monumental wirkende Bauten. — Die große Mehrzahl unserer Burgwälle hat eine verwandte Lage. Ihr Schutz besteht in der Unwegsamkeit ihrer Umgebung; sie liegen auf Inseln, seien es natürliche oder mit Benutzung von Untiefen künstlich durch

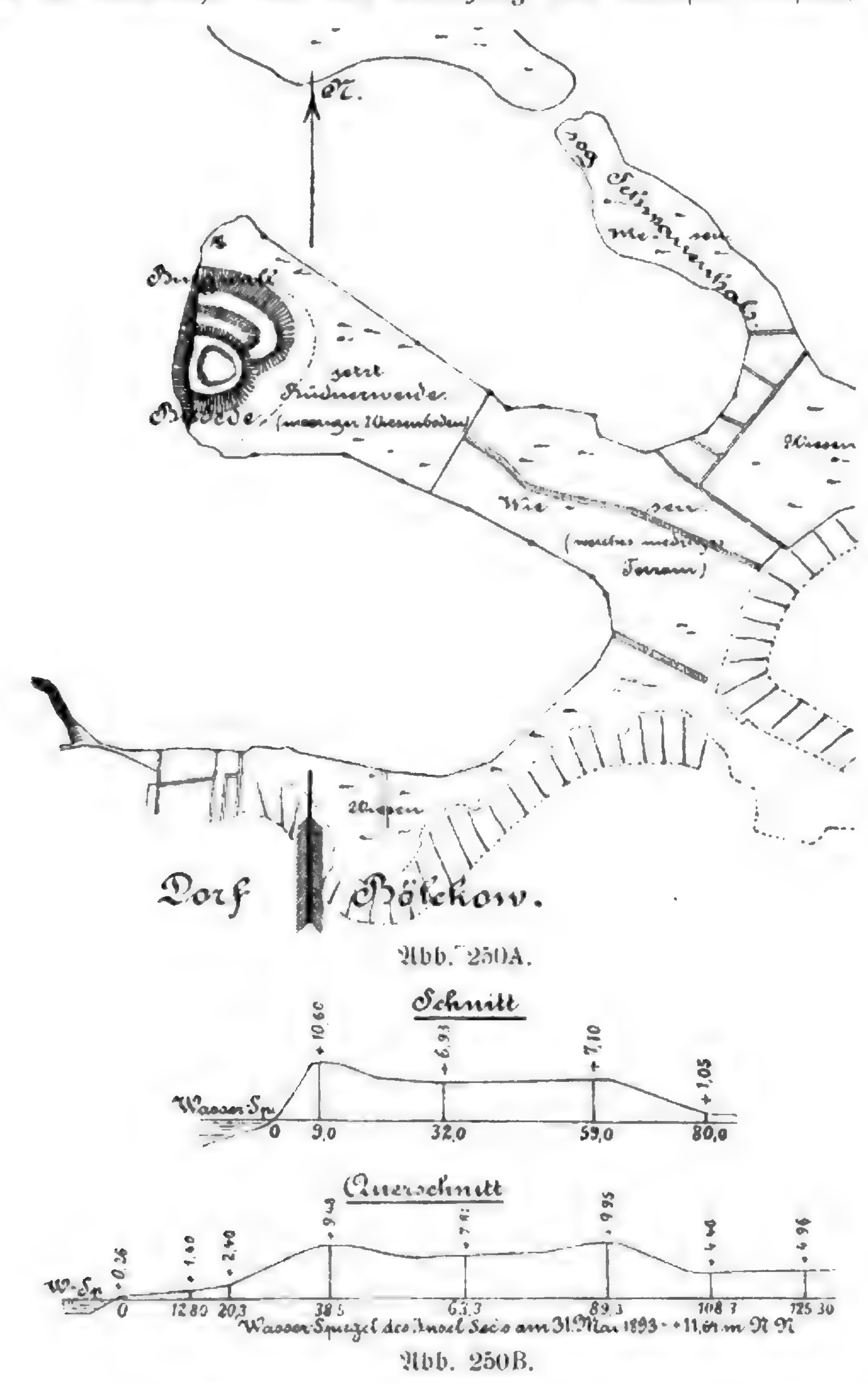


Abb. 250A.

Abb. 250B.

Packbauten geschaffene in Seen oder doch auf sumpfigem Gelände, mit dem Festlande durch einen Bohlweg verbunden. Der Eingang ist meist noch jetzt deutlich erkennbar. Ein typisches Bild der Lage eines Burgwalles giebt beistehender Situationsplan (Abb. 250A) und Durchschnitt (Abb. 250B) des schönen Burgwalles von Bölkow (bei Güstrow), in dem

man mit gutem Grunde die Gauburg des Landes Bisdede gesehen hat. Der Querschnitt zeigt die stets wiederkehrende Form, Wälle mit steilerem Abfall nach außen, schwächerem nach innen, wo ein flacher Kessel entsteht. Sehr häufig sind niedrige Vorburgen, die sich an die Hauptburg anlehnen. Der Wall von Bölkow scheint ganz aufgetragen zu sein, in anderen Fällen sind natürliche Erhöhungen benutzt. Eine merkwürdige Beobachtung machte man an dem schönen und großen Burgwalle von Neu-Nieköhr (bei Gnoien), in welchem auf der Sohle des Walles ein Gang, aus starken Eichenpfosten gebildet, unter der ganzen Umwallung hingeht. Eine andere Besonderheit zeigte z. B. ein dem genannten benachbarter, ebenfalls ausgedehnter Burgwall bei Behren-Lübchin; hier führte ein Bohlweg von 600 Meter Länge zu einer in tiefem Sumpfe gelegenen Insel von 125 Meter Durchmesser, welche sich bei der Untersuchung als eine künstliche Aufschüttung herausstellte, die durch ein Pfahlwerk von starken Eichenbalken an den Rändern gestützt wurde.

Neben diesen Niederungsburgen finden sich aber im Lande zahlreiche andere, welche auf festem Boden angelegt sind. Wenn von diesen einige, so der große Wall von Dargun oder der von Gaarz (bei Plau) doch am Rande von sumpfigen Niederungen liegen, also der üblichen Form sich nähern, so liegen andere auf besonders hohem und steil ansteigendem Gelände. Es ist schon oben (S. 47) darauf hingewiesen, daß man die Höhenburgen der letzteren Art als vorwendisch angesehen hat und daß die dafür angeführten Gründe nicht stichhaltig sind. Wenn es schon auffallen mußte, daß die großen und auch geschichtlich völlig gesicherten Burgwälle auf Rügen auf festem Boden liegen, womit doch bewiesen ist, daß die Wenden, wo die Örtlichkeit dazu einlud, sehr wohl Höhen zu Verteidigungszwecken eingerichtet haben, so wurde jene Scheidung zwischen Höhen- und Niederungsburgen erst recht hinfällig, als auf mehreren Burgwällen der ersten Art wendische Scherben gefunden wurden, die natürlich nicht die Anlage, aber doch die Benutzung in wendischer Zeit außer Zweifel stellen. Dieses ist geschehen bei den Burgwällen von Schulenberg (bei Sülze) und Liepen (bei Tessin), beides hervorragende Wälle am Thale der Recknitz, aber auf verschiedenen Seiten des Flusses. Unzweifelhaft wendisch und durch Funde gesichert ist auch der Wall von Alt-Gaarz (bei Neu-Bukow), das mecklenburgische Gegenstück zu Arcona, unmittelbar an der See auf hohem Ufer gelegen. Alle diese Wälle stehen mit dem Wasser in Verbindung. Nach diesen Erfahrungen wird auch für andere Hochwälle, die bisher keine Funde ergeben haben, der wendische Ursprung wahrscheinlich, soweit ihre Anlage den erwähnten gleicht: ich rechne dahin z. B. den von Zislow am Plauer See und besonders den von Golchen (bei Brüel), der, selbst auf steiler Anhöhe, rings von Seen geschützt und durch ein weites Flußthal und stark hügeliges Gelände von der Außenwelt abgeschnitten, wie keine zweite dem Verfasser bekannte Stelle zu dem Bilde einer wendischen Tempelburg paßt, welches man nach den Berichten der Geschichtsschreiber sich zu machen geneigt ist. — Weiter mag ich zur Zeit noch nicht gehen und lasse die Frage offen, ob auch Umwallungen wie die der Hohen Burg hierher zu rechnen sind. Ohne entscheidende Funde ist da nicht einmal eine Wahrscheinlichkeit zu erzielen.

Auf den Burgwällen trifft man auf Spuren der Bewohnung auf Schritt und Tritt; eine beträchtliche Humusschicht, durchsetzt mit Tierknochen, Scherben, Gebrauchsgegenständen, wie Äxten, Messern, Kesselhaken, Spindelsteinen, gelegentlich auch einigen Schmucksachen, alles verworfenen oder verlorenen Dingen, bedeckt die Oberfläche und zeugt von einer starken Besiedelung; Waffen fehlen bei uns fast ganz. Auch Wohngruben werden bei einer Untersuchung leicht aufgedeckt; sie liegen gewöhnlich an der inneren Wallböschung. In einigen Fällen diente der Wall auch als Grabstätte, wie Skelettfunde beweisen. Die Wallkrone haben wir im Kriegsfalle mit einem Zaune oder Pallisaden verschanzt zu denken, doch ist davon ebenso wenig etwas erhalten geblieben, wie von etwaigen größeren Bauanlagen, was ja leicht begreiflich ist, da jede Form des Steinbaues den Wenden unbekannt war, die Bauten also höchstens aus Holz bestanden.

Die Bedeutung der mecklenburgischen Burgwälle kann keinem Zweifel unterliegen. Es sind die festen Punkte des Landes, und als solche die Sitze der Landesherrschaft und Zufluchtsorte der Bevölkerung; zum Teil mögen sie auch, wie für die Rügenschen Wälle von Augenzeugen beurkundet ist, als Tempelstätten gedient haben. Sehr wahrscheinlich wird jeder Gau (terra, Burgward) seinen Haupt-Burgwall gehabt haben, im Bedürfnisfalle auch mehrere. (So liegen nahe bei Schwerin, einer alten Hauptburg, ausgedehnte Wälle bei Wittenförden und Lankow.) Je stärker die Centralgewalt war, desto mehr konnten die Burgwälle, die ursprünglich wohl Anlagen eines einzelnen Gaues waren, zu einem System von Mitteln zur Landesverteidigung vereinigt werden. Eine erschöpfende Behandlung dieser Verhältnisse ist hier nicht am Platze. Diese würde uns tiefer in die Geschichte hineinführen, als es der Zweck dieser Betrachtung gestattet; auch steht unsere Burgwallforschung noch ganz in den Anfängen, planmäßige Aufnahmen oder archäologische Untersuchungen, wie sie zu einer genauen zeitlichen Begrenzung erforderlich sind, fehlen noch fast ganz. Aber einige feste Züge treten jetzt schon hervor: ich zähle 135 Anlagen, deren wendischer Ursprung gesichert oder wahrscheinlich ist; von diesen liegen 83 östlich der Linie Brunshaupten—Warin—Plauer See, welche als alte Landesgrenze zwischen Obotriten und Wilzen aufzufassen ist (s. Heft 2, S. 3), im Kizinerlande allein 23, in Circipanien 28. Das ist kein Zufall, sondern ein Ausdruck der unruhigen Verhältnisse im Lande der Wilzen, welche unter einander und mit ihren Nachbarn im ständigen Kriege lagen, während der westliche Landesteil unter den Obotritenfürsten eine stärkere Regierungsgewalt und friedlichere Allgemeinzustände zeigt. Daß die Burgwälle unter Umständen eine gemeinsame Verteidigungslinie bildeten, ist aus dem letzten Freiheitskampfe unter Niklot bezeugt; die Burgwälle von Schwerin (am Südende des großen Sees) und Dobin (an dessen Nordende), von Mecklenburg und Ilow, deren Lage vollständig sicher ist, bildeten mit dem Schweriner See und seinem südlichen Entwässerungsthale ein sehr starkes Verteidigungsmittel, welches auch in dem schon genannten Burgwalle von Alt-Gaarz seinen Anschluß an die See fand. Eine ähnliche Kette von Burgwällen, wie hier durch das Obotritenland, läuft nun die Warnow entlang durch

das Land der Kiziner, Gr.-Görnow, Eikhof, Bützow, Werle, Reez, Kessin, Rostock, Dierkow, Teutenwinkel; eine andere durch das Land der Warnower, Wendorf, Weberin, Crivitz, Friedrichsruhe; ferner eine durch das Tollenserland, Wolde, Kastorf, Mölln, Gr. Helle, Lapitz, Penzlin (2 Wälle), Werder (2 Wälle); hier häufen sich die Burgwälle so wie an keiner zweiten Stelle des Landes, was wohl begreiflich ist, da hinter dieser Linie Rethra lag, der (bis zur Gegenwart) vielumkämpfte Kultmittelpunkt der Wenden. — So können wir bei verschiedenen wendischen Stämmen Linien von Burgwällen in der Mitte des Landes verfolgen, die mit einander in Verbindung gestanden haben werden; eine Anzahl anderer liegen an den zu vermutenden Grenzstrichen, so die Wälle an der Recknitz zwischen Kizinern und Circipanern, an der Elde von Parchim bis Plau an der allerdings sehr fraglichen Grenze zwischen Warnowern und Linonen. Doch bleiben hier noch viele dunkle Punkte. —

Wir halten den vorwiegend strategischen Charakter der Burgwälle für unbestreitbar. Das schließt natürlich nicht aus, daß einige auch als „Tempelburgen" gedient haben mögen. Daß die festesten Punkte und Zufluchtsstätten eines Landes auch zur Sicherung des höchsten Gutes des Volkes, seiner Götterbilder und Symbole benutzt werden, liegt ja in der Natur der Sache, Akropolis und Capitol sind Festungen und Tempelstätten zugleich. Aber bezeugt ist es für keinen unserer Burgwälle, nicht einmal für den oft in diesem Sinne herangezogenen von Wustrow auf dem Fischlande, welcher bei seiner ältesten Erwähnung (1313) swante Wustrow genannt wird und wo eine christliche Kirche auf dem alten Walle sich befindet, denn der Name bedeutet „heilige Insel", sagt also über die Bedeutung des Walles gar nichts; nur daß dieser zum Schutze eines geheiligten Bezirkes diente, wird durch den Namen und die Lage wahrscheinlich. Als Vermutung nur sei ausgesprochen, ob die Umwallungen auf Höhen Kultstätten zum Schutze dienten; daß die Slaven Höhendienst trieben, ist bezeugt. — Mit größerer Sicherheit sehen wir sakrale Anlagen in Packbauinseln, wie die oben erwähnte Anlage von Behren-Lübchin es ist, jedenfalls giebt diese Auffassung die einfachste Erklärung für die durch unwegsame Brüche und den vorliegenden Burgwall ungemein geschützte Lage der Insel; daß auf ihr eine einfache, geschnitzte Holzfigur, die wohl als Thürpfosten diente, gefunden ist und die Volkssage, die sonst mit der goldenen Wiege, Krone, Kanne arbeitet, hier ein goldenes Kalb verborgen sein läßt, mag wenigstens erwähnt werden. Durch die Analogie der Behren-Lübchiner Anlage fällt auch Licht auf einige geschichtliche Nachrichten: so eroberte das Kreuzheer unter Albrecht dem Bären 1147 die Burg Malchow und verbrannte einen vor ihr liegenden Tempel, und auch in der Beschreibung von Rethra wird zwischen der Stadt oder Burg (civitas) und dem schwer zugänglichen Tempel (fanum) geschieden, eine Nachricht, welcher übrigens der Befund bei und auf der Fischerinsel bei Wustrow an der Tollense, welcher Ort für Rethra mit besonderem Nachdruck in Vorschlag gebracht ist, durchaus entspricht.

Soweit die Burgwälle. Über die wendische Art zu wohnen sind wir durch zahlreiche Funde unterrichtet. Reste der wendischen

Besiedelung trifft man im Lande in größter Menge. Dahin gehören die Packbauten, Wohnstellen im Wasser, im Charakter der oben beschriebenen Insel; es sind schwerlich gewöhnliche Wohnungen, sondern Zufluchtsstätten, also Burgwälle im kleinen; ein besonders ergiebiger ist bei Dummerstorf (bei Rostock) ausgebeutet. Die gewöhnliche wendische Siedelungsart war die in Wohngruben. Tiefe und Ausdehnung derselben ist sehr verschieden, oft sind es nur einfache Feuerstellen von geringer Ausmessung, die umfangreichsten halten etwa fünf Meter im Durchmesser; die Form ist rund oder oval, vierseitige sind z. B. bei Finkenthal (bei Gnoien) in größerer Zahl aufgedeckt. Der Boden, 40 Centimeter bis 2 Meter unter der jetzigen Oberfläche, ist mit einem Pflaster von kleineren Steinen ausgelegt, die im Gegensatz zu den Steinpflastern der früheren Perioden zerschlagen und scharfkantig sind; auf ihnen liegt Asche, Kohle, zerschlagene Tierknochen, kleinere Wirtschaftsgegenstände, besonders aber Scherben u. s. w., oft in einer Stärke von 1 Meter; nach außen war die Wohngrube mit einer Wand aus Flechtwerk, deren Lehmbewurf oft erhalten ist, abgeschlossen. Solche Wohngruben finden sich oft in bedeutender Anzahl neben einander, meist auf flacheren Anhöhen in der Nähe von Wasserläufen oder Seen, und geben ein Bild einer wendischen Dorfschaft. In mehreren Fällen, so bei Groß-Nieköhr (bei Gnoien) und Zehlendorf (bei Güstrow) lagen sie so nahe an Skelettgräbern, daß ihre Zusammengehörigkeit sicher ist. Oft heißen die Stellen, wo solche Wohngruben gefunden werden, noch heute „Dorfstätten", ein Beweis für eine fortlaufende Tradition (Anmerkung 48).

Die wendischen Gerätformen.

Waffenfunde sind, wie erwähnt, sehr selten; sie fehlen in den Gräbern ganz, aber auch auf Burgwällen oder Wohnplätzen kommt nur ganz vereinzelt ein Stück vor. So besitzt unsere Sammlung kein wendisches Schwert, wohl aber ist in das Berliner Völkermuseum ein Schwert gekommen, welches bei Wolkow (bei Dargun) nahe der Pommerschen Grenze mit verschiedenen Äxten und Messern aus der Peene ausgebaggert ist, wohl ein Überbleibsel der Kämpfe zwischen Dänen und Circipanern, die am Ende des zwölften Jahrhunderts in jener Gegend stattfanden. Die starke Klinge mit breiter Parierstange und dreieckigem Knauf zeigt die Form der Wikingerschwerter, die aber nach Ausweis einiger altslavischer Bildwerke auch in den Wendenländern im Gebrauch war (Abb. 251). Lanzenspitzen mit schmalem Blatt und langer Tülle, auch Sporen mit halbrundem Bügel und Stachel hat eine Insel im Lapitzer See, der Heuwerder bei Puchow, ergeben neben zahlreichen Scherben aus der letzten Heidenzeit; anscheinend handelt es sich hier um eine kürzere Zeit besetzt gehaltene militärische Station zwischen den oben aufgezählten Burgwällen der Penzliner Gegend. Hufeisen fanden sich auf dem Burgwalle von Neu-Nieköhr, ebenda Äxte mit geradem Rücken und nach unten verlängerter Schneide, die aber schwerlich als Waffen gedient haben, sondern wohl Handwerksgerät sind. — Desto häufiger sind die Messer, welche zu der

stehenden Ausstattung der Männer gehören und gewöhnlich an der linken Seite liegen; ihre Form zeigt beistehende Abb. 252, gelegentlich erreichen

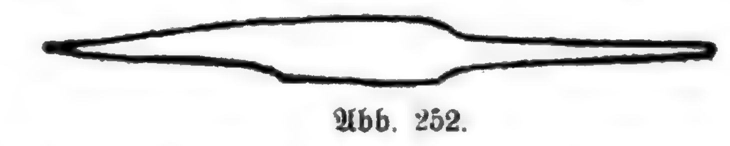


Abb. 252.

sie eine dolchartige Größe; sie wurden offenbar am Gürtel hängend getragen, die lederne Scheide mit kleinen bronzenen Ösen und bronzenem Endbeschlage ist oft erhalten; neben dem Messer liegt oft ein kleiner, länglich vierseitiger Rahmen aus Eisen, ein Gerät zum Messerschärfen oder zum Feueranschlagen, vielleicht zu beidem. Der Gürtel wird vorn durch einen kleinen *Gürtelhaken* aus Bronze gehalten, der oft mit Linien in Tremolierstich verziert ist, wie an beistehendem Stücke von einer Grabstätte bei *Alt-Bukow* (Abb. 253). Von sonstigen Schmucksachen ist das bei weitem hervorragendste der *Schläfenring*, ein echt slavisches Zierstück, ein Ring, dessen eines Ende glatt abschneidet, während das andere zu einer Öse umgebogen ist; getragen wurde dieser Ring am Kopfe und zwar an einem Bande, welches durch die Öse gezogen wurde; bis acht Stück sind bei einer Leiche gefunden; die Form ist stets dieselbe, die Größe und Herstellung aber sehr verschieden; wir haben kleine aus massiver Bronze von 1 Centimeter und große aus Bronzeblech bis zu 6 Centimeter Durchmesser; die Mehrzahl ist aus Bronze, doch kommen sie auch in Silber vor oder die Bronze wird übersilbert; die größeren zeigen einfache Strich- und Punktverzierungen; s. Abb. 254 bis 256. Der Form nach verwandt

Abb. 251.

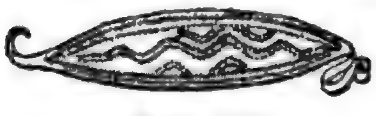


Abb. 253.

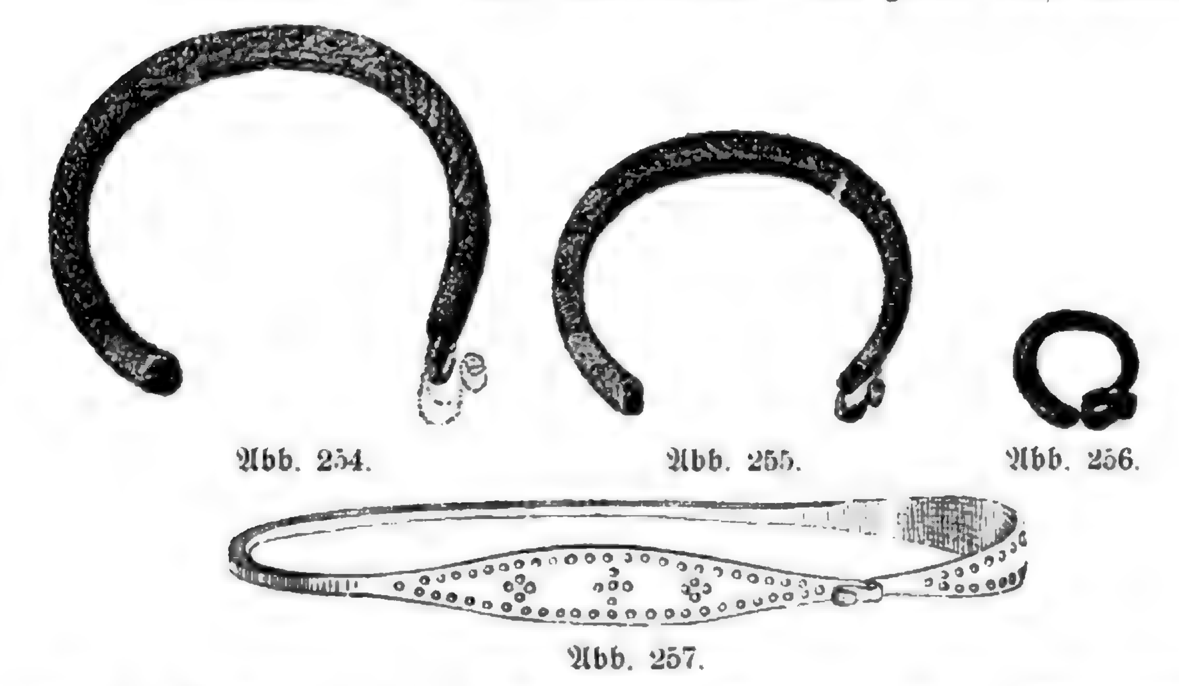


Abb. 254. Abb. 255. Abb. 256.

Abb. 257.

ist ein *Halsschmuck* von Silber in beistehender Form (Abb. 257); das abgebildete Stück entstammt dem Grabfelde von Alt-Bartelsdorf;

ein anderes Schmuckstück aus gedrehten Silberfäden mit Schließplatte, das als Hals- oder Armring getragen sein kann, zeigt Abb. 258 nach einem Silberfunde aus der Gegend von Schwerin. Fingerringe mit spitzen Enden kommen in Silber (massiv oder aus Fäden gewunden, so Abb. 259, von Schwerin) oder Bronze vor.

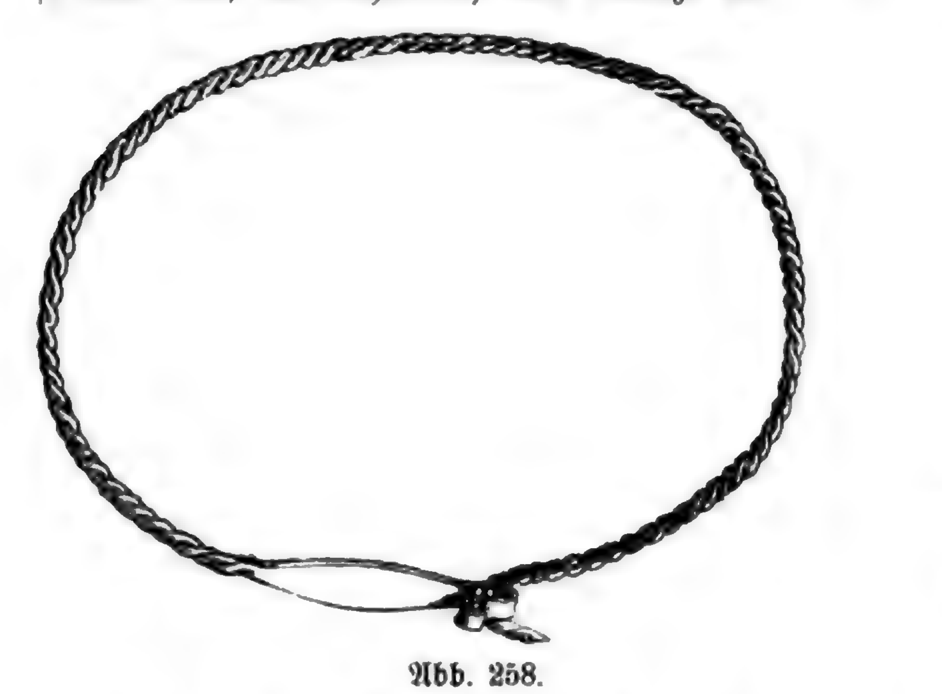

Abb. 258.


Abb. 259.

Mit den gedrehten Ringen sind wir schon in eine Gruppe von Altsachen eingetreten, welche für die Wendenzeit besonders eigenartig sind, den „arabischen" Silbersachen. So nennen wir sie nach dem Volke, welches im Orient damals die herrschende Stellung einnahm, ohne über ihre Heimat vorläufig etwas genaueres sagen zu wollen, als daß sie im fremden Südosten liegt. Zu der Entscheidung der nicht nur für die Altertumskunde hochinteressanten Frage, wie weit nordisch-klassische (oströmische) und altorientalische Elemente in ihnen enthalten sind, können wir nicht beitragen. Unser Boden liegt an der Westgrenze ihres Ver-


Abb. 260.


Abb 261.


Abb. 262.

breitungsgebiets, welches vom mittleren Rußland bis an die Elbe sich erstreckt und nach Skandinavien, ja Großbritannien hinübergreift. In diesen Silberschätzen, den sog. „Hacksilberfunden", von denen unser Boden wenigstens einen größeren, den von Schwaan, ergeben hat, finden

sich zerhackte Stücke von Ringen und Hängeschmuck in gewundenem Silberdraht, in Filigran- oder gekörnter Arbeit; auch vollständige Stücke sind ab und zu gefunden, so die oben abgebildeten geflochtenen Ringe und die umstehenden Ohrgehänge (Abb. 260, von Schwerin, Abb. 261, von Remlin) und Perlen (Abb. 262 von Schwerin). Daß dieser Schmuck in hohem Grade auf die eigene Thätigkeit der Wenden gewirkt hat, ist unverkennbar. Die Vorliebe für zurückgebogene Endigungen, wie wir sie an den Gürtelhaken und Schläfenringen beobachten, entstammt Formen, wie dem Ringe Abb. 258. Im übrigen hält sich der Dekorationsstil in engen Grenzen, die Zeichnungen auf den Schläfenringen sind meist ganz primitiv und recht unregelmäßig.

Zu dem Haus- und Wirtschaftsgerät gehört außer der oben schon genannten Art besonders der Kesselhaken, ein gekrümmter Eisenstab gewöhnlich mit Hängering und die Spindelsteine, deren häufigste Form eine scharfe Profilierung mit Mittelgrat und eingezogenen Seiten zeigt (Abb. 263), doch kommen auch rundliche Formen vor (Abb. 264); eine größere Sichel fand sich bei Puchow. Viele Geräte wurden aus Horn und Knochen geformt, so Pfriemen aus einem Röhrenknochen, Äxte aus Hirschhorn, besonders aber längliche, schmale Kämme aus einem in der Länge durchschnittenen, größeren Knochen (Abb. 265; gefunden in Schwerin auf der Stelle des alten Bischofsitzes, des jetzigen Postgebäudes).



Abb. 263.

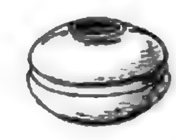


Abb. 264.

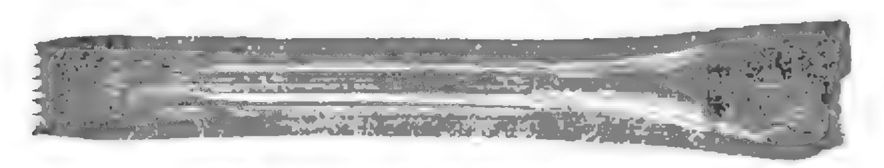


Abb. 265.

Eine besondere Aufmerksamkeit erfordert die wendische Keramik, allein schon weil Scherben von Thongefäßen das ganz überwiegende Material an den meisten Fundplätzen und oft das einzige Kennzeichen ihres wendischen Ursprungs bilden. Eine Geschichte der wendischen Keramik würde zugleich eine zeitliche Bestimmung der Burgwälle u. s. w. geben, doch sind wir so weit noch nicht; wir müssen uns mit der Unterscheidung einiger großer Gruppen begnügen. Die eine Gruppe der wendischen Gefäße ist nämlich höchst einfach, mit Handarbeit hergestellt, die Wandung ziemlich dick und schwach gebrannt, die Formen niedrig und ganz einfach profiliert, der Rand glatt abschneidend, die Ornamente bestehen aus einem unterhalb der Mündung umlaufenden Bande von Linien, besonders Wellenlinien, welche mit einem Stäbchen oder einem kammartigen Instrumente gezogen sind, die Oberfläche ist rauh, die Farbe ist die rotbraune des Thones oder überwiegend grau. Ein Vertreter ist das oben S. 156 Abb. 247 gegebene ältere Bobziner Gefäß. Die andere Gruppe zeigt saubere Drehscheibearbeit, scharfen Brand, höhere, schlanke Formen, umgebogenen Rand, unter den Ornamenten, die über den ganzen Gefäßkörper verteilt sind, überwiegen die Kehlstreifen (Horizontalriefeln), daneben aber finden sich Wellenlinien, erhöhte Bänder, Tupfen,

auch mit einem Stempel eingedrückte Verzierungen, der Boden hat oft ein Zeichen, in dem man eine Marke des Verfertigers sehen darf, auch die Farbe ist sorgsamer behandelt, hellrot bis dunkelbraun; die Wandung ist rauh; häufig ein Deckel mit Falz; Henkel finden sich in beiden Gruppen nur ganz vereinzelt. Zu der zweiten Gruppe gehört das zweite Gefäß von Bobzin (S. 156 Abb. 246). An datierbaren Gefäßen besitzen wir nur eins, die Urne, in der der Münzfund von Schwaan geborgen ist und die durch diesen auf die Zeit um 1030 bestimmt ist. Das interessante Gefäß (Abb. 266) zeigt bedeutende Abweichungen von der Masse der andern; so besitzt es einen Henkel und die Oberfläche ist glänzend schwarzbraun gehalten. Die häufigsten Ornamente mögen beistehende Abbildungen zeigen: 267—269 die Wellenlinie älterer Form, darunter, was ziemlich selten ist, eine vertikale, 270 ein Band von sich verschlingenden Wellenlinien, 271 die Vereinigung von Wellenlinie und Strichverzierung, 272 und 273 einfachere Strich-



Abb. 266.

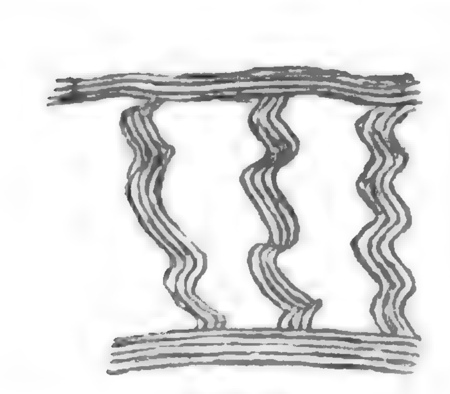


Abb. 267

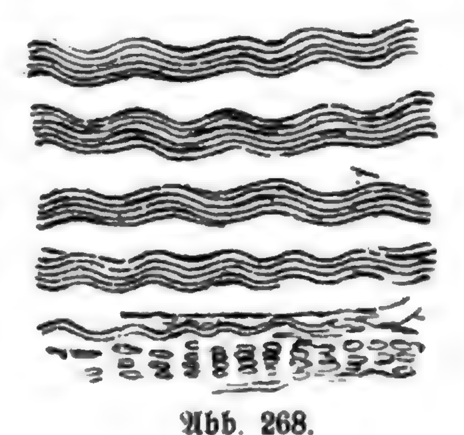


Abb. 268.



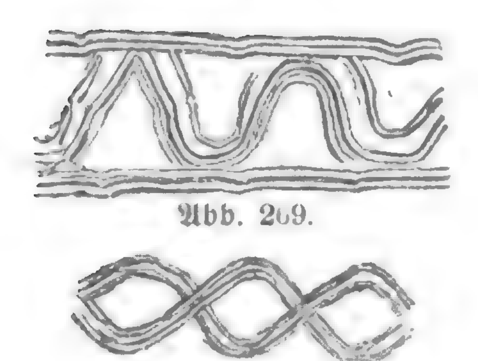


Abb. 269.

Abb. 270.

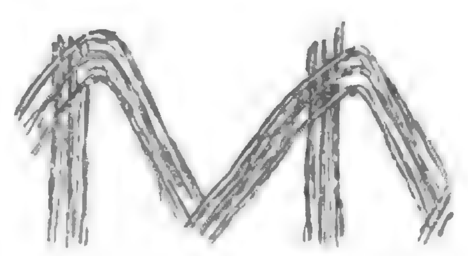


Abb. 271.

verzierungen; 274—276 zeigen zusammengesetztere Formen im jüngeren Charakter, 277—279 Stempelverzierungen, 280—283 erhöhte Bodenzeichen. Thongefäße anderer Art, wie Krüge, Schalen, Becher fehlen fast ganz; merkwürdig ist ein an beiden Seiten offenes, annähernd trichterartiges

Gefäß mit durchlochter Wandung, welches wohl zum Pressen von Früchten oder bei der Milchwirtschaft diente (Abb. 284).

Ob die beiden oben charakterisierten Gruppen nur einen Qualitätsunterschied oder auch einen zeitlichen ausdrücken, ist noch streitig. Ich neige zu der letzteren Annahme, gestützt auf einige Fundstellen, auf denen sich ausschließlich die eine oder die andere fand und auf eine Beobachtung, die an dem Burgwalle von Neu-Nieköhr gemacht wurde. Dort fand sich nämlich die Erdmasse des Walles bis auf den Grund

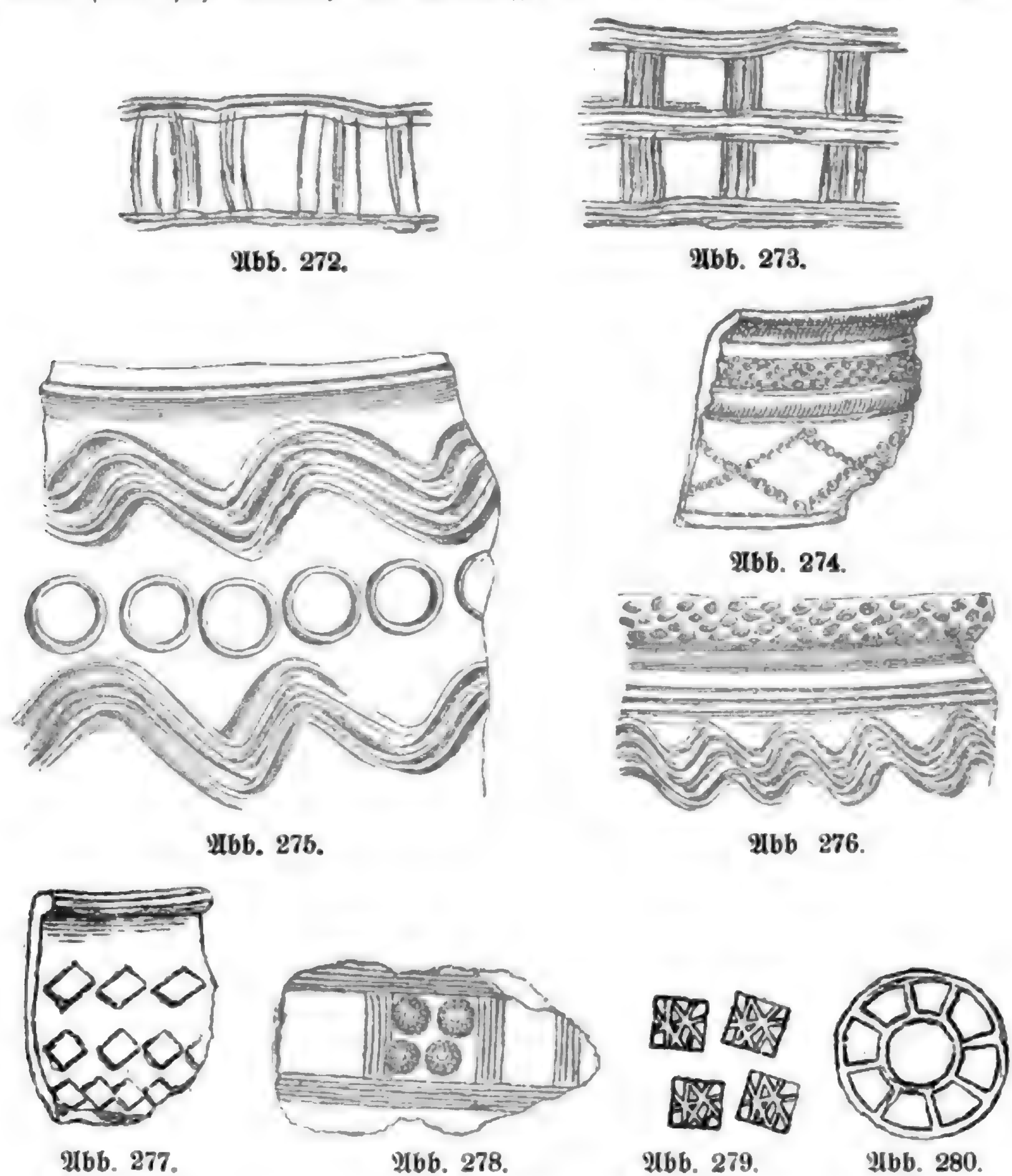


Abb. 272. Abb. 273. Abb. 274. Abb. 275. Abb 276. Abb. 277. Abb. 278. Abb. 279. Abb. 280.

durchsetzt mit Scherben, und diese dem ältesten Auftrage angehörenden waren sämtlich einfachster Art, während die in den Wohngruben der Oberfläche, also der jüngsten Schicht, gefundenen der anderen Gruppe angehörten. Haben also die Wenden die Kenntnis der Drehscheibe und der künstlicheren Gefäßformen mitgebracht (und da römische Anklänge unverkennbar sind, ist das wahrscheinlich), so ist jedenfalls der allgemeine Gebrauch der Drehscheibe, der sorgsame Brand, überhaupt die bessere Durchbildung der Gefäße erst ganz allmählich allgemein geworden. In

der slavischen Keramik besteht eine merkwürdige Gleichheit: dieselben Gefäßformen und Ornamente finden sich, wie es scheint, auf dem ganzen, doch ungemein ausgedehnten Gebiete, welches die Slaven besetzt haben. Jene Beeinflussung durch römische Keramik, die oben angedeutet ist, kann nur auf dem Boden des heutigen Österreich stattgefunden haben und giebt vielleicht einen Anhalt für den Weg, auf dem die norddeutschen Slaven

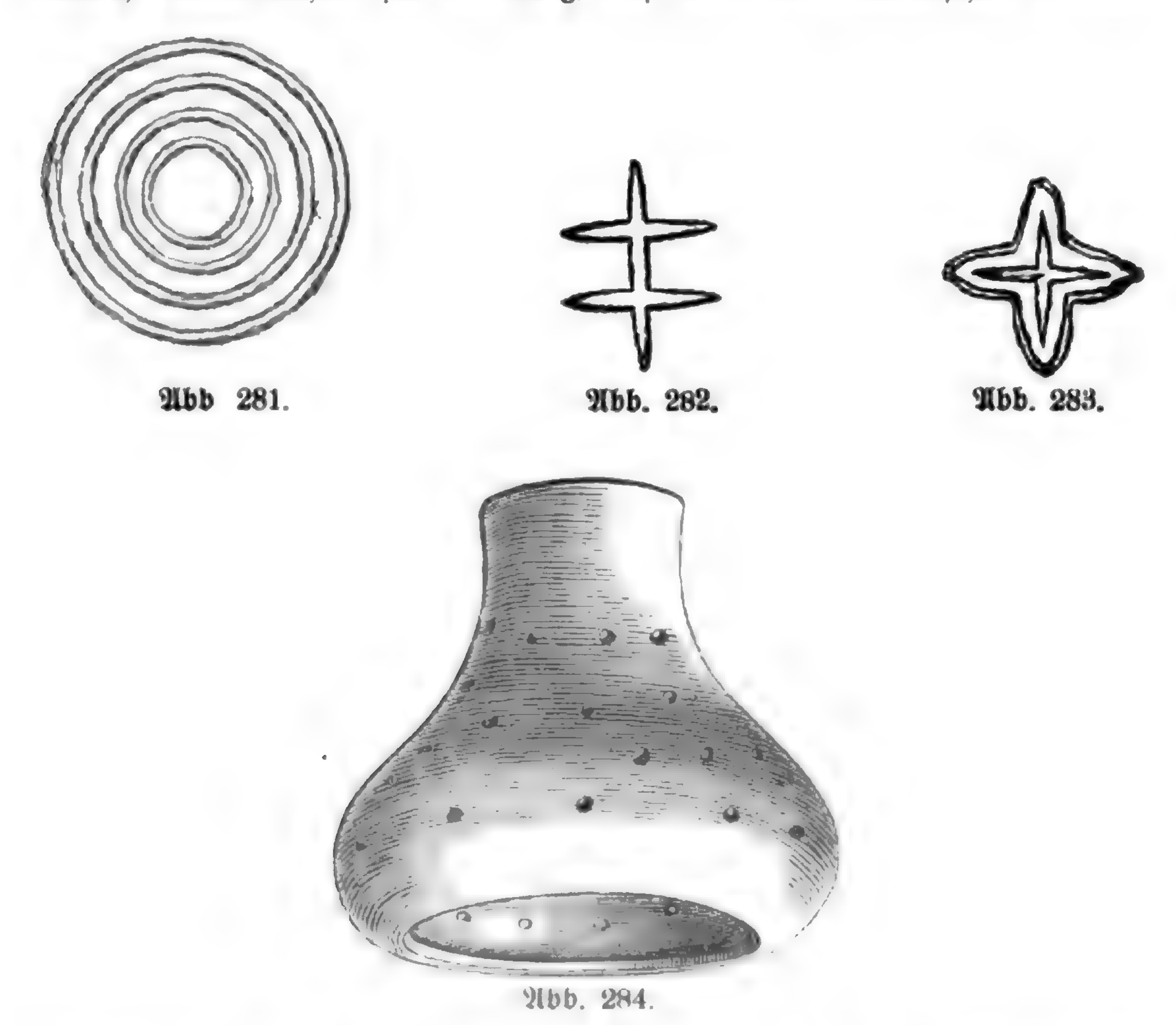


Abb 281. Abb. 282. Abb. 283.

Abb. 284.

eingewandert sind. Nicht nur gewisse Formen, z. B. der spitze Fuß und der Deckel, sondern auch das zum Lieblingsmotiv der Wenden gewordene Wellenornament ist der römischen Keramik entnommen. Andere Formen, so die flachen Schalen, erinnern unverkennbar an die norddeutsche Keramik spätrömischer Zeit und die aus dieser hervorgegangene der westdeutschen Reihengräber, in welcher z. B. auch die Verzierung durch Stempeleindrücke sehr beliebt ist. Den Wegen und der Bedeutung dieser Berührung nachzugehen ist hier nicht der Platz; ganz unberührt von dem Einflusse der deutschen Nachbarn ist die wendische Keramik nicht geblieben. (Anmerkung 49.)

So konnten wir an den wendischen Altertümern orientalische, römische, deutsche Elemente nachweisen. Zu bedeutenderen, selbstständigen Leistungen aber haben es die Wenden auf keinem der Gebiete, die unserer Forschung zugänglich sind gebracht. Der Unterschied zwischen deutscher und wendischer Kultur im zwölften Jahrhundert war ein ganz gewaltiger

und erklärt besser als die geschichtlichen Begebenheiten den völligen und raschen Sieg des Deutschtums. Erst die deutschen Eroberer brachten in das Land den eisernen Pflug, ohne den die Bewältigung des schweren Bodens unmöglich war, die Wassermühle und den Steinbau; zugleich ein gefestigtes Christentum und die ausgeprägten Formen des mittelalterlichen Lehnsstaates und somit einen Kulturfortschritt, wie wir ihn innerhalb der Vorgeschichte so plötzlich an keiner Stelle finden können. — Die Germanisierung Mecklenburgs war eine Rückeroberung altgermanischen Landes, aber die Sachsen und Friesen, die jetzt dem Lande seinen Charakter aufdrückten, sind nicht die Nachkommen der Germanen, die im sechsten Jahrhundert das ostelbische Gebiet verlassen hatten. In den älteren Perioden der Vorgeschichte trägt Mecklenburg einen nordgermanischen, wir dürfen wohl sagen urgermanischen Charakter, gehört also seiner Kultur nach zu Skandinavien, in der jüngeren Bronzezeit lockert sich allmählich dieser Zusammenhang, Mecklenburg erscheint an der Seite seiner ostgermanischen Nachbarn zwischen Elbe und Oder, und das ist so geblieben bis zum Ende der altgermanischen Zeit. Die Neugermanisierung war eine That westgermanischer Stämme, mit der ein neues Deutschland auf ostelbischem Boden geschaffen wurde, der Zusammenhang mit dem Norden aber, der auch in der wendischen Zeit nie ganz verloren gegangen ist, zerriß. So erscheint die Geschichte Mecklenburgs von ihren Anfängen bis zur Gegenwart über dreieinhalb Jahrtausende hin im wesentlichen als die eines deutschen Landes, in dem die sechshundertjährige Wendenherrschaft eine vorübergehende Episode bildet.

Anmerkungen.

Anm. 1 (S. 2). Ueber Vorgeschichte und die prähistorischen Perioden im allgemeinen: J. Ranke, der Mensch, 2. Aufl. Leipzig 1894. Hörnes, Die Urgeschichte des Menschen, Wien 1891.

Zur Vorgeschichte der einzelnen Länder: Montelius, Die Kultur Schwedens in vorchristlicher Zeit, Berlin 1885.

S. Müller, Nordische Altertumskunde; deutsche Uebersetzung, Straßburg 1896 flgd.

Voß und Stimming, Vorgeschichtliche Altertümer aus der Mark Brandenburg, 1887.

Lissauer, Prähistorische Denkmäler von Westpreußen, Leipzig 1887.

Goetze, Die Vorgeschichte der Neumark, 1897.

Schumann, Die Kultur Pommerns in vorgeschichtlicher Zeit. Baltische Studien, Jahrg. 46, S. 103–208.

Mestorf, Vorgeschichtliche Altertümer aus Schleswig-Holstein, Hamburg 1885.

Ueber Mecklenburg: Schröder und Lisch, Friderico-Franciscenm 1837. Lisch in den Jahrbüchern des Vereins für meklenburgische Geschichte und Altertumskunde Jahrgang 1 (1836) bis 46 (1881). Beltz ebenda Jahrgang 47 (1882) und folgende, außerdem: Die typischen Formen der vorchristlichen Funde in Mecklenburg, Separatabdruck aus dem Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Gesch. u. Altertumsvereine, 1890. Die vorgeschichtliche Zeit Mecklenburgs, in d. Mecklenb. Vaterlandskunde von W. Raabe, 2. Aufl. von Quade, Wismar 1896, S. 1–27.

Anm. 2 (S. 3). Zur Eiszeit: Penck, das deutsche Reich, 1887, bes. S. 107–113 und 503–513. Struckmann, Ueber die ältesten Spuren des Menschen im nördlichen Deutschland, Zeitschr. des hist. Ver. für Niedersachsen, 1889, S. 157–180. Wahnschaffe, Die Ursachen der Oberflächengestaltung des norddeutschen Flachlandes, in den „Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde", VI, 1. Ranke, Der Mensch, Band I. Für Mecklenburg besonders: Geinitz, Forschungen zur deutschen Land. u. Volkskunde I, S. 1–32: Der Boden Mecklenburgs, S. 215–310, Die mecklenburgischen Höhenrücken (Geschiebestreifen) und ihre Beziehungen zur Eiszeit, und eine ganze Anzahl von Arbeiten im „Archiv des Vereins der Freunde der Naturgeschichte in Mecklenburg," z. B. Jahrg 39, S. 1–20: Ueber die Entstehung der mecklenb. Seen; Die Erdmoränen Mecklenburgs, in den Landwirtschaftlichen Annalen, 1894, Nr. 20–36.

Anm. 3 (S. 4). Ueber die älteste Tierwelt Mecklenburgs: Beltz, die paläozoischen Funde des Gr. Museums, im Archiv d. Vereins für Naturfreunde 1897, S. 34. flgd. Vgl. auch d. Litteratur bei Bachmann, Die landeskundliche Literatur der Großherzogtümer Mecklenburg, Güstrow 1889, S. 138 ff.

Anm. 4 (S. 5). Ueber die dänischen Kjökkenmöddinger s. Montelius, S. 7–9. Hörnes, S. 227, und zuletzt S. Müller, Nordische Altertumskunde S. 3–21.

Ueber die mecklenb. Funde aus der älteren Steinzeit s. Beltz, Jahrb. 63, S. 3–10, hier auch eine Besprechung der Funde, die auf der Grenze zwischen der älteren und jüngeren Steinzeit stehen.

Anm. 5 (S. 7). Ueber den Fund von Plau s. Lisch, Jahrb. 12, S. 400 u. 14, S. 301. Schaaffhausen, Jahrb. 24, S. 183.

Anm. 6 (S. 9). Die Urheimat der Arier ist an die Ostsee verlegt z. B. von Wilser, die Herkunft der Deutschen, Karlsruhe 1883 und Hirt, d. Urheimat und die Wanderungen der Indogermanen in Hettners Geogr. Zeitschrift I, S. 661 ff. (1895). S. noch Zeppelin, Globus LXXI (1897), N. 3, S. 37 f., und die Schriften von Penka. Finnische oder Lappische Nationalität nahm man früher für die Bevölkerung der ganzen nordischen Steinzeit an, so Lisch, für die ältere Steinzeit wird sie noch festgehalten von Bremer, die Zeit der germanischen Besiedelung

Skandinaviens, Anzeiger f. deutsches Altertum, B. XVIII, S. 413 ff. Dagegen Soph. Müller, Nord. Alt. I, S. 210: „die finnischen u. lappischen Stämme haben auch eine Steinzeit gehabt, aber eine ganz andere". S. auch Much, Zeitschrift für deutsches Altertum, B. 36, S. 131 f.

Ueber die arische Herkunft des jüngeren Steinzeitmenschen s. z. B. Kauffmann, Anz. f. deutsches Altertum XVIII, 26—30

Ueber die ältesten Wohnsitze der Germanen s. Kossinna, d. vorgeschichtliche Ausbreitung der Germanen in Deutschland, Vortr. auf der Anthropologenversammlung z. Kassel 1895, bes. s. 13. und Indogermanische Forschungen VII. Straßburg 1896 S. 276 flgd. Vergl. auch Much, d. Verbreitung d. Germ. vor ihrem Eintritt i. d. Gesch. Vortr. abgedruckt im Korrespondenzblatt d. deutsch. Gesellsch. f. Anthropol., Ethn. u. Urgesch. XVIII, N. 11, 12 (bezieht sich auf d. Bronzezeit) u. K. Müllenhoff, Anz. f. deutsche Altertümer, VII, 209—28. — Ueber den Schädeltypus des Steinzeitmenschen s. u. a. Virchow, Archiv für Anthropologie IV, S. 55 ff.

Anm. 7 (S. 13). Ueber Hünengräber: von Bonstetten, sur les dolmens 1865 S Müller a. a. O S. 55 flgd. Montelius Antiquarisk tidskrift 13,1 Lisch, Friderico-Francisceum. S. 23 u. S 72 flgd. Jahrb. 30, S. 9. Ueber die Gräber v. Molzow, Remlin, Alt-Sammit, Katelbogen, Naschendorf, Blengow s. Lisch J. 6B 134, 9, 263, 26, 115 Frid. Franc. S. 63, J. 27 S. 183 ff.

Vgl. auch Beltz, Protokolle d. Generalvers. d. Gesamtvereins d. Deutschen Gesch. u. Altertumsvereine z. Schwerin, 1890, S. 177 f. Eine Zusammenstellung aller bekannten Gräber ist für den nächsten Band der Jahrbücher (64. 1899) in Aussicht genommen und wird auf der vorgeschichtlichen Karte eingetragen werden.

Anm. 8 (S. 13). Begräbnisplatz bei Roggow s. Jahrb. 9, S. 366 f. u. 31, S. 57.

Ueber „Skelettgräber unter Bodenniveau" vgl. Mestorf, Mitt. d. anthrop. Gesell. für Schleswig-Holstein Heft 5, S. 9. In Mecklenburg ist neuerdings ein derartiges Grab bei Basedow aufgenommen, andere bei Krappmühl bei Neu-Brandenburg s. Brückner, 26. Bericht des Neubrandenburgischen Museums S. 4.

Anm. 9 (S. 13). Ueber Leichenbrand und Urnenbegräbnisse in der Steinzeit vgl. Olshausen, Ztschr. f. Ethnologie 1897. Vhdl. S. 182.

Goetze, Vorgeschichte der Neumark S. 16.

Hagen, Korrespondenzblatt d. deutsch. anthropol. Gesellsch. 1897, S. 157. In dem Museum in Neu-Brandenburg eine steinzeitliche Urne mit Leichenbrand aus einem Steinkistengrabe bei Friedland i. M.

Anm. 10 (S. 14). Eine kartographische Darstellung der steinzeitlichen Funde wird demnächst erscheinen und die gegebenen Ausführungen im einzelnen belegen.

Anm. 11 (S. 14). Grubenwohnungen von Roggow s. Lisch Jahrb. 31, S. 53 flgd. 39, S. 118 flgd. Dreweskirchen J. 29, S. 117 flgd. — Ueber Pfahlbauten: Lisch, Gägelow, J. 29, S. 120 flgd. Wismar J. 30, S. 1 flgd. 32, S. 161 flgd, 38, 112 flgd. Ueber andere Pfahlbauten bes. J. 30, S. 83 flgd. Steinzeitliche Pfahlbauten auch in Ost-Preußen, Posen, Polen angenommen von O. Tischler, Schriften der phys.-ökon. Ges. in Königsberg 23, S. 26; vgl auch Lissauer, Präh. Denkm. S. 20. Neuere Beobachtungen bei Friedrichsdorf, Goldberg, Bülow sind noch nicht abgeschlossen, vgl. Beltz Jahrb. 63, S. 27 u. 83. „Feuersteinmanufakturen" von Klink 3 B 41. Jahrb. 10 B 62. Plau J. 33 S. 120 u. s. w.; Beobachtungen dieser Art haben sich in den letzten Jahren außerordentlich gemehrt.

Anm. 12 (S. 17). Ueber „Depotfunde": Henry Petersen, hypothesen om religiöse offer og votivfund in Aarböger for nord. Oldk. 1890, S. 209 flgd.

Anm. 13 (S. 18). Die Typen der mecklenburgischen Steinzeit sind zusammengestellt Jahrb. 63, S. 1 flgd., die des verwandten Lübecker Gebietes von Freund, Programm der Lübecker Realschule 1898.

Anm. 14 (S. 27). Ueber steinzeitliche Keramik vgl. Lisch, J. 10, S. 253. Beltz, Jahrb. 63, S. 78. Ueber den „geschweiften Becher" Tischler Schriften der phys.-ökon. Gesellsch. in Königsberg 1883. S. 115. Ueber „Thüringische" Keramik Goetze, Gefäßformen und Ornamente der Schnurkeramik im Saalegebiet Jena 1891, und sonst.

Anm. 15 (S. 28). Ueber Handelsbeziehungen in der Steinzeit u. a. Montelius, Korrespondenzblatt d. deutschen anthropologischen Gesellschaft 1891, S. 99 flgd. Goetze, über neolithischen Handel. Bastian-Festschrift 1896.

Anm. 16 (S. 28). In der Reihenfolge der drei Wirtschaftsformen Jäger, Hirten, Ackerbauer, wie bisher üblich, eine allgemeingültige Form der menschlichen Kulturentwickelung zu sehen ist nicht mehr angängig (vgl. F. Hahn, Demeter und Baubo 1896 und sonst), daß aber unsere Steinzeitmenschen sie im allge-

meinen durchgemacht haben und an die Stelle des „Sammlers", Fischers und Jägers der älteren Steinzeit in der jüngeren Steinzeit der Viehzüchter getreten ist, dem auch die Bearbeitung des Bodens nicht mehr fremd war, scheint erwiesen. Selbstverständlich braucht bei unsern Boden- und klimatischen Verhältnissen (ein wesentlicher Unterschied des Klimas in der jüngeren Steinzeit von dem unsern ist bei der Gleichheit der Fauna und Flora nicht anzunehmen) der Viehzüchter kein „Nomade" im alten Sinne des Wortes zu sein. Es genügt eine Abgrenzung der Weidegebiete der einen Genossenschaft gegen die andere. Wie man sich das im einzelnen denken mag, bleibe der Phantasie überlassen. Vgl darüber z. B. H. W C. Hübbe, Beiträge zur Geschichte von Hamburg 1897, S. 1 flgd.

Anm 17 (S. 28). Ueber die steinzeitliche Tierwelt s. bes. Rütimeyer in den oben angeführten Veröffentlichungen von Lisch über den Wismarschen Pfahlbau und Gesammelte Schriften 1897.

Anm. 18 (S 32). Ueber den Bernsteinhandel und seine Bedeutung für die nordische Bronzezeit s bes. Olshausen, Berliner Ztschr. für Ethnol. 1890, Vhdlngn. S. 270 flgd. 1891 Vhdlngn. S. 286 flgd.

Anm. 19 (S. 33). Die Bedeutung der durch Schaftcelte, „triangulare" Dolche, Kommandostäbe u. s. w. charakterisierten Fundgruppe hat zuerst Montelius besprochen Månadsblad 1880, S, 150; ihre Zusammenfassung zu einer Periode (Nr. 1) in dem für die Einteilung der Bronzezeit grundlegenden Werke Om tidsbestamming inom bronsåldern 1885 S. 58 (vgl. S. 270). Die Benennung Periode Pile-Leubingen stammt von Tischler, Schriften d. physikal.-ökonom. Gesellsch. in Königsberg 29 (1888) S. 6. Eine neue Besprechung giebt Lissauer Ztschr. f. Ethnol. 1893 S. 409 im Anschluß an den wichtigen Fund von Brus in Westpreußen, in dem ein Dolch aus Kupfer gefunden ist. In Dänemark fehlen größere Funde dieser Art. Die mecklenburgischen sind 1. Malchin; drei prachtvolle Dolche, einer mit besonders gearbeitetem Griff; offenbar zusammengehörig, obwohl der Fundbericht nur von zwei 1822 unter einem Steine gefundenen Dolchen spricht Frid. Franc Tafel III, Text S. 113. 2. Stubbendorf, der reichste Fund, darin ein kupferner Flachcelt vgl. Jahrb. 26, S. 138. 3. Neu-Bauhof Jahrb 26, S. 144 4. Prieschendorf (Lütgenhof) Jahrb. 4 B S. 38. 5. Pustohl Jahrb. 29, S. 151. 6. Wotrum; nur Ringe, mit jüngeren Formen zusammen Jahrb. 34, S. 229. 7. Schwetzin; derbe Handringe und Spiralwindungen Jahrb. 14, S. 319. 8. Blengow; drei Kommandostäbe. Frid. Franc. Text S. 115. Außerdem Einzelfunde: ein Dolch mit besonders gearbeitetem Griff von Rehna; Kommandostäbe von Hansdorf und Glasin. Aus Mecklenburg-Strelitz der wichtige Fund von Hinrichshagen s. Olshausen Berliner Zeitschrift 1886, S. 4?3, und mehrere Einzelfunde im Neubrandenburger Museum. Fast alle Funde sind Moor- oder Erdfunde; nur bei Schwetzin wird von einer Urne, in der die Sachen gelegen haben sollen, berichtet. Für die Annahme von Montelius, daß die Dolche mit festgegossenem Griffe einheimische d. h. deutsche oder skandinavische Nachahmungen der südalpinen Dolche mit angesetztem Griff seien, ist unser Material nicht günstig. Die sog. Nachahmungen zeigen wesentliche Besonderheiten, so einen starken erhöhten Mittelgrat und eine ganz abweichende Verzierung des Griffs, auf die man bei einer beginnenden Bronzetechnik schwerlich gekommen sein würde. Ich halte dafür, daß sie Weiterbildungen darstellen, die auf dem Gebiete einer schon entwickelten Bronzekultur vorgenommen sind, wohl nördlich der Alpen und daß sie mit Ringen u s. w. über ihr weites Gebiet verhandelt sind. Ich kann in der Periode Pile-Leubingen keinen einzigen spezifisch nordischen Typus finden.

Anm. 20 (S. 37). Zu der Chronologie der Bronzezeit dient besonders das oben genannte Werk von Montelius, Om tidsbestamming 1885, in dem 6 Perioden, I. 1450—1250, II. 1250—1050, III. 1050—900, IV. 900—750, V. 750—550, VI. 550—400 angenommen sind. (Neuerdings hat M. seine Ansetzungen verändert und setzt den Beginn der Bronzezeit noch früher, nämlich Periode I. 1700—1450, II. 1450—1250, III 1250—1050, IV. 1050—850, V. 850—650, VI. 650—500; Månadsblad 1893, erschienen 1897 Beilage.) Sophus Müller, Nordische Altertumskunde S. 404 kommt von anderen Voraussetzungen zu wesentlich anderen Resultaten, indem er die Montelius'schen Ansätze im allgemeinen um zwei Jahrhunderte herabschiebt. Julius Naue, die Bronzezeit in Ober-Baiern 1894, S. 256 flgd. setzt mit besonnener Benutzung besonders der aus der ägyptischen Geschichte zu entnehmenden Daten an: ältere Bronzezeit a 1450—1250 b 1220—1150; jüngere Bronzezeit a 1150—1050 b 1050—900. Die Gründe, aus denen wir uns hier wie im folgenden eine große Zurückhaltung in chronologischen Fragen auferlegen, gehen aus den Ausführungen im Texte hervor. Die Begründung unserer eigenen Einteilung in vier Perioden ist zuerst 1887 Jahrbücher 54, S. 2 gegeben.

Mit ihr stimmen die Einteilungen von Tischler, Lissauer (für Westpreußen), Schumann (Pommern) und neuerdings auch S. Müller (Dänemark) im wesentlichen überein

Anm. 21 (S. 46). Steinzeitliche Grabkisten in Kegelgräbern: Rosenhagen (mit Bronzen) Jahrb. 8 B. S. 36; Boldebuck J. 25, S. 214; Bollbrücke J. 48, S. 324 flgd. (die Steinkammer gestört; bronzezeitliche Urnen daneben); auf bronzezeitlichen Begräbnisfeldern: Pisede J. 21, S. 236, ähnlich Zickhusen Frid. Franc. S. 51 und Erster Bericht über die Großh. Altertumssammlung S. 12. Bronzezeitliche Beerdigung in Steinkisten: Püttelkow, J. 6 B., 34; ob auch Molzow, Jahrb 7 B, S. 23 hierher zu rechnen ist, ist fraglich

Die verschiedenen Gruppen von Kegelgräbern sind in sehr verschiedener Weise untersucht, aus älterer Zeit am besten die Wittenburger und die Lübz-Plauer, welche Ritter in damals mustergültiger Weise ausgegraben hat (vgl. die Berichte in den Jahrb. 2 bis 6, resp. 9 bis 12 und 19), ferner die Crivitz-Parchimer mit ihren Ausläufern bis Ludwigslust, wo schon Zinck seit 1804 eine Reihe von Ausgrabungen vorgenommen hat (vgl. Friderico-Franciscеum) und die Untersuchungen von Wildhagen und Brfr. liegen (vgl. Jahrb. 47); über die Güstrow-Sternberger u. s. w. vgl. Lisch Frid Franc. a. m. St. und Jahrb. 20, 281, auch 38 a. m. St; die Gruppe an der Seeküste Lisch, J. II, 390 und sonst, die Doberaner L. Krause, J. 48, 286 flgd. Während des Druckes ist bei Stülow bei Doberan ein reiches Grab untersucht, um das sich besonders Professor Meyer in Doberan verdient gemacht hat. Ueber die andern fehlt es noch immer an ausreichenden Berichten und Ausgrabungen.

Ueber die bronzezeitlichen Grabformen auf dem Gebiete der nordischen Bronzezeit s. jetzt bes. Müller, Nordische Altertumskunde S. 328. Ein Vergleich jener Darstellung mit der unseren wird zeigen, daß bei völliger Gleichheit der allgemeinen Erscheinungen in Dänemark und Mecklenburg im einzelnen bemerkenswerte Verschiedenheiten bestehen. So ist der von Lisch eingeführte Name „Kegelgräber" für die ausgeprägten Formen unserer Bronzezeit voll berechtigt. Lisch hat die Kegelgräber 1835 zuerst im Friderico-Franciscеum S. 26, dann Jahrb. II B S. 137 charakterisiert und das Bild in zahlreichen Einzelbeschreibungen ergänzt. Von seiner Deutung der Einzelerscheinungen weichen wir nur ausnahmsweise ab. So in der wichtigen Entscheidung, ob Leichenbrand oder Bestattung vorliegt. Lisch neigte stets, wo keine körperlichen Reste vorhanden waren, dazu, Leichenbrand anzunehmen und kam so zu einer nur geringen Anzahl von Gräbern mit Bestattung. Nach meinen Beobachtungen ist die Bestattung ungleich häufiger als Lisch glaubte; oft bezeichnen nur ganz geringe Spuren die Lage des verwesten Körpers, während gebrannte Gebeine eine bedeutend größere Widerstandsfähigkeit besitzen; ich halte darum in zweifelhaften Fällen (und das sind fast alle nicht fachmännisch ausgeführten Ausgrabungen) Bestattung für wahrscheinlicher als Brand. Ebenso hat sich mir die Scheidung von ossuarium und cinerarium in der Ausdehnung, die ihr Lisch gegeben hat, nicht bewährt; die Mehrzahl seiner Cinerarien werden Vorratstöpfe sein, in denen dem beerdigten Toten Speisen mitgegeben sind. Wichtige Berichte über entsprechende Gräber in Schleswig-Holstein s. z. B. Mestorf, Anthropol. Verein in Schl.-Holst., Heft 4. Splieth, 40. Bericht d. Kieler Museums. — Ueber das Verhältnis von Beerdigung und Leichenbrand s. Olshausen, Ztschr. f. Ethnologie, Vhdlgn. 1892 S. 129 flgd., die erste kritische Behandlung der einschlägigen Funde und Fundberichte, ohne deren eingehendes Studium niemand sich an die Ausgrabung bronzezeitlicher Gräber machen sollte; ferner S. Müller a. a. O. S. 350 flgd. Die Anschauung von dem Leichenbrande als „Seelenreinigung" begründet besonders das feinsinnige Werk von Erwin Rohde, Psyche. Leipzig 1894. — Die Gräber ältesten Charakters sind außer dem Blengower (bisher unpubliziert) die von Schwaan (J. 19, 297) Pölitz (J. 34, S. 215), Neukirchen (Fr. Fr. S. 46), Kremmin (Fr. Fr. S. 49), Schulenberg (J. 29, S. 138), Brunsdorf (J. 24, S. 267); alle sind einfach in Anlage und Ausstattung. Einer jüngeren Zeit gehören die reich ausgestatteten und komplizierter gebauten an, von denen die bedeutendsten die von Dabel (J. 22 S. 279 und 23, S. 279), Ruchow (Fr. Fr. S. 43 und J. 5 B, S. 30), Friedrichsruhe (J. 47, S. 279) und Peckatel b. Schwerin (J. 9, S. 369, 11, S. 367) sind. Verbrannte weibliche Leichen neben beerdigten männlichen z. B. Friedrichsruhe in mehreren Gräbern; Slate (J. 33, S. 130), Dabel (J. 22, S. 279, 23, S. 279). Gräber in Form von Körpergräbern mit Leichenbrand z. B. Wolde (J. 5 B 61), Dreweskirchen (J. 19, 290), Sarmstorf 1895 ausgegraben (unpubliziert), Reinsdorf (J. 4 B S. 37), besonders Vorbeck (J. 30, S. 145). — Flachgräber ohne Hügel: Loiz, ausgegraben 1893 (unpubliziert), Tobbin ausgegraben 1897 (unpubliziert), Sarmstorf

und Reinsdorf s. oben, Rosenhagen (J. 8 B S. 36). — Größere Begräbnisplätze, wohl für die Masse des Volkes: Pisede (J. 21, S. 234), Zickhusen (Erster Bericht S. 12), Lankow (desgl.). Auch Lisch sah in den ausgedehnten Grabfeldern mit Urnen die Begräbnisstätte des niederen Volkes; so bei Grabow (einem Felde, das wir lieber der jüngeren Bronzezeit zurechnen möchten) J. 18, S. 252 und 19, S. 312.

Anm. 22 (S. 47). Ueber den Unterschied der slavischen und vorslavischen (was für Lisch so viel war, wie bronzezeitlichen) Burgwälle s. Lisch Jahrb. 38, S. 168. Von den dort aufgezählten ist der von Wieschendorf zweifellos wendisch, der von Ilow macht den Eindruck eines späteren (mittelalterlichen) Refugiums. Ueber den wendischen (genauer in wendischer Zeit benutzten) Wall von Schulenberg s. Schlie, Kunst- und Geschichtsdenkmäler I, S. 398. Auch der große Liepener Wall hat neuerdings wendische Funde ergeben. Ueber die „Burgwälle" von Kratzeburg und Weisin s. von Buchwald, Jahrb. 51, S. 44 flgd. und Protokolle der Generalversammlung der Geschichtsvereine in Schwerin 1890, S. 124. In den Nachbarländern ist die Benutzung vorslavischer Wälle in späterer Zeit mehrmals konstatiert; so ist bronzezeitlichen Ursprungs der große, in wendischer Zeit stark besiedelte Burgwall von Niemitzsch in der Niederlausitz s. Jentsch, die prähistorischen Altertümer von Guben IV 1889 S. 3 flgd., vielleicht auch der berühmte Burgberg von Burg im Spreewalde; vgl. Behla, die vorgeschichtlichen Rundwälle im östlichen Deutschland S. 111 (die Ergebnisse der neuerdings dort vorgenommenen Untersuchungen sind mir noch nicht bekannt geworden).

Anm. 23 (S. 49). Ärte der Bronzezeit wie die Abb. 62 häufiger in Ost-Preußen und sonst südlich der Ostsee, im Norden selten. In Mecklenburg drei Stücke (Wieck; Depotfund J. 12, S. 44. — Basedow; Kegelgrab J. 36, S. 134. Karow; Kegelgrab, unpubliziert). Ueber ihre chronologische Bedeutung s. O. Tischler, Sitzungsberichte der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft in Königsberg 1887 und 1890, S. 3.

Anm. 24 (S. 56). Ueber die bronzezeitlichen Typen jetzt besonders S. Müller, Ordning of Danmarks oldsager I und in den betreffenden Abschnitten der Nordischen Altertumskunde. Eine zusammenfassende Behandlung des mecklenburgischen Materials wird für einen der nächsten Bände der Jahrbücher beabsichtigt.

Anm. 25 (S. 60). Stil der älteren Bronzezeit: S. Müller a. a. O. S. 353. Horn von Wismar: Jahrb. 3 B S. 68.

Anm. 26 (S. 61). Zinn: Olshausen, Verhandlungen der Berliner anthrop. Gesellsch. 1883, S. 86 flgd. Gold: Olshausen, ebenda 1886, S. 301 flgd. Gewebe: Buschan, Archiv f. Anthrop. 1889.

Anm. 27 (S. 62). Bronzezeitliche Keramik: Lisch, Jahrb. 11, S. 353 flgd., wo aber überwiegend die Gefäße der jüngeren Periode behandelt sind.

Anm. 28 (S. 67). Für die Gräber der jüngeren Bronzezeit war in dem System von Lisch kein Platz; er hat sie meist zu den Kegelgräbern gerechnet und in ihnen Begräbnisstätten der ärmeren Bevölkerung gesehen. Im Friderico-Francisceum werden die hierhin gehörenden Gräber als „Kistenhügel", „Steinringe" und Erdhügel beschrieben (S. 78 flgd.) und ist das richtige Verhältnis schon angedeutet, später hat Lisch diese Anschauung wieder aufgegeben. Zur Charakteristik der jüngeren Gräber vgl. Jahrb. 47, S. 293 (die dort gezogenen Folgerungen auf den allgemeinen Kulturzustand sind Jahrb. 61, S. 183 zurückgenommen), eine eingehendere Besprechung Jahrb. 51, S. 4 flgd., wo auch die Litteratur angegeben ist, ein Nachtrag über die seitdem bekannt gewordenen Funde Jahrb. 61, S. 182 flgd. Das dänische Material giebt S. Müller a. a. O. S. 406. Im allgemeinen stimmen auch hier beide Länder überein, doch finden sich bemerkenswerte Unterschiede: so sind bei uns die dort häufigen Nachbestattungen in Kegelgräbern sehr selten, man zog es vielfach vor, neben den Kegelgräbern neue, kleinere Gräber zu bauen, dagegen häufen sich die Funde von bronzezeitlichen Urnenfeldern, die in Dänemark fehlen. Ueber Pommern, welches Land in der jüngeren Bronzezeit eine hohe Bedeutung erhält, s. Schumann a. a. O. S. 32 und S. 48.

Anm. 29 (S. 71). Ueber Depotfunde: S. Müller a. a. O. I, S. 422, wo die ältere dänische Litteratur angegeben ist. „Votivfunde" älterer Bronzezeit in Mecklenburg: Güstrow (zwei Handbergen), Vogelsang (zwei Handbergen, vier Halsringe, alles in einander geschlungen, J. 8 B S. 54). Varnckow (J. 46, S. 300). Votivfunde jüngerer Bronzezeit: Sophienhof bei Waren (J. 8 B, S. 53; zwei Halskragen, zwei Spiralcylinder); Krusenhagen bei Wismar (zwei Torques), Roggow (vier Handringe) Möllen bei Krakow (Halskragen, Ring),

Rebentin (Schwert, Flachcelt u. s. w., deren Zusammengehörigkeit aber nicht ganz sicher ist, J. 38, S. 125), Dahmen, Kl. Lukow, Basedow (Ringe und Schalen J 10, S. 283, 13, S. 376, 36, S. 135). Hängebecken von Roga, Lübbersdorf, Brook (s. Jb. 61, S. 220, wo die ältere Litteratur angegeben ist). Halsringe und Celte bei Wendhof, Bentschow, Vielist, die ich trotz der einfachen Form für jungbronzezeitlich halte (vgl. J. 52, S. 4). „Eidringe" von Woosten, Wohlenhagen, Granzin, Jülchendorf, Baumgarten (vgl. zuletzt J. 61, S. 237). — „Gußstätten" zuerst Lisch J. 34 S. 220 über Holzendorf, zuletzt Beltz J. 54, S. 102 über Gr. Dratow; dort die Litteratur angegeben. Vielleicht gehört dahin auch ein Fund von Glasin, wo eine größere Anzahl zerbrochener Lanzenspitzen gefunden sind. — Ueber rohe Reparaturen an schönen Bronzen vgl. die „Brillenfibel" von Kratzeburg (Neu-Strelitz) s. von Buchwald, J. 51, S. 47, die oben S. 77 abgebildete Brillenfibel unbekannten Fundorts, das Hängebecken von Brook (Jahrb. 61, S. 221). Ueber das Verhältnis der Mecklenburger Gießerfunde zu fremden vgl. die Besprechung eines Fundes aus dem südlichen Baden (Ackenbach) Beltz, Jahrb. 59, S. 96.

Anm. 30 (S. 71). Typen der jüngeren Bronzezeit: Jahrb. 52, 54, 61 a. a. O. S. Müller, N. A. I S. 373 folgd. Oestliche und westliche Bronzekultur, S. Müller, die nordische Bronzezeit und deren Periodeneinteilung; übersetzt von J. Mestorf, Jena 1878. Dagegen Montelius, Om tidsbestamning 1885. Vgl. auch Jahrb. 52, S. 3. In der „Nordischen Altertumskunde" hat Müller sich Montelius bedeutend genähert.

Anm. 31 (S. 74). Zur Ornamentik der jüngeren Bronzezeit vgl. Montelius Månadsblad 1881, S. 17. S. Müller a. a. O. S. 380 folgd. Ueber Hängebecken Jahrb. 61, S. 225. Die dort gegen die Herleitung der Wellenbänder aus den klassischen Motiven des „laufenden Hundes" und des „Flechtbandes" erhobenen Bedenken hege ich nicht mehr, seit mir die dort vermißten Bindeglieder in der That bekannt geworden sind. Das erste Ornament findet sich z. B. in reiner Form ebenso wie der Mäander in der jüngeren Hallstadtzeit (Gräber von Rosegg in Kärnthen), deren Gleichzeitigkeit mit den nordischen Gräbern jüngerer Bronzezeit z. B. durch Bronzemesser mit nach oben gebogener Spitze bewiesen wird; das Flechtband findet sich in Hallstädter Gräbern auf Gürtelblechen von Waatsch (Mitth. d. anthrop. Ges. Wien XIV, Tafel 4) und und St. Marein (ebenda XXIV, Tafel 3, 1). — Ueber den Hallstadtvogel vgl. z. B. Hörnes, Mitth. d. anthrop. Ges. Wien n. F. XII 1892 S. 107, das „Schiffsornament" Mestorf, Bronzemesser mit figürl. Darstellungen, und Beltz, Jahrb. 61, S. 230.

Anm. 32 (S. 81). Typen der jüngeren Bronzezeit s. Müller, Ordning S. 28 und Abb. 171 flgd Die ältesten norddeutschen Eisenfunde Undset, das erste Auftreten des Eisens in Nordeuropa 1882.

Anm. 33 (S. 86). Bronzezeitliche Keramik s. Lisch, Jahrb. 11, S. 353 flgd., wo ältere und jüngere Periode noch nicht hinreichend geschieden sind. Ueber den „Lausitzer Typus" z. B. Goetze, Vorgeschichte der Neumark und zahlreiche Abhandlungen von Behla, Jentsch, Weigel, Weineck u. a. in den Niederlausitzer Mittheilungen Band I bis IV, besonders Jentsch, Band II, S. 1 flgd. Verbreitung der Typen: Undset „Eisen" u. s. w. an mehreren Stellen (s. Register). Buckelurnen in Mecklenburg: Slate, Kegelgräber vom Ende der Bronzezeit (J. 33, S. 129), Dobbin bei Krakow, Flachgräber jüngerer Bronzezeit (neuere Ausgrabung). Eine Urne von der Form 145 fand Vfr. neuerdings bei Basedow (Hügelgrab mit einer Leichenbrandurne in einer Steinkiste vom Ende der älteren Bronzezeit). Schachtelurne: Sukow, niedrige Kegelgräber. Hausurne: Kiekindemark 1847 Lisch, J. 3 B, S. 59, 11, S. 364, 14, S. 313, 21, 246. Becker, Zeitschrift d. Harzvereins XXI (1881) S. 10, Tafel I, 6. Im allgemeinen s. Becker, ebda. 1896, S. 265 flgd., wo auch der Formenunterschied begründet ist.

Anm. 34 (S. 91). Urnenfeld von Broda ausgegraben 1897, unpubliziert; von Ludwigslust zuletzt Jahrb. 61, S. 193, wo die ältere Litteratur angegeben ist; die anderen ebenda S 196 flgd. Sembzin S. 212, Urnenfelder als Grabstätten wandernder Stämme s. Hübbe, Beiträge zur Geschichte Hamburgs Heft I 1897.

Anm. 35 (S. 94). Das norddeutsche Material am vollständigsten bei Undset, das erste Auftreten des Eisens in Nord-Europa; deutsche Ausgabe Hamburg 1882. Ueber Gliederung und Chronologie der Eisenzeit s. J. Mestorf, Archiv f. Anthropologie 24 S. 339; für Pommern: Schumann in den Beiträgen zur Geschichte und Altertumskunde Pommerns 1898 (Verfasser erst während des Druckes bekannt geworden). Ueber die verschiedenen Systeme der Eisenzeit vgl. beistehende Tabelle. Die Unterschiede in der Auffassung sind nicht gerade

	Schweden nach Montelius	Dänemark nach S. Müller	Schleswig-Holstein nach J. Mestorf	Mecklenburg	Pommern nach Schumann	Ost- u. Westpreußen nach Tischler
700— 600	Bronzezeit VI	jüngere Bronzezeit	jüngere Bronzezeit	jüngere Bronzezeit	jüngere Bronzezeit	jüngere Bronzezeit
600— 500					jüngste Bronzezeit vorröm. Eisenzeit I (Hallstadt)	
500— 400	Eisenzeit I			jüngste Bronzezeit		
400— 300						
300— 200	Eisenzeit II	vorrömische Eisenzeit	Erstes Auftreten des Eisens a. Hallstadt b. la Tène	vorrömische Eisenzeit I (Hallstadt)	vorrömische Eisenzeit II (la Tène)	Eisenzeit Per. A (la Tène)
200— 100	Eisenzeit III			vorrömische Eisenzeit II (la Tène)		
100— 0						
0— 100	Eisenzeit IV	römische Eisenzeit	römische Periode	„römische" Eisenzeit I	römische Eisenzeit I	Eisenzeit Per. B
100— 200						
200— 300	Eisenzeit V	Völkerwanderungszeit	Völkerwanderungszeit	„römische" Eisenzeit II	römische Eisenzeit II	Eisenzeit Per. C
300— 400						Eisenzeit Per. D (Völkerw.)
400— 500	Eisenzeit VI	nachrömische Zeit	Nach der Völkerwanderung	Völkerwanderungsz. ?	Völkerwanderungszeit	Eisenzeit Per. E
500— 600						?
600— 700	Eisenzeit VII					?
700— 800		Wikingerzeit	karolingische Periode	wendische Zeit	wendische Zeit	jüngste Heidenzeit
800— 900	Eisenzeit VIII					
900—1000						
1000—1200						

bedeutend; auch darin sind die deutschen Prähistoriker einig, daß die Jahreszahlen nur ganz ungefähre Zeitgrenzen angeben. Die Veröffentlichung der Tabelle erfolgt nach Verständigung mit Frau Direktor Mestorf in Kiel und Herrn Dr. Schumann in Löcknitz, die durch ausführliche briefliche Begründung ihrer Gliederung den Vfr. zu lebhaftem Danke verpflichtet haben.

Anm. 36 (S. 107). Eine zusammenhängende Darstellung der alteisenzeitlichen Funde in Mecklenburg steht noch aus. Ueber „Birnenurnen" wie Abb. 160 s. z. B. Präh. Blätter VI 2.1. Wagner, Hügelgräber in Baden. Die „wendische Krone" s. Lisch, J. 14, S. 315. u. f. S. Müller, Nordiske fortidsminder I, S. 19 flgd. Beltz, Protokoll d. Generalversammlung der Geschichtsvereine in Schwerin 1890, S. 112. Kronenreifen aus Schlesien: Seger, Schlesiens Vorzeit VI (1896) S. 418. Pommerische Fibel, Nadeln, Gürtelhaken: Schumann, a. a. O. S. 15 u. f. La Tène-Fibeln und Schwerter und ihre relative Chronologie: Tischler, Correspondenzblatt d. deutschen anthropol. Gesellschaft 1885, S. 172 Gürtelhaken: Voß, Vhdlg. d. Berliner Ges. f. Ethnol. 1880, S. 105. Oesenringe: J. Mestorf, Mitt. d. Altertumsvereins in Schleswig-Holstein IV. la Tène in Dänemark: Neergard, Aarböger 1892, S. 241 flgd. — Westbewegung der Germanen in der „la Tène-Zeit": Kossinna, Ztschr. d. Vereins f. Volkskunde 1896, S. 9. Beiträge z. Gesch. d. deutschen Sprache XX, S. 290. Monument von Adamklissi: Tocilescu, Niemann, Bendorf, Monument von Adamklissi, Wien 1895. Furtwängler, Sitzungsberichte d. bair. Akademie der Wissenschaften Histphil. Kl. 1897 S. 247. Furtwängler setzt das Monument in die Zeit des Augustus, Petersen mit größerer Wahrscheinlichkeit in die Zeit des Trajan (108/9); vgl. auch Willreich, Westermanns Monatshefte 1897, S. 632.

Anm. 37 (S. 112). Von den jüngeren Urnenfeldern der vorrömischen Eisenzeit ist noch keines veröffentlicht. Eine strenge Scheidung ist nicht immer durchführbar; so neigt Vfr. jetzt dazu, das oben dem älteren Abschnitte zugeteilte Feld von Raduhn (Jahrb. 47, S. 296) erst dem jüngeren zuzuschreiben. — Ueber die Urnen mit hochliegendem, scharfem Bauchrand s. Undset, Eisen in Nordeuropa, an mehreren Stellen, übrigens ist die Mehrzahl dieser Urnen schlanker als die abgebildeten Stücke und hat keine Henkel. Ueber la Tène im allgemeinen s. die genannten Arbeiten von Tischler und neuerdings die Aufsätze von Reinicke in der Ztsch. f. Ethnologie (1896 S. 1 flgd. und sonst), wo mit Recht dem griechischen Einflusse eine größere Bedeutung zugeschrieben wird. Urnenfeld von Körchow Jahrb. 1891 Quartalbericht 3. Bronzekessel u. dgl. Undset, Eisen a. m. St. Pfahlbau von Bimsow Jahrb. 32, S. 222. La Tène als Pfahlbau: Undset, Videnskabs — selskabs forhandlinger 1885.

Anm. 38 (S. 115). Daß Pytheas nicht die Ostseeküste, sondern nur die Nordsee bis an die Elbmündung besucht hat, und daß für Gutones bei Plinius 37 § 35 (in einem Exc. aus Pytheas) Teutones zu lesen ist, wie kurz darauf, mit Beziehung auf denselben Volksstamm im Texte steht, hat Müllenhoff (D. Alt. I, bes. S. 479 ff.) nachgewiesen. Widerspruch hat Kossinna erhoben (d. ethnolog. Stellung der Ostgerm., Indog. Forsch. VII, 1896, 294). Er findet für die Τούτονες u. Τεύτονες des Pytheas in einem urspr. Ἰεύτονες (= Jüten) die sachlich u. paläographisch allein befriedigende Lösung, die Teutonen der Wanderung sieht er als Kelten an, s. Westdeutsch. Ztsch. IX, 213, und hierin stimmt ihm Much bei (Beitr. z. Gesch. d. deutsch. Spr. u. Lit. XVII, S. 5). Meines Erachtens ist der Nachweis nicht gelungen. Der Grenzstein bei Miltenberg (inter Toutonos. abgeb. bei Meitzen, Siedelung und Agrarwesen, Atlas, Anl. 36) beweist nicht, daß diese Teutonen, die auch ich für einen Rest der alten Teutonen halte, Kelten waren. Die keltische Namensform kann von den keltischen Nachbarn dieser Teutonen herrühren. Die Conjectur Τευτόνων für Τωυγένων bei Strabo VII, 293 hat keinen zureichenden Grund. Wenn Much (Ztschr. f. dtsch. Altert. B. XLI, 32) einem Zweifler (Holz, Ueber d. germ. Völkertafel des Ptolemäus) entgegenhält, Posidonius rechne doch die Teutonen zu den Helvetiern, so ist dies nur richtig in der Voraussetzung, daß jene Conjektur richtig ist. In Wahrheit nennt Posidonius die Teutonen überhaupt nicht, weder Strabo VII, 293 noch Strabo II, 97, hier aber spricht er von dem Auszug τῶν Κίμβρων καὶ τῶν συγγενῶν; zu diesen Verwandten der Cimbern gehören ohne Zweifel die Teutonen, die von den Römern gleich jenen für Germanen gehalten wurden (s. Caesar, de bell. Gall. II, 29 und die ganze Kriegsführung der Römer), folglich auch wirklich Germanen waren.

Ueber den keltischen Ursprung des Namens Teutonen s. Müllenhoff, D. Alt. II, S. 115. Auch das Wort Kimbern hält M. (II, 117 ff.) für keltisch und setzt die Kimbern nach Mitteldeutschland. Zu der Gleichung Sedusier = Eudosen s. Zeuß, die Teutschen und ihre Nachbarstämme (München 1837) S. 152. Die

Haruden (Ptol. II, 11, 12) jetzt Seelmann (Jahrb. d. Vereins f. niederdeutsche Sprachforschung XII, 1887, S. 35) nach Seeland, doch spricht dagegen, daß sie in dieser weiten Entfernung sich schwerlich durch die Flottenexpedition des Tiberius hätten bestimmen lassen, Gesandte an Augustus zu schicken.

Anm. 39 (S. 131). Das norddeutsche Material, soweit es bis 1882 bekannt war, liegt in Undsets „Eisen in Nordeuropa" gesammelt. Ueber Römergräber s. unten. — Die Waffen bei Tacitus: Müllenhoff, D. A. IV 1898 S. 163 flgd. Ueber Darzau: Hostmann, das Urnenfeld von Darzau; über Dobrichow-Pichora: Pic, Archaeologicky vyzkum Prag 1897; die archäologische Grenze zwischen „Sueven" und „Vandalen": Weigel, Niederlausitzer Mittheilungen Band 3, S. 16 ff., Jentsch, ebenda Band 4, S. 1 flgd. Markomannen und Langobarden z. B. Much, Stammsitze S. 51 u. f. Fibeln: Almgren, Studien über nordeuropäische Fibelformen, Stockholm 1897. Mäanderurnen: Undset passim, Lisch, Jahrb. 12, S. 421 flgd. (mit falscher Auffassung der zeitlichen Stellung, die Jahrb. 37, S. 236 berichtigt ist). Mäander auf la Tène-Urnen in Schlesien: Seger, Schlesiens Vorzeit 1896, S. 420; in Pommern: Schumann, Baltische Studien 38, Tafel 3 und 4. S. Lucia: Marchesetti, la necropoli di S. Lucia Triest 1886 III, 6. Das Verbreitungsgebiet der Mäanderurnen: Lisch, J. 37, S. 236. Undset a. a. O. S. 207. Mäanderurnen in der Neumark: Goetze, Vorgeschichte der Neumark S. 47. Für die Gliederung und die Chronologie der Eisenzeit grundlegend die Arbeiten von Otto Tischler, z. B. Schriften der physikalisch-ökon. Gesellsch. in Königsberg Band 19 (1878) 29. Sitzungsb. S. 18. Katalog der vorgesch. Ausstellung in Berlin 1880 (s. auch Undset S. 156 flgd., Almgren S. 113. Montelius, Svenska fornminnes föreningens tidskrift IX, S. 155 flgd.). Die Litteratur über die Münzfunde s. Almgren a. a. O. S. 82.

Ueber Römergräber in Mecklenburg im allgemeinen s. die schöne Abhandlung von Lisch, Jahrb. 35, S. 106 mit Nachtrag Jahrb. 37, S. 317. Wir scheiden in unserer Darstellung stärker wie Lisch die dem ersten und die dem dritten Jahrhundert angehörende Gruppe. Zu der ersten rechnen wir Bibow, Jahrb. 2 B, S. 50, Gr. Kelle J. 3 B S. 44 und 5 B Anhang (Lisch nahm Leichenbrand an, wie auch in bronzezeitlichen Begräbnissen fast stets, wo von Gebeinen nichts berichtet wurde; wir halten in allen solchen Fällen Beerdigung für wahrscheinlicher, so auch hier), Kittendorf, J. 12, S. 445, Hagenow, J. 8 B S. 56. Börzow, J. 8 B S. 91, 37, S. 224. Ueber die Schale von Dobbin J. 8 B, S. 39, Schwinkendorf. J. 8 B. S. 50. Ueber alexandrinische Silbergefäße Schreiber, Abhdlngn. d. kgl. sächs. Gesellsch. der Wissensch. 1894 (vgl. auch Winter über die Silberfunde von Bosco reale und Hildesheim, Archäologischer Anzeiger 1896, S. 72 und 1897, S. 115). Ueber die Scheidung zwischen älteren und jüngeren „Römergräbern" im Norden Engelhard Aarboger 1873, 1875, 1877. H. Petersen, Nordiske fortidsminder I, 1890. S. Müller, Aarböger 1874, Ordning II, S. 24. Die Fabrikstempel u. s. w. zusammengestellt von Montelius. Svenska fornminnes forenigings tidskrift 1895, IX, S. 196. Ueber deutsche Funde zuletzt Seger, Schlesiens Vorzeit u. s. w. 1898, S. 418.

Anm. 40 (S. 141). Unsere jüngere römische Periode entspricht Tischlers Perioden C und D, Müllers Völkerwanderungszeit, s. jetzt bes. Almgren S. 82 flgd. und 130. Heimat der Goten in Westpreußen: Lissauer, Prähistor. Denkmäler v. West-Preußen S. 142. Auf der Marcussäule glaubt von Domaszewski in einer Gruppe von bärtigen Barbarenkriegern Langobarden zu erkennen (s. Rheinisches Museum 1895, S. 612 flgd. Neue Heidelberger Jahrbücher 1895, S. 107 flgd.), über die Marcussäule Petersen, Archäologischer Anzeiger 1896, S. 1. Petersen und v. Domaszewski, Marcussäule München 1896. Markomannen- und Gotenkriege: Mommsen, Römische Geschichte V, S. 209 flgd. Von den Urnenfeldern der Periode ist leider nur eines sachgemäß veröffentlicht: Weigel, Gräberfeld von Dahlhausen, Archiv für Anthropologie XXII. Ueber das ungleich reicher ausgestattete, von Pritzier s. Jahrb. 8 B, S. 58. Die neuen Funde (1898) sind noch nicht besprochen. — Das ostdeutsche Material s. jetzt bei Almgren, das dänische bei S. Müller. — Römische Skelettgräber: Lisch, (oben Anm. 39); Grempler, der Fund von Sakrau 1887, 1888. Dazu besonders die kurze und treffende Charakteristik von Tischler, Sitzungsberichte der physikal.-ökonom. Gesellschaft in Königsberg 1889 (XXX), wo zuerst die entscheidende Bedeutung der Suddonauländer für die ganze Periode erkannt ist. Die Glasschale von Nordrup: Nordiske fortidsminder 1, S. 7. Silberschale aus der Krim: Antiquités du Bospore cimmérien 42, 1.

Hakenkreuzfibel: S. Müller, Ordning II, 266. Almgren a. a. S. S. 104. Perlen und Email: Tischler, Schriften der phys.-ökon. Gesellsch. 1886 (XXVII),

S. 1 flgd. Stil der jüngeren römischen Sachen: Müller, Nordische Altertumskunde II, S. 82 flgd. Statuette von Manderow: Schlie, Gypsabgüsse antiker Bildwerke in Schwerin 1887, S. 332. Münzen: S. Müller II, S. 81. Tischler, a. a. O. Band 29, S. 18., aus West-Preußen: Lissauer, a. a. O. S. 134, Pommern: Schumann, Kultur Pommerns S. 79, Brandenburg und Nordostdeutschland überhaupt: Friedländer, Berliner Zeitschr. f. Ethnologie 1872, S. 167 flgd. 1874, S. 171 flgd. Lausitz: Jentsch, Niederlausitzer Mitteilungen III S. 187, Schleswig-Holstein: Mestorf, Urnenfriedhöfe S. 91, Schweden: Montelius, Kultur Schwedens S. 96; eine zusammenhängende Behandlung der mecklenburgischen Münzen steht noch aus.

Anm. 41 (S. 143). Ueber „Merowingische" Altertümer und germanischen Stil überhaupt s. Lindenschmit, Deutsche Altertumskunde I, 1880—1889. Hampel, Ungarische Revue 1886. Urnenfelder von Spornitz und Pogreß Jahrb. 48, S. 7 flgd. Die späteren Funde noch nicht veröffentlicht.

Anm. 42 (S. 149). Ueber den Feldzug des Domitius s. Mommsen, Röm. Gesch. V, S. 28. Abhängigkeit und späterer Abfall der Langobarden und Semnonen von Marbod s. Tac. Annal. II, 45.

Ueber den Feldzug des Jahres 5 s. Vell. Paterc. II, 106 u. 107, Plinius II, 67, 167 u. Mon. Ancyr. XXVI (b. Müllenhoff, Germania antiqua, S. 51), vgl. auch Mommsen, R. G. V, 33 u. F. Dahn, Urgeschichte II, 56.

Ueber die germanischen Stämme an der Ostseeküste nach Tacitus Germ. c. 38—41 u. 43 und Ptolemäus II, 11 s. Zeuß, d. Deutschen und ihre Nachbarstämme, München 1837, Müllenhoff, d. deutschen Völker an der Nord- u. Ostsee in ältester Zeit, Nordalb. Studien B. I (1844) S. 111 ff., vielfach überholt durch s. Deutsche Altertumskunde (d. Ostseestämme s. d. Register zu B. II u. III), Seelmann, Jahrb. d. Vereins f. niederd. Sprachf. XII, 111, H. Möller, das altenglische Volksepos, Kiel 1883. Bangert, d. Sachsengrenze im Gebiete der Trave, Pr. Oldesloe 1893, S. 4—11. Much, Beitr. z. Gesch. d. deutschen Spr. u. Lit. B. XVII, S. 1—224, ders. die Städte des Ptolemäus, Zeitschr. f. deutsch. Altertum, B. XLI, S. 97 ff. Kossinna, die ethnolog. Stellung d. Ostgerm., Indogermanische Forsch. VII (1896). Sueben b. Caesar IV, 1—4, b. Strabo VII, 3, 20. Wer die Sueben bei Cäsar sind, ist viel umstritten. Daß er alle Stämme vom Rhein bis zur Grenze zwischen den West- und Ostgermanen (nach Meitzen Recknitz, Tollense, Oder, Sudeten) meint, halte ich trotz Meitzens bestechender Ausführung (I, 150 ff.) für sehr unwahrscheinlich. Vgl. noch Kaufmann, Deutsche Gesch. II, 201 (= Chatten), Kossinna gegen Riese (Rhein. Mus. N. F. XL, IV u. Westdeutsch. Zeitschr. X, Much, Beitr. XIII, 18 ff. (= Hermunduren). Tacitus dehnt den Geltungsbereich des Namens entschieden zu weit aus, wenn er alle Ost- und Nordgermanen zu ihnen rechnet.

Die Semnonen (Tac. c. 39) wohnten nach Ptol. (II, 11, 15) zwischen der Elbe und dem Suebus, jenseits dessen die Burgunder das Gebiet bis zur Weichsel besaßen. Der Suebus kann hier nur die Oder sein (so Müllenhoff, D. Alt. II, 209), nicht die Warnow (Seelmann S. 43). Mit der Annahme der Warnow geraten wir zu nahe an die Ostseeküste, und doch sollen in dem Raum zwischen den Semnonen und der Küste östlich von den Sachsen bis zum Suebus hin nicht weniger als fünf Völkerschaften Platz finden. Auch eignet sich die kleine Warnow nicht zur Grenze zwischen zwei so bedeutenden Völkerschaften wie die Semnonen und Burgunder waren. Seelmann nimmt auch gar nicht in Abrede, daß die Burgunder jenseits der Oder wohnten, meint aber, das Gebiet der Warnow sei damals ein breiter, unbewohnter Urwaldgürtel gewesen. Dem widerspricht schon der Ausdruck τὰ ἐφεξῆς bei Ptolemäus. Soweit wie Seelmann meint, kann also das Gebiet der Semnonen nicht nach Mecklenburg hineingereicht haben (wenigstens nicht zu der Zeit, aus der die Nachrichten des Ptolemäus stammen (wohl aus der Zeit vor 9 n. Chr. G.). Ob nun die Semnonen (zur Zeit des Ptolemäus) überhaupt einen Teil von Meckl. besessen haben, diese Frage hängt mit einer anderen zusammen, der nach dem rechtselbischen Gebiet der Langobarden und seiner mutmaßlichen Begrenzung. Daß die Langobarden auch rechts der Elbe saßen, ist durch Strabo VII, 3,35 in Verbindung mit Vell. Pat. II, 107 sicher gestellt. Strabos Behauptung, daß die Langobarden zu seiner Zeit vollständig auf das rechte Elbufer geflüchtet wären, beruht allerdings auf einem Mißverständnis der Vorgänge des Jahres 5 n. Chr., aber wegen dieses leicht erklärlichen Irrtums ist der richtige Kern seiner Worte, daß nämlich die Langobarden auch jenseits der Elbe Land besaßen, nicht in Zweifel zu ziehen. S. d. Namen bei Bangert, Pr. 1893, S. 5 A. 3. Dies rechtselbische Gebiet wird — das ist so gut wie selbstverständlich — in derselben Breite über den Fluß hinübergereicht haben, die das linkselbische hatte. Die Südgrenze des späteren Bardengaues lag bei Darchau (gegenüber

Neuhaus zwischen Boizenburg und Dömitz) und, wenn auch Seelmanns Ausführung über die (bardischen) Ortsnamen auf ingen und die (warnischen) auf -leben, auf Grund deren er die Grenze schon in der früheren Zeit an den Cateminer Bach setzt, nicht ganz beweiskräftig ist, so wird man sich doch die ursprüngliche Grenze schon deshalb nicht allzuviel weiter im Süden denken dürfen, weil die Langobarden nur gering an Zahl waren. In Mecklenburg wird man also etwa die Unterelbe als ihre Südostgrenze anzunehmen haben. Der äußerste Süden von Meckl.-Schwerin, südlich von der Elde, und auch ein Teil von Meckl.-Strelitz fällt damit den Semnonen zu. Denn diese waren unmittelbare Grenznachbarn der Langobarden, sie gehören offenbar zu den plurimae ac valentissimae nationes, von denen die Langobarden nach Tac. c. 40 umringt waren. Ueber Ziu als Gott der Semnonen s. Müllenhoff, Schmidts Zeitschr. für Gesch. VIII, 241 ff. (mir bekannt aus Much, Beitr. XVII, 49), Chalusos die Warnow s. Much (Beitr. XVII, 186).

Die Teutonarer hat Much (Beitr. XVII, 74) mit Recht gegen Müllenhoff (D. A. II, 287) in Schutz genommen. Die Teutonen läßt er fallen, weil er sie mit Kossinna für Celten hält. Darüber s. o. Anm. 38. Sind die Teutonen Germanen, so ist kein Grund, den Namen aus der Völkertafel auszumerzen, auch wenn man annimmt, daß er ursprünglich celtisch war und eine ganze Gruppe von Stämmen bezeichnete. Er kann im Laufe der Zeit von den Germanen selbst angenommen und dann nach dem Auszug der Hauptmasse jener Stämme an einem zurückgebliebenen Reste haften geblieben sein.

Die Pliniusstelle über die Warnen (IV, 99) lautet in der Ueberlieferung: Vandili quorum pars Burgundiones uarinne (so cod A., die übrigen Varianten s. b. Müllenhoff, Germ. ant. S. 93) Charini Gutones. Much hat die Conjectur Varini für das verderbte uarinne angezweifelt (Beitr. XVII, 40), weil Plinius diese nicht unter den Vandalen aufgezählt haben konnte. Aber warum nicht? Selbst wenn sie nicht dazu gehören, wie leicht konnte Plinius sich irren, und die Conjectur liegt doch fast auf der Hand.

Die Namen Warnow, Waren, Warnitz u. s. w. dürfen nicht als Beleg für Warnen in Mecklenburg angesehen werden, denn gleichlautende Namen giebt es auch in rein slavischen Gegenden (s. Schafarik, Slav. Altertumskunde II, 592, u. Wigger, Annalen S. 106 u. 108), sie können also unabhängig von etwaigen früheren Warnen, die auch ich in Meckl. annehme, erst in der Wendenzeit entstanden sein.

Pharodinoi = Bardini. Barden s. Möller a. a. O. S. 27, dagegen Much, Beitr. XVII, 186. Die Sage von den Kämpfen der Langobarden mit den Vandalen s. Paull Diac. Hist. Langob. I, 7. Ueber Scoringa s. z. B Müllenhoff, D. A. II, 97. Wenden in Nordjütland s. d. Widsitlied S. 59 u. Möller a. a. O. S. 5. Auswanderung d. ostelb. Germanen: D. Gothen s. Jordanes c., Kaufmann, Deutsch. Gesch. I, 94 f. Gutsche, D. G. I, 181. Langobarden u. Obier vor 166 an d. Donau s. Momsen V, 209 mit der Quellenstelle in A. 2.

Anm. 43 (S. 159). Die Wanderung der Semnonen, eine der wichtigsten Thatsachen der älteren deutschen Geschichte, ist nirgends in den Geschichtsquellen erwähnt, aber von Baumann, Forsch. z. d. G. XVI, 223 ff. in überzeugendem Nachweise erschlossen worden.

Hingewiesen sei hier noch auf die Perspektive, die sich eröffnet, wenn man mit Meitzen (I, 403) die Teutonarier mit den Zuivari gleichsetzt, die in einer Handschrift aus dem 8. Jahrh erwähnt sind (Cyuvari suapa) Müllenhoff-Scherer, Denkmäler 3. Aufl. II, 1. Die Echtheit dieser Benennung Cyuvari ist allerdings beanstandet (s. Golther, Mythologie, S 205), schwerlich mit Recht. Sie sind „Verehrer des Zui", also gewiß ein Gau der Semnonen und wahrscheinlich gerade der, in dessen früherem Gebiet der heilige Hain lag. Sind sie identisch mit den Teutonarern, die man nach Ptolemäus im mittleren oder südlichen Meckl. suchen muß, so liegt es nahe, den heiligen Hain des Ziu mit dem später so berühmten Hain des wendischen Radegast zu Rethre gleichzusetzen. Die Heiligkeit des Ortes würde dann die einwandernden Wenden bewogen haben, hier auch ihrem Hauptgott seine Wohnung anzuweisen. Allein die Gleichung Cyuvari = Teutonari ist willkürlich und unerweislich. D. Mauringaland s. Müllenhoff, Nordalb St. I, S. 140 u. Zeitsch. f. d Alt. XI, S. 279 f. u. Much, Beitr. z Gesch d. deutsch. Spr. XVII, 83. Die weiteren Wanderungen der Langob. erzählte Paul. Diac. I, 10 ff.

Anm. 44 (S. 153). Ueber d. Warnen vom 3. bis 6. Jahrh s. Seelmann a. a. O., der die Hypothese von dem Heruler- und Warnenreich in Brandenburg u. Meckl. aufgestellt hat, und Platner, Forsch z. d. G. XX, S. 165 ff. Warnen in England s. Seelmann, S. 23, am Rhein im Kampfe mit Angeln, s. Procop. Bell. Goth. IV, 20. Ueber die Ortsnamen auf -leben hat für die Altmark jüngst Langer Pr.

Zeitz 98 eine von der Seelmanns abweichende Ansicht aufgestellt, wonach sie nicht auf warnische Siedelungen aus vorslavischer Zeit zurückweisen, sondern nur ein Vorrücken der südlich der Ohre angesessenen Niedersachsen warnischer Abkunft erkennen lassen, das etwa in d. 2. Hälfte des 8. Jahrh. s. Anfang nahm. Lex Angliorum et Werinorum hoc est Thoringorum, s. M. G. L. L. V, 103 ff. Der Warne Wakkar u. s. Sohn s. Agathias I, 21.

Anm. 45 (S. 153). Der Brief des Theoderich ist abgedruckt bei Seelmann S. 53, ebendort S. 56 der Brief des Theodebert an Justinian; darin heißt es: subactis Thuringis et eorum provinciis acquisitis, extinctis ipsorum tunc temporis regibus, Norsavorum (d. i. der Nordschwaben) gentis nobis placata maiestas colla subdidit, weiter ist von der freiwilligen Unterwerfung der Saxones Eucii die Rede und es wird dem Frankenreich eine Ausdehnung von der Donau und der Grenze Pannoniens usque in Oceani littoribus zugeschrieben. Seelmann sucht die Saxones Eucii in Holstein, versteht unter dem Ocean die Ostsee und unter den „Provinzen" der Thüringer die rechtselbischen Bestandteile des Thüringerreiches, die Länder der Heruler und Warnen, Brandenburg und Mecklenburg. Allein die ganze Beweisführung ist nicht überzeugend; hier möge nur kurz bemerkt werden, daß die S. Eucii auch in ganz anderen Gegenden gewohnt haben können (s. Meitzen II, 26 ff. u. Weiland, d. Angeln, Festgabe für Hanssen, Tübingen 1889. F. Dahn, Urgesch. III, 94). Die Provinzen der Thüringer werden ungezwungener als die verschiedenen Bestandtheile ihres Reiches (links der Elbe und Saale) erklärt. Dies ist keine Tautologie, es ist ein Unterschied, ob die Thüringer (unter eigenen Fürsten) nur dem Frankenreich unterworfen sind, oder ob auch ihr ganzes Land (nach Beseitigung ihrer Fürsten) geradezu annektiert ist. Der Ausdruck maiestas schreibt dem Stamme der Nordschwaben ein besonders hohes geheiligtes Ansehen zu, was vortrefflich auf die Reste der Semnonen paßt, die überdies als nächste Nachbarn sich wie von selbst zur Erklärung darbieten. Mit dem Meer, das die Nordgrenze des Frankenreiches bildet, wird die Nordsee gemeint sein. In Betracht kommt auch eine Stelle des Fredegar v. J. 595: Eo anno exercitus Childeberti cum Warnis, qui rebellari conati fuerunt, fortiter dimicavit, et ita Warni trucidati sunt, ut parum ex eis remansisset. Fredegar hat es für überflüssig gehalten hinzuzusetzen, wo diese Warnen wohnten, er meinte also die damals allgemein bekannten. Damit können meines Erachtens nur die in Thüringen gemeint sein; die starken Verluste in diesem Kriege werden hier Raum für die slavischen Ansiedelungen im früheren Warnenfeld geschafft haben. Unwahrscheinlich dagegen ist ein Feldzug in die altwarnischen Gebiete rechts der Elbe in Mecklenburg, der übrigens in dem schwach bevölkerten, unwegsamen Lande außerordentlich schwierig sein mußte und schwerlich so erfolgreich gewesen wäre. Wenn wirklich die Reste der Germanen in Mecklenburg nach 531 den Franken gehuldigt haben, so werden wir sie zu den aliae gentes rechnen müssen, die 568 von den Franken nach Nordthüringen verpflanzt werden; s. Gregor v. Tours V, 15 u. Paul Diac. II, 6.

Die Wanderung der Heruler s. Procop. II, 13—15. Die Erklärung der Stelle wird dadurch verwickelt, daß Procop von den Warnen und ihren Wohnsitzen eine völlig falsche Vorstellung hat. IV, 20 schildert er die Ausdehnung des Stammes mit Worten, die in deutscher Uebersetzung lauten: „Die Warnen wohnen jenseits der Donau, sie erstrecken sich aber bis an den nördlichen Ocean und den Rhein, der sie trennt von den Franken und den übrigen Stämmen, die dort wohnen." Procop kennt also auf dem rechten Rheinufer bis zur Donau hin nur Warnen und versetzt die Franken, sowie die übrigen (germanischen) Stämme auf das linke Rheinufer! Ich glaube indessen, daß man trotzdem die Warnen II, 13 ff. nicht antasten darf. Die ganze Stelle wird auf Nachrichten zurückgehen, die die in Skandinavien angelangten Heruler ihren alten Stammesgenossen an der Donau über ihre Wanderung zukommen ließen, und Procop wird zu seiner falschen Ansicht über die Warnen eben dadurch verführt sein, daß er von Warnen am Rhein (s. IV, 20), nördlich der Donau (in Thüringen) und am Meer (in Jütland oder Mecklenburg) hörte.

Anm. 46 (S. 153). Die Hypothese vom germanischen Residuum darf man trotz Platner und Schwartz wohl als abgethan betrachten. Die wichtigste Litteratur ist außer L. Giesebrecht, Wend. Gesch. I, 36 flgd. Platner, Forsch. zur deutschen Gesch. XVII, 409—520, XVIII, 629—31, XX, 165—204. Schwartz, Märk. Forsch. XX, 104—30, Correspondenzbl. d. Gesamtvereins d. d. Gesch. u. Altertumsvereine 1890, N. 12, 133—45, s. auch S. 145—48 und die Reste d. Wodankultus u. d. Gegenwart, Leipz. 1890. Gegner der Hypothese Wendt, die Nationalität der Bevölkerung d. deutschen Ostmarken vor dem Beginn der Germanisierung, Diss. Göttingen 1878 und: die Germanisierung der

Länder östlich der Elbe I, Pr. Liegnitz 1884, S. 9 f. Ernst, die Kolonisation v. Ostdeutschland, Pr. Langenberg 1888. Beltz, Zur ältesten Gesch. Mcklbgs. Progr. Schwerin, 1893 S. 5. Sehr scharf Müllenhoff, D. Alt. II, S. 78 u. 92 ff. Schon Boll (M. Jahrb. IX, 17) hat auf das entscheidende Moment hingewiesen: es ist undenkbar und widerspricht unserer gesamten Ueberlieferung, daß germanische Bevölkerungsreste unter den Wenden Jahrhunderte hindurch ihre Sprache bewahrt haben könnten. Die viel besprochene Stelle des Ordericus Vitalis IV, 513 (abgedr. v. Platner, Forsch. XVII. 486, jetzt auch M. Germ. SS. XX), wo er von dem zahlreichen Volk der Liutizen spricht, das den Wodan, Thor und die Freya verehrt (Guodenem et Thurum Freamque aliosque falsos deos colebat) und dem König Svend Estrithsohn auf seinem Zuge nach England (1069) Hülfe leistete, erklärt sich sehr einfach. Ordericus benennt die wendischen Götter, deren Namen ihm nicht bekannt wurden, mit den ihm bekannten altgermanischen Götternamen, ähnlich wie Tacitus den germanischen Göttern römische Namen giebt. Zu beachten ist noch, daß die Schilderung des Ordericus sich nicht auf einen Stamm unter den Liutizen, sondern auf das (ganze) Volk der Liutizen bezieht; also muß, wer an den germanischen Göttern festhält, deren Kult als allen Liutizen gemeinsam ansehen, was undenkbar ist.

Anm. 47 (S. 158). Ueber die Altertümer der Wendenzeit s. Jahrb. 58 S. 173 flgd., wo auch die bis dahin (1893) bekannten Grabfunde behandelt sind und die ältere Litteratur angegeben ist; von den seitdem gemachten Funden sind besprochen Bobzin und Gamehl Nachrichten über deutsche Altertumsfunde 1895 S. 20 u. S. 96. Ueber wendische Kultur im allgemeinen: Lissauer, präh. Denkmäler v. Westpreußen S. 167 Voß und Stimming, Vorgeschichtliche Altertümer v. Brandenburg u. s.

Anm. 48 (S. 163). Ueber Burgwälle im allgemeinen s. Behla, die vorgeschichtlichen Rundwälle im östlichen Deutschland Berlin 1888 mit einer ganz unberechtigten Bevorzugung der Tempelstättentheorie (so ist S. 56 großes Gewicht auf den Namen Radegast gelegt, den ein Burgwall bei Penzlin führen soll; diesen Namen trägt er erst seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts, wo der Besitzer, dem romantischen Zuge der Zeit folgend, die Thonfigur eines wendischen Götzen dort aufstellen ließ). S. 98 flgd. sind die mecklenburgischen Wälle aufgezählt, 66 aus dem Schweriner Landesteil; heute sind 135 bekannt. Die Burgwälle auf Rügen sind von einer Kommission, der Lisch, Worsaae, Quast und Baier angehörten, mustergültig untersucht und beschrieben, s. Baltische Studien 24, S. 234 flgd. Burgwall von Bölkow Jahrb. 12, S. 27 folgd. Litteratur über die mecklenburgischen s. bei Behla a. a. O., auch Jahrb. 58, S. 201 flgd. Ueber die Rethrafrage s. die Polemik von Brückner, Grotefend und Schildt, Jahrb. 54 und 55. Ich halte durch Grotefend den Nachweis für erbracht, daß die Schilderung Adams von Bremen eine Paraphrase von Thietmar ist ohne eigene Kenntnis, halte aber den thatsächlichen Befund auf der Fischerinsel bei Wustrow in der Tollense für sehr wohl vereinbar mit der Schilderung Thietmars und den Vorstellungen, die man sich von wendischen Tempelstätten zu bilden berechtigt ist. — Wohngruben s. u. a. Jahrb. 58 S. 214 und L. Krause, Jahrb. 59 a. m. St.

Anm. 49 (S. 169). Schwert von Wolkow: Weigel, Altslavische Bildwerke S. 17 (Archiv für Anthropologie XXI); die ältere Litteratur über wendische Typen Jahrb. 58; von den neueren besonders über arabischen Handel u. s. w. Mitt. d. Märkischen Museums I, Hacksilberfunde 1896. Hacksilber in Schleswig-Holstein: Mestorf, Mitt. d. anthrop. Gesellsch. von Schl.-Holst. 1895. Ostpreußen: Kemke, der Silberfund von Marienhof in den Schriften der physik.-ökon. Gesellsch. in Königsberg, Band 38. Silberfund von Schwaan, Jahrb. 26, S. 241.

Als Ergänzung der „Vorgeschichte von Mecklenburg" erscheint in demselben Verlage:

Vier Karten zur Vorgeschichte von Mecklenburg (Steinzeit, Bronzezeit, Eisenzeit, Wendenzeit). Im Auftrage des Großherzoglichen Ministerium des Innern bearbeitet von Dr. R. Beltz. Preis ca. 3 Mark.

Das älteste Meklenburger Karfreitagslied, zugleich der erste Liederdruck Meklenburgs. Nebst verwandten niederd. Dichtungen. Ein Beitrag zur Litteratur des niedersächsischen Crux fidelis von Dr. Albert Freybe. Preis broch. 2 Mark.

Druck von Edmund Stein in Potsdam.

Mecklenburgische Geschichte

in

Einzeldarstellungen.

Herausgegeben von den Herren
Museumskonservator Oberlehrer **Dr. Robert Beltz-Schwerin**,
Pastor **Carl Beyer-Laage**, Schriftsteller **W. P. Graff-Schwerin**,
Oberlehrer **Alfred Rische-Ludwigslust**,
Gymnasial-Professor **Dr. A. Rudloff-Schwerin**,
Oberlehrer cand. p. min. **H. Schnell-Güstrow**,
Regierungsrat **Dr. Carl Schröder-Schwerin**.
Oberlehrer **Dr. Richard Wagner-Schwerin**.



Mecklenburgische Geschichte

in

Einzeldarstellungen.

Heft II.

Die Wendenzeit

von

Dr. R. Wagner-Schwerin.

Wilhelm Süsserott
Verlagsbuchhandlung
Berlin
1899.

Vorwort.

Dem zweiten Hefte der „Mecklenburgischen Geschichte in Einzeldarstellungen" ist als Thema die Wendenzeit bis zum Tode Niclots zugewiesen. Dem zugleich populären und wissenschaftlichen Character entsprechend, den die Mitarbeiter wie der Verleger dem ganzen Werke zu geben wünschen, sucht es seine Aufgabe dadurch zu lösen, daß es das gesamte Quellenmaterial unter sorgfältiger kritischer Sichtung zu einer allgemein verständlichen Darstellung verarbeitet, die nicht nur die Thatsachen in der Ausführlichkeit darbietet, wie es eben durch die Beschaffenheit der geschichtlichen Überlieferung ermöglicht wird, sondern auch ihr Verständnis zu erschließen sucht, und der am Schlusse Anmerkungen mit Quellen- und Litteraturnachweisen und kurzen Erläuterungen beigefügt sind.

Für eine solche Arbeit besitzen wir an den Schriften von Friedrich Wigger Vorarbeiten von seltener Gründlichkeit, die, wenn auch die wichtigsten unter ihnen, die Annalen und Bischof Berno, schon vor mehr als vier Jahrzehnten verfaßt sind, doch gleich dem noch älteren grundlegenden Werke von Ludwig Giesebrecht noch immer ihren Wert behaupten. Indessen mußte neben diesen Werken und den Arbeiten anderer heimischer Forscher über die Wendenzeit, unter denen besonders die von R. Beltz mir reiche Anregung gewährt haben, noch eine große Zahl von Werken, Schriften und Specialuntersuchungen herangezogen werden, die auf dem Felde der deutschen Geschichtswissenschaft erwachsen sind; auch mußte eine eingehende Beschäftigung mit den wichtigsten Quellenschriften, die besonders ihre Eigenart und ihre Glaubwürdigkeit zu prüfen hatte, der schließlichen Niederschrift vorangehen und sie begleiten, falls diese dem heutigen Stande der Wissenschaft annähernd entsprechen sollte. Ob das Werkchen in der Gestalt, in der es nun an die Öffentlichkeit tritt, dieser Forderung wirklich genügt, ob es mir gelungen ist, was erstrebt zu haben ich offen bekenne, den Stoff selbständig zu durchdringen und zu gestalten, ob die Abweichungen von meinen Vorgängern,

zu denen ich geführt bin, zureichend begründet sind, und was etwa im Einzelnen zu billigen oder zu tadeln ist, darüber möge die Kritik der Kundigen ihr Urteil abgeben, der ich es hiermit unterbreite. Doch ist das Werkchen nicht eigentlich für die gelehrten Kenner der Geschichte geschrieben, vielmehr wendet es sich an alle diejenigen Mecklenburger, deren Interesse für die Vorzeit unseres Landes sich durch die Lektüre kurzer Handbücher noch nicht befriedigt fühlt. Möge denn das Büchlein, das ich als Neujahrsgruß meinem engeren Vaterlande darbringe, sich und dem großen Unternehmen, von dem es ein Bruchstück ist, Freunde gewinnen unter den Mecklenburger Landsleuten in nah und fern und dazu beitragen, daß sich eine eingehende Kenntnis von der Geschichte Mecklenburgs über den ganzen Kreis der Gebildeten unseres Volkes verbreite!

Schwerin, December 1898.

Oberlehrer Dr. **Richard Wagner.**

Inhalt.

I.

Die mecklenburgischen Wenden und ihre Kultur.

Urgeschichte, Einwanderung und Stammeseinteilung.

Der Name Wenden als Volksname findet sich zuerst bei den Historikern und Geographen der ersten römischen Kaiserzeit, Plinius, Tacitus und Ptolemäus,[1]) und zwar als Gesamtbezeichnung für alle slavischen Völkerstämme. Tacitus, der ihnen eine kurze Schilderung gewidmet hat, weist ihnen nach der geographischen Lage ihrer Wohnsitze wie nach dem Stande ihrer Kultur eine Mittelstellung zwischen den höher entwickelten Germanen einerseits und der rohen Barbarei der Finnen und Sarmaten andrerseits an. Alle diese nichtgermanischen Völker schildert er als schmutzig und träge, den Wenden insbesondere schreibt er Neigung zu räuberischem Umherschweifen zu, doch hatten sie feste Wohnsitze, während die Sarmaten ihr Leben als Nomaden auf Wagen und zu Pferde zubrachten. Auch weil sie Schilde führten und zu Fuße kämpften — sie galten als schnelle Läufer —, glaubt Tacitus sie eher zu den Germanen als zu den Sarmaten zählen zu sollen. Soweit die Schilderung des berühmten Historikers, die älteste, die über die Wenden uns erhalten ist.

Noch weiter rückwärts in das Dunkel der Vorzeit hat die vergleichende Sprachwissenschaft[2]) zu führen gesucht, indem sie von dem Nachweise, daß die meisten europäischen Sprachen unter sich und mit manchen asiatischen in Bau und Wortschatz nahe verwandt und aus einer gemeinsamen Wurzel, der indogermanischen oder arischen Sprache, entstanden seien, zu dem Versuche fortschritt, aus dem gemeinsamen Sprachgute vorhistorische Kulturstufen zu erschließen. Man unternahm es, festzustellen, was allen indogermanischen Völkern vor ihrer Trennung als Kulturgut eigen gewesen sei; man glaubte dann eine Anzahl Völkergruppen nachweisen zu können, die nach ihrer Loslösung von dem Urvolk noch längere Zeit beisammen geblieben wären, ehe auch sie von einander sich trennten. So nahm man eine Periode an, in der die sämtlichen indogermanischen Völker Europas, von den asiatischen getrennt, noch ein Gesamtvolk gebildet hätten, ließ sich aus diesem die Kelten und Gräkoitaliker loslösen, die Slaven und Germanen noch eine Zeit lang gemeinsam eine besondere Entwickelung durchmachen, bis sich auch diese getrennt und endlich, noch später, die Letten von den Slaven losgelöst hätten. Allein diese Forschungsergebnisse haben sich nicht als stichhaltig erwiesen, und von dem ganzen Stammbaum näherer und fernerer Verwandtschaft ist, was die Slaven betrifft, nichts stehen geblieben als die Erkenntnis der nahen Zusammengehörigkeit der slavischen mit den lettischen Völkern. Wir müssen also, bis sicherere Resultate ge-

wonnen sind, darauf verzichten, die Entwickelung der Slaven von der arischen Zeit an durch die Kulturperioden, die sie etwa durchlaufen haben, bis sie ein Sondervolk wurden, zu verfolgen.

Eben so wenig vermögen wir mit Sicherheit anzugeben, wo ihr Ursprung und ihre älteste Heimat zu suchen ist. Lange galt es schon als unanfechtbare Thatsache, daß die Urheimat des indogermanischen Volkes in Innerasien, auf oder an dem Plateau von Iran gelegen habe; allein seit die vorgeschichtliche Archäologie nachgewiesen hat, daß Europa nördlich von den Alpen schon Jahrtausende vor Christi Geburt bewohnt gewesen ist und in dieser Zeit eine reiche Kulturentwickelung durchgemacht hat, beginnt die entgegengesetzte Ansicht vorzuherrschen, wonach die asiatischen Zweige der arischen Völkerfamilie aus Europa nach Asien gewandert sein sollen.

Endlich hat das ganze Problem durch die Mitarbeit, die die vergleichende Völkerkunde seiner Lösung zugewandt hat, eine starke Verschiebung erlitten. Es hat sich nämlich herausgestellt, daß die indogermanischen Völker keineswegs eine einheitliche Rasse bilden, vielmehr Abkömmlinge von ganz verschiedenen Rassen in sich schließen, und daß auch im Bereiche der europäischen Indogermanen schon in vorhistorischer Zeit starke Völker- und Rassenmischungen stattgefunden haben müssen. Eine sehr beachtenswerte Hypothese erklärt diese Mischungen und zugleich die Differenzierung der indogermanischen Sprachen nach Analogie der Entstehung der romanischen Völker und Sprachen. Wie die Sprache der Herren der Welt, der Römer, von ihren Unterthanen angenommen ward, aber in den einzelnen Landschaften unter dem Einflusse der Idiome der Eingeborenen sich änderte und sich so in eine ganze Anzahl verschiedener Sprachen spaltete, so sollen auch die europäischen Urvölker von Schwärmen eines überlegenen erobernden Volkes überzogen und aus der Mischung der Rassen und Sprachen die verschiedenen Typen der indogermanischen Völker und Sprachen hervorgegangen sein. Alles dies sind Hypothesen; eine zureichend begründete Anschauung von dem vorgeschichtlichen Werde- und Ausbreitungsproceß des slavischen wie der übrigen indogermanischen Völker ist noch nicht gewonnen worden. Allem Anschein nach aber gehört das slavische Volk zu denen, die sich am wenigsten weit von ihren ursprünglichen Wohnsitzen entfernt haben. Man sucht diese in den Gegenden vom oberen und mittleren Dniepr und dem Nordabhang der Karpaten bis an die Wolga. Von hier aus sich langsam weiter nach Nordwesten und Westen vorschiebend, hatten die Slaven bereits vor Beginn unserer Zeitrechnung die Ostsee und zur Zeit des Tacitus die Weichsel erreicht. Um den Beginn des dritten Jahrhunderts durchbrachen die Gothen auf ihrer Wanderung von der Ostsee bis ans Schwarze Meer das Gebiet der slavischen Stämme, gegen Ende desselben Jahrhunderts erlagen diese trotz ihrer zahlreichen Volksmasse nach kurzem Kampf wegen ihrer geringeren Waffentüchtigkeit dem Ostgothenkönig Ermanrich und wurden mit ihren nördlichen Nachbarn und nächsten Stammverwandten, den lettischen Völkern, seine Unterthanen. Sie vertauschten darauf die gothischen Herren mit den Hunnen, durch deren Feldzüge

gegen Westen und Süden auch ihre weitere Ausbreitung eine westliche und südliche Richtung erhielt. Inzwischen mußten sie noch den Durchzug der Langobarden sich gefallen lassen (zwischen 380 und 487), der ihnen selbst aber die Bahn zum Vorrücken über die Oder frei machte. Sie besetzten dann im Laufe des fünften und sechsten Jahrhunderts den ganzen von den Germanen verlassenen Raum zwischen der Ostsee und den Alpen östlich der Elbe und Saale, wobei die etwaigen Reste der alten Bevölkerung freiwillig oder gezwungen ihre Wohnsitze räumten oder sich auch in der Überzahl der Eindringlinge verloren. Etwa ums Jahr 600 wird der Bevölkerungswechsel auch für unser Land, das ohne Zweifel am spätesten besetzt ward, vollendet gewesen sein. Auf diese westlichen, in das altgermanische Gebiet vorgedrungenen Stämme ward nun der Volksname „Wenden" beschränkt, den man für germanischen Ursprungs hält und als „Weidende" oder „Bewohner des Weidelandes" erklärt. Für die Gesamtheit des Volkes kam dafür die einheimische Benennung „Slaven" auf, die „Redenden", d. h. die die rechte Sprache Redenden im Gegensatz zu den Nemci, den Stummen, womit die nichtslavisch redenden Ausländer bezeichnet wurden. [3])

Die Wenden erscheinen nach Ausweis ihrer Sprachen oder Sprachreste innerhalb der slavischen Stämme als eine zusammengehörige, nahe verwandte Gruppe. Unter ihnen selbst aber unterscheidet man drei Völkerschaften, die Sorben, die in der Lausitz und in Thüringen wohnten, die Wilzen in der Mark Brandenburg, auch im östlichen Mecklenburg und westlichen Pommern und die Obotriten im westlichen Mecklenburg und östlichen Holstein. Die beiden letzteren werden von den Sprach- und Geschichtsforschern häufig unter dem Namen Polaben, d. i. die an der Elbe Wohnenden zusammengefaßt. [4])

Am weitesten nach Nordwesten drangen unter den wendischen Völkerschaften die Obotriten [5]) vor.

Der Name tritt in den besten Geschichtsquellen der karolingischen Zeit in der Form Abodriten auf; die uns geläufige Form war erst im 12. Jahrhundert gebräuchlich. Die Deutung des Wortes ist unsicher. Es gab im 9. Jahrhundert noch einen zweiten Stamm gleichen Namens, der zu beiden Seiten der Donau an der Theiß und Morawa ein ausgedehntes Gebiet besaß, doch steht nicht fest, ob die Namensgleichheit nur zufällig ist, oder ob die südlichen Obotriten ursprünglich Stammesbrüder der nördlichen gewesen sind, die sich auf den Wanderungen von ihnen getrennt hatten. Die nördlichen Obotriten besetzten das nordwestliche Mecklenburg und die holsteinische Halbinsel Wagrien, letztere vielleicht erst während der Sachsenkriege Karls des Großen. Als ihre Ostgrenze (gegen die Wilzen) ist meistens die Warnow angesehen worden, doch ist neuerdings wahrscheinlich gemacht, daß deren Lauf in historischer Zeit großen Teils in das Gebiet der Wilzen fiel und die Grenze sich weiter westlich befand. Sie begann nach dieser Annahme am Fulgenbache, führte von da nach Süden über die Kühlung an die Warnow oberhalb Bützow (bei Eickhof), lief darauf die Mildenitz flußaufwärts und aus der Quellgegend dieser durch den Plauer See.

Neben den Obotriten werden in Karls des Großen Zeit, aus der unsere ersten Nachrichten über die Polabischen Wenden stammen, noch drei kleinere Völkerschaften, die Linonen, Bethenzer und Smeldinger, genannt. Die Linonen wohnten südlich von der unteren Elde in der heutigen Priegnitz, die Wohnsitze der Bethenzer und Smeldinger [6]) kennen wir nicht genau, doch müssen sie zwischen dem Gebiete der Obotriten und dem der Linonen und zugleich an oder in der Nähe der Elbe gelegen haben, also wohl an der Unterelde, womit die — allerdings unsichere — Deutung des Namens Smeldinger als Anwohner der Elde zusammenstimmt. Beide Namen verschwinden vom Ende des neunten Jahrhunderts ab, ihre Träger sind entweder über die Elbe gegangen und haben sich an der Besiedelung des hannöverschen Wendlandes beteiligt oder sind an die Nachbarstämme, Obotriten oder Linonen, angegliedert worden. Die Obotriten, die noch gegen Ende des neunten Jahrhunderts als ein einheitliches Volk erscheinen, zerfielen später in mehrere Unterabteilungen [7]).

Wir lernen sie am genauesten aus dem geographischen Abschnitt des Werkes kennen, das der Bremer Geistliche Adam gegen Ende des elften Jahrhunderts über die Geschichte des Erzbistums Hamburg-Bremen verfaßt hat. Er beginnt seine Aufzählung der „Völker der Slaven" mit den Wagriern, deren Hauptort Oldenburg (wendisch Stargard) war; es sind die wendischen Bewohner des östlichen Holsteins, der Halbinsel zwischen der Lübecker und der Kieler Bucht, nach denen man diese Halbinsel noch heute Wagrien nennt. Der Name kommt zum ersten Mal in der Zeit Ottos des Großen vor, man deutet ihn die „Kühnen, Herzhaften". An die Wagrier schließt Adam die „Obotriten, welche jetzt Reregerheißen mit dem Hauptorte Mecklenburg (wendisch Wiligrad?) [8]) und die Polaben mit dem Hauptorte Ratzeburg an und nennt darauf neben den Linonen noch die Warnaber. Die Bezeichnung Polaben, die wir oben allen an die Elbe grenzenden Wendenstämmen beilegten, ist hier in einem engeren Sinn gebraucht. Das Polabenland grenzt im Westen an Wagrien und das sächsische Holstein und ward im Osten durch die Stepenitz und die Sude von dem Gebiet der Rereger geschieden, das die Wismarsche Bucht auf beiden Seiten umfaßte und von da in breitem Streifen quer durch Mecklenburg nach Süden bis an und zeitweilig auch über die Elde vom Plauer See abwärts reichte. Das Gebiet der Warnaber (d. i. Krähen?) endlich war die Gegend östlich von der oberen Warnow zwischen dieser und der Mildenitz und das Nordufer der Elde vom Plauer See abwärts bis gegen Neustadt hin; zeitweilig wenigstens reichte es auch nach Süden hin über den Fluß hinüber.

Wenn auch Adam die Wagrier, Polaben und Warnaber von den Obotriten trennt und deren Namen auf den mittleren Teil des Stammes beschränkt, so blieb doch daneben die Benennung Obotriten als Gesamtbezeichnung für alle Teile des Stammes fortdauernd in Gebrauch. Polaben und Warnaber sind überhaupt nicht als besondere Völkerschaften anzusehen, sondern nur als Teile (Gaue) des Volkes der Obo-

triten und sind meistens, wenn dieses in den Geschichtsquellen erwähnt wird, miteinbegriffen. Größere Selbständigkeit erstrebten und erreichten auch zeitweilig die Wagrier, ein Streben, auf welches die isolierte Lage ihres Gebietes nicht ohne Einfluß gewesen sein kann, doch ist es auch bei ihnen zweifellos, daß sie sich von den Obotriten abgezweigt haben. Weniger sicher ist dies von den Linonen, und eine ähnliche Stellung wie diese nehmen weiter nach Osten hin die Müritzer ein. Sie werden schon vor dem Ende des neunten Jahrhunderts erwähnt und bewohnten den späteren Gau „Murizzi", der sich von der Müritz westwärts an beiden Ufern der Elde bis zum Plauer See erstreckte. Vielleicht gehört ihnen noch der Ostsaum der Müritz bis an die Strelitz'sche Grenze; im Süden schied sie der Besuntwald bei Wittstock von den Linonen, ihre Nordgrenze ist nicht sicher bekannt.

Das Gebiet der bisher genannten Stämme ward nun in weitem Bogen im Osten und Süden von dem mächtigen Volke der Wilzen umfaßt. Nach Einhard, dem Biographen Karls des Großen, nannten sie sich selbst „Weletaben, was die „Großen, Mächtigen," bedeutet, und woraus die bei den Deutschen gebräuchliche Benennung Wilzen (Wilten) durch Verunstaltung entstanden sein mag.

Seit dem Ende des zehnten Jahrhunderts kam ein anderer einheimischer Name auf, Liutitzen, (Leutizen). In dem Worte steckt die Wurzel lut (ljut), die rüstig, wild bedeutet. Als Ostgrenze der Wilzen galt lange, so noch bei Adam von Bremen, die Oder; erst im 12. Jahrhundert, als man die Pommern genauer kennen lernte, die damals das Land zu beiden Seiten der Peene bis Demmin aufwärts besaßen, wird an der Odermündung das Gebiet der Wilzen auf die Landschaften westlich von Demmin beschränkt. Es ist möglich, daß dies die Folge eines erobernden Vordringens der Pommern über das Oderhaff ist, doch ist auch ein Irrtum Adams nicht ausgeschlossen, der diese entfernten Gegenden wenig genau kannte, wie er denn Demmin an die Mündung der Peene verlegte.

Die Wilzen oder Liutizen zerfielen in eine ganze Anzahl von Völkerschaften, von denen innerhalb der Grenzen des heutigen Mecklenburg vier wohnten.

Es sind von Norden nach Süden:

1. Die Kessiner, (Kiziner, Chizziner), benannt nach ihrem Hauptorte Kessin bei Rostock. Ihre Ost- und Südgrenze war die Recknitz.

2. Die Circipaner zwischen Recknitz, Trebel und Peene (und zwar dem östlichen Quellfluß, der aus dem Torgelower See kommt). Der Name bedeutet die jenseits der Peene Wohnenden und ist dem Stamme offenbar von den im Süden des Flusses verbleibenden Stammverwandten beigelegt.

3. Die Tollenser zwischen Peene und Tollense (von doleniza Niederung). Ihr Gebiet schloß also außer der Gegend des heutigen Stavenhagen und Penzlin noch einen Teil von Pommern, von Treptow bis Demmin in sich.

4. Die Redarier im heutigen Mecklenburg-Strelitz, („die Kriegerischen") lange Zeit die mächtigste aller wilzischen Völkerschaften [9].

Auf diese vier Stämme, die in engerem Zusammenhang mit einander standen, als die übrigen Glieder der wilzischen Gruppe, wird zuweilen der Name Wilzen oder Liutizen beschränkt, in weiterem Sinne jedoch erstreckt sich diese Benennung auch auf die sämtlichen Stämme der Mark Brandenburg nördlich von den Sorben und zuweilen selbst auf die Pommern, mindestens die westlich von der Odermündung wohnenden; nicht ohne tiefere Berechtigung, denn die Wenden Vorpommerns gehören sprachlich mit den Liutizen und Obotriten zusammen, während die slavischen Bewohner des östlichen Pommerns, die Kassuben, mit den Polen näher als mit den Wenden verwandt sind. Unter den wilzischen Stämmen Brandenburgs seien als Nachbarn Mecklenburgs die Heveller oder Stodoraner und die Ukrer genannt, jene die Bewohner des Havellandes, diese die der heutigen Ukermark. Beider Gebiet reichte über die Südgrenze des heutigen Mecklenburg hinüber.

Auch die Insel Rügen war von Wenden liutizischer Herkunft besetzt, die man Ranen nannte.

Wendische Ortsnamen und Dorfformen.

Wenn wir die Smeldinger und Bethenzer bei Seite lassen und die Gaue des obotritischen Stammes als eine Einheit rechnen, so hatten also nicht weniger als neun wendische Völkerschaften an dem Boden des heutigen Mecklenburg Anteil, von denen drei ihn allerdings nur eben an der Grenze berührten, die Linonen, Heveller und Ukrer, die sechs andern aber mit ihrem ganzen Gebiete oder doch seinem größten Teile unserem Lande angehörten, die Obotriten, die Müritzer und die vier Wilzenstämme, Kessiner, Circipaner, Tollenser und Redarier.

Diese Stämme waren es also, die unser Land besetzten und es mit einem Netz von Ansiedelungen überzogen, das je nach der mehr oder minder wegsamen und anbaufähigen Beschaffenheit der Gegend in seinen verschiedenen Teilen mehr oder minder dichte Maschen zeigte. Daß es im ganzen recht dicht war, dafür legen die sehr zahlreichen wendischen Ortsnamen Zeugnis ab, die sich bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Zugleich besitzen sie, soweit ihre Bedeutung mit einiger Sicherheit hat festgestellt werden können, einen hohen Wert für die Erkenntnis der Eigenart des wendischen Volkes und seiner Kultur. Deshalb mag es erlaubt sein, der Besprechung der wendischen Kultur ein Verzeichnis wendischer Ortsnamen mit ihren Deutungen voraus zu schicken [10], das allerdings auf Vollständigkeit keinen Anspruch macht, aber doch die verschiedenen Weisen der Namengebung, die bei den Wenden üblich waren, durch Beispiele erläutert. Viele der wendischen Ortsnamen sind von der geographischen Beschaffenheit der Umgegend abgeleitet, z. B. Lokwisch, Brenz, Flessenow, Flatow, Kaliß und Kalitz, Lanken, Lankow, Lansen, Lenz, Lenzen, Barnin, die sämtlich, von verschiedenen Wortstämmen gebildet,

„Sumpfort“, Ort am Sumpf, bedeuten. Glienke und Ilow heißen Lehmort, Kamin Steinort, ebenso Schaliß; Peetsch, vielleicht auch Parchim bedeutet sandiger Ort, Tützen dagegen Ort mit fettem Boden. Karbow heißt Hügelort, Göhren, Goritz, Görnow bergiger Ort, Godems Ort am Wasser (einem kleinen Bach), Retschow Bachort, ähnlich Retzow, Stavenow Teichort, Jeese und Jesar Ort an einem Landsee, Rostock Ort an der Verbreiterung des Flusses; der bekannte Vergnügungsort Zippendorf am Schweriner See birgt in seinem Namen einen wendischen Wortstamm (sopotu), der ihn als einen Ort am „rauschenden Wasser“ bezeichnet.

Eine große Zahl von Ortschaften ist nach Tieren oder Pflanzen benannt, die den sich anbauenden Wenden in der Umgebung ihres neuen Wohnsitzes auffielen. So bedeutet Schwerin Tierort, Wildtierort, Thurow, was dreimal vorkommt — auch die Länder Ture und Turne — Auerochsenort, Vippernitz und Vipperow Eberort, Teterow Auerhahnort, Zapel und Sabel Reiherort, Drosedow Drosselort, Warbelow Sperlingsort, Ribnitz Fischort, Salow Froschort, Güstrow Eidechsenort, Lehsen heißt Waldort, ebenso Laase; ähnlich Palingen Ort am Hain, Pinnow Baumort, Drewitz Ort am Gehölz, Dambeck und Damm Eichenort, Bresen, Bresewitz Birkenort, Bresegard Birkenberge, Bristow Ulmenort, Rukieten Ort mit Sahlweiden, Röcknitz Weidenort, ebenso Ivenack und Warbende, Kleinow Ahornort, Borkow Kiefernort, Grabow und Gramnitz Hainbuchenort, Liepen (auch Liepz?) Lindenort, Jasnitz und Jessenitz Eschenort, Tornow Dornenort, Beselin Epheuort, Parber Farnkrautort, Wozeten Distelort, Drehnkow Hartriegelort, Köppernitz Fenchelort, Grieben, Griebow und Griebenitz Pilzort. Auch die Obstbäume, Gartenpflanzen und Getreidearten wurden von den Wenden zur Namengebung ihrer Dörfer verwandt: Jabel und Jabelitz heißen Apfelbaumort, Grüssow Birnbaumort, Schlieven Pflaumenort, Bobitz Bohnenort, Zibühl Zwiebelort, Rosin Roggenort.

Andere Ortschaften haben ihren Namen von der Bedeutung, die sie für den Verkehr der Umgegend hatten oder von irgend welcher Thätigkeit, die von ihren Bewohnern ausgeübt ward: so bedeutet Plau Flößort, Broda Fährort, Laage Brückenort, dasselbe Mustin und Mestlin; Läwen und Läwitz Jagdort, Zietlitz Vogelherd, Pastow Weideort, Degtow Ort, wo Birkenteer gewonnen wird, Schmölen Teerort, Stolp Ort zum Fischfang; Riepke und Rieps heißt die Fischer, Rattey die Ackerbauer, Kogel, Kowalz und Kowahl die Schmiede, Strelitz die Schützen, Drefahl die Holzhauer, ebenso Kladrum und Kloddram.

Endlich giebt es eine zahlreiche Gruppe von Ortsnamen, die aus Personennamen entstanden sind, häufig mit der Endung ici, ice (—itz), was Nachkommen des betreffenden Ahnherrn (Geschlechtsältesten) bedeutet, so erklärt man Bäbelitz (älteste Form Bobelitze) Nachkommen des Bobola (Rundbauch), Gnewitz (Gnevetice) Nachkommen des Gneveta (Zorn), Zieritz (Zirice) Nachkommen des Zir (Leben) u. a. Oder der Name des Geschlechtes, welches ein Dorf gründete, wird, um dieses zu benennen, in den Plural gesetzt, so in Vellahn (Vilane — die Vilan), Fahr-

binde (Varbende. die Verbeta), Görslow und Göslow (Gorezlawe, die Gorizlaw) u. a. Adjectivischen Ursprungs sind die Namen auf ove, ova, ovo (—ow), sie bezeichnen das Dorf als Eigentum des betreffenden Gründers, so Banzkow (Bantzecowe, der Baczek'sche Ort), Lalchow (Ort des Lelek), Malchow (Ort des Miloch); und die auf — in wie Bobbin (Ort des Baba Greis), Düssin (Ort des Dusa) u. a. m.

Freilich reicht der Name eines Ortes nicht in allen Fällen aus, um ihn als wendisch zu kennzeichnen, es sind nicht selten deutsche Dörfer mit wendischen Flurnamen benannt, die man in der Gegend vorfand; doch hat sich noch ein zweites Kennzeichen wendischen Ursprungs vielfach bis auf den heutigen Tag erhalten, die Dorfform.

Die Wenden brachten nämlich für ihre Dörfer besondere, sehr charakteristische Anlageformen [11]) mit, die sich sowohl von den früher bei den Germanen gebräuchlichen (den Haufendörfern), wie auch von den in der Zeit der Colonisation üblichen (den Hägerdörfern) deutlich unterschieden. Die verbreitetste derselben war die der sogenannten Rundlinge. Rings um einen freien Platz von annähernd runder Gestalt, der nicht selten mit Linden, dem Lieblingsbaum der Wenden, bestanden war, und auf dem sich oft ein Teich befand, gruppierten sich die Gehöfte in einem eng geschlossenen Kreise, so daß die Häuser ihre Giebelseite dem Platze zukehrten. Ein einziger Weg führte in den Kreis hinein, ohne ihn zu durchschneiden, so daß das Dorf also nur von einer Richtung her betreten werden konnte. Auf der Feldseite breiteten sich die Gärten keilförmig aus, nach außen mit hohen Bäumen bestanden, und schlossen mit einer das Ganze fast kreisförmig umziehenden Hecke ab.

Eine andere, westlich der Oder seltenere Ansiedelungsform war das Straßendorf, bei dem die Gehöfte zu beiden Seiten einer geraden Straße lagen; diese war so breit, daß rechts und links von den Gehöften Wege fortliefen, in der Mitte aber ein Anger blieb, der fast immer ausgegrabene Wasserlöcher zeigte, aus denen Baulehm genommen werden konnte. Auch hier wurden die Gärten hinten durch eine in der Regel gleichmäßig laufende Hecke abgeschlossen, die der ganzen Anlage die Form eines oft sehr genau rechteckigen Parallelogrammes gab. Noch heute sind diese beiden Dorfformen, mindestens die des Rundlings, in einer großen Zahl unserer Dörfer mehr oder weniger deutlich kenntlich, die also noch heute Zeugnis davon ablegen, daß sie in ihrer ersten Anlage aus der Wendenzeit stammen.

Stände und Verfassung.

Die Anlageformen der wendischen Dörfer tragen das Gepräge einer aufs engste verbundenen wirtschaftlichen Gemeinschaft, und es ist schon an sich wahrscheinlich und wird durch die oben berührte Sitte patronymischer Namengebung zur Gewißheit, daß diese Gemeinschaft ursprünglich als Geschlechtsverband zu denken ist. Eine Anzahl von verwandten Familien unter einem Ältesten besetzten gemeinschaftlich eine

Flur oder erhielten sie von der Stammesobrigkeit zugewiesen. Sie siedelten sich darauf in einem Dorfe an, wobei ursprünglich jedenfalls für jedes selbständige Familienhaupt ein besonderes Gehöft erbaut ward, und bebauten dann den Acker gemeinschaftlich unter Leitung ihres Ältesten, der den Ertrag verteilte, oder teilten die Flur so, daß einem jeden Gehöft sein bestimmter Acker zum Sondereigen zugewiesen ward.

Indem nun mit der Zeit die einzelnen Familien sich selbst wieder zu Familiengruppen erweiterten, entstand bei den Slaven die Einrichtung der sogenannten „Hauskommunion". [12]) Der unter den Pflug genommene Acker war hierbei nicht mehr Gesamteigen der ganzen Dorfschaft, sondern unter die einzelnen Gehöfte zu festem Besitz verteilt. Ein jedes Gehöft aber war nicht von einer, sondern einer ganzen Anzahl (6—8) Familien bewohnt, die unter der gemeinsamen Leitung des von ihnen aus den Männern der Kommunion gewählten Hausvaters (Staresina von staru alt oder Zupan von zupa Herdstätte, Wohnplatz) standen. Der Ackerbesitz der Gehöfte ward nicht unter die einzelnen Familien aufgeteilt, sondern blieb gemeinsames Eigentum der ganzen Hausgenossenschaft, deren Vorstand jedem Mitgliede derselben seine Arbeit zuwies und das gemeinsame Vermögen verwaltete. Solche Hauskommunionen bestehen noch heute in verschiedenen Formen bei den Südslaven und sind wahrscheinlich auch bei den Nordslaven vorhanden gewesen, wenn hier auch in historischer Zeit nur noch einzelne Spuren davon nachzuweisen sind.

Über diesen Hauskommunionen und ihren Ältesten blieb das Institut der Dorfältesten bestehen. Bei sich herausbildender Erblichkeit des Amtes hob sich die Familie, die es besaß, über die übrigen Geschlechtsgenossen hinaus, auch konnte leicht die Anschauung entstehen, daß die Familie des Dorfältesten ein Eigentumsrecht über das ganze Dorf hätte, beides Momente, die diese leitenden Familien aus der Masse der übrigen auf eine höhere Stufe emporhoben und so die Entstehung eines Adelsstandes hervorriefen, der in historischer Zeit bei allen wendischen Stämmen auftritt.

Ward in einem Dorf die Zahl der Familien, die in Hauskommunion standen, zu groß, um auf seiner Feldflur noch ausreichende Nahrung zu finden, so zog der Überschuß aus und gründete ein neues Dorf, wenn Raum war, in der Nähe des alten. So konnte sich mit der Zeit ein Geschlecht über eine ganze Zahl von Dörfern verzweigen und sich so zu einem Gau und weiterhin zu einem Stamm auswachsen. Auch der Gau aber bedurfte eines Oberhauptes, der die gemeinsamen Institutionen in Obacht nahm, die Ausführung der gemeinsamen Beschlüsse überwachte und im Kriege das Aufgebot des Gaues führte. So entstand aus dem Adel das Fürstentum, das mit dem Adel zusammen den ersten Stand, den Herrenstand, bildete. Neben diesem gab es nur einen, den Bauernstand; ein Bürgerstand war noch nicht vorhanden, denn Städte gab es unter den mecklenburgischen Wenden noch nicht, und die Bewohner der Ortschaften, die — neben den größeren Burgen — allmählich erwuchsen, gehörten ihrer sozialen und politischen Stellung nach zum Bauernstand.

In einer solchen Burg gab sich ein jeder Gau seinen militärisch-politischen Mittelpunkt. Der Zweck der Anlage, deren Art zugleich mit den wichtigsten der erhaltenen Burgwälle im ersten Hefte besprochen wird, war in erster Linie der, den Bewohnern der umliegenden Dörfer im Falle eines feindlichen Angriffes einen Zufluchtsort zu bieten. Im Frieden waren die meisten dieser Burgen unbewohnt, doch mußten sie stets in verteidigungsfähigem Zustande gehalten werden, und die Pflicht, die dazu nötigen Fuhren und Arbeiten zu leisten, das sogenannte „Burgwerk", lag selbstverständlich denselben Dörfern ob, die die Burg errichtet hatten. So schlossen sich diese um ihre Burg zu einem **Burgwardbezirke** zusammen. Manche Bezirke legten auch, wenn es erforderlich schien, mehrere befestigte Plätze an, unter denen aber einer als der Hauptort, die Hauptburg, hervortritt. Zu beachten ist noch, daß nicht selten ein größerer Bezirk mit einer Hauptburg mehrere kleinere in sich schloß. Die Burgwardbezirke sind schon früh bezeugt und sind allen wendischen und fast allen slavischen Stämmen gemeinsam gewesen, wodurch wahrscheinlich wird, daß die Einrichtung schon aus deren früherer Heimat jenseits der Weichsel stammt.

Ihre Zahl für die einzelnen Stämme ist von einem bayerischen Mönche aufgezeichnet worden, der gegen Ende des neunten Jahrhunderts eine kurze Übersicht über die slavischen Stämme zusammenstellte. Nach seinen Angaben hatten die Obotriten zu seiner Zeit 53 Burgwarde, wobei die wagrischen miteingeschlossen sind, die Wilzen, zu denen er jedenfalls die Ukrer und vielleicht auch die Pommern rechnet, 95, die Linonen 7, die Bethenzer, Smeldinger und Müritzer zusammen 11, die Heveller 8, die Sorben 50.

Wir sind nicht im Stande, das wendische Mecklenburg vollständig in seine Burgwarde aufzuteilen und kennen aus den Geschichtsquellen und Urkunden der wendischen Zeit nur wenige derselben, doch gehen die sogenannten „Länder" (terrae), die schon im Beginn der christlichen Zeit auftreten, und aus denen unsere heutigen Ämter entstanden sind, sicher zum großen Teil schon auf die vorchristliche Zeit zurück und sind wendische Burgwardbezirke gewesen. Bis zum Jahre 1300 hin sind, nach Stammesgebieten geordnet, die folgenden bezeugt:

I. Im Gebiet der Obotriten:

1. In Polabien:

Ratzeburg, dessen Burg die Hauptburg des ganzen Polabenlandes war, Boitin (das heutige Amt Schönberg), Gadebusch, Wittenburg, Boizenburg.

2. Im Obotritenland (im engeren Sinne):

Mecklenburg Schwerin, Bresen (der östliche Teil des Amtes Grevesmühlen), Dassow, Klütz, die Insel Poel, Ilow, Brüel, Silesen (östlich vom Schweriner See mit der Burg Dobin), Weningen (zwischen Rögnitz, Elde und Elbe mit der Burg Grabow), Jabel und Dirtzine (Amt Neuhaus).

3. Im Warnaberland:

Sternberg, Plau, Ture (das Amt Lübz), Parchim, Brenz.

II. Im Lande Müritz:

Malchow, Röbel, Wredenhagen (Burg Wenden), Waren, Schlön (nordöstlich von Waren) und wohl auch Turne (südöstlich der Müritz bis Zechlin in der Priegnitz).

III. Im Gebiet der Wilzen:

1. Im Kessinerlande:

Kessin, Werle, Marlow, wahrscheinlich auch Rostock, Gobantze (bei Kröpelin), Schwaan und Bützow.

2. In Circipanien.

Das Land zerfiel nach einer Annalennachricht aus dem 12. Jahrhundert in drei „Provinzen", vielleicht Bisdede mit Zareze (westlich der Nebel), Tribeden oder Gnoien mit dem großen Burgwall von Neu-Niköhr und Kalen mit Malchin.

3. Im Tollenserland:

Tützen (bei Stavenhagen), Gädebehn und Tollense (auf pommerschem Gebiet westlich von der Tollense).

4. Im Redarierland:

Wustrow (?) am Westufer des Tollense-Sees), Stargard und Beseritz.

Alle die genannten Bezirke werden schon am Schlusse der Wendenzeit bestanden haben; aber welchen Veränderungen sie etwa innerhalb der Wendenzeit unterlegen sind, und wie sie sich einerseits zu den weit zahlreicheren Bezirken jenes bayerischen Geographen und andererseits zu den 18 Gauen verhalten, in die nach Adam von Bremen das slavische Gebiet der Hamburger Diözese zerfiel, entzieht sich unserer Kenntnis.

An der Spitze dieser Bezirke also standen Fürsten oder Herzöge, die aus der Reihe der adligen Familien des Bezirkes erwählt wurden. Erblichkeit des Amtes aber konnte um so leichter eintreten, als der gewählte Herzog seinen Wohnsitz naturgemäß auf oder in der Nähe der Burg nahm. Solche — vermutlich erbliche — Gaufürsten begegnen uns bei den Sorben und Wilzen schon im Beginn der historischen Zeit, und bei beiden Stämmen ist dabei von einer Vielheit von Fürsten die Rede; es hatte eben jeder Gau seinen besonderen Fürsten.

Über diese Burgwardhäuptlinge, die der Araber Ibrahim bezeichnender Weise „Älteste" [18]) nennt, sind die Sorben und die Wilzen überhaupt nicht oder nur ganz vorübergehend hinausgekommen, obgleich es auch bei ihnen vorkam, daß ein Dynastengeschlecht mehrere Burgwarde eine Zeitlang in seinem Besitze vereinigte. Die Verfassung dieser beiden Stämme war also republikanisch. Zur Entscheidung gemeinsamer Angelegenheiten kamen sie auf Landesversammlungen zusammen, wo es lebhaft genug herging. Wenn z. B. ein Einzelner den gefaßten Beschlüssen widersprach, so ward er mit Schlägen gezüchtigt; die Aus-

führung der Beschlüsse suchte man dadurch zu sichern, daß man dem, der sich nach Schluß der Versammlung ihr widersetzte, Haus und Hof verbrannte und plünderte oder ihm auf der nächsten Landesversammlung eine Geldbuße nach Maßgabe seines Standes auferlegte.

Die Obotriten besaßen schon bei ihrem Eintritt in die Geschichte ein Stammesfürstentum, unleugbar ein Zeichen einer weiter fortgeschrittenen Entwickelung gegenüber jenen andern Stämmen. In der letzten Hälfte der Karolingerzeit scheint der Stamm dann zur vielköpfigen Regierung der Burgwardhäuptlinge zurückgekehrt zu sein, doch war dies nur vorübergehend. Spätestens von der Mitte des 10. Jahrhunderts ab treten wieder Stammesfürsten der Obotriten auf. Soweit aber gedieh die Entwickelung auch bei ihnen nicht, daß diese Würde erblich ohne alle Einschränkung geworden wäre. Sie wurde vielmehr nach dem Tode ihres Inhabers auf der Landesversammlung durch Wahl übertragen; doch war es herkömmlich, daß man einen der Söhne oder Verwandten des Verstorbenen wählte, und man wich von dieser Sitte nur aus ganz besonderen Gründen ab. Auch eine gleichzeitige Regierung zweier Brüder kommt vor. Die Landesversammlung hatte auch das Recht, einen unbeliebten oder untüchtigen Fürsten abzusetzen, doch zog der Wende, zu jeder Gewaltthat leicht bereit, einer solchen Verhandlung zuweilen das schneller wirkende Mittel der Vertreibung oder Ermordung vor. Im Gegensatz hierzu tritt gegen Ende der Wendenzeit die Anschauung auf, daß die Person des Fürsten für heilig und unverletzlich galt, so daß kein Wende, auch wenn er ihm im Kampf gegenüberstand, die Waffe gegen ihn zu erheben wagte [14]).

Der einheimische Titel des Fürsten war Knese (Herr) [15]), was unsere lateinisch geschriebenen Geschichtsquellen in verschiedener Weise nicht selten auch mit „König" (rex, regulus) wiedergeben. Die Machtstellung des Stammesfürsten bei den Obotriten wird im Laufe der Zeit beträchtliche Veränderungen durchgemacht haben. Anfangs wenig über das Niveau der angeseheneren Edlen hervorragend, zog er allmählich die Rechte der Burgwardhäuptlinge größtenteils an sich und drückte diese zu Beamten herab, die er aus eigener Machtvollkommenheit einsetzte.

In allen größeren Burgen, die überhaupt Wohnräume enthielten, hatte er ein Absteigequartier, das zugleich, wenn von Pommern ein Schluß auf das Obotritenland erlaubt ist, ein Asyl für alle Angeklagten und Verfolgten war. Wer es einmal betreten hatte, über den durfte nur im ordentlichen Gerichtsverfahren abgeurteilt werden. Bei den Gerichtsversammlungen führte in wichtigen Fällen der Fürst selbst als oberster Gerichtsherr den Vorsitz.

Zu seinem Unterhalte besaß er ausgedehnte Güter, hatte auch freie Verfügung über alles noch unbebaute Land und gewann allmählich ein Oberherrenrecht über den gesamten Grund und Boden, das in einem Hufenzinse sämtlicher Bauern des Landes seinen Ausdruck fand. Er ward im Namen des Fürsten von den Burgwardvorstehern, den „Castellanen", erhoben, wodurch die Burgwarddistrikte auch zu Verwaltungsbezirken wurden. Außer diesem Hufenzins, der in Naturalien

bestand, und anderen Abgaben der Bauern, deren Art nicht deutlich ersichtlich ist, flossen noch die Erträge von mancherlei Zöllen, wie Markt-, Brücken- und Seezöllen in die fürstliche Kasse [16]).

Neben den Stammesfürsten erscheinen auch bei den Obotriten zuweilen noch andere, es sind entweder die Oberhäupter einzelner Stammesteile, wie der Wagrier, oder die Führer des Adels, der trotz der Schmälerung seiner Macht durch den Fürsten großen Einfluß behauptete: es blieb Regel, daß sich in allen wichtigen Fällen der Fürst der Zustimmung der angesehensten Edlen versicherte. Und wenn einmal bei eintretender Vacanz Gründe vorlagen, die bisher herrschende Familie unberücksichtigt zu lassen, oder wenn diese ausgestorben war, so scheint es auch gegen Ende der Wendenzeit noch vorgekommen zu sein, daß der Adel aus seiner Mitte einen, der durch Reichtum, Einfluß und persönliche Eigenschaften sich dazu zu eignen schien, zur Fürstenwürde erhob [17]).

Während also der Unterschied zwischen Fürstenwürde und Adel flüssig blieb, ward der Bauernstand durch eine immer mehr sich vertiefende Kluft vom Herrenstand getrennt. Ursprünglich wohl vollfrei, geriet er allmählich in Hörigkeitsverhältnisse verschiedener Art zum Herrenstand, der auch die Grundherrschaft gewann, und wurde, auch abgesehen von dem Burg- und Brückenwerk mit so viel Abgaben, Leistungen und Frohnden belastet, daß seine Lage recht drückend wurde, um so mehr, als auch die Last der Tribute, die seit der Eroberung des Landes durch die Deutschen zu zahlen waren, naturgemäß von den Grundherren auf die Bauern abgewälzt wurde. Auch das Burgwerk erforderte, seit fürstliche Gebäude auf den Burgen zu errichten und instand zu halten waren, weit mannigfaltigere Arbeiten als vorher, wo die Burgen nur einfache Wälle waren. Und wenn der Fürst, begleitet von einem Gefolge von Edlen, im Lande umherzog, so hatten die Bauern die Zelte, in denen er rastete, wo keine Burg Unterkunft bot, von einem Ort zum anderen zu schaffen und für den nötigen Unterhalt zu sorgen. Zu seinen Jagden mußten sie durch Beköstigung der Hunde und Hundeführer Beihülfe leisten, mußten auch die Falkennester aufsuchen und sorgfältig acht haben, daß die jungen Vögel zu rechter Zeit, bevor sie flügge waren, weggenommen und an die herzoglichen Falkeniere abgegeben wurden.

Manche Dörfer wurden, vermutlich gleich bei ihrer Gründung, von ihren Grundherren zu besonderen Dienstleistungen, wie zu einer bestimmten Handwerks- oder Berufsthätigkeit verpflichtet, die allen Haushaltungen in gleicher Weise oblag. Diese Sitte ist bei mehreren slavischen Stämmen nachgewiesen. Daß sie auch bei den mecklenburgischen Wenden bestand, erweisen Dorfnamen wie die o. a. Kogel, Kowalz und Kowahl die Schmiede, Strelitz die Schützen. Mit den hörigen Bauern sind die zahlreichen Sklaven und Knechte, die durch Krieg oder Seeraub ins Land kamen und großenteils zur Ackerbestellung verwandt sein werden, nicht zu verwechseln. Sie hatten überhaupt keine politischen Rechte, während die Bauern deren

nicht verlustig gingen. Diese besprachen auf Versammlungen ihre gemeinsamen Angelegenheiten, bildeten bei den Gerichten den Umstand, hatten das Recht, auch im Frieden Waffen zu tragen und waren dienstpflichtig im Kriege.

Die Wenden im Kriege.

Mit Krieg und Kampf ward allezeit ein beträchlicher Teil des Lebens der Wenden ausgefüllt. So wird es schon von der Vorzeit an gewesen sein. Freilich nimmt man gewöhnlich an, daß sich die Wenden in kleinen Trupps friedlich über die öden Strecken der baltischen Tiefebene verbreitet hätten, und gewiß ist dies soweit richtig, als größere Kriege, zu denen sich auf beiden Seiten stärkere Völkermassen zusammengeballt hätten, nicht stattgefunden haben können. Aber allzu friedlich wird man sich schon die Einwanderung der Wenden nicht vorstellen dürfen. Schon die Form der Dörfer, die entschieden auf Erleichterung der Verteidigung berechnet ist, wie die Anlage der Burgwälle, auch die Entwickelung des Fürstentums bei den Obotriten, das sich am leichtesten als ein stehend gewordenes Stammesführeramt im Kriege erklärt, spricht gegen jene Annahme. Bei der Besitznahme der baltischen Länder mögen sie im Anfang oft Mühe genug gehabt haben, sich zwischen den noch im Lande gebliebenen Resten der germanischen Bevölkerung zu halten. Auch später, als diese vernichtet, vertrieben oder unterworfen war, werden sie manche Fehde mit den germanischen Nachbarstämmen und unter sich selbst ausgefochten haben. Die bittere Feindschaft zwischen den beiden mecklenburgischen Hauptstämmen, den Obotriten und den Wilzen, die im Beginn der historischen Zeit bestand, wird gewiß mit ihren Ursprung in eine weit frühere Zeit zurückreichen. Auch an Grenzstreitigkeiten mit den Sachsen, besonders an der Ostgrenze Holsteins wird es nicht gefehlt haben. Eine Erinnerung an solche Kämpfe klingt uns noch aus einer Quellenschrift des neunten Jahrhunderts entgegen, der Überführung des heiligen Alexander, dessen Leib im J. 851 durch einen Enkel Widukinds vom Rom nach Wildeshusen gebracht ward. Die Schrift, die vor dem J. 865 verfaßt ist, enthält im Anfang eine Schilderung der Sachsen in heidnischer Zeit und ihres Verhältnisses zu ihren Grenznachbarn, den Thüringern, Friesen und Obotriten, die hier allein aus der Zahl der Wendenstämme genannt werden. Alle diese Nachbarvölker der Sachsen — so heißt es dann — „waren ununterbrochen gezwungen, entweder durch Verträge oder durch unabwendbare Kämpfe die Grenzen ihrer Länder vor den Sachsen zu schützen.“ Die Schilderung, die auf mündlicher Tradition in den Grenzlandschaften beruhen mag, spricht an durch ihre innere Wahrheit, nur daß selbstverständlich nicht immer die Sachsen die Angreifer gewesen sind. Durch die historische Zeit aber zieht sich eine Kette von Kriegen und Fehden; in manchen Perioden wüteten die Grenzkämpfe jahrzehntelang fast ununterbrochen. Dieser Zustand widersprach dem Charakter des wendischen Volkes nicht; der

Neigung zu Räubereien, die Tacitus den Slaven zuschreibt, und die von Kaiser Mauritius (582—602) bestätigt wird, dem wir eine interessante Schilderung der wendischen Volksart und Kriegsweise verdanken, sind die Wenden stets treu geblieben. Unverzagt und kriegslustig nennt sie auch der arabische Reisende Ibrahim, der in der Zeit Ottos des Großen die Wendenländer besuchte und eine anziehende Schilderung derselben verfaßt hat [19]).

Die Waffen [20]), deren sie sich bedienten, waren hauptsächlich Speer, Schild und Schwert. Nach Kaiser Mauritius führte jeder Slave zwei Wurfspeere; auch waren hölzerne Bogen mit vergifteten Pfeilen in Gebrauch. Bei den Wenden ist uns von solchen nichts bekannt, die Polen hatten Bogenschützen, doch ist von vergifteten Pfeilen nicht die Rede. Das Schwert verstand der Wende nicht selbst zu schmieden, doch ward es in solchen Mengen aus Deutschland eingeführt, daß es gradezu zur Nationalwaffe ward. Auch die Axt wird, allerdings im Frieden, als Waffe in der Hand eines Wenden erwähnt. Helme und Panzer, die Ibrahim den Obotriten zuschreibt, haben jedenfalls nur die Edlen besessen. Diese waren beritten, das gesamte Bauernaufgebot aber, das den Kern der wendischen Heere bildete, focht zu Fuß.

Auch die Feldzeichen [21]), die die einzelnen Scharen hatten, Paniere, auf denen ihre Götter und Göttinnen abgebildet waren, oder auch heilige Lanzen wurden ihnen von Fußgängern vorangetragen. Unter Posaunenschall rückten die Schaaren vorwärts.

Das Bauernaufgebot verschaffte den Wenden gegenüber den deutschen Ritterheeren im zehnten, elften und zwölften Jahrhundert nicht selten eine große Übermacht an Zahl, allein es war bei aller Kampfeslust minderwertiges Material und im Kampfe Mann gegen Mann den Deutschen nicht gewachsen. Ähnlich ging es ihnen früher den Byzantinern gegenüber, sie mieden deshalb, wie schon Kaiser Mauritius sagt, offene Schlachten, waren dagegen Meister in unerwarteten Überfällen und Kriegslisten allerlei Art. Genau so war ihre Kampfesweise den Deutschen gegenüber. Waren sie selbst die Angreifer, so erspähten sie irgend einen schwachen Punkt der Grenze oder einen besonders günstigen Augenblick, warfen sich mit plötzlicher Überraschung auf das feindliche Gebiet und plünderten eine möglichst weite Strecke desselben aus, wobei sie mit barbarischer Wildheit — freilich kaum schlimmer als die civilisierteren Deutschen im Wendenlande — hausten und von den Bewohnern, was nicht im Kampfe erlag, gefangen mitschleppten. Sobald die Gegner sich zu größeren Truppenabteilungen gesammelt hatten, wichen sie zurück und suchten mit ihrer Beute die Heimat wieder zu erreichen. Auch bei Angriffen der Deutschen wichen sie großen, entscheidenden Schlachten im ganzen aus, gaben ihre Dörfer preis und zogen sich auf ihre Wasserburgen und in ihre Wälder und Sümpfe zurück, deren Unwegsamkeit ihnen einen weit besseren Schutz gewährte als ihre Waffen. Gerade vom Obotritenlande betont Ibrahim ausdrücklich, daß Heere daselbst nur mit großer Mühe eindringen könnten, da das ganze Land niedriger Wiesenboden, Sumpf und Morast sei. Am leichtesten waren Erfolge gegen die Wenden in strengen Wintern zu gewinnen, wenn ihre Flüsse,

Seen und Moräste mit Eis bedeckt waren. Dann pflegten sie leicht zum Frieden bereit zu sein, dessen Abschluß sie mit einem symbolischen Akt vollzogen, indem sie das oberste Haupthaar abschnitten und es nebst etwas Gras mit der rechten Hand darreichten. Einen anderen Brauch hatten die Rügener, die bei Abschluß eines Vertrages ein Steinchen ins Meer warfen unter der Verwünschung, sie wollten untergehen gleich jenem Steine, wenn sie dem Vertrage zuwider handelten. Trotz dieser feierlichen Bräuche war Vertragsbruch bei den Wenden an der Tagesordnung, besonders ließen sie sich durch Geldgeschenke leicht dazu verleiten [22]).

Ein ganz neues und ergiebiges Feld für ihre Raublust fanden die Wenden, seit sie begonnen hatten Kriegsflotten zu bauen. Daß sie schon früh die See befahren haben, beweist die Besetzung von Inseln, wie Rügen und Fehmarn durch Wenden, allein eine größere Kriegsflotte scheinen sie erst vom neunten Jahrhundert ab, unter dem Einfluß der dänischen Wikinger, besonders seit sich diese mitten unter ihnen, in der Jomsburg bei Julin, festgesetzt hatten, allmählich geschaffen zu haben. Zur Zeit Karls des Großen konnten sie dänische Landungen noch nicht zur See erwidern, dagegen unterstützten sie den Kriegszug Ottos II. (984) gegen Dänemark mit einer Flotte. Seitdem wurden sie bald gefürchtete Seeräuber und setzten das lohnende Handwerk noch lange fort, als ihre Lehrmeister selbst es schon aufgegeben hatten. Zur Zeit ihres nahenden Unterganges, als sie infolge der häufigen Verwüstungszüge mehr und mehr verwilderten, galt ihnen der Seeraub gradezu als ein zu ihrer Erhaltung unentbehrlicher Erwerbszweig.

Wirtschaftliche Thätigkeit der Wenden.

Der Hauptnahrungszweig der Wenden war die Landwirtschaft [23]), bei der neben dem Ackerbau die Viehzucht eine bedeutende Rolle spielte. Zum Pflügen des Ackers bedienten sie sich eines gekrümmten hölzernen Hakens, der von Stieren oder Pferden gezogen ward. Er war für schweren Boden unbrauchbar; die Wenden beschränkten sich deshalb, wie vor ihnen die Germanen, auf die Bestellung des leichteren, aber minder ergiebigen Sandbodens, wodurch weite Strecken des Landes dem Anbau entzogen blieben. Die Fortschritte, die der Ackerbau bei den Deutschen vom siebenten bis zwölften Jahrhundert machte, ließen sie völlig unbeachtet und eigneten sich nicht einmal den schwereren und weit wirksameren deutschen Eisen-Pflug an. Geerntet wurde mit Sicheln.

An Getreide wurden Roggen, Gerste, Hirse, Hanf und Flachs gebaut, auch wohl schon Weizen, der allerdings nicht für die Ostseeküste, wohl aber für Böhmen bezeugt ist. Man kannte schon die doppelte Bestellung im Frühling und Herbst (Sommer- und Winterkorn). Zum Mahlen des Getreides benutzte man Handmühlen; Wassermühlen führten erst die deutschen Kolonisten im zwölften Jahrhundert ein; das Brotbacken war bekannt.

Daß auch die Ausbeutung der Waldprodukte einen breiten Raum in der wirtschaftlichen Thätigkeit des Wenden einnahm, zeigen Ortsnamen, wie die o. a. Dresahl, Kladrum, Kloddram (die Holzhauer), auch Degtow (Birkenteerort) Eifrig betrieben wurde ferner die Bienenzucht; aus dem Honig bereitete man Met, aus Gerste ward Bier gebraut. Auch Gartenbau ward betrieben; an Obstbaumarten sind in unserm Lande durch Namen Äpfel, Birnen und Pflaumen bezeugt, an Gartengewächsen Bohnen und Zwiebeln. Mohn ward zu Anfang des zwölften Jahrhunderts in Pommern viel gebaut. Auch Wallnußbäume gab es, doch waren sie selten. Bei Stettin stand einer, der für heilig galt. Die Nüsse wurden so hoch bezahlt, daß der Besitzer des Baumes aus ihrem Verkaufe seinen Unterhalt gewinnen konnte.

An Vieh wurden Pferde, Rinder, Schafe, Schweine, Gänse und Hühner gehalten. Bei der Schilderung des Obotritenreiches hebt Ibrahim seinen Pferdereichtum ausdrücklich hervor. In Pommern und Schlesien, vielleicht also auch in Mecklenburg, schweiften Scharen davon wild in den Wäldern umher.

Auch Jagd und Fischfang steuerten mit ihren Erträgen zum Unterhalt des Wenden bei. Die Wälder waren wildreich; neben unseren heutigen Jagdtieren gab es damals noch Bären, Wölfe und Wildrinder, von denen eins (ob Urstier oder Wisent, bleibe dahingestellt) vielleicht schon den Wenden als Symbol der Macht ihrer Fürsten diente und Wappentier unseres Fürstenhauses geblieben ist. Daß der Urstier zur Wendenzeit bei uns noch nicht ausgestorben war, beweisen die o. a. Namen. Die Jagd war jedem erlaubt, und oft genug mag auch der Arme ausgezogen sein, um die schmale Kost seines Tisches mit einem Stück Wildpret zu bereichern. Die Hetzjagd mit Hunden war ein Lieblingsvergnügen der Edlen und Fürsten. Zu den Vögeln, denen man auf Vogelherden (s. o. Zietlitz) nachstellte, gehörten gewiß die Drosseln (s. o. Drosedow). Auch die Jagd auf Auerhähne (s. o. Teterow) und die Falkenbeize auf Reiher (s. o. Zapel und Sabel) wird gepflegt sein. Dem Ibrahim fiel ein dunkelgefärbter Vogel auf, „der alle Stimmen von Menschen und Tieren nachmachen kann", und den die Wenden fingen und hielten: es ist unverkennbar der Staar.

Vielleicht noch wichtiger für die Ernährung des wendischen Volkes als die Jagd war der Fischfang. Die Flüsse und Seen waren an Fischen überreich, auch auf dem Meere trieb man Fischfang; zum Heringsfang versammelten sich alljährlich im November an der Küste Rügens ganze Flotten.

Dem Handwerk und der Industrie kann nur ein geringer Bruchteil der wendischen Bevölkerung gewidmet gewesen sein; sie standen nur auf niedriger Stufe. Kunst und Wissenschaft vollends waren kaum in den ersten Ansätzen vorhanden. Eine Schrift gab es zwar, aber sie ward nur zu Inschriften, z. B. an Götzenbildern, verwandt und war nicht in allgemeinem Gebrauche. Somit haben die Wenden keinerlei Litteratur hervorgebracht; kein Wende hat es je unternommen, seines Volkes Geschicke niederzuschreiben, auch die Lieder, in denen die Wenden ihrer Lust und ihrem Leide wie ihrer Verehrung des Göttlichen Aus

druck gegeben haben mögen, hat keiner unter ihnen aufgezeichnet, während doch in Deutschland Geschichtschreibung wie Poesie längst zu vielgepflegten Litteraturzweigen geworden waren.

Auch von einer Baukunst kann bei ihnen kaum die Rede sein. Nur in der Anlage ihrer Burgwälle wie in der Schiffsbaukunst entfalteten sie ein bemerkenswertes Geschick. Ihre Gehöfte errichteten sie aus Holzfachwerk mit Lehmbewurf (Klehmstaken), oft nur aus Reisig und verschmähten es, den Ziegelbau von den Deutschen sich anzueignen, obgleich doch ihr Land reich an gutem Material dazu war. Die uralte, primitive Wohnweise in Gruben blieb bei ihnen in häufigem Gebrauch, ebenso der Pfahlbau. Selbst die Wohnungen der Fürsten und Edlen unterschieden sich nur durch Größe, Geräumigkeit und allerlei Zierrate, aber nicht durch besseres Material von den Bauerhäusern. Steinerne Gebäude waren überaus selten im Wendenlande. Auch die Tempel, auf deren Ausstattung die Wenden hohen Wert legten, waren Holzbauten.

Diese Bauweise brachte die Kunst der Holzschnitzerei zu einer eigenartigen Entwickelung. Hierin erreichten die Wenden große Fertigkeit und schufen Werke, die die Bewunderung der Besucher erregten. Leider ist davon nichts erhalten geblieben.

Ebenso wenig hat sich etwas von den Erzeugnissen ihrer Weberei und ihrer Lederindustrie bis auf unsere Zeit gerettet. Die Kleidung der Wenden bestand aus leinenen Unterkleidern und einem wollenen Obergewand. Auf dem Haupte pflegte man einen kleinen, spitzen Hut zu tragen, an den Füßen Schuhe oder Stiefeln; barfuß gehen galt als ein Zeichen der äußersten Armut. Nur die gröberen Zeuge wurden im Lande selbst gefertigt, feinere von auswärts eingeführt und teuer bezahlt.

Am besten unter den wendischen Industriezweigen ist ihre Keramik bekannt, deren Produkte im ersten Heft geschildert werden. Dort werden auch die erhaltenen Schmucksachen, besonders die „Schläfenringe", besprochen. Hier möge nur betont werden, wie gering entwickelt im ganzen Erfindungsgabe und Leistungsfähigkeit der Wenden in allen Industriezweigen erscheinen.

Handel.

Trotz des tiefen Kulturstandes der Wenden bot doch ihr Land Produkte, die für andere — benachbarte und fernwohnende — Völker begehrenswert waren. Noch in höherem Grade gilt dies von dem germanischen Norden, zu dem die Wege von Südosten und Südwesten her durch das Wendenland führten. Umgekehrt ging auch den Wenden nicht gänzlich das Bedürfnis und Bestreben ab, Erzeugnisse anderer, höher kultivierter Völker in ihren Besitz zu bringen. So entwickelte sich — nicht sogleich nach Besitzergreifung des Landes durch die Wenden aber doch allmählich, besonders vom achten Jahrhundert ab — ein nicht unbeträchtlicher Handel in und durch die Wendenländer. Seine Beziehungen weisen bis in sehr weite Ferne, bis nach dem Orient (Kleinasien), wo

im achten, neunten und zehnten Jahrhundert die arabische Großmacht in ihrer höchsten Blüte stand [24]). Mit ihrem Emporstreben verband sich auch ein glänzender Aufschwung des arabischen Handels, der die ganze damals bekannte Welt von den Säulen des Herkules bis nach China und Indien hin umspannte. Auch den europäischen Norden suchte das rührige Volk sich zu erschließen; er bot Schätze, die dem Süden völlig fehlten und dort sehr hoch im Werte standen, besonders Bernstein und kostbare Pelze. Über das Schwarze Meer hinüber gewann man zunächst Fühlung mit den slavischen Stämmen an der unteren Wolga, von wo dann Handelswege durch Rußland und Polen bis an die Ostseeküste und weiter sich bildeten. Die große Ausdehnung dieses Orienthandels läßt sich an den sehr zahlreichen Funden arabischer Münzen (Dirhems), die im ganzen slavischen Osten und germanischen Norden gemacht sind, ermessen; die Münzen sind vielfach zerhackt, ebenso die Silberbarren und die silbernen, oft sehr zierlichen Schmuckgegenstände orientalischer Herkunft, z. B. Ringe aus Silberdraht und Ohrgehänge, die in den Funden den Dirhems häufig beigegeben sind. Es rührt dies daher, daß man das Geld damals nicht zählte, sondern wog. Mit diesem Hackfilber also zahlte der Orient dem baltischen Norden, und es gelangte in großen Mengen bis nach Skandinavien. So sind auf Gotland im Laufe der Zeit über 13000 arabische Münzen ans Tageslicht gekommen, und im Gouvernement Wladimir (in Groß-Rußland) machte man einen Fund, der aus nicht weniger als 11077 Exemplaren bestand.

Die Wenden spielten bei diesem Handel, dessen Ziel der germanische Norden war, im wesentlichen nur die Rolle von Zwischenhändlern, doch werden auch aus ihren Ländern Pelze, wie die von Bibern, Füchsen, Luchsen, Mardern, Wieseln und Hermelinen und auch Bernstein zur Ausfuhr gelangt sein. Auch getrocknete Fische, Honig, Wachs und Birkenrinde, die als Schreibmaterial Verwendung fand, werden als Ausfuhrgegenstände von den arabischen Schriftstellern genannt. Sehr begehrt waren wendische Sclaven, die in großer Zahl, meistens auf dem Wege über Spanien, nach dem Orient gelangten. Die nordischen Wikinger unternahmen besondere Razzias nach der Südküste der Ostsee, um dort Sclaven zu rauben.

Der wichtigste Stapelplatz für den Orienthandel im Innern des Landes war Prag. Der oben erwähnte Reisende Ibrahim schildert das lebhafte Treiben dort: „Russen und Slaven kommen dahin mit ihren Waren von der Stadt Krakau, und Muselmänner, Juden und Türken kommen aus dem türkischen Gebiet mit Waren und byzantinischen Mithkals (Silbermünzen) und nehmen dafür Sclaven, Zinn und Bleiarten (?)." [25]) Als Verkehrszentrum hatte Prag auch eine ausgedehntere Industrie entwickelt, als sonst an den wendischen Orten zu herrschen pflegte. Man verfertigte dort die Sättel, Zäume und (Leder-) Schilde, die bei den Wenden in Gebrauch waren.

Auch an der Ostseeküste entstanden Handelsemporien, in denen die nordischen Kaufleute ihre Waren zum Weitervertrieb absetzten. Vielleicht nicht der älteste, wohl aber der zuerst genannte dieser Hafenorte lag in

unserm Lande, wahrscheinlich an der Wismarschen Bucht.[26]) Die Dänen nannten ihn Rerik, der wendische Name ist nicht bekannt Er stand mit Schleswig im Verkehr, und der Warenumsatz muß zur Zeit Karls des Großen, wo der Ort genannt wird, recht beträchtlich gewesen sein, da die Einfuhrzölle, die die Kaufleute von Rerik bezahlten, für Dänemark eine ergiebige Einnahmequelle bildeten. Allein Rerik ward von König Götrik im Jahre 808 zerstört, und die dort ansässigen - wohl dänischen — Händler wurden nach Schleswig hinübergeführt. Der Ort wird dann in den Geschichtsquellen nur noch einmal — im Jahre 810 -- erwähnt, wo er aber vermutlich noch in Trümmern lag. Wenn er wieder aufgebaut sein sollte, hat er doch seine Bedeutung als Station für den Zwischenhandel eingebüßt, dessen Hauptstapelplatz für den Südwestwinkel der Ostsee Julin (d. i. Wollin) ward. Adam v. Bremen[27]), der im elften Jahrhundert schrieb, giebt eine glänzende Schilderung der Stadt, die allerdings nach der Weise dieses Schriftstellers nicht frei von Übertreibung ist. Er bezeichnet sie sogar als die größte von allen Städten, die Europa einschließt! In ihr wohnen Slaven und andere Nationen, Griechen und Barbaren. Auch Sachsen dürfen sich dort niederlassen, falls sie sich verpflichten, ihr Christentum nicht öffentlich zu bekennen. Die Stadt ist reich an Waren aller Völker des Nordens und besitzt alle möglichen Annehmlichkeiten und Seltenheiten. Von Julin aus gelangt man in sieben Tagereisen nach Hamburg; will man zu Wasser reisen, so muß man zu Schleswig oder Oldenburg zu Schiff gehen - ein Hafen an der mecklenburgischen Küste wird nicht genannt, es wird also seit Reriks Zerstörung auch keinen irgend wie bedeutenden gegeben haben —; von Julin aus reist man in 14 Tagen nach Kiew. Auf das deutlichste tritt noch in dieser Schilderung der Zusammenhang der Ostseeküste mit Südrußland und dem Orient hervor, obgleich damals der Verkehr mit den Arabern bereits durch das Vordringen türkischer Horden in Südrußland gestört war.

Die Straße von Julin nach Hamburg muß durch Mecklenburg geführt haben, man vermutet über Stettin, Pasewalk, Rethre, Malchow, Schwerin und Ratzeburg. Noch eine andere von Osten nach Westen unser Land durchschneidende Straße ist beglaubigt, sie führte von Demmin, das mit Julin in Wasserverbindung — die Peene abwärts — stand, über Dargun, Lüchow und Laage und wird als „Königsstraße" bezeichnet; ihre weitere Fortsetzung nach Westen mag über die Burgen Werle und Dobin geführt haben.[28])

Dies waren indessen nur Seitenzweige der großen orientalischen Handelswege, die die Richtung nach Norden hatten, und da Reriks Zerstörung bereits in die Zeit fällt, wo jener Handel erst aufzublühen begann, so ist Mecklenburg abseits von seinem Hauptzuge geblieben und verhältnismäßig wenig von ihm berührt worden. In Folge davon sind die arabischen Silberfunde in unserem Lande weit spärlicher als z. B. in Pommern. Der weitaus wichtigste der heimischen Funde ist der von Schwaan[29]).

Auf dem linken Ufer der Warnow, dem Burgwall von Werle schräg gegenüber, wurde im J. 1853 eine Urne ausgepflügt, die einen

ganzen Silberschatz enthielt, von im ganzen 186 alten Lot an Gewicht. Darunter waren 3240 Münzen oder Bruchstücke von solchen, dazu eine Anzahl von Kopf- und Armringen, Berloques, Ohrgehängen und Silberbarren. Fast alles war zerhackt, die deutschen Münzen überwogen die arabischen bei weitem, von letzteren fand sich nicht eine einzige vollständig erhaltene, aber 223 Bruchstücke; bemerkenswert sind noch eine Münze aus Georgien und eine russische. Der Fund muß etwa gegen das Jahr 1030 geborgen sein. Damals hatte sich der Hauptstrom des Verkehrs aus den Wendenländern bereits nach Westen, nach Deutschland, gelenkt. Die Zufuhr arabischer Silbersachen hatte mit dem Beginn des elften Jahrhunderts aufgehört.

Etwa um dieselbe Zeit, als die Araber von Südosten her mit der Ostseeküste Fühlung suchten, begann auch der Verkehr des westelbischen Deutschland mit den Wendenländern. Es war dies eine Folge der Unterwerfung Sachsens und der Wendenländer unter das fränkische Reich, denn bis dahin scheint zwischen den Sachsen, die keinen regen Handelsgeist besaßen, und ihren wendischen Nachbarn kein irgendwie erheblicher Verkehr bestanden zu haben. Schon unter Karl dem Großen aber entwickelte sich ein lebhafter Tauschhandel an der Wendengrenze; Karl beschränkte ihn indessen durch eine Verfügung, die er im Anfang des J. 806 aus Diedenhofen erließ[30]), auf eine Anzahl, auf deutschem Gebiet gelegener Stationen und verbot den Händlern über diese hinaus mit ihren Waren vorzugehen. Für die Stämme an der Unterelbe wurden die Orte Bardowiek, Schezla (am Cateminer Bach?) und Magdeburg bestimmt und den dort stationierten Grafen die Aufsicht über die Ausführung der Verordnung übertragen. Mit der Regelung des Grenzhandels ward ein Ausfuhrverbot von Waffen und Rüstungen verbunden. Wer ihm zuwider handelte, ward mit Confiscation seiner sämtlichen Waren bestraft, von denen dann die Hälfte dem Fiscus zufiel, die andere Hälfte zwischen dem kaiserlichen Sendgrafen und dem Angeber geteilt ward.

Welche Wirkung die Verordnung geübt hat, ist nicht ersichtlich. Sie wird nach Karls Tode bald in Vergessenheit geraten sein. Das Waffenausfuhrverbot ward nicht gehalten, ihre Schwerter wenigstens, auch wohl die Rüstungen, haben die Wenden von den Deutschen bezogen. Während der langdauernden, wilden Kämpfe in der zweiten Hälfte des neunten und der ersten des zehnten Jahrhunderts wird der friedliche Grenzverkehr ins Stocken geraten sein; er steigerte sich schnell wieder, als Heinrich I. und Otto I. die Wenden von neuem unterworfen hatten. Sie führten keine Handelssperre wieder ein, öffneten vielmehr den deutschen Kaufleuten die Wendengrenze zu ungehindertem Eintritt. Nun wurden Bardowiek und Magdeburg — Schezla trat zurück und verschwand — die Thore, durch welche hauptsächlich der deutsche Einfluß seinen Einzug in die Wendenländer hielt. Um Magdeburg, seine Lieblingsschöpfung, besonders zu heben, erteilte Otto I. (wann, ist unbekannt) den dortigen Kaufleuten urkundlich die Erlaubnis freien und ungehinderten Reisens „nicht nur in den christlichen, sondern auch in den heidnischen Gegenden" des Reiches und befreite sie von sämtlichen Markt-, Wege- und Brückenzöllen, wie sie sonst den Ver-

kehr, auch in den Wendenländern, belasteten, innerhalb des ganzen Reiches außer zu Mainz, Köln, Tiele und Bardowiek. Dieses Privileg ward im J. 975 von Otto II. und im J. 1025 von Konrad II. erneuert[31]). Wir sehen daraus, daß neben Magdeburg damals auch Bardowiek zu den allerbedeutendsten Handelsplätzen des ganzen Reiches gehörte; es ward dann im zwölften Jahrhundert von Lübeck überflügelt, während Magdeburg seine Bedeutung behauptete. Dieses stand nicht nur mit seinen nächsten wendischen Nachbarn, den Wilzen und Sorben in starkem Verkehr, sondern auch mit den Obotriten und Pommern; eine Handelsstraße führte von Magdeburg und Havelberg über Malchow nach Demmin, wo sie die „Königsstraße" erreichte, eine andere ging weiter östlich am Westufer der Müritz entlang[32]).

Von Produkten, die deutsche Kaufleute in die Wendenländer einführten, werden feine Wollenzeuge, die man aus Sachsen bezog, als Ausfuhrgegenstand für das Obotritenland speciell Pferde genannt, deren Zucht also schon damals in unserem Lande in besonderer Blüte stand Der Heringsfang führte auch sächsische Kaufleute an die Küste von Rügen, wo sie gegen einen Zins an den Landesgott freien Zutritt in den Hafen und die Erlaubnis zum Fange und zum Handel hatten. Getrocknete und gesalzene Seefische wurden, wie nach Südosten, so auch nach Westen ausgeführt; auch Pelzhandel ward nach Westen betrieben, besonders von Preußen aus. Endlich muß auch hier die Menschenware noch einmal erwähnt werden, nicht nur wurden wendische Sklaven zahlreich durch Deutschland transportiert, um von Spanien aus zu den Arabern gebracht zu werden, sondern es blieben auch ungezählte Mengen in Deutschland als Knechte und Leibeigene, dieser Handelszweig war so ausgebreitet, daß die deutsche Sprache aus dem Namen des Nachbarvolkes in griechischer Form eine Benennung für den Unfreien („Sklave") machte [33]).

Für den inneren Verkehr in den Wendenländern dienten Märkte [34]), die in den größeren Ortschaften — den Vororten der Gauburgen — abgehalten wurden. In Stettin war der siebente Tag der Woche, die auch bei den Wenden schon siebentägig war, Markttag. Auch der erste Wochentag ward als Markttag verwandt, so bei den Wagriern in Oldenburg, wo auf einem Platze neben dem Walle alles Volk am Sonntage zum Markte zusammenzukommen pflegte, und ebenso in Plön, wo dieser Sonntagsmarkt vom Bischof Gerold 1163 untersagt ward, da die Wenden vor den Handelsgeschäften den Besuch des Gottesdienstes vernachlässigten. Auch in Mecklenburg wird ein Markttag erwähnt, auf dem einmal 700 dänische Gefangene zum Verkauf ausgestellt waren.

Als Tauschmittel waren für den Kleinverkehr von Alters her unter den Wenden Leinentücher [35]) in Gebrauch. Sie sind bei den Böhmen im zehnten Jahrhundert durch Ibrahim und bei den Rügenern noch im zwölften Jahrhundert bezeugt. Hier, auf der entlegenen Insel, hatte sich die Sitte, die ursprünglich gewiß allen wendischen Stämmen gemeinsam war, am längsten erhalten. Die Obotriten gingen schon zur Zeit Ottos des Großen zum Gebrauche deutschen Geldes über, dem gegenüber das arabische Geld nach dem Jahre 1000 bald verschwand.

Die deutschen Münzen im Funde zu Schwaan, neben denen auch böhmische und englische vorkommen, stammen aus einer großen Zahl verschiedener Prägestätten meistens aus der sächsischen Kaiserzeit, am zahlreichsten aber sind darunter, wie in allen ähnlichen Funden, die sogenannten „Wendenpfennige" und „Adelheidsmünzen" [36]). Die Wendenpfennige sind Denare mit aufgebogenem Rande und unleserlicher Aufschrift, die in der ersten Zeit der Regierung Ottos I., vielleicht auch schon unter Heinrich I. in Ostsachsen geprägt sind. Die Unleserlichkeit der Aufschrift erklärt sich dadurch, daß man die Zeichen auf dem Felde der Hauptseite gerade so nachgraviert hat, wie sie auf den ächten Münzen zu sehen sind, wodurch sie beim Abschlag im Spiegelbilde zu stehen gekommen sind. Ihr Gewicht beträgt, wie bei den ächten Denaren, etwa 1,4 Gramm von fast reinem Silber. Aus etwas späterer Zeit stammen die Adelheidsmünzen, nach Otto I. zweiter Gemahlin benannt, Denare, die die Namen Otto und Adelheid tragen; sie sind seit 952 in Magdeburg geprägt. Man zerschnitt für den Kleinverkehr diese Münzen bis zu Vierteln. Größere Summen wurden noch lange Zeit nach Pfunden gewogen (Talent-Mark), wobei man außer Münzen, wie der Schwaaner Fund und ähnliche anderswo gemachte Funde zeigen, auch Silberbarren, Ringe und dergleichen in Zahlung nahm.

Die Kaufkraft des Geldes scheint in den Wendenländern zur Zeit Ottos des Großen, als Ibrahim seine Reise machte, noch höher als in Deutschland gewesen zu sein, was sich leicht durch die größere Seltenheit des Geldes gegenüber dem Reichtume an Produkten, besonders an Getreide, erklärt. In Böhmen kaufte man für einen „Pfennig", womit wohl ein Denar gemeint ist, soviel Brotkorn, als ein Mann für einen Monat nötig hat, und um denselben Preis soviel Gerste, als man braucht, um ein Pferd einen Monat zu füttern. Zehn Hühner bekam man für einen Pfennig; die Leinentüchelchen, die man neben dem Silbergeld dort noch gebrauchte, galten je $^1/_{10}$ Pfennig. Trotz dieses geringen Wertes konnte man sie, wenn man die nötige Menge besaß, auch zu größeren Einkäufen, zum Kauf von Weizen, Sklaven, Pferden, Gold und Silber benutzen. Auch bei den Obotriten fand Ibrahim die Preise billig, wobei ihm zum Vergleiche schwerlich nur seine Heimat, sondern wohl auch das westelbische Deutschland vorschwebte. Hier galt schon in der Karolingerzeit der Scheffel Weizen 3 bis $3^1/_2$ Denare, und die Preise stiegen bis zum zwölften Jahrhundert auf das fünffache[37]).

Leider fehlt es uns für die späteren Jahrhunderte an ähnlichen Nachrichten, wie wir sie für die Zeit Ottos des Großen dem klugen Araber verdanken. Immerhin ist anzunehmen, daß sich der Wert des Geldes in den Wendenländern allmählich den in Deutschland herrschenden Verhältnissen angenähert hat. Und der Grenzverkehr wird, wenn auch durch Kriegszeiten häufig und lange unterbrochen, im ganzen eher zu- als abgenommen haben.

So mangelte es den Wenden nicht an Beziehungen zu den Kulturkreisen der damaligen Welt, dem orientalisch-griechischen und dem romanisch-germanischen, allein wie wenig Nutzen haben sie aus diesen Beziehungen für sich gezogen! Wie wenig haben sie es verstanden, sich

die ihnen durch den Verkehr zugänglich gemachten Kulturgüter anzueignen, geschweige denn sie selbstthätig fortzubilden! Während die Nordgermanen durch die arabischen Schmucksachen zu eigener Silberindustrie angeregt wurden, in der sie die von den Arabern entlehnten Motive eigenartig weiter entwickelten (Wikingerstiel), verbrauchten die Wenden die feinsten orientalischen Geschmeide als „Hacksilber". Und von ihren deutschen Nachbarn entlehnten sie weder den Ziegelbau noch auch die Wassermühle noch den schweren Pflug mit der eisernen Schar, der allein imstande war, den Boden in den fruchtbarsten Teilen ihres Landes zu bezwingen. Auch auf dem Gebiete der Sitte und des Glaubens hielten sie zäh an der Weise der Väter fest und sträubten sich hartnäckig ihre ererbte Religion trotz ihrer barbarischen und grausamen Bräuche aufzugeben.

Religion und Kultus.

Nach Helmold unterschieden die Wenden einen guten und einen bösen Gott, alles Glück leiteten sie von dem guten, alles Unglück von dem bösen Gott her. Diesen nannten sie Czernebog (von czerny schwarz, finster und bog Gott), jenen Belbog (von bialy, bely weiß, hell). Wenn sie bei ihren Opferfesten die Schale herumgehen ließen, so weihten sie sie, indem sie über ihr jene beiden Götter anriefen. Man hat angenommen, daß diese beiden Gottheiten ursprünglich Personificationen des Lichtes und der Finsternis gewesen seien, und hat sogar den Versuch gemacht, die sonst bekannten wendischen Götter auf sie zurückzuführen. Indessen erweckt schon die Benennung Diabol, die Helmold dem Czernebog als einen zweiten Namen beilegt, Mißtrauen gegen die Echtheit dieser Gottheiten. Diabol ist augenscheinlich der christliche Teufel (diabolus), und somit ist möglich, daß beide Gottheiten, die, soviel wir sehen, keine Verehrung in Kultusstätten genossen, erst durch eine Art von Aneignung der christlichen Vorstellungen von Gott und Teufel entstanden sind. Noch deutlicher spiegelt sich christlicher Einfluß in Helmolds Behauptung wieder, die Wenden hätten nicht geleugnet, daß ein Gott im Himmel über die übrigen herrsche. „Dieser vor allen gewaltige aber sorge nur für die himmlischen Angelegenheiten, die andern aber gehorchten ihm, indem sie die von ihm übertragenen Ämter verwalteten; sie seien aus seinem Blute entsprossen, und jeder Gott stehe um so höher, je näher er diesem Gott der Götter stehe." Hier liegt offenkundig ein Versuch vor, die altüberlieferte Vielheit der wendischen Götter mit dem Glauben der Christen an einen Gott zu vereinigen.

Wollen wir zu dem alten, echten Götterglauben der Wenden gelangen, so werden wir nicht nur diesen einen höchsten Gott, sondern vermutlich auch den Czernebog und Belbog als fremdartige Eindringlinge ausscheiden und uns nach den Gottheiten umsehen müssen, denen sie in ihrem öffentlichen Kultus Verehrung zollten[38].

Hauptgott der Obotriten und Wilzen war in historischer Zeit Radegast, daneben verehrten die Kessiner den Goderac; in Havelberg

herrschte der Dienst der Gerovit, der auch in Wolgast bezeugt ist, in Stettin und sonst in Pommern, auch in Brandenburg der des Triglav; der Hauptgott der Rügener war Swantevit (Suatovit?), neben ihm werden Rugiävit, Porevit und Porenuz genannt, die in Karenz, und Pizamar, der auf Jasmund einen Tempel hatte. Die Wagrier in Oldenburg nannten ihre Hauptgottheit Prove, die in Plön Podaga.

Gegenüber diesen zahlreichen männlichen Göttern ist nur eine weibliche Gottheit bezeugt, Siwa, die Spenderin des Erntesegens, die nach Helmold vorzugsweise bei den Polaben verehrt ward, deren Dienst aber auch bei den Obotriten durch den Namen der Stadt Schwaan (Sywan) beglaubigt ist, wenn anders dieser mit Recht auf sie zurückgeführt wird. Vermutlich ist sie auch mit der Fortuna identisch, die nach Wilhelm von Malmesbury zu Heinrichs III. Zeit bei den Liutizen Verehrung genoß.

Radegast hatte den Beinamen Zuarasici oder Zuarasi (von swar Streit, Kampf), er war also, wie auch sein Kultus und die wahrscheinliche Etymologie seines Tempelortes Rethre (von rati Krieg) beweist, ein Kriegsgott, nach seiner ursprünglichen Naturbedeutung aber wohl ein Sonnengott, worauf das weiße Roß, das ihm gehalten ward, hinweist. Er wird bei den Obotriten und Wilzen in jedem Burgbezirke einen Tempel gehabt haben, der weitaus berühmteste aber stand im Lande der Redarier zu Rethre, wie die besser beglaubigte Namensform für das übliche „Rethra" lautet. Er lag, umgeben von einem großen, heilig gehaltenen Haine neben einer Burg von dreieckiger Gestalt, die drei Thore hatte. Zwei derselben führten aus der Burg in den Hain, das dritte auf den Weg zum Tempel selbst, der am Wasser lag. Es war ein Holzbau, dem die Hörner verschiedener Tiere zum Fundamente gedient haben sollen. Die Außenwände des Heiligtums waren mit den Bildern verschiedener Götter und Göttinnen geschmückt, die sehr kunstvoll in das Holz hineingemeißelt waren. Drinnen standen an den Wänden Statuen von Götzen, furchtbar anzuschauen, denn sie waren in voller Rüstung, mit Helm und Harnisch angethan, der Name eines jeden war am Fußgestell angebracht. Den Mittelpunkt dieser Götterversammlung bildete Radegast Zuarasi selbst. Sein Bild war vergoldet und ruhte auf einem purpurnen Polster.

Auch die Feldzeichen wurden in dem Tempel aufbewahrt. Der Dienst des Radegast zu Rethre hatte seine Blütezeit im zehnten und elften Jahrhundert, wo er um die vier wilzischen Stämme der Redarier, Tollenser, Circipaner und Kessiner eine Art von Einheitsband schlang, das eine Zeit lang den Mangel eines engeren politischen Zusammenschlusses ersetzte. Auch die übrigen wilzischen Stämme und die Obotriten suchten häufig den Tempel zu Rethre auf. Im Anfang des zwölften Jahrhunderts ward er zerstört, so vollständig, daß sogar die Stätte, wo er gelegen hatte, in Vergessenheit geriet. Bis heute ist es noch nicht gelungen, sie aufzufinden. Die uns erhaltenen Beschreibungen sind verworren und widersprechen sich, doch scheint aus derjenigen, die noch den meisten Anspruch auf Authenticität hat, der des Bischofs Thietmar von Merseburg in seiner Chronik, mit einiger Sicherheit soviel hervorzugehen, daß der Tempel am Westufer eines Seees lag [39]. Nach der Zerstörung

von Rethre gewann dem Radegast ein anderer Götze den Rang ab, dessen Schutz sich seinen Verehrern noch wirksamer zu erweisen schien, Svantevit auf Rügen, „der heilige Sieger" oder „heilige Seher", dessen angesehenster Tempel auf Arkona lag. Auch ihm ward ein weißes Roß gehalten, während z. B. dem Triglav in Stettin ein schwarzes heilig war. Sattel und Zaum vom Rosse des Svantevit waren mit Gold und Silber stattlich verziert. Nur der Priester durfte es auf die Weide führen und auch besteigen. Oft benutzte es der Gott selbst, um auf ihm zum nächtlichen Kampfe gegen die Feinde seines Dienstes auszureiten. Man fand das Roß dann morgens wieder im Stalle, aber vom nächtlichen Ritt mit Kot und Schweiß bedeckt

Auch ein besonderes Banner hatte Svantevit, das durch Größe und Farbe sich auszeichnete. Das Heer, dem es vorangetragen ward, hatte Vollmacht, sich an Göttlichem und Menschlichem nach Belieben zu vergreifen; Festen hätte es zerstören, Altäre zertrümmern und ganz Rügen in Asche legen dürfen; selbst über Königsgewalt ging die Macht dieses Banners.

Das Standbild des Svantevit im Tempel war von riesiger Größe, aus Holz gearbeitet und hatte vier Köpfe, die nach den vier Seiten blickten; die Bärte und das Haupthaar waren nach Landessitte geschoren. In der rechten Hand trug der Götze ein Horn, das mit Metall verschiedener Art verziert war und jährlich einmal mit Getränk gefüllt wurde. Der linke Arm war gebogen in die Seite gestemmt. Die Kleidung war ein Rock, der bis an die Schienbeine reichte. Diese waren aus einer anderen Holzart als die übrige Figur, aber so kunstvoll mit den Knieen verbunden, daß man nur bei genauer Betrachtung die Fugen wahrnehmen konnte. Die Füße standen auf der Erde und hatten ihr Fußgestell unter dem Boden. In der Nähe ward ein Zaum und ein Sessel und andere Insignien der Gottheit aufbewahrt, darunter fiel besonders ein gewaltig großes Schwert auf, dessen Griff und Scheide mit feiner getriebener Arbeit geschmückt und mit Silber beschlagen war.

Ähnliche Kolosse von Götterbildern gab es bei den Wenden nicht selten, denn sie liebten es, sich auf diese Weise die übermenschliche Macht der Götter zu versinnlichen Genauere Beschreibungen sind noch von vieren erhalten. Von den drei Göttern in Karenz hatte Rugiävit, ein Kriegsgott, das größte Standbild; ein Mann vermochte, auf die Füße des Gottes tretend, mit einem Beile in ausgestreckter Hand kaum bis an dessen Kinn zu reichen. Das Bild war aus Eichenholz roh und unschön gearbeitet, sein Haupt hatte unter einem Scheitel sieben menschliche Gesichter. Am Gürtel trug es sieben Schwerter in ihren Scheiden, ein achtes hielt es entblößt in der rechten Faust, in der es durch einen Nagel befestigt war. Die Größe der Bilder des Porevit und Porenuz wird nicht angegeben, sie mögen also kleiner gewesen sein, als das des Rugiävit. Porevit hatte fünf Köpfe, trug aber keine Waffen, ebenso wie Porenuz, der vier Gesichter unter einem Scheitel hatte, dazu ein fünftes auf der Brust, am Kinn von der rechten, an der Stirn von der linken Hand des Götzenbildes gehalten. Alle diese Rugen'schen Götzenbilder hat der

dänische Geschichtsschreiber Saxo beschrieben, der sie selbst gesehen und ihre Zerstörung mit erlebt hat.

Den Biographen des Apostels der Pommern, des Bischofs Otto von Bamberg, verdanken wir eine Beschreibung des Standbildes, das die Stettiner dem Triglav in seinem großen Tempel gesetzt hatten; es hatte drei Köpfe, die versilbert waren, eine goldene Binde verhüllte Augen und Mund. Die Dreiköpfigkeit deuteten die Priester des Gottes auf dessen Herrschaft über die drei Reiche, den Himmel, die Erde und die Unterwelt; die Binde sollte bedeuten, daß der Gott über die Sünden der Menschen hinwegsehe.

Hatte man hier Gold und Silber nur als Zierrat verwandt, so waren andere Götterbilder ganz aus Gold oder Erz gegossen, so das Götterbild, das i. J. 967 in Oldenburg als Beute gewonnen ward. Ein obotritisches Götterbild ist nicht bekannt geworden, ebenso wenig ein obotritischer Tempel, doch werden sie den beschriebenen ähnlich gewesen sein. Die Müritzer hatten vor Malchow einen Tempel mit Götterbildern, der erst 1147 zerstört ward. Von den Liutizen erzählt Thietmar ausdrücklich, es hätte jeder Gau seinen besonderen Tempel mit einem Götzenbilde gehabt.

Nicht selten sah man von dem Bau eines Tempels und der Aufstellung eines Götterbildes darin ab und weihte der Gottheit nur einen Hain. So hatte Prove in Oldenburg im zwölften Jahrhundert nur einen solchen Hain aus besonders großen, heiligen Eichen, der mit einem Holzzaun eingehegt war. Zwei Thore führten hinein mit verzierten Vorderportalen. Vielfach knüpfte sich die Verehrung des Heiligen nur an irgend einen besonders hervorragenden Baum oder Felsblock oder eine Quelle oder auch eine Höhe an. Den Wagriern mußte noch nach ihrer Bekehrung zum Christentum das Schwören bei Bäumen, Quellen und Steinen untersagt werden. In Julin ward eine alte verrostete Lanze aufbewahrt, die man für heilig hielt. In Wolgast hatte Gerovit einen Tempel, in dem aber kein Bild von ihm sich befand, sondern statt dessen ein goldener Schild, der an der Wand hing.

Von den Gottheiten, die öffentliche Verehrung genossen, unterscheidet Helmold die „Penaten", Hausgötter, deren Kultus die Hausgenossen pflegten.

Die Ehrfurcht der Wenden vor ihren Göttern war sehr groß und mit einer starken Beimischung von Furcht durchsetzt. Denn der Zorn der Mächtigen war leicht zu erregen, und schwer ward geschlagen, wer ihn auf sich lud. Ein bezeichnender Zug ist, daß die Wenden, so leicht sie es sonst mit Versprechungen und Verträgen nahmen, doch große Scheu hatten, etwas bei ihren Göttern zu beschwören, aus Furcht vor ihrem Zorn, wenn sie falsch schwüren.

Bei jeglichem wichtigen Werke im Leben suchten sie ihre Zustimmung nach, besonders auch, wenn ein Krieg bevorstand. Unter ihren Fahnen und mit ihren Bildern zogen sie in den Kampf, ihnen brachten sie nach glücklicher Rückkehr ein reichlich Teil der Beute zum Danke dar.

Und diese Ehrfurcht vor den Göttern übertrug sich auch auf die Priester, die zur Vermittelung des Verkehres mit jenen aus der Zahl der Volksgenossen erwählt wurden, und die Stätten der Gottesverehrung. Den heiligen Raum durften gewöhnlich nur die Priester betreten. So war es beim Svantevittempel auf Arkona; die Heiligkeit des Ortes ward hier so streng gewahrt, daß selbst die Reinigung des Tempels am Tage vor einem Opferfeste von dem Oberpriester eigenhändig besorgt werden mußte. Er durfte dabei innerhalb des Tempels nicht einmal Atem holen und mußte dazu jedesmal an die Thür treten. Auch vom Tempel des Radegast zu Rethre und von dem heiligen Hain des Prove in Oldenburg wird ausdrücklich berichtet, daß der Eintritt allen verwehrt gewesen sei, außer den Priestern und den Opfernden. In Oldenburg durften auch von Todesgefahr Bedrängte in den Hain flüchten, dessen Thore deshalb jeder Zeit offen standen. Hatten sie den Hain erreicht, so waren sie vor jeder Verfolgung sicher, denn kein Wende hätte gewagt, selbst im Kriege die heilige Stätte mit Blut zu beflecken oder sonst ihren Frieden zu brechen. An Ehrenrechten der Priester wird noch erwähnt, daß sie in Rethre beim Opferfeste allein sitzen bleiben durften, während alle andern stehen mußten. An Einfluß im politischen Leben standen sie dem Adel mindestens gleich. Der Oberpriester des Svantevit auf Arkona war einflußreicher als der König selbst. Er war äußerlich an dem langwallenden Haupt- und Barthaar kenntlich, das nur er unter allen Rügenern tragen durfte, während die übrigen beides schoren.

Neben den Priestern höheren Ranges gab es noch untergeordnete Tempeldiener in größerer oder geringerer Zahl, die bei den gottesdienstlichen Verrichtungen halfen, auch wohl das Götterbild in den Krieg begleiteten. So hatte Svantevit 300 Trabanten, die im Felde einen berittenen Trupp bildeten; was sie erbeuteten, gehörte dem Gotte.

Zum Unterhalt der Priester dienten in erster Linie die Opfer und Geschenke. Auch regelmäßige Abgaben waren üblich. Dem Svantevit in Arkona zinsten alle wendischen Küstenstämme, in Rügen betrug die Abgabe jährlich einen Denar für jeden Kopf, ohne Unterschied, ob Mann oder Weib, außerdem bekam der Gott den dritten Teil aller Kriegsbeute, besonders ward alles Gold und Silber im Tempelschatz niedergelegt, soweit man es nicht den Frauen zum Schmucke überließ. Überdies unterlag noch der Handel bei den Rügenern einer Abgabe an Svantevits Tempel, die auch die Auswärtigen zahlen mußten. Von Triglav in Stettin wissen wir, daß er den zehnten Teil der Beute bekam. Ähnlich mag es auch anderswo, wo es uns an Nachrichten mangelt, z. B. bei den Obotriten gewesen sein.

Auch Landbesitz hatten die Tempel. Die angeseheneren gewiß in bedeutender Ausdehnung. Wenn die Vermutung richtig ist, daß Otto I. die Bistümer im Wendenlande besonders mit dem eingezogenen Tempelgut ausstattete, so müssen ganze Burgwarde mit allen ihren Ortschaften im Besitze von Tempeln gewesen sein.

Der Gottesdienst bestand in Opfern und Geschenken, durch welche man den Zorn der Götter abzuwenden und ihre Geneigtheit zu ge-

winnen hoffte. Jeder Privatmann durfte Opfer darbringen, und zu diesem Zwecke öffnete sich ihm der heilige Raum, der ihm sonst verschlossen war. Auch für die ganzen Gaue der Völkerschaften wurden Opfer dargebracht, teils bei besonderen Veranlassungen, z B. wenn man in den Krieg ziehen wollte oder nach errungenem Siege heimkam, oder auch wenn der Gott durch das Loos seinen Priester die Feier eines Festes anordnen hieß, teils zu bestimmten jährlich wiederkehrenden Zeiten; an diese schlossen sich dann Feste an In diesen Festen scheint die alte Naturbedeutung der wendischen Götter noch am deutlichsten durch, sie lehnen sich an den Wechsel der Jahreszeiten an. Bis in das sechzehnte Jahrhundert erhielt sich bei den Wenden in der Jabelhaide ein „Maifest", das der Historiker Marschalk Thurius mit den Worten schildert:

„Im Sommer so lauffen sie um ihre Huben
Wohl über ihr Feld mit großem Sange,
Ihr Pucken (Pauke) sie schlan mit einer Stange,
Die Pucke von eines Hunds Haut zwar.
Sie machen sie zu mit Haut und Haar,
Und meinen, soweit die Laut erklingt,
Ihr Regen und Donner nicht Schaden bringt.
Ihr Priester ist der erste in Reihen,
Der tritt ihm vor den Tantz in Meyen;
Wendischer Sitt' ist ihm bekannt,
Jetzo ist er Sclavasklo genannt."

In den Mai fiel auch das Fest des Gerovit in Havelberg, um die Sommersonnenwende fand ein großes Fest in Julin statt, zu dem die ganze Landschaft zusammen strömte Dem Svantevit zu Ehren ward ein Erntedankfest im Herbst begangen, der Siwa (Fortuna) bei den Liutizen war der 30. November geweiht.

In ungezügelter Freude gaben sich die Wenden dem Festesjubel in Umzügen, Tänzen und Spielen hin. Hierbei werden sie das achtsaitige Saiteninstrument und vielleicht auch das gewaltige, mehr als zwei Ellen lange Blasinstrument benutzt haben, die Ibrahim erwähnt. Auch schwelgerische Mahle und gewaltige Gelage wurden dem Gott zu Ehren veranstaltet. So verzehrte man beim Fest des Svantevit die dem Gotte dargebrachten Opfertiere, und bei dem darauf folgenden Gelage galt es für sündhaft, wenn man nüchtern blieb. Im Triglavtempel zu Stettin zechten die Edlen aus den Trinkgefäßen des Gottes, die im Heiligtum aufbewahrt wurden. Nur geschlechtliche Ausschweifungen waren streng verpönt, und man wußte von bösen Strafen zu erzählen, mit denen der Gott Übertretungen dieser Sitte gezüchtigt hätte.

Die Opfer, die der Wende seinen Göttern darbrachte, waren meistens blutig; Rinder und Schafe wurden geschlachtet, sehr beliebt aber waren und blieben bis zum Untergang des Heidentums Menschenopfer. Besonders am Blute der Christen hatten die Götter Wohlgefallen, so behaupteten wenigstens die Priester, die bittersten Feinde der fremden Religion Auch dem Svantevit wurde zuweilen ein Christ geopfert, doch waren in seinem Dienst, seinem Charakter als Erntegott entsprechend, auch unblutige Gaben üblich An seinem Feste nahm der Priester das Horn ab, das der Gott, mit Met gefüllt, in der Rechten trug, und wenn es

sich nicht mehr ganz gefüllt fand, so deutete man dies auf eine schlechte Ernte im nächsten Jahre, und der Priester mahnte das Volk, mit den vorhandenen Vorräten sparsam umzugehen, damit man auch noch für die Zeit der Not ausreiche; fehlte aber nichts an dem im Jahr vorher eingegossenen Trank, so verkündete er künftigen reichen Ernteertrag. Dann goß er den Inhalt des Hornes zu Füßen des Gottes aus, ließ es wieder füllen, bot es zum Scheine dem Gotte zum Vortrunk dar und erflehte in feierlichem Gebete für sich, sein Vaterland und dessen Bürger Segen und Sieg. Darauf trank er das Horn in einem Zuge aus, ließ es noch einmal füllen und gab es dem Gotte zurück. Auch einen gewaltigen Kuchen von runder Form brachte man dem Gotte dar, der Priester pflegte sich hinter diesem zu verstecken und zu fragen, ob ihn das Volk noch sehen könnte. Bejahte es die Frage, so wünschte er, daß es im nächsten Jahre nicht der Fall sein möge, womit er den Wunsch nach einer reicheren Ernte im künftigen Jahre andeuten wollte.

In ganz derselben Weise ward bei den Liutizen das Horn der Siwa mit seinen Inhalt an Met zu Weissagungen benutzt. Überhaupt war die Erforschung der Zukunft eine wichtige Seite der wendischen Götterverehrung, und Vorzeichen, die auf dieselbe hindeuteten, spielten schon im Privatleben der Wenden eine große Rolle. Ging der Wende zu irgend einem Geschäfte aus, so achtete er auf das erste Tier, dem er begegnete. War es ein Glück verheißendes, so setzte er seinen Weg fort, andernfalls kehrte er um. Das Looswerfen war allgemein bekannt, man benutzte dazu drei Holzstückchen, die auf einer Seite weiß, auf der anderen schwarz waren. Kam die weiße Seite oben zu liegen, so bedeutete dies Glück: war es die schwarze, Unglück. Die Frauen setzten sich zuweilen an den Herd und zogen, ohne zu zählen, Striche durch die Asche. Fand sich beim Nachzählen, daß ihre Zahl grade war, so sah man das als ein gutes; war sie ungrade, als ein böses Vorzeichen an.

Bei allen wichtigen Unternehmungen aber im privaten oder öffentlichen Leben suchte man die Orakelstätten in den Tempeln, besonders die zu Rethre und später zu Arkona auf. An beiden Stätten benutzte man die heiligen Rosse zur Erkundung der göttlichen Willensmeinung. In Rethre hoben die Priester, heimliche Zauberformeln murmelnd, eine Grube aus und warfen die Loosstäbe hinein, die sie dann untersuchten. Darauf deckten sie die Grube mit grünem Rasen zu und führten das Roß des Gottes über die Spitzen zweier kreuzweis in die Erde gesteckter Speere hinweg. Erst der Ausfall dieses Orakels ward als entscheidend angesehen, während die Loosung nur als Voruntersuchung galt. Fiel aber eins der beiden Orakel ungünstig aus, so ward das Unternehmen aufgegeben. Zuweilen sandte der Gott ungefragt ein Zeichen. Wenn einmal ein Krieg drohte, kam wohl aus dem nahen See ein großer Eber mit weißen, glänzenden Hauern hervor und wälzte sich vor aller Augen im Moraste, wobei die Erde bebte. In Arkona steckte man, wenn ein Raubzug unternommen werden sollte, drei gekreuzte Speerpaare in gleichen Zwischenräumen von einander, mit den Spitzen schräg in den Boden und führte dann das Pferd hinüber. Trat es über alle drei Paare mit dem rechten Fuße zuerst, so war das Vorzeichen

günstig; nahm es aber auch nur einmal den linken Fuß, so änderte man den Plan und befragte wiederum das Orakel, und dies wiederholte man so oft, bis man einen günstigeren Bescheid vom Gotte erhalten hatte.

Neben dem Götter- und Opferdienst gab es bei den Wenden auch eine Art von Seelenkultus[40]). Thietmar sagt freilich, nach dem Glauben der Slaven sei mit dem zeitlichen Tode alles aus, allein ganz kann dies nicht richtig sein. Nicht nur ehrte man den Verstorbenen durch ein festliches Begräbnis, wobei man die Leiche, wenigstens bei vornehmeren Leuten, unter lauten Klagen auf einer Bahre durch den ganzen Ort trug, sondern man gab auch bei der Bestattung dem Toten einen Trank in die Grube mit, auch Gegenstände, deren er sich künftig bedienen könnte, so einer Frau etwa eine Spindel, einem Mann ein Messer. Und alljährlich legte man zu bestimmten Zeiten den Verstorbenen Speisen, Getreide und Leinsamen auf die Gräber, um sie damit zu erfreuen und böse Einflüsse, die man ihnen zuschrieb, abzuwenden. Also an eine Art von Fortleben der Seele nach dem Tode müssen die Wenden geglaubt haben, aber sie hatten davon die allertrübsten Vorstellungen und schrieben ihr nur ein gespensterhaftes Leben zu; der ungeheure Abstand dieser Anschauungen von den christlichen macht das etwas zu weit gehende Urteil Thietmars leicht begreiflich. Die Bestattungsart wird im ersten Hefte dargestellt in älterer Zeit war der Leichenbrand herrschend, der aber allmählich, gewiß erst infolge christlichen Einflusses, durch die Bestattung abgelöst ward, ohne ganz verdrängt zu werden. Für die Bergung der Gebeine beim Leichenbrande ward wenig Sorge getragen und auch auf die Ausstattung der Urnen- und Skelettgräber wenig Wert gelegt.

Familienleben und Nationalcharakter.

Erscheint die Behandlung der Toten bei den Wenden nicht grade pietätvoll, so wäre es doch falsch, wenn man daraus auf Mangel an Pietät im Familienleben[41]) der Wenden schließen wollte. Das wenige, was wir davon wissen, läßt eher das Gegenteil vermuten. Allerdings herrschte Vielweiberei, aber die Stellung der Frau scheint nicht wesentlich schlechter als bei den Germanen gewesen zu sein. Wir hören von Frauen, die sehr hohes Ansehen genossen. Eine solche lebte bei Kamin als Witwe; sie verwaltete ihre Güter völlig selbständig, und es heißt, sie habe ein strenges Regiment über ihr zahlreiches Gesinde geführt. Wenn im Jahre 929 die in Lenzen eingeschlossenen Wenden nicht nur ihre Knechte, sondern sogar ihre Frauen und Kinder den Siegern als Sklaven preisgaben, um für sich selbst freien Abzug zu erhalten, so geschah dies in der äußersten Not, und man darf aus dem vereinzelten Vorfall nicht auf Geringachtung der Frauen im allgemeinen schließen. Wie hoch man die Ehe schätzte und welchen Wert man auf eheliche Treue legte, geht aus den strengen Strafen hervor, die über

Ehebrüchige, sowohl Männer als Weiber, verhängt wurden. Sie sind von den Polen bekannt, aber wir haben keinen Grund, sie auf diese beschränkt zu denken. In der Gattentreue hat auch die uralte Sitte der Opferung von Frauen beim Tode ihres Mannes, die sich bei den Wenden bis ins zehnte Jahrhundert erhielt, ihre Wurzel. Beglaubigt ist sie — für die Slaven im allgemeinen — zuerst durch Kaiser Mauritius; er rühmt die eheliche Treue der slavischen Frauen und erzählt, daß viele nach dem Tode ihres Mannes sich selbst erdrosselten, um nicht als Witwen weiter leben zu müssen. Für die Wenden ist Bonifacius ihr erster Zeuge; er erwähnt sie in einem Briefe, in dem er dem angelsächsischen Könige Aethilbald Vorstellungen wegen seiner Sittenlosigkeit macht und ihm die Wenden als Muster vorhält. „Mit solcher Hingabe, heißt es da, beobachten sie „die abscheulichste und schlechteste Menschenklasse", die gegenseitige eheliche Liebe, daß das Weib nicht weiter leben will, wenn ihr Mann gestorben ist. Und lobenswert gilt unter ihnen das Weib, das mit eigener Hand sich den Tod giebt und sich auf demselben Scheiterhaufen mit ihrem Manne verbrennen läßt." Von den Serben berichtet der Araber Masudi (aus dem zehnten Jahrhundert), daß die Frauen Verstorbener sich mit Messern Schnitte in Hände und Gesicht machten und eine, die ihre Liebe zu ihm beweisen wollte, sich selbst erhängte. Bei den Polen wurde noch unter Miesco, dem Vater Boleslavs des Kühnen, der Frau, die ihren Ehemann verloren hatte, nachdem er verbrannt war, das Haupt abgeschlagen.

Ist in diesen Bräuchen ein Rest aus uralter Vorzeit erhalten, so ist eine andere Unsitte, die aus dem zwölften Jahrhundert überliefert wird, wohl erst jungen Datums. Es kam damals bei den Pommern nicht selten vor, daß Frauen neugeborene Töchter töteten, damit sie sie nicht aufzuerziehen brauchten. Diese Barbarei scheint sich erst infolge der Not, die durch die Polenfeldzüge entstand, eingeschlichen zu haben. Zu Ibrahims Zeit kann sie noch nicht geherrscht haben, denn nach Ibrahim war das Ehegeld, das der Mann bei den Slaven dem Vater seiner künftigen Frau zahlte, sehr groß, so daß ein Mann reich wurde, wenn er mehrere Töchter hatte.

Die Fürsorge für die Eltern in ihrem Alter galt bei den Slaven für eine Ehrenpflicht der Kinder. Wer alt und krank ward, den überwies man seinem Erben, der ihn verpflegen und sich auf das sorgsamste seiner annehmen mußte. So gab es bei ihnen keine Dürftigen oder Bettler. Dieses schöne Bild entwirft Helmold von den Rügenern, doch war die Einrichtung selbst, die dem Charakter des patriarchalischen Geschlechterstaates entspricht, ohne Zweifel allen slavischen Stämmen eigen. Ein anderer schöner Zug des wendischen Nationalcharakters ist die Gastlichkeit[12]. Kam ein Fremder in eine Ortschaft, so wetteiferten alle, ihm Haus, Küche und Keller anzubieten, so daß niemand um gastliche Aufnahme erst zu bitten brauchte. In Stettin hatte jeder Hausvater ein eigenes Gemach, in dem jederzeit auf einer reinlich gedeckten Tafel Speisen und Getränke für Fremde bereit standen. Wenn einer, was jedoch sehr selten vorkam, überführt ward, einem Fremden Aufnahme verweigert zu haben, so kam er in allgemeinen Verruf,

und man durfte ihm sein Haus und seine Habe niederbrennen. Das Gewöhnliche war, daß alles, was Ackerbau, Fischerei oder Jagd an Ertrag geliefert hatten, mit vollen Händen hingegeben ward. Und wer darin am verschwenderischsten war, ward am meisten gepriesen.

Durch die Sucht hierin Aufsehen zu erregen, ließen sich viele zu Diebstahl und Raub verleiten. Man entschuldigte diese, wenn der Thäter, was er in der Nacht gestohlen hatte, am andern Morgen unter die Gäste verteilte. So ward selbst die Übung dieser schönen Tugend mit barbarischen Bräuchen durchsetzt.

Eine andere anziehende Eigenschaft des wendischen Nationalcharakters war das reich entwickelte Naturgefühl, das dem Volke eigen war. Schon die große Zahl der Dorfnamen, die die Wenden der sie umgebenden Natur entnahmen, zeigt die Gabe scharfer Naturbeobachtung; noch deutlicher spricht aus der Fülle von Flurnamen, mit der sie die Umgebung ihrer Ortschaften ausstatteten, die Neigung gemütvolle Beziehungen zur Natur anzuknüpfen: man hat in Sachsen in einer Parochie von 23 kleinen Dörfern bei jedem Dorfe deren 10 bis 30 gezählt. Was aber vor allem den deutschen Gegnern Achtung vor den Wenden abnötigte, war ihre zähe Ausdauer und ihre große Genügsamkeit, nicht weniger ihre Freiheitsliebe. „Alles Elend achten sie gering der teuren Freiheit gegenüber. Es ist nämlich dieser Menschenstamm abgehärtet und scheut keine Anstrengung; gewöhnt an die dürftigste Nahrung, halten die Slaven für Genuß, was den Unsern als sehr beschwerlich erscheint." So schildert der Corveyer Mönch Widukind, der unter Otto dem Großen eine Geschichte der Sachsen verfaßte, die Wenden [43]). Achtung verdient auch die zähe Treue, mit der sie an den Sitten und Überlieferungen der Väter festhielten, und gegen die allerdings die Unzuverlässigkeit und Unbotmäßigkeit, der Hang zur Hinterlist und Treulosigkeit, der ihnen vorgeworfen wird [44]), einen seltsamen Kontrast bilden. Freilich wird im Kampfe mit einem stärkeren Gegner der schwächere immer leicht zur Hinterlist greifen, und was die Treulosigkeit anbetrifft, die sie gezeigt haben sollten, so bestand sie vorzugsweise darin, daß sie das ihnen aufgezwungene Joch bei jeder Gelegenheit wieder abzuschütteln suchten. Unverkennbar aber war ein Zug von Grausamkeit [45]) und Härte ihnen eigen. Auch die Deutschen gingen im Dünkel ihrer Überlegenheit oder in falschem Glaubenseifer nicht eben sanft mit ihren wendischen Nachbarn um, wurden aber doch von diesen weit an Härte übertroffen. Hinter der scheinbar trägen Gleichgültigkeit, mit der sie die Mißhandlung durch die Deutschen oft lange ertrugen, lauerte eine wilde Leidenschaftlichkeit, die dann plötzlich hervorbrach und in ihren Wutausbrüchen keine Grenzen kannte. Wehe dem, der ihnen dann als Gefangener in die Hände fiel! Ein schlimmes Loos wartete seiner; selbst wenn man ihn am Leben ließ, um Lösegeld zu erpressen, ward er mannigfach gepeinigt und drückend gefesselt. Und wie viele sind von den Wenden unter den ausgesuchtesten Qualen zu Tode gemartert worden! Dem einen rissen sie die Eingeweide aus dem Leibe und wickelten sie um einen Pfahl, andere schlugen sie ans Kreuz, so

zeigten sie eine wahrhaft teuflische Gabe im Erfinden von immer neuen Martern und weideten sich mit wilder Freude an den Qualen ihrer Opfer.

Jene Treue aber gegen die Art und Sitte der Väter hatte eine Kehrseite, die den Wenden selbst verhängnisvoll ward. Sie beruhte weniger auf bewußtem Willensentschluß als auf Trägheit und Mangel an Streben nach geistiger, sittlicher, wirthschaftlicher und politischer Weiterentwickelung. Während die Deutschen vom siebenten bis zum zwölften Jahrhundert auf allen Gebieten des Lebens die allergrößten Fortschritte machten und unter wirksamer Zusammenfassung der eigenen Kraft im Wettkampf der Völker die erste Machtstellung gewannen und lange behaupteten, blieben die Wenden in der alten Barbarei stecken, verschmähten es die wirtschaftlichen Fortschritte ihrer Nachbarn sich anzueignen und kamen in politischer Beziehung wenig oder garnicht über das lose Gefüge des Geschlechter- und Gauverbandes hinaus, geschweige daß sie eine Form gefunden oder auch nur gesucht hätten, ihre verschiedenen Stämme zu einem festen und starken politischen Ganzen zu verbinden. So kam, was kommen mußte. Wirtschaftlich zurückgeblieben und politisch ohnmächtig, erlagen sie dem stärkeren Nachbar und fielen der Vernichtung anheim, allerdings erst nach vierhundertjährigem, wechselvollem Ringen, dessen Betrachtung wir uns jetzt zuwenden.

II.

Die mecklenburgischen Wenden als Unterthanen Karls des Großen.

Über die ersten 200 Jahre, in denen die Wenden Mecklenburg bewohnten, ist ein tiefes Dunkel gebreitet, sie blieben in dieser ganzen Zeit völlig außerhalb des Gesichtsfeldes der romanisch-germanischen Kulturwelt, während ihre südlichen Stammesgenossen, die Sorben, als Grenznachbarn Thüringens schon früh den Franken bekannt und zeitweilig auch zinspflichtig wurden. Erst in der Regierungszeit Karls des Großen beginnt das Dunkel auch über der wendischen Ostseeküste sich zu lichten Das fränkische Weltreich schiebt seine Grenze bis an die Elbe vor und tritt, kaum daß dies geschehen ist, auch zu den Wenden jenseits des Flusses in Beziehungen. Die Berichte der fränkischen Annalisten über diese Beziehungen sind die frühsten historischen Nachrichten, die uns über unsere wendischen Altvordern erhalten sind. Sie beginnen mit dem Jahre 780.

Karls des Großen Bündnis mit den Obotriten und Feldzug gegen die Wilzen.

Der Zug, den Karl der Große im Jahre 780 gegen die Sachsen unternahm, war gegen deren nordöstliche Gaue gerichtet. Nachdem sich ihm in Ohrum an der Oker alle Bewohner des Bardengaues — um Bardowiek und Lüneburg — und sogar viele der Nordalbinger gestellt hatten, hielt er die Unterwerfung Sachsens für vollendet und begann das Land unter Bischöfe, Presbyter und andere Geistliche zu verteilen, um seine Christianisierung zu vollenden. Zugleich aber trat mit der Einverleibung auch des östlichen Sachsens in das Frankenreich noch eine neue Aufgabe an ihn heran, die Aufgabe, der neuen Provinz auch befriedete Grenzen zu schaffen, insbesondere ihre Ostgrenze vor den Raubzügen der Wenden, zumal der wilzischen Stämme zu sichern, damit das Werk der Bekehrung ungestört seinen Fortgang nehmen könne. Zu diesem Zwecke rückte Karl von Ohrum aus mit seinem ganzen Heere an die Elbe — es war das erste Mal, daß er auf seinen Zügen durch Sachsen die Elbe erreichte —, schlug an der Ohre einige Meilen nördlich von Magdeburg für eine Zeit lang sein Lager auf und knüpfte von hier aus Verhandlungen mit den Wenden jenseits des Flusses an.

Die Wilzen standen damals mit den Obotriten in Fehde und hatten den schwächeren Nachbar in die Enge getrieben. Die Folge war, daß die Obotriten sich an den Frankenkönig wandten und ihn um Schutz und Hülfe baten. Karl kam diese Spaltung unter den Wenden sehr gelegen; zwar war er nicht gesonnen, schon jetzt die Elbe zu überschreiten und das eben erst bezwungene Sachsen im Rücken, sich und sein Heer den Gefahren eines Feldzuges ins Wilzenland auszusetzen, doch versprach er den Obotriten seinen Schutz und schloß mit ihnen einen Bund. Bei dem ungeheuren Machtabstand des fränkischen Weltreiches von dem kleinen Wendenstamm ist es selbstverständlich, daß ein solches Bündnis eine Unterordnung der Obotriten unter das Nachbarreich in sich schloß. Ihr Fürst heißt denn auch später ein Vasall des Frankenkönigs, er wird schon im Jahre 780 einen Huldigungseid geleistet haben [1]).

Karl sandte den Wilzen den Befehl, seine neuen Verbündeten, die Obotriten, ebenso wie seine neuen Unterthanen, die Sachsen, fortab unbehelligt zu lassen, und die Wilzen mögen unter dem frischen Eindruck der gewaltigen Machtentfaltung an ihrer Grenze für den Augenblick Gehorsam versprochen haben; wir dürfen dies aus den Worten schließen, mit denen die Reichsannalen Karls Thätigkeit an der Elbe schildern: er habe dort die Verhältnisse der Sachsen und auch der Slaven jenseits des Flusses, soweit es die Zeit erlaubte, geordnet. Nachdem er also seinen Zweck für den Augenblick erreicht hatte, kehrte er an den Rhein zurück.

Als aber in den nächsten Jahren die Streitkräfte des Frankenreiches durch einen neuen, gefährlichen Aufstand des gesamten Sachsenlandes in Anspruch genommen wurden, begannen die Wilzen aufs neue die Obotriten zu bedrängen. Und Karl rückte zwar im Verlaufe seiner Kämpfe mit den Sachsen mehrmals bis an die Elbe vor — so stand er 785 in Bardengau, dem Gebiet der Obotriten gegenüber —, allein eine Abteilung seines Heeres über den Fluß zu senden, den Obotriten zu Hülfe, erschien ihm auch jetzt noch allzu gewagt, und er begnügte sich, als die Obotriten sich klagend an ihn wandten, mit einem erneuten Befehle an die Wilzen, Ruhe zu halten, der fruchtlos blieb [2]).

Erst im Jahre 789 fand er Zeit, der Not seiner wendischen Freunde abzuhelfen und mit den widerspenstigen Wilzen, die es wagten, seinen Befehlen zu trotzen, gründliche Abrechnung zu halten. In der Erkenntnis, daß ein bloßer Rachezug keinen dauerndern Erfolg verspreche, beschloß er, die wilzischen Stämme zu vollständiger Unterwerfung zu zwingen. Der ganze Sommer des Jahres ward der Heerfahrt gewidmet, zu der im Frühling auf der Reichsversammlung zu Aachen die fränkischen und sächsischen Großen ihre Zustimmung gegeben hatten. Ausführliche Kunde von diesem Feldzuge erhalten wir durch die fränkischen Reichsannalen und deren spätere Ueberarbeitung, die vielleicht Einhard, den Biographen Karls, zum Verfasser hat [3]).

Mit einem bedeutenden Heere von Franken überschritt der König den Rhein, zog auf dem Marsch durch Sachsen den sächsischen Heerbann an sich und ging dann über die Elbe auf zwei Brücken, deren eine auf beiden Ufern mit einer Verschanzung aus Holz und Erde versehen ward. An der Havel stieß noch eine Abteilung Friesen zum Heere, die zu

Schiff die Elbe und Havel aufwärts gefahren war; es mag dies in der Gegend von Havelberg gewesen sein, woraus sich etwa die Gegend von Arneburg als mutmaßlicher Übergangsort für Karls Heer ergiebt. Von Süden her zogen auf Karls Befehl die Sorben herbei, von Norden die Obotriten; ihr Fürst wird bei dieser Gelegenheit genannt: er hieß Witzan [4]). Es ist der erste Obotritenfürst, den die Geschichte kennt, vermutlich regierte er schon 780. Auch den Namen eines wilzischen Fürsten erfahren wir, er hieß Dragovit [5]) und ragte unter den übrigen Häuptlingen der Wilzen durch den Adel seines Geschlechtes und auch durch die Würde, die ihm sein Alter verlieh, hervor, ohne jedoch eine gebietende Stellung über die übrigen Häuptlinge, nach Art des Obotritenfürsten, zu besitzen.

Gegen Dragovit und seine Hauptburg richtete Karl seine vereinten Heeresmassen, indem er unterwegs alles mit Feuer und Schwert verwüstete. So kriegerisch die Wilzen auch waren, gegen diese überlegene Machtentfaltung wagten sie keinen Widerstand. Karl erreichte die Burg Dragovits ohne irgend welchen ernstlichen Kampf, und als er sie umlagerte, öffnete Dragovit die Thore und erschien, Friede bittend, vor ihm. Karl ließ ihn eine Anzahl Geiseln stellen, nahm ihm das eidliche Versprechen der Treue und des Gehorsams ab und setzte ihn dann wieder in seine Fürstenwürde ein.

Ob Dragovits Burg auf mecklenburgischem Boden oder südlich davon gelegen hat, ob also Karl im Jahre 789 seine Waffen bis über die Grenze unsers Landes getragen hat oder nicht, wissen wir nicht, jedenfalls aber reichte die Wirkung des Zuges bis tief in das östliche Mecklenburg hinein. Denn dem Beispiele Dragovits folgten alle übrigen Fürsten und Häuptlinge der Wilzen. Alle Stämme, nach einer Nachricht bis an die Peene, nach einer andern sogar bis ans Meer, unterwarfen sich dem Sieger, der sie zur Zahlung eines bestimmten Tributs verpflichtete.

So waren neben den Obotriten, die sich freiwillig den Franken angeschlossen hatten, auch die Wilzen dem fränkischen Reiche unterthan geworden. Ja, in den Kreisen der fränkischen Geistlichkeit trug man sich schon mit der Hoffnung, es werde auch gelingen, die Wilzen für das Christentum zu gewinnen. Wir erfahren es aus einem Briefe, den Alkuin, der berühmte Gelehrte und Freund Karls, kurz nach Beendigung des Feldzuges vom Jahre 789 an einen sächsischen Abt geschrieben hat [5]), worin er u. a. um Nachricht bittet, ob die Wilzen, die Karl jüngst unterworfen, dem christlichen Glauben sich geneigt zeigten. Doch darf man aus diesen Worten nicht schließen, daß wirklich Versuche gemacht oder auch nur ernstlich beabsichtigt seien, die Wilzen zu bekehren.

Karl selbst hat an dem Heidentum seiner Verbündeten, der Obotriten, keinen Anstoß genommen und ihnen niemals eine Verpflichtung zum Religionswechsel abverlangt; er war zu sehr Realpolitiker, als daß er, ehe der innere Ausbau der neu gegründeten sächsischen Kirche vollendet war, der noch auf lange hinaus alle verfügbaren Kräfte der fränkischen Geistlichkeit in Anspruch nahm, dieser noch eine neue Aufgabe gestellt und auch den Wenden das Christentum aufzuzwingen versucht hätte.

Das Ziel seiner Wendenpolitik war die Sicherung der Elbgrenze, und dieses war erreicht durch das Bündnis mit den Obotriten und die Unterwerfung der Wilzen. Damit begnügte sich Karl, und wie er überhaupt jeden Eingriff in die inneren Verhältnisse der Wendenstämme vermied, so hütete er sich insbesondere ihre Religion anzutasten, indem er es der stillen Wirkung der Zeit überließ, wie weit sich etwa die Wenden die Kultur ihrer neuen Herren aneignen möchten. Erst ganz am Ende seiner Regierung hat er die ersten einleitenden Schritte zur Christianisierung des baltischen Wendenlandes gethan.

Die Obotriten unter Witzan und Thrasco als Verbündete Karls von 789 bis 809.

Der Friede an der Ostgrenze dauerte nicht lange. Seine erste Störung ging von den Sachsen aus, die sich im Jahre 792, als Karl in einen Krieg gegen die Avaren verwickelt war, aufs neue erhoben und sich dabei, wie berichtet wird, mit ihren heidnischen Grenznachbarn verbanden: wir werden unter diesen neben den Dänen auch die Wilzen zu verstehen haben; daß nicht nur die Dänen gemeint sind, beweist eine Nachricht in den Wolfenbütteler Annalen, einem der kürzeren Quellenwerke jener Zeit, deren in den Klöstern des fränkischen Reiches eine Anzahl entstand, und die bei aller Kürze ihrer Aufzeichnungen doch zuweilen wertvolle Ergänzungen der ausführlicheren Geschichtsdarstellung der Reichsannalen enthalten. Diese Annalen nennen zum Jahre 792 ausdrücklich neben Sachsen und Friesen auch Slaven als Empörer.

Der Aufstand breitete sich im J. 793 noch weiter aus, und erst 794 ward ein erster Heereszug zu seiner Bewältigung unternommen. Aus demselben Jahre enthalten die oben genannten Wolfenbütteler Annalen die karge Notiz, es seien viele Mannschaften im Slavenlande getötet; es wird also eine Abteilung des fränkischen Heeres gegen die aufständischen Wenden, vermutlich die Wilzen entsandt sein, die aber unglücklich focht [6]).

Der Feldzug des Jahres 794 bildete die Einleitung zu mehrjährigen Kämpfen, die sich aber vom J. 795 ab auf den Nordosten Sachsens beschränkten. Ob sich die Obotriten daran beteiligten, ob sie sich in den Jahren von 792 bis 794 feindlicher Angriffe von Seiten der Wilzen oder Sachsen zu erwehren hatten, erfahren wir nicht; daß sie aber ihrem Bündnis mit den Franken treu blieben und deshalb von den Sachsen als Feinde betrachtet und behandelt wurden, erhellt aus dem Schicksal, das ihr Fürst im J. 795 erlitt.

Als Karl in diesem Jahre in Bardowiek stand, entbot er seinen Vasallen, den Obotritenfürsten Witzan, zu sich. Witzan folgte dem Befehle, ward aber unterwegs, als er über die Elbe fuhr, von den Sachsen überfallen und erschlagen [7]). Karl rächte den Tod seines Verbündeten durch furchtbare Verheerung der sächsischen Gaue auf dem linken Elbufer in diesem und dem folgenden Jahre. Das Sachsenland nördlich

der Elbe, „Nordalbingien", betrat er selber nicht, sondern bediente sich, als dort im J. 798 noch einmal die Empörung aufloderte, zu deren Bewältigung der Obotriten, deren Fürst seit Witzans Tode Thrasco (795—809) war, vermutlich ein Sohn oder wenigstens ein naher Verwandter des Verstorbenen [8]).

Nach dem Bericht der Reichsannalen [9]) über diesen Feldzug, sind nicht die Obotriten, sondern die Sachsen die Angreifer gewesen. Übermütig geworden, weil sie für die Ermordung einiger fränkischen Königsboten nicht bestraft waren, seien sie gegen die Obotriten, die Verbündeten Karls, ausgezogen. Allein hier verdient die Darstellung eines anderen Quellenwerkes der Zeit wegen größerer innerer Wahrscheinlichkeit den Vorzug, nach dieser brachen die Obotriten mit einigen Sendboten Karls — offenbar in dessen Auftrag und um den Mord der Königsboten zu rächen — verwüstend in das Land der Sachsen ein. Die Sachsen sammelten sich, und es kam an der Grenze beider Völker, aber auf sächsischem Gebiet zur Schlacht bei einem Orte Namens Suentana: es ist das „Suentifeld" an der Schwentine, die Stätte des späteren Bornhöved, also dieselbe Gegend, wo nach 4 Jahrhunderten (1227) König Waldemar von den Holsteinern und Mecklenburgern besiegt ward.

Den rechten Flügel des wendischen Heeres befehligte einer der Sendboten Karls Namens Eburis, der eine fränkische Truppenabteilung bei sich hatte. Den überwiegenden Teil des Heeres aber bildete das Aufgebot der Obotriten, von ihrem Fürsten selbst geführt. Der Kampf endete mit einer vollständigen Niederlage der Sachsen, von denen mehrere tausend das Schlachtfeld deckten. Es war also ein glänzender Sieg, den hier die Obotriten im Dienste und Auftrage ihres Oberherren erfochten. Eine Abordnung der Sieger suchte den König auf, der mittlerweile nach Nordthüringen gezogen war, und Karl ehrte die tapferen Verbündeten hoch, „wie sie es verdienten". Die Nordalbinger aber unterwarfen sich und hielten einige Jahre Ruhe.

Im Zusammenhang mit der Überwältigung der Empörung in Sachsen wird die Wiederunterwerfung der Wilzen gestanden haben, sie muß spätestens im J. 799 erfolgt sein. Denn wenn es in dem Bericht über die Ereignisse dieses Jahres in den Reichsannalen heißt, der jüngere Karl — der älteste Sohn des Königs — sei von dem Vater von Paderborn aus in den Bardengau gesandt, „zu einer Unterredung mit den Slaven", wofür die spätere Überarbeitung die Worte einsetzt, Karl sei entsandt zur Erledigung einiger Geschäfte mit den Wilzen und Obotriten, so wird damit die Rückkehr der Wilzen in das Abhängigkeitsverhältnis zum Frankenreich bereits vorausgesetzt [10]).

Noch zweier Feldzüge in den Jahren 802 bis 804 bedurfte es, um die letzten Regungen des Widerstandes in den sächsischen Gauen zu beiden Seiten der Unterelbe zu bewältigen, wobei Karl große Scharen von Sachsen aus der Heimat in das Innere des fränkischen Reiches verpflanzte. Zum Abschluß dieser Maßregeln ließ er im Jahre 804 die ganze Bevölkerung des Wichmodigaues, zwischen Weser und Unterelbe, und die von Nordalbingien wegführen, so wenigstens beha pten die Reichsannalen und in Übereinstimmung mit ihnen eine andere auf zeit

genössischen Nachrichten beruhende Geschichtsquelle, die Chronik von Moissac [11]. Es ist indessen wahrscheinlich, daß ein Rest der Bevölkerung zurückblieb, etwa die, die sich an dem letzten Aufruhr nicht beteiligt hatten, oder daß nicht ganz Nordalbingien, sondern nur ein Teil, der Osten des Landes, entvölkert ward.

Das menschenleere Land überwies dann Karl den Obotriten und ihrem Fürsten Thrasco, der ihn im Jahre 804 in Hollenstedt — 2 Meilen südlich von Harburg — aufsuchte. Außer ihm waren noch andere wendische Häuptlinge erschienen, die mit Thrasco in Streitigkeiten geraten waren, deren Entscheidung sie von Karl, ihrem gemeinsamen Oberherrn, erbaten. Dabei soll Thrasco dem Kaiser viele Geschenke überbracht haben. Karls Entscheidung zeigt, worin diese Streitigkeiten bestanden; es heißt nämlich, er habe Thrasco den Wenden „zum König eingesetzt". Man hat daraus schließen wollen, daß vor dem Jahre 804 bei den Obotriten überhaupt kein Stammesfürstentum bestanden habe, daß dieses vielmehr erst eine Schöpfung Karls des Großen sei; allein schon vorher treten Witzan sowohl wie Thrasco als Führer und Fürsten des ganzen Stammes auf, während bei den übrigen wendischen Stämmen, den Wilzen und Sorben, ausdrücklich von einer größeren Zahl gleichberechtigter Fürsten die Rede ist. Die Erteilung der Königswürde an Thrasco im Jahre 804 wird also einen andern Sinn haben. Nun werden wenige Jahre später die Smeldinger und Linonen als Thrascos Unterthanen genannt, somit liegt die Annahme nahe, daß es deren Häuptlinge gewesen sind, die Karl im Jahre 804 der Oberherrschaft Thrascos unterstellte. An eine förmliche Verleihung des Königstitels ist dabei nicht zu denken, nach wie vor dem Jahre 804 werden die drei Titel: König, Herzog, Fürst von den Herrschern der Obotriten ebenso wie den übrigen Wendenfürsten unterschiedlos in den Geschichtsquellen gebraucht, alle drei sind Übersetzungsversuche des nationalen Fürstentitels bei den Wenden, des Wortes „Knese".

Die Schenkung von Nordalbingien, mag sie sich nun auf die ganze Landschaft oder nur deren östlichen Teil bezogen haben, sowie auch die Einsetzung Thrascos als Fürsten über die kleineren, den Obotriten benachbarten Wendenstämme ist offenbar zunächst als Lohn für die guten Dienste aufzufassen, die Thrasco im Jahre 798 und wohl auch sonst geleistet hatte.

Allein es ist nicht zu verkennen, daß Karl, indem er ihn belohnte, ihn zugleich seinen eigenen Zwecken noch mehr als bisher dienstbar zu machen suchte. Der doppelte Machtzuwachs legte dem Wendenfürsten zugleich eine doppelte Aufgabe auf. Denn einmal hatte er fortab die kleineren Wendenstämme, die ihm nur widerwillig gehorchten, in Unterwürfigkeit zu erhalten und zugleich ihrer Neigung zu Grenzräubereien zu steuern, sodann lag ihm als dem Herrn von Nordalbingien die Verpflichtung des Grenzschutzes gegen die Dänen ob, deren Verhältnis zum Frankenreich sich immer feindseliger gestaltete. Den Sachsen stammverwandt, hatten sie in deren Freiheitskämpfen oft sächsischen Flüchtlingen eine Zuflucht geboten; zu ihnen war einst Widukind geflohen, wenn überlegene fränkische Heere nahten, und auch im Jahre 804 hatten

sie wieder sächsische Flüchtlinge aufgenommen. Ihr König Götrik [12]) hatte mit seiner ganzen Flotte und seiner berittenen Mannschaft bei Schleswig Stellung genommen, sein Versprechen aber, zu einer Unterredung mit Karl sich zu stellen nicht gehalten, auch Karls Forderung, die Überläufer auszuliefern, unerfüllt gelassen. Bei solcher Sachlage mußte es Karl wünschenswert erscheinen, daß der geographische Zusammenhang zwischen Sachsen und Dänen unterbrochen werde, damit die Sachsen des Rückhalts beraubt würden, den sie bisher an ihren stammverwandten Nachbarn gefunden hatten. Dieser Wunsch wird bei der Entfernung der sächsischen Bevölkerung aus den Grenzlandschaften und deren Überweisung an die Obotriten, die sich also wie ein trennender Keil zwischen die früheren Nachbarstämme einschieben sollten, als Beweggrund mitgespielt haben.

Durch diese Maßregel ward Nordalbingien vorläufig vom Körper des Reiches abgetrennt. Denn eine Provinz des fränkischen Reiches war das Obotritenland weder durch die frühere Huldigung Witzans im Jahre 780 noch durch Thrascos Einsetzung zum König im Jahre 804 geworden, es blieb gleich den Gebieten der übrigen Wendenstämme Ausland, wenn es auch in Abhängigkeit vom Reiche stand; sein Fürst war zwar ein Vasall des Kaisers, blieb aber zugleich ein auswärtiger Fürst. Daß auch das Obotritenland dem Kaiser als Ausland galt, prägt sich deutlich in der Verordnung aus, die Karl im Anfang des Jahres 806 in Diedenhofen über den Handel mit den Slaven und Avaren erließ, und die schon oben besprochen ist. (Siehe S. 21.)

Für das Obotritenland hat die Verordnung etwas auffallendes. Es berührt recht seltsam, daß Karl eine schwere Strafe auf die Einfuhr fränkischer Waffen in das Gebiet eines eng befreundeten Fürsten setzte. Muß man daraus auf ein Erkalten der freundschaftlichen Beziehungen der Obotriten zu den Franken schließen? Dies wäre voreilig. Das Waffenausfuhrverbot ist nur eine Erneuerung einiger bereits früher erlassenen Verordnungen, von denen auch früher kein befreundetes Grenzland ausgenommen war [13]). Der Grund dafür war offenbar der Wunsch, die Wehrkraft des Landes nicht durch Ausfuhr von Waffen, die — besonders die Rüstungen — damals noch im ganzen selten waren, schwächen zu lassen. Eine Ausnahme zu Gunsten der befreundeten Obotriten zu machen, war um so weniger möglich, als sich sonst ein Weiterverkauf zu den übrigen Wendenstämmen nur dann verhindern ließ, wenn das Obotritenland selbst von einer Zollgrenze umgeben ward, was unausführbar war. Übrigens lag eine Beaufsichtigung des Grenzverkehrs durch die Grafen ebenso sehr im Interesse der Wenden wie in dem der Franken. Und so ist denn auch trotz des Waffenausfuhrverbotes bei den Obotriten keinerlei Verstimmung über die Verordnung zu gewahren.

Um die Zeit, wo sie erlassen ward, sah es an der Wendengrenze wieder einmal recht kriegerisch aus, was möglicherweise die Erneuerung des Waffenausfuhrverbots mit veranlaßt hat; in den Jahren 805 und 806 fanden Feldzüge gegen die Böhmen statt, 805 auch ein Vorstoß über die Elbe von Magdeburg aus, 806 noch vor dem böhmischen Feldzug ein Zug gegen die Sorben. Bei diesen Feldzügen werden die

Obotriten nicht genannt, doch hören wir, daß Karl im Jahre 805 auf seinem ersten Zuge gegen Böhmen von „unzähligen Slaven" begleitet gewesen sei [14]. Man hat vermutet, es seien Obotriten gewesen, allein dies ist nicht wahrscheinlich. In demselben Jahre ging nämlich eine Heeresabteilung bei Magdeburg über die Elbe und verwüstete eine wendische Landschaft, deren Name — Genewara — uns allerdings sonst nicht bekannt ist, die aber nur im Gebiete der Wilzen gelegen haben kann. Es ist daraus zu schließen, daß die Wilzen Neigung zeigten, den Böhmen beizustehen. Unter diesen Umständen ist es nicht glaublich, daß Karl den Heerbann der Obotriten, die bei Empörungen der Wilzen immer zuerst bedroht waren, so weit von der Heimat entfernt hat. Von ihnen wird er erwartet haben, daß sie halfen die Wilzen in Schach zu halten; die Wenden, die ihm nach Böhmen folgten, werden Sorben sein. Auch diese stehen im nächsten Jahre in Aufruhr; damit stimmt überein, daß bei dem zweiten Zug nach Böhmen (806) kein wendischer Zuzug erwähnt wird.

Erst im Jahre 808 begegnen uns die Obotriten wieder. Thrascos Herrschaft hatte in diesem Jahre eine schwere Probe zu bestehen. Der Dänenkönig Götrik, der zu den Franken schon lange in gespanntem Verhältnis stand und sich mit den vermessensten Plänen trug, behauptete von dem Obotritenfürsten beleidigt zu sein und rächte sich durch einen Angriff auf das Obotritenland. Der wahre Grund war wohl das Bestreben, der fränkischen Macht durch den Sturz ihres ergebenen Anhängers Thrasco Abbruch zu thun [15]. Mit einer Flotte, wohl von Schleswig aus, über die See fahrend, landete er an der mecklenburgischen Küste, schlug dort ein Standlager auf und begann rings die obotritischen Burgen zu bestürmen. Die Landung der Dänen gab das Signal zu einer allgemeinen Erhebung der wendischen Nachbarn gegen die Obotriten. Nicht nur warfen sich sogleich die Wilzen auf ihre alten Feinde und vereinigten sich mit dem dänischen Heere, das landeinwärts vordrang, sondern auch die Smeldinger und Linonen erhoben sich gegen Thrascos Oberherrschaft. Dabei streiften Scharen der Aufständischen auch über die Elbe ins sächsische Gebiet. Thrasco erlag dem vereinten Ansturm, doch gelang es ihm, sich zu retten, während einer der ihm untergebenen Häuptlinge Namens Godelaib [16], der ihm treu geblieben war, den Dänen in die Hände fiel und aufgehängt wurde. Zwei Drittel der Obotriten sollen dem Dänenkönig zinspflichtig geworden sein, doch ergaben sie sich nicht ohne tapferen Widerstand. Bei dem Sturm auf eine wendische Feste fiel außer andern dänischen Edlen der Brudersohn des Königs, Reginold, der erste im Reiche nach ihm; überhaupt verlor der König die besten und tapfersten seiner Krieger.

Der Kaiser erhielt die Nachricht von diesen Ereignissen in Aachen und sandte sogleich seinen Sohn Karl an die Elbe. Es ist sehr bezeichnend, daß der junge Karl — nach den Reichsannalen wenigstens — nur den Auftrag erhielt, Sachsen vor einem etwaigen Angriff der Dänen zu schützen, nicht aber ins Land der Obotriten gesandt ward, um diesen in ihrer schweren Bedrängnis beizustehen. Dem Kaiser lag eben vor

allem daran, die eigentliche Grenze des Reiches, die Elblinie, zu halten. Die Behauptung des fränkischen Einflußes über die Obotriten kam für ihn erst in zweiter Linie und eben um der Sicherheit der Elbgrenze willen in Betracht [17].

Zu einem Angriff auf Sachsen aber machten die Dänen keine Miene, traten vielmehr bei der Annäherung des fränkischen Heeres mit ihrer Beute den Rückzug an. Auch die Wilzen zogen beutebeladen heim. Unterwegs ließ Götrik noch den obotritischen Handelsort Rerik zerstören, obgleich er daraus bisher durch die Zölle, die die Kaufleute ihm gezahlt hatten, nicht unbeträchtliche Einkünfte gezogen hatte. Die dort ansässigen — wohl dänischen — Händler nahm er mit sich auf die Flotte und fuhr dann nach Schleswig zurück, von wo er den Bau einer Befestigung an der Südgrenze anordnete.

Der junge Karl schlug auf die Meldung von dem Rückzug der Dänen eine Brücke über die Elbe und führte sein Heer ins Gebiet der Smeldinger und Linonen, das er zu verheeren begann. Indessen focht er nicht mit Glück, erlitt empfindliche Verluste und mußte sich, ohne die Wiederunterwerfung der Aufständischen erreicht zu haben, wieder über die Elbe zurückziehen [18].

Der Kaiser ließ nun, um die Einfälle der Wenden auf sächsisches Gebiet zu verhindern, noch im Herbst des Jahres 808 am Ufer der Elbe Kastelle bauen und belegte sie mit Besatzungen. Das eine der beiden lernen wir einige Jahre später mit Namen kennen, es hieß Hohbuoki und lag auf dem Höhbeck bei Gartow, einer Anhöhe am linken Elbufer, die eine weite Übersicht über die jenseitigen Niederungen gewährt, und auf welcher Reste des Kastelles jüngst aufgefunden sind [19]; das zweite mag der erneuerte Brückenkopf vom Jahre 789, nach der oben ausgesprochenen Vermutung also das spätere Arneburg gewesen sein. König Götrik schlug durch Gesandte Verhandlungen vor und schob alle Schuld für seinen Angriff auf die Obotriten, die zuerst den Frieden gebrochen hätten. Die Verhandlungen fanden auch statt in Beidenfleth an der Stör (in Holstein), blieben aber ergebnislos.

Inzwischen hatte sich Thrasco, der sogleich nach dem Abzug der Dänen und Wilzen sein Land wieder in Besitz genommen hatte, auf eigne Hand mit dem Dänenkönig in ein besseres Einvernehmen gesetzt, doch hatte er ihm seinen Sohn als Geisel für künftiges Wohlverhalten stellen müssen. Von einer Tributzahlung der Obotriten an die Dänen war nicht weiter die Rede.

Durch den Frieden, den Thrasco mit den Dänen schloß, bekam er freie Hand, um die Wilzen zu züchtigen. Er erbat und erhielt sächsische Mannschaft zur Unterstützung und machte einen Rachezug in die wilzischen Lande, von dem er große Beute mitbrachte; dann wandte er sich, auf Karls Befehl von einer noch stärkeren sächsischen Abteilung unterstützt, gegen die Smeldinger, nahm ihre Hauptburg [20]) und zwang dadurch alle, die von ihm abgefallen waren, zu dem Bündnis mit ihm zurückzukehren. Die Folgen des Sturmes vom Jahre 808 waren also beseitigt. Allein da von dem Dänenkönig erneute prahlerische Drohungen gemeldet wurden, so beschloß Karl, um für einen besseren Schutz der Elbgrenze

am Unterlauf des Flusses zu sorgen, auch in Nordalbingien eine Feste anlegen zu lassen. Zu diesem Zwecke wurde im Winter des Jahres 809 auf 810 in Gallien und Deutschland Mannschaft gesammelt, die, mit Waffen und allem Nötigen gehörig ausgerüstet, durch Friesland an den bestimmten Ort geführt ward. Es war der Ort Esesfelth an der Stör, das heutige Itzehoe. Graf Egbert, vielleicht der Ahnherr des späteren sächsischen Kaiserhauses, erhielt die Leitung der neuen Ansiedelung. Um die Mitte des März im Jahre 810 konnte der Bau beginnen

Die Anlage von Itzehoe leitet die Neubesiedelung von Nordalbingien ein, das nun dem Obotritenfürsten wieder entzogen und dem Grafen Egbert unterstellt ward. Nach einer unverwerflichen Nachricht, die allerdings in einer gefälschten Urkunde sich findet, erhielt darauf — nach siebenjähriger Gefangenschaft, wie es heißt, also im Jahre 811 — ein Teil der früheren Bewohner des Landes die Erlaubnis zur Heimkehr[21]), andere hat Ludwig der Fromme wieder in ihre Heimat gesandt, und so ist Holstein ein deutsches Land geblieben.

Für die kirchlichen Bedürfnisse der Landschaft ließ Karl zunächst in Hamburg, das hier zuerst genannt wird, durch den Bischof Amaler von Trier eine Kirche weihen, die er in frommer Freigebigkeit mit Reliquien und andern Gaben ausstattete. Er übertrug den Sprengel an einen Priester Namens Heridac, den er zum Bischof für Nordalbingien und zugleich zum Missionsbischof für die nordgermanischen und die wendischen Länder an der Ostsee weihen zu lassen gedachte. Allein Heridac starb bald, und ehe ein geeigneter Nachfolger sich fand, schnitt der Tod des Kaisers die Ausführung dieses Planes vorläufig ab.

Damit zwischen den nordalbingischen Markgrafen und den Obotriten keine Grenzstreitigkeiten entständen, ließ Karl in den letzten Jahren seiner Regierung die Grenze zwischen dem Gebiet der Mark und dem Obotritenlande feststellen und durch eine Landwehr kennzeichnen[22]). Ein bestimmtes Jahr läßt sich dafür ebenso wenig angeben wie für die eben erwähnten kirchlichen Maßregeln, doch hängt beides ohne Zweifel mit der Gründung von Itzehoe zusammen und muß zeitlich auf sie gefolgt sein. Erst der Bremer Kanonikus Adam, der in der zweiten Hälfte des elften Jahrhunderts schrieb, hat von dieser Landwehr berichtet, deren Errichtung er ausdrücklich Karl dem Großen zuschreibt. Trotz der 2½ Jahrhunderte, die die Abfassungszeit seines Werkes von der Zeit Karls trennen, ist seine Behauptung doch glaubwürdig, da er sie augenscheinlich einer Urkunde des Bremer Domarchivs entnimmt. Man hat diese Landwehr häufig als einen befestigten Grenzwall aufgefaßt und im Zusammenhang damit auch die Errichtung einer besonderen, von der deutschen Mark zu unterscheidenden wendischen Mark an dem Grenzwall entlang angenommen, woraus dann auf eine Verstimmung zwischen Karl und den Obotriten geschlossen werden müßte. Allein diese Annahmen sind irrtümlich, der Grenzwall war nicht befestigt, sondern hatte nur den Zweck einer genauen Feststellung der Grenze. Er begann an der Elbe, wahrscheinlich am heutigen Augraben östlich von Lauenburg, der auch heutigen Tages noch die Westgrenze von Mecklenburg bildet, traf dann oberhalb Lauenburg die Delvenau, den heutigen Stecknitzkanal, führte eine Strecke

weit an ihr aufwärts bis zum Dorfe Hornbeck, von dort in nordwestlicher Richtung über Linau an das Knie der Trave bei Oldesloe, darauf die Trave aufwärts, solange sie die Richtung von Norden nach Süden hat, über Blunk zur Tensfelder Au und dem Stocksee, dann in einiger Entfernung am Plöner See vorbei an die Schwentine und an dieser entlang bis zu ihrer Mündung in die Kieler Bucht.

Dieser Grenzzug schloß sich gewiß im ganzen der damaligen Westgrenze des Gebiets der Obotriten an. Ob diese Grenze vor dem Jahre 804 weiter im Osten gelegen hat, ob z. B. Wagrien erst nach 804 infolge der Schenkung Karls des Großen von den Obotriten in Besitz genommen ward, läßt sich nicht entscheiden. Wahrscheinlich aber ist, daß keine irgend erheblichen Teile obotritischen Gebietes bei Feststellung der Grenze ihrem Fürsten entzogen und dem fränkischen Grafen unterstellt wurden, daß also die zahlreichen wendischen Ansiedelungen, die westlich von dem Grenzwall nachzuweisen sind, zum überwiegend größten Teil erst aus späterer Zeit stammen.

Thrascos Tod und Slaomirs Einsetzung, Obotriten und Wilzen in Karls letzten Jahren.

Das gute Verhältnis zwischen den Obotriten und dem Frankenreiche blieb bis an den Tod des Kaisers ungetrübt, ja es scheint sich mehr und mehr befestigt zu haben.

Thrasco hatte die Vollendung des Baues von Itzehoe nicht mehr erlebt. Als er im Jahre 809 in Reric weilte, wohl um Anordnungen zum Wiederaufbau des Ortes zu treffen, ward er durch einen Dänen, einen Vasallen des Königs Götrik, den dieser selbst zu diesem Zwecke an ihn gesandt hatte, meuchlerisch ermordet [23]. Durch diese hinterlistige That entledigte sich der Dänenkönig des tapferen Gegners. Den Bau von Itzehoe beantwortete er mit der Landung einer Flotte von 200 Schiffen auf den Inseln und an der Küste von Friesland. Karl traf sogleich Maßregeln zum Bau einer Flotte, um künftighin den Dänen auf ihrem eigenen Elemente begegnen zu können. Dann eilte er trotz seines Alters selbst nach Sachsen und nahm sein Standlager in Verden [24]), um den Angriff des Dänenkönigs dort zu erwarten. Dieser hatte nämlich gedroht, er wolle den Kaiser in Aachen selbst aufsuchen. Mochte er im Ernst daran denken, seine Prahlereien wahr zu machen, oder nicht: Der Tod zerschnitt seinen Anschläge, er erlitt dasselbe Schicksal, das er eben seinem Gegner Thrasco bereitet hatte, und ward von einem seiner eigenen Leibwächter erschlagen. Sein Nachfolger Hemming suchte sogleich um Frieden nach, der ihm auch gewährt ward.

Als Karl noch in Verden stand, kamen Abgesandte der Obotriten zu ihm und erbaten sich von ihm einen neuen Fürsten, ein beachtenswerter Vorgang, der beweist, wie sehr sich das anfangs nur lose Band, das die Obotriten an das Frankenreich knüpfte, unmerklich fester gezogen hatte. Denn bisher hatten die Obotriten sich ihren Fürsten

selbst gesetzt. Mag sich der Kaiser, als er im Jahre 804 Thrasco zum „Könige" einsetzte, ausdrücklich das Recht ausbedungen haben, seinen Nachfolger selbst zu ernennen, oder mag unter den Obotriten ein Streit über die Erbfolge entstanden sein, den sie ihrem Oberherrn zur Entscheidung vorlegten: in jedem Falle trat der neue Fürst nicht mehr kraft des Erbrechtes und der Wahl die Regierung an, sondern kraft der Einsetzung durch den Kaiser. Mit dieser Verstärkung des fränkischen Einflusses hängt wohl zusammen, daß sich in Bezug auf Tributzahlung der Unterschied zwischen den Obotriten und den übrigen wendischen Stämmen, die sämtlich erst mit Waffengewalt hatten unterworfen werden müssen, verwischte. Einhard, Karls des Großen Biograph, nennt, obgleich ihm bekannt ist, daß die Obotriten „Verbündete" der Franken waren, auch sie unter den tributpflichtigen Völkern; wenn auch ein Irrtum von Seiten Einhards nicht ausgeschlossen ist, wie denn Einhard auf einer andern Stelle seines Werkes entschieden irrtümlich auch von den Obotriten eine gewaltsame Unterwerfung behauptet, so ist doch soviel klar, daß die bevorzugte Stellung der Obotriten unter den Wendenstämmen sich in Karls letzten Jahren nicht mehr deutlich ausgeprägt haben kann. Es wird sich auch für sie, vielleicht seit dem Jahre 804 oder 810, die Sitte eingeführt haben, daß sie alljährlich eine Gesandtschaft an den Hof des Kaisers schickten, die ihm Geschenke zu überbringen hatte. Man gewöhnte sich, diese als einen schuldigen Tribut anzusehen, auch erwartete man am fränkischen Hofe, daß der Fürst sich hin und wieder selbst einstellte, um seine Ergebenheit zu bezeugen. Auch hierin wird ein Unterschied zwischen den Obotriten und den übrigen Wendenstämmen am Ende von Karls Regierung nicht mehr bestanden haben.

Der im Jahre 810 von Karl Erkorene war nicht Thrascos Sohn Ceadrag, der noch zu jung gewesen zu sein scheint, sondern Slaomir, vermutlich auch ein Mitglied der Familie Thrascos, vielleicht ein Bruder von ihm [25]. Er hatte sehr bald Gelegenheit sich für seine Erhebung erkenntlich zu erweisen. Etwa gleichzeitig mit dem Einfall der Dänen in Friesland war eine neue Empörung der Wilzen erfolgt. Sie hatten das Kastell Hohbuoki überfallen und zerstört. Auch die Linonen und der kleine, ihnen benachbarte Stamm der Bethenzer waren dabei beteiligt. Die zerstörte Feste ward im Jahre 811 wieder aufgebaut und die Linonen und Bethenzer erfuhren noch in demselben Jahre eine Züchtigung durch ein Heer von Franken und Sachsen. Im folgenden Jahre (812) wurden dann die Wilzen durch den konzentrischen Angriff dreier Heeresabteilungen in die Enge getrieben. Die eine dieser Abteilungen zog durch das Land der Obotriten, und wir dürfen als selbstverständlich annehmen, daß sich ihr deren Heerbann angeschlossen hat [26]. Die Wilzen wagten keinen Widerstand, stellten Geiseln und gelobten aufs neue Gehorsam.

Noch in demselben Jahre ward der erst jüngst mit den Dänen geschlossene Friede durch den Tod des Königs Hemming wieder in Frage gestellt. In den Streitigkeiten über die Krone, die nun folgten, siegten zunächst zwei Brüder, Harald und Reginfried, mit denen der Kaiser im Jahre 813 den Frieden erneuerte. Sie mußten aber noch vor Ablauf

des Jahres vor ihren Gegnern, den Söhnen des Königs Götrik, aus dem Lande weichen. Die Vertriebenen flüchteten zu den Obotriten und trafen dort Anstalten, um ihr Reich wiederzugewinnen. Karl vermochte sie dabei nicht mehr zu unterstützen, denn am 28. Januar 814 endete der Tod sein thatenreiches Leben.

Von der dänischen Frage abgesehen, die er seinem Nachfolger zu lösen überlassen mußte, hinterließ er die Nordostgrenze des Reiches in befriedetem Zustand. Die Elblinie war durch eine Reihe von Burgen geschützt, die Wendenstämme waren durch Tributpflicht an das Reich gekettet, jeder Auflehnungsversuch, den sie gemacht hatten, war niedergeschlagen worden. Die unruhigen Wilzen hatten soeben erst eine scharfe Züchtigung erfahren, deren Eindruck in der That so stark war, daß sie sich erst nach mehreren Jahrzehnten zur Erneuerung des Kampfes aufzuraffen vermochten. Von den Obotriten schien vollends keine Feindseligkeit zu befürchten, sie hatten in nie wankender Treue nun schon länger als drei Jahrzehnte zum Frankenreiche gehalten und mehr als einmal an der Seite der Franken und später der Sachsen mit Glück gegen die Feinde des Reiches gefochten und dafür Dank und Lohn davongetragen, und wenn sich auch im Laufe der Zeit aus der Vasallenstellung ihres Fürsten Folgerungen ergeben hatten, die den Verbündeten in die Stellung eines tributpflichtigen Unterthanen herabdrückten, so hatten sie doch selbst keinerlei Unzufriedenheit darüber gezeigt. Vielmehr war gerade ihr Fürstenhaus durch mehr als einen Grund auf den engsten Anschluß an das große Nachbarreich und seine Herrscher hingewiesen. Ihm verdankte es wirksameren Schutz vor den Angriffen der Wilzen, als ihn die Streitkräfte des eigenen Stammes zu gewähren vermochten, und eine Macht- und Gebietserweiterung, die nur mit Hilfe der Franken zu behaupten war, ihm verdankte der jetzt herrschende Fürst seine Einsetzung, von ihm erwartete er Unterstützung bei neuen Angriffen der gefürchteten Dänen. Freilich, die letzte Voraussetzung, um die langjährigen Bundesgenossen in den Verband des christlichen Weltreiches selber aufzunehmen, war noch nicht erfüllt, sie waren noch Heiden. Indessen wenn die Entwickelung sich in derselben Richtung, die sie unter Karl eingeschlagen, unter seinen Nachfolgern fortsetzte, so war nach menschlicher Voraussicht in nicht allzu ferner Zeit die Bekehrung der Obotriten und ihre Einverleibung in das große Nachbarreich zu erwarten. Es geschah jedoch von beidem das Gegenteil.

III.

Der Abfall der Wenden vom fränkischen Reiche unter Karls Nachfolgern.

Der Feldzug nach Dänemark und der Reichstag zu Paderborn im Jahre 815.

Dem neuen Kaiser fehlte es nicht an gutem Willen, die ererbte Machtstellung des Reiches in ihrem ganzen Umfang zu behaupten, ja, seine erste kriegerische Maßregel würde, wenn sie mit Erfolg gekrönt gewesen wäre, zu einer zukunftsreichen Erweiterung derselben geführt haben. Sie betraf die Nordostgrenze und hatte die Beendigung der dänischen Wirren zum Zweck. Reginfried hatte den Versuch die Herrschaft wiederzugewinnen mit dem Tode büßen müssen, worauf sich sein Bruder Harald zu Kaiser Ludwig begab und ihm als Lehnsmann huldigte. So war unerwartet schnell ein Fürst des gefürchteten Nachbarvolkes fränkischer Vasall geworden, freilich ein Fürst ohne Land. Um ihm dieses wiederzuverschaffen, gab der Kaiser den Befehl zu einer Heerfahrt der Sachsen und Obotriten nach Jütland [1]. Schon im Winter des Jahres 814/15 versuchte man zweimal die mit Eis bedeckte Elbe zu überschreiten. Doch ward es beide Male durch eintretendes Thauwetter verhindert. Man verschob also den Feldzug auf den Frühling. Das Heer, das aus dem Aufgebot sämtlicher sächsischen Grafen und dem ganzen Heerbann der Obotriten bestand, rückte um Mitte Mai unter dem Oberbefehl des kaiserlichen Sendboten Balderich, der wohl Egberts Nachfolger war, über die Eider in die Landschaft Sinlendi ein. Es war das erste und bis tief ins 10. Jahrhundert das einzige Mal, daß ein deutsches Heer die Grenze des gefürchteten Volkes überschritt.

Die Sachsen und Obotriten drangen sechs Tagemärsche weit vor und schlugen dann am siebenten Tage am Ufer des Meeres ein Lager auf. Die Dänen wichen dem Kampfe aus, sie lagerten mit einer Flotte von 200 stark bemannten Schiffen an einer Insel in der Nähe — jedenfalls Fünen —, ohne es jedoch zu einer Schlacht kommen zu lassen. Drei Tage lang blieb Balderich in seinem Standlager, dann brach er wieder auf, verwüstete die benachbarten Gaue, nahm von dort vierzig Geiseln mit und kehrte nach Sachsen zurück.

Der Erfolg des mit so großem Aufwande von Streitkräften unternommenen Zuges war nur ein halber, weil man den Dänen nicht auf ihr eigentliches Element, das Meer, zu folgen vermocht hatte. Ludwig sah die Lehre nicht, die er hieraus hätte ziehen sollen, oder wollte sie nicht sehen, er wie seine Nachfolger versäumten es, den bereits von

Karl begonnenen Versuch, dem Frankenreiche eine starke Flotte zu verschaffen, mit der nötigen Energie fortzusetzen. Es ist bekannt, wie viel Elend dadurch über das Reich gebracht worden ist.

Im Sommer desselben Jahres kam Ludwig selbst nach Sachsen und hielt dort vom ersten Juli an in Paderborn eine große Reichsversammlung für die östlichen Provinzen ab[2]. Hier leisteten sämtliche unterthänige Slavenstämme die Huldigung, unter ihnen auch die Obotriten und Wilzen. Auch Harald erschien hier vor dem Kaiser, und es ward ihm neue Unterstützung in Aussicht gestellt. Sie ermöglichte ihm jedoch nur, seine Gegner mit Raubzügen in Atem zu halten: festen Fuß vermochte er nicht auf dänischem Boden zu fassen, mußte ihn vielmehr in kurzem wieder gänzlich räumen, worauf Götriks Söhne die alleinigen Herren in Südjütland wurden.

Slaomirs Abfall und Absetzung.

Das fränkische Reich zeigte sich also außerstande, seinem Schützling zu seinem Rechte zu verhelfen. Die Folge war, daß auch bei den Obotriten die Achtung vor der fränkischen Macht, die sie an den großen Karl gekettet hatte, unter seinem Nachfolger sogleich dahinschwand: kaum drei Jahre nach Karls Tode ergriffen seine langjährigen treuen Verbündeten die Waffen gegen die Franken. Die Veranlassung war eine persönliche Kränkung ihres Fürsten. Ceadrag, Thrascos Sohn, war mittlerweile mündig geworden und erhob Anspruch auf die Fürstenwürde, die sein Vater bekleidet hatte. Er fand bei einem Teil der Großen seines Volkes Unterstützung, und diese wandten sich im Jahre 816 für ihn an den Kaiser, als er in Compiègne war[3]. Immer war Ludwig bestrebt, den Wenden, so viel es möglich war, ihre eigenen Wünsche zu erfüllen, sei es aus Gerechtigkeitsgefühl, sei es, um sie bei guter Laune zu erhalten. So befahl er denn, daß Slaomir die Herrschaft mit Ceadrag teilen solle. Kraft der von Karl gewonnenen oberherrlichen Gewalt über die Obotriten glaubte er diese Anordnung treffen zu dürfen, ohne Slaomir um seine Einwilligung auch nur befragt zu haben, und doch hatte sich auch Slaomir durch gute Dienste Anspruch auf Dank von Seiten der Franken erworben. Kein Wunder, daß er zornig aufbrauste, als er im Jahre 817 den Befehl des Kaisers erhielt. Auf der Stelle kündigte er ihm den Gehorsam[4] auf und setzte sich mit den Söhnen Götriks ins Einvernehmen über einen gemeinsamen Zug gegen die fränkische Mark. Eine dänische Flotte fuhr in die Elbe und unter Verheerung beider Ufer der Stör bis vor Itzehoe, ein dänisches Landheer unter Gluomi, dem Befehlshaber der Befestigungen an der dänischen Südgrenze, zog zu Lande heran. Auch die Obotriten eilten herbei und begannen im Verein mit den Dänen die Burg zu bestürmen.

Der Kaiser that auf die Kunde von Slaomirs Abfall weiter nichts, als daß er den Markgrafen an der Elbgrenze den Befehl zugehen ließ, sie möchten für den Schutz der ihnen anvertrauten Landstriche Sorge tragen. Sein Verdienst war es also nicht, wenn die Besatzung von

Itzehoe so hartnäckig und tapfer Widerstand leistete, daß der Kampfeseifer der Dänen und Wenden bald erlahmte und sie abzogen.

Erst im folgenden Jahre suchte ein Heer von Sachsen und Ostfranken den Abtrünnigen in seinem eigenen Lande auf [5]. Der Erfolg des Zuges war durchschlagend, Slaomir mußte sich gefangen geben und ward im Winter des Jahres 818 nach Aachen zum Kaiser geführt. Es scheint, als wenn die Obotriten in ihrer Mehrheit noch den Franken zuneigten und ihren Fürsten selbst ausgeliefert hatten, sobald das fränkisch-sächsische Heer in ihr Gebiet eingerückt war; wenigstens wird von keinem Kampf berichtet, und in der Gerichtsverhandlung, die gegen ihn als abtrünnigen Vasallen in Aachen stattfand, traten die Vornehmsten der Obotriten selbst, die auf Befehl des Kaisers mitgekommen waren, als Ankläger auf [6]. Slaomir vermochte ihre mannigfachen Beschuldigungen nicht zu entkräften, die Fürstenwürde ward ihm abgesprochen, und er mußte als Verbannter im Frankenreich bleiben, während Ceadrag die Herrschaft über den ganzen Stamm der Obotriten antrat.

Obotriten und Wilzen von Ceadrags Regierungsantritt bis zur Gründung des Erzbistums Hamburg.

Der neue Fürst erhielt im Jahre 819 den Befehl, den Harald, der wieder einmal über die Ostsee geflüchtet war, zu seinen Schiffen zurückzugeleiten [7], damit er noch einmal versuche sich in den Besitz des dänischen Reiches zu setzen; soviel wir sehen, handelte es sich dabei nicht um Waffenunterstützung gegen seine dänischen Gegner, sondern nur um ein Geleit bis an die Küste des Obotritenlandes selbst, wo Harald gelandet war. Harald schlug diesmal, da er von seiten seines fränkischen Lehnsherrn fortdauernd ohne wirksame Unterstützung gelassen ward, den Weg des Vergleiches ein und teilte sich mit zweien der Söhne Götriks in die Herrschaft, während zwei andere vertrieben wurden. Hierdurch lockerte sich seine Verbindung mit den Franken, die sein Bündnis mit den Söhnen des alten Feindes mit Argwohn betrachteten. Der Obotritenfürst sah sich nun vor die Frage gestellt, wessen Freundschaft er festhalten solle, die der Dänen oder die der Franken. Er wählte das erstere, und das war sehr begreiflich. Denn war von diesem Kaiser Schutz zu erwarten, wenn die drei Könige mit vereinter Macht sein Land überzogen? Der Kaiser war fern und überdies unkriegerisch, aus der Nähe drohten die Dänen. Schon die Pflicht der Selbsterhaltung also gebot ihm, die Freundschaft mit den Dänen der mit dem Kaiser vorzuziehen. Dazu kam, daß die Abhängigkeit vom Frankenreich unter Ludwig eine lästigere Form angenommen hatte [8]. Ludwig gab darauf, daß sie ihren äußerlichen Ausdruck fand in öfteren Besuchen der abhängigen Fürsten am Hofe, wobei sie Geschenke mitzubringen hatten. Schon unter Karl waren, wie wir oben sahen, solche Huldigungsbesuche Sitte geworden, aber Karl verweilte noch in den letzten Jahren seiner Regierung öfter in Sachsen oder sandte wenigstens seinen Sohn dorthin,

die Wenden konnten ihn also in der Nähe aufsuchen; Ludwig dagegen betrat seit seinem Umritt durch die Provinzen seines Reiches, auf dem er den Reichstag zu Paderborn hielt, Sachsen nicht wieder, hielt sich vielmehr meistens im Mittelpunkt des Reiches, in den Rheingegenden, auf, der Obotritenfürst hatte also, wenn er seiner Verpflichtung als Vasall genügen wollte, eine weite und kostspielige Reise zu machen. Unter diesen Umständen mußte das Vasallenverhältnis ihm lästig und zwecklos zugleich erscheinen, da es ihm nur drückende Verpflichtungen auferlegte, ohne ihm noch wirklichen Vorteil zu bieten. Auch Ceadrag, der Sohn des treuen Thrasco, begann also in seiner Treue zu schwanken, unterließ wie Slaomir die Reise an des Kaisers Hof, trat in enge Verbindung mit den deutschen Königen und hinderte es nicht, daß obotritische Raubscharen wieder über die sächsische Landwehr nach Nordalbingien zu streifen begannen.

Der Kaiser griff nun auf Slaomir zurück und sandte ihn nach seiner Heimat, damit er an Ceadrags Stelle trete. Ob dieser kaiserliche Befehl unter den Obotriten Gehorsam gefunden hätte, wissen wir nicht, denn Slaomir erkrankte unterwegs in Sachsen und starb, ehe er seine Heimat erreicht hatte im J. 821. Vor seinem Tode ließ er sich taufen, der erste und für länger als ein Jahrhundert zugleich der einzige obotritische Christ, von dem die Geschichte berichtet.

Ludwig beließ nun Ceadrag im Besitze seiner Fürstenwürde und begnügte sich damit, im Jahre 822 zum Schutze von Nordalbingien wie der Elbgrenze am rechten Elbufer eine Burg anlegen zu lassen. Die Wenden, die den Ort besetzt hatten, wurden verjagt; er hieß damals Delbende[9]), es ist wahrscheinlich das heutige Lauenburg, das dicht an der Grenzlinie Karls des Großen auf der sächsischen Seite derselben liegt*).

Trotz dieser Reibungen an der Grenze kam es zwischen den Obotriten und Franken nicht zum offenen Bruche, vielmehr schickten, als der Kaiser im Dezember dieses Jahres in Frankfurt die Reichsversammlung abhielt, außer den andern wendischen Stämmen auch die Obotriten Gesandte mit Geschenken. Vermutlich war es der Bau der Feste, der sie zum Einlenken bewog, vielleicht auch ein Streit, in den sie mit den Wilzen geraten waren. Auch von diesen waren Gesandte auf dem Reichstage anwesend, doch verlautet nichts davon, daß der Kaiser sich um den Streit zwischen den beiden Wendenstämmen bekümmert hätte. Mit den Wilzen hatte sich der Kaiser im Anfang des nächsten Jahres eingehender zu befassen. Sie — oder richtiger wohl einer ihrer Stämme — hatten unter der Herrschaft mehrerer Brüder gestanden, unter denen Liub als der älteste eine vorwaltende Stellung einnahm. Liub war im Kampf mit den Obotriten gefallen[10]), und die Wilzen hatten von seinen Söhnen zunächst den ältesten, Milegast, zum Fürsten erkoren. Als dieser aber ihre Unzufriedenheit erregte, hatten sie ihn abgesetzt und seinen jüngeren Bruder

*) Die Besetzung des Ortes durch die Wenden ist, wie es scheint, ihr erster Versuch jenseits der durch Karl festgesetzten Grenze in Holstein Boden zu gewinnen; sie wiederholten ihn später mit besserem Glück, (s. u. S. 57).

Cealadrag gewählt. Im Mai des Jahres 823 erschienen beide Brüder vor dem Kaiser, der noch in Frankfurt war[11]. Er hörte sie an und entschied für den jüngeren, dem, wie er erkannte, das Volk geneigter war. Dann beschenkte er beide reichlich, nahm ihnen das eidliche Versprechen ab, Frieden und Treue zu halten und sandte sie in ihr Vaterland zurück. Milegast scheint sich mit der Entscheidung des Kaisers zufrieden gegeben zu haben.

Auf derselben Reichsversammlung wurden neue Klagen gegen Ceadrag, den Obotritenfürsten, laut; er ward beschuldigt gegen die Franken untreu zu handeln und den schuldigen Besuch beim Kaiser schon lange unterlassen zu haben. Eine Gesandtschaft ward an ihn geschickt, der er einige der Edlen seines Volkes mitgab mit dem Versprechen, zum nächsten Winter sich selbst einstellen zu wollen. Noch immer scheute er sich mit dem großen Nachbarreiche offen zu brechen, er hielt also sein Versprechen und kam mit einem Gefolge von Edlen im November nach Compiègne. Ludwig behandelte ihn schonend, fand seine Rechtfertigung wegen seines langen Ausbleibens ausreichend, und obgleich er in einigen Dingen schuldig erschien, so erhielt er doch wegen der Verdienste seiner Vorfahren volle Verzeihung und ward reich beschenkt wieder entlassen.

Schon nach drei Jahren aber (826), als der Kaiser Anfang Juni in Ingelheim weilte, erhoben vor seinem Richterstuhl obotritische Edle aufs neue Klage gegen ihren Fürsten; soweit ersichtlich ist, handelte es sich neben der Beschuldigung der Untreue gegen die Franken noch um innere Streitigkeiten. Ceadrag ward, bei Androhung strenger Strafe im Falle des Ausbleibens, aufgefordert, sich zur Reichsversammlung im Oktober in Ingelheim zu stellen. Auch dieses Mal wagte er nicht auszubleiben. Er ward nun am Hofe zurückbehalten, und Königsboten gingen zu den Obotriten, um zu erkunden, ob das Volk ihn noch als Regenten wünsche. Sie trafen wieder ein, als der Kaiser in Aachen war (im Winter von 826/27) und meldeten, die Meinungen des Volkes seien geteilt, aber alle Besseren und Angeseheneren wünschten Ceadrags Wiedereinsetzung. Dem willfahrte der Kaiser, doch ließ er sich von Ceadrag Geisel für seine Treue stellen[12].

Größere Strenge mag der Kaiser um so weniger für nötig gehalten haben, als im Sommer des Jahres 826 (am 24. Juni) der Dänenkönig Harald auf seine Bitte in Aachen die Taufe erhalten und dabei zugleich seine Huldigung erneuert hatte, eine Frucht der Thätigkeit des Erzbischofs Ebo von Rheims, der vom Papste zum Legaten für alle nordischen Länder ernannt war und im Jahre 823 in Dänemark gepredigt hatte[13].

Ceadrags weitere Schicksale sind unbekannt, erst 18 Jahre später wird wieder ein Obotritenfürst genannt, von dem wir aber nicht erfahren, ob er aus Thrascos Geschlecht stammte.

Daß die Wenden im Laufe der nächsten Jahre (nach 824) wirklich regelmäßig ihren Tribut dargebracht haben, wird man bei der inneren Lage des Frankenreiches bezweifeln müssen. Im Jahre 828 hören wir von einem Kriegszuge gegen die Slaven und deren Unterwerfung nach Verwüstung ihres Landes. Welche Slaven gemeint sind, bleibt unklar.

Zum Jahre 831 ist dann in den Reichsannalen wieder von der Abfertigung slavischer Gesandtschaften die Rede.

Auch eine dänische suchte damals den fränkischen Hof auf, und Ludwig hielt nun die Zeit für gekommen, um für Nordalbingien ein besonderes Bistum zu gründen, auf dessen Mittel sich zugleich die Mission unter den Nordgermanen und den Wenden stützen könne. Schon sein Vater hatte diesen Plan gehabt, Ludwig aber hatte seine Ausführung wegen der dänischen Unruhen bis auf weiteres aufgeschoben und Nordalbingien zwischen die benachbarten linkselbischen Diöcesen Bremen und Verden geteilt. Jetzt nahm er den alten Plan wieder auf. Ansgar, ein Mönch aus dem Nordwesten Frankreichs, der von dem Kloster Corbie (an der Somme) nach dem sächsischen Tochterkloster Corvey übergesiedelt war und den König Harald im Jahre 826 auf seiner Rückfahrt nach Dänemark als geistlicher Beirat begleitet und inzwischen von Dänemark aus auch Schweden besucht hatte, ward zum Hirten der neuen Kirche ausersehen. Er ward im November des Jahres 831 in Diedenhofen geweiht und zwar sogleich zum Erzbischof [14]), denn der Diöcese Hamburg sollten die künftigen Bistümer im germanischen Norden und im Wendenlande unterstellt werden. Die Hoffnungen, die sich an die neue Gründung knüpften, erfüllten sich nicht so bald. Mit dem hingebenden Eifer des echten Glaubensboten widmete sich zwar Ansgar dem Bekehrungswerke, aber nur unbedeutend waren seine Erfolge, da das Schwert dem Kreuze nicht mehr wie unter Karl schützend zur Seite stand. Für die Wenden vermochte er, da ihm wie seinen Begleitern die Kenntnis ihrer Sprache abging, zunächst nicht mehr zu thun, als daß er eine Anzahl Knaben aus der Sklaverei und Gefangenschaft loskaufte [15]) und sie teils in Hamburg teils im Kloster Torout in Flandern, das der Hamburger Kirche verliehen war, zum Dienste Gottes erziehen ließ, mit der Absicht, sie später als Missionare zu verwenden, ein sehr richtiger Gedanke, dessen Ausführung jedoch durch die Stürme der nächsten Jahrzehnte verhindert ward.

Abfall der Obotriten und Wilzen im Jahre 838.

Bis zum Jahre 838 verlieren wir vor den inneren Wirren im Frankenreich die Wenden völlig aus den Augen; in diesem Jahre aber hören wir von einer überraschenden Forderung, die ein dänischer Fürst, Horich, an den Kaiser stellte: er verlangte nämlich nichts geringeres als die Abtretung Frieslands und des Landes der Obotriten. Augenscheinlich handelte er dabei im Einverständnis mit den Obotriten, denn als der Kaiser das dreiste Ansinnen abwies, sah er sich noch in demselben Jahre genötigt, zwei Grafen, Adalgar und Egilo, gegen die Obotriten und Wilzen zu senden, die abgefallen waren. Zum ersten Mal treten hier, wie seitdem oft, beide Stämme vereint auf; der gemeinsame Haß gegen die Deutschen hatte die alten Gegner versöhnt. Die beiden Grafen kehrten im September zurück, als der Kaiser in Ver (zwischen Compiègne und St. Dionys)

weilte, und meldeten die Unterwerfung der Empörer. Es war einer der Siege, wie sie oft von deutschen Heeren im Wendenland erfochten sind, deren Wirkung nur so lange dauerte, als die Deutschen im Lande standen. Schon im nächsten Jahre, wo der Abfall noch weiter um sich griff und auch die Linonen und Sorben als aufständisch genannt werden, vernotwendigte sich die Aussendung neuer Heere. Ostfranken und Thüringer sollen gegen die Obotriten, Sachsen gegen die Sorben und Wilzen gefochten haben; wahrscheinlich liegt hier eine Verwechselung unseres Berichterstatters vor; die Sachsen werden die Gegner der Obotriten, die Ostfranken und Thüringer die der südlicher wohnenden Sorben und Wilzen gewesen sein Die Sorben wurden überwältigt; von einem Erfolg der gegen die Obotriten und Wilzen ausgesandten Abteilungen verlautet nichts, sie werden also auch keinen gewonnen haben [16].

So hatten um die Zeit, als Ludwig der Fromme starb (im Jahre 840), die beiden mecklenburgischen Wendenstämme jede Fessel abgeworfen. Des Vaters Werk hatte unter den ungeschickten und schwachen Händen des Sohnes zwar noch einige Jahrzehnte notdürftig zusammengehalten, mehr infolge der Erinnerung an die rasche Energie des Vaters als durch das Verdienst des Sohnes, schließlich aber war es zerfallen. Die Wilzen hatten ihre Scheu vor dem fränkischen Schwert wieder abgelegt, und die frühere Freundschaft der Obotriten war in erbitterte Feindschaft umgeschlagen. Sie gewannen schnell einen bösen Ruf unter den Franken; ein „unbezähmbares Volk" nennt sie der Biograph Walas, ein vornehmer fränkischer Geistlicher, der noch vor Ludwigs Tod schrieb [17].

Ludwigs des Deutschen Wendenfeldzüge.

Durch den Vertrag zu Verdun im Jahre 843 erhielt Ludwig der Deutsche, der jüngste Sohn des verstorbenen Kaisers aus dessen erster Ehe, die Herrschaft über die fränkischen Länder rechts vom Rheine. Er ließ es seine erste Sorge sein, an der Ostgrenze den Frieden wiederherzustellen, und die ersten Feinde, gegen die er sich zu wenden hatte, waren die früheren langjährigen Freunde, die Obotriten. Sie erlagen im Jahre 844 dem fränkischen Angriff, ihr König Gotzomiuzl fiel, die übrigen Häuptlinge unterwarfen sich [18]. Ludwig ließ das Land, wie der Annalist Rudolf von Fulda erzählt, durch „Herzöge" ordnen, d. h. er setzte an Stelle des Königs, der die Obotriten beherrscht hatte, keinen neuen König wieder ein, sondern teilte das Land unter mehrere (eingeborene) Herzöge Dies läßt auf einen entscheidenden Erfolg schließen, allein dem war nicht so. Aus einem anderen Annalenwerke erfahren wir, daß die Wenden auch diesmal sehr bald, nachdem das fränkische Heer den Rücken gewandt hatte, das gegebene Treuversprechen brachen. Den Anstoß dazu gaben die Dänen. Im nächsten Jahre nämlich (845) überfiel eine starke Flotte nordischer Wikinger Hamburg. Der Ort ward zerstört, Erzbischof Ansgar vermochte nur mit Mühe die Reliquien der Kirche und das eigene Leben zu retten, die wendischen Knaben aber, die er dort um sich gehabt hatte, werden von den Dänen mitgenommen oder befreit sein. Auch die dem

Kloster Torout überwiesenen jungen Wenden wurden ihrer Bestimmung entzogen, da das Kloster bei der Teilung von Verdun Karl dem Kahlen zugefallen war und Graf Raginar, dem dieser es geschenkt hatte, die Wenden zu seinem eigenen Dienst verwandte [19]. So ward Ansgars Plan sie zu ihren Landsleuten als Missionare zu senden vereitelt, und auch als im Jahre 849 mit den Trümmern des Erzbistums die Diöcese Bremen vereinigt ward und so das Erzbistum neue Mittel zur Erfüllung seiner Aufgabe gewann, blühte zwar die dänische Mission wieder auf, für die Bekehrung der Wenden aber geschah nichts: vor Heinrichs I. Zeit hat kein christlicher Prediger das baltische Wendenland betreten.

Aber die politische Abhängigkeit der Wenden wiederherzustellen, ließ es Ludwig nicht an immer neuen Versuchen fehlen. Im Jahre 845 brachten die Sachsen den abziehenden Piraten eine Niederlage bei, wandten sich dann gegen die Wenden und eroberten eine ihrer Burgen. Auch Ludwig selbst hatte die Absicht noch im Herbst gegen die Wenden zu ziehen, doch kamen sie dem durch eine Friedensgesandtschaft zuvor, die ihm auf dem Reichstage zu Paderborn Geschenke überbrachte [20]. Aber schon 846 unternahm er einen Zug über die Elbe, der allerdings nur in einer kurzen Annalennotiz erwähnt wird. Im Jahre 848 empfing er dann slavische Gesandte in Mainz; sie mögen um Frieden nachgesucht haben, doch dauerte die Unruhe fort. Im Jahre 851 soll Ludwig fast alle Slavenstämme mit Verheerungen heimgesucht und von neuem unterworfen haben. 852 erschienen wieder Gesandtschaften in Mainz, was wohl mit dem Feldzuge des vorigen Jahres zusammenhängt. Schon 853 aber schlugen die Wenden wieder los, und 855 wird berichtet, Ludwig sei durch häufigen Abfall der Slaven beunruhigt worden. In allen diesen Fällen (seit 845) werden allerdings weder die Obotriten noch die Wilzen ausdrücklich genannt, aber die Nachricht aus dem Jahre 846 kann nur auf einen dieser beiden Stämme oder höchstens noch auf die Sorben bezogen werden, wie die Erwähnung der Elbe beweist; so werden sich auch die Kämpfe in der ersten Hälfte der fünfziger Jahre schwerlich auf die südlichen Stämme beschränkt haben, die 853 als Verbündete der Bulgaren auftreten [21]. Im Jahre 858, wo zum ersten Mal wieder die aufständischen Stämme einzeln aufgezählt werden, gehören außer den Mährern und Sorben, auch die Obotriten und Linonen zu ihnen. Damals wurden umfassende Rüstungen gegen die Wenden angeordnet, und die Leitung des Zuges gegen die Obotriten und Linonen erhielt der jüngere Ludwig, einer der Söhne des Königs [22]. Auch diesmal ward das Unwesen nur für den Augenblick abgestellt; es scheint dann noch gestiegen zu sein. Denn nach einigen Jahren ersuchte Ludwig sogar den Herrscher von Mittelfranken, seinen Neffen Lothar III., auf einer Zusammenkunft zu Mainz, ihm Zuzug gegen die Obotriten zu leisten. Lothar versprach es auch, hielt aber nicht Wort, und König Ludwig mußte im Jahre 862 ohne seine Hülfe ins Feld ziehen, wobei er seinen Sohn Ludwig mit nahm [23]. Über den Erfolg des Zuges berichten die Fuldaer Annalen, deren Verfasser dem Hofe nahe standen und deshalb Mißerfolge gern verschleiern, Ludwig habe den Obotritenfürsten Tabomiuzl gezwungen,

seinen Sohn und andere als Geiseln zu stellen. Ungünstiger lautet ein anderer Bericht, nach dem Ludwig nicht unbedeutende Verluste erlitt und nichts Ernstliches ausrichtete, doch werden auch hier Geiseln erwähnt, die Ludwig mitgenommen, und die Ruhe der nächsten Jahre rechtfertigt in der Hauptsache die Darstellung der Annalen von Fulda.

Nach einmal — im Jahre 867 — ward der jüngere Ludwig mit Sachsen und Thüringern gegen die Obotriten ausgesandt. Auch die übrigen Stämme des Reiches erhielten Befehl sich zur Heerfahrt bereit zu halten. Doch verzichtete man nachher auf ihre Mitwirkung, der Zug Ludwigs hatte also genügt [24]). Damit stimmt zusammen, daß der Kriegszustand, der seit dem Jahre 838 schon drei Jahrzehnte fast ununterbrochen an der Wendengrenze geherrscht hatte, von 867 an für die nördlichen Stämme, die Obotriten und Wilzen — unter den Sorben gährte es weiter, und das mährische Reich blieb fortwährend gefährlich — durch ein Jahrzehnt des Friedens abgelöst ward, in dem die Wenden wieder regelmäßig den schuldigen Tribut zahlten.

So war denn durch Ludwigs des Deutschen Thatkraft nach langer Anstrengung annähernd der Zustand an der baltischen Wendengrenze wiederhergestellt, der dort zur Zeit von Karls des Großen Tod geherrscht hatte, nur mit dem einen großen Unterschiede, daß sich die Obotriten Karl freiwillig untergeordnet hatten, während sie sich Ludwig erst nach vielen Kämpfen gezwungen beugten. Der Friede dauerte deshalb wenig länger, als Ludwig lebte.

Die Wenden unter den letzten Karolingern und Konrad I.

Schon im nächsten Jahre nach dem Tode Ludwigs des Deutschen (877) hatte sein Sohn Ludwig eine Auflehnung der Linonen und anderer benachbarter Stämme, die den gewohnten Zins weigerten, zu unterdrücken; es gelang ihm indessen sie ohne Krieg durch einige Getreue, die er zu ihnen sandte, zur Unterwerfung zu bewegen [25]) Drei Jahre später aber brach alles wieder zusammen. In einer furchtbaren Schlacht — wahrscheinlich an der Elbe, in der Gegend von Hamburg — erlag ein fränkisch-sächsisches Heer einem Schwarm dänischer Wikinger, dem sich auch Obotriten angeschlossen zu haben scheinen [26]). Herzog Brun von Sachsen, der Oheim des späteren Königs Heinrich fiel selbst, mit ihm die Bischöfe Markward von Hildesheim und Dietrich von Minden, zwölf Grafen und achtzehn Edle aus der Umgebung des Königs; zahlreiche andere wurden gefangen abgeführt. Auf die Kunde von dieser Schlacht erhoben sich sämtliche Wendenstämme. Zwar ward Thüringen durch den Grafen Poppo mit Erfolg verteidigt; wie weit das Gleiche dem Herzog Otto (dem Erlauchten), dem Bruder Bruns, in Sachsen gelungen ist, hören wir nicht, doch wird die Fortdauer erbitterter und verlustreicher Kämpfe an der Unterelbe schon durch den Tod des Bischofs Wulfher von Minden erwiesen, der im Jahre 886 im Kampfe gegen die Wenden fiel, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß erst in den Jahrzehnten nach 880 die Obotriten

und Linonen das hannöversche Wendland in Besitz nahmen. Ebenso werden die wendischen Ansiedelungen in Holstein westlich von Karls des Großen Sachsengrenze aus dieser Zeit stammen [27]).

Der Tod des Bischofs Wulfher fällt in die Regierungszeit Karls des Dicken, des unfähigsten aller Nachkommen Karls des Großen, der zum Unheil des Reiches noch einmal dessen Teile auf einige Jahre vereinigte. Aber auch unter seinem kräftigeren Nachfolger im Ostreich, Arnulf von Kärnten, verharrten die Obotriten im Widerstand. Arnulf selbst gesteht in einer Urkunde, die er noch im ersten Jahre seiner Regierung dem Erzbischof Rimbert von Hamburg, dem Nachfolger Ansgars, ausstellte, daß Hamburg wegen der Angriffe durch die Heiden unbewohnbar sei. Unter den Heiden sind sicher neben den Dänen auch die Obotriten zu verstehen [28]). Diese unterließen es, in Regensburg im Jahre 888 zu huldigen, auch den Reichstag zu Forchheim im Mai des Jahres 889 beschickten sie nicht, während andere Slavenstämme und selbst die Dänen dies thaten, und es ward sogleich auf dem Reichstag eine Heerfahrt gegen sie angesagt. Sie fand im September statt, war aber erfolglos, wie selbst die Fuldaer Annalen offen zugeben.

Es waren die Obotriten selbst, welche nach einigen Jahren das Bedürfnis empfanden, bessere Beziehungen zum Frankenreiche herzustellen. Im Mai 895 trafen Gesandte von ihnen bei Arnulf in Salz (an der Saale) ein, überbrachten Geschenke und baten um Frieden. Vielleicht beabsichtigte Arnulf einen Kriegszug gegen sie, und sie kamen dem durch die Gesandtschaft zuvor, da Arnulfs Sieg über die Normannen im Jahre 891 die Achtung vor den fränkischen Waffen wieder gesteigert hatte.

Der König — so wird uns erzählt — gewährte ihren Wunsch. Die anstandslose Gewährung des Friedens schloß von selbst die Anerkennung des derzeitigen Besitzstandes, also die Abtretung des in Holstein von den Wenden besetzten Gebietes in sich ein. Daß sie sich dabei wieder zur Tributzahlung verpflichtet hätten, wird nicht erwähnt, und es scheint, als wenn Arnulf den Anspruch darauf stillschweigend hat fallen lassen und sich mit einer einfachen Anerkennung seiner Oberhoheit begnügt hat [29]). Die Kargheit unserer Quellen erlaubt freilich darüber keinen sicheren Schluß, das aber ist zweifellos, daß die Obotriten nach Arnulfs Tode (899) unter Ludwig dem Kinde (900—911) und Konrad I. (912—918) weder Tribut bezahlt noch auch nur freiwillige Geschenke dargebracht haben. Vielmehr begannen sie sogleich nach Arnulfs Tode die Nachbargrenze wieder als Tummelplatz ihrer Kriegslust und Beutegier zu behandeln.

Zum ersten Mal werden in der Zeit Ludwigs des Kindes wendische Raubzüge im Jahre 902 erwähnt mit der kurzen doch vielsagenden Meldung: „Die Slaven verwüsten Sachsen." Auch die Ungarn drangen in den ersten Jahrzehnten des zehnten Jahrhunderts mehrmals bis nach Sachsen vor, doch mangelt es an genaueren gleichzeitigen Nachrichten über die Schicksale Sachsens für diese Zeit fast vollständig. Es ist ein beredtes Schweigen: in der furchtbaren Not verstummte die Geschichtsschreibung.

Wie es an der Unterelbe im Sprengel von Hamburg-Bremen damals aussah, hat der Geschichtsschreiber des Erzbistums, Adam von Bremen, mit den Worten geschildert: „In jenen Tagen bedrängte die entsetzlichste Verfolgung das Sachsenland, indem von der einen Seite Dänen und Slaven, von der anderen Seite Böhmen und Ungarn die Kirchen plünderten. Damals wurde der Hamburger Sprengel durch die Slaven und der Bremer durch einen Angriff der Ungarn verheert." Der Einfall der Ungarn, auf dem sie bis Bremen gelangten, fällt ins Jahr 915, die Raubzüge der Wenden werden sich alljährlich wiederholt haben. Ähnlich wie diese Stelle lautet eine andere desselben Werkes: „Auch die Dänen, denen die Slaven Hülfe leisteten, erschütterten zuerst das transalbingische Sachsen, dann das diesseitige verheerend mit gewaltigem Schrecken." Und der Biograph des Erzbischofs Brun von Cöln schildert die Zustände in Sachsen um die Zeit von Konrads Tod mit den Worten: „Von der einen Seite drohte das wilde Dänenvolk, zu Lande und zur See mächtig, von der anderen die hundertfach knirschende Wut der slavischen Barbaren; und nicht weniger plagten die grausamen Ungarn." [39])

Rückblick.

Überblicken wir von dieser Zeit des tiefsten Niederganges der deutschen Reichsmacht noch einmal die Entwickelung der Verhältnisse an der Wendengrenze seit dem Tode Karls des Großen, so treten aus diesem ganzen Jahrhundert drei Jahre als besonders wichtig hervor, die Jahre 817, 838 und 880.

Im Jahre 817 erleidet die bis dahin nie getrübte Freundschaft zwischen den Obotriten und Franken die erste schwere Erschütterung. Das gegenseitige Vertrauen hat sich seitdem nie wieder hergestellt, doch ward, nachdem der Aufruhr des Jahres 817 bewältigt war, der offene Bruch noch einige Jahrzehnte vermieden. Allein mehr und mehr schwand der Eindruck von der Überlegenheit der fränkischen Macht, den wir im Jahre 817 noch lebhaft nachwirken sehen, unter den Wenden dahin, bei den Obotriten insbesondere trat an die Stelle der früheren Anhänglichkeit zunehmende Entfremdung, sie gipfelte schließlich in dem Abfall des Jahres 838, der das gelockerte Bundesverhältnis vollends zerriß. Es folgen einige Jahrzehnte stets sich wiederholender Versuche der Franken die Wenden wieder zur Tributpflicht zurückzuführen, der Wenden sich davon frei zu machen. Von einer fränkischen Partei unter den Obotriten, wie sie noch unter Ceadrag deutlich hervortritt, ist keine Spur mehr vorhanden, auch die Franken kennen keinen Unterschied mehr zwischen den Obotriten und den übrigen Wendenstämmen, allen zwingen sie die gleiche Tributpflicht auf, aber alle sind nur mit Gewalt im Zaum zu halten, und immer nur auf kurze Zeit; schließlich fügen sie sich noch einmal für ein Jahrzehnt, bis das Jahr 880 allen Herrschaftsansprüchen des Frankenreiches über die Wenden ein Ende macht.

Die Zeit nach 880 bringt eine verschlimmerte Wiederholung der vorhergehenden Jahrzehnte. Jede Fessel haben die Wenden abgeworfen, in wilder Raubsucht streifen sie wieder und wieder über die Grenze. Nicht mehr die Wiederherstellung der Tributpflicht, nur noch Friede und Schutz der eigenen Grenze ist das höchste Ziel der fränkischen Reichspolitik gegenüber den Wenden, ein Ziel, das aber nur so wenig erreicht wird, daß die Wenden sogar ihr Gebiet nach der deutschen Seite hin zu erweitern vermögen.

Bei allen Wendenkämpfen seit dem Jahre 838 aber treten die Obotriten vor den übrigen benachbarten Stämmen hervor, sie gelten augenscheinlich als die gefürchtetsten Gegner unter den baltischen Wenden, während von den Wilzen, die doch Karl dem Großen soviel zu schaffen gemacht hatten, auffallend wenig die Rede ist. Es ist bezeichnend, daß der Verfasser der „Überführung des heil. Alexander," der nach 851 schrieb, als Nachbarn der Sachsen zu der Zeit, als diese noch Heiden waren, unter den Wendenstämmen nur die Obotriten und nicht auch die Wilzen nennt: wir dürfen daraus schließen, daß zu seiner Zeit im Frankenreiche jene weit bekannter und gefürchteter als diese waren. Ebenso erwähnt Kaiser Lothar († 855) in einem Schreiben an den Papst Leo nur die Obotriten, obgleich die Wilzen ebenso nahe gelegen hätten[31]). Die Gründe, warum die Wilzen damals vor den Obotriten zurücktraten, sind uns nicht bekannt, vielleicht liegt die Erklärung dafür in dem engeren staatlichen Zusammenschluß der Obotriten, der ihnen ein Auftreten mit gesammelter Kraft erleichterte und sie zu ebenso gefährlichen Feinden machte, wie sie früher zuverlässige Bundesgenossen waren.

Zu beachten ist noch für die richtige Würdigung der ganzen Entwickelung, daß sowohl im Jahre 817 als auch in den Jahren 838 wie 880 die Erhebung der Wenden durch die Dänen beeinflußt oder veranlaßt ward. Eine Nachricht, die aus Island stammt, rechnet für diese Zeit „Slavien" geradezu zum dänischen Reiche[31]). Wir wissen nicht, welcher Teil der wendischen Ostseeküste damit gemeint ist und ob die Nachricht nicht auf Übertreibung beruht. Unverkennbar aber ist, daß die Obotriten in der ganzen Zeit seit Karls Tode von ihren nordischen Nachbarn in ihrer Unbotmäßigkeit bestärkt und mehr und mehr in deren Wikingertreiben hineingezogen worden sind. Es war also für das baltische Wendenland die dauernde Herstellung friedlicherer Zustände nicht zu erwarten, ehe nicht dem Treiben ihrer dänischen Nachbarn ein Ende gemacht ward. Des sterbenden Königs Konrad Hochherzigkeit wies den deutschen Stämmen in seinem mächtigsten Gegner Heinrich von Sachsen ihren Retter. Zum Throne gelangt, wußte Heinrich sein Stammland von seinen Bedrängern, Ungarn, Dänen und Wenden, zu befreien.

IV.

Die Wiederunterwerfung der Wenden durch Heinrich I. und Otto I.: Versuch der Christianisierung.

Die Wenden unter Heinrich I.

Mit kluger Mäßigung wußte der neue König, den anfangs nur die Sachsen und Franken gewählt hatten die auseinander strebenden Stämme durch das Band der Lehnshoheit über ihre Herzöge, soweit es für den Augenblick möglich war, wieder zu einem Ganzen zu vereinigen und schickte sich darauf an, indem er die Verteidigung der übrigen Stammesgebiete ihren Herzögen überließ, sich gegen die auswärtigen Feinde Sachsens zu wenden. Gleich in den ersten Jahren seiner Regierung hat er mit den Wenden gefochten, wenigstens berichtet der Fortsetzer der Chronik des Regino von Prüm, Adalbert, der später der erste Erzbischof von Magdeburg ward, zum Jahre 921, Heinrich habe sich energisch bemüht, den Frieden zu festigen und die Wildheit der Slaven zurückzudrängen. Und eine westfränkische Geschichtsquelle erzählt von einem Zuge Heinrichs gegen die Sarmaten, die ihn mit ihren Angriffen bedrängt hätten, aus dem Jahre 922. Mit den Sarmaten können nur Slaven gemeint sein Näheres über diese Kämpfe ist nicht bekannt, ihr Ziel wird nicht die Unterwerfung der Wenden, die jedenfalls nicht erreicht ward, vielmehr die Herstellung des Grenzfriedens gewesen sein, durch scharfe Zurückweisung der Raubzüge auf sächsisches Gebiet, die die Wenden auch nach Heinrichs Thronbesteigung noch nicht sogleich eingestellt haben werden.

Nachdem Heinrich dann durch den Abschluß eines neunjährigen Waffenstillstandes mit den Ungarn im Jahre 924 seinem Lande vor diesen seinen schlimmsten Feinden für einige Zeit Ruhe verschafft und sich in den nächsten Jah en damit beschäftigt hatte, in Sachsen Burgen zu bauen und aus seinen Dienstleuten ein Reiterheer zu schaffen, begann er das neue Werkzeug der nationalen Wehrkraft zunächst in Feldzügen gegen die Wenden zu üben Diese Feldzüge hatten den glänzendsten Erfolg. In nur zweijähriger Kampfesarbeit gelang es, sämtliche Wendenstämme an der deutschen Ostgrenze von den Obotriten im Norden bis zu den Böhmen im Süden wieder in die alte Tributpflicht zurückzuzwingen. Heinrich selbst zog im Spätsommer des Jahres 928 gegen die Heveller, ermüdete den Feind durch viele Gefechte, blieb auch den Winter im Lande und belagerte die Hauptfeste des Volkes, Brandenburg. Sie war wie fast alle wendischen Festen eine Wasserburg. In der strengen Winterkälte waren jedoch die Gewässer rings um die Burg gefroren.

Heinrich schlug trotz der empfindlichen Kälte auf dem Eise selbst sein Lager auf, schnitt der Feste alle Zufuhr ab und erstürmte sie dann, als bereits Hungersnot in ihr herrschte; mit der Burg nahm er die ganze Landschaft in Besitz [1]).

Darauf erklärten auch die Obotriten und die übrigen Wilzenstämme, um das Schicksal der Heveller nicht auch auf sich herabzubeschwören, freiwillig ihre Unterwerfung. Doch ist auch möglich, daß, während Heinrich die Heveller und darauf die Daleminzier und Böhmen bezwang, Teile des sächsischen Heerbannes gegen die nördlichen Wendenstämme im Felde gestanden haben, wenn auch in unser. Quellen freilich von solchen Kämpfen nicht die Rede ist. Wie dem auch sei, Ende 928 hatten sich sämtliche Wendenstämme wieder zur Tributzahlung bereit erklärt. Die Aufsicht über sie wurde sächsischen Grafen anvertraut, der Name des einen von ihnen ist erhalten, es war Graf Bernhard, dem die Obhut über die Redarier, das Kernvolk der Wilzen, die hier zum ersten Male genannt werden, übertragen ward.

Doch die Wenden hatten sich nur in der augenblicklichen Notlage, wo der Frost sie ihres besten Schutzes beraubte und den Feinden einen leichten Weg über ihre Seen, Sümpfe und Flußläufe gebahnt hatte, zur Unterwerfung bequemt; sobald aber im Frühjahr das Eis thaute, war auch die Scheu vor den deutschen Waffen wieder vergessen. Die Redarier erscheinen schon hier bei ihrem ersten Auftreten in der Geschichte, als die Vorkämpfer der wendischen Freiheit Sie waren es, die sich zuerst erhoben. Sie drangen über die Elbe, überfielen den Ort Walsleben (zwischen Werben und Arneburg), nahmen und zerstörten ihn und metzelten alle seine Bewohner nieder: es war die Rache für Brandenburg. Dieser gelungene Handstreich gab auch für die übrigen Stämme der baltischen Wenden das Signal zum Abfall. Um die Empörung zu dämpfen, erhielt Graf Bernhard den Befehl über den sächsischen Heerbann der Grenzgaue und die Reiterschar der königlichen Dienstmannen; ihm ward Graf Thietmar — wahrscheinlich aus dem Gau Nordthüringen — beigegeben, und beide erhielten den Auftrag die wendische Burg Lenzen (in der Prignitz, im Gebiet der Linonen) zu belagern.

Die Burg ward umschlossen, zu ihrem Entsatz sammelten die Wenden ihre Streitkräfte, ein zahlloses Heer rückte heran. Am fünften Tage der Belagerung meldeten sächsische Kundschafter seine Annäherung. Sie hatten erkundet, daß die Wenden einen nächtlichen Überfall des sächsischen Lagers planten. Graf Bernhard rief deshalb am Abend das Heer vor seinem Zelte zusammen und befahl, man solle die Nacht unter den Waffen bleiben, dann zerstreute sich die Menge wieder in die Zelte Von mannigfaltigen Gefühlen bewegt, je nach der Eigenart der Einzelnen, durchwachten nun die sächsischen Krieger die Nacht, zwischen Bangen und Freude, Furcht und Hoffnung schwankend, indem die einen den Kampf fürchteten, andere ihn wünschten. Die Nacht war finsterer als gewöhnlich, und gewaltige Regengüsse gingen nieder. Eben dadurch ward die Absicht der Heiden vereitelt.

Sobald der Tag graute — es war Freitag der 4. September — trat das Heer wieder zusammen, und alle leisteten das eidliche Ver-

sprechen, jegliche Entzweiung, die etwa unter ihnen herrschte, für die Dauer des bevorstehenden Kampfes vergessen zu wollen, und gelobten darauf mit einem zweiten Eide den Führern und sich gegenseitig treues Zusammenhalten. Als dann die Sonne das Gewölk durchbrach, rückten die Sachsen mit fliegenden Fahnen aus dem Lager. Das Vordertreffen führte Graf Bernhard, der sofort mit seiner Schar einen Angriff auf die Feinde machte. Die Wenigen vermochten allerdings nichts gegen die Überzahl auszurichten, auch hatte die ganze Bewegung nur den Zweck einer Recognoscierung. Bernhard wünschte nur zu erfahren, wie das feindliche Heer zusammengesetzt sei und in welchem Zustande es sich nach den Regengüssen der Nacht befinde. Sobald er seinen Zweck erreicht hatte, brach er den Kampf wieder ab und kehrte zu den Seinen zurück. Er berichtete, daß die Reiterei der Wenden nicht zahlreicher als die ihre wäre, daß sie aber eine unzählige Menge Fußvolks hätten; dies sei jedoch durch den nächtlichen Regen so kampfunfähig geworden, daß es von den Berittenen nur mit Mühe zur Schlacht vorwärtsgetrieben werden könne. Als dann die durchnäßten Kleider der Wenden von den Strahlen der Sonne getroffen wurden, sah man den Dampf der verdunstenden Feuchtigkeit wolkengleich zum Himmel emporsteigen: den Sachsen aber, dem Volke Gottes, leuchtete der Sonne Antlitz hell und klar und verlieh ihnen Hoffnung und Zuversicht. So stürzten sie sich denn, als das Zeichen zur Schlacht gegeben ward und der Heerführer seine Scharen zu mutigem Angriffe ermahnte, mit lautem Schlachtruf auf die Feinde. Da es aber wegen der allzu dichten Menge derselben nicht möglich war sie zu durchbrechen, so suchten die Sachsen, rechts und links vordringend, einzelne Haufen abzuschneiden, die dann Mann für Mann niedergemetzelt wurden. Der Kampf ward heiß, und auch von den Sachsen fielen manche, der Zusammenhalt des Feindes aber war noch unerschüttert: da forderte Graf Bernhard Hilfe von seinem Amtsgenossen, der mit einem Teil des Heeres im Hintertreffen stand und bisher am Kampfe nicht teilgenommen hatte. Thietmar sandte einen Hauptmann mit fünfzig Geharnischten den Feinden in die Flanke. Diese kleine Schar brachte die Gegner in solche Verwirrung, daß dadurch die Schlacht entschieden ward. Als sich einmal die Ordnung im Heere der Wenden gelöst hatte, hielten sie nirgends mehr stand, und über das ganze Blachfeld ringsum verbreitete sich die Verfolgung. Denen, die sich nach Lenzen zu retten suchten, verlegte Graf Thietmar den Weg. Sie suchten Rettung im nahen Moore, dessen trügerische Decke aber unter den Flüchtigen einsank. Was nicht das Schwert fraß, ertrank also im Moor. Kein Fußkämpfer soll entronnen sein und nur ganz wenige der Berittenen. So fand die Schlacht mit dem Falle aller Gegner ein Ende. Darob erhob sich gewaltiger Siegesjubel; alle rühmten die Führer, aber auch die Krieger priesen gegenseitig ihre Tapferkeit, selbst die der Feigen, wie es bei einem solchen Glücksfall zu geschehen pflegt.

Von den Sachsen waren unter andern Edlen zwei Grafen Lothar von Stade und von Walbeck gefallen, Ahnherren des späteren Geschichtsschreibers Bischofs Thietmar von Merseburg. Die Verluste der Wenden aber wurden von manchen auf 200000 Mann geschätzt. Am nächsten

Tage tötete man noch die Gefangenen, an Zahl 800, wie man ihnen schon in Aussicht gestellt hatte, und rückte vor Lenzen. Der Ort ergab sich nun, da die Hoffnung auf Entsatz geschwunden war. Seine Verteidiger erhielten die Erlaubnis ohne Waffen abzuziehen, mußten aber nicht nur ihre Knechte mit allem Gelde und allem Hausgerät, sondern selbst ihre Frauen und Kinder den Siegern als Beute überlassen[2]).

Die eingehende und höchst anschauliche Schilderung dieser Ereignisse verdanken wir dem sächsischen Geschichtsschreiber Widukind, einem Mönche aus dem Kloster Corvey, der offenbar die Erzählungen von Mitkämpfern wiedergiebt. Wir dürfen seinen Bericht deshalb als in allen wesentlichen Zügen getreu ansehen. Übertrieben ist ohne Zweifel die Zahl der Gefallenen, für deren Richtigkeit übrigens auch Widukind selbst keine Verantwortung übernimmt; andere Quellen geben 120000 Mann, auch diese Zahl ist unglaubwürdig, doch wird soviel richtig sein, daß das wendische Heer dem sächsischen an Zahl weit überlegen war, und daß der größte Teil desselben in der Schlacht aufgerieben wurde.

Die Nachricht von diesem glänzenden Siege kam an den Hof des Königs gerade um die Zeit, als er im Begriffe war, seinen ältesten Sohn Otto mit Editha, der Tochter des angelsächsischen Königs Edward zu vermählen, und erhöhte die Festesfreude. Es war in der That ein schöner Erfolg, für den König um so erfreulicher, als sich dabei die von ihm neu geschaffene sächsische Ritterschaft auf das trefflichste bewährt hatte. Wohl verdient war deshalb der ehrenvolle Empfang, den der König den Kriegern bereitete, und die rühmenden Worte, die er ihnen spendete.

Die Obotriten wagten seitdem, so lange Heinrich lebte, keine neue Empörung, auch die Wilzen hielten bis kurz vor seinem Tode Ruhe; alle Stämme zahlten regelmäßig den schuldigen Tribut. Die deutsche Herrschaft über die Wenden war also seit dem Jahre 929 in demselben Umfang wiederhergestellt, in dem sie Karl der Große besessen hatte. Weiter aber ging Heinrich nicht, die Aufgabe des Grafen Bernhard wie der übrigen Grafen, denen, wie es heißt, eine Provinz der Slaven anvertraut war, bestand nicht in der Regierung des betreffenden Gebietes, sie hatten nur darauf zu sehen, daß die Wenden Frieden hielten, und ihre Tribute entgegenzunehmen. In die inneren Verhältnisse der Wendenländer griff Heinrich so wenig wie Karl der Große ein.

Nur auf einem Gebiet gewahren wir einen Fortschritt, dem der Mission[3]). Hatte Karl erst gegen Ende seines Lebens die Bekehrung der baltischen Wenden als ein zu erstrebendes Ziel von weitem ins Auge fassen können, so gelangte Heinrich einen Schritt weiter. Ein zeitgenössisches Annalenwerk, die Jahrbücher von Reichenau, berichtet zum Jahre 931, König Heinrich habe die Könige der Obotriten und Normannen zu Christen gemacht. Die Verfasser späterer Annalenwerke, die aus den Reichenauer Annalen schöpfen, haben diese Nachricht dahin mißverstanden, daß Heinrich in diesem Jahre noch einmal einen Feldzug gegen die Obotriten unternommen habe, auf dem er sie unterworfen und ihren König zur Annahme des Christentums gezwungen habe. Von

einem solchen Feldzug aber ist uns keine zeitgenössische Kunde erhalten, er wird also auch nicht stattgefunden haben, ebensowenig ist ein Krieg gegen die Dänen für das Jahr 931 beglaubigt. Die Bekehrung des wendischen und dänischen Königs wird vielmehr eine Frucht der wiederbeginnenden Missionsthätigkeit gewesen sein. Den bekehrten dänischen König werden wir in Südjütland zu suchen haben, wo damals mehrere Könige neben einander regierten.

Unter den Obotriten aber predigte in den Jahren nach der Schlacht bei Lenzen Bischof Adalward von Verden († 933). Sein Werk wird die Bekehrung des Obotritenfürsten sein; wenn sie von den Annalisten dem Könige selbst zugeschrieben wird, so ist daraus zu schließen, daß sie nicht ohne dessen Zuthun geschah; das Versprechen, die Predigt des Christentums dulden zu wollen, wird der König den besiegten Wenden abverlangt und Adalward, der bei ihm hoch angesehen war, wird dann mit seinem Wissen und Willen seine Missionsreise unternommen haben [4]. Es war trotz der Niederlage der Wenden ein Wagnis, und weithin verbreitete sich im Reiche der Name des kühnen Bischofs. Große Erfolge freilich hatte er nicht; die Taufe des Obotritenfürsten blieb ein ganz vereinzelter Fall. Auch diese ist schwerlich Ausdruck einer wirklichen inneren Bekehrung, sondern die Folge von dem Übergewicht der deutschen Waffen. Der Name aber des ersten Missionars der Wenden, des frommen und kühnen Bischofs Adalward von Verden, soll für alle Zeit in Ehren gehalten werden.

Wer der bekehrte Obotritenfürst gewesen ist, haben die deutschen Geschichtsschreiber nicht berichtet, doch fließt uns aus Dänemark eine Kunde zu, durch die uns vielleicht sein Name erhalten ist. In der Nähe des Dorfes Söndervissing in Jütland ward im Jahre 1838 ein Runenstein entdeckt, dessen Inschrift in deutscher Übersetzung lautet:

Tofa ließ machen das Grab:
Mistivis Tochter
ihrer Mutter zu Ehren
Haralds des Guten
Gormsons Weib.

Der Stein ist also ein Gedenk- oder Grabstein, den Tofa, die Tochter Mistivis, die Gattin Haralds des Guten, der Gorms Sohn war, ihrer Mutter errichtete. Unter dem hier genannten Harald hat man den dänischen König Harald Blauzahn, den Sohn Gorms des Alten, verstanden, der 50 Jahre lang (935–985) Dänemark beherrschte. Daß er in der Inschrift noch nicht König genannt wird, hat man daraus erklärt, daß der Stein vor 935 gesetzt sei. Nun hat es, wie wir unten sehen werden, in der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts einen Obotritenfürsten des Namens Mistui (Mistiwoi) gegeben und es liegt nahe, in dem Mistivi der Inschrift einen Vorfahren desselben zu sehen. Darnach würde der Dänenkönig Harald mit einer Tochter des Obotritenfürsten Mistui, der also in der Zeit Heinrichs regiert haben muß, Namens Tofa vermählt gewesen sein, ein Beweis für die hoch angesehene Stellung, die die Obotritenfürsten im heidnischen Norden genossen, wie für die Fortdauer der engen Beziehungen, die von Alters her zwischen den

Dänen und Obotriten herrschten. Ja, die Familienverwandschaft zwischen den beiden fürstlichen Häusern läßt sich (vielleicht) noch um ein Glied weiter zurückführen: Tofa ist ein dänischer Name, das läßt darauf schließen, daß ihre Mutter eine Dänin war, wodurch sich auch am leichtesten erklärt, daß diese, vielleicht nach dem Tode ihres Mannes, zu ihrer Tochter in die alte Heimat zurückgekehrt ist. Mistivis Vater hatte also eine dänische Prinzessin geheiratet, ihre Tochter Tofa ward Haralds Gattin. Freilich diese ganze Kette von Schlußfolgerungen ruht auf unsicheren Grundlagen. Die Namen Harald und Gorm waren im Norden häufig, und auch ein dänischer Jarl mit seinem Sohne können sie getragen haben. Und Mistivi kann auch ein pommerscher Fürst oder ein wendischer Edler irgend welchen Stammes gewesen sein. In jedem Falle aber bleibt der Runenstein ein Denkmal der engen Beziehungen, die damals zwischen den Wenden und ihren dänischen Nachbarn bestanden, und die auch in Familienverbindungen ihren Ausdruck fanden.

Eine politische Abhängigkeit der Obotriten von den Dänen ist jedoch, nachdem sie Heinrich tributpflichtig geworden waren, also spätestens seit 929, nicht denkbar. Die Nachricht einer dänischen Quelle also, nach der König Gorm einen großen Teil des Wendenlandes sich unterworfen haben soll, ist, wenn sie nicht überhaupt auf Übertreibung beruht, der sich die dänischen Geschichtsschreiber bei Schilderung der Thaten ihrer Vorfahren nicht selten schuldig machen, entweder auf eine frühere Zeit, in der wir ja Dänen und Wenden zu Raubzügen auf deutsches Gebiet vereint gefunden haben, oder auf Pommern zu beziehen, wo schon vor der Gründung der Jomsburg (bei Julin) die Wenden durch häufige Raubzüge zur Tributpflicht gezwungen sein können.

Die Nachbarschaft der Dänen blieb, so lange diese noch Heiden waren und ihr wildes Wikingerleben nicht aufgaben, eine stete Gefahr für die deutsche Herrschaft im Wendenlande. So war der Kriegszug, den König Heinrich im Jahre 934 gegen die Dänen unternahm, auch für das Wendenland von Bedeutung [5]. Er galt allerdings nur einem der kleinen Könige in Süd-Jütland; er hieß Chnuba und residierte in Schleswig. Heinrich besiegte ihn und nötigte ihn zur Zinspflicht und Taufe. Obgleich also Heinrich nur einen der dänischen Könige besiegt und mit dem mächtigsten der Herrscher Dänemarks, Gorm, der damals die dänischen Inseln und Nord-Jütland beherrschte, schon in der allernächsten Zeit aber Südjütland unterwarf, überhaupt nicht gekämpft hatte, so erscholl doch der Ruhm seines Namens durch die ganze Christenheit, denn überall kannte und fürchtete man die Nordmänner. Eine Frucht des Sieges war, daß der Hamburger Erzbischof Unni eine Missionsreise durch ganz Dänemärk und die Inseln unternehmen konnte. Selbst der alte Gorm, ein grimmiger Feind des Christentums, ließ ihn in seinem Lande gewähren, und Harald, des Königs Sohn, ward heimlich der christlichen Lehre geneigt.

In demselben Jahre, in dem Heinrich die Dänen schlug, griff er noch einmal gegen einen wendischen Stamm zum Schwerte. Seine Gegner waren die Ucraner, die Bewohner der Ukermark, nordöstlich vom Gebiete der Heveller [6]). Sie waren bisher noch nicht tributpflichtig

gewesen, wurden aber nun ebenfalls unterworfen, und so ward die deutsche Herrschaft bis an die Oder ausgedehnt. Kurz darauf finden wir die nördlichen Nachbarn der Ukrer, die Redarier, in Aufruhr, sie vergriffen sich an einem Gesandten von Heinrichs Sohn Thankmar und waren noch nicht wieder überwältigt, als der noch im rüstigsten Mannesalter stehende Herrscher aufs Sterbelager sank (936).

Er hatte das Glück, seinem Volke einen Sohn zu hinterlassen, der, größer als er selbst, das neugegründete Reich zu ungeahnter Machthöhe emporhob und auch in den Wendenlandschaften weit über die Erfolge und Ziele seines Vaters hinausging.

Die Errichtung der wendischen Marken durch Otto I.

Während Otto zur Krönung nach Aachen zog, hatte unterdessen sein Schwager, Markgraf Siegfried, den er mit der Obhut von Sachsen betraut hatte, schwere Tage. Die Böhmen empörten sich und vernichteten eine Abteilung Sachsen; auch die Redarier standen noch unter den Waffen. Sie waren das Ziel des ersten Kriegszuges, den der neue König, sobald er nach Sachsen zurückgekehrt war, im September des Jahres 936 unternahm. An die Spitze des Heeres stellte er, sei es, daß er sich noch nicht für erfahren genug hielt, um den Feldzug selbst zu leiten, sei es, daß er die Führergaben des Mannes erproben wollte, den Grafen Hermann Billung. Diese Wahl erregte allerdings die Eifersucht der übrigen Fürsten, besonders von Hermanns älterem Bruder Wichmann, einem tapferen, hochstrebenden und kriegserfahrenen Mann, der sich, über die Zurücksetzung erzürnt, unter dem Vorwande einer Krankheit vom Heere entfernte. Wir wissen nicht, was den König bewog, den jüngeren Bruder dem älteren vorzuziehen, doch rechtfertigte der Erfolg seine Wahl. Bei seinem Eintritt in das Land der Empörer stellten sich ihm diese zu einer offenen Schlacht entgegen. Er schlug sie zurück, und sie warfen sich in eine ihrer Burgen, vor der nun die Sachsen ihr Lager aufschlugen. Aus den Kämpfen, die hier stattfanden, berichtet Widukind eine Episode: Hermanns Sieg über die Wenden hatte die Eifersucht der übrigen sächsischen Großen noch gesteigert, einer unter ihnen, Ekkard, Liudolfs Sohn, ein sonst nicht bekannter Mann, vermaß sich noch größeres zu leisten, oder er wolle sein Leben lassen. Mit achtzehn auserlesenen Männern drang er, trotzdem der König solche Einzelunternehmungen verboten hatte, über den Sumpf, der das sächsische Lager von der Burg trennte, vor; die kleine Schar ward aber jenseits sogleich von den Feinden umringt, und alle wurden erschlagen, Opfer ihrer eigenen Unbotmäßigkeit und Tollkühnheit. Dies geschah am 25. September[1]).

Über den weiteren Verlauf des Feldzuges erfahren wir nur, daß der König eine Menge von Feinden getötet und die übrigen zinspflichtig gemacht habe und darauf nach Sachsen zurückgekehrt sei. In einer Urkunde, die am 14. Oktober in Magdeburg ausgestellt ist, erzählt Otto selbst, daß er aus dem Gebiet der Redarier in Frieden nach Magdeburg gekommen sei. Im Gebiet der Redarier also, d. h. im heutigen

Mecklenburg-Strelitz, wird die Feste, vor der der Zug zum Stehen kam, gelegen haben: ob es die Tempelburg Rethre selbst gewesen ist, muß dahin gestellt bleiben.

Graf Hermann hatte sich unter den Augen des Königs als Heerführer bewährt, deshalb beließ ihm Otto eine leitende Stellung an der Nordostgrenze des Reiches mit der Aufgabe, die baltischen Wendenstämme bis an die Peene und Elde, also die Obotriten, Kessiner und Circipaner in Botmäßigkeit zu erhalten. Hermann blieb sein Leben lang eine der treusten Stützen Ottos, erhielt später (953) den Herzogstitel und ward der Stammvater des sächsischen Herzogshauses der Billunger, das bis ins zwölfte Jahrhundert geblüht hat.

Die Redarier, Tollenser, Ukrer, Heveller, wie alle übrigen Wendenstämme an der Mittelelbe wurden im Jahre 937 nach dem Tode des Grafen Siegfried dem Grafen Gero unterstellt, der ebenfalls, im Jahre 946, mit dem Titel und den Rechten eines Herzogs begabt ward. Widukind schildert ihn als einen Mann, der ebenso kriegs- wie rechtskundig gewesen sei, kenntnisreich und nicht unberedt, doch von der Art, daß er seine Klugheit lieber durch Thaten als durch Worte bewies. Er blieb gleich Herzog Hermann Otto unverbrüchlich treu und ward für die Wenden bald ihr am meisten gefürchteter und gehaßter Gegner [8]).

Zunächst freilich gab Geros Ernennung den Anstoß zu einer ersten Empörung im Innern des Reiches. Ottos älterer Halbbruder Thancmar, mit Siegfried verwandt, hatte sich Hoffnung auf dessen Markgrafschaft gemacht und griff, da er sich übergangen sah, im Bunde mit Herzog Eberhard von Franken zu den Waffen. Er fiel in der Eresburg im Jahre 938, darauf suchte Eberhard die Verzeihung des Königs nach, aber nur um Zeit zu gewinnen für eine neue, besser vorbereitete Erhebung. Sie erfolgte schon im folgenden Jahre (939), und an den Frankenherzog schloß sich nicht nur der Herzog Giselbert von Lothringen, sondern sogar Ottos jüngerer Bruder Heinrich an, in dessen Herzen Eberhard ehrgeizige Hoffnungen auf die Krone zu entflammen gewußt hatte. Ein Teil der sächsischen Großen ergriff Partei für Heinrich, der in Sachsen und Thüringen zahlreiche Burgen besaß; das ganze Reich erfüllte sich mit Waffenlärm. Wie hätten nicht die Wenden diese Sachlage ausnutzen sollen! Sie stellten sogleich die Tributzahlungen wieder ein und begannen wieder mit Morden und Brennen die sächsischen Grenzgebiete zu verwüsten. Die Obotriten machten hierbei mit den Hevellern und den übrigen wilzischen Stämmen gemeinsame Sache. Und von Norden her streiften die Dänen wieder über die Grenze. Ja, wenn einer aus dem elften Jahrhundert stammenden Nachricht, die ein Schriftsteller aus der Normandie überliefert hat, zu trauen ist, gelang es ihnen sogar, Herzog Hermann selbst gefangen zu nehmen. Er soll so lange in der Gefangenschaft der Dänen gewesen sein, daß er ihre Sprache erlernte. Inzwischen ward ein sächsisches Heer, das unter einem Führer Namens Haika gegen die Obotriten gesandt war, mit seinem Führer von diesen vernichtet [9]).

So ringsum von immer höher sich türmenden Gefahren umgeben, entfaltete Otto die ganze Kraft seines Geistes und Willens, um ihnen

zu begegnen. Zweimal zog er im Laufe des Jahres 939 an den Rhein, um dort den Aufstand niederzuwerfen, zweimal wieder nach Sachsen zurück [10]), um Heinrich von dort zu verjagen, seine Burgen zu nehmen und zugleich dem Markgrafen Gero gegen die Wenden Beistand zu leisten; denn dieser vermochte ihrer nicht allein Herr zu werden, so oft und so wuchtig er auch sein Schwert gegen sie schwang. Auf ihn, ihren gefährlichsten Gegner, hatte sich der ganze Haß der Wenden geworfen, und sie trachteten ihn mit List aus dem Wege zu räumen. Er aber kam der List mit List zuvor und überfiel an dreißig ihrer Häuptlinge, die sich auf einer ihrer Burgen zur Beratung ihrer Anschläge, wie zu schwelgerischem Gelage zusammengefunden hatten, in der Nacht, als sie vom Weine trunken waren, und erschlug sie alle [11]). Doch verharrten die Wenden im Widerstande, und obgleich auch der König mehrere Male selbst gegen sie auszog und sie in die äußerste Bedrängnis brachte, gaben sie doch den Kampf nicht auf. Auch im Jahre 940 dauerte er noch fort, obgleich durch den Tod der beiden Herzöge Eberhard und Giselbert die innere Ruhe für den Augenblick wieder hergestellt wurde. Statt dessen regte sich unter den königlichen Vasallen in Sachsen Unbotmäßigkeit. Des ewigen Kampfes müde, machten sie Miene, ihrem gestrengen Gebieter Gero den Gehorsam zu versagen und, da Otto sich auf Geros Seite stellte, ließen sie sich von Ottos Bruder Heinrich zu einer Verschwörung gegen das Leben des Königs verleiten (Ostern 941). Sie ward entdeckt, und die Hauptschuldigen erlitten die Todesstrafe. Über die Wenden gewann man endlich durch eine List einen entscheidenden Erfolg. Von König Heinrichs Zeiten her war noch einer ihrer Fürsten Namens Tugumir in Haft, dem durch Erbrecht die Herrschaft der Heveller zukam. Dieser ward durch große Geldsummen und noch größere Verheißungen gewonnen, daß er zum Scheine heimlich aus der Haft zu seinen Landsleuten nach Brandenburg entfloh. Die Heveller erkannten ihn als ihren Fürsten an, darauf lud er seinen Neffen, der von allen Fürsten des Volkes außer ihm allein noch übrig war, zu sich ein, nahm ihn mit List gefangen und tötete ihn und unterwarf dann die Burg samt ihrem ganzen Gebiete der Botmäßigkeit des Königs, der dann auch nicht säumte die wichtigsten Punkte mit deutschen Kriegern zu besetzen [12]). Der gelungene Handstreich machte einen solchen Eindruck auf die Nachbarstämme, daß sie sich sämtlich der Hoheit des Königs wieder unterwarfen, unter ihnen auch die Obotriten und die mecklenburgischen Wilzen.

Damit aber begnügte sich Otto nicht, nur den Zustand wiederhergestellt zu haben, der vor der letzten Empörung der Wenden geherrscht hatte, vielmehr erhob er von Anfang an viel weitergehende Herrschaftsansprüche in den Wendenländern, als irgend einer seiner Vorgänger es gewagt hatte. Schon der veränderte Gebrauch des Wortes Mark ist dafür charakteristisch. Während die Marken der Karolingerzeit Grenzlandstriche auf fränkischem Reichsgebiet waren, von denen aus die jenseits der Grenze gelegenen wendischen Gebiete in Botmäßigkeit gehalten werden sollten, nannte Otto die wendischen Landschaften selber Marken und kennzeichnete sie so als Bestandteile seines Reiches, wenn auch von anderem Charakter wie dessen innere Provinzen.

Dieser Auffassung entsprechend sehen wir ihn in den eroberten Landschaften sofort landesfürstliche Rechte im weitesten Umfang in Anspruch nehmen. Schon im Jahre 937 stellt er eine Urkunde aus, worin er dem neugegründeten St. Moritzkloster in Magdeburg den Zehnten von dem ganzen Zins und den Zehnten von der Erwerbs- und Verkaufssteuer wie auch das Recht des Holzschlags und der Schweinemast in den fiskalischen Forsten dreier wendischer Gaue verleiht. Die Urkunde beweist, daß der König die Forsten in jenen Landschaften als Krongut eingezogen hatte; noch auffallender ist die Erwerbs- und Verkaufssteuer, sie erweist, daß Otto den gesamten Handel und Marktverkehr in den genannten Landschaften — denn darauf, nicht etwa auf Güterveräußerungen, wird sich diese Steuer beziehen — unter Kontrolle zu nehmen beabsichtigte*), und eine Abgabe, wohl dieselbe, die die wendischen Häuptlinge bisher davon bezogen hatten, dafür bereits im Jahre 937 festgesetzt hatte [13]. Es ist nicht daran zu zweifeln, daß Otto, nach Niederwerfung der Aufstände in den folgenden Jahren, diese Ansprüche auch verwirklicht hat. Nach dem Tode der dreißig Häuptlinge nahm er, wie es scheint, deren sämtliche fürstliche Rechte für sich in Anspruch, auch ihren gesamten Güterbesitz, wodurch eine ganze Zahl von Burgwarden mit ihrem gesamten Gebiet und allen Einkünften Kroneigentum wurden. Selbst von dem Burgward Brandenburg, der Residenz Tugumirs, sehen wir nach einigen Jahren Otto die eine ganze Hälfte vergeben, dazu kam noch das gesamte Eigentum der heidnischen Tempel, das Otto für die zu treffenden kirchlichen Einrichtungen einzog. Und was den Zins anbetrifft, so ward er, wie es scheint, für jede einzelne Ortschaft spezialisiert; er bestand teils in Silbergeld, teils in Naturalien, Getreide, Flachs, Honig, Met, Bier, Schweinen, Gänsen, Hühnern. Alle diese Abgaben werden von den Wenden auch ihren einheimischen Fürsten gezahlt sein, und so mag der einzelne Hausstand unter ihnen nicht schwerer belastet gewesen sein als früher. Das aber ist das charakteristische, daß Otto sich selbst an die Stelle der früheren Burgwardhäuptlinge setzte. Freilich bezieht sich alles dies nur auf die Havellandschaften, und es fragt sich, wie weit wir etwa diese Verhältnisse auf die Obotriten und die weiter entfernt wohnenden Wilzenstämme anzuwenden berechtigt sind. Wir lassen diese Frage vorläufig in der Schwebe, da aus Ottos ersten Jahren kein Material zu ihrer Beantwortung erhalten ist, und wenden uns vorerst den Dänen zu, die gleich den Wenden Ottos schwierige Lage in den Jahren bis 941 zu neuer Beunruhigung Sachsens benutzt hatten.

Herstellung des Friedens mit den Dänen und Gründung von Bistümern in Dänemark und im Wendenlande.

In Dänemark herrschte seit dem Tode Gorms des Alten (936) sein Sohn Harald. Noch immer war die Ostsee der Tummelplatz

*) Hierdurch ward die Grenzsperre, die Karl der Große zwischen dem Reiche und den Wendenländern errichtet hatte, überflüssig, und Otto hat sie auch nicht wieder erneuert (s. o. S. 21).

deutscher Wikingerzüge. Mit häufigen Landungen ward die wendische Küste heimgesucht. Endlich faßte König Harald in Pommern dauernd festen Fuß, indem er neben der großen wendischen Handelsstadt Julin, dem Vineta der Sage, eine Burg, die Jomsburg gründete[14]) und von dort aus die umliegende Landschaft zinsbar zu machen suchte. Unter dem Einfluß der dänischen Ansiedelung in ihrem eigenen Lande, die mehr noch als die vorübergehenden Landungen zu freiwilligem Anschluß oder zu feindlicher Parteinahme reizte, wagten sich auch die Wenden, die bis dahin wenig Seefahrt getrieben hatten, Beute suchend auf das Meer. Die ersten wendischen Wikinger begegnen uns als Freunde der Dänen — es werden also Pommern gewesen sein — in einem Kampfe mit Norwegern an der Küste von Schonen.

Der deutschen Reichspolitik lagen die Stämme jenseits der Oder noch fern, desto wichtiger war es für Deutschland, daß Sachsen wie auch die abhängigen wendischen Gebiete diesseits der Oder vor dänischen Angriffen und Raubfahrten gesichert wurden. Nach einem späteren, sagenhaft gefärbten Berichte soll Otto, um die Dänen zum Frieden zu zwingen, einen großen Kriegszug gegen sie unternommen haben, auf dem er ganz Jütland durchzog. Es hat sich herausgestellt, daß in dem Berichte Otto I. mit seinem Sohne, Otto II., verwechselt ist, und daß Otto I. überhaupt keinen Krieg gegen die Dänen geführt hat[15]). Ist so dem Kranze der kriegerischen Lorbeeren Ottos ein Blatt entnommen, so büßt dadurch sein Ruhm im ganzen nichts ein, im Gegenteil, es ist noch rühmlicher für ihn, daß er ohne Schwertstreich erreichte, was die Sage ihn erst erkämpfen läßt. König Harald muß bald nach Beilegung der inneren Wirren in Deutschland mit Otto Verhandlungen angeknüpft haben. Vielleicht hat dabei der gefangene Herzog Hermann den Vermittler abgegeben. Das Ergebnis der Verhandlungen war, daß König Harald sich verpflichtete, sich die Errichtung von Bistümern in seinem Lande gefallen zu lassen. So begannen endlich die von den Hamburger Erzbischöfen beharrlich festgehaltenen, durch eine ganze Zahl päpstlicher Urkunden immer aufs neue verbrieften Ansprüche des Hamburger Stuhles auf das Patriarchat über den germanischen und wendischen Norden sich zu verwirklichen, das Erzstift erhielt endlich, länger als ein Jahrhundert nach seiner Gründung, seine ersten Suffraganbistümer, die von Ripen, Aarhus und Schleswig. Erzbischof Adaldag (936—988) brachte die drei neu geweihten Bischöfe auf die große Synode mit, die im Jahre 948 zu Ingelheim abgehalten ward.

Um dieselbe Zeit wurden für das südliche Mecklenburg und das nördliche Brandenburg, die wendischen Gebiete zwischen Elbe und Oder bis an die Elde und Peene im Norden, die zu Geros Markgrafschaft gehörten, die Bistümer Havelberg (946) und Brandenburg (949) errichtet, die vorläufig beide unter das Erzbistum Mainz gestellt wurden. Der Sprengel von Brandenburg ragte noch in das heutige Mecklenburg-Strelitz hinein, zum Sprengel von Havelberg gehörte der Süden des heutigen Mecklenburg-Schwerin bis an die Elde und das Land der Redarier und Tollenser. Beide Bistümer wurden mit Besitz und Rechten im Wendenlande reichlich ausgestattet, unter anderem erhielt Havelberg

den Zehnten des Tributes der Redarier, auch den Zehnten von dem Gau Linagga, dem Gebiet der Linonen, und von den Müritzern und Tollensern[16]. Mit ihrer Errichtung that Otto einen neuen wichtigen Schritt zur vollständigen Eingliederung der Wendenländer in das Reich, für welche ihre Christianisierung eine Vorbedingung war. Freilich war die Einteilung des Landes in Bistumssprengel noch keineswegs seiner Bekehrung gleich zu achten, die Bistümer unter den Heiden bedeuteten zunächst nur Missionsbezirke, in allen wird es im Anfang nur eine Kirche im Hauptort des Bistums gegeben haben, der sich erst langsam andere zugesellten. Denn mit Zwangsmaßregeln die Wenden zur Taufe zu treiben, wie einst Karl mit den Sachsen gethan, verschmähte Otto, die Reichsgewalt unterstützte die Bischöfe bei ihrer Bekehrungsarbeit nur durch das moralische Gewicht ihres Ansehens. Deshalb war bei dem zähen Widerstreben der Wenden gegen die fremde Religion ein Erfolg der Predigt erst allmählich zu erwarten.

Für die Obotriten und die nördlich der Peene wohnenden Wilzenstämme ward noch kein eigenes Bistum gegründet, vielmehr ward dies ganze Gebiet dem Bistum Schleswig unterstellt[17]. Dies kam einem vorläufigen Verzicht auf die Mission unter jenen Stämmen thatsächlich ziemlich gleich. Wir finden denn auch noch im Jahre 967 in Oldenburg, demjenigen unter den Hauptorten der baltischen Wenden, der Schleswig am nächsten lag, das Heidentum in voller Blüte, nicht anders wird es unter den Obotriten gewesen sein. Es ist dies um so auffallender, als wir bei dem damaligen Erzbischof von Hamburg, Adaldag, einem Verwandten des Wendenmissionars Adalward von Verden ein besonderes Interesse auch für die wendische Mission voraussetzen dürfen. Wenn er trotzdem lange säumte, für die Wenden seiner Diöcese ein besonderes Bistum zu errichten, so müssen wir daraus schließen, daß dies noch nicht möglich war. Die Stellung jener Landschaften zum Reich muß eine viel freiere gewesen sein als die des Havellandes, die Häuptlinge, an ihrer Spitze die Obotritenfürsten, werden, wenn sie auch Tribut zahlten, von ihren fürstlichen Rechten noch nichts an Otto abgetreten, er wird noch kein Eigentum in ihrem Lande, womit er ein Bistum hätte ausstatten können, besessen, noch keine Burg mit seinen Kriegern besetzt gehalten haben, die den Bischof in seinem Eigentum und in seinen Rechten hätten schützen können.

Und schwerlich ist es ein Zufall, daß unter den Orten und Burgwarden, die an Brandenburg und Havelberg verliehen wurden, sich keiner findet, der im Gebiet der mecklenburgischen Wenden lag; auch die Müritzer, Tollenser und Redarier werden noch eine größere Selbständigkeit bewahrt haben als die ihnen im Süden benachbarten Gaue, die durch Tugumirs Verrat völlig in die Hand des Königs gegeben waren; das Tempelgut von Rethre durfte Otto noch nicht anzutasten wagen.

Trotzdem erschienen die Ketten der Knechtschaft den wendischen Stämmen Mecklenburgs noch drückend genug, und als im Anfang der fünfziger Jahre der innere Friede Deutschlands noch einmal eine schwere Erschütterung erfuhr, als des Königs eigener Sohn Ludolf und sein Schwiegersohn Konrad gegen den Herrn und Vater zu den Waffen

griffen und zugleich die Ungarn zu neuen Beutezügen in das zerspaltene Reich einbrachen, da gab es auch für die Markgrafen an der Wendengrenze neue Arbeit.

Neue Kämpfe in den Jahren 954 — 968. Nacco und Stoinef; Selibur und Mistiwoi.

Die ersten, die sich offen erhoben, waren die Ukrer. Gegen sie zog Markgraf Gero im Jahre 954, nachdem die rebellischen Herzöge die Gnade des Königs nachgesucht und gefunden hatten, mit Herzog Konrad zusammen aus. Beide, die erprobtesten Krieger des Reiches, erfochten einen glänzenden Sieg. Ungeheure Beute wurde weggeführt, und in Sachsen war die Freude groß.

Im nächsten Jahre finden wir die sämtlichen nördlichen Wendenstämme in Aufruhr; die Obotriten, Circipaner und Tollenser werden genannt, außerdem die „Wilzen", unter denen wohl die Redarier zu verstehen sind. Die Obotriten standen damals unter der Herrschaft zweier Brüder, Nacco und Stoinef: es sind die ersten Obotritenfürsten, die uns seit dem Jahre 862 in den Geschichtsquellen begegnen. Wenn jener Mistui auf dem oben besprochenen dänischen Runenstein ein Obotritenfürst gewesen ist, so werden wir sie als dessen Söhne anzusehen haben.

Den Wenden schlossen sich zwei sächsische Edle an, die Brüder Wichmann und Ekbert, Neffen des Herzogs Hermann und auch dem Könige nahe verwandt. Sie konnten es noch immer nicht verwinden, daß der König nicht ihren Vater, sondern dessen jüngeren Bruder Hermann mit der Herzogswürde bekleidet hatte, haßten den Herzog bitter als den Räuber ihres väterlichen Erbes und zettelten allerlei Unruhen an. Der König stellte Wichmann, den gefährlicheren von beiden, als er im Frühling des Jahres 954 nach Baiern aufbrach, unter Haft, Wichmann aber entfloh und begann mit seinem Bruder eine offene Fehde gegen den Herzog. Dieser überwältigte sie aber und drängte sie über die Elbe ins Obotritengebiet, deren Fürsten die tapferen Männer gern als Verbündete bei sich aufnahmen.

Der Herzog führte nun — im Anfang der Fasten des Jahres 955 (Anfang März) — ein Heer ins Obotritenland und fand seine beiden Neffen in einer Burg, die Suithleiscranne hieß. Es ist noch nicht gelungen, ihre Lage festzustellen, doch kann sie nur im Herrschaftsgebiet der beiden Obotritenfürsten gelegen haben, vermutlich also im südwestlichen Mecklenburg. Fast wären die beiden Rebellen mitsamt der Burg dem Herzog in die Hände gefallen, denn sie waren eines Angriffs nicht gewärtig; doch wurden die herannahenden Sachsen noch zur rechten Zeit von jemand bemerkt, der die Besatzung durch Geschrei warnte und zu den Waffen rief. So gelang es nur, eine kleine Schar, die man noch vor den Thoren der Burg antraf, etwa 40 Krieger aufzureiben. Zu einer Belagerung der Feste war der Herzog nicht

gerüstet, er begnügte sich also mit diesem Erfolge und zog mit den erbeuteten Rüstungen der Getöteten wieder ab. Die Obotriten übten Vergeltung für diese Schlappe, indem sie nach Ostern — Ostern fiel in diesem Jahre auf den 15. April — unter Wichmanns Führung einen Streifzug ins sächsische Gebiet machten. Er betraf die Gegend um die Burg der „Cocarescemier", am linken Ufer der Elbe. Die Bevölkerung der Umgegend hatte sich vor den Wenden in die Burg geflüchtet, und schnell eilte Herzog Hermann mit einer zusammengerafften kleinen Schar herbei; ein größeres Heer vermochte er im Augenblick nicht aufzubringen, da Otto im Frühjahr wieder nach Baiern gezogen war, um dort den letzten Widerstand zu brechen, und auch sächsische Mannschaft mit sich genommen hatte. Die Schar des Herzogs aber war zu klein, um mit ihr das zahlreiche wendische Heer anzugreifen, und der Herzog selbst ließ deshalb der Besatzung raten, mit den Feinden zu unterhandeln. Es ward ihr Friede bewilligt unter der Bedingung, daß die Freien mit ihren Frauen und Kindern unbewaffnet die Mauer besteigen, alle Knechte aber samt allem Hausgerät in der Mitte der Burg den Feinden preisgegeben werden sollten. Als nun die Wenden in die Burg stürmten, um sich der Beute zu bemächtigen, erkannte einer von ihnen in der Frau eines sächsischen Freigelassenen seine frühere Magd; und er suchte sie den Händen ihres Mannes zu entreißen, erhielt aber von diesem einen Faustschlag. Da rief er laut, der Vertrag sei von Seiten der Sachsen gebrochen, und nun fielen die Wenden über die waffenlosen Sachsen her und ermordeten alle Volljährigen, die Frauen und Kinder führten sie als Gefangene mit sich fort [18]).

Es war ein Treubruch, der auch durch die unbesonnene That des Sachsen nicht gerechtfertigt ward, und Otto, der Anfang Juli nach Sachsen zurückkehrte, beschloß blutige Vergeltung zu üben. Allein er mußte sie noch aufschieben. Denn kaum hatte er Sachsen wieder betreten, so rief ihn die Nachricht von einem neuen Einfall der Ungarn in Baiern wieder dorthin zurück. In seiner Abwesenheit erlitt Markgraf Dietrich, wohl der Stellvertreter Geros, der mit nach Baiern gezogen zu sein scheint, vor einer wendischen Burg eine empfindliche Schlappe, wobei gegen 50 Sachsen fielen. Auch diese hatte also Otto zu rächen, als er nach seinem glorreichen Siege über die Ungarn bei Augsburg (den 10. August) nach Sachsen zurückkehrte. Und der Rastlose säumte nicht sein Schwert noch einmal zu ziehen, obgleich er es eben erst in die Scheide gesteckt hatte.

Vor dem Auszuge wurde noch über Wichmann und Ekbert Gericht gehalten, und beide wurden für Landesfeinde erklärt. Auch eine wendische Gesandtschaft erschien mit der Botschaft, die Wenden seien bereit, dem Könige Zins zu entrichten, im übrigen aber wollten sie die Herrschaft in ihren Gebieten selbst behalten: unter dieser Bedingung boten sie Frieden an, sonst würden sie für ihre Freiheit mit den Waffen kämpfen.

Aus dieser Forderung der Wenden läßt sich erschließen, was sie zum Aufstande veranlaßt hatte: Otto hatte Miene gemacht, auch in ihren Ländern dieselben Herrschaftsansprüche zu erheben, wie in Havelland, dagegen lehnten sich die Obotritenfürsten mit ihren wilzischen Nachbarn auf.

Der König erwiderte ihren Abgesandten, er könne ihnen den Frieden nicht eher gewähren, als bis sie die begangene Unthat gebührend gesühnt hätten, und führte, begleitet von seinem wieder mit dem Vater ausgesöhnten Sohne Ludolf, sein Heer über die Elbe. Auch der Böhmenherzog Boleslav, seit dem Jahre 950 wieder Lehnsmann des Königs, leistete Zuzug. Otto drang, alles verheerend und verbrennend nach Norden vor. Nirgends fand er Widerstand, bis er an einen Fluß gelangte, den unser Berichterstatter Widukind Raxa nennt. Lange hat man darunter die Recknitz verstanden, die noch heute auf ihrem ganzen Laufe fast ununterbrochen von einem weiten Wiesenthal begleitet ist, das im zehnten Jahrhundert gewiß ein schwer zu überschreitender Morast war. Die Schlacht würde dann in die Gegend von Laage oder Tessin zu verlegen sein. Ein heimischer Forscher hat die Raxa als Reke gedeutet, ein slavisches Wort für Fluß, mit dem man noch heute den Oberlauf der Elde benennt [19]. Ist diese Deutung richtig – und sie hat in der That manches für sich — so würden die Ufer der Eldestrecke zwischen der Müritz und dem Kölpin-See gegründeten Anspruch darauf haben, für das Schlachtterrain zu gelten, denn diese Strecke entspricht am besten der Beschreibung Widukinds.

An der Raxa also mußte Otto Halt machen, denn jenseits des Flusses standen die zahllosen Scharen der Feinde unter Führung des Obotritenfürsten Stoinef. Es war unmöglich, vor ihren Augen das Flußthal zu überschreiten; Otto schlug also am Ufer ein Lager auf.

Darauf sperrten die Wenden, um Otto die Zufuhr abzuschneiden, den Weg in seinem Rücken durch ein Verhack von Baumstämmen, das stark besetzt ward. Vier Tage hindurch blieb Otto im Lager stehen, und schon litt das Heer an Hunger und Krankheiten. Da sandte Otto den Herzog Gero zu Stoinef mit der Aufforderung, sich dem Könige zu ergeben, und der Versicherung, daß er dann an ihm einen Freund finden werde. Wenn mit diesen Worten Widukinds die Botschaft, die Otto dem Herzog auftrug, wirklich getreu wiedergegeben ist, was wir allerdings nicht als sicher annehmen dürfen, so war Otto bereit, um sich aus seiner üblen Lage zu befreien, den Wenden so weit, als es sich mit der Ehre des Reiches vertrug, entgegen zu kommen; er verzichtete auf Genugthuung für die Ermordung des Cocarescemier und verhieß milde Behandlung, wenn nur die Wenden sich unterwürfen.

Die Unterredung, die über das Flußthal hinüber stattfand, verlief nach Widukinds Bericht merkwürdig genug. Gero begrüßte den Wenden, als dieser sich auf seine Aufforderung am Ufer einfand, und Stoinef erwiderte in ähnlicher Weise seinen Gruß. Dann begann Gero die Unterhaltung mit den Worten: „Es würde für Dich genügen, wenn Du gegen einen von uns, den Dienern meines Herrn, Krieg führtest und nicht gegen meinen Herrn, den König. Was hast Du für ein Heer und was für Waffen, daß Du Dich solcher Dinge vermißt? Wenn Ihr irgend Tapferkeit, Geschick und Kühnheit besitzt, so gebt uns Raum, zu Euch hinüber zu kommen, oder wir wollen Euch zu uns herüberlassen, und auf gleicher Wahlstatt mag sich dann die Tapferkeit des Streiters zeigen." Als der Wendenfürst diese Worte

hörte, knirschte er nach wendischer Art mit den Zähnen und stieß viele Schimpfworte aus, indem er den Markgrafen, den König und das ganze Heer verhöhnte, denn er wußte, daß sie in schlimmer Lage waren. Da ward auch Gero, der ein heißblütiger Mann war, zornig und entgegnete: „Morgen wird es sich zeigen, ob Ihr, Du und Dein Volk, stark an Kräften seid oder wir, denn morgen werdet Ihr ohne Zweifel uns mit Euch handgemein werden sehen.“ Darauf kehrte Gero ins Lager zurück und berichtete, und der König beschloß, seine Worte wahr zu machen. Der Markgraf hatte einen Trupp von Ranen, den wendischen Bewohnern der Insel Rügen, mit denen er in freundschaftlichen Beziehungen stand, mitgebracht, und diese hatten erkundet, daß es etwa 1000 Schritt stromabwärts eine Stelle gäbe, an der der Fluß unschwer zu überbrücken sei. Er machte dem König hiervon Meldung, und dieser baute darauf seinen Schlachtplan. In der ersten Morgendämmerung des folgenden Tages — es war der St. Gallustag, der 16. Oktober – führte er sein Heer ans Ufer und ließ mit Pfeilen und anderen Geschossen die Feinde zur Schlacht herausfordern, als wenn er den Übergang über Fluß und Sumpf erzwingen wollte. Die Wenden hatten nach Geros Drohung eben dies vermutet und eilten kampfbegierig herbei, um den Übergang zu verhindern.

Während so der König die Gegner an dieser Stelle beschäftigte, zog Gero, ohne vom Feinde bemerkt zu werden, mit den Ranen flußabwärts und erbaute an der Stelle, die sie ihm wiesen, in aller Eile drei Brücken über den Fluß. Ihre Vollendung meldete er dem Könige, der sofort den Kampf abbrach und flußabwärts zog; die Wenden folgten am andern Ufer. Da aber die Deutschen beritten waren, die Wenden meistens zu Fuß, und diese überdies einen längeren Weg hatten, so kamen sie bei den Brücken erst an, als die Deutschen sie schon überschritten hatten, und hielten, vom langen Lauf ermüdet, dem Angriff nicht stand. Das deutsche Schwert wütete nun zwischen den Fliehenden: auch Stoinef ward von seinem Schicksal ereilt. Er hatte mit seinem Gefolge von berittenen Edlen auf einem Hügel seitwärts den Ausgang der Schlacht erwartet, war dann geflohen, als diese verloren war, wurde aber in einem Haine von einem Ritter Namens Hosed eingeholt; nur zwei seiner Getreuen waren bei ihm. Es entspann sich ein Kampf, in dem Stoinef unterlag. Hosed beraubte ihn seiner Rüstung und schlug ihm das Haupt ab. Einer seiner Begleiter ward lebend gefangen und dem König nebst dem Kopf und der Rüstung des erschlagenen Fürsten von jenem Ritter dargebracht. Als Lohn seiner tapferen That erhielt Hosed ein königliches Gnadengeschenk und die Einkünfte von 20 Hufen Landes.

Noch am Schlachttage wurde das Lager der Feinde genommen und noch viele Wenden getötet oder gefangen; bis in die tiefe Nacht währte das Morden. Am nächsten Morgen wurde das Haupt des Wendenfürsten auf dem Felde ausgestellt und ringsumher 700 Gefangene enthauptet; dem Ratgeber Stoinefs wurden die Augen ausgestochen und die Zunge ausgerissen, und so ließ man ihn mitten unter den Leichnamen hilflos liegen. Wichmann und Eckbert waren entkommen und flohen nun über die See zu Herzog Hugo von Francien. Die Beute der Schlacht soll

Otto nach einer späteren sagenhaften Nachricht zum Bau des Magdeburger Domes verwandt haben [20]).

Nach dem Tode seines Bruders gab Nacco den Widerstand auf und machte seinen Frieden mit Otto. Otto beließ ihn in seinem Besitze, legte aber die Sachsengrenze in Holstein von neuem fest: es war den Polaben gegenüber die karolingische, den Wagriern gegenüber wich sie nach Westen bis an die Schwale zurück. Otto erkannte also hier die Erweiterung des wendischen Gebietes, die in der Zeit der letzten Karolinger erfolgt war, an, während das Sadelband trotz seiner wendischen Bewohner gleich dem hannöverschen Wendlande, deutsches Eigentum blieb [21]).

Die wilzischen Stämme legten die Waffen noch nicht nieder. Gegen sie zog Otto in den nächsten Jahren noch mehrere Male persönlich aus; zuerst im Jahre 957, dann wieder 958 und 960, vielleicht auch 959, doch ist dieser Zug unsicher beglaubigt [22]).

Zu den Wenden hatte sich auch jetzt wieder Wichmann gesellt, während Ekbert vom König, wieder zu Gnaden angenommen war; auch Wichmann erlangte durch Geros Fürsprache (im Jahre 958 oder 959) Verzeihung und die Erlaubnis zur Rückkehr in die Heimat. Im einzelnen haben wir von keinem dieser Feldzüge genauere Kunde, einmal (957) werden die Redarier als die Gegner des Königs genannt, sonst nur im allgemeinen die Slaven. Darunter sind gewiß in erster Linie wieder die Redarier mit ihren Nachbarn, den Tollensern und Circipanern zu verstehen. Doch ist eine Andeutung erhalten, nach der auch die Wagrier vom Herzog wie vom Kaiser bekämpft worden sind [23]).

Der Feldzug des Jahres 960 muß entscheidenden Erfolg, freilich nur für einige Jahre gehabt haben. Wenigstens suchte Wichmann, der in der Heimat nicht lange Ruhe zu halten vermochte, zunächst nicht die Wenden auf, sondern begab sich nach Nordalbingien, um König Harald von Dänemark zum Kriege anzustiften. Harald soll ihm geantwortet haben, er werde das Anerbieten nur dann für ernst gemeint halten, wenn Wichmann den Herzog oder irgend einen andern Fürsten töte. Als darauf Wichmann mit einigen Gefährten Straßenraub zu treiben begann, zog auch Gero seine Hand von ihm ab und sandte ihn den Wilzen, von denen er ihn empfangen hatte, wieder zurück (963). Diese nahmen den tapferen Mann mit Freuden auf und machten ihn zu ihrem Führer gegen die Polen. Wichmann schlug deren König Miesco in zwei Treffen, tötete seinen Bruder und erpreßte reiche Beute, erwies aber durch diese siegreichen Kämpfe, ohne es zu wollen, dem deutschen Reiche einen großen Dienst, insofern Miesco von Polen dadurch veranlaßt ward, mit Markgraf Gero, der damals gerade durch Bewältigung der Lausitzer neuen Ruhm gewonnen hatte, Verhandlungen anzuknüpfen, die zum Anschluß Polens an das deutsche Reich führten. Es war Geros letzte große That, zwei Jahre darauf starb der Treffliche. Nach seinem Tode ward seine Mark von Otto in sechs Teile geteilt, Markgraf Dietrich, der im Jahre 955 besiegte, erhielt die Nordmark mit der Obhut über die Bistümer Brandenburg und Havelberg. Ihm waren also fortab die Wilzen unterstellt.

Einige Jahre darauf begegnet uns Wichmann bei den Wagriern, wo es wieder Unruhen gegen seinen verhaßten Oheim anzuzetteln gab Die Wagrier hatten um diese Zeit ihre besonderen Fürsten, ums Jahr 967 war es Selibur. Er lebte mit dem Obotritenfürsten Mistiwoi — Widukind nennt ihn Mistav — in einer Feindschaft, die sie schon von ihren Vätern ererbt hatten. Ihre Ursache läßt sich erschließen aus dem schon oben erwähnten Bericht des arabischen Reisenden Ibrahim, der in dieser Zeit — wahrscheinlich 965 [24]) — die Wendenländer besuchte. Er nennt Nacco als den einzigen Fürsten im westlichen Teile der Slavenländer und stellt ihn den Fürsten („Königen") der Bulgaren, Böhmen und Polen als völlig an Rang gleich an die Seite. Sein Reich grenzt, wie er sagt, im Westen an Sachsen und an einen Teil von Mormân, womit wohl das Land der Normanen, Dänemark, gemeint ist. Dem Ibrahim ist also ein besonderer Fürst von Wagrien nicht bekannt geworden, ja, er rechnet die Landschaft augenscheinlich zu Naccos Gebiet, also besaß dieser damals eine Oberherrschaft auch über die Wagrier, die aber — so schließen wir aus der ererbten Feindschaft Seliburs gegen Naccos Nachfolger — von jenen nur widerwillig ertragen ward. Kurz nach Ibrahims Reise starben etwa um dieselbe Zeit Nacco wie Seliburs Vater, ihre beiden Söhne Mistiwoi und Selibur folgten ihnen.

Für die Wagrier bot dieser Thronwechsel die Veranlassung zu einem Versuche sich wieder selbstständig zu machen, wodurch sich der alte Streit erneuerte. Beide Fürsten wandten sich an den Herzog, und dieser entschied zu Gunsten Mistiwois, Selibur wurde verurteilt 15 Pfund Silber zu zahlen. Unwillig darüber griff er zu den Waffen und sandte eine Botschaft an Wichmann, der sich jedenfalls noch bei den Wilzen aufhielt, mit der Bitte, ihm zu helfen. Wichmann, dem nichts erwünschter war, als wenn er seinem Oheim Ungelegenheiten bereiten konnte, kam schnell mit einer Schar Gefährten, ward aber in der Hauptburg der Wagrier (Oldenburg?) von Mistiwoi eingeschlossen. Ein sächsisches Heer unter dem Herzog selbst verstärkte die Obotriten. Wichmann schlich sich nun mit wenigen Begleitern aus der Burg unter dem Vorwande, er wolle unter den Dänen Hilfsvölker gewinnen. Nach einigen Tagen ward Selibur durch Mangel an Lebensmitteln gezwungen, sich zu ergeben. Der Herzog ließ ihn hart an, erhielt aber die ebenso prahlerische wie verschlagene Antwort: „Warum wirfst Du mir Treulosigkeit vor? Siehe, infolge meiner Treulosigkeit stehen jetzt die, die weder Du noch Dein Herr, der Kaiser, besiegen konnten, wehrlos vor Dir." Der Herzog nahm ihm die Herrschaft über Wagrien und verlieh sie seinem Sohn, den er früher als Geisel bekommen hatte; es ist wahrscheinlich der später genannte Sederich. Wichmann entwich auf die Kunde von dem Falle der Burg wieder zu den Wilzen.

Er fand bei den Wilinen (den Bewohnern der großen wendischen Handelsstadt Julin) und darauf den Redariern bereitwillige Aufnahme und führte die vereinten Liutizenstämme zu einem Angriff auf Polen. Dies bedeutete zugleich einen Friedensbruch gegen das Reich, da Miesco des Kaisers Unterthan war. Miesco erhielt Zuzug von zwei Fähnlein böhmischer Reiter, lockte in der Schlacht durch verstellten Rückzug

seines Fußvolkes den Feind von seinem Lager fort und ließ ihn dann unerwartet im Rücken von seinen Reitern angreifen. Wichmann wollte nun entfliehen; da ihn aber seine Genossen des Verrates beschuldigten, so stieg er vom Pferde und setzte den Kampf zu Fuße fort. Mannhaft stritt er den ganzen Tag, in der Nacht legte er in seiner Rüstung einen weiten Weg zurück, um sich zu retten, ward aber bei Anbruch des nächsten Tages in einem Gehöfte von den Feinden eingeholt. Auch in dieser äußersten Not noch immer voll Adelsstolz, erklärte er, sich nur an Miesco selbst ergeben zu wollen. Während man nun eilte, diesen zu benachrichtigen, sammelte sich eine Menge Volks um ihn, und man griff ihn an. So erschöpft er auch war, hieb er dennoch viele nieder; schließlich, als ihn die Kräfte verließen, übergab er sein Schwert dem Vornehmsten der Feinde mit den Worten: „Nimm dieses Schwert und überbringe es deinem Herrn, damit er es zum Zeichen des Sieges seinem Freunde, dem Kaiser, übersende, auf daß dieser wisse, er könne nun eines erschlagenen Feindes spotten oder einen Blutsverwandten beweinen.“ Nach diesen Worten wandte er sich gegen Morgen, betete in seiner Muttersprache zum Herrn und hauchte dann seine Seele aus. So endete der tapfere Mann sein unruhvolles Leben, ein echter Vertreter des deutschen Adels jener Zeit, der, gegen persönliche Kränkung aufs äußerste empfindlich und stets mit der Hand am Schwerte, noch nicht gelernt hatte, seine persönlichen Gefühle dem höheren Interesse des Vaterlandes zum Opfer zu bringen.

Der Kaiser erhielt die Nachricht von diesen Ereignissen in Italien und schrieb darauf am 18. Januar 968 von Capua einen Brief an die sächsischen Großen, in dem es heißt: „Wir wollen, daß die Redarier, wenn sie, wie wir vernommen, eine solche Niederlage erlitten haben — ihr wißt ja, wie oft sie die Treue gebrochen und welches Unrecht sie verübt — keinen Frieden von euch erhalten sollen. Deshalb erwäget dies mit den Herzog Hermann und trachtet mit allen Kräften darnach, daß ihr durch ihre Vernichtung euer Werk vollendet. Wir selbst werden, wenn es nötig sein sollte, gegen sie ziehen.“ Es war eine bedeutungsvolle Stunde, als die sächsischen Großen auf dem Landtage zu Werle über diesen Brief in Beratung traten. Sie hatten, ehe er eintraf, den Redariern schon Friede gewährt und entschieden sich dafür, daß er aufrecht erhalten werden müsse, unter der Begründung, daß ein Krieg gegen die Dänen drohe und ihre Streitkräfte nicht ausreichten, um zwei Kriege zu gleicher Zeit erfolgreich zu führen. Der Dänenkrieg erwies sich freilich sehr bald als blinder Lärm, aber der Befehl des Kaisers blieb unausgeführt. Wir haben keinen Grund die sächsischen Großen, an deren Spitze doch ein Mann wie Herzog Hermann stand, bei dieser Entscheidung eigennütziger Motive zu zeihen und zu meinen, sie hätten um der guten Beute willen, die sie auf den Wendenfeldzügen zu gewinnen pflegten, den Fortbestand der Grenzfehden, wie er bei Erhaltung der Redarier zu erwarten war, gewünscht. Ihre Entscheidung, die übrigens der Kaiser anerkannte, wird nach bestem Wissen und Gewissen gefällt sein. Auch war ja der Befehl der Kaisers, das ganze Volk vom Erdboden zu vertilgen, furchtbar hart. Man hörte durch die

Worte des Briefes den Unwillen des Allgewaltigen, der damals auf der Höhe seiner weltumspannenden Macht stand, hindurchklingen, daß ihm, dem so viel Länder und Völker zu Füßen lagen, dieses kleine Völkchen hartnäckig Trotz zu bieten wagte, ein Frevel, dessen Wiederholung er durch Vertilgung der Schuldigen ein für alle Mal unmöglich zu machen beschloß. Allein schwerlich hat ihm bloße Gereiztheit die harten Worte diktiert, sondern ohne Zweifel auch die Erkenntnis, daß der eigentliche Herd des Widerstand in den wendischen Gebieten das Volk der Redarier sei. Das völlige Ausschneiden dieser Pestbeule schien das einzige Mittel, um endlich einen dauernden Frieden in den Wendenländern herzustellen, damit unter der Leitung des neuen Erzbistums Magdeburg, das Otto schon lange plante und noch im Jahre 968 stiftete, mit besserem Erfolge die Saat des Christentums unter den Wenden ausgestreut werden könnte, als es bisher möglich gewesen war. Und so grausam und hart Ottos Befehl auch erscheint, hat ihn nicht die Folgezeit gerechtfertigt? Wie oft haben nicht in den folgenden Jahrhunderten die Redarier den Aufruhr in den Wendenländern entflammt, und wie viel Blut hat nicht fließen müssen, bis schließlich doch geschah, was Otto gewollt hatte, bis schließlich das kleine Völkchen ausgerottet war! Vielleicht wäre das Geschick der Wenden ein ganz anderes geworden, wenn rechtzeitig ein harter, aber heilsamer Schnitt gemacht, wenn die widerspenstigsten unter ihnen, die Redarier, schon unter Otto dem Großen vertilgt und dafür deutsche Ansiedler in ihr Gebiet eingerückt wären.

Die Redarier erhielten ohne Zweifel Kenntnis von dem Brief und hüteten sich wohl den Zorn des Gewaltigen noch einmal zu reizen. Auch der Tod Wichmanns, des ewigen Unruhstifters, dessen Name fast von Ottos Thronbesteigung an mit allen Friedensbrüchen im baltischen Wendenlande verknüpft war, und die Verluste in der Schlacht gegen die Polen mögen dazu beigetragen haben, ihnen die Fortsetzung des Kampfes zu verleiden. Sie hielten $1\frac{1}{2}$ Jahrzehnte Frieden; auch im Obotritenlande ward seit Seliburs Absetzung die Ruhe nicht wieder gestört, und das Werk der Bekehrung konnte nun beginnen.

Stiftung des Bistums Oldenburg und Bekehrung der Obotriten.

Um diese Zeit starb Bischof Marco von Schleswig, dem auch das Obotritenland und Wagrien unterstellt war. Nach einer späten Nachricht soll er die Völker der Wagrier und Obotriten mit dem Wasser der heiligen Taufe benetzt haben, allein dies wird dadurch widerlegt, daß noch im Jahre 967 in Oldenburg, dem späteren Bischofssitze und demjenigen unter den obotritischen Hauptorten, der Schleswig am nächsten lag, das Heidentum in voller Blüte stand; man erbeutete dort nämlich bei der Eroberung der Feste das eherne Bild eines wendischen Gottes, der dort also noch Verehrung genossen haben muß.

Waren die Wagrier damals noch Heiden, so ist von den Obotriten das Gleiche wahrscheinlich. Vielleicht hatten sich einzelne Fürsten oder Edle, um des Verhältnisses zu den Deutschen willen zur Annahme der Taufe bereit finden lassen, wie dies schon unter Heinrich I. von einem Obotritenfürsten erzählt wird, tieferen Boden kann aber das Christentum im ganzen Bereiche des Hamburger Sprengels bis zum Jahre 967 unter den Wenden noch nicht gefaßt haben. Indessen war die allgemeine Lage im Norden und Osten Europas damals für die Mission so günstig wie noch nie. Miesco von Polen hatte im Jahre 966 das Christentum angenommen, ungefähr um dieselbe Zeit auch König Harald von Dänemark; im Havellande bestanden die Bistümer ungestört fort, so daß man am päpstlichen Hofe bereits von der vollzogenen Bekehrung des Volkes der Slaven sprach. Im Jahre 965 hatte Otto den Zehnten von der Silberabgabe aus den Gebieten der Redarier, Tollenser und Circipaner dem St. Moritzkloster zu Magdeburg verliehen, mit dessen Rechten und Besitzungen dann das neue Erzbistum Magdeburg ausgestattet ward, durch dessen Begründung im Jahre 968 der Kaiser endlich einen lang gehegten Lieblingswunsch befriedigt sah. Dem Erzbistum wurden die Diöcesen Brandenburg und Havelberg wie auch die vier neuen Bistümer Meißen, Merseburg, Zeitz und Posen unterstellt. Endlich erhielt nun auch das wendische Gebiet des Hamburger Sprengels nach Marcos Tode ein eigenes Bistum in Oldenburg, der Hauptstadt Wagriens [26]; sein erster Bischof wurde Egward. Die Stiftungsurkunde ist verloren gegangen, ein unersetzlicher Verlust auch für unsere Landesgeschichte, besonders deswegen, weil wir aus ihr eine zweifelfreie Kenntnis der Regierungsrechte würden schöpfen können, die Otto um diese Zeit im Obotritenlande besaß. Helmold, der Verfasser der Slavenchronik, der im zwölften Jahrhundert, zwei volle Jahrhunderte nach Ottos I. Zeit, lebte und schrieb, giebt an, daß die Höfe Buzu (Bosau, wo Helmold Pfarrer war) und Nezenna (Guissow a. d. Trave) in Wagrien zur ersten Ausstattung des Bistums gehört hätten. Im Obotritenlande sollen nach ihm in den Landschaften Tassow, Cuscin (Quetzin b. Plau) und Müritz Burgen mit ihren Burgwarden bischöflicher Besitz gewesen sein, ja in jedem Burgbezirke seines Sprengels soll der Bischof Besitzungen gehabt haben. Wieviel von diesen Angaben richtig ist, entzieht sich unserer Kontrolle. Von der letzten — jedenfalls übertreibenden — Behauptung abgesehen sind die Angaben an sich nicht unglaubwürdig, doch immerhin nicht zweifellos.

Noch verdächtiger als Helmolds Nachrichten über die Güter des Bistums ist seine Behauptung, es sei aus der ganzen Diöcese von jedem Pfluge, dem ein Paar Rinder oder ein Pferd gleichgestellt wird, ein Maß Korn, 40 Bund Linnen und 13 Münzen aus reinem Silber (Denare) gezahlt, von denen eine der Einsammler, die übrigen der Bischof erhalten habe [27]. Aus Ottos Zeit ist kein anderes Beispiel eines solchen Zinses bekannt, wohl aber bestand eine ähnliche Einrichtung in der Zeit Heinrichs des Löwen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Tradition unter der Geistlichkeit des Oldenburger Sprengels die Verhältnisse der späteren Zeit fälschlich in die frühere verlegt hat, um An-

sprüchen, die sie in der Zeit der Erneuerung der Bistümer erhob, ein höheres Alter und damit den Schein einer besseren Berechtigung zu verleihen; Fälschungen der Art sind ja im Mittelalter überaus häufig gewesen. Wir haben also von der ersten Ausstattung des Oldenburger Bistums keine sichere Kenntnis, doch wird sie nicht weniger reich ausgefallen sein als die seiner südlichen Nachbarn Der erste Oldenburger Bischof hieß Egward; ihm wie seinen beiden Nachfolgern Wago und Eziko schreibt Adam von Bremen die Bekehrung der Obotriten zu. Nach seiner Schilderung war ihr Wirken von dem reichsten Erfolge begleitet, das Obotritenland überzog sich mit Kirchen, ja selbst Mönchs- und Nonnenklöster entstanden in ziemlicher Anzahl. Von den 18 Gauen, in die sich der Oldenburger Sprengel teilte, sollen alle bis auf drei — jedenfalls die drei östlichsten, die im Gebiet der Kessiner — zum Christentum bekehrt worden sein. Zur Beglaubigung beruft sich Adam auf den Dänenkönig Sven Estrithson als seinen Gewährsmann, von dem ein Verwandter — wahrscheinlich allerdings erst im Anfang des elften Jahrhunderts — Propst in Oldenburg gewesen war. Auf diesen gehen also Adams Nachrichten zurück. Freilich zum inneren Besitztum der Wenden wurde das Christentum jedenfalls nicht, wie sich nur allzubald zeigen sollte. Und ob nicht überhaupt die lebhafte Phantasie, mit der Adam begabt war, ein wenig bei seiner Schilderung mitgesprochen und ihm ein Idealbild in die Feder diktiert hat, mit dem sich die Wirklichkeit nicht deckte [28]? Nach seiner Meinung soll 70 Jahre lang, in der ganzen Zeit der Ottonen, also 936—1002, Friede im Wendenlande geherrscht und das Christentum geblüht haben. Bei näherer Betrachtung aber schrumpfen diese 70 Jahre auf 15 zusammen (967—983). Ist es möglich, daß sich in dieser kurzen Zeit das ganze Obotritenland mit Kirchen und Klöstern gefüllt hat? Schon die Kürze der Zeit und noch mehr die Leichtigkeit, mit der das Christentum wie ein äußerlich angelegtes Gewand abgeworfen ward, rechtfertigt und fordert den Zweifel. Nicht daß die Schilderung völlig zu verwerfen wäre: die Existenz eines Klosters in Mecklenburg, sogar eines Nonnenklosters, ist für diese Zeit, wie wir sogleich sehen werden, auch anderweitig beglaubigt; aber wir werden Adams begeisterte Schilderung auf das rechte Maß zurückführen müssen. Der richtige Kern darin wird sein, daß nach Stiftung des Bistums Oldenburg die Missionsarbeit in 15 von den 18 Gauen des Sprengels in Angriff genommen werden konnte, während der äußerste Osten des Sprengels noch von der Mission nicht unberührt blieb.

Überdies ist noch ein anderes Bild über diese Zeit erhalten von wesentlich trüberen, aber getreueren Farben: Helmolds Erzählung vom Wendenfürsten Billug und seiner Tochter Hodica [29]). Sie lautet: Bischof Wago, der in größter Glückseligkeit (!) unter den Slaven lebte, soll eine schöne Schwester gehabt haben, auf die ein Fürst der Obotriten Namens Billug sein Auge warf. Dieser machte dem Bischof wiederholt Anträge, aber einige der Freunde des Bischofs widerrieten die Annahme derselben und sagten, es sei nicht recht, eine so schöne Jungfrau mit einem so ungebildeten und rohen (!) Manne zu verbinden. Billug that, als merke er diese Kränkung nicht, und hörte, von Liebe getrieben, nicht

auf, seine Bitten zu erneuern; der Bischof aber begünstigte, aus Furcht, der jungen Kirche möchte sonst schweres Unheil erwachsen, seine Werbung und gab ihm seine Schwester zur Gemahlin. Sie gebar ihm eine Tochter Namens Hodica, die ihr Oheim, der Bischof, in einem Nonnenkloster erziehen und in der heiligen Schrift unterweisen ließ und dann den Klosterjungfrauen zu Mecklenburg als Äbtissin vorsetzte, obgleich sie noch nicht die gehörigen Jahre erreicht hatte. Dies ertrug ihr Bruder — jedenfalls ein älterer Stiefbruder — Missizlav, der das Christentum heimlich haßte und fürchtete, es möchte sich durch diesen Vorgang fremde Sitte in jenen Landen einnisten, mit Unwillen. Er tadelte oft den Vater, daß er verblendet nichtige Neuerungen liebe und sich nicht scheue, von dem Brauche der Väter abzuweichen. Allmählich ward der Vater wankend, und nur die Furcht vor der Tapferkeit der Sachsen hielt ihn davon zurück, seine Gattin zu verstoßen.

Eines Tages nun kam der Bischof zur Visitation nach Mecklenburg. Dahin war auch Billug nebst den Großen des Landes geeilt, um ihn mit heuchlerischer Ehrerbietung zu empfangen. In seiner Anrede an den Bischof sagte er ihm großen Dank für die Sorge, die er um das Seelenheil seiner Unterthanen trüge, und knüpfte daran die Bitte, der Bischof möchte ihm die Einsammlung des Bischofszinses übertragen und denselben zum Unterhalt für seine Nichte bestimmen. Dafür wolle er zum Besitz des Bistums Dörfer im Gebiet der einzelnen Burgen im Lande hinzufügen, die der Bischof selbst sich auswählen möge. Der Bischof, der die Hinterlist nicht merkte, bewilligte das Gesuch und wählte sich eine Anzahl Dörfer von bedeutendem Umfang aus, den Zins aber übertrug er seinem Schwager. Eine Zeit lang verweilte er dann noch bei den Obotriten, um seine Güter unter Anbauer zur Bearbeitung zu verteilen, und kehrte dann ins Land der Wagrier zurück. Denn dort war der Aufenthalt für ihn passender und ohne Gefahr. (!) Eine geraume Zeit nachher nun nahm, da Bischof Wago, anderweitig beschäftigt, das Land der Obotriten selten besuchte (!), Billug mit seinem Sohne Missizlav die Gelegenheit wahr und setzte seinen hinterlistigen Plan ins Werk. Er begann nämlich die bischöflichen Besitzungen, die der Bischof ihm als seinem Vasallen und Verwandten zu bewahren anvertraut hatte, heimlich zu plündern und zu verwüsten und ließ unvermerkt den Anbauern durch seine Leibeigenen Pferde und andere Habseligkeiten diebischer Weise entwenden. Seine Absicht ging dahin, den Bischof nicht nur des Zehnten, sondern auch seiner Besitzungen zu berauben, damit der Dienst Gottes unterginge. Schließlich entdeckte der Bischof bei einem neuen Besuche des Obotritenlandes die Umtriebe; bestürzt machte er seinem Schwager freundliche Vorstellungen, dieser aber leugnete alles ab, schob die Schuld auf Straßenräuber aus Rügen oder dem Wilzenlande und versprach Abhülfe; der Bischof ließ sich begütigen. Kaum aber war er wieder abgereist, da brachen jene sofort ihr Versprechen, ja sie beraubten nun nicht blos die Dörfer, sondern zündeten sie auch an. Überdies bedrohten sie alle Ansiedler auf den bischöflichen Gütern mit dem Tode, wenn sie sie nicht so schnell wie möglich verließen. So lagen jene Besitzungen bald wüst und leer. Dazu löste

Billug seine Ehe mit der Schwester des Bischofs auf und verstieß sie. Die Äbtissin Hodica ward schließlich von ihrem Bruder aus dem Kloster entführt und mit einem gewissen Boleslav vermählt. Die übrigen Nonnen gab Misizislav teils seinen Kriegern zu Frauen, teils schickte er sie ins Land der Wilzen oder Ranen. So ward das Kloster öde und leer. Der letzte Teil der Erzählung fällt nach Helmolds Meinung erst in die Zeit Ottos III. Doch darf die ganze Erzählung, so wie sie überliefert ist, nicht als beglaubigte Geschichte betrachtet werden, schon deshalb, weil sie erst etwa 200 Jahre nach den geschilderten Ereignissen niedergeschrieben ist. Auch erweckt sie in ihren Einzelheiten den schwersten Verdacht. Die Ablösung des Wendenzinses durch Abtretung einer Anzahl von Landgütern fällt mit dem Wendenzinse selbst, den wir schon oben als unglaubwürdig erkannten. Auch sonst sind in der Erzählung Einzelheiten aus den Verhältnissen des zwölften Jahrhunderts entlehnt, so erinnern die Schicksale der Kolonisten auf den Gütern des Bischofs an die Erlebnisse der wagrischen Ansiedler zur Zeit Heinrichs des Löwen; daß es schon zu Ottos I. Zeit möglich war, deutsche Bauern — und deutsche sind doch wohl gemeint, obgleich es nicht ausdrücklich gesagt wird — im Obotritenlande anzusiedeln, ist unwahrscheinlich. Indessen so viel auch an der Erzählung Erfindung sein mag, einen älteren Kern, an den diese sich anschloß, wird sie enthalten; die Sage von dem Wendenfürsten Billug und seiner Tochter Hodica wird echte Überlieferung aus der ottonischen Zeit sein. Einer der Wendenfürsten wird wirklich die Schwester des Bischofs Wago heimgeführt haben, in Mecklenburg wird wirklich ein Jungfrauenkloster bestanden haben, dessen Äbtissin Wagos Nichte Hodica ward, und das dann bei einer der späteren Empörungen aufgehoben ward.

Auch die Zeit dieser Ereignisse läßt sich annähernd bestimmen, vorausgesetzt daß der Name des Bischofs richtig überliefert ist. Wir kennen Wagos Zeit nicht genau, doch muß er bald auf Egward gefolgt sein, da sein Nachfolger Ezico noch von Erzbischof Adaldag ordiniert ward, der im Jahre 988 starb. Wir werden dadurch auf die Zeit des Mistiwoi oder Mistav geführt, mit dem der Billug der Erzählung identisch sein wird. Ob er den sächsischen Namen Billung bei seiner Taufe erhalten hatte, oder ob der Name überhaupt irrtümlich in die Tradition hineingeraten ist, muß dahingestellt bleiben. Das Wertvollste an der Erzählung ist aber der Einblick, den sie in die unsichere Stellung der Bischöfe im Wendenland und in die Stimmung unter den Wenden selbst gewährt, um dieselbe Zeit, in der nach Adam von Bremen das Christentum in ungestörter Blüte unter den Obotriten gestanden haben soll. Bischof Wago, der offenbar im Grunde die Ansicht seiner abratenden Freunde über den Obotritenfürsten teilt, wagt doch nicht ihm die Hand seiner Schwester abzuschlagen, da er ihn zu erzürnen fürchtet. Trotz der nahen Verwandtschaft, die durch die Ehe geknüpft wird, betritt er das Obotritenland doch nur ganz vorübergehend, und lebt lieber auf den großen Höfen in Wagrien, in unmittelbarer Nähe der holsteinischen Grenze: „denn die Slaven sind von Natur treulos und bösartig, und man muß sich vor ihnen hüten"; hier haben wir den Grund, warum der Sitz des

Bistums für die Obotriten nach Wagrien und nicht in das Zentrum des Obotritenlandes verlegt ward, man durfte dies noch nicht wagen, wenn man nicht den Bischof steter Gefahr aussetzen wollte, und es gab noch keine deutschen Besatzungen im Obotritenlande, wie in Havelberg und Brandenburg, die ihn hätten schützen können. Eine Zeitlang wird der Obotritenfürst durch die Liebe zu seiner deutschen Gattin bei der Sache des Christentums festgehalten, bald ist es nur noch die Furcht, die ihn im Zaume hält, sein Sohn vollends ist nur äußerlich Christ und haßt die fremde Stiefmutter wie die fremde Religion.

Also Widerwille und heimlicher Haß waren und blieben die Gefühle, mit denen die Wenden die deutsche Herrschaft wie die aufgedrungene Religion ertrugen. Nicht ernster gemeint, als die Ergebenheitsversicherungen, mit denen Billung den Bischof betrog, werden die Huldigungen gewesen sein, mit denen nach Ottos Rückkehr aus Italien im Anfang des Jahres 973 kurz vor seinem Tode die wendischen Gesandtschaften auf dem großen Reichstage zu Quedlinburg dem Throne ihres Herren nahten. So imposant auch der Eindruck dieser glänzenden Versammlung war, so gewaltig die erreichten Erfolge, auch im Wendenland: alles stand doch auf unsicheren Füßen. Es war Otto nicht gelungen, und es war auch bei der Schärfe des nationalen Gegensatzes zwischen Deutschen und Wenden nicht möglich, beide Völker zu einem zu verschmelzen, wie es mit den Sachsen und Franken Karl dem Großen gelungen war. Für die Wenden war und blieb die deutsche Herrschaft eine Knechtschaft, der sie sich nur so lange fügten, als sie mußten, und die Bekehrung zum Christentum ein Abfall von den geheiligten Überlieferungen der Väter, zu deren Übung sie nicht aufhörten sich zurückzusehnen. Zäh und geduldig harrten sie auf die Stunde der Befreiung.

V.

Das Wendenland vom Jahre 973 bis zum Jahre 1043.

Otto der Große starb den 7. Mai 973, wenige Monate vorher (den 27. März) hatte Herzog Hermann das Zeitliche gesegnet. Der Regierungsantritt des neuen Herrschers verband sich also für die Wenden mit der Einsetzung eines neuen Herzogs; es war Bernhard I., Hermanns Sohn. Da sich dieser Wechsel der beiden leitenden Persönlichkeiten ohne Erschütterung der inneren Ruhe des Reiches und Sachsens vollzog, so hielten die Wenden an sich, und Otto II. konnte am 5. Juni in Magdeburg dem St. Moritzkloster die Schenkung des Silberzehnten aus den liutizischen Gauen der Ukraner, Riezaner, Redarier, Tollenser und Cir.ipaner bestätigen. Auffallender ist, daß selbst im folgenden Jahre, als König Harald von Dänemark den Frieden brach, die Wenden sich dadurch nicht mit fortreißen ließen und auch der großen Verschwörung, die im Jahre 974 im Süden des Reiches unter der Führung Heinrichs von Baiern entstand, und an der sich Boleslav von Böhmen und Miesco von Polen beteiligten, völlig fern blieben. Den Schlüssel zu diesem reichstreuen Verhalten bietet für die Liutizen die bittere Feindschaft, in der sie zu Polen standen, und, was die Obotriten betrifft, so war ihr Fürst Mistiwoi als Schwager des Bischofs von Oldenburg noch nicht geneigt mit dem Kaiser und dem Reiche zu brechen, er beteiligte sich vielmehr an dem Zuge, den der Kaiser im Jahre 974 nach Dänemark unternahm.

König Harald hatte noch auf dem Reichstage zu Quedlinburg Gesandte mit Ergebenheitsversicherungen und Geschenken geschickt, stand aber schon bei Ottos I. Lebzeiten in dem Rufe, ein Gegner des Reiches zu sein. Nach Ottos Tod warf er die Maske ab, durchbrach die Verschanzungen, die von den Deutschen dem Danevirk gegenüber angelegt waren, und überschwemmte mit seinen Scharen Nordalbingien. Auch den Norweger Jarl Hakon, der damals sein Dienstmann war, entbot er und ließ ihn das Danevirk besetzen. Der junge Kaiser säumte nicht, nachdem er in Süddeutschland vorerst den Anstifter des Aufruhrs, Heinrich von Baiern, beseitigt hatte, sein Schwert gegen die alten Feinde des Reiches an der Nordgrenze zu ziehen. Im Herbst des Jahres 974 rückte er mit einem Kriegsheer heran, das aus den Sachsen unter ihrem neuen Herzog Bernhard und den unterthänigen Wenden und außerdem noch aus Franken und Friesen bestand, die deutschen Grenzschanzen wurden wieder erobert, aber ein Sturm auf das Danevirk scheiterte an Hakons tapferer Verteidigung. Der Kaiser wich ein wenig zurück und wandte sich nach

Osten die Schlei entlang. Hier zog er die wendische Flotte an sich, setzte mit ihrer Hilfe über die Schlei, besiegte, nachdem er so das Danevirk umgangen, den König Harald in einer großen Schlacht und zwang ihn zurückzuweichen. Nach der dänischen, allerdings stark sagenhaft gefärbten Überlieferung soll dieser Rückzug bis auf die Insel Marsoe im Limfjord geführt haben, und Otto soll unter Verheerung des Landes bis an den Limfjord vorgedrungen sein. Harald knüpfte dann Unterhandlungen an; sie führten zu einem Friedensschlusse, in dem er seinen Sohn als Geisel stellte und seinen ganzen Schatz auslieferte, auch für die Zukunft Tributzahlung versprach [1]). Kaiser Otto II. also ist es gewesen, nicht wie Adam von Bremen behauptet, Otto I., der Jütland als Sieger durchzogen hat, und die Obotriten haben ihm dabei Heeresfolge geleistet. Es war das zweite Mal, daß sie in der Gefolgschaft der Franken und Sachsen Dänemarks Boden betraten. Diesmal aber fochten sie mit besserem Glück als unter Ludwig dem Frommen, und für den glücklichen Ausgang des Feldzuges gab neben der siegreichen Schlacht der Umstand den Ausschlag, daß die Wenden jetzt für das deutsche Heer eine Flotte zu stellen vermochten. Freilich, daß man versucht hätte, diese zu einer deutschen Reichsflotte zu entwickeln, um mit ihrer Hülfe die Ostsee zu beherrschen, daran lag jeder Gedanke dieser Zeit völlig fern.

Die Erneuerung der Urkunden Ottos I über die Handelsfreiheit der Magdeburger Kaufleute (S. o. S. 21) und über die Schenkung des wendischen Silberzinses an das St. Moritzkloster im Jahre 975 verbürgen den Fortbestand des Friedens in den Wendenländern auch für dieses Jahr. Und doch waren und blieben sie ein unsicherer Besitz. Noch unter Otto II. sollte sich dies zeigen. Zum Jahre 977 meldet der westfränkische Chronist Sigebert von Gembloux, die Liutizen seien ins Heidentum zurückgefallen; weiteres ist darüber nicht bekannt geworden, auch kann der Rückfall nur vorübergehend gewesen sein, denn die kirchlichen Einrichtungen blieben noch bei Bestand. Wie gefährdet aber die Lage der Bischöfe in den wendischen Diöcesen war, mußte im Jahre 980 Bischof Dodilo von Brandenburg erfahren, der von den „Seinen", d. h. jedenfalls von den Wenden seiner Diöcese erdrosselt ward [2]). Es waren die Vorboten des bevorstehenden Sturmes. Die Niederlage, die Otto II. bei Cotrone in Unteritalien im Jahre 982 erlitt, zerstörte den Nimbus, der seit Ottos I. gewaltigen Erfolgen den deutschen Namen noch umgab, und zog, während sie in Italien kaum üble Folgen hatte, eine schwere Erschütterung der deutschen Herrschaft in den Wendenländern und den Umsturz des Missionswerkes nach sich.

Noch vor den Wenden schlugen die Dänen los. Während Herzog Bernhard auf der Reise nach Italien war, um dort in Verona, dem Rufe des Kaisers folgend, mit diesem und den anderen Fürsten Rats zu pflegen, wie die Niederlage bei Cotrone wieder gut gemacht werden könne, streiften die Dänen über die deutsche Grenze, nahmen eine im Jahre 974 erbaute Feste mit List und zerstörten sie. Auf die Nachricht hiervon kehrte der Herzog um. Ob er gegen die Dänen gekämpft hat,

wird nicht berichtet. Jedenfalls erwies sich die von ihnen drohende Gefahr geringer, als es den Anschein gehabt hatte.*)

Aber dem dänischen Streifzug folgte der Aufruhr in den Wendenländern auf dem Fuße. Neben dem Beispiel der Dänen gab eine persönliche Beleidigung des Obotritenfürsten den letzten Anstoß [3]).

In den Randbemerkungen, mit denen das Geschichtswerk Adams von Bremen teils von ihm selbst teils von späteren Lesern versehen ist, findet sich darüber die folgende Erzählung: Ein Herzog der Slaven bat um die Hand einer Nichte des Herzogs Bernhard für seinen Sohn, und sie ward ihm versprochen. Darauf sandte der Wendenfürst seinen Sohn nach Italien mit tausend Reitern, die aber fast alle dort den Tod fanden. Als dann der junge Wendenfürst die ihm zugesagte Braut verlangte, trat Markgraf Dietrich (von der Nordmark, Geros Nachfolger) dazwischen und äußerte, man dürfe die Blutsverwandte des Herzogs nicht einem Hunde geben. Hiermit bricht die Erzählung bei Adam ab, Helmold weiß mehr zu berichten. Nach ihm war es Mistiwoi, der sich um die Verwandte des Herzogs bewarb. Wie Helmold erzählt, entfernte sich Mistiwoi nach der Beschimpfung durch den Markgrafen unwillig, der Herzog aber, der ihn nicht erzürnen wollte, suchte ihn durch nachgesandte Boten zu beschwichtigen, die ihm die Gewährung seines Wunsches mitteilten und ihn aufforderten die Ehe zu vollziehen. Der Wendenfürst aber erwiderte den Boten: „Die hochgeborene Nichte eines großen Herzogs muß einem hochgeborenen Manne vermählt, nicht aber einem Hunde gegeben werden. Das also ist der Dank, der uns für unsere Dienste zu Teil wird, daß wir für Hunde, nicht für Menschen erklärt werden. Nun denn, wenn der Hund stark ist, so wird er tüchtig beißen." Nach diesen Worten kehrte er ins Slavenland zurück und eilte nach Rethre. Hier rief er alle umwohnenden Slavenstämme zusammen und erzählte ihnen die erlittene Beschimpfung. Die aber riefen: „Die Kränkung hast Du verdient, weil Du Deine Stammgenossen hintangesetzt und die Sachsen, das treulose und habsüchtige Volk, gehegt und gepflegt hast. Darum schwöre uns nun, daß Du von ihnen lassen willst, so werden wir zu Dir halten." Und er leistete den Schwur. Soweit Helmold. Er setzt freilich wie auch Adam die ganze Begebenheit in eine viel spätere Zeit, aber die Schlacht, in der die wendischen Reiter so starke Verluste erlitten haben sollen, kann nur die des Jahres 982 sein. Und zu den Ereignissen dieser Zeit stimmt die Erzählung, die überdies das gespannte Verhältnis zwischen den Deutschen und den Wenden trefflich beleuchtet, in ihren wesentlichen Zügen so gut, daß kein Grund ist, sie ins Reich der Fabeln zu verweisen. Nur kann der

*) Dänemark ward in den nächsten Jahren der Schauplatz innerer Kämpfe. Die heidnische Partei, an ihrer Spitze des Königs Sohn Sven Gabelbart, lehnte sich gegen Harald auf; dieser ward geschlagen und mußte nach der Jomsburg flüchten, wo er am 1. November 985 starb. Sven war, obgleich in seiner Jugend getauft, ein bitterer Feind des Christentums und rottete die neue Lehre in ganz Dänemark wieder aus. Zwar ward er sehr bald durch König Erich von Schweden vertrieben, aber auch dieser war Christenfeind. Nach langen Wikingerfahrten kam Sven (ums Jahr 1000) wieder in den Besitz seines Reiches und übte nun Duldung gegen das Christentum, das dadurch zum endgültigen Siege in Dänemark gelangte.

Name Mistiwoi für den Sohn des Obotritenfürsten nicht richtig sein. Helmold entnimmt ihn willkürlich einem andern Berichte, nach dem er vor dieser Erzählung den Mistiwoi als einen der Führer des Aufstandes bezeichnet hat. So war es auch, aber Mistiwoi war der Vater des jungen Fürsten und Gatte der Schwester des Bischofs Wago, der Sohn ist Miszislav oder richtiger Mistizlav, den wir schon als Mistiwoi-Billugs Sohn kennen gelernt haben. Der Hergang ist also folgender: Der Vater, Mistiwoi, wünschte den Sohn enger an die deutsche Sache zu ketten und warb deshalb beim Herzog Bernhard für ihn um dessen Verwandte. Mistizlav war im Grunde seines Herzens dem Christentum wie dem Deutschtum abgeneigt, war aber doch für die Ehre mit dem sächsischen Herzogshause in Verwandtschaft zu treten nicht unempfänglich und ließ sich in Folge dieser verlockenden Aussicht zur Teilnahme am Zuge nach Italien bereit finden. Die Kränkung, die er nach seiner Rückkehr aus Italien erlitt, als er nun selbst vor den Herzog trat, um die verheißene Braut zu begehren, brachte nicht nur bei ihm die alte deutschfeindliche Gesinnung wieder zum Durchbruch, sondern entfremdete auch Mistiwoi den Deutschen. Ohne Zweifel fällt die Verstoßung seiner deutschen Gattin wie die Einäscherung der bischöflichen Höfe in diese Zeit und hängt mit der Beleidigung Mistizlavs unmittelbar zusammen. Das Kloster Mecklenburg ließ Mistiwoi um seiner Tochter willen noch bestehen, wie er denn überhaupt mit dem Christentum noch nicht ganz brach und auch seinen Kaplan noch nicht entließ. Doch übernahm er als regierender Fürst die Führung auf dem Rachezug selbst, nachdem Mistizlav in Rethre das gleichzeitige Losschlagen der Obotriten und Liutizen verabredet hatte.

Es erfolgte Ende Juni 983. Der Ausbruch der lange verhaltenen Wut war furchtbar. Am 29. Juni ward Havelberg überfallen, die Besatzung niedergehauen und der Bischofssitz mit der Kirche daselbst zerstört. Drei Tage später erlitt Brandenburg dasselbe Schicksal. Hier entkam der Bischof und die Besatzung mit genauer Not, die übrigen Geistlichen wurden gefangen. Die Leiche des Bischofs Dodilo ward aus dem Grabe gerissen und des Priesterschmuckes beraubt, der noch unversehrt war, der ganze Schatz der Kirche geplündert und viel Blut vergossen. Inzwischen war Mistiwoi über die holsteinische Grenze vorgedrungen, seine Scharen stürmten, plünderten und verbrannten Hamburg, wo viele aus dem Clerus und den Bürgern gefangen, noch mehr getötet wurden. Neben Mistiwoi wird noch Mizzidrog — vielleicht ein Wagrierfürst — als Führer genannt. Bei dem Brande von Hamburg soll ein Wunder geschehen sein, das Avico, der Kaplan des Obotritenfürsten, dem Bischof Thietmar später erzählte, als er aus dem Obotritenlande nach Merseburg geflüchtet war. Es habe sich eine goldene Hand mit ausgestreckten Fingern vom Himmel mitten in die Feuersbrunst hinabgesenkt und sich dann geschlossen wieder in die Wolken zurückgezogen. Staunend und voll Schrecken hätten die Wenden dies gesehen. Der fromme Bischof wußte das Wunder zu deuten: Die Reliquien der Heiligen seien von der Hand des Herrn zum Himmel emporgeholt.

Während darauf die Obotriten ganz Nordalbingien verwüstend überschwemmten, überschritten die Wilzen die Elbe nördlich von Magde-

burg und begannen auch dort alles mit Feuer und Schwert zu verheeren. Bis zum Kloster Kalbe an der Milde breitete sich die Verwüstung aus. Seine Zerstörung wird von späteren Geschichtsquellen aus Mißverständnis der Schilderung Thietmars dem Obotritenfürsten zugeschrieben, und an diesen Irrtum hat die Phantasie der Mönche eine erbauliche Erzählung geknüpft über Mistivois Tod. Er soll in Wahnsinn verfallen sein, so daß man ihn binden mußte, und unter den Rufen: „Der heilige Laurentius verbrennt mich“ den Geist ausgehaucht haben, ehe ihm die Fesseln abgenommen werden konnten.

Allein im nächsten Jahre begegnet uns derselbe Mistiwoi unter den Lebenden, und wahrscheinlich ist er erst eine Reihe von Jahren später gestorben. Sollte er vor seinem Tode in Phantasien verfallen sein, daß man ihn binden mußte, so wird der heilige Laurentius doch schwerlich sein Gewissen bedrückt haben. Die Zerstörer von Kalbe sind ohne Zweifel Liutizen gewesen.

Deren Heer, das über die Elbe gedrungen war, bestand nach Thietmars Angabe aus mehr als dreißig Scharen. Ihm hatten die Deutschen nicht sogleich eine entsprechende Truppenmacht entgegenzustellen, doch rüsteten sie schnell zum Widerstande. Erzbischof Giseler von Magdeburg und Markgraf Dietrich sammelten das sächsische Aufgebot und zogen herbei, um die Wenden zu vertreiben. Sie trafen sie an der Tanger (bei Tangermünde), und die Wenden erlitten hier eine Niederlage, bei der nur wenige entkommen sein sollen. Ihre Wirkung erstreckte sich aber nur auf das linke Ufer der Elbe [1]). Rechts der Elbe war das ganze Liutizenland für lange Zeit dem deutschen Reiche wie dem Christentum verloren gegangen. Der Kriegsgott Radegast hatte sich mächtiger erwiesen als der Gott der Christen, sein Tempel zu Rethre bildete fortab den Mittelpunkt der liutizischen Landschaften, und seine Priesterschaft übte über die verschiedenen Stämme eine Art königlicher Oberherrschaft aus. Etwas anders war die Lage bei den Obotriten. Ihre Schilderhebung war weniger gegen das Christentum gerichtet als ein Racheakt für eine persönliche Beleidigung gewesen. Doch konnte selbstverständlich von Fortschritten der Mission bei der Unruhe des nächsten Jahrzehntes auch bei ihnen nicht die Rede sein. In politischer Beziehung zeigt das Verhalten des Obotritenfürsten in der nächsten Zeit einen charakteristischen Unterschied von dem der Liutizen. Während diese der Streit, der nach Ottos II. Tode um die Vormundschaft des jungen Königs in Deutschland sich erhob und sich zu einem Kampf um die Krone zu verschärfen drohte, nur insofern interessierte, als sie während seiner Dauer ungestraft plündern konnten, ergriff Mistiwoi in dem Streite selbst Partei. Als Heinrich (der Zänker), der unter Otto II. abgesetzte Herzog von Baiern, der Otto III. vom Throne zu verdrängen suchte, seine Anhänger Ostern 984 zu Quedlinburg zusammenrief und sich von ihnen zum König ausrufen ließ, erschien neben Miesco von Polen und Boleslav von Böhmen auch Mistiwoi vor ihm, leistete gleich den beiden anderen Slavenfürsten den Treueid und versprach ihm seinen Beistand. Klar genug liegen die Gründe für diese Stellungnahme zu Tage. Schon der Gegensatz zu Herzog Bernhard, der ein Anhänger Ottos war, mußte

den Obotritenfürsten auf die Seite Heinrichs treiben. Von diesem war keine Bestrafung der Zerstörung Hamburgs zu befürchten, vielmehr eine ehrenvolle Stellung und ein größeres Maß von Freiheit zu erhoffen. Auf alle Fälle war schon Zeit gewonnen, wenn in Deutschland innerer Hader sich entzündete. Indessen sah sich Heinrich bald genötigt, den jungen Kaiser auszuliefern und seinen Anspruch auf die Krone fallen zu lassen. Miesco und Boleslav beeilten sich nun ihren Frieden mit Otto zu machen und huldigten Ostern 985 in Quedlinburg. Mistiwoi blieb aus, auch die Liutizen verharrten in ihrer feindseligen Haltung. Gegen sie ward noch in demselben Jahre ein Feldzug unternommen, bei dem Miesco von Polen die Kaiserlichen unterstützte. Weit umfassender war der Zug des Jahres 986, er galt auch Boleslav von Böhmen, der mit Miesco von Polen in Streit geraten und dadurch dem Reiche wieder entfremdet war. Auf seiner Seite standen die Liutizen, alte Freunde seiner Familie. Die Deutschen und Polen sollen im Jahre 986 46 feste Plätze im Wendenland erobert und zerstört haben, von denen gewiß manche im Liutizenlande zu suchen sind.

987 folgt ein neuer Feldzug, der die Unterwerfung Boleslavs erzwang[5]). Aber schon 990 war er, wieder mit Unterstützung der Liutizen, von neuem im offenen Kampfe mit Polen begriffen, in den auch die Reichsverweserin Theophano auf Miescos Bitten durch Absendung von 4 Fähnlein von Rittern unter Erzbischof Giseler und einigen Grafen eingriff. Mit ihnen schloß Boleslav eine gütliche Übereinkunft, worauf der größte Teil der Deutschen heimkehrte. Erzbischof Giseler blieb mit drei Grafen auf Boleslavs Bitten bei ihm, um den Frieden zwischen ihm und Miesco zu vermitteln, in Wahrheit soll Boleslav verbrecherische Absichten gehabt haben, die er jedoch unausgeführt ließ. Nach einer geheimen erfolglosen Verhandlung mit Miesco zog er vor Nimptsch, das er mit Hülfe der Liutizen eroberte. Den Herrn der Stadt, der gefangen war, überlieferte er den Liutizen, und diese brachten ihn ohne Verzug ihren Göttern zum Opfer dar. Mit Ingrimm aber sahen sie den deutschen Erzbischof und seine Begleiter im böhmischen Lager. Um deren Leben nicht zu gefährden, entließ Boleslav sie am nächsten Tage in der Morgendämmerung. Sobald die Liutizen ihre Abreise erfuhren, wollten sie ihnen mit einer großen Menge auserlesener Leute nachsetzen, und nur mit Mühe gelang es Boleslav sie davon abzuhalten. Zwei Tage darauf zogen sie heim, nachdem sie mit dem Böhmenfürsten Freundschaftsversicherungen ausgetauscht und das alte Bündnis erneuert hatten. Kaum aber waren sie den Böhmen außer Sicht, sandten sie 200 Krieger dem Erzbischof nach, die ihn jedoch nicht mehr einholten.

Die kleine Erzählung, die Thietmar erhalten hat, ist sehr bezeichnend für die unbändige Wildheit der Liutizen und für den rasenden Haß, mit dem sie alles Deutsche verfolgten.

In demselben Jahre flammte der Aufruhr unter den Obotriten von neuem empor. Eine besondere Veranlassung dazu wird nicht berichtet, vielleicht lag sie in Mistiwois Tod, der um diese Zeit erfolgt sein mag und dem Sohne freie Hand schaffte, um seine heimliche Abneigung gegen das Christentum offen zu bethätigen. Denn diesmal

richtete sich die Bewegung auch gegen das Christentum; Bischof Folcward von Oldenburg, den Erzbischof Libentius (seit 988) ordiniert hatte, ward aus seinem Sprengel vertrieben[6]). Zugleich überhob der Tod des Vaters den Sohn jeglicher Rücksicht gegen seine Stiefschwester, die Äbtissin von Mecklenburg. Er hob das Kloster auf, vermählte Hodica mit einem wendischen Edlen oder Fürsten Namens Boleslav und gab die übrigen Nonnen seinen Kriegern zu Frauen oder schickte sie zu den Wilzen oder Ranen. Für diese Vorfälle ist zwar kein bestimmtes Jahr überliefert, aber die Wahrscheinlichkeit, daß sie ins Jahr 990 gehören, liegt auf der Hand.

Zwar bewährte auch diesmal das deutsche Schwert seine Schärfe. Noch im Jahre 990 machten die Sachsen zwei Kriegszüge ins Obotritenland. Viele von den Feinden und zwar gerade die namhaftesten sollten gefallen sein, andere ertranken in einem Flusse. Die Sachsen erzwangen einen Friedensschluß, aber Bischof Folcward kehrte nicht in seine Diöcese zurück, sondern ging nach Schweden und Norwegen, wo er eine erfolgreiche Thätigkeit entfaltete. Für die Wenden weihte Erzbischof Libentius den Reginbert, über dessen Wirken nichts bekannt ist. Ersprießlich wird es kaum gewesen sein, und es ist sehr zweifelhaft, ob er es überhaupt gewagt hat, seine Diöcese zu besuchen. Denn Jahr um Jahr wiederholten sich die Feldzüge in die Wendenländer. Im Jahre 991 belagerte und eroberte der junge Kaiser Brandenburg, doch ward die Burg nach seinem Abzug noch in demselben Jahr von den Liutizen unter Führung des Sachsen Kizo wieder genommen, und Kizo streifte darauf mit seinen Wenden wieder über die Elbe. So rückte der Kaiser 992 wieder vor Brandenburg, gewährte aber den Wenden Frieden, den sie sogleich wieder brachen. Aus demselben Jahr wird von zwei Kämpfen gegen die „Slaven" berichtet, von denen der eine am 18. Juni, der andere am 22. August stattfand. In dem ersten fiel außer vielen anderen der Diakon Thiethard von Verden, im zweiten der Presbyter Halegred von Bremen, beide als Bannerträger. Diese Kämpfe scheinen von dem Zuge des Kaisers unabhängig zu sein, die Herkunft der Gefallenen deutet auf die Obotriten als die bekämpften Gegner, der Tod der Bannerträger läßt darauf schließen, daß beide Gefechte nicht eben glücklich für die Sachsen verliefen.

Im Jahre 993 überlieferte Kizo die Brandenburg dem Kaiser, ward aber dafür sogleich von den Liutizen mit ihrem gesamten Aufgebot angegriffen. Eine Schar Deutscher, die der König von Magdeburg aussandte, ward zersprengt, und Otto mußte sich selbst aufmachen, um die Brandenburg zu entsetzen. Wenn ihm dies auch gelang, so waren doch die Wenden im ganzen die stärkeren, dreimal zogen die Sachsen in diesem Jahre über die Elbe, ohne etwas auszurichten, dagegen suchten die Wenden mit häufigen Raubzügen Sachsen heim.

Zu den wendischen Greueln kam noch die Dänennot. Auf der Nord- und der Ostsee herrschte ein wildes Treiben, an dem sich auch die Jomsburger eifrig beteiligten. Dreimal fingen sie den Dänenkönig Sven, dieser ward darauf von dem Schwedenkönig Erich aus seinem Reiche vertrieben und warf sich nun aufs Meer. Erich gewann hierbei den jungen Polen-

herzog Boleslav zum Bundesgenossen, der soeben Pommern erobert hatte. Zwar gelang es dem Kaiser und dem Erzbischof von Hamburg Erich für das Christentum zu gewinnen, er ließ sich taufen, fiel aber bald wieder ab und sandte im Jahre 994 eine gewaltige Wikingerflotte nach Sachsen, die sich nach einem Siege über die sächsischen Grafen bei Stade in der Gegend der Elbmündungen dauernd festsetzte. Zugleich fielen in diesem Jahre alle Wendenstämme mit Ausnahme der Sorben wieder ab.

Auch das nächste Jahr war ein rechtes Notjahr für Ostsachsen, der Winter war sehr kalt, aber trocken gewesen, auch der Sommer war regenarm, Hungersnot und Pest entstand, die Not war noch gesteigert durch die unaufhörlichen Streifzüge der Wenden. Da entschloß man sich zu einem neuen großen Kriegszug, den der junge König, damals noch nicht mündig, selbst mitmachte, und zu dem auch die Böhmen und die Polen Zuzug leisteten. Das deutsche Heer rückte über die Elbe ins Obotritenland und verheerte es bis nach ihrer Hauptburg Mecklenburg hin. Hier stellte Otto am 10. Sept. eine Urkunde aus, die mit dem deutschen Namen des Ortes „Michelenburg" unterzeichnet ist; es ist die älteste uns bekannte Erwähnung des Namens. Die Urkunde scheint in der Burg selbst ausgestellt zu sein, die also in Ottos Besitz gelangt sein muß. Seinen Rückweg nahm er durch die Liutizenländer; eine Urkunde, datiert vom 3. Oktober, beglaubigt seine Anwesenheit im Gau der Tollenser, am 6. Oktober war er wieder in Havelberg. Trotzdem er also das ganze Gebiet der mecklenburgischen Wenden durchzogen hatte, war der Erfolg doch gering. Der König habe sich mit unversehrtem Heere wieder zurückgezogen, sagen die Hildesheimer Annalen, und die Quedlinburger sprechen offen aus, er habe trotz der Verheerungen den Aufstand keineswegs zu dämpfen vermocht. Selbst Brandenburg ging wieder verloren, da Kizo durch den Wenden Bolilut verdrängt ward.

Wie weit damals die Dänen und Wenden nach Sachsen hinein zu streifen pflegten, erweisen die Verteidigungsanstalten, die der streitbare Bischof Bernward von Hildesheim zum Schutze seiner Diöcese traf. Er legte zwei befestigte Burgen an, die eine an einem nicht genau bekannten Orte (Wirinholt gleich Wahrenholz im hannöverschen Amt Isenhagen oder Wieren südl. Ülzen), die andere, die Mundburg, an dem Zusammenfluß der Aller und Ocker. Was dem König nicht gelungen war, scheint im folgenden Winter gelungen zu sein: den Wenden eine entscheidende Niederlage beizubringen, wenn es richtig ist, eine Notiz des Thietmar, die der sicheren Zeitbestimmung entbehrt, auf dies Jahr zu beziehen. Die Wenden ließen sich deshalb im Anfang des Jahres 996 zu einem „Frieden" bereit finden, den sie auch für dieses eine Jahr, in dem Otto seinen ersten Römerzug machte und sich zum Kaiser krönen ließ, gehalten zu haben scheinen, aber schon im Jahre 997 wieder brachen[1].

Der Kaiser ließ in diesem Jahre Arneburg befestigen und übertrug die Obhut über den Ort dem Erzbischof Gisiler von Magdeburg. Diesen aber lockten die Wenden zu einer Unterredung hinaus, überfielen ihn dann mit seiner Begleitung, so daß seine Kriegsleute fast alle erschlagen wurden und er selber nur mit Mühe dem Tode entrann.

Darauf nahmen und verbrannten sie die Burg. Der Kaiser strafte sie durch einen neuen Kriegszug ins Havelland (im Herbst 997). Inzwischen aber fielen die Liutizen hinter seinem Rücken in den Bardengau ein, doch erlitten sie hier eine arge Niederlage, und die reiche Beute, die sie gemacht hatten, ward ihnen wieder abgenommen. Auch der Kaiser war „siegreich". Trotzdem wissen die Corveyer Annalen schon aus dem Jahre 998 wieder von Kämpfen zwischen Sachsen und Slaven sowie von Siegen der Sachsen zu berichten. Dann soll sich des Kaisers Tante, die Äbtissin Mathilde von Quedlinburg, die in seiner Abwesenheit (998/99) das Reich verwaltete, aber schon Anfang Februar 999 starb, um die Beruhigung der Wenden große Verdienste erworben haben, in dem sie sich mit Erfolg bemühte, die wendischen Fürsten zur Unterwerfung zu bewegen. Allein die Ruhe kann nur ganz vorübergehend gewesen sein. Schon aus dem Jahre 1000 ist wieder ein Plünderungszug der Wenden zu verzeichnen, dem das Laurentiuskloster in Hillersleben (südlich von Magdeburg) zum Opfer fiel. Die Zerstörung des Klosters wird in einer späteren Geschichtsquelle dem Obotritenfürsten „Mistuwitz", womit offenbar Mistiwoi gemeint ist, zugeschrieben, aber schon die weite Entfernung des Ortes vom Obotritenlande entlastet den Beschuldigten von diesem Vorwurf; die Thäter sind jedenfalls Liutizen gewesen. Überdies war, wenn unsere oben ausgesprochene Vermutung richtig ist, seit 990 nicht mehr Mistiwoi, sondern sein Sohn Mistizlav Fürst der Obotriten. Er wird es auch nach 996 an Feindseligkeiten nicht haben fehlen lassen, aber seine Raubzüge werden nach Nordalbingien gerichtet gewesen sein, wo Hamburg wegen der häufigen Streifzüge der Dänen und Wenden fortdauernd in Trümmern liegen bleiben mußte und auch über Verheerung Schleswigs und seiner Diöcese lebhafte Klagen laut werden.

Daneben scheinen die Obotriten auch an den Kämpfen, die sich damals auf der Ostsee abspielten, nicht unbeteiligt geblieben zu sein. Eine freilich sagenhafte Kunde ist uns darüber erhalten. Ein dänisches Lied, das im Anfange des elften Jahrhunderts entstanden ist, schildert die sagenhafte Brawallaschlacht und benutzt dazu, um frischere Farben zu gewinnen, die zeitgenössischen Ereignisse. Auf Seite des Königs Harald fechten sieben Führer unter drei Schildmädchen. Zwei von diesen, Vebiorg (Vuebiorga) und Hetha, sind offenbar nach den Städten Viborg und Heidaby-Schleswig benannt, die dritte heißt Visma, womit vermutlich das wendische Wismar gemeint ist. Einer der Führer heißt Toki d. i. Palnatoki, ein damals weit berühmter Wikinghäuptling in der Jomsburg, ein anderer Otritus, ohne Zweifel von den Obotriten, wobei der Volksname zum Eigennamen geworden ist, ein dritter Milwa, wohl eine Abkürzung für Mistizlav. Haben wir es hier auch mit einem Produkt der Poesie zu thun, so würde der Dichter doch die Obotriten, ihren Fürsten und den Ort Wismar nicht in sein Lied eingeführt haben, wenn ihm nicht die Vorstellung geläufig gewesen wäre, daß auch die Obotriten geübte Seefahrer wären, wenn nicht die Obotriten an den Kämpfen, die zu seiner Zeit die Ostsee erfüllten und die ihm die Farben für sein Schlachtbild

lieferten, teilgenommen hätten [8]. Auch in verwandtschaftliche Beziehungen trat das obotritische Fürstenhaus zu den nordischen Königen. Olav von Schweden (1000—1025) hatte nacheinander zwei Frauen aus dem Wendenlande, die zweite war Estred (Astrid), die Tochter eines Obotritenfürsten [9].

Die Obotriten und Liutizen unter Heinrich II.

Im Jahre 1002 raffte ein früher Tod den letzten Ottonen hinweg. Nicht erfreulich war seine Regierungszeit für sein Heimatland Sachsen gewesen; auch in den letzten Jahren, seit er selbst die Zügel der Regierung in die Hand genommen, hatte er, den Idealen der kaiserlichen Weltpolitik hingegeben, für die Wiederunterwerfung und Christianisierung der Wendenländer nichts durchgreifendes gethan, ja, er hatte mit der Begründung eines besonderen kirchlichen Mittelpunktes für Polen, des Erzbistums Gnesen, die Losreißung dieses mächtigsten slavischen Staates von Deutschland, wenn auch ohne es zu beabsichtigen, entschieden befördert, die Stellung des Reiches an seiner Ostgrenze dadurch empfindlich geschädigt und so seinem Nachfolger Schwierigkeiten geschaffen, deren dieser während seiner ganzen Regierungszeit nicht hat Herr werden können. Eben Polens Emporstreben hatte nun freilich die Rückwirkung, Heinrich dem II. die Anbahnung eines erträglichen Verhältnisses zu den Wenden zu erleichtern.

Als Heinrich im Jahre 1003 zu Quedlinburg Ostern feierte, kamen Gesandte der Redarier und der anderen Liutizenstämme zu ihm, und er wußte die bisherigen Aufrührer durch Geschenke und Verheißungen so umzustimmen, daß sie aus Feinden seine besten Freunde wurden. So erzählt Bischof Thietmar. Was die Liutizen bewog, aus freien Stücken Anschluß an den neuen deutschen König zu suchen, kann nur die Furcht vor Boleslav von Polen gewesen sein, dem bereits die Pommern sich hatten unterwerfen müssen. Dem Freiheitstrotz der Liutizen war eine polnische Herrschaft ebenso unerträglich als eine deutsche, ein allgemeines wendisches Nationalgefühl, das ihnen den Zusammenschluß zu einem großen slavischen Staate unter Polens Führung hätte erstrebenswert erscheinen lassen können, gab es nicht. Überdies war Boleslav von Polen ein eifriger Beförderer der Mission, die heidnische Priesterschaft in Rethre hatte also durch ihn ihren Sturz zu gewärtigen. Dagegen erschien der neue deutsche König in seiner noch recht bedrängten Lage weniger gefährlich. Und Heinrich, ein wahrhaft frommer Christ, war doch als Herrscher staatsklug genug, die dargebotene Hand zur Freundschaft mit dem tapferen Volke zu ergreifen, um sich seiner im Kampf gegen Polen, dessen Ausbruch vorauszusehen war, zu bedienen. Für diesen Kampf waren die sächsischen Großen, die vielfach mit Boleslav von Polen in Verwandtschaft standen, sehr unsichere Stützen des Reiches, dagegen schien die Treue der Liutizen durch ihren Haß gegen Polen verbürgt, vorausgesetzt, daß man sie richtig behandelte und besonders ihre Religion unangetastet ließ. So entstand der Bund

des frommen deutschen Königs mit den wilden Heiden gegen den christlichen Polenfürsten. Zur Tributzahlung scheinen sich dabei die Liutizen verpflichtet zu haben [10]), aber ihren Übertritt zum Christentum hütete sich Heinrich wohl zu verlangen, übte vielmehr gegen ihren Götzendienst offenkundige Duldung, und wenn er im Jahre 1010 dem Bischof Vigo von Brandenburg urkundlich die Zusicherung besonderen königlichen Schutzes erteilte und ihm den Zehnten in der Provinz Heveldun verlieh [11]), so kann diese Urkunde für die liutizischen Teile der Diöcese keine praktischen Folgen gehabt haben. Zur Regelung der politischen Angelegenheiten hielt Heinrich von Zeit zu Zeit einen Landtag mit den Wenden ab zu Werben oder Arneburg, das er für alle Fälle wieder aufbauen ließ. Es heißt, er habe auf diesen Landtagen, ob die Slaven wollen mochten oder nicht, seinen Willen durchzusetzen gewußt, doch handelte es sich dabei nur um „die Bedürfnisse seines Reiches", d. h. kriegerische Unterstützung und Wahrung des Grenzfriedens. Über diesen wachte Heinrich strenge, doch ohne die Sachsen zu bevorzugen; einmal ließ er (1006) zwei vornehme Slaven, Boris und Nezemiusl, und einen sächsischen Vasallen mit ihren Anhängern wegen Landfriedensbruches zu Walsleben aufhängen. Die Herkunft dieser Slaven ist nicht bekannt, doch werden sie schwerlich aus den inneren liutizischen Landschaften stammen, vielmehr aus dem Havellande oder dem linkselbischen Wendlande. Und auf der anderen Seite sind auch Beispiele genug erhalten, die deutlich zeigen, mit welcher Behutsamkeit Heinrich alles vermied, was seine Verbündeten verstimmen konnte, wie sorgfältig er insbesondere ihr religiöses Gefühl schonte. So ließ er es — zum Entsetzen der deutschen Bischöfe — geschehen, daß sie ihre Götzenbilder mit ins Feld nahmen. Ja, er verlangte nicht einmal Abstellung der Menschenopfer bei ihnen, sondern suchte nur zu verhindern, daß Christen geopfert wurden, indem er das Verbot Christen an Heiden zu verkaufen erneuerte [12]).

Zum ersten Mal zogen die Liutizen mit dem Könige gegen ihren gemeinsamen Feind, Boleslav von Polen, im September des Jahres 1005 aus. Zwischen Spree und Oder stießen sie zum Heere des Königs. Boleslav suchte vergebens bei Krossen den Übergang des deutschen Heeres über die Oder zu verhindern. Ein Teil des deutschen Heeres setzte auf einer andern Stelle über den Fluß und hätte Boleslav in seinem Lager überrascht, wenn nicht die Liutizen, die man vorher erwartete, beim Übergang über den Fluß zu lange gezögert hätten. Vielleicht thaten sie es absichtlich, um den Polenherzog nicht den Deutschen in die Hände fallen zu lassen, denn eine vollständige Unterwerfung der polnischen Macht lag nicht in ihrem Interesse, da sie dann eine Gefährdung ihrer eigenen Freiheit zu befürchten hatten. Doch kann auch Saumseligkeit der undisciplinierten Haufen die Ursache der Zögerung gewesen sein. So fand Boleslav noch Zeit zu entkommen. Er ward bis zwei Meilen von Posen verfolgt und suchte dann die Gnade des Königs nach.

Es kam ein Friede zustande, der aber nur kurze Zeit dauerte. Als der König im Jahre 1007 Ostern in Regensburg feierte, suchten

ihn Gesandte der Liutizen und Böhmen auf und meldeten, Boleslav gehe mit gefährlichen Plänen um und suche sie mit Geld und Versprechungen zur Beihülfe zu verführen. Sie erklärten, wenn Heinrich ihn ferner im Genusse seiner Gnade lasse, so könne er sich nicht weiter auf ihre Unterthänigkeit verlassen. Mag der König wirklich von der Gefährlichkeit von Boleslavs Plänen überzeugt gewesen sein, oder leitete ihn nur die Rücksicht auf seine wendischen Bundesgenossen, die er nicht einbüßen wollte: er ließ sich durch diese Botschaften bestimmen, wider den Rat der sächsischen Fürsten Boleslav den Frieden aufzukündigen. Boleslav war diesmal selbst der Angreifer und drang bis in die Landschaft gegenüber Magdeburg vor, nur zögernd sammelten sich die sächsischen Fürsten zu seiner Verfolgung, kehrten bald wieder um und ließen es geschehen, daß das feste Bautzen vor Boleslav kapitulieren mußte.

Die Liutizen scheinen sich nicht gerührt zu haben, doch hielten sie am Bunde mit dem Könige fest, und er nahm im nächsten Jahre (1009) liutizische Mannschaft sogar bis über den Rhein gegen den Bischof Dietrich von Metz mit, obgleich erst im Winter vorher Erzbischof Brun (von Querfurt) ihm von Boleslavs Hofe aus in einem heftigen Briefe die Unnatürlichkeit und Sündhaftigkeit dieses Bundes mit den Heiden gegen einen christlichen Fürsten vorgehalten hatte. Bei der Verheerung des bischöflichen Gebietes plünderten die Heiden auch eine Kirche aus, und Heinrich ersetzte den Schaden aus seinen eigenen Mitteln, ohne die Schuldigen irgendwie zur Strafe zu ziehen.

Das Verhältnis scheint sich darauf gelockert zu haben; an dem Zuge des Königs im Jahre 1010 gegen Boleslav nahmen die Liutizen nicht teil, vielmehr fielen zwei Brüder aus Brandenburg dem König in die Hände, die mit Boleslav verhandelt hatten. Sie wurden verhört und gehängt.

Durch eine Verhandlung in Arneburg gelang es Heinrich (1012) die Mißhelligkeiten beizulegen. Und in den Jahren 1015 bis 1017 kämpften die Liutizen wieder auf deutscher Seite gegen Polen. Im Jahre 1015 ließ Heinrich, inzwischen (1013) zum Kaiser gekrönt, drei Heere gleichzeitig über die Elbe rücken, die sich im Herzen Polens vereinigen sollten. Das nördliche führte Herzog Bernhard II. von Sachsen, der nach seines Vaters Tode (1011) ihm gefolgt war. Unter ihm standen die Liutizen und auch die Obotriten, die in diesem Feldzuge sicher, vielleicht auch schon in früheren, Heeresfolge leisteten. Boleslav wandte sich zuerst gegen Bernhard. Der Herzog hatte Schiffe bei sich — jedenfalls liutizische und obotritische, die die Oder aufwärts gefahren waren —, um auf ihnen über die Oder zu setzen. Aber wohin sich auch die Schiffe wandten, Boleslav folgte am Ufer mit seinen Reitern. Schließlich fuhr Bernhard einen ganzen Tag lang stromabwärts. So lange vermochte Boleslav nicht gleichen Schritt zu halten, und Bernhard konnte auf das rechte Ufer übersetzen, wo er sofort die nächsten Dörfer anzünden ließ. Boleslav wich zurück, Herzog Bernhard aber hatte sich durch die Fahrt flußabwärts so weit von dem für die Vereinigung mit dem Kaiser bestimmten Punkt entfernt, daß er glaubte, den Marsch

dorthin aufgeben zu müssen, und nach Verwüstung der umliegenden Gegend wieder umkehrte.

Im Jahre 1017 versagten die Obotriten ihre Beihülfe, die Liutizen folgten mit ihren alten Freunden, den Böhmen, wieder den Fahnen des Kaisers. Von Leitzkau bei Magdeburg aus zog das Heer vor Nimptsch und belagerte die Stadt. Inzwischen griff eine große Schar der Liutizen, die in der Heimat geblieben waren, eine polnische Stadt (Stettin oder Demmin?) an, verlor aber 100 Mann und mußte unverrichteter Sache abziehen und sich mit Verwüstung der Gegend begnügen. Auch die Belagerung von Nimptsch, die drei Wochen dauerte, verlief erfolglos. Ein Sturm, den die Böhmen und darauf die Liutizen versuchten, ward abgeschlagen, und der Kaiser zog heim. Auf dem Rückwege ward ein liutizisches Banner, auf dem eine ihrer Göttinnen abgebildet war, von einem Knappen des Markgrafen Hermann mit einem Steinwurf durchlöchert. Die Priester der Göttin erschienen klagend vor dem Kaiser und erhielten zur Entschädigung 12 Pfund Silber. Noch ein zweites Mißgeschick betraf sie; beim Übergang über die stark angeschwollene Mulde verloren sie ein zweites Bild ihrer Göttin nebst einem auserlesenen Gefolge von 50 Kriegern. Erschrocken über diesen Unfall, in dem sie ein Zeichen göttlichen Zornes sahen, liehen sie den Einflüsterungen der Feinde der Deutschen ihr Ohr und gedachten die Dienste des Kaisers aufzugeben, doch ließen sie sich auf einem allgemeinen Landtage von ihren Führern wieder umstimmen.

Im Februar desselben Jahres — vor dem Feldzuge gegen Polen — erbat der Eremit Günther, ein geborener Thüringer aus edlem Geschlecht, der sich nach einer in ritterlichen Thaten schnell verrauschten Jugend als Büßer in den Böhmerwald zurückgezogen hatte, vom Kaiser die Erlaubnis unter den Liutizen zu predigen. Er erhielt sie auch und führte seine Absicht aus, gab aber das Unternehmen bald wieder auf, sei es weil er sich von seiner Aussichtslosigkeit überzeugt hatte, sei es weil die Liutizen ihn verjagten.

Der Friede zu Bautzen beendete im Januar 1018 die Kämpfe mit dem polnischen Herzog. Sie hatten indessen noch ein überraschendes Nachspiel. Die Liutizen griffen im Februar desselben Jahres den Obotritenfürsten Mistizlav an, dem sie vorwarfen, daß er ihnen im Jahre vorher bei dem Zuge des Kaisers seine Unterstützung versagt hätte.

Es ist das erste Mal seit Heinrichs II. Regierungsantritt, daß in den Geschichtsquellen der Obotriten Erwähnung geschieht, wir sind also über diese zwei Jahrzehnte ohne alle Nachrichten. Indessen läßt sich dieser leere Raum teilweise ausfüllen. Schon das Schweigen der Geschichtsquellen gestattet den Rückschluß, daß höchstens nur unbedeutende Grenzräubereien, aber keine größeren Kriege, an denen der ganze Volksstamm sich beteiligte, vorgekommen sein können. Auch setzen die Zustände, die unter ihnen im Jahre 1018 herrschten, eine längere Dauer friedlicher Beziehungen in den vorhergehenden Jahrzehnten voraus. Das Christentum hat wieder an Boden gewonnen, eine Anzahl Kirchen sind vorhanden. Der Herrscher findet Zuflucht bei den Sachsen, mit denen er also Freundschaft gepflegt haben muß. Dieser Herrscher nun heißt

Mistizlav, trägt also denselben Namen wie der christenfeindliche Sohn Mistiwois. Unwillkürlich wehrt man sich gegen den Gedanken, ihn auch für dieselbe Person zu halten, allein wenn es zwei Fürsten gleichen Namens sind, so müßte der Zweite der Sohn des ersten sein. Dies ist aber unwahrscheinlich, da der Mistizlav des Jahres 1018 schon einen erwachsenen und verheirateten Sohn besitzt, also selbst kaum später als 980, wahrscheinlich aber noch früher geboren sein wird, während Mistizlav, Billugs Sohn, noch 983 unvermählt ist. Der alte Christenfeind Mistizlav, der im ersten Jahrzehnt seiner Regierung erbitterte Kämpfe gegen das Reich geführt hat, muß also später sein Verhalten geändert haben, und als Grund für diese Wandlung giebt sich ungezwungen dieselbe Veranlassung an die Hand, wie bei den Liutizen: auch der Obotritenfürst fühlte sich durch das Anwachsen der polnischen Macht und den Missionseifer Boleslavs bedroht und zog es vor, da er seine volle Freiheit doch auf die Dauer nicht hätte behaupten können, sich mit dem Reiche auf erträglichen Fuß zu setzen und ihm wieder Tribut zu zahlen, wobei er immer noch ein größeres Maß von Freiheit behielt, als ihm unter Boleslavs straffer Regierung geblieben sein würde. Die Beziehungen, die einst zwischen seinem Vater und dem Vater Heinrichs II. bestanden hatten, mußten ihm die Annäherung an das Reich wesentlich erleichtern. Sie wird — das ist so gut wie gewiß — gleich im Anfang der Regierung Heinrichs II. um dieselbe Zeit und vielleicht bei derselben Gelegenheit erfolgt sein, wie die der Liutizen, und unter die Wenden, mit denen Heinrich dann auf den Landtagen in Werben verhandelte, werden die Obotriten mit einzubeziehen sein. Enger noch als an den Kaiser schloß sich Mistizlav an das sächsische Herzogshaus an. Auch hierin liegt nichts Auffallendes. Denn erinnern wir uns, daß es im Jahre 983 nicht der Herzog selbst war, der ihn beleidigte, daß vielmehr dieser den Gekränkten sogleich zu begütigen suchte. Was ihm nicht sogleich gelang, muß ihm ums Jahr 1002 weit leichter gefallen sein, und die Vermutung möge wenigstens ausgesprochen sein, daß noch jetzt die früher geplante Familienverbindung zu Stande gekommen sein könnte.

Eine andere Frage, die um der genaueren Erkenntnis des Charakters dieses Fürsten willen aufgeworfen werden muß, ist die, ob in Mistizlav auch in religiöser Beziehung eine Wandlung vor sich gegangen ist. Im Jahre 1018 steht die Mission unter den Obotriten in frischer Blüte; war dies Mistizlavs Verdienst? War aus dem erbitterten Christenfeind ein Beförderer der Mission geworden? Eine Randbemerkung zu dem Werke Adams von Bremen, die wohl von einem Bremer Geistlichen den Ereignissen des Jahres 983 hinzugefügt ist, enthält die kurze Notiz: „Da Mistiwoi nicht vom Christentum lassen wollte, ward er aus seinem Vaterlande vertrieben und floh zu den Barden, wo er als Christ ein hohes Alter erreichte.“ Der Verfasser dieser Notiz hat die Ereignisse des Jahres 1018 im Auge, von denen er aber keine zutreffende Kenntnis hat, da er Mistiwoi und Mistizlav verwechselt; dadurch verliert auch das Urteil, das er über den vertriebenen Fürsten fällt, an Wert, allein augenscheinlich ist aus

den Vorgängen des Jahres 1018 selbst, daß der Grund, den die Liutizen für ihren Angriff auf den Obotritenfürsten angaben, nur ein Vorwand war. In Wahrheit war ihr Motiv religiöser Fanatismus, es war hauptsächlich auf den Sturz des Christentums, auf die Wiederherstellung des Radegastkultus abgesehen. Verband sich nun damit der Sturz Mistizlavs nur deshalb, weil er den Vorwand zu dem ganzen Angriff hergab, während der Aufschwung der Mission nicht sein Werk war, sondern das einiger besonders eifriger Glaubensboten, die er wohl oder übel hatte schalten lassen müssen, oder ward er gestürzt, weil er selbst ein überzeugter Christ geworden war und die Mission thatkräftig gefördert hatte? So undeutlich auch das Bild des Mannes aus den Quellen hervortritt, so sind wir doch berechtigt, die erste dieser beiden Fragen zu bejahen, die letzte zu verneinen. Denn einmal fällt auf, daß der Name Mistizlavs in der Bremer Geistlichkeit so bald der Vergessenheit anheimgefallen ist und daß selbst Adam von Bremen von der Wiederaufrichtung der Kirche unter Heinrich II. nur eine ganz dunkle Vorstellung hat und von Mistizlav, dem Sohne Mistiwois, überhaupt nichts weiß. Wäre Mistizlav wirklich mit seinem Einfluß als Fürst offen für die Mission eingetreten, wie später Gottschalk, so hätte sich eine Erinnerung daran unter der Geistlichkeit des Erzstiftes erhalten. Ferner steht es fest, daß die im Jahre 983 und später der Kirche entzogenen Güter und Rechte bis zum Jahre 1018 nicht wieder in ihren Besitz gelangt sind. Ihre Rückgabe und Wiederherstellung wäre aber ohne Zweifel erfolgt, wenn dem Mistizlav die Bekehrung seines Volkes wirklich zur Herzenssache geworden wäre. Seine innere Stellung zum Christentum war also nach 1002 keine andere wie vor 983 Aus Staatsklugheit verbarg er seine Abneigung und ließ die Missionare gewähren. Dagegen schloß er sich eng an Herzog Bernhard von Sachsen an; dies geht aus der ganzen Verflechtung der Ereignisse hervor, die sich uns bald deutlicher herausstellen wird. Diese seine Neigung ward indessen von seinem Volke wenig geteilt, vielmehr hatte sich Herzog Bernhard durch die Härte, mit der er seine Tributforderungen geltend machte, den bitteren Haß der Obotriten zugezogen, eine Abneigung, die sich auch auf Mistizlav übertrug.

So sah sich dieser, als ihn im Jahre 1018 die Liutizen angriffen, von seinem eigenen Volke verlassen. Seine Gattin und Schwiegertochter — deren Gatte wird nicht genannt; vielleicht war er schon tot oder weilte außer Landes — mußten fliehen, er selbst warf sich mit einem auserwählten Gefolge von Getreuen in die Burg Schwerin, die hier zum ersten Male in den deutschen Geschichtsquellen erwähnt wird. Da der Abfall allgemein ward, so sah er sich gezwungen auch Schwerin aufzugeben und entkam mit genauer Not über die Elbe. Im ganzen Obotritenlande, Wagrien eingeschlossen, erhob nun das Heidentum wieder sein Haupt, alle christlichen Kirchen, die in den letzten Jahrzehnten wieder errichtet waren, stürzten in Schutt und Trümmer, das Bild Christi wurde verstümmelt, und überall der Götzendienst wieder eingeführt.

In denselben Zusammenhang gehören wahrscheinlich die Greuelscenen, die Adam von Bremen im Anschluß an die Schilderung des Auf-

standes, den er fälschlich ins Jahr 1002 setzt, aus Oldenburg berichtet. Dort schleppte man sechzig Priester, nachdem man die übrigen getötet hatte, zu einer besondern Marter zusammen, darunter einen Verwandten des dänischen Königshauses, Namens Oddar, der Propst in Oldenburg war. Man schnitt den Unglücklichen die Kopfhaut in Form eines Kreuzes bis auf den Schädelknochen ein und schleppte sie mit gebundenen Händen von Burg zu Burg durch das Slavenland unter Schlägen und Quälereien, bis sie den Geist aufgaben. So erzählte der dänische König Sven Estrithson Adam von Bremen, und als dieser noch weiter fragte, schnitt er ihm die Rede ab mit den Worten: „Höre auf, mein Sohn, wir haben so viele Märtyrer in Dänemark und im Slavenlande, daß ihre Namen kaum in einem Buche Platz finden[13])."

Bischof Bernhard von Oldenburg war zur Zeit des Losbruches nicht in seiner Diöcese gewesen; als er die schlimme Nachricht erhielt, suchte er sofort den Kaiser auf, der in den Rheingegenden mit der Ordnung Niederlothringens beschäftigt war, und machte ihm Meldung. Merkwürdig ist des Kaisers Verhalten. Er seufzte schwer auf, verschob aber den Bescheid bis Ostern, um, wie es heißt, „nach wohl überlegtem Plane dies unselige Gewebe der Verschwörung zu zerstören." Er brachte das Osterfest in Nymwegen zu und unternahm dann zwei Feldzüge nach Burgund; erst im Spätherbst kam er nach Sachsen, wo er in Paderborn Weihnachten feierte; aber selbst im folgenden Jahre that er nichts, obgleich im März Bischof Bernhard in seiner Umgebung (in Goslar) weilte. Wie erklärt sich diese Gleichgültigkeit des frommen Kaisers, desselben Mannes, der das Bistum Bamberg als Metropole der Mission für den slavischen Südosten gründete und mit verschwenderischer Freigebigkeit ausstattete, gegen den Zusammenbruch des ganzen Missionswerkes im Obotritenlande? Ein Grund dafür liegt in Heinrichs Bündnis mit den Liutizen, das nach wie vor einen der wichtigsten Faktoren seiner Gesamtpolitik bildete. Wollte er sie nicht den Polen in die Arme treiben, so mußte er von einer Bestrafung ihrer Gewaltthat absehen. Indessen ist nicht zu leugnen, daß Heinrich für die Mission unter den Obotriten eine geringere Teilnahme gezeigt hat als für die unter den Südslaven. Immer haben unwillkürlich in der Politik der deutschen Kaiser die Interessen ihrer Stammländer eine größere Rolle gespielt als die anderer Teile des Reiches. So hatten Heinrich I. und Otto I., geborene Sachsen, grade den Grenzverhältnissen im Nordosten des Reiches fortdauernd ihre besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Heinrichs II. Stammland aber war nicht Sachsen, sondern Baiern, und ihm erschien deshalb der Schutz und die Pflege der Mission unter den baltischen Wenden nicht als Sache des Reiches, sondern als eine territoriale Angelegenheit Sachsens. Nicht anders haben Heinrichs sämtliche Nachfolger gedacht und gehandelt mit alleiniger Ausnahme des Kaisers Lothar, der wieder aus Sachsen hervorging; obgleich doch die Mission unter den Wenden eine echt kaiserliche Aufgabe war, ist sie von allen vernachlässigt worden, weil andere Aufgaben des Kaisertums ihrem Gesichtskreise näher lagen.

Aber Heinrich unterließ sogar jeglichen Schritt, um den vertriebenen Obotritenfürsten zurückzuführen und die politische Abhängigkeit der Obo-

triten wiederherzustellen. Es wäre dies eine unverzeihliche Schwäche gewesen, wenn nicht noch ein Moment hinzukäme, aus dem sich die Unthätigkeit sowohl des Kaisers als der Billunger in den nächsten beiden Jahren erklärt. Im Jahre 1019 empörte sich Graf Thietmar, der Bruder des Herzogs Bernhard, gegen den Kaiser, im folgenden Jahre der Herzog selbst. Diesen Empörungen wird eine längere Spannung voraufgegangen sein. Nun stand der Obotritenfürst zum sächsischen Herzogshaus in nahen Beziehungen: er fand, aus seinem Lande vertrieben, ein Asyl „bei den Barden", d. h. in Lüneburg, der Residenz der sächsischen Herzöge, und es ist wohl möglich, daß seine Weigerung, den Liutizen zum Feldzug des Jahres 1017 Hülfe zu senden, zugleich ein Ungehorsam gegen den Kaiser war, den er mit Wissen und auf Anstiften der Billunger beging. Deswegen mag dem Kaiser der Sturz des Sachsenfreundes, der eine empfindliche Machteinbuße der Billunger bedeutete, in der damaligen Lage nicht ganz ungelegen gewesen sein. Ja, man hat sogar vermutet, die Liutizen hätten auf sein Geheiß gehandelt[14]). So weit wird man nicht gehen dürfen, der Hergang wird vielmehr sein, daß die Liutizen Kenntnis von der Spannung zwischen dem Kaiser und den Billungern erhielten, und geführt und getrieben von der fanatischen Priesterschaft zu Rethre und im Einverständnis mit der starken heidnischen Partei unter den Obotriten selbst, diese Gelegenheit zum Sturze des christenfreundlichen Herrschers und der ihnen verhaßten Religion bei den Obotriten benutzten.

Der Seufzer, den die Hiobspost dem Kaiser entlockte, war also völlig aufrichtig, allein er vermochte für den Augenblick nichts für den klagenden Bischof zu thun Derselbe Grund, ihre Entzweiung mit dem Kaiser, hinderte auch die Billunger am sofortigen Einschreiten.

Das Haupt der Kirche im baltischen Wendenland, der kluge und thätige Erzbischof Unwan von Hamburg, bemühte sich eifrig um Beilegung des Zwistes, und es gelang ihm im Jahre 1020. Noch in demselben Jahre zog dann Herzog Bernhard, dem Unwan seine Unterstützung lieh, über die Elbe, zwang die Obotriten und Wagrier wieder zur Zinspflicht, und Erzbischof Unwan konnte nun daran gehen, Hamburg, das seit 983 noch in Trümmern lag, wiederaufzubauen[15]).

Von der Zurückführung des gestürzten Mistizlav ward abgesehen, er blieb in Bardowick, wo er als Christ alterte und starb. Als Fürsten der Slaven werden einige Jahre später Udo und Sederich genannt. Des letzteren Heimat war wohl Wagrien, und er wird mit Selibur zusammenhängen, Udo war Mistiwois Sohn, also Mistizlavs Bruder und wird durch Herzog Bernhard eingesetzt sein. Udo war sein deutscher Name, den er, wohl nach dem Markgrafen Udo von der Nordmark, in der Taufe erhalten hatte, denn auch er war Christ. Der dänische Schriftsteller Saxo, der sogenannte Grammatiker, hat uns seinen wendischen Namen Pribigniew aufbewahrt. Derselbe Saxo berichtet, Pribigniew sei ein großer Freund der christlichen Religion gewesen, aber seine Versuche, das Wendenland wieder zum Christentum zurückzuführen, seien erfolglos geblieben. Adam von Bremen behauptet dagegen, er wäre ein schlechter Christ gewesen. Die deutsche Tradition hat hier Recht. Udo

übergab zwar seinen Sohn dem Michaeliskloster in Lüneburg zur Erziehung, doch geschah dies jedenfalls auf Veranlassung des Herzogs, der so eine Geisel für Udos Wohlverhalten in Händen hatte. Und wie wenig ernst es Udo selbst mit seinem Christentum war, beweist sein Verhalten gegenüber dem Bischof Bernhard von Oldenburg. Als dessen Bemühungen, die früheren Einkünfte und Besitzungen des Bistums wieder zu erlangen, erfolglos blieben, wandte sich der Bischof an Herzog Bernhard, und dieser berief denn auch die Fürsten der Wenden und befragte sie, weshalb sie den schuldigen Zins verweigerten. Sie begannen die mannigfachen Steuern zu schildern, die sie schon zu tragen hätten; es sei für sie besser ganz aus dem Lande zu gehen als sich noch größere Abgaben auferlegen zu lassen. Mit Mühe erlangte der Herzog das Zugeständnis, daß im Wendenland ein Zins von zwei Pfennigen für jeden Hausstand, er sei reich oder arm, gezahlt werden solle[16]). Auch erhielt der Bischof die Güter des Bistums in Wagrien zurück, die entfernteren Besitzungen aber, die einst Otto I. der Oldenburger Kirche verliehen, konnte oder wollte der Herzog, dem im Grunde die Mission gleichgültig und die Forderungen der Kirche unbequem waren, dem Bischof nicht wieder verschaffen.

Darauf legte sich der Kaiser selbst ins Mittel. Auf einem großen Landtage, den er zu Werben (1021) hielt [17]), erschienen alle Fürsten der Wenden und erklärten feierlich dem Reiche in Frieden und Unterwürfigkeit gehorchen zu wollen; auch sollen sie gelobt haben, dem Bistum sein früheres Eigentum zurückzugeben und den Bischofszins, den einst Otto I. eingeführt hatte, fortab wieder zu zahlen. Allein ihre Versprechungen waren voll Trug und Falschheit. Sobald der Kaiser den Hoftag aufgelöst hatte und nach Italien aufgebrochen war, dachten sie nicht mehr daran. Deshalb verließ Bischof Bernhard, der vergeblichen Anstrengungen müde, seine Diöcese und begab sich zum Bischof Bernward nach Hildesheim, wo er schon am 29. September 1022 bei der Einweihung der Michaeliskirche als anwesend genannt wird und am 13. August 1023 starb. Nicht mehr richtete sein Nachfolger Reinhold (1023—1032) aus. Kaiser Heinrich bekümmerte sich nach dem Landtage zu Werben, mit dem er glauben mochte seiner kaiserlichen Pflicht genügt zu haben, um das Wendenland nicht wieder und war es zufrieden, daß der Herzogszins von den Obotriten und der Tribut von den Liutizen regelmäßig gezahlt und der Friede nicht wieder gestört ward.

Die Liutizen unter Konrad II.

Nach Heinrichs II. Tode ging die Krone auf das Haus der Salier über [18]). Der erste Herrscher aus diesem Hause, Konrad II., ein Mann von frischester Thatkraft und durchdringender Schärfe des Verstandes, fand, als er Ende 1024 und Anfang 1025 auf seinem Königsritt durch die deutschen Gaue Sachsen durchzog, an dessen Ostgrenze eine äußerst schwierige Lage vor. Zwar huldigten ihm die Obotriten und Liutizen

und überbrachten den schuldigen Tribut [19]), dagegen hatte Boleslav von Polen sogleich nach Heinrichs Tod den Königstitel angenommen und weigerte die Huldigung.

Mit den Polen verwandt war der mächtige Dänenkönig Knud der Große, der auch England besaß und später noch Norwegen erwarb und an der wendischen Ostseeküste bereits festen Fuß gefaßt hatte. Bei einer Vereinigung beider Fürsten war die Stellung Deutschlands in den Nordostmarken aufs schwerste gefährdet, um so mehr, als auch der Obotritenfürst Udo in verwandtschaftlichen Beziehungen zum dänischen Königshause stand: seine Gattin war eine dänische Prinzessin.

Zwar starb Boleslav schon den 17. Juni 1025, aber sein Sohn und Nachfolger Miesko II. behielt den Königstitel und verharrte in feindseliger Haltung gegen Deutschland. Konrad zeigte sich der Lage gewachsen. Durch Vermittelung des klugen und gewandten Erzbischofs Unwan von Hamburg gelang es ihm, einen Freundschaftsbund mit Knud zustande zu bringen [20]), der bis an Knuds Tod (1035) keinerlei Trübung erfuhr.

Mit diesem diplomatischen Erfolge, durch den die schwerste Gefahr beseitigt ward, begnügte sich Konrad fürs erste und beobachtete Polen gegenüber eine abwartende Haltung, bis Miesco selbst zum Angriff überging. Dies geschah im Jahre 1028 durch einen verwüstenden Einfall in die sächsischen Marken, zu gleicher Zeit griff Miesco die Liutizen an, die deshalb Gesandte nach Pöhlde zum Kaiser schickten, mit der Bitte um Unterstützung und dem Versprechen, dem Kaiser treu dienen zu wollen [21]). Dieser unternahm denn auch im Jahre 1029 einen Zug gegen Polen. Der Zug war erfolglos, aber zwei Jahre später (1031) erzwang Konrad von Miesko die Anerkennung der deutschen Oberherrschaft. Innere Wirren brachen dann in Polen aus, die zu neuem Einschreiten Veranlassung boten und vorläufig damit endeten, daß Miesko im Jahre 1033 sein durch Abtretung der westlichen Landschaften verkleinertes Reich von Konrad als Herzogtum zu Lehen empfing. Sein Tod (1034) stürzte das Land in neue innere Kämpfe, durch die es für lange Zeit völlig zerrüttet ward.

Inzwischen war es an der Liutizengrenze wieder unruhig geworden. Von ihrer Besorgnis vor dem slavischen Nachbarreich befreit, mögen die Liutizen wieder eine feindselige Haltung angenommen haben, der erste offene Friedensbruch aber ging allem Anscheine nach von den Sachsen aus. Von Alters her war der sächsische Grenzadel gewohnt, in den Wendenländern einen Tummelplatz seiner Kriegs- und Beutelust zu sehen, und hatte sich nur widerwillig durch die Strenge, mit der Heinrich II. über den Landfrieden wachte, im Zaume halten lassen. Von Konrad schien eine gleiche Strenge nicht zu befürchten. So erneuerten denn die Sachsen die alte Fehde, und die Liutizen säumten nicht Vergeltung zu üben. Sie überfielen im Jahre 1033 eine sächsische Schar bei Werben, wobei sie den Grafen Liudger mit 42 anderen töteten. Der Kaiser kam im Herbst des Jahres 1033 mit Truppen, die er aus Sachsen sammelte, selbst nach Werben, um Frieden zu stiften. In seinem Gerechtigkeitsgefühl stellte er sich, unbeirrt durch nationale oder

religiöse Vorurteile, über beide Parteien und untersuchte, wer der Schuldige sei. Die Heiden schoben die Schuld auf die Sachsen und erboten sich ihre Behauptung durch einen Zweikampf zu erhärten. Die Sachsen waren damit einverstanden, die Fürsten erklärten ihre Zustimmung, und so willigte denn auch der Kaiser ein. Beide Parteien wählten einen Vertreter, und der Zweikampf fand vor den Augen des Kaisers statt. Er endete mit dem Tode des Sachsen. So war der Gerechtigkeit Genüge geschehen, und wenn nun der Streit sogleich wieder ausbrach, trugen die Liutizen die Schuld. Sie wurden über den Sieg des Ihrigen so übermütig, daß nur die Gegenwart des Kaisers sie abhielt, sogleich über die anwesenden Sachsen herzufallen. Der Kaiser gab sich auch keinerlei Illusionen über die Wirkung des Zweikampfes hin, sondern ließ den Ort Werben neu befestigen und verpflichtete die sächsischen Großen eidlich zu einmütigem Widerstand gegen die Heiden [22]).

Die Sachsen aber fochten im folgenden Jahre, wo ihnen der Kaiser den Kampf allein überließ, nicht glücklich, und in der Fastenzeit des Jahres 1035 — sie begann am 12. Februar — gelang es den Liutizen sogar, mit Hülfe eines sächsischen Verräters in Werben einzudringen, einen Teil der Besatzung zu töten, die anderen nach Zerstörung der Feste gefangen fortzuführen. Graf Dedi, unter dessen Befehl der Ort stand, war nicht anwesend.

Der Kaiser entschloß sich nun, selbst ins Feld zu rücken und erließ Pfingsten (18. Mai) von Bamberg aus das Aufgebot zu einem Zuge, an dem auch der in Bamberg belehnte Herzog Bretislav von Böhmen teilzunehmen versprach. Angesichts dieses Feldzuges war die Bundesgenossenschaft Knuds von Dänemark, der auch die wendische Ostseeküste östlich von der Recknitz beherrschte, von besonderem Werte. Konrad befestigte damals die schon seit einem Jahrzehnt bestehende Freundschaft durch die Abtretung der Mark zwischen Eider und Schlei, auch ward in Bamberg die Verlobung Heinrichs III. mit Gunhild, der Tochter Knuds, verkündet. Darauf begann der Feldzug. Die Liutizen traten dem Kaiser gleich an der Elbe entgegen und suchten ihm den Übergang zu wehren. Allein Konrad sandte einen Teil des Heeres an einer andern Stelle über den Fluß, ließ durch diese Abteilung die Feinde vom Ufer vertreiben und setzte dann selbst mit dem Rest des Heeres über. Unter steten Verheerungen drang er darauf im feindlichen Lande vor, nicht ohne heftige Kämpfe, die durch die Unwegsamkeit des Terrains doppelt schwer wurden. Höchst anschaulich tritt uns die Lokalität dieser Kämpfe wie das Bild des Kaisers in einem Gedichte entgegen, das ein Mönch dem Kaiser widmete, und aus dem Konrads Biograph Wipo, vielleicht selbst der Verfasser des Gedichtes, eine Stelle in Prosa anführt. Darin wird geschildert, wie der Kaiser zuweilen bis zum Schenkel im Sumpfe stand, selbst kämpfend und die Seinen zu tapferem Kampfe mahnend, und wie strenge er die besiegten Heiden, die in seine Hände fielen, strafte. Sie hatten nämlich mit einem hölzernen Crucifix ihren Spott getrieben, es angespieen und geohrfeigt und schließlich ihm die Augen ausgegraben und die Hände und Füße abgehauen. Der Kaiser ließ eine Menge ge-

fangener Heiden in ähnlicher Weise martern. Die Grausamkeit, die selbst dem kirchlich gesinnten Wipo allzu hart erschien, verfehlte aber ihren Zweck, außerdem erlitt der Kaiser, wenn eine ausländische Geschichtsquelle hierin Glauben verdient, erhebliche Verluste. Daß der Zug, in dem sich Herzog Bretislav besonders ausgezeichnet haben soll, keinen vollen Erfolg hatte, geht schon daraus hervor, daß er im nächsten Jahre wiederholt werden mußte (nach dem 15. August). Erst dieser zweite Zug, an dem vorzugsweise Sachsen teilnahmen führte zur Unterwerfung der Liutizen, die sich wieder zur Zahlung des Tributes verpflichteten [23]). Sie blieben seitdem ruhig und schickten auch Weihnachten 1038, als der Kaiser, nach längerer Abwesenheit in Italien nach Sachsen zurückgekehrt, in Goslar Hof hielt, gleich den übrigen Wendenstämmen Gesandte mit erneuter Anerkennung ihrer Tributpflicht, wofür Konrad sie seiner Gnade versicherte und mit kaiserlicher Freigebigkeit beschenkte [24]).

So wahrte Konrad mit starker Hand und nicht ohne Einsetzung des eigenen Lebens die Rechte des Reiches in seinen Ostmarken, aber auch er begnügte sich mit der Anerkennung der politischen Oberhoheit Deutschlands durch die Wenden und verzichtete, eine echte Laiennatur, ohne Interesse für die Mission wie überhaupt ohne rechtes Verständnis für die kirchliche Seite seines kaiserlichen Amtes, auf die Wiedererrichtung der Bistümer im Wendenlande, obgleich sie seit der Demütigung Polens möglich gewesen wäre.

So verfuhr er nicht nur den Liutizen, sondern auch den Obotriten gegenüber, bei denen die Predigt des Christentums noch weit größere Aussicht auf Erfolg gehabt hätte.

Udos Tod; Gottschalks Rachezug und Wanderjahre.

Im Obotritenlande war der Friede unter Konrad II. nur einmal vorübergehend gestört worden. Udo ward im Jahre 1028 von einem Sachsen ermordet [25]), „wegen seiner Grausamkeit", sagt Adam v. Bremen. Der Däne Saxo, der, wie den wendischen Namen des Fürsten, so auch wohl die wendische Auffassung des Ereignisses aufbewahrt hat, behauptet, die Sachsen hätten aus Begier, in den Besitz von Udos Land zu kommen, den Mord veranlaßt. Die folgenden Ereignisse sprechen indessen gegen diese Auffassung, denn die Sachsen machten keinen derartigen Versuch. Ebenso wenig freilich ist auf Adams Entschuldigung des Mordes zu geben. Der Ermordete fand einen Rächer in seinem Sohn Gottschalk. Der junge Fürst, bisher in der Verborgenheit des Klosters zu Lüneburg aufgewachsen, tritt hier zum ersten Mal handelnd auf den Schauplatz der Geschichte. Sein wendischer Name ist uns nicht bekannt, den deutschen Namen Gottschalk verdankt er vermutlich dem späteren Bischof von Skara (in Gotland) Gottschalk, der eine Zeit lang Verweser des Klosters zu Lüneburg war, als der junge Wende dort in der christlichen Religion wie der kirchlichen Bildung unterwiesen ward [26]).

Indessen gewannen die Lehren des Christentums auf das Herz des Knaben noch keinen tieferen Einfluß, und als er die Nachricht von dem Tode seines Vaters erhielt, brach die ganze leidenschaftliche Rachsucht des Wenden in ihm ungezügelt hervor. Er floh aus dem Kloster in seine Heimat und rief seine Landsleute zur Rache auf. Zahlreiche Scharen folgten seiner Fahne — wann hätten je die Wenden gezaudert, wenn es galt, den verhaßten Deutschen eins zu versetzen? — und er machte mit ihnen einen Raubzug nach Holstein. Weit und breit wurden alle Ortschaften in Asche gelegt, auch die Kirchen nicht geschont; wer nicht in eine der beiden Festen Itzehoe und Bökelnburg zu flüchten vermochte, ward niedergehauen, viele Tausende von Sachsen sollen bei dieser „Christenverfolgung" dem Schwerte der Wenden erlegen sein [27]).

Allein Herzog Bernhard eilte herbei, überwältigte die Wenden, deren Führer Gottschalk in Gefangenschaft geriet Eine Zeit lang ward er in Haft gehalten, dann aber entließ ihn der Herzog „aus Achtung vor seiner Tapferkeit", wie Adam von Bremen meint. Dieses Motiv wird schwerlich das einzige gewesen sein, das den Herzog zur Milde bewog. Die nahe Verwandtschaft Gottschalks mit dem dänischen Königshause wird dabei mitgewirkt haben, vielleicht hat sich König Knud für ihn verwandt. Seine Freilassung erfolgte nicht bedingungslos, er mußte sich verpflichten, sein Vaterland zu meiden. Wir dürfen dies aus der Thatsache schließen, daß er nach seiner Freilassung nicht in die Heimat zurückkehrte, sondern König Knud aufsuchte, der damals (Winter 1028/29) in Dänemark war [28]).

Er begleitete den König nach England und trat in die „Huskarle" ein, eine Art von besoldetem, stehendem Heer, das Knud errichtet hatte. Es bestand aus mehreren tausend Mann, teils Dänen, teils tapfern Männern aus dem Ausland, die des Königs Hof aufgesucht hatten. Die Truppe hatte die Bestimmung, im Sommer auf besonderen Schiffen versendet, des Königs Befehle in seinen Reichen auszurichten; im Winter lagen sie, nach Heerhaufen und nach Rotten („Vierteln") durch England verteilt, bei den Einwohnern in Quartier. Ihre Waffen waren die dänische Streitaxt, die an der linken Schulter hängend getragen ward, und ein kurzer Degen, beide mit Gold ausgelegt. Jeder in der Truppe Aufgenommene mußte Treue und pünktlichen Gehorsam geloben und erhielt dafür vom Könige das Gegenversprechen, daß er mit Milde und Gerechtigkeit behandelt werden und monatlichen Sold erhalten solle. Wer austreten wollte, mußte am Neujahrsabend durch zwei Kameraden aufsagen. Für Friedensbruch und andere Vergehen waren bestimmte Strafen festgesetzt, selbst die Reihenfolge der Plätze an der Tafel war bestimmt geregelt; sie richtete sich nach dem Dienstalter, wenn nicht jemand zur Strafe für leichtere Vergehen einen tieferen Platz erhielt, als ihm sonst gebührte [29]). Bis ins vierzehnte Jahr blieb Gottschalk am dänischen Hofe, nicht nur unter Knud, sondern auch nach dessen Tode unter Hardeknut und vielleicht auch noch unter Sven Estrithson. In diese Jahre fällt — noch unter Knuds Regierung — die Eroberung Norwegens (1028 ff.) und die Besiegung der schottischen Könige Malcolm — Duncan unterlag schon 1028 — und Maelbetha, des durch Shakespeare

berühmt gewordenen Macbeth. Obgleich von Gottschalks Teilnahme an diesen Feldzügen nichts überliefert ist, so ist sie doch an sich nicht unwahrscheinlich.

Die Obotriten unter Ratibor und seinen Söhnen.

Inzwischen beherrschte Ratibor als Udos Nachfolger das Obotritenland, neben ihm werden Gneus und Anatrog genannt, die schon zu Udos Zeit auftreten; ihr Herrschaftsgebiet wird Wagrien gewesen sein. Gneus und Anatrog waren Heiden; ob sie Söhne oder Verwandte Sederichs waren, wissen wir nicht. Ratibor war Christ. Alle drei stellten sich friedlich sowohl zu dem Herzog von Sachsen, dem sie den schuldigen Tribut zahlten, wie auch zur Hamburger Kirche. In Hamburg hatte nach Unwans Tod (1029) in wenigen Jahren ein mehrfacher Wechsel auf dem erzbischöflichen Stuhle stattgefunden, auf Unwan war Libentius (II) gefolgt (1029—32), der den Meinher zum Bischof von Oldenburg ordinierte, auf Libentius Hermann, der schon 1035 starb, auf diesen Bezelin mit dem Beinamen Alebrand (1035--1043?), der den Abhelin zu Meinhers Nachfolger weihte. Damals herrschte Friede im Wendenland, die drei Wendenfürsten kamen öfters nach Hamburg, um dem Herzog und dem Erzbischof ihre Ergebenheit zu bezeigen; wenn dies auch von Gneus und Anatrog erzählt wird, so darf man wohl daraus schließen, daß sie sich durch Bezelin zur Taufe bewegen ließen[30]. Indessen waren die Bemühungen des Erzbischofs, der christlichen Lehre im Wendenlande wieder Eingang zu verschaffen, im übrigen erfolglos. Auch fand er beim Herzog nicht die geringste Unterstützung, im Gegenteil bildeten die hohen Abgaben, die die Wenden dem Herzog zahlen mußten, ein Hindernis für die Wiederaufrichtung der kirchlichen Organisation, da dadurch die Wenden in ihrem Widerwillen, sich noch mit Abgaben für die Kirche zu belasten, nur bestärkt wurden.

In den folgenden Jahren verschwinden Gneus und Anatrog, Ratibor dagegen erscheint als ein „Mann von großer Macht" unter den Wenden. Er wird, wie einst Nacco und gewiß auch Mistizlav und Udo von Anfang an eine Oberherrschaft auch über Wagrien besessen haben und scheint das Land nach dem Tode oder der Beseitigung jener beiden noch enger an das Obotritenland angegliedert zu haben; vermutlich unterstellte er es einem seiner Söhne, deren er acht hatte. Sie waren schon bei seinen Lebzeiten Stützen seiner Macht und hatten eine fürstliche Stellung, wohl als Statthalter in den einzelnen Stammesgebieten oder den wichtigsten Burgwarden[31].

Ratibors Abhängigkeitsverhältnis vom deutschen Reiche hinderte ihn nicht, auf eigene Hand mit Dänemark Fehde zu beginnen, als hier nach Knuds des Großen Tode (1035) sein ihm sehr unähnlicher Sohn Hardeknut zur Regierung gekommen war. Die Wenden waren gelehrige Schüler der dänischen Wikinger gewesen. Und wenn sie einst selbst unter deren Landungen viel zu leiden gehabt hatten, so übten sie jetzt Vergeltung, indem sie die dänischen Küsten mit häufigen Plünderungen

heimsuchten. Auch die Jomsburger wie die Pommern beteiligten sich daran. Hardeknut, ein in Lüsten versunkener Wüstling, brachte seine Zeit in England mit Gelagen hin und bekümmerte sich nicht um Dänemark. Anders König Magnus von Norwegen, der sich schon vor Hardeknuts Tod (1042) Dänemarks bemächtigte und es glücklich gegen Sven, den Sohn von Knuds Schwester Estrith, behauptete. Er zog gegen die Wenden bei der Jomsburg aus und besiegte sie [32]). Im Kampfe gegen ihn — wo, ist unbekannt — fiel auch Ratibor, der Obotritenfürst (1043?). Um seinen Tod zu rächen, sammelten seine Söhne ein Heer und zogen nach Jütland, zu einer Zeit, als der König gerade auf der Verfolgung Svens begriffen war, der aus Jütland nach Schweden hatte weichen müssen. Sie drangen bis nach Ripen vor, kehrten aber um, als Magnus, der auf die Nachricht von dem wendischen Angriff sofort von Sven abließ, bei Schleswig landete. Zu Magnus stieß mit einer Schar Krieger Herzog Ordulf, der Sohn des Herzogs Bernhard II. von Sachsen, der seit 1042 mit Ulfhilde, der Schwester des Königs Magnus, vermählt war. Es kam zur Schlacht auf der Lürskogheide (Lürschau, 1/2 Meile nordwestlich von Schleswig) bei dem Flüßchen Scotborgara [33]) am 28. September 1043.

Die nordischen Skalden und Geschichtsschreiber haben die Schlacht auf das lebendigste geschildert, doch so, daß Dichtung und Wahrheit untrennbar durch einander fließen. Die vorausgesandten Späher hatten die Botschaft gebracht, daß das feindliche Heer an Zahl den Dänen weit überlegen sei, und zu schleuniger Flucht geraten. Viele der Anführer, die Magnus zum Kriegsrat versammelt hatte, waren derselben Meinung, der König schwankte, da gab Herzog Ordulf den Ausschlag, indem er entschieden zur Schlacht riet. Die folgende Nacht brachte das dänische Heer auf Geheiß des Königs unter den Waffen zu. Am Morgen, als die Wenden schon den Fluß überschritten hatten, ließ der König zum Angriff blasen. Er selbst legte den Panzer ab, zog ein rotes, seidenes Gewand über seine Kleider und ging, mit seines Vaters Streitaxt bewaffnet, die nach der Sage von der Göttin der Unterwelt den Namen Hela trug, allen Kriegern voran ins Gefecht. Der Kampf war blutig. Die Dänen wußten zu erzählen, daß ein wendischer Recke, den sie Regbus nennen, gewaltig gefochten und viele getötet, während er selbst, gegen Wunden gefeit, allen Streichen widerstanden habe. Endlich habe ihn der König mit Hilfe eines alten Mannes (vielleicht ein Nachklang von Wodans Teilnahme an Schlachten) erlegt. Da der Hauptgegner gefallen, habe der König vollends gegen die Feinde zu wüten begonnen und mit eigener Hand eine große Zahl erschlagen. Eine Raste weit, so sagt der Skalde Thiodolf, der wahrscheinlich an der Schlacht selbst teilnahm, lag die Haide mit Leichen flüchtiger Wenden bedeckt. Adam von Bremen giebt die Zahl der gefallenen Wenden auf 15000 an, unter ihnen befanden sich sämtliche acht Söhne Ratibors. Der Ruhm dieses Sieges scholl durch den ganzen Norden und hallte noch lange in den Liedern der Sänger nach; so wunderbar erschien er, daß die Sage ihn dem Beistand des heiligen Olav zuschrieb, der seinem Sohne, dem König Magnus, im Schlaf erschienen sei und auch den Sachsenherzog herbeigerufen

habe [34]. In Deutschland erregte der Kampf weniger Aufsehen, hier waren aller Augen auf den jungen König Heinrich III. gerichtet, der nach seines Vaters Tode das Szepter des Reiches nicht weniger kraftvoll als dieser führte und im September des Jahres 1043 nach Ungarn zog. Nur Adam von Bremen erwähnt die Wendenschlacht mit kurzen Worten, und doch zog sie die wichtigsten Folgen nach sich. Ratibors ganzes Haus war ausgerottet, diese Gelegenheit benutzte Gottschalk, um in seine Heimat zurückzukehren und sich seines angestammten Reiches zu bemächtigen. Damit beginnt eine neue Wendung in der Geschichte Mecklenburgs zur wendischen Zeit.

Rückblick.

Werfen wir, ehe wir in sie eintreten, noch einmal einen Scheideblick auf die 1½ Jahrhunderte, die ihr voraufgehen, so zeigt sich uns zuerst das Bild einer schnell aufsteigenden Entwickelung. Der allgemeinen Zerrüttung an der Ostgrenze, die unter Ludwig dem Kinde Platz gegriffen und der Konrad I. bei allem guten Willen nicht hatte steuern können, wird durch Heinrich I. ein Ende gemacht, die Wenden werden wieder unterworfen und auch die ersten Keime der Mission gelegt. Daraus entwickelt sich unter seinem Nachfolger, Otto dem Großen, schnell eine reiche Blüte. Gestützt auf seine Paladine Hermann Billung und Gero, aber auch unermüdlich selbst zum Eingreifen bereit, schlägt Otto jede Auflehnung, die die Wenden in den kritischen Zeiten seiner Regierung, besonders am Anfang und in den fünfziger Jahren, wagen, siegreich zu Boden, gliedert ihre Gebiete als Marken an das Reich an und überzieht sie dann mit einem Netze von Bistümern, in denen die Missionsarbeit überall in vollem Zuge war, als der große Kaiser abgerufen ward.

Eine an sich geringfügige Erschütterung, die das römisch-deutsche Reichsgefüge an einer weit entfernten Stelle erleidet, bringt im Verein mit einer persönlichen Kränkung des Obotritenfürsten durch einen hochfahrenden sächsischen Großen 10 Jahre später den ganzen noch lose gefügten Bau, der schon in den vorhergehenden Jahren leise Schwankungen zeigt, zum Sturze. Selbst die Dänen werden in den Umsturz mit fortgerissen und wenden sich für etwa zwei Jahrzehnte dem alten Wikingertreiben wieder zu; für Ostsachsen erneuern sich die Zeiten der letzten Karolinger.

Nur die Furcht vor Polen, nicht die Achtung vor der deutschen Reichsmacht ist es, die unter Heinrich II. die Liutizen zu einer Annäherung an dieselbe bewegt. Sie zahlen wieder Tribut und leisten Kriegshülfe, wenn es ihnen beliebt, aber von einer Erneuerung der Mission muß Heinrich völlig absehen. Es ist die Zeit, wo die Tempelaristokrat e in Rethre die unbestrittene Vorherrschaft in sämtlichen liutizischen Gauen behauptet und der Schutzherr der Christenheit sich durch den Zwang der politischen Verhältnisse genötigt sieht, der christ-

lichen Welt das seltsame Schauspiel heidnischer Götzenbilder in seinem Heere zu bieten. Die für sie überaus vorteilhafte Lage nutzen die Liutizen in dem Losbruch des Jahres 1018 aus, den ihnen der Kaiser seufzend hingehn lassen muß. Sein eigentliches Motiv ist augenscheinlich ein religiöses, es gilt dem Radegast abtrünnig gewordene Anhänger wieder zuzuführen. Ein Abfall der Liutizen vom Reiche scheint damit nicht verbunden gewesen zu sein; sie zahlen ihren Tribut, als Konrad II. die Regierung antritt. Unter diesem beginnen nicht ohne Schuld der Sachsen die alten Grenzfehden wieder aufzuleben, denen Heinrich II. mit Erfolg gesteuert hatte, es bedarf mehrerer Feldzüge des Kaisers, um sie für einige Jahre, bis in die Regierungszeit seines Nachfolgers hinein, abzustellen. Der energische Mann straft die Abtrünnigen hart, für die Mission hat er kein Interesse, und Radegast herrscht unbestritten im Wendenland, auch bei den Obotriten.

Für diese knüpft sich der Gang der Ereignisse seit 973 an die Namen ihrer Fürsten an und ist zum Teil, wenn die Mangelhaftigkeit und Dürftigkeit der Quellen uns ein richtiges Bild hat gewinnen lassen, durch deren Individualität bestimmt, während die wagrischen Fürsten vor den obotritischen an Bedeutung und Macht entschieden zurücktreten, zeitweilig als Untergebene der Obotritenfürsten erscheinen und schließlich ganz verschwinden. Seit 966 regiert Naccos Sohn M i s t i w o i, der sich mit Bischof Wago verschwägert und sich in den ersten Jahrzehnten seiner Regierung der Mission gegenüber freundlich stellt, die in dieser Zeit ihren Höhepunkt erreicht. Je länger, desto mehr läßt er sich jedoch von seinem Sohn aus früherer Ehe, Mistizlav, beeinflussen, der zwar ebenfalls ein getaufter Christ, im Geheimen aber ein erbitterter Gegner der fremden Religion ist. Bis zum Jahre 983 vermeidet indessen Mistiwoi den offenen Bruch, und wenn durch die Empörung in diesem Jahre das Christentum unter den Obotriten noch nicht völlig ausgerottet wird, so ist auch dies vermutlich noch auf seinen Einfluß zurückzuführen. Er erscheint als ein Fürst, der wohl imstande war, politische Verhältnisse aus höherem Gesichtspunkte zu übersehen: sein Anschluß an Heinrich von Bayern im Jahre 984 beweist es.

Eigenartig ist die Lebensgeschichte seines Sohnes M i s t i z l a v. Er tritt auf als versteckter Deutschen- und Christenfeind, läßt sich auch durch die Aussicht auf die Heirat mit einer Verwandten des Sachsenherzogs nur vorübergehend blenden und veranlaßt, als sie sich zerschlagen hat, den Losbruch des Jahres 983. Nach seines Vaters Tode beseitigt er auch die letzten Reste des Christentums in seinen Landen und beugt sich selbst dem Kaiser, als dieser sein Land durchzieht, nur vorübergehend. Indes als ein politisch geschulter Kopf läßt er sich doch nicht ausschließlich von Haß und Leidenschaft leiten, giebt vielmehr wie sein Vater auch den Erwägungen einer vorausschauenden Staatsklugheit Raum und läßt sich durch sie zu einem vollständigen Frontwechsel, zur freiwilligen Unterwerfung unter das Reich und den sächsischen Herzog bestimmen, ja er entschließt sich sogar, die Predigt des Christentums in seinem Lande zu dulden. Eben dadurch zieht er sich freilich seinen Sturz zu: seine früheren Verbündeten, die Liutizen, vertreiben den

Christenfreund und stellen den Götzendienst im Obotritenlande wieder her. Er bleibt auch unter Udo, Mistizlavs Bruder und Nachfolger, in Flor, der, wenn auch selbst Christ, doch ein kräftiges Aufblühen der Mission durch Vorenthaltung der früher der Kirche verliehenen Einkünfte zu hintertreiben weiß. Über Ratibors kirchliche Haltung ist nichts bekannt, doch wird er schwerlich anders als Udo gedacht und gehandelt haben. So fand Gottschalk, Udos Sohn, als er nach jener mörderischen Schlacht bei Schleswig den Boden seiner Heimat wieder betrat, die Lage ganz ähnlich vor, wie zu der Zeit, als er sie verließ; er selbst aber war ein anderer geworden.

VI.

Gottschalk, Cruto und Heinrich.

Gottschalk.

Als ein Saulus hatte Gottschalk einst nach seines Vaters Tod gegen die Kirche mit Feuer und Schwert gewütet, als ein Paulus kehrte er aus der langen Verbannung in die alte Heimat zurück. Wie hatte sich diese innere Wandlung in ihm vollzogen? Helmold weiß darüber ausführlich zu berichten: Als Gottschalk -- so erzählt er -- auf seinem Plünderungszuge durch Holstein eines Tages nach Räuberart durch Busch und Feld dahinritt und sah, wie die einst an Kirchen und Einwohnern reich gesegnete Landschaft nun eine wüste Einöde war, erschrak er vor dem Werke seiner eigenen Grausamkeit und sann, im Innersten seines Herzens schmerzlich ergriffen, darüber nach, wie er von seinem verruchten Treiben ablassen könnte. Er trennte sich also von seinen Gefährten unter dem Vorwande, er wolle einen Hinterhalt legen, und ritt auf einen Sachsen zu. Als dieser vor dem bewaffneten Manne floh, rief ihm Gottschalk zu, er möge stehen bleiben, und schwur, ihm kein Leides thun zu wollen. Da faßte der Furchtsame Zutrauen und stand still, und Gottschalk fragte ihn, wer er sei und was er Neues wisse. Jener antwortete: „Ich bin ein armer Mann aus Holstein. Wir bekommen täglich schlimme Botschaft zu hören, weil jener Fürst der Slaven, Gottschalk, unserm Lande und Volke viel Böses zufügt und mit unserm Blut seine Grausamkeit zu befriedigen begehrt. Es wäre wahrhaftig Zeit, daß Gottes strafende Hand unsere Unbill rächte." Ihm erwiderte Gottschalk: „Deine Anklage trifft jenen Mann schwer. In der That hat er eurem Lande und Volke viel Beschwerden bereitet, weil er seines Vaters Ermordung rächen wollte. Ich selbst bin der Mann, von dem wir sprechen, und bin gekommen, um mit dir zu reden. Denn es schmerzt mich, daß ich gegen den Herrn und die Verehrer Christi so viel Unrecht verübt habe, und ich wünsche sehr, mich mit ihnen wieder zu versöhnen. So kehre denn heim und sage deinen Landsleuten, sie möchten an einen bestimmten Ort Männer senden, um mit mir heimlich über Frieden und Bündnis zu verhandeln. Ich werde dann diese ganze Räuberschar, an die mich mehr die Not als mein freier Wille fesselte, ihnen in die Hände liefern." Zugleich bezeichnete er den Ort und die Zeit für die Zusammenkunft. Der Sachse meldete die Botschaft in der Burg, wo die noch übrig gebliebenen Sachsen in großer Furcht versammelt waren, und suchte sie zu bewegen, daß sie Männer an den bestimmten Ort sendeten. Sie aber gingen nicht darauf ein, da sie das Anerbieten für eine List hielten, um sie in einen Hinterhalt zu locken.

Einige Tage darauf, fährt Helmold dann fort, ward Gottschalk von Herzog Bernhard gefangen. Dies ist aus Adam von Bremen bekannt, von jener Sinnesänderung aber weiß Adam nichts. Die ganze Erzählung darüber — die beiläufig für Gottschalk keineswegs ehrenvoll ist, indem sie ihm die Absicht zuschreibt, eine sehr häßliche Treulosigkeit gegen seine Gefährten zu begehen, an die ihn doch keineswegs die Not gebunden, sondern die er selbst zum Rachezuge aufgerufen hatte — ist als eine im Munde der Holsteiner entstandene Sage anzusehen. Ihre Entstehung ist leicht verständlich. Die innere Wandlung, die Gottschalk durchmachte, hat etwas Wunderbares und hatte es schon für die Zeitgenossen. Ihre Phantasie fühlte sich angeregt sie sich zu erklären, ein solcher Erklärungsversuch ist Helmolds Erzählung [1]. Ob ihr wirklich ein thatsächliches Erlebnis zu Grunde liegt, ob Gottschalk, den ja nicht Haß gegen das Christentum, sondern Rachedurst aus dem Kloster in jene „Christenverfolgung" getrieben, schon Reue empfand, als er gefangen ward, oder ob er etwa in der Gefangenschaft unter dem Einfluß seiner früheren Umgebung umgestimmt ward, oder endlich ob er erst während seines Aufenthaltes am englischen Hofe die christliche Lehre besser schätzen lernte, bleibt uns verschlossen. Deutlich ist nur, daß das Christentum, das im Kloster noch keinen tieferen Einfluß auf ihn gewonnen hatte, ihm zum inneren Besitztum geworden war, als er zurückkehrte.

Nicht als Freund und von den Wenden selbst zu ihrem Herrscher erkoren, betrat Gottschalk den Boden seines angestammten Landes, vielmehr drang er wie ein fremder Eroberer mit Heeresmacht ins Slavenland ein, gewaltigen Schrecken verbreitend. Diese Heeresmacht kann ihm nur Herzog Bernhard gegeben haben, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Herzog ihn gradezu gerufen hat [2]. Der Sieg begleitete ihn, er bezwang die Wenden, so daß sie ihn wie einen König fürchteten und sich ihm unterwarfen. So dehnte er seine Herrschaft über das ganze Gebiet der Wagrier, Polaben und Obotriten aus, die Linonen und Warnaber miteinbegriffen. Mit Sven Estrithson, der nach dem Tode Magnus des Guten (1047) die Krone von Dänemark gewann, trat er in freundschaftliches Einvernehmen, das durch seine Heirat mit Svens Tochter Sigrid noch befestigt ward [3]. Auch mit Herzog Bernhard blieb er fortdauernd auf gutem Fuße und zahlte regelmäßig den schuldigen Zins [4]. Näher aber als an diese weltlichen Fürsten schloß er sich an den Erzbischof Adalbert von Bremen an, der um dieselbe Zeit den erzbischöflichen Stuhl bestiegen hatte, als Gottschalk das Land seiner Väter wiedergewann.

Erzbischof Adalbert, ein Mann von glänzenden Geistesgaben und ungemessenem Ehrgeize, entfaltete die eifrigste Thätigkeit nicht nur im Dienste des Reiches, sondern auch für sein Erzbistum, dessen Primat über die Länder des Nordens er zur Wahrheit zu machen suchte. Er war seit Ottos I. Zeit der erste Erzbischof, der unter den Wenden mit Ernst und Eifer das Werk der Mission in die Hand nahm. Eine Vorbedingung für das Gelingen war die Erhaltung des Friedens im Wendenland, besonders unter den unruhigen Nachbarn seiner Diöcese,

den Liutizen. So mag wohl der Zug, den König Heinrich III. im Jahre 1045 gegen sie unternahm, auf seine Anregung zurückzuführen sein. Er befand sich auf demselben in der Begleitung des Königs. Die Liutizen, denen vorgeworfen ward, die sächsische Grenze beunruhigt zu haben, ergaben sich und versprachen den gewohnten Zins [5]). Es ist auffallend, daß auch Heinrich III., der es sonst mit seinem kaiserlichen Amte, Schirmherr der Kirche zu sein, so ernst nahm wie kaum ein zweiter Kaiser, sich mit diesem halben Erfolge begnügte und für die Christianisierung der Liutizen nicht das Geringste that. Auch von Magdeburg aus geschah nichts; zwei böhmische Mönche sollen auf ihre eigene Gefahr hin eine Reise nach Rethre unternommen und dort das Wort Gottes öffentlich verkündigt haben. Sie lieferten sich damit selbst der fanatischen Priesterschaft in die Hände und fanden den Märtyrertod, den sie sich gewünscht hatten, unter qualvollen Martern [6]). Keine Hand rührte sich, um ihren Tod zu sühnen, und die Tempelburg zu Rethre blieb neben dem Obotritenreiche Gottschalks bestehen, gleich gefährlich für dieses, wie für die deutsche Herrschaft. Heinrich III. sollte noch selbst darüber belehrt werden. Im Jahre 1055, als der Kaiser in Italien weilte, brachen mit neu gesammelter Kraft die stets Unversöhnlichen aus ihren Wäldern und Sümpfen wieder hervor, und der alte Streit flammte wieder auf. Schon in diesem Jahre hatten die Sachsen empfindliche Verluste zu beklagen, noch schlimmer war eine Niederlage, die im Jahre 1056 Markgraf Wilhelm von der Nordmark bei Prizlawa am Einfluß der Havel in die Elbe erlitt (10. Sept.). Auf dem Raum zwischen den beiden Flüssen ward er von den Heiden umstellt und fiel selbst, mit ihm zwei Grafen, Dietrich von Katienburg und Bernhard von Domenesleben und eine ganze Zahl von edlen Sachsen. Das ganze Heer scheint vernichtet zu sein. Der Kaiser erhielt die Nachricht von diesem schweren Unfall in der Pfalz Bodfeld im Harz. Ohnehin trübe gestimmt über die Not der Zeit — infolge einer Mißernte herrschte Hungersnot — und von Sorgen gequält über die Unbotmäßigkeit der Fürsten, denen die Strenge des Kaisers allzu hart erschien, ward er von der Hiobspost vollends niedergeworfen. Er erkrankte und starb den 5. Oktober 1056 [7]). Sein Tod, für das deutsche Reich wie die ganze christliche Welt von unermeßlicher Bedeutung, änderte an der Wendengrenze nichts an dem bestehenden Zustand. Die Niederlage der Sachsen ward im nächsten Jahre durch einen Kriegszug gerächt, der Stellung von Geiseln und Tributzahlung erzwang und so das alte Verhältnis genau so unsicher, wie es gewesen war, wiederherstellte.

Gottschalk herrschte unterdessen unangefochten im Obotritenland, doch war seine Macht nicht stark genug, um die Raublust seiner Unterthanen wirksam im Zaume halten zu können. Obgleich er selbst ununterbrochen mit Erzbischof Adalbert in freundschaftlichen Beziehungen blieb, so sah sich dieser doch genötigt, zur Abwehr der wendischen Raubanfälle Maßregeln zu treffen. Die Räuber hatten nämlich im großen Sachsenwalde ihre Schlupfwinkel, aus denen sie bei guter Gelegenheit unvermutet hervorbrachen, um wehrlose Dörfer zu überfallen, die Bewohner zu töten oder, was noch schlimmer war, als Gefangene mit sich zu schleppen

und auf einem der wendischen Sklavenmärkte zu verhandeln. Um diesem Treiben zu steuern, legte der Erzbischof auf dem Süllberg bei Blankenese eine befestigte Burg und eine Propstei an. Er hatte freilich den Bock zum Gärtner gesetzt, denn die Besatzung der Burg selbst erlaubte sich Plünderungen in der Umgebung, deshalb ward der Ort durch eine plötzliche Erhebung der Holsteiner zerstört. Herzog Bernhard ließ dies ruhig geschehen, da auch er schon, wie noch mehr sein Nachfolger, auf die wachsende Macht des Erzbischofs, welche den Einfluß des Herzogtums in Nordsachsen bei Seite zu schieben drohte, eifersüchtig war. Er selbst erbaute für sich ein neues, festes Haus in Hamburg, das zwar auch zum Schutze der Gegend vor wendischen Räubern dienen konnte, im Grunde aber mehr eine Trutzburg gegen den Erzbischof war. Ein bestimmtes Jahr ist für diese Ereignisse nicht überliefert, doch müssen sie vor das Jahr 1059 fallen, das Todesjahr des Herzogs Bernhard, und es liegt nahe, die größere Unruhe an der Obotritengrenze mit den Liutizenkämpfen der Jahre 1055—57, durch die sie hervorgerufen sein mag, gleichzeitig anzusetzen [8]).

Vermutlich in annähernd dieselbe Zeit fällt ein höchst merkwürdiger Feldzug zwischen den wilzischen Stämmen, in den auch Gottschalk eingriff. Zwei Berichte sind darüber erhalten, der eine von Adam, der zweite von Helmold, der mit jenem nicht ganz übereinstimmt [9]). Nach Adam standen auf der einen Seite ausschließlich die Circipaner, auf der andern die Tollenser, Redarier und Kessiner, nach Helmold fochten die beiden nördlichen Stämme, die Kessiner und Circipaner vereint gegen die beiden südlichen.

Als Ursache der Entzweiung giebt er an, daß die Kessiner und Circipaner sich geweigert hätten, dem Tempel zu Rethre, der im Besitze der Redarier und ihrer Nachbarn, der Tollenser, war, noch fernerhin zu zinsen. Helmold ist hier ohne Zweifel glaubwürdiger als Adam, der selbst einen Beweis gegen die von ihm angegebene Parteistellung liefert, indem er die Kessiner und Circipaner zu Gottschalks Reich zählt. Diesem können sie, so lange sie nach Rethre zinsten, nicht angehört haben, vielmehr erst infolge jenes Feldzuges einverleibt sein. Die Redarier und Tollenser baten nämlich, nachdem sie dreimal von den Gegnern geschlagen waren, den Sachsenherzog, den Dänenkönig und den Obotritenfürsten um Hülfe. Alle drei leisteten der Bitte Folge und kamen mit beträchtlichen Aufgeboten, die sechs oder sieben Wochen lang auf Kosten ihrer wendischen Verbündeten unterhalten wurden. So zerfleischten sich die Heiden mit Hülfe der Christen untereinander, denn die Circipaner und Kessiner setzten selbst dem vereinigten Heere hartnäckigen Widerstand entgegen. Tausende von Heiden fielen auf beiden Seiten, noch mehr wurden gefangen. Endlich gaben sich die Circipaner und Kessiner überwunden und erkauften von den drei Fürsten um 15000 Mk. Silber den Frieden. Die Sieger teilten die Beute unter sich, des Christentums aber ward dabei nicht gedacht, doch wurden die Besiegten aller Wahrscheinlichkeit nach unter Gottschalks Botmäßigkeit gestellt. Damit war der alte Bund der vier Stämme gesprengt, und er ist auch in seinem früheren Umfang nicht wieder hergestellt worden; die beiden

nördlich der Peene wohnenden Stämme verschmolzen mit dem Obotritenreich.

Schon Adam, der den Ereignissen Näherstehende, schöpft seine Kenntnis von diesem Feldzuge aus der unsicheren Quelle der mündlichen Tradition, die Berichte mögen also nicht in allen Einzelheiten getreu sein, an der Thatsache des Feldzuges selbst wie des Eingreifens der drei Fürsten ist nicht zu zweifeln. Schwierig ist die Frage der Zeitbestimmung; den einzigen sicheren Anhalt gewährt auch hier der Tod des Herzogs Bernhard im Jahre 1059. Ob aber jener Krieg vor die Liutizenkämpfe der Jahre 1055—57 fällt oder ins Jahr 1058, darüber läßt sich um so weniger etwas gewisses sagen, als zwischen den Vorgängen an der Elbgrenze, an denen die entfernteren Liutizenstämme möglicherweise ganz unbeteiligt waren, und jener inneren Entzweiung überhaupt kein erkennbarer Zusammenhang besteht.

Von Einzelvorgängen, die das Wendenland betreffen, ist aus den nächsten Jahren noch einer bekannt: Im Jahre 1062 verlieh der junge — noch minderjährige — Kaiser Heinrich IV. auf Anregung der beiden Erzbischöfe Anno von Cöln und Adalbert von Bremen dem Herzog Otto (Ordulf) von Sachsen die Burg Ratzeburg im Polabenlande mit allen dazu gehörenden Besitzungen und Berechtigungen zum Lohn für treue Dienste. Das eigentliche Motiv dieser Schenkung, als deren geistiger Urheber wohl Erzbischof Adalbert anzusehen ist, wird Adalberts Wunsch gewesen sein, zwischen Nordalbingien und dem Wendenland ein neues festes Bollwerk zur Überwachung der Grenze einzuschieben, wobei er sich zugleich den Herzog zu Dank verpflichten wollte.

Die Urkunde ist bezeichnend für die Auffassung, die man am Kaiserhofe von der Machtstellung und den Rechten des Kaisers in den wendischen Marken hatte: Die auffallende Thatsache, daß Gottschalk, der wendische Herr von Ratzeburg, in der Urkunde überhaupt nicht genannt wird, läßt sich kaum anders erklären, als durch die Annahme, daß die kaiserliche Regierung ein Obereigentumsrecht über die gesamten Marken und damit das Recht beanspruchte, über die Köpfe der einheimischen Fürsten hinweg Verfügungen über Eigentum in denselben zu treffen*). Indessen darf man vermuten, daß Erzbischof Adalbert nicht ohne Vorwissen Gottschalks gehandelt hat[10]. Jedenfalls ward das gute Verhältnis Gottschalks zu den Deutschen, insbesondere zu Erzbischof Adalbert, durch diese Gebietsentziehung nicht getrübt. „Er ehrte Hamburg wie eine Mutter", sagt Adam von Bremen, und besuchte es häufig, um Gelübde zu lösen. Dabei traf er oft mit dem Erzbischof, der ebenfalls häufig in Hamburg weilte, zusammen, und pflegte mit ihm Rats über die Bekehrung der Wenden, die sich Gottschalk seit seiner Rückkehr zum Lebensziel gesetzt hatte. Adalbert bestärkte ihn in seinem Eifer und spornte ihn an, das um Christi Willen unternommene Werk beharrlich zu Ende zu führen, verhieß ihm auch den Sieg für seine Bestrebungen

*) Es ist sehr fraglich, ob Herzog Ordulf überhaupt Gebrauch von der Schenkung gemacht hat; ist dies der Fall, so ist Ratzeburg im Jahre 1066 von den Wenden wieder erobert worden.

und die ewige Seligkeit, auch wenn er Widerwärtigkeiten um Christi willen zu erdulden hätte; denn viel seien der Belohnungen, die für ihn ob der Bekehrung der Heiden im Himmel bereit lägen, viele Kronen würden ihm für die Rettung aller, die er dem Himmelreich gewonnen, zu Teil werden. Doch blieb es auf diesen Zusammenkünften nicht bei bloßen Ermahnungen, vielmehr wurden auch Maßregeln zur Förderung der guten Sache verabredet. Nach dem Tode Abhelins (nach 1049) ward Ezzo zum Bischof von Oldenburg ordiniert und wohl um dieselbe Zeit — im Anfang der fünfziger Jahre — von der Diöcese Oldenburg zwei andere abgezweigt, Mecklenburg, wo der Schotte Johannes, und Ratzeburg, wo Aristo eingesetzt ward. Bei dieser Teilung spielte allerdings auch ein Beweggrund mit, der mit der Sache der Mission nichts zu schaffen hatte: Adalbert trug sich damals mit dem Plane, das Erzbistum Hamburg-Bremen zu einem Patriarchat über den Norden zu erheben, dem in seiner deutschen Diöcese 12 Bistümer und außerdem die nordischen Kirchen, auch das von König Sven beabsichtigte dänische Erzbistum mit seinen Suffraganen unterstellt sein sollten. Indessen war die Gründung neuer Bistümer im Wendenlande auch abgesehen von jenem ehrgeizigen Plane ein Bedürfnis, da für das ganze weite Gebiet zwischen Trave, Elde und Peene ein Bischof nicht ausreichte, wenn das Bekehrungswerk schnell und wirksam gefördert werden sollte [11]).

Auch andere weise Männer sandte der Erzbischof, die die Neubekehrten im Christentum befestigen sollten. So füllte sich denn das Land mit Kirchen und die Kirchen mit Priestern. Gottschalk selbst soll von so großem Eifer für die Bekehrung entbrannt gewesen sein, daß er, seines Standes uneingedenk, oftmals in der Kirche eine Ermahnungsrede an das Volk hielt und dabei den Wenden die ihnen nicht verständlichen Worte der Priester in ihrer Sprache zu verdeutlichen suchte [12]). Unbegrenzt war die Zahl derer, die täglich bekehrt wurden, so daß man, um Priester genug zu bekommen, in alle Provinzen Boten sandte. Auch Stifter wurden in den größeren Orten gegründet für Kanoniker sowie Mönchs- und Nonnenklöster, so in Lübeck, Oldenburg, Lenzen, Ratzeburg und an anderen Orten; in Mecklenburg gab es sogar drei solcher Vereinigungen. So gelang es dem frommen Fürsten, „den dritten Teil derer zu bekehren, die einst unter seinem Großvater Mistiwoi ins Heidentum zurückgefallen waren, und alle Slavenvölker der Hamburger Diöcese, die Wagrier, Obotriten, Polaben, Linonen, Warnaber, Kessiner und Circipaner übten in Andacht den christlichen Glauben. Nie erhob sich im Wendenland ein mächtigerer, nie ein eifrigerer Verbreiter der christlichen Religion.“ Mit diesen Worten feiert Adam von Bremen Gottschalks Thätigkeit und ihre Erfolge. Freilich läßt auch hier, wie bei der Schilderung der Zeit der Ottonen, seine Begeisterung für die gute Sache den warmherzigen Schriftsteller die Zustände in zu rosigem Lichte erscheinen. Mindestens ist zweifelhaft, ob wirklich auch die Kessiner und Circipaner bekehrt worden sind, da Adam selbst seine Schilderung des Feldzugs gegen sie mit den Worten endet, es sei dabei vom Christentum keine Rede gewesen, und von den genannten Stiftungen keine ihrem Lande angehört. Auch wird man Adams Behauptung,

das Wendenland sei „voll“ von Kirchen gewesen, nicht allzu wörtlich nehmen dürfen [13]). Und vollends wie wenig ernst gemeint die Bekehrung der Getauften war, wie weit sie davon entfernt waren, voll Andacht den Glauben zu üben, sollte sich nur allzu bald zeigen. Mag aber auch Adam Gottschalks Erfolge idealisiert haben, eins ist über allen Zweifel erhaben: die selbstlose Hingebung des Obotritenfürsten an die christliche Lehre, sein brennender Eifer, sein Volk zu ihr hinüberzuziehen, und das giebt dem merkwürdigen Manne, diesem Prediger des Wortes Gottes unter den Fürsten unserer wendischen Vorzeit, eine ganz eigenartige Stellung und sichert ihm ein Recht auf die dankbare Erinnerung der Nachwelt, eine Erinnerung, welche durch die Märtyrerkrone, die über seinem Haupte schwebt, noch eine besondere Weihe erhält.

22 Jahre hatte Gottschalk unter den baltischen Wenden geherrscht und gewirkt, in schöner Blüte schien die kirchliche Pflanzung zu stehen, schon trug er sich mit der Hoffnung, alle seine Unterthanen für das Christentum zu gewinnen, allein in der Blüte saß der Wurm heimlichen Hasses. Was ihn nährte, war die Abneigung gegen die hohen Tribute, die Gottschalk für den Herzog und das Reich einfordern mußte, die Abneigung auch gegen die Zehnten, deren die Kirche zu ihrer Erhaltung bedurfte, es war schließlich auch der Widerwille gegen die fremden Beherrscher und die fremde Religion, der die Wenden, so viele ihrer auch Namenchristen wurden, den alten Glauben der Väter noch immer in ihren Herzen vorzogen. Und dieser Haß übertrug sich auf ihren eigenen Fürsten, der, freilich von Abstammung einer der ihren, in der Fremde seiner Nationalität sich entäußert und, zu ihnen zurückgekehrt, mit fremder Hülfe die Herrschaft wiedergewonnen hatte und der ihnen nun einen fremden Glauben aufzwang. So erschien ihnen ihr angestammter Fürst als ein Verräter am eigenen Volke, dessen Joch sie widerwillig ertrugen. Und an der Grenze seines Reiches stand noch immer die Hochburg des Heidentums, der Tempel zu Rethre, dessen Priesterschaft nicht müde ward, den Haß heimlich zu schüren.

Es war im Anfang des Jahres 1066, da ward der allmächtige Erzbischof Adalbert, der während der Jugend Heinrichs IV. das Reich mit verwaltet hatte und, nachdem Heinrich wehrhaft gemacht war, vor allen das Herz und Ohr des jungen Königs besaß, von der Höhe seiner Macht jäh herabgestürzt. Längst waren die Fürsten, besonders die Billunger in Sachsen, des hochstrebenden, aber auch hochfahrenden Mannes bittere Feinde. Nur vorübergehend hatte ein besseres Verhältnis bestanden, wie es in der Schenkung Ratzeburgs zum Ausdruck gekommen war. Jetzt traten sie mit andern Gegnern Adalberts zu einer Verschwörung zusammen und zwangen den König, als er in ihrer Mitte zu Tribur weilte (Januar 1066), seinen Freund vom Hofe zu entlassen. Heimlich mußte der eben noch Allmächtige, um sein Leben zu retten, mit einigen Getreuen aus Tribur flüchten. Sogleich fielen die Billunger über die Besitzungen des Erzbistums her und hausten darin nicht besser wie wendische Räuber. Auf einem einsam gelegenen Gute mußte sich Adalbert vor ihren Nachstellungen verbergen.

Im Frühsommer desselben Jahres ging plötzlich von Rethre aus der Ruf zum Aufruhr durch das Obotritenland. Ist auch nicht überliefert, daß beide Ereignisse zusammenhängen, so sprechen die Thatsachen doch deutlich genug. So lange Erzbischof Adalbert am Hofe allmächtig war, hatten die Wenden keine Auflehnung gewagt; erst sein Sturz gab ihnen den Mut dazu und riß auch seinen Schützling Gottschalk ins Verderben.

Gottschalks eigener Schwager Blusso stellte sich an die Spitze der Bewegung. Der Ausbruch war so gut vorbereitet, daß Gottschalk nichts ahnte, als er in Lenzen plötzlich überfallen ward. Der edle Fürst besiegelte seine Überzeugungstreue wie die Reinheit seines Wollens mit seinem Blute. In seiner Begleitung war der Priester Yppo, den man auf dem Altare der Kirche hinopferte, und viele andere Geistliche und Laien, die verschiedene Todesqualen zu erdulden hatten. Sechs Wochen später, am 15. Juli, hatte der Aufruhr Ratzeburg erreicht. Dort war ein Benediktinerkloster mit 28 Mönchen, deren Abt Ansverus hieß. Alle wurden gefangen und gesteinigt. Man erzählt, Ansverus habe die Heiden angefleht, doch seine Gefährten vor ihm zu tödten, weil er befürchtete, sie möchten sonst vom Glauben abfallen. Als aber diese tot waren, kniete er selbst nieder und erlitt in heiterer Fassung gleichfalls den Tod, wie einst Stephanus. Die Bischöfe von Ratzeburg und Oldenburg entkamen, nicht so der greise Johannes von Mecklenburg. Er ward mit anderen Christen in Mecklenburg gefangen, mit Schlägen gemißhandelt und dann unter Hohn und Spott durch alle Ortschaften des Wendenlandes umhergeführt und schließlich nach Rethre zum Tempel des Radegast geschleppt. Hier hieben die Heiden ihm erst Hände und Füße und darauf auch das Haupt ab und warfen den Rumpf auf die Straße; das Haupt aber pflanzten sie wie ein Siegeszeichen auf einen Speer und brachten es dem Radegast als Opfer dar (d. 10. Nov.).

In Mecklenburg fiel auch Gottschalks Gattin Sigrid den Aufrührern in die Hände. Sie ward mit ihren Frauen nach langen Mißhandlungen nackt und bloß aus der Feste getrieben. Auch Gottschalks Söhne, Butue, aus einer früheren Ehe, und Heinrich, Sigrids Sohn, kamen mit dem Leben davon. Butue flüchtete zu Herzog Ordulf nach Lüneburg, Heinrich mit seiner Mutter nach Dänemark [14]).

Wie ein Sturmwind war die Empörung über das Land der Obotriten dahingefahren, in wenigen Wochen war das mühsame Werk so vieler Jahre, mit so viel Hingebung gehegt und gepflegt, zerstört. Jede Spur der verhaßten Lehre war vertilgt; wo eben noch der friedliche Gesang der Psalmen und das mahnende Wort des Predigers erklungen war, feierte der Götzendienst mit seinen Menschenopfern wieder seine Orgien. Radegast hatte über den Gott der Christen obgesiegt; mit dem Christentum aber war zugleich auch die deutsche Herrschaft abgeworfen, und zwar bei den Liutizen sowohl, wie bei den Obotriten, und in wilder Siegesfreude schwelgten die Wenden im Gefühl ihrer neugewonnenen Freiheit. Sie ahnten nicht, daß sie mit ihrem Siege ihr eigenes künftiges Verderben besiegelt hatten.

Mag Gottschalk selbst sich dessen bewußt gewesen sein oder nicht, die Annahme der christlichen Religion wie der Anschluß an die Kulturentwickelung des germanisch-romanischen Europa, wie ihn Polen und Böhmen bereits vollzogen hatten, war auch für die Wenden ein Gebot der Selbsterhaltung. Wäre Gottschalks Streben mit besserem Erfolge gekrönt gewesen, es wäre nur eine Frage der Zeit gewesen, daß das wendische Mecklenburg eine ähnliche Stellung zum Reiche gewann, wie Polen und Böhmen, und wenn es erlaubt ist, Folgerungen sich auszumalen aus Ereignissen, die nicht eingetreten sind, so dürfen wir vermuten, daß Mecklenburg noch heute wendische Bewohner haben würde. Gottschalks Bekehrungsversuch war die letzte Gelegenheit, die dem Wendenvolk geboten ward, auf friedlichem Wege sich der christlichen Kulturwelt anzugliedern; es hat diese Gelegenheit verpaßt und dadurch seine eigene Vernichtung über sich heraufbeschworen.

Cruto und Butue.

Der Aufruhr blieb nicht auf das Wendenland beschränkt, ergoß sich vielmehr über die Grenze Nordalbingiens nach Stormarn hinein, von dessen Bewohnern eine große Zahl erschlagen oder mitgeschleppt ward und dessen Hauptort Hamburg in Flammen aufging. Um dieselbe Zeit ward auch Schleswig von den Heiden — Obotriten, die zu Lande dorthin vordrangen, oder Seeräubern aus irgend einem anderen Küstenstamm — überfallen und zerstört [15]).

Der Führer des Aufruhrs, Blusso, sollte sich nicht lange seines Sieges freuen, die Unbotmäßigkeit der Wenden, die er gegen Gottschalk benutzt hatte, kehrte sich gegen ihn selbst, und auch er starb, als er in sein Land zurückgekehrt war, eines gewaltsamen Todes. Fürst der Obotriten ward nun Grins Sohn, Cruto, ein fanatischer Heide, vielleicht ein Wagrier und Nachkomme des Gneus oder Anatrog; jedenfalls beherrschte er auch Wagrien. Andere halten ihn ohne zureichenden Grund für einen Rügener [16]). Es fragte sich, ob er sich dem deutschen Reiche gegenüber würde behaupten können.

Die Feindschaft, die den geistlichen Oberhirten des Wendenlandes mit dessen weltlichen Herrn entzweite, hatte Folgen gehabt, die nicht nur den Erzbischof auf das tiefste trafen, sondern ebenso auch die Billunger. Was that nun Sachsen, was that das Reich, um das Verlorene wiederzugewinnen? Zunächst suchte der König den Ansturm der Wenden auf die sächsische Grenze dadurch abzuwehren, daß er die Errichtung einiger Kastelle an der Grenze anordnete. Es war dies im Jahre 1067. Im nächsten Winter unternahm der rührige, doch abenteuerliche Bischof Burchard von Halberstadt eine Heerfahrt gegen die Liutizen, die auch in seinen Sprengel eingebrochen waren. Er gelangte unter fortwährenden Verheerungen bis ins Herz der liutizischen Lande, bis nach Rethre, und führte von dort das weiße Roß des Radegast mit sich fort, auf dem er im Triumph wieder heim-

zog. Es war ein sehr wohlfeiler Triumph, die Tempelburg selbst hat Burchard allem Anscheine nach nicht erobert, auch trug der Zug nur den Charakter eines Racheaktes und blieb ohne dauernde Folgen [17]).

Im Winter des folgenden Jahres (1069) zog der junge König in Person gegen die Wilzen aus. Der Zug ward, als grade bei strenger Kälte die Gewässer und Sümpfe gefroren waren, hastig und ohne viele Vorbereitungen befohlen und ausgeführt. Das Eis bot dem Heere beim Einrücken wie bei der Rückkehr einen bequemen Weg in dem sonst so ungangbaren Terrain. Nach leichtem Kampfe wurde eine Anzahl Burgen genommen, viele Dörfer verwüstet und verbrannt, auch Tempel mit Götterbildern gingen in Flammen auf, und unermeßliche Beute wie große Scharen von Gefangenen wurden von den Siegern fortgeschleppt [18]).

Der Feldzug war der einzige, den Heinrich IV. während seiner langen Regierung gegen die Wenden gemacht hat. Sein Erfolg war kaum größer als der von Burchards Zug. Es heißt, die Liutizen hätten sich unterworfen. Ist dies wahr, so thaten sie es nur, um den König aus ihrem Lande zu entfernen, und brachen ihre Zusage, sobald sie ihren Zweck erreicht hatten. Denn unaufhörlich hielten sie in den nächsten Jahren die Sachsen in Atem. Tag und Nacht, so klagen diese, mußten sie gegen die Feinde gerüstet stehen; ließen sie nur ein wenig in ihrer Aufmerksamkeit nach, sogleich überschritten jene die Grenzen und verheerten alles mit Mord und Brand. Ja, wenn dem Berichte des Chronisten Lambert von Hersfeld zu trauen ist, der allerdings viel unglaubwürdigen Klatsch, wie er unter Heinrichs Gegnern umhergetragen ward, für baare Münze genommen hat, so kamen die Liutizen sogar in die glückliche Lage, als im Jahre 1073 zwischen den Sachsen und dem Kaiser der Kampf ausbrach, sich von beiden Parteien als Bundesgenossen umworben zu sehen. Lambert erzählt nämlich: der König schickte — im Herbst 1073 — Gesandte an die Liutizen und versprach ihnen eine unermeßliche Geldsumme, wenn sie die Sachsen mit Krieg überzögen, ein Angriff auf sie könne sie vernichten, da sie in sich zerspalten seien. Als dies die Sachsen erfuhren, sandten sie ebenfalls Boten an jene und überboten den König mit weit höheren Geldversprechungen, um den Frieden zu erkaufen; würden aber jene ihn brechen, so seien sie stark genug, um es mit beiden Feinden zu gleicher Zeit aufzunehmen. Die Liutizen waren, als sie diese Botschaften angehört hatten, geteilter Ansicht, indem die einen Anschluß an den König, die andern an die Sachsen wünschten. Daraus entstand bei der Leidenschaftlichkeit des Volkes auf der Landesversammlung ein Handgemenge und dann eine innere Fehde, die auswärtige Kriege für eine Zeitlang unmöglich machte.

Auch der Magdeburger Kleriker Bruno, der ebenfalls im Sinne der Sachsen schrieb, berichtet von einer Aufforderung, die der König an die Liutizen habe ergehen lassen zum Angriff auf die Sachsen, setzt sie aber ins Jahr 1074 und weicht auch sonst von Lambert ab: er läßt den König nicht Geld versprechen, sondern das Zugeständnis machen, die Liutizen möchten sich, soviel sie könnten, vom Gebiete der

Sachsen aneignen, und behauptet, die Liutizen hätten aus Achtung vor der Tapferkeit der Sachsen den Antrag abgelehnt. Das Angebot des Königs ist völlig unglaubwürdig, besonders in der günstigen Lage, in der sich der König im Jahre 1074 befand; aber auch Lamberts Erzählung erweckt den Verdacht, eine Erfindung von Heinrichs Feinden zu sein, zu der die Thatsache den Anlaß bot, daß die Liutizen den Winter von 1073/74 nicht zu Streifzügen über die Elbe benutzten, obgleich alle Wasserläufe gefroren waren und das Land, da fast alle Waffenfähigen gegen den König in Felde standen, ihnen schutzlos preisgegeben gewesen wäre. Diese Thatsache, die Zurückhaltung der Liutizen in diesem für sie so günstigen Augenblick, ist glaubwürdig. Wodurch sie sich erklärt, ob durch einen inneren Zwist unter den Liutizen oder durch eine Geldzahlung der Sachsen oder sonstwie, muß dahingestellt bleiben.

Im Jahre 1075 sollen die Liutizen sogar mit den Polen aus freien Stücken den Sachsen Beistand angeboten haben, doch stimmt dazu sehr wenig, daß schon im Jahre 1076 von den Sachsen ein Verheerungszug ins Liutizenland gemacht ward [19]).

Aus den folgenden Jahrzehnten fehlt es uns an Nachrichten von den Liutizen; nur soviel erhellt, daß sie bis ans Ende des Jahrhunderts frei und unabhängig geblieben sind. Wenn also Versuche gemacht sein sollten, sie wieder zu unterwerfen, so sind sie mißlungen.

Ebenso wenig ward seit dem Jahre 1066 gegen die Obotriten ausgerichtet. Herzog Ordulf baute zwar Hamburg wieder auf, war aber in seinen Kämpfen gegen die Wenden so wenig glücklich, daß er sogar den Seinen zum Gespötte ward. Nach mühseligen Feldzügen ward endlich so viel erreicht, daß Butue im Wendenlande wieder Fuß faßte, auch sein Bruder Heinrich beteiligte sich an diesen Kämpfen, und beide Brüder stritten mit solcher Tapferkeit, daß Adam von Bremen das Urteil über sie fällt, sie seien beide „den Wenden zu großem Verderben geboren". Allein ihre Macht blieb trotzdem gering und konnte nicht erstarken, weil sie als Christen und Söhne des verhaßten Gottschalk, auch wegen ihrer Freundschaft mit dem Herzog ihrem Volke als Verräter galten. Auch Erzbischof Adalbert, der bald wieder größeren Einfluß am Hofe gewann, kam doch nicht wieder in die Lage, für die Wiederaufrichtung der Kirche unter den Wenden etwas thun zu können, und mußte noch vor seinem Tode erleben, daß die Wenden (Anfang 1072) von neuem Holstein überschwemmten und das eben wieder aufgebaute Hamburg wieder ein Raub der Flammen ward. Die Stadt ward in einem und demselben Jahre zweimal ausgeplündert, das zweite Mal vermutlich erst nach dem Tode des Erzbischofs (den 16. März) und des Herzogs Ordulf (den 28. März). Da dieser nicht sogleich einen Nachfolger erhielt — sein Sohn Magnus ward von König Heinrich in Haft gehalten —, so sahen sich Crutos beide Gegner, Butue und Heinrich, des Beistandes der Sachsen beraubt und mußten fliehen. Auch Holstein lag dem wilden Cruto, der nun von seiner neu erbauten Burg Buku (Alt-Lübeck) aus unbestritten als Herr im Wendenlande schaltete, wehrlos zu Füßen [20]).

Zwar machte Butue nach der Freilassung des Herzogs (1073) noch einen Versuch mit seiner Hülfe in Wagrien einen festen Stützpunkt zu gewinnen, fand aber dabei seinen Tod. Über diese Begebenheit hat Helmold einen genauen Bericht aufbewahrt. Darnach gab der Herzog, der selbst durch seine bevorstehende Vermählung mit Sophie, der Tochter des Königs Andreas von Ungarn, verhindert war am Zuge teilzunehmen, dem Butue 600 Krieger aus dem Bardengau mit und bot außerdem den ganzen Heerbann der Stormarn, Holsten und Ditmarschen auf. Mit den Barden eilte Butue nach Plön; er fand es offen und rückte ein. Obgleich gewarnt von einem deutschen Weibe, daß man nur aus List die Burg offen gelassen, blieb er doch darin und sah sich dann am andern Morgen Crutos Scharen gegenüber, die den einzigen Zugang von der Burginsel zum Festland versperrten. Man hatte alle Schiffe von der Insel entfernt, sodaß ein Entkommen über den See für die Eingeschlossenen nicht möglich war. Sie gerieten bald in Hungersnot. Sobald jedoch die Kunde von diesem Unglück erscholl, flogen die tapfersten der Holsten, Stormarn und Ditmarschen herbei, um die Burg zu entsetzen. Als sie an die Schwale kamen, die unterhalb Neumünster in die Stör mündet, schickten sie einen Kundschafter voran, der der slavischen Sprache kundig war. Dieser ging zum Heere der Slaven, welches das ganze Feld ringsum bedeckte und verschiedene Belagerungswerkzeuge baute, redete sie an und riet ihnen, die Belagerung aufzugeben, der Herzog stände ganz in der Nähe. Allein dem Cruto, der ihn bei Seite nahm, entdeckte er, daß nicht der Herzog selbst, sondern nur eine kleine Anzahl von Sachsen ausgezogen sei, und versprach ihm gegen Zahlung von 20 Mark Silbers, deren Heer zur Umkehr zu bewegen und ihm die Feste in die Hände zu liefern. Darauf ging er zu Butue und sagte ihm, die Sachsen würden ihm diesmal nicht zu Hülfe kommen, sie hätten sich entzweit und wären nach Hause zurückgekehrt. Dann meldete er den Sachsen, die Burg sei nicht belagert, Butue und die Seinen habe er fröhlich und guter Dinge vorgefunden. So hielt er das sächsische Heer zurück, und Butue sah sich gezwungen zu unterhandeln. Die Gegner versprachen den Belagerten freien Abzug, doch ohne Waffen. Wohl bekannt mit der Unzuverlässigkeit seiner Landsleute, trug Butue Bedenken, diese Bedingungen anzunehmen Allein seine sächsischen Gefährten rieten dazu, da es keinen andern Ausweg gäbe. „Der Hunger, sagten sie, bringt einen schlimmeren Tod als das Schwert, und besser ist es, rasch das Leben zu enden als lange sich zu quälen.“ Als Butue nun seine Gefährten entschlossen sah abzuziehen, legte er feinere Kleider an und ging dann über die Brücke; ihm folgten seine Genossen, zwei bei zwei. Sie übergaben ihre Waffen und wurden vor Cruto geführt. Als sie alle vorgeführt waren, richtete eine angesehene Frau aus der Burg an Cruto und die übrigen Wenden die Aufforderung: „Vernichtet die Männer, die sich euch ergeben haben, denn sie haben eure Ehefrauen, die in der Stadt zurückgeblieben waren, schändlich mißhandelt; so tilgt denn unsere Schmach!“ Als die Wenden dieses hörten, stürzten sie auf jene los und töteten die ganze Schar mit der Schärfe des Schwertes. Es war am 8. August, das Jahr nennt Helmold nach seiner Gewohn-

heit nicht, es kann frühestens das Jahr 1074 gewesen sein, vielleicht noch ein späteres.

Auch diese Erzählung darf nicht als in allen Einzelheiten wahrheitsgetreu gelten. Helmold giebt auch hier eine holsteinische Tradition wieder, sie zeigt die entschiedene Tendenz, die Holsteiner von dem Vorwurf, Butue und die Barden im Stiche gelassen zu haben, zu entlasten. Was über die Thätigkeit des wendischen Boten erzählt wird, mag Erfindung sein. Daß Butue mit einer Abteilung Barden in Plön wendischer Hinterlist zum Opfer gefallen ist, bleibt als unzweifelhafte Thatsache bestehen [21]. Durch diesen Erfolg schwoll nun den Wenden erst recht der Kamm, Cruto rieb in glücklichen Kämpfen die Streitkräfte Holsteins auf. Das Land füllte sich mit Raubgesindel, die Not ward so groß, daß mehr als 600 Familien der Holsten über die Elbe setzten, um sich zu retten. Sie siedelten sich im Harz an, wo der Ort Elbingerode in seinem Namen noch heute das Andenken an sie und ihr Geschick wach erhält. Was an Bewohnern in Holstein zurückblieb, trug während Crutos ganzer Lebenszeit das Joch der Knechtschaft [22]. Fast unaufhörlich durchtobte in dieser Zeit schwerer innerer Streit das Reich. Erzbischof Liemar von Bremen, der Nachfolger Adalberts und gleich diesem ein treuer Anhänger des Kaisers, mußte länger als ein Jahrzehnt sein Bistum meiden, das in den Händen der Sachsen war; und als im Jahre 1074 in Nürnberg zwei päpstliche Legaten mit dem Plan hervortraten, ein deutsches Nationalconcil unter ihrem Vorsitz zusammen zu berufen, erklärt Liemar, seine Suffragane hätten ihren Sitz in Dänemark und jenseits des Meeres, ein deutsches Nationalconcil ginge ihn daher nichts an. An die drei wendischen Bistümer, die ihm unterstellt waren, dachte weder er noch einer der päßtlichen Legaten, mit denen er verhandelte: sie gerieten fast für ein volles Jahrhundert so völlig in Vergessenheit, daß nicht einmal Titularbischöfe ernannt wurden [23].

Indessen gestaltete sich die politische Lage an der Wendengrenze schon vor Schluß des elften Jahrhunderts wieder besser. Die Sachsenkriege erloschen allmählich, die Kräfte Sachsens wurden wieder verfügbar zur Verwendung gegen die Wenden; da waren denn bald die Tage des freien Obotritenreiches gezählt

---

Heinrich, der Obotritenkönig.

Als Cruto, der Fürst der Slaven und Verfolger der Christen, von Altersschwäche heimgesucht ward, verließ, wie Helmold erzählt, Heinrich, der Sohn Gottschalks, Dänemark und kehrte in das Land seiner Väter zurück. Da ihm aber Cruto jeglichen Zugang sperrte, so sammelte er bei den Dänen wie bei den Slaven eine Anzahl Schiffe, überfiel Oldenburg und die ganze slavische Küstengegend und führte unermeßliche Beute davon hinweg. Als er dies zum zweiten und dritten Male that, ließ sich Cruto unverhoffter Weise auf Friedensverhandlungen ein, gestattete ihm die Heimkehr und trat ihm eine Anzahl Orte, die Heinrich wünschte, ab. Jedoch handelte er so nicht mit aufrichtigem Herzen,

sondern lauerte darauf, den jungen, tapferen und kriegskundigen Mann, den er mit Gewalt nicht überwinden konnte, durch List zu überwältigen. Daher lud er ihn von Zeit zu Zeit zu einem Gastmahl ein, um seine Gemütsart kennen zu lernen, und suchte eine günstige Gelegenheit ihn aus dem Wege zu räumen. Jenem aber fehlte es, um sich zu schützen, nicht an Verschlagenheit. Wiederholt gewarnt durch Crutos Gattin Slavina, eine Tochter des pommerschen Fürsten Svantibor, die des alternden Gemahles überdrüssig geworden war, beschloß er Crutos Nachstellungen zuvorzukommen. Auf Slavinas Anraten lud er ihn zu einem Gastmahl auf sein Landgut bei Plön, und als Cruto berauscht das Gemach, in dem sie gezecht hatten, taumelnd verließ, schlug ihm ein Däne aus Heinrichs Gefolge mit einer Streitaxt das Haupt ab. Heinrich aber heiratete die Slavina, die sich taufen ließ, besetzte die Burgen, die bisher Cruto gehabt hatte, nahm Rache an seinen Feinden, und gewann die Herrschaft über das Land der Wagrier[24]). Dann begab er sich zu seinem Vetter, dem Herzog Magnus von Sachsen — beide waren Söhne von Töchtern des Königs Sven —, leistete ihm den Eid der Treue und des Gehorsams und wurde von ihm als Fürst der Wenden anerkannt. Darauf rief er die Völker Holsteins zusammen und schloß mit ihnen ein festes Schutz- und Trutz-Bündnis.

Die von Cruto arg heimgesuchten Holsteiner konnten nun ihre festen Plätze verlassen, in denen sie sich aus Furcht vor den wendischen Räuberscharen eingeschlossen hatten, und jeder kehrte in sein Dorf oder auf sein Gut zurück; die Häuser aber und Kirchen, die vordem in den Kriegszeiten zerstört waren, wurden wieder erbaut. Dieser Wiederkehr einer besseren Zeit nach der langen Not freuten sich die Holsten und waren gern bereit, ihrem Bündnisse getreu, mit dem Wendenfürsten Leben und Tod im Kampfe zu teilen[25]). Bald hatten sie diese Gesinnung zu bewähren, denn als die östlichen und südlichen Nachbarstämme der Wagrier, die zu Crutos Reich gehört hatten, vernahmen, es sei unter ihnen ein Fürst aufgetreten, der Zins für den Herzog beanspruche, erhoben sie sich alle, um ihn zu vernichten, indem sie sich einen Fürsten wählten, der als Christenfeind bekannt war. Heinrich aber rief den Herzog Magnus und die Barden, Holsten, Stormarn und Ditmarschen zu Hülfe, die auch rasch und bereitwillig kamen. Im Lande der Polaben, bei Schmilau in der Nähe von Ratzeburg, trafen die Heere aufeinander. Das slavische Heer war zahlreich und wohl gerüstet, während Herzog Magnus noch Verstärkung erwartete. Er schob deshalb die Schlacht vom Morgen bis gegen Abend auf und zog die Zeit mit Verhandlungen wegen eines Vergleiches hin. Gegen Sonnenuntergang aber, als die erwartete Schar in der Ferne bemerkt ward, hielten die Sachsen nicht länger an sich und griffen an. Der Glanz der untergehenden Sonne — so erzählten zu Helmolds Zeit die Söhne der Kämpfer von Schmilau — blendete die derselben zugekehrten Slaven, und so erweckte der gewaltige Gott seinen Feinden im Kleinsten das größte Hindernis. Die Slaven wurden völlig geschlagen. Von diesem Tage an waren alle Stämme der östlichen Slaven, d. h. die Polaben, Obotriten, vielleicht auch schon die Kessiner (und Circipaner) Heinrich

zinspflichtig und unterworfen. Nach seiner leidigen Gewohnheit versäumt Helmold auch hier das Jahr der Schlacht anzugeben, dem Mangel hilft indessen eine Notiz der Hildesheimer Annalen ab, die zum Jahre 1093 berichten, Herzog Magnus habe die aufständischen Slaven nach Eroberung von 14 Burgen unterworfen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß hiermit eben der Zug gemeint ist, durch den der Herzog seinem Schützling Heinrich das Wendenland gewann. Die 14 Burgen werden die Hauptburgen der oben genannten Stämme sein, die sich dem Herzog und Heinrich ergaben, als sie, um ihren Sieg auszunutzen, das Wendenland durchzogen[26]).

So hatte der Sproß des alten obotritischen Fürstenhauses die väterliche Herrschaft wiedergewonnen, freilich auch er, wie sein Vater, mit Waffengewalt und nur mit Hülfe der verhaßten Deutschen, die nun wieder die Herren des Wendenlandes wurden. Gleicht er hierin seinem Vater, so ist er diesem ungleich in seiner Stellung zur Mission. Er hing mit seiner Familie dem Christentum an, allein, vorsichtig gemacht durch seines Vaters Schicksal, wagte er keinen Versuch, seinen Glauben den Wenden aufzunötigen. Im ganzen baltischen Wendenlande gab es damals keine Kirche außer einer in Alt-Lübeck*), wo sich Heinrich mit seiner Familie häufig aufhielt, und keinen Priester außer seinem Hauskaplan, der an der Lübecker Kirche fungierte[27]). Grade dadurch aber, daß Heinrich die nationale Religion der Wenden unangetastet ließ, ward es ihm möglich, seine politische Macht über die Wenden fester zu begründen, als es seinem Vater beschieden war. Und, was ihn noch höher hebt: er begnügte sich nicht mit der politischen Obmacht und der Einziehung der fürstlichen Einkünfte, entfaltete vielmehr eine umfassende civilisatorische Thätigkeit. Er suchte die Sittlichkeit unter den Wenden zu heben und den Frieden zu sichern. Räuber vertilgte er, trieb umherschweifendes Gesindel aus dem Lande und bemühte sich seine Unterthanen daran zu gewöhnen, daß jeder Mann seinen Acker baute und nützlicher und zweckmäßiger Arbeit oblag.

Besonders suchte er Lübeck zu heben, indem er die Ansiedelung sächsischer Kaufleute beförderte, deren sich denn auch eine nicht unbedeutende Kolonie dort zusammenfand. Der Handel Lübecks nahm deshalb einen schnellen Aufschwung, schon damals knüpften sich Beziehungen mit Wisby auf Gotland, die in späteren Jahrhunderten zu den Zeiten der Hansa noch höhere Bedeutung gewinnen sollten. Durch alles dies erwarb sich Heinrich einen noch schöneren Ruhm als durch seine Kriegsthaten[28]).

So hören wir denn eine Reihe von Jahren nichts von Räubereien an den Grenzen der baltischen Wenden, und nach dieser Seite hin gesichert, vermochten die Sachsen sogar gegen die Liutizen wieder erobernd vorzugehen. Im Winter des Jahres 1100 auf 1101 zog Markgraf Udo von der Nordmark gegen die Brandenburg und eroberte sie nach viermonatlicher Belagerung, das ganze Havelland ward wieder tributpflichtig[29]).

---

*) Das wendische Lübeck lag am linken Ufer der Schwartau in dem jetzt Riesbusch genannten Walde.

In diesen Zusammenhang gehört wohl ein Kriegszug gegen Havelberg, den Helmold, wieder ohne Zeitangabe, von Heinrich berichtet. Er belagerte die Burg mit den Nordalbingern und der ganzen Mannschaft der Obotriten mehrere Monate. Es wird dies um dieselbe Zeit gewesen sein, wo Markgraf Udo vor der Brandenburg lag, die auch Helmold als im Aufstand begriffen nennt. Heinrich hatte seinen Sohn bei sich, den Helmold Mistue nennt; es ist offenbar derselbe Name, der bei Thietmar Mistui oder Mistiwoi heißt. Dieser Mistue machte von Havelberg aus mit 200 Sachsen und 300 Wenden, lauter auserlesenen Kriegern, ohne den Vater zu fragen, einen glücklichen Streifzug ins Gebiet der Linonen. Helmold schildert sie als ein Volk, das an Gütern reich sei und aus ruhigen und durchaus friedfertigen Leuten bestehe. Doch müssen sie mit den Aufständischen im Einverständnis gewesen sein. Nachdem Mistue zwei Tage lang durch Waldschluchten, Gewässer und einen großen Sumpf gezogen war, überfiel er das Völkchen, das keines Angriffes gewärtig war, und gewann viele Beute und eine Menge Gefangener. Auf dem Rückweg aber wurden sie, während sie durch den unwegsamen Teil des Sumpfes hindurcheilten, plötzlich von den Bewohnern der umliegenden Ortschaften angegriffen, welche die Gefangenen befreien wollten. Allein sie brachen sich mit dem Schwerte Bahn, töteten eine große Zahl von Feinden, nahmen ihren Führer als Gefangenen mit und kehrten so als Sieger und beutebeladen zu Heinrich zurück. Wenige Tage später hielten auch die übrigen aufständischen Stämme um Frieden an und stellten die von Heinrich verlangten Geiseln [30]).

Erst im Jahre 1110 ward in Heinrichs Gebiet der Friede wieder erschüttert. Die Obotriten oder vielleicht nur ein Teil von ihnen lehnte sich wieder einmal gegen ihre deutschen Herren auf. Scharen von ihnen fielen raubend in Holstein ein, plünderten die Umgegend von Hamburg aus, und als Graf Gottfried, den Herzog Magnus in Holstein eingesetzt hatte, sie verfolgte, legten sie ihm einen Hinterhalt, erschlugen ihn und schnitten der Leiche den Kopf ab, den sie mitnahmen.

Herzog von Sachsen war damals nicht mehr Magnus, mit dessen Tod im Jahre 1106 das Geschlecht der Billunger ausgestorben war, sondern Lothar von Supplinburg. Kräftig seines Amtes waltend und besonders darauf bedacht, die von seinem Vorgänger neu gewonnene Mark nicht fahren zu lassen, beeilte er sich, dem erschlagenen Grafen in Adolf von Schauenburg einen passenden Nachfolger zu geben, der denn auch diese Grenzlandschaft auf das rühmlichste verwaltete, und gegen die Wenden selbst ins Feld zu rücken. Er nahm neun Burgen und nötigte sie zur Unterwerfung. Heinrichs wird bei diesen Ereignissen nicht gedacht, doch ist es nach allem, was wir von ihm wissen, selbstverständlich, daß er dem Überfall Gottfrieds völlig fern gestanden, daß vielmehr die Auflehnung der Obotriten gegen die deutsche Herrschaft zugleich einen Abfall von ihm bedeutete; die Unterworfenen traten wieder unter seine Herrschaft zurück [31]).

Er selbst mag damals an der dänischen Grenze beschäftigt gewesen sein. König Niels von Dänemark (1104—1134) ein, Sohn von Sven Estrithson, hatte nämlich Heinrich die Erbgüter seiner

Mutter Sigrid entzogen, dafür beunruhigte Heinrich das dänische Grenzland, so daß bald die ganze Gegend zwischen Eider und Schlei fast verödet war. Die Rückgabe seiner Güter vermochte er jedoch nicht zu erzwingen [32]), ward vielmehr selbst von einem neuen Feinde angegriffen, den Rügenern.

Seitdem das Ansehen des Tempels von Rethre gesunken war, nahm der Tempel des Svantevit auf Rügen unter allen wendischen Heiligtümern die erste Stelle ein. Seine Oberpriester wußten nicht allein auf der Insel ein höheres Ansehen zu gewinnen, als selbst die Könige es besaßen, sondern erstrebten auch eine Art von Vorherrschaft über die übrigen noch heidnischen Wendenstämme, wie es früher die Tempelaristocratie von Rethre besessen hatte, und beanspruchten von allen Küstenstämmen Abgaben für ihren Gott. Wo sie ihnen nicht freiwillig gezahlt wurden, trieben sie sie mit den Waffen ein und suchten zugleich, die Wikinger dieser Zeit, die Ostseeküsten mit häufigen Plünderungen heim. Indessen hatten sie sich König Erich von Dänemark (1095—1103) unterwerfen und ihm Tribut zahlen müssen. Ob dieses Abhängigkeitsverhältnis noch unter König Niels fortdauerte, ob sie also den Zug gegen Heinrich auf Geheiß der Dänen oder, wie Helmold behauptet, auf eigene Hand unternahmen, um auch Wagrien ihrem Tempel zinsbar zu machen, darüber läßt sich nichts Sicheres sagen.

Wahrscheinlich war es im Jahre 1111, als sie mit ihrer Flotte ganz unerwartet vor der Mündung der Trave erschienen, den Fluß hinauffuhren und den Ort Lübeck umringten, wo Heinrich sich aufhielt. Heinrich überließ die Verteidigung der Burg einem Befehlshaber und entfloh in der Nacht mit zwei Männern, um Entsatz herbeizuholen. Er rief die Holsten zu den Waffen, die sogleich mit ihm in die Nähe der Feste zogen. Hier versteckte sie Heinrich und ermahnte sie stille zu sein, damit die Feinde nichts von ihrer Annäherung gewahrten. Dann trennte er sich von ihnen und ging, nur von einem Diener begleitet, an eine Stelle, die er vorher mit der Besatzung verabredet hatte und wo er von der Burg aus zu sehen war. Der Befehlshaber erkannte ihn denn auch und zeigte ihn den Seinigen, die bereits ganz niedergeschlagen waren, denn es hatte sich das Gerücht verbreitet, er sei in der Nacht, in der er fortgegangen war, von den Feinden gefangen genommen worden. Nachdem Heinrich die Gefahr der Seinigen und die Heftigkeit der Belagerung beobachtet hatte, kehrte er zu seinen Gefährten zurück. Dann führte er das Heer auf einem heimlichen Wege an der Küste entlang bis zur Mündung der Trave nnd zog den Weg flußaufwärts, auf dem die Rügener ihre Reiterei erwarteten. Dadurch ließen die Rügener sich täuschen und eilten dem Zuge mit Jubel und Freuden entgegen, in der Meinung, es seien ihre Reiter. Plötzlich drangen jene mit lautem Gebet und Loblieder singend, auf sie ein und trieben die über den unerwarteten Angriff Bestürzten zu den Schiffen zurück. So erlitten die Rügener an dem Tage — es war der 1 August — eine schwere Niederlage. Viele erlagen dem Schwerte, nicht geringer war die Zahl der Ertrunkenen. Man errichtete einen großen Grabhügel für die gefallenen Feinde, der

zum Andenken an den Sieg Raniberg*) genannt ward und diesen Namen noch zu Helmolds Zeit trug [33]).

Darauf begann Heinrich die Fehde mit den Dänen wieder, und König Niels beschloß Vergeltung zu üben durch einen Zug in das Wendenland. Er landete bei Lütjenburg in Wagrien, ihn begleitete sein Neffe Knud, Erichs Sohn, der wegen seiner Jugend bei Erichs Tod von der Krone ausgeschlossen war und lange in der Verbannung bei Herzog Lothar gelebt, sich aber dann mit König Niels wieder ausgesöhnt hatte. Eine ausführliche Schilderung der Kämpfe bei Lütjenburg giebt Saxo; sie ist um so glaubwürdiger, als Saxo, ein eifriger dänischer Patriot, hier keine Gelegenheit hat, seinem Hange nachzugeben, tapfere Thaten der Dänen übertreibend zu vergrößern, vielmehr von mehrfachen Niederlagen zu berichten hat und auch mit anerkennenswerter Unparteilichkeit berichtet. Drei Tage hinter einander ward gestritten, am 7., 8. und 9. August des Jahres 1112 oder 1113. Die Dänen gerieten schon dadurch von Anfang an in Nachteil, daß Jarl Elif von Schleswig, der ihnen Reiter zuführen sollte, ausblieb; nach Saxo hatte er sich von Heinrich bestechen lassen. Die Wenden aber hatten eine zahlreiche Reiterei, und als nun die Dänen ihre Schlachtreihe in der Ebene entfalteten, ward sie unaufhörlich von den wendischen Reitern rings umschwärmt, die bald hier, bald dort angriffen, aber auswichen, sobald die Dänen gegen sie vorrückten. Schließlich gerieten diese in Unordnung und zogen sich, um vor den Reitern Schutz zu finden, auf einen Hügel zurück, wo sie denn auch unbehelligt blieben.

Am folgenden Tage, dem 8., stiegen die Dänen wieder von dem Hügel hinab, um noch einmal das Schlachtenglück zu erproben, aber es wiederholte sich das Schauspiel des vorigen Tages, ja, ihre Verluste waren noch größer. Der Edle Harald ward so schwer verwundet, daß man ihn auf dem Schilde davontragen mußte. Prinz Knud geriet in große Gefahr. Auch er war verwundet und vermochte, von Blutverlust entkräftet, bei dem Rückzug mit den übrigen nicht Schritt zu halten. Einer seiner Gefährten rettete ihn durch eine glückliche List. Er blieb nämlich, indem er sich verwundet und entkräftet stellte, noch weiter zurück und machte einem wendischen Reiter ein Zeichen, als wolle er sich ihm ergeben. Als dieser nun an ihn heransprengte, ergriff er plötzlich das Pferd beim Zügel und stieß mit Hülfe der herbeieilenden Gefährten den Wenden hinab. Dies Pferd bestieg nun Knud und entkam so auf den Hügel, wo sich das deutsche Heer auch an diesem Abend wieder sammelte.

In schwerer Sorge brachten die Dänen hier die Nacht zu, vom Kampf erschöpft, von Wunden entkräftet, von Hunger und Durst geplagt, denn auch Speise und Trank mangelte ihnen. Hülfe hatten sie nicht mehr zu erhoffen, denn die aus Schonen erwartete Flotte ward vom Sturm zurückgehalten. Da wandten sie sich in ihrer Not an Gott. In der Morgendämmerung traten sie zusammen und gelobten, dieser Tag — die Vigilie des heiligen Laurentius — und ebenso das Allerheiligenfest und der Char-

*) Noch heute liegt ein Ranenberg bei Dänischburg, doch ist es streitig, ob es der von Helmold beschriebene ist.

freitag sollten fortan in ganz Dänemark durch strenges Fasten gefeiert werden. Dann traten sie in kleinen Abteilungen den Rückzug nach den Schiffen an. Unterwegs kam ihnen die Mannschaft aus Schonen entgegen, die inzwischen doch gelandet war; ihr fiel die Deckung des Rückzuges zu. Eine Strecke weit ging alles gut, bis man an einen Sumpf gelangte, der sich nicht umgehen ließ. Man versuchte ihn zu durchwaten, aber die meisten blieben in dem zähen Morast stecken und wurden so von den Feinden wie eine Viehherde abgeschlachtet. Nur die kleinere Hälfte des Heeres erreichte die Schiffe.

Laut jubelten die Wenden über ihren Sieg und spotteten der Feinde; Heinrich war anderer Meinung, er äußerte, wenn unser Gewährsmann, der Däne Saxo, in dieser Einzelheit Glauben verdient, König Niels gleiche einem kräftigen Pferde, das sich den Reiter nur deswegen gefallen lasse, weil es seine eigene Kraft noch nicht kenne. Diese gute Meinung von seinem Gegner hinderte ihn jedoch nicht, den Sieg auszubeuten. Seine Wenden und mit ihnen ihre Freunde, die Holsteiner, denen sich selbst Friesen anschlossen, ergossen sich über die dänische Grenzmark und plünderten um so ungestörter, als der Verräter Elif seiner Würde entsetzt, ein Nachfolger aber noch nicht ernannt war. Auch die wendische Piraterie entfesselte Heinrich wieder, ließ die dänischen Küsten plündern und suchte mehrmals Schleswig zu überfallen. Hier herrschte fortdauernd die ärgste Unsicherheit. Bei Tage wurden die Bewohner von Räubern, bei Nacht von Dieben bedroht, die sogar unterirdische Gänge gruben, um unbemerkt in die Häuser zu gelangen. Den auf dem Meere schweifenden Piraten begegnete einmal ein dänisches Schiff, welches das väterliche Vermögen Knuds von Seeland nach Fünen bringen sollte. Um es nicht den Seeräubern in die Hände fallen zu lassen, warf man die ganze Summe über Bord[34]).

Knud verkaufte darauf einen Teil seiner Erbgüter und ließ sich für die Kaufsumme von seinem Oheim das Herzogtum Schleswig übertragen (1115). Denn grade der gefährliche Posten, den niemand sich zu übernehmen getraute, reizte den hohen Sinn des mutigen Jünglings[35]). Er bot dann Heinrich Frieden an, wenn dieser für die Verheerung Jütlands Schadenersatz leiste und den erbeuteten Raub zurückgebe. Als Heinrich sich weigerte und auf der Rückerstattung seines Erbes bestand, erklärte ihm Knud den Krieg. Im Gefühle seiner überlegenen Macht spottete Heinrich der Botschaft und verglich Knud mit einem unbändigen Pferde, dem er Zügel anlegen werde, ward aber von Knud in der Burg, wo er sich grade aufhielt, überfallen und entkam nur mit genauer Not, indem er sich auf ein Pferd warf und den Fluß durchschwamm, an dem die Feste lag. Knud zerstörte die Burg und verwüstete ihre Umgegend. Nach einem zweiten Plünderungszuge kam es dann zum Frieden.

Saxo erzählt darüber eine romanhafte Geschichte, für deren Wahrheit wir ihm die Verantwortung überlassen müssen. Nachdem Knud ganz Wagrien oder, wie Saxo, sicher übertreibend, sagt, das ganze Slavenland verwüstet hatte, entließ er sein Heer und behielt nur 20 Reiter bei sich. Mit diesen suchte er den Aufenthaltsort Heinrichs auf, den er hatte auskundschaften lassen. Vor der Thür machte er halt und ließ Heinrich

durch einige seiner Begleiter seinen Gruß vermelden. Überrascht fragte Heinrich, der gerade beim Mahle saß, wo denn Knud wäre, und als er hörte: vor der Thür, sprang er auf und stieß den Tisch zurück, um zu entfliehen. Als aber die Boten eidlich Knuds friedliche Absicht beteuerten, ward Heinrich von Rührung übermannt und rief, indem er sich unter Thränen auf den Tisch stützte, aus: „Wie unglücklich wäre Dänemark, wenn es des Mannes entbehrte!" Dann ging er Knud entgegen, umarmte ihn und lud ihn zum Mahle ein. Beide versöhnten sich nicht nur, sondern Knud vermittelte auch den Frieden zwischen Heinrich und König Niels, indem er die Güter, auf die Heinrich Anspruch machte, von diesem kaufte und sie dann gegen Rückerstattung der Kaufsumme dem König überließ[36]).

Wohl noch vor den Abschluß dieser dänischen Kämpfe fällt ein Feldzug, an dem vermutlich auch Heinrich teilgenommen hat. Im Jahre 1114 zog Herzog Lothar gegen einen Wendenfürsten Namens Dumar. In seinem Gefolge befand sich auch der junge Markgraf Heinrich, dem soeben sein Oheim Rudolf die Nordmark abgetreten hatte, und es wird glaubwürdig berichtet, daß ihm 300 Reiter aus dem Stamme der Circipaner Zuzug leisteten, die damals den Markgrafen als ihren Oberherrn ansahen. Hier eröffnet sich eine überraschende Perspektive: Markgraf Rudolf muß in den vorhergehenden Jahren sein Machtgebiet bis an die Recknitz ausgedehnt haben, sei es auf friedlichem Wege oder durch einen Kriegszug, auf dem das Gebiet der ihm unterstellten Müritzer ihm einen bequemen Zugang zu dem Lande der Circipaner eröffnen konnte. Mit der Einverleibung des Circipanerlandes hatte er freilich in die Rechte des Herzogs Lothar eingegriffen, denn schon seit Errichtung der Marken unter Otto I hatten die beiden nördlichen Wilzenstämme zur Billungischen Mark gehört. Deshalb brauste Lothar unwillig auf, als er bei Gelegenheit des Zuges vom Jahre 1114 diesen Eingriff in seine Rechte erfuhr, und es scheint, als wenn Heinrich von Stade seinen Anspruch auf Circipanien fallen ließ, das nun von Lothar seinem Schützling, dem Obotritenfürsten Heinrich, überwiesen wurde. Der Erfolg des Zuges gegen Dumar war, daß sich dieser mit seinem Sohne unterwerfen mußte. Dann gab es noch einen Strauß mit dem Fürsten von Rügen, der auf dem Festlande Lothar entgegenrückte,. Er ward von diesem umstellt, mußte seinen Bruder als Geisel den Deutschen überlassen, die Zahlung einer bedeutenden Summe versprechen und den Treueid schwören, was freilich ohne weitere Folgen blieb.

Im folgenden Jahre ward es unter den Liutizen der Mark wieder unruhig. Daran trug Markgraf Rudolf selbst die Schuld: er hatte nämlich im Jahre 1113, als er mit Milo, dem Sohn des Grafen Dietrich von Ammensleben in Fehde lag, selbst seine wendischen Unterthanen zu einem Streifzuge gegen diesen über die Elbe gerufen, eine Einladung, der sie begreiflicherweise gern gefolgt waren. Sie hatten dann arg gehaust und gewiß reiche Beute mit heimgebracht. Was sie hier auf Anstiften ihres Oberherrn gethan, versuchten sie zwei Jahre später (1115) auf eigne Hand. Sie mochten um so mehr hoffen, ungestraft im Trüben fischen zu können, als damals Herzog Lothar in offenem Kriege mit Kaiser Heinrich V. begriffen war, wurden aber am 9. Februar zwei

Tage vor dem Siege Lothars über den Kaiser am Welfesholz, bei Köthen von dem Grafen Otto von Ballenstedt mit 60 deutschen Herren vernichtend geschlagen; 1700 von ihnen fielen[38]).

Sechs Jahre später (1121) finden wir Lothar wieder auf einem Zuge ins Wendenland begriffen; er galt dem Fürsten der Kessiner Zwentibald. Lothar durchzog sein Land bis ans Meer, eroberte seine Hauptburg Kessin nebst andern weniger bedeutenden Orten und empfing Geiseln sowie eine große Geldsumme als Zeichen der Unterwerfung. Den Namen Zventepolch, der augenscheinlich mit Zwentibald identisch ist, trug der älteste von Heinrichs damals noch lebenden Söhnen, und es wäre nicht undenkbar, daß der Fürst der Kessiner eben Heinrichs Sohn war. Daraus wäre noch keine Entzweiung zwischen Heinrich und Lothar zu folgern, vielmehr kann Zwentibald, von seinem Vater über die Kessiner gesetzt, selbständig gehandelt haben. Indessen kann es auch ein eingeborener Fürst der Kessiner sein, und zwar wohl Dumars Sohn, wenn dessen Heimat das Kessinerland war. Auf jeden Fall ward dieses wieder Heinrich unterworfen, und sollte es bis dahin noch nicht zu dessen Reich gehört haben, so ist es von 1121 ab dazu zu rechnen[39]).

Damals stand Heinrich auf der Höhe seiner Macht. Seine Machtstellung unter den Wenden erhielt — vielleicht erst um diese Zeit — ihren Ausdruck in dem Königstitel, den Heinrich allein von allen eingeborenen obotritischen Fürsten seit Ottos des Großen Zeit geführt hat. An eine ausdrückliche Verleihung dieses Titels ist allerdings nicht zu denken, es war nur ein Ausdruck des thatsächlich bestehenden Machtverhältnisses, aber es ist wahrscheinlich, daß auch Lothar im Verkehre mit Heinrich sich dieses Titels bedient hat.

Wie weit sich das Herrschaftsgebiet Heinrichs erstreckte, ist nicht sicher. Helmold rechnet außer den Wagriern, Polaben, Obotriten, Linonen, Kessinern und Circipanern auch die Pommern und Liutizen zu Heinrichs Wendenreich und schließt seine Aufzählung mit den Worten: „und alle Nationen der Slaven, die zwischen der Elbe und dem baltischen Meere wohnen und sich in weiter Ausdehnung bis nach dem Lande der Polen hin erstrecken." Daß aber weder ganz Pommern noch die gesamten Liutizenländer je zu Heinrichs Reich gehört haben, steht fest. Wie weit nun etwa Vorpommern und einzelne liutizische Gebiete ihm dauernd oder vorübergehend unterthan gewesen sind, muß dahingestellt bleiben. Daß ihm die Küste von Vorpommern gehörte, scheint der Verlauf des Feldzuges zu erweisen, den Heinrich im Jahre 1123 gegen Rügen unternahm, und es ist möglich, daß der im Jahre 1114 bekämpfte Dumar ein pommerscher Fürst gewesen ist, vielleicht der Vater des zehn Jahre später in Pommern regierenden Wratislav. Dieser hatte in seiner Jugend eine Zeit lang in deutscher Gefangenschaft zugebracht, was eine Folge des Zuges von 1114 gewesen sein könnte. Was die liutizischen Landschaften betrifft, so gerieten die östlichsten derselben und wahrscheinlich auch das Gebiet der Redarier in eben dem Jahre 1121 unter Polens Botmäßigkeit, diese können also nicht Heinrich untergeben gewesen sein, möglicherweise aber noch die

Tollenser, auf die jedoch der Markgraf der sächsischen Nordmark gegründete Ansprüche hatte, oder einzelne Landschaften südlich der Elde.

Eine andere Frage, die freilich auch nur auf eine Lücke in unserer Überlieferung aufmerksam macht, die nur teilweise und mutmaßlich ausgefüllt werden kann, ist die nach der inneren Stärke seiner Macht und den Herrscherrechten, die er in den einzelnen Landschaften seines Reiches übte. Begnügte er sich in den entfernteren Teilen desselben mit einer Oberhoheit und etwa einem Fürstenzins und ließ die einheimischen Gewalten, Fürsten oder Burgwardhäuptlinge bestehen, oder nahm er außer Wagrien noch andere Teile seines Reiches in seine unmittelbare Verwaltung? Von Zwentibald, dem Fürsten der Kessiner, wissen wir, daß er im J. 1121 nicht beseitigt ward, sondern sein Land, wie wir annehmen, als Unterthan Heinrichs, behielt, aber wir wissen eben nicht, ob er Heinrichs Sohn und von diesem selbst eingesetzter Statthalter war oder ein eingeborener Landesfürst. Ebenso wenig ist vom Polaben- und Obotritenlande zu sagen, ob es hier neben und unter Heinrich noch Stammesfürsten gab. Auch das entzieht sich unserer Beurteilung, ob und wie weit sich die schon oben wiedergegebene Schilderung Helmolds von Heinrichs civilisatorischer Thätigkeit unter den Wenden auch auf die entfernteren Landschaften erstreckt hat. Man ist versucht zu vermuten, daß die im 13. Jahrhundert genannte „Königsstraße“, die von Lüchow (oder Demmin) nach Laage führte, von König Heinrich angelegt und nach ihm benannt ist. Aber die Benennung läßt noch manche andere Erklärungen zu; unsere Quellen versagen hier eine sichere Antwort. Nur zweierlei Beobachtungen über die Eigenart von Heinrichs Stellung ergeben sich aus dem uns vorliegenden Material mit einiger Deutlichkeit: Bis an das Ende seines Lebens war und blieb Wagrien der Kern seiner Macht und Alt-Lübeck seine Residenz. Und zweitens: Heinrichs ganze Machtstellung hat nicht einen national-wendischen Charakter gehabt, sondern beruht in noch höherem Grade wie die seines Vaters auf dem Schutze und der Hülfsbereitschaft der Sachsen und ihrer Herzöge Magnus und Lothar wie auch des Holsteiner Grafen. Auf allen seinen Feldzügen, selbst bei seinen Grenzkämpfen mit den Dänen, erscheinen die Sachsen als seine Verbündeten; besonders bezeichnend ist es, daß er gegen die Rügener bei deren Einfall in Wagrien nicht die Polaben oder Obotriten, sondern die Holsteiner herbeiruft. Es ist also durchaus glaublich, wenn Helmold in seinem Bericht über den sogleich zu erzählenden Feldzug gegen Rügen die Bemerkung macht, Heinrich habe seinen wendischen Unterthanen weniger getraut als den Holsteinern. Mit den Sachsen blieb er die ganzen 34 Jahre seiner Regierung hindurch in ungetrübter Freundschaft, den Wenden galt er als ein ihnen aufgedrungener Zwingherr. Noch nach seinem Tode tritt dies hervor: man durfte nicht wagen, seine Leiche im Wendenlande zu lassen, sie ward nach Lüneburg gebracht und dort im Michaeliskloster beigesetzt. Seine ganze Stellung erscheint wie eine Art Stellvertretung des Herzogs. Deswegen darf man indessen seine persönliche Bedeutung nicht gering anschlagen, im Gegenteil, er muß ein Mann von ganz hervorragenden Herrschergaben gewesen sein, sonst würden Magnus und Lothar ihn nicht für würdig gehalten haben,

ihm eine so weit ausgedehnte Macht unter den Wenden einzuräumen. Es beweist dies eben so viel Vertrauen auf seine Zuverlässigkeit wie auf seine Tüchtigkeit. Auch der Gegensatz zu seinen Söhnen, die, wie Saxo offen ausspricht und wie auch die Thatsachen beweisen, lange nicht an ihn heranreichten, stellt seine eigene Bedeutung in ein helles Licht[40]. Wie gern wüßten wir über seine persönlichen Eigenschaften genaueres, allein auch hier lassen uns unsere Quellen im Stiche, sie erzählen nur seine Thaten, auch dies oft kurz und dürftig oder, wie Saxo es thut, mit phantasievollen Entstellungen, niemand aber hat ihn selbst und sein Wesen zu schildern versucht. Aus Saxos Erzählungen von ihm und seinen Äußerungen scheint ein hohes fürstliches Selbstgefühl zu sprechen, an Helmolds Schilderung tritt als besonders charakteristisch hervor, daß Heinrich nicht einseitig kriegerische Neigungen hatte, so oft er auch das Schwert hat ziehen müssen, sondern Verständnis und Geschick für friedliche, verwaltende Thätigkeit besaß. Hierin scheint er seinen Vater übertroffen zu haben, andrerseits ging ihm dessen stark ausgeprägte Religiosität ab.

34 Jahre (1093—1127) hat er über das baltische Wendenland geboten, wenn auch vielleicht nicht an innerer Festigkeit so doch an äußerer Ausdehnung seiner Herrschaft unstreitig der mächtigste aller Fürsten unserer wendischen Vorzeit.

Seine letzten Feldzüge waren gegen Rügen gerichtet, ihre Veranlassung war die Ermordung eines seiner Söhne Namens Waldemar durch die Rügener. Voll Schmerz und Zorn schickte der Vater in alle seine Länder, um Truppen zusammenzuziehen (Winter 1123/24). Die Gerufenen kamen, unzählbar wie der Sand am Meere. Auch die Holsteiner sandten auf Heinrichs Bitte 1600 Mann. Bei Wolgast, was also, wie es scheint, noch zu Heinrichs Gebiet gehörte, erwarte sie Heinrich mit seinen Wagriern. Die Rügener hatten Heinrich die Summe von 200 Mark angeboten, um den Frieden zu erkaufen. Auf den Rat der Sachsen aber wies Heinrich diese Entschädigung als zu geringfügig für den Tod seines Sohnes zurück und zog mit den Sachsen an die Küste. Es war im Winter, und der ganze Meeresarm, der Rügen vom Festlande trennt, war mit dickem Eise bedeckt. Hier, auf dem Eise, hatten sich die Aufgebote der übrigen zu Heinrichs Reich gehörenden wendischen Völkerschaften aufgestellt, nach Fähnlein und Rotten geordnet und weithin über die ebene Fläche sich ausbreitend. Die Führer traten an Heinrich heran, begrüßten ihn als ihren König und boten sich wetteifernd an, den Kampf zu eröffnen. Heinrich aber stellte die Sachsen in das erste Treffen, da er der Treue seiner wendischen Unterthanen nicht recht traute. Nachdem sie dann den ganzen Tag durch Eis und Schnee hindurchgewatet waren, kamen sie um die neunte Stunde auf der Insel an und steckten sogleich die Dörfer am Ufer in Brand. Ausgesandte Kundschafter meldeten, daß das Heer der Feinde in der Nähe sei. Heinrich stellte die Seinen in Schlachtordnung auf, er selbst nahm mit den sächsischen Kerntruppen die Spitze. Da entsank den Rügenern der Mut, und sie schickten ihren Oberpriester, um zu unterhandeln. Dieser bot erst 400, dann 800 Mark. Als aber das Heer zu murren begann, warf er

sich dem Fürsten zu Füßen und erklärte, er wie die Seinen würden sich jeder Bedingung fügen, die Heinrich ihnen auferlege. Da gewährte ihnen Heinrich den Frieden gegen die Stellung von Geiseln und das Versprechen, 4400 Mark zahlen zu wollen. Heinrich zog darauf heim und entließ sein Heer. Die Rügener aber, die sich im Kleinverkehr statt gemünzten Geldes der Leinentücher bedienten und das auf ihren Raubzügen erbeutete Gold und Silber zum Schmucke verwendeten oder im Schatze ihres Gottes niederlegten, lieferten nur die Hälfte der Summe ab und behaupteten, nicht mehr aufbringen zu können. Deshalb zog Heinrich im nächsten Winter (Anfang 1125), als wiederum das Meer gefroren war, noch einmal nach Rügen. Diesmal nahm auch Herzog Lothar an dem Zuge teil. Die Verbündeten standen aber erst drei Nächte auf der Insel, ohne einen Erfolg errungen zu haben, als Thauwetter eintrat und das Eis zu schmelzen begann. Um nicht abgeschnitten zu werden, beeilten sie sich, auf das Festland zurückzukehren, was ihnen nur mit Mühe gelang. Heinrichs bald darauf (1127) erfolgender Tod hinderte eine Erneuerung des Unternehmens, und auch Lothar gab es auf, die Insel in seinen Besitz zu bringen [41]).

Wiederbeginn der Mission; Otto von Bamberg und Vicelin.

Noch in dem Jahre seines Rügener Feldzuges ward Herzog Lothar auf den Thron des Reiches erhoben. Mannigfach durch die Pflichten seines neuen Amtes in Anspruch genommen, ließ er doch das Wendenland nicht aus den Augen, wendete vielmehr auch der Christianisierung desselben mehr als bisher seine Aufmerksamkeit zu. Auf seine Veranlassung ward nach dem Tode des Erzbischofs Ruger von Magdeburg der Stifter des Prämonstratenserordens Norbert sein Nachfolger (1126). Von ihm erwartete Lothar eine thatkräftige Förderung des Missionswerkes unter den Liutizen, allein Norbert zog sich schnell durch allzu hartes und strenges Auftreten den bitteren Haß der Wenden zu und entfremdete sie der Sache des Christentums, statt sie zu gewinnen.

In Brandenburg entlud sich die allgemeine Erbitterung im Jahre 1127 in einer Empörung, bei der Graf Meinfried, ein geborener Wende, der Burggraf des Ortes, erschlagen ward. In Havelberg konnte sich der Burgherr Witikind nur dadurch halten, daß er, obgleich selbst Christ, den Fortbestand des Heidentums duldete [42]).

Durch die Ermordung Meinfrieds war wohl ein Zug veranlaßt, den Lothar Ende 1127 oder Anfang 1128 ins Wendenland unternahm. Er drang bis ins Gebiet der Redarier und Tollenser vor und zerstörte hier einen „Ort mit einem berühmten Tempel“; es ist wahrscheinlich Rethre, die alte Hochburg des wendischen Heidentums [43]). Rethre hat sich aus der Asche nicht wieder erhoben, und das Schicksal seines Tempels hat auch das Volk der Redarier, das einst so mächtige Kernvolk der Liutizen, geteilt. In den steten Kämpfen aufgerieben, verschwindet es völlig

aus der Geschichte. Schon vor Lothars Thronbesteigung war es durch einen Angriff der Polen stark mitgenommen worden, die unter Boleslav III. wieder mit Macht gegen Norden und Nordwesten vordrangen. Sie unterwarfen nicht nur Pommern, sondern auch die liutizischen Gebiete bis an die Müritz, ohne auf die deutschen Herrschaftsansprüche Rücksicht zu nehmen (1121). Dabei ward das Gebiet um die Südspitze der Müritz so entvölkert, daß Bischof Otto von Bamberg, der Apostel der Pommern, als er im Jahre 1128 durch diese Gegend reiste, nur eine weite Einöde fand.

Schon einmal hatte der fromme Bischof auf Einladung Boleslavs von Polen den Pommern das Christentum gepredigt (1124/25), doch war er damals über Polen gereist. Die zweite Reise führte ihn von Magdeburg aus durch die liutizischen Gebiete. Als er nach Havelberg kam (Mai 1128), fand er den ganzen Ort mit Fahnen umstellt: man feierte gerade das Fest des Gerovit. Otto ließ Witikind zu sich entbieten und tadelte ihn scharf, daß er dies Unwesen gelitten. Witikind aber entgegnete, Erzbischof Norbert sei beim Volke so verhaßt, das es lieber zu Grunde gehen als sich ihm unterwerfen wolle. Otto, der den Weg zu den Herzen der Wenden besser als Norbert zu finden verstand, erwirkte durch eine Predigt die Abstellung des Festes. Er bat den Witikind um Geleit für seine Weiterreise, aber dieser erklärte sich außer stande, für die fernere Sicherheit des Bischofs zu sorgen, da der Weg durch das Gebiet seiner Feinde führe. Die entfernteren liutizischen Gaue waren also noch in feindseliger Erregung. Otto blieb indessen unbehelligt, fünf Tage brauchte er, um den Besuntwald zu durchziehen, und in dieser ganzen Zeit begegneten die Reisenden keinem Menschen. Endlich an der Müritz angelangt, trafen sie hier einen Fischer auf einem kleinen Kahne und erwarben von ihm eine Menge Fische, wofür der Mann als Bezahlung kein Geld nahm, das für ihn wertlos war, sondern sich Salz erbat. Er war, wie er erzählte, vor sieben Jahren, als Boleslav das Land eroberte, mit seiner Gattin auf eine kleine Insel im See geflohen. Hier hatten sie sich eine kleine Hütte gebaut und die sieben Jahre vom Fischfang gelebt; für den Winter pflegten sie im Sommer einen Vorrat zu trocknen.

Die einfache Erzählung, die uns einer der Biographen Ottos aufbewahrt hat, gewährt einen tiefen Einblick in das Elend des zertretenen Volkes. Weniger schlimm war das Schicksal des weiter westlich und nördlich wohnenden Stammes der Müritzer, der von dem Verwüstungszug der Polen nicht mehr erreicht war. Otto predigte ihnen, und sie waren bereit, sich von ihm taufen zu lassen, er aber verwies sie an ihren Erzbischof Norbert, zu dessen Diöcese das Land noch gehörte. Allein auch die Müritzer wollten von diesem nichts wissen.

Als Otto dann nach Demmin kam, fand er hier alles von Waffenlärm erfüllt. Denn die Liutizen hatten, erbittert über die Einäscherung ihres Tempels, Fehde mit den Pommern begonnen, die wohl mit Lothar im Bunde gestanden hatten. In der nächsten Nacht traf Herzog Wratislav selbst in Demmin ein, und drang dann am folgenden Tage in das Land der Liutizen ein. Gegen Mittag sah man von Demmin aus den überall aufsteigenden Rauch, das Zeichen der Verwüstung. Abends kehrten die

Sieger heim und brachten reiche Beute mit, Gewänder, Geld, Vieh und allerlei Habe, auch Gefangene, die man verteilte. Ob die Fehde mit diesem Zuge beendet war, wissen wir nicht. Ottos Predigt in Pommern hatte den reichsten Erfolg, und die Ausbreitung des Christentums machte seitdem in Pommern rasche Fortschritte [44].

Um dieselbe Zeit, wo Otto von Bamberg unter den Pommern wirkte, lebte auch unter den Obotriten die Mission wieder auf. Es war das Verdienst Vicelins. Wenn sich auch der Schauplatz seines Wirkens — nicht auf seinen eigenen Wunsch und Willen, aber infolge der Ungunst der Zeitumstände — auf Wagrien beschränkt hat, so darf doch sein Lebensbild in einer mecklenburgischen Geschichte nicht fehlen, schon wegen seiner engen Beziehungen zu Heinrich, dem Obotritenfürsten, und seinen Nachfolgern [45].

Vicelin stammte aus Hameln; seine Eltern zeichneten sich mehr durch Zucht und Sitte, als durch Adel der Geburt aus. Er besuchte in Hameln die Domschule, ergab sich aber, nach dem Tode seiner Eltern, die er früh verlor, einem leichtfertigen Leben, wodurch er schließlich sein väterliches Vermögen einbüßte. Des verlassenen Jünglings nahm sich die Herrin der Burg Everstein bei Holzminden, die Mutter des Grafen Konrad, an, doch erregte er die Eifersucht des Burgkaplans, der durch ihn aus der Gunst seiner Herrin verdrängt zu werden fürchtete. Dieser suchte nun einen Anlaß, ihn aus dem Hause zu treiben, und fragte eines Tages in Gegenwart vieler Zeugen, was er in der Schule gelesen habe. Als Vicelin antwortete: „Des Statius Achilleis", fragte er weiter, was denn der Stoff der Achilleis sei, und wendete sich auf Vicelins Erwiderung, das wisse er nicht mehr, an die Umstehenden mit den beißenden Worten: „Ach, ich dachte, dieser junge Mann, welcher eben erst frisch aus der Schule kommt, bedeute etwas, aber da ist meine Erwartung sehr getäuscht. An dem ist gar nichts." Der bescheidene Jüngling fühlte sich tief durch die höhnischen Worte getroffen, verließ eilends die Burg, ohne Abschied zu nehmen, und wanderte nach Paderborn, wo damals die wissenschaftlichen Studien unter einem berühmten Lehrer Namens Hartmann blühten. Dessen Tisch- und Hausgenosse ward er und studierte als solcher mehrere Jahre hindurch mit Eifer und Fleiß, schließlich ward er sein Gehilfe. Darauf erhielt er einen Ruf nach Bremen, um daselbst die Schule zu leiten. In diesem Amte bewährte er sich sehr, nur wird ihm vorgeworfen, er habe in der Züchtigung seiner Zöglinge nicht Maß gehalten. Manche entliefen deshalb seiner Zucht. Wer aber fester von Charakter sein Joch aushielt, hatte großen Gewinn davon, denn er nahm zu an Wissen und Klugheit, wie an Würde und Anstand. Nach einer Reihe von Jahren gab Vicelin, selbst von neuer Lernbegierde ergriffen, zum großen Leidwesen des Erzbischofs und der Kirchenoberen die Schule auf (1123) und reiste nach Frankreich, um sich dort den höheren Studien zu widmen. Er besuchte in Laon die Vorträge Rudolfs, eines ausgezeichneten Erklärers der heiligen Schrift, und wahrscheinlich hat er auch Norbert kennen gelernt, der damals wenige Meilen von Laon das Kloster Prämonstratum gegründet und schon eine große Zahl Jünger um sich gesammelt hatte, die er einen streng asketischen Lebenswandel lehrte.

Unter seinem Einfluß entschloß sich auch Vicelin, Gott zu Liebe dem Genusse des Fleisches zu entsagen, ein härenes Gewand auf bloßem Leibe zu tragen und dem Dienste der Kirche sich vollständig hinzugeben. Nach drei Jahren, 1126, kehrte er nach Deutschland zurück und begab sich nach Magdeburg zu Norbert, der eben zum Erzbischof geweiht war und ihm nun die Priesterweihe erteilte. Von heißem Eifer erglühend, aber noch ungewiß, wo wohl sein künftiger Wirkungskreis und zu welchem Werke er wohl bestimmt sein möchte, erhielt er Kunde von Heinrich, dem Fürsten der Slaven, und vernahm, daß dieser nach Bezwingung der Barbarenvölker sich willig und geneigt zeige, den Dienst Gottes zu verbreiten. Weil er nun fühlte, daß er zur Verkündigung des Evangeliums von Gott berufen sei, so ging er zu dem Erzbischof Adalbert von Hamburg, der sich gerade in Bremen aufhielt. Dieser billigte seinen Entschluß und verlieh ihm ein Sendamt, um an seiner Stelle unter den Slaven das Heidentum auszurotten.

Sofort trat Vicelin seine Reise an in Begleitung der Priester Rudolf und Ludolf, zweier Domgeistlichen aus Hildesheim und Verden. Sie fanden den Fürsten Heinrich in Lübeck und baten ihn um Erlaubnis, den Namen des Herrn verkündigen zu dürfen. Heinrich nahm sie freundlich auf und übergab ihnen die Kirche zu Lübeck. Sie kehrten jedoch noch einmal wieder nach Sachsen zurück, um ihre häuslichen Angelegenheiten zu ordnen und sich für einen dauernden Aufenthalt im Slavenlande zu rüsten. Da vernahmen sie plötzlich die Kunde, daß Heinrich gestorben sei (1127), und sahen sich durch die Wirren, die seinem Tode folgten, an der Ausführung ihrer Absicht gehindert.

Vicelin blieb einstweilen bei Erzbischof Adalbero. Als sich dieser auf einer Visitationsreise durch Holstein in Meldorf aufhielt, kamen die Männer von Faldera (Neumünster) zum Erzbischof und baten um einen neuen Pfarrer. Dies war ein Wirkungskreis, wie ihn Vicelin sich wünschte, und er folgte bereitwillig der Aufforderung des Erzbischofs und ward Pfarrer in Faldera. Der Ort lag an der Grenze des Slavenlandes in einer wüsten und unfruchtbaren Haide; die Einwohner, sächsischen Stammes, waren zwar dem Namen nach Christen, aber in Wahrheit noch halbe Heiden. Denn die Verehrung von Hainen und Quellen und sonst noch mancherlei Aberglaube herrschte bei ihnen. Desto segensvoller war die Thätigkeit, die nun Vicelin unter ihnen entfaltete. In zahlreichen Scharen strömten die Menschen zu ihm in seine Kirche; ja, er begann die umliegenden Kirchen zu besuchen, indem er den Gemeinden Ermahnungen des Heiles gab, die Irrenden zurecht wies, die Uneinigen versöhnte und überdies die Haine und alle abgöttischen Gebräuche vertilgte. In Faldera begründete er ein Kloster, das sich bald mit Gleichgesinnten füllte. Freilich lag ihm wie seinen Gefährten vor allem die Bekehrung der Slaven am Herzen, allein längere Zeit verschob Gott die Erhörung ihres Gebetes.

Der Untergang von Heinrichs Geschlecht.

Auch König Heinrich war, wie es scheint, gleich seinem Vater eines gewaltsamen Todes gestorben, doch haben wir darüber keine genauere Kunde und wissen auch nicht, was die Veranlassung seines Todes gewesen ist und wer ihn ermordet hat. Als sein Todesjahr ist neuerdings auf Grund eines Urkundenfundes 1127 mit Sicherheit festgestellt worden, sein Todestag, der 22. März, ist im Totenbuche des Lüneburger Michaelisklosters aufgezeichnet worden, wo er bestattet ward [46].

Nach seinem Tode fiel seine Schöpfung schnell auseinander, die Schuld daran trug die Zwietracht seiner Söhne Zventepolch und Kanut, von Mistue ist nicht mehr die Rede, er muß also vor seinem Vater gestorben sein. Der ältere der überlebenden Söhne, Zventepolch, erhob Anspruch auf die Alleinherrschaft und fügte seinem Bruder Kanut viel Unrecht zu. Schließlich belagerte er ihn mit Hülfe der Holsten in der Burg zu Plön. Er stieg auf die Zinnen der Mauer und bat von da aus die Holsten, den Frieden mit seinem Bruder zu vermitteln. Die Holsten, an deren Spitze wir uns den Grafen Adolf zu denken haben, bewirkten denn auch, obwohl mit Mühe, die Versöhnung der entzweiten Brüder und teilten das Land unter sie. Nicht lange darauf aber ward Kanut zu Lütjenburg erschlagen, und Zventepolch bemächtigt sich allein der Regierung.

Während dieser Wirren hatte sich der Osten des Wendenreiches losgelöst und weigerte den Zins. Graf Adolf und Fürst Zventepolch zogen also ins Obotritenland, eroberten Werle und Kessin, dieses nach fünfmonatlicher Belagerung, ließen sich Geiseln stellen und kehrten dann heim. So war die Oberherrschaft des wagrischen Fürsten noch einmal wiederhergestellt.

Auch Zventepolch war Christ und behandelte die in Lübeck ansässigen Christen freundlich. Es schien also für Vicelin die Zeit gekommen, um seinen alten Plan auszuführen. Er begab sich zu Zventepolch nach Lübeck und erneuerte sein Gesuch um Überweisung der dortigen Kirche. Seine Bitte wurde erfüllt, und er sandte nach Lübeck die Priester Ludolf und Volcward, die von den sächsischen Kaufleuten freundlich aufgenommen wurden und ihre Wohnung in der Kirche nahmen. Nicht lange darauf freilich, wohl während der Zeit, als Zventepolch auf seinem Feldzug gegen Werle und Kessin abwesend war, zerstörten die Rügener, die also mit den aufständischen Stämmen im Einverständnis waren, den Flecken samt der Burg. Die beiden Priester entkamen mit genauer Not nach Faldera. Bald darauf ward Zventepolch durch die Hinterlist eines reichen Holsten Namens Daso ermordet. Und kurz darauf ward sein Sohn Zvinike zu Artlenburg getötet (um 1129). Mit ihm sank der letzte Nachkomme Heinrichs ins Grab [47]. Aus Gottschalks Geschlecht lebte nur noch ein Sohn Butues, Pribislav, den nun die Wagrier zu ihrem Fürsten erkoren. Unter den Obotriten tritt kurz darauf ein eigener Fürst auf, es ist Niclot, der Stammvater unseres Fürstenhauses.

VII.

Niclot und das Wendenland zu seiner Zeit.

Niclots Herkunft.

In Niclot faßt sich noch einmal — kurz vor dem Untergang — die Kraft des wendischen Stammes zu einer bedeutenden Persönlichkeit zusammen; er nimmt unter den Wenden die Stellung eines Nationalhelden ein und verknüpft zugleich als der Stammvater unseres Fürstenhauses die Gegenwart mit der wendischen Vorzeit unseres Landes. Woher aber stammt er selbst und wie war er in den Besitz der Fürstenwürde gelangt? Viel Scharfsinn ist aufgeboten worden, um diese Frage zu beantworten, allein es muß zugegeben werden, daß unser Quellenmaterial keine gesicherte Antwort zuläßt. Man hat vermutet, er stamme von Cruto ab, dessen Heimat man nach Rügen verlegte. Allein beides ist unbeweisbar; Wagrien hat gegründeteren Anspruch darauf als Rügen, für Crutos Heimat zu gelten, wenn auch nach Crutos Tod einzelne seiner Nachkommen in Rügen eine Zuflucht fanden. Von diesen Crutonen sind mehrere Helmold bekannt, davon aber weiß er nichts, daß auch Niclot zu ihnen gehört hätte. Überdies herrschte zwischen den Geschlechtern Crutos und Heinrichs erbitterte Feindschaft, Niclot aber stand zu Pribislav, einem Vetter Heinrichs, stets in bestem Einvernehmen. Er wird also kein Crutone sein. Noch unwahrscheinlicher ist, daß Niclot, wie man früher gemeint hat, ein Bruder Pribislavs gewesen sei. Die Worte, mit denen ihn Helmold einführt, sprechen entschieden gegen diese Annahme. Wahrscheinlich ist seine Herkunft aus altfürstlichem Geschlechte, und es liegt nahe, dabei an eine entferntere Seitenlinie des obotritischen Fürstenhauses zu denken, sodaß also Niclot und Pribislav allerdings entfernt verwandt wären. So könnte Niclot ein Abkömmling jener Schwester Gottschalks sein, die mit Blusso vermählt war. Möglich ist auch, daß er mit dem Slavenfürsten Dumar zusammenhängt, den Lothar im Jahre 1114 demütigte. Die Geschichte des Obotritenlandes im Anfang des 12. Jahrhunderts würde entschieden an Klarheit gewinnen, wenn der in den Quellen genannte Sohn Dumars Niclot wäre. Dumar selbst würde dann mit jenem namenlosen unversöhnlichen Christenfeinde vermutungsweise identificiert werden können, der nach Helmold im Osten des Wendenlandes zu Crutos Nachfolger gewählt ward, aber Heinrich bei Schmilau erlag. Es ist sehr verlockend, dieser Vermutung noch weiter nachzugehen; wir gelangen dadurch zu der Annahme, daß dieser Obotritenfürst, also Dumar, im Jahre 1093 nicht beseitigt, sondern nur Heinrichs Vasallenfürst geworden ist. Dumars

Erhebung im Jahre 1114 wäre dann ein Versuch die Oberhoheit Heinrichs wie des deutschen Reiches abzuschütteln, der mit Lothars Hülfe niedergeschlagen ward. Allein es bleibt alles dies bloße Vermutung.

Dumar kann auch, wie oben schon erwähnt ward, ein liutizischer oder pommerscher Fürst sein, und Niclot ist vielleicht erst nach Heinrichs Tode während des Streites seiner Söhne oder nach dem Untergang des Geschlechtes an die Spitze der Obotriten getreten. Jedenfalls aber findet sich in der Überlieferung nichts, was uns zwingen könnte, seinen Ursprung außerhalb des Obotritenvolkes zu suchen: Die Obotriten haben ihren Nationalhelden aus sich selbst hervorgebracht und nicht von einem andern wendischen Stamm erhalten [1]).

Knud Laward als König der Wenden.

Zum ersten Mal wird Niclot ums Jahr 1129 genannt. Damals versuchten die Wenden unter zwei Führern, Pribislav, Heinrichs Vetter, und Niclot, sich gegen einen neuen Oberherrn aufzulehnen, den ihnen Kaiser Lothar gesetzt hatte, den dänischen Prinzen Knud Laward, den Herzog von Schleswig. Knud hatte seines herzoglichen Amtes in der Mark von Schleswig mit durchgreifender Strenge und bestem Erfolge gewaltet, aber sein Ehrgeiz und Thatendrang fand in dem kleinen Landstrich nicht genug Befriedigung, er sehnte sich nach einem weiteren Felde seines Ruhmes, das er im benachbarten Wendenlande zu finden glaubte. Er kam deshalb nach Zvinikes Tode zu Lothar und machte ihm den Vorschlag, ihm die Herrschaft über Heinrichs Gebiet zu verleihen. Lothar, der ihn schon kannte, gewährte ihm sein Gesuch und belehnte ihn mit dem Wendenlande, wobei er ihm eine Königskrone aufs Haupt setzte. Auch für den Kaiser und das Reich eröffnete sich eine verheißungsvolle Aussicht dadurch, daß Knud des Reiches Dienstmann ward. Denn es war zu erwarten, daß Knud nach dem Tode des schon bejahrten Königs Niels mit der Wendenkrone die dänische vereinigen würde. Bei Knuds deutschfreundlicher Gesinnung würde dies eine Verstärkung des deutschen Einflusses an der Ostseeküste bedeutet haben, auch Dänemark würde eine Dependenz des deutschen Reiches geworden sein. So wenigstens wird sich Lothar die Entwickelung gedacht haben [2])

Im Kampfe mit Knud erlagen die beiden Wendenfürsten Niclot und Pribislav, beide wurden gefangen und nach Schleswig in Gewahrsam geführt, wo sie so lange eiserne Handschellen tragen mußten, bis sie sich mit Geld und Geiseln lösten und Knud den Treueid leisteten. Damit begnügte sich Knud vorläufig und nahm nur Wagrien unter seine unmittelbare Verwaltung. In Lübeck ließ er die Kirche, die bei dem Einfall der Rügener gelitten hatte, wieder herstellen und neu einweihen, oft besuchte er auch den Vicelin in Faldera und erwies ihm wie seinen Begleitern große Freundlichkeit. Bei längerer Dauer seiner Herrschaft durfte man die Erschließung des ganzen ihm unterthänigen Wendenlandes für die Mission von ihm erwarten. Aber alle Hoffnungen, die

die sich an ihn knüpften und die er selbst hegen mochte, schnitt sein früher Tod ab: er ward schon im Anfang des Jahres 1131 (d. 7. Jan.) von seinem Vetter Magnus, dem Sohn des Königs Niels, bei Röskilde aus Eifersucht ermordet. Dadurch gewannen seine beiden wendischen Vasallen für den Augenblick die Freiheit wieder [3].

Kaiser Lothar und das Wendenland von 1131—1137.

Die beiden Wendenfürsten teilten nun das ganze Gebiet des obotritischen Stammes mit den ihm schon seit Gottschalks Zeit einverleibten liutizischen Landschaften so unter sich, daß Pribislav Wagrien, von dem die Macht Heinrichs ihren Ausgang genommen, und Polabien erhielt, während dem Niclot das Gebiet der Obotriten im engeren Sinne mit den Gebieten der Kessiner und Circipaner zufiel [4]. Beide waren Heiden und benutzten den Augenblick, um, was etwa von Ansätzen zur Christianisierung in ihren Ländern vorhanden war, zu beseitigen. „Zwei wilde Bestien," nennt sie Helmold, „die die Christen auf das wütendste verfolgten."

Nicht lange freilich sollten sich die Wenden der neuen Freiheit freuen. Dem Kaiser bot der Mord seines Freundes und Vasallen einen Anlaß, um mit Waffengewalt zu erzwingen, was er durch den Getöteten auf friedlichem Wege zu erreichen gehofft hatte: Die Unterordnung Dänemarks unter das römisch-deutsche Reich. Er zog nach Schleswig, wo Erich Emun, des Ermordeten Bruder, mit einer Flotte zu ihm stieß. Um nicht alles einzubüßen, bequemten sich König Niels und sein Sohn Magnus zur Nachgiebigkeit, Magnus entrichtete als Buße für den Mord die Summe von 4000 Mark und huldigte Lothar. Zwei Jahre darauf (1133?) ward die Huldigung in Halberstadt wiederholt, doch trennte auch diesmal der Tod schnell das eben geknüpfte Band: Magnus sowohl wie Niels fielen beide schon im Jahre 1134 im Kampfe gegen Erich Emun, der sich dann des Thrones bemächtigte (bis 1137) [5].

Von den Dänen wandte sich Lothar (im Jahre 1131?) gegen die Wenden, die sich ihm sogleich wieder unterwarfen. Vicelin war es dann, der ihn bei einem Aufenthalte Lothars in Bardowiek auf die Bedeutung des Hügels von Segeberg zur Beherrschung der Gegend aufmerksam machte. Lothar selbst kam dorthin und ordnete den Bau einer Burg auf dem Hügel an. Auch Niclot und Pribislav wurden herbeigerufen und erhielten den Befehl, beim Bau der Feste Beihülfe zu leisten. Sie gehorchten, wenn auch widerwillig, da sie wohl merkten, daß es auf eigene Bedrückung abgesehen sei. Die Burg erhielt den Namen Segeberg. Auch eine Kirche ließ Lothar am Fuße des Berges erbauen und gründete ein Stift dabei, an dessen Spitze er den Vicelin stellte. Ein gleiches geschah in Lübeck, und Pribislav ward angewiesen, bei Verlust der Gnade des Kaisers, für Vicelin oder dessen Stellvertreter angelegentlichst Sorge zu tragen. So suchte Lothar auch die Mission, zunächst für Wagrien, zu fördern, und er selbst sprach offen aus, daß

es seine Absicht sei, das ganze Volk der Slaven dem christlichen Glauben zu unterwerfen und Vicelin zum Bischof zu erheben. Im Einklang mit dem Kaiser übertrug Erzbischof Adalbero von Hamburg-Bremen (seit 1123) dem Vicelin und dessen Gefährten die Erlaubnis im Wendenland zu predigen, soweit es zur Hamburger Diöcese gehörte [6]).

Es war die Zeit, in der die deutsche Herrschaft wie die Mission auch im Süden des Obotritenlandes wieder festere Wurzeln faßte und selbst von Osten her dasselbe zu umfassen begann. Ostern 1134 auf dem Tage zu Halberstadt war Graf Adalbert von Askanien, schon seit 1124 Markgraf der Lausitz, mit der sächsischen Nordmark belehnt worden. Es ist Albrecht der Bär, der Kolonisator der Mark Brandenburg. Er hatte im Frühsommer des Jahres 1136 einen Aufstand zu bekämpfen, bei dem noch einmal die Kirche in Havelberg zerstört ward, und drang bis in die liutizischen Landschaften vor*).

Der Feldzug ward Ende desselben Jahres, nachdem inzwischen Markgraf Albrecht den Kaiser nach Italien begleitet hatte, erneuert und dehnte sich noch bis in den Anfang des Jahres 1137 aus.

Zwischen beiden Feldzügen, auf dem letzten Reichstage, den Lothar auf deutschem Boden hielt, in Würzburg am 16. August 1136 ist eine Urkunde ausgestellt, die einen Einblick darin gewährt, wie weit sich damals die Macht des Reiches im baltischen Wendenlande erstreckte. Es wird nämlich darin zur Förderung der Mission der Tribut von vier Gauen an beiden Ufern der unteren Peene in Pommern an das Bistum Bamberg überwiesen, und diese Gaue werden zur Mark Albrechts des Bären gerechnet [8]). Es ist dieselbe Gegend, die wir oben mutmaßlich unter die Botmäßigkeit des Königs Heinrich gestellt haben, ein Verhältnis, das durch dessen Tod gelöst sein wird. Auch Polen erhob Anspruch darauf, wie auf ganz Pommern, doch wäre die Urkunde Lothars ein wertloses Stück Papier gewesen, was sicher nicht in seiner Absicht lag, wenn nicht um die Zeit, wo sie ausgestellt ward, die darin genannten Gaue Eigentum des Reiches gewesen wären. Folglich muß Albrecht der Bär schon auf seinen ersten Zügen bis in diese entfernte Gegend vorgedrungen sein. Dauernder Besitz Albrechts aber ist sie nicht geworden, denn eine weitere Ausnutzung des gewonnenen Erfolges ward durch Lothars Tod (3. Dezember 1137) und die darauf folgenden Wirren verhindert.

Die Wenden während des Kampfes zwischen Welfen und Hohenstaufen.

Der Verstorbene hinterließ zwar als von ihm selbst erkorenen Erben seiner Politik seinen Schwiegersohn Heinrich den Stolzen aus

*) Die Führer des Aufstandes waren die Söhne Witikinds, des früheren Herren von Havelberg, die — oder vielleicht schon ihr Vater, wenn er noch am Leben war — im Jahre 1129 von den Magdeburgern unter Erzbischof Norbert vertrieben waren. Sie wurden auch jetzt wieder verjagt und fanden eine Zuflucht im südlichen Mecklenburg, wo ihre Nachkommen im Besitze beträchtlicher Güter noch bis zum Jahre 1454 nachgewiesen sind [7]).

dem Hause Welf, dem er zu seinem Herzogtum Bayern auch noch Sachsen versprochen und den er selbst auch zu seinem Nachfolger auf dem Kaiserthrone auserſehen hatte. Die Mehrzahl der Fürsten wandte sich indessen dem Geschlechte zu, das man bei Heinrichs V. Tod übergangen hatte, den Hohenstaufen, und entschied sich für Konrad, der schon gegen Lothar die Königskrone getragen hatte. Die nächste Folge war ein mehrjähriger Kampf zwischen Welfen und Hohenstaufen, der nach Heinrichs des Stolzen Tode von seiner Gattin und seinem Bruder Welf für seinen jungen Sohn Heinrich fortgeführt ward, ein Kampf, der Albrecht den Bären, einen Gegner der Welfen, für eine Reihe von Jahren von nutzbringender Thätigkeit in seiner wendischen Mark zu fruchtlosen Fehden ablenkte, den Grafen Adolf (II) von Holstein aus dem Lande trieb und so nicht nur jeden Fortschritt der wendischen Mission unmöglich machte, sondern sogar den Wenden noch einmal Gelegenheit bot, die junge Pflanzung in Wagrien zu vernichten.

Im Jahre 1138 drang Pribislav, der in Lübeck saß, mit einer Räuberschar vor und brannte den Burgflecken Segeberg wie alle umliegenden Orte, wo Sachsen wohnten, auch das neue Bethaus wie das eben erbaute Kloster nieder. Während er auf diesem Streifzug begriffen war, landete Race, ein Abkömmling Crutos, mit einer Flotte bei Lübeck, in der Erwartung, hier seinen Feind Pribislav anzutreffen. Die Nachkommen Crutos machten nämlich noch immer den Nachkommen Heinrichs die Fürstenwürde über Wagrien streitig. Da Race seinen Gegner nicht fand, so zerstörte er die Burg und den Ort; die Priester mußten froh sein, daß sie nach Neumünster entkamen, wohin sich auch die von Segeberg flüchteten bis auf einen, den die Wenden töteten. Mit diesem Rachezuge hatte Race seinem Gegner nur in die Hände gearbeitet, insofern dadurch die letzte große christliche Ansiedelung in Wagrien, die Pribislav selbst nicht anzutasten gewagt hatte, beseitigt und so für ihn reiner Tisch im eigenen Land gemacht war. Unter Gebet und Fasten mußte Vicelin mit seinen Gehülfen in Neumünster auf eine bessere Wendung warten, während Pribislavs Scharen unaufhörlich die sächsischen Nachbarn beunruhigten. Der Bezirk von Neumünster ward beinahe zur Einöde wegen der täglich vorfallenden Mordthaten und Plünderungen. Es gehörte der ganze Glaubensmut eines Vicelin dazu, in dieser Not auf seinem Posten auszuharren.

Erst im Winter 1138 auf 39 setzte Heinrich von Badwide, der statt Adolfs von Holstein das Grafenamt verwaltete, ein thatkräftiger Mann, den Räubereien ein Ziel, indem er heimlich ein Heer von Holsten zusammenzog, ein ihm entgegentretendes wendisches Heer schlug und ganz Wagrien von der Schwale bis zur Trave und Ostsee plündernd und sengend durchzog. Nur die Burgen blieben verschont. Durch den Erfolg kühn geworden, zogen im nächsten Sommer (1139) die Holsten sogar ohne ihren Grafen vor Plön und eroberten den Ort, damals die stärkste wendische Feste in Wagrien. Sie hausten noch weit schlimmer im Lande als es unter Anführung des Grafen geschehen war. Denn der Graf hatte, wie alle Fürsten, die Tribute aus den Wendenländern bezogen, noch eine gewisse Schonung geübt, um die Wenden zahlungsfähig zu

erhalten. Die Holsteiner Bauern aber mordeten ohne Erbarmen alles, was ihnen in die Hände fiel. So suchten sie in diesem Jahre wiederholt das Wendenland heim, und als sich Graf Adolf wieder in den Besitz seiner Grafschaft setzte (1139), fand er deren wendischen Teil als Einöde wieder[9]).

Kolonisation Wagriens.

Sein noch zweifelhafter Anspruch auf die Grafschaft ward ihm im Jahre 1142 durch einen Vertrag mit Heinrich von Badwide sicher gestellt. Dieser Vertrag hängt mit dem Frieden von Frankfurt zusammen, durch den (1142) der Streit zwischen Staufern und Welfen — wenigstens für Norddeutschland — beendet ward, Heinrichs des Stolzen junger Sohn, Heinrich (der Löwe), erhielt das Herzogtum Sachsen zurück, während sich Albrecht der Bär mit der Mark begnügte, die für reichsunmittelbar erklärt ward. Heinrich der Löwe übertrug nun die Grafschaft Holstein mit Wagrien an Adolf und entschädigte Heinrich von Badwide mit Ratzeburg und dem Lande der Polaben, das durch diesen Machtspruch seinem bisherigen wendischen Fürsten Pribislav ohne irgend welches Entgelt entzogen ward.

Graf Adolf that nun einen entscheidenden Schritt: er siedelte deutsche und holländische Kolonisten auf dem verödeten Lande an, so in und um Eutin und Plön und weiter östlich im Lande Süssel, auch baute er in der Nähe des wendischen Lübeck, das in Trümmern lag, einen neuen Ort gleichen Namens auf, das deutsche Lübeck. Seitdem blieb Wagrien vom Obotritenlande losgelöst. Nur im Nordwinkel des Landes an der Seeküste, um Oldenburg und Lütjenburg, blieben Wenden wohnen, unter ihnen Pribislav, noch immer von den Wenden als ihr Fürst betrachtet, in Wahrheit aber nur noch ein Großgrundbesitzer, und unweit von seinem Wohnsitz hauste — ein eigenes Zusammentreffen — ein Nachkomme Crutos, Rochel, dem Charakter seiner Vorfahren getreu ein eifriger Heide und gefürchteter Seeräuber[10]).

Auch im Polabenlande ward die deutsche Kolonisation durch die Besitzergreifung Heinrichs von Badwide angebahnt; mit dem Jahre 1142 waren dem Obotritenvolk zwei Drittel seines alten Gebietes endgültig entrissen. Nur im östlichen Drittel, dem Gebiet der Obotriten im engeren Sinne, blieb die Nation noch unangefochten, an ihrer Spitze der grimme Heide Niclot.

Niclot von 1142—1147.

Niclot war klug genug, die Deutschen nicht zu reizen, und so stellte sich zwischen ihm und den benachbarten deutschen Grafen unschwer ein friedliches Verhältnis her. Besonders ließ es sich Graf Adolf, der seinen Kolonien eine Zeit ungestörten Gedeihens zu sichern wünschte, angelegen sein, Niclots Freundschaft zu gewinnen. Er verpflichtete sich ihn wie die Edelsten der Obotriten durch reiche Geschenke so, daß alle,

wie Helmold sagt, wetteiferten ihm willfährig zu sein und ihm bei der Beruhigung Wagriens Dienste zu leisten[11]). Mag man letzteres bezweifeln, so waren doch des Grafen Bemühungen insofern erfolgreich, als die Obotriten ihre Raubsucht gegenüber ihren deutschen Nachbarn im Zaume hielten. Desto ungehemmter ließen sie ihr die Zügel schießen gegenüber den Dänen. Schon während der Regierung Erich Emuns (1134—37) und noch mehr in dem Jahrzehnt, als während der Minderjährigkeit der drei Kronprätendenten Sven, Waldemar und Knud*) Erich Lamm, ein zwar persönlich tapferer, aber sonst untüchtiger Mann die Regentschaft führte (1137—47), trieben es die Wenden an den dänischen Küsten so arg wie kaum je zuvor. Die Kriegszüge, die Erich Lamm gegen sie unternahm, erregten statt Furcht nur Spott bei ihnen. Sie wurden so dreist, daß sie den Regenten selbst auf einer Fahrt von Seeland nach Fünen angriffen: Erich mußte, um ihnen nicht in die Hände zu fallen, schleunigst landen und unter Zurücklassung beträchtlicher Beute schimpflich die Flucht ergreifen[12]). Einige Jahre hatte diese Situation in der wendischen Mark bestanden: da zog sich eine dunkle Wolke zusammen, die gegen das Wendenland ihren Weg nahm und den letzten Rest des Heidentums an der Ostseeküste mit dem Untergang bedrohte.

Der Kreuzzug gegen die Wenden (1147).

Auf die Nachricht von der Eroberung Edessas durch die Türken (1145) hatte Papst Eugen III. einen Aufruf zu einem neuen Kriegszuge erlassen. Der Abt Bernhard von Clairvaux, das Haupt des Cistercienserordens und der geistige Leiter der damaligen Kirche, weihte diesem Unternehmen die ganze hinreißende Kraft seiner Redegabe und wußte neben vielen deutschen Fürsten auch den König Konrad zu bewegen, daß er das Kreuz nahm (in Speyer um Weihnachten 1146). Im März 1147 fand ein großer Reichstag zu Frankfurt statt, auf dem wiederum viele am Kreuzzuge teilzunehmen gelobten. Nur die Sachsen ließen sich in ihrer norddeutschen Nüchternheit nicht fortreißen, entschuldigten sich vielmehr mit den Worten, sie hätten Heiden genug in der Nähe, um sie zu bekriegen. Sie erwarteten wohl kaum beim Worte genommen zu werden, aber Bernhard ergriff sofort mit Eifer die Gelegenheit, auch die bisher widerstrebenden Norddeutschen der Kreuzzugsidee dienstbar zu machen. Er entschied, es solle sich die Macht der Christen auch wieder jene Völker aufmachen, um sie zu bekehren oder zu vertilgen. Wer zu diesem Zwecke ausziehe, solle desselben Ablasses genießen, den die Kirche den Kreuzfahrern nach Jerusalem zugesagt habe. Darauf nahmen viele schon in Frankfurt selbst das Wenden-Kreuz; es unterschied sich von dem Abzeichen für die Pilger nach Palästina dadurch, daß es auf einem Kreise stand, der wohl die Welt bedeuten sollte, über welche das Kreuz erhöht wird[13]).

*) Sven war ein Sohn von Erich Emun, Waldemar, der später seine beiden Nebenbuhler lange überlebte und von 1157—1182 über Dänemark herrschte, ein Sohn von Knud Laward und Knud ein Sohn von Magnus, dem Sohne des Königs Niels.

Der heilige Bernhard ließ sich die Förderung des Unternehmens noch weiter angelegen sein und erließ ein Sendschreiben an die Erzbischöfe, Bischöfe, Fürsten und alle Gläubigen in Deutschland. Darin teilt er die Frankfurter Beschlüsse mit, fordert alle, die sich zum Zuge nach Jerusalem noch nicht verpflichtet hatten, zur Teilnahme an dem Wenden-Kreuzzuge auf, erläßt ein scharfes Verbot gegen jeglichen Bund mit den Heiden wegen Geld- und Tributzahlungen, bis entweder ihr Götzendienst oder die Nation selbst ausgetilgt sei, und schließt endlich mit der Mitteilung, daß sich das Heer der Kreuzfahrer zum Feste der Apostel Petrus und Paulus (29. Juni) in Magdeburg versammeln solle.

Diesem Schreiben ließ Papst Eugen III. unter dem Datum des 11. April ein anderes folgen; in diesem verheißt er im Einklang mit dem schon von Bernhard gegebenen Versprechen den Kreuzfahrern gegen die Wenden denselben Ablaß, den einst Papst Urban den ersten Kreuzfahrern verheißen habe, verbietet bei Strafe des Bannes, daß jemand Heiden, die er bekehren könne, um Geld gestatte, in ihrem Unglauben zu verharren, beauftragt den Bischof Anselm von Havelberg mit der Leitung des Zuges und nimmt die Güter der Kreuzfahrer in des heiligen Petrus und seinen Schutz [14]).

Beide Schreiben enthalten unverhüllt eine scharfe Verurteilung der Politik, die das sächsische Laienfürstentum bisher gegenüber den Wenden beobachtet hatte, daß man ihren Glauben unangetastet ließ und sich mit der Tributzahlung begnügte. Das Schwert sollte nun vollbringen, was die friedliche Predigt nicht erreicht hatte; Bekehrung oder Ausrottung war die Aufgabe, die des heiligen Bernhard glühender Glaubenseifer den christlichen Streitern stellte. Nicht ohne inneres Mißbehagen mag mancher der sächsischen Grafen und Herren die beiden Erlasse gelesen haben, aber die Allmacht der Kirche zwang sie, ihre Gefühle zu verschließen, und wenn auch nicht ohne Zögern und Säumen, stellte sich doch einer nach dem andern mit seinen Mannen in Magdeburg ein. Auch die Dänen, die ja so viel von den Freibeutereien der Wenden zu leiden hatten, gewann man für den Zug. Niclot blieb es nicht unbekannt, welches Ungewitter gegen ihn heranzog, und er berief sein Volk, um die Feste Dobin zu verstärken, denn diese ersah er sich als Hauptstützpunkt seiner Verteidigung. Auch sandte er Boten an den Grafen Adolf von Holstein, erinnerte ihn an das geschlossene Bündnis und bat ihn um eine persönliche Zusammenkunft. Da einmal der Kampf zur Glaubenssache gemacht war, so wagte Graf Adolf nicht, sich von seinen Landsleuten und Glaubensgenossen zu trennen und der Gefahr des Kirchenbannes auszusetzen, und schlug seinem bisherigen Freunde die Bitte ab. Niclot sandte ihm darauf eine Antwort, die nach Helmold folgenden Wortlaut hatte: „Ich hatte beschlossen, Dein Auge und Dein Ohr zu sein im Lande der Slaven, das Du zu bewachen angefangen hast, damit Du keine Belästigungen zu erdulden hättest von seiten der Slaven, die einst das Land der Wagrier besaßen und jetzt klagen, sie seien auf ungerechte Weise des Erbes ihrer Väter beraubt worden. Warum verleugnest Du also Deinen Freund in der Zeit der

Not? Bewährt der Freund sich nicht durch Prüfung? Bisher habe ich die Hand der Slaven zurückgehalten, daß sie Dich nicht kränken sollten: jetzt aber will ich meine Hand zurückziehen und Dich Dir selbst überlassen, da Du mich, Deinen Freund, von Dir stößest und nicht eingedenk bist unseres Bündnisses und in der Zeit der Not mir Dein Angesicht versagst." Die Worte sind aus der Seele des Slavenfürsten, der sich und sein Volk noch immer als die eigentlichen Besitzer des Landes, die Deutschen als Eindringlinge ansehen mußte, so treffend herausgesprochen, daß dadurch ihre Echtheit, wenn auch nicht dem Wortlaut, so doch dem Sinne nach verbürgt wird.

Die Boten des Grafen wiesen Niclot auf den Zwang der Verhältnisse hin, der ihren Herrn entschuldige, und baten ihn, seinerseits den Bund nicht zu brechen oder wenigstens den Grafen zu warnen, wenn die Wenden zum Kriege gegen ihn rüsteten. Dies versprach Niclot, und Graf Adolf glaubte seine Lieblingsschöpfung gegen einen plötzlichen Überfall sicher gestellt zu haben. Allein Niclot hatte in echt wendischer Arglist das Versprechen nur gegeben, um den Grafen in Sicherheit zu wiegen. Heimlich rüstete er eine Flotte aus und fuhr dann über das Meer in die Mündung der Trave ein. Von dort schickte er allerdings, um wenigstens dem Buchstaben nach sein Versprechen zu erfüllen, am Abend einen Boten nach Segeberg an den Grafen, der ihm von dem bevorstehenden Angriff Anzeige machen sollte, doch war der Graf abwesend — wohl schon auf dem Wege nach Magdeburg, was Niclot gewußt haben wird; auch war es zu spät, als daß der Heerbann sich noch hätte aufbieten lassen. Niclot aber hielt sich seines Versprechens für entledigt nnd fuhr am folgenden Morgen in die Trave ein. Es war der 26. Juni, der Tag, wo man das Leiden der Heiligen Johannes und Paulus feierte. Die Bürger, von denen viele wegen des Festes trunken waren, wurden völlig überrascht, und Niclot konnte sich, fast ohne Widerstand zu finden, des Hafens wie des Ortes bemächtigen. Die mit Waren beladenen Schiffe wurden verbrannt, dreihundert und mehr Männer sollen erschlagen sein. Der Priester und Mönch Rudolf wurde, als er auf die Burg floh, gefangen und gesellte sich, mit tausend Wunden zu Tode gemartert, der Schar der christlichen Märtyrer im Wendenlande zu. Zwei Tage lang wurde die Burg auf das heftigste bestürmt, während zwei Reiterscharen ganz Wagrien durchschwärmten, den Ort Segeberg plünderten, auch den Bezirk von Dargun und alles Land, was an der unteren Trave von Westfalen, Holländern und andern auswärtigen Colonisten besiedelt war, mit Feuer und Schwert verheerten. Die Männer, welche Widerstand versuchten, wurden niedergehauen, die Weiber und Kinder in die Knechtschaft hinweggeführt. Bis an den Wohnsitz der Holsten westlich von dem Plöner See und der Trave bei Segeberg drangen sie nicht vor. *) Eutin ward durch seine feste Lage

*) Helmold erzählt, es sei die Rede gegangen, einige Holsten hätten die Wenden zu dem Raubzug angestiftet, aus Haß gegen die Fremden, die der Graf angesiedelt hatte, aber die Schonung der Holsten erklärt sich wohl dadurch, daß die Wenden nicht allzuweit nach Westen vorzudringen wagten, um nicht vom Grafen ereilt zu werden.

gerettet. Tapferen Widerstand leistete auch die Burg Süssel. In diesem Bezirk hatte der Graf etwa 400 friesische Familien angesiedelt, es waren aber nur 100 anwesend, da die übrigen in die Heimat zurückgekehrt waren, um ihr dort zurückgelassenes Vermögen zu ordnen. Die 100 retteten sich in die Burg und wurden hier von einem wendischen Haufen von angeblich 3000 Mann den ganzen Tag umlagert. Sie wiesen jedoch deren Aufforderung zur Übergabe der Feste und ihrer Waffen, obgleich ihnen Schonung ihres Lebens versprochen ward, zurück, besonders auf Betrieb des mutigen Priesters Gerlav. Dieser selbst soll dann das Thor geöffnet und mit nur einem Gefährten in der Öffnung stehend, während die übrigen auf den Wällen kämpften, die anstürmenden Feinde zurückgewiesen und eine große Zahl erschlagen haben. Selbst als er ein Auge verloren und noch eine Wunde erhalten hatte, setzte er den Kampf noch fort, und Süssel ward behauptet. Denn die Wenden kehrten auf die Nachricht, daß der Graf ein Heer gesammelt hätte, zu ihren Schiffen zurück und fuhren mit vielen Gefangenen und reicher Beute wieder in die Heimat.

So hatte Niclot schon im voraus Rache genommen für die Unbill, die seinem Lande drohte [15]).

Die Kunde von diesem glücklichen Handstreich des Obotritenfürsten gelangte nach Magdeburg gerade um die Zeit des 29. Juni. Doch war damals erst ein Teil des großen Kreuzheeres beisammen. Man beabsichtigte die ganze Masse in zwei Heere zu teilen. Das eine sammelte sich um den jungen Herzog Heinrich von Sachsen und Erzbischof Adalbero von Bremen. Den Herzog begleitete Herzog Konrad von Zähringen, mit dessen Tochter Clementia sich Heinrich verlobt hatte. Auch Bischof Thietmar von Verden und der Domprobst Hartwig von Stade, der im nächsten Jahre Adalberos Nachfolger ward, schlossen sich an. Die Stärke dieses Heeres betrug nach Helmolds auch hier wohl übertriebener Angabe 40000 Mann. Es war für den Feldzug gegen das Obotritenland bestimmt, wobei es Unterstützung durch die Dänen zu erwarten hatte. Noch zahlreicher — 60000 Mann — soll das zweite Heer gewesen sein, das sich die liutizischen Landschaften und Pommern zum Ziele nahm. Bei ihm befanden sich von weltlichen Fürsten die Markgrafen Albrecht der Bär und Konrad von Meißen, auch Pfalzgraf Hermann bei Rhein, von geistlichen der Legat des Papstes Bischof Anselm von Havelberg, Erzbischof Friedrich von Magdeburg, Erzbischof Heinrich von Olmütz, die Bischöfe von Halberstadt, Merseburg, Brandenburg und Meißen, endlich noch Abt Wibald von Corvey, der neben der Aussicht auf die Verbreitung des Glaubens noch eine andere Hoffnung an den Kreuzzug knüpfte, die nämlich, seinem Kloster Corvey „eine gewisse Gegend, von den Deutschen Rujana, von den Wenden aber Rana genannt“ — die Insel Rügen — wiederzugewinnen Es war nämlich aus der scheinbaren Namensähnlichkeit des Corveyer Heiligen St. Veit (Sanctus Vitus) mit dem wendischen Svantevit die wunderliche Sage entstanden, Kaiser Lothar I. — der Sohn Ludwigs des Frommen, der nie das Wendenland mit Augen gesehen und nie Herrschaftsrechte darin geübt hat — habe die Insel einst dem Kloster verliehen. Zu den Deutschen stießen noch

20000 Polen unter einem der Brüder des Herzogs Boleslav. Der Herzog selbst zog mit einem andern Heere gegen die heidnischen Preußen aus und erhielt dabei Unterstützung von den Russen, die, wenn auch außerhalb der römischen Kirche stehend, doch ebenfalls in die Kreuzzugsbewegung hineingezogen wurden [16]).

Endlich, Anfang August[17]), setzten sich die beiden Heere in Marsch, das eine zog unter steten Verheerungen durch das Gebiet der Obotriten bis vor Dobin und belagerte die Feste. Das andere drang nach einer Rast in Havelberg gegen Malchow vor. Hier befand sich noch ein Götzentempel, den man verbrannte mitsamt der Burg. Die Wenden flüchteten in ihre Wälder und Sümpfe ohne Widerstand zu versuchen, der ja auch bei der großen Stärke des Kreuzheeres nutzlos gewesen wäre. Von Malchow rückten die weltlichen Fürsten und der Abt von Corvey vor Demmin, das sie zu belagern begannen; Erzbischof Heinrich von Olmütz und die übrigen geistlichen Fürsten gingen nach Pommern vor Stettin. Hier kamen sie in das Missionsgebiet Ottos von Bamberg, wo nach Ottos Tod sein Schüler, Bischof Adalbert, lebte und lehrte. Dieser ließ bei Annäherung des Heeres Kreuze auf den Wällen aufstellen und bewog die Kreuzfahrer zu friedlicher Unterhandlung mit dem Pommernherzog Ratibor, der selbst schon von Otto getauft war. Vielleicht haben sich diese Unterhandlungen auch auf Demmin, das ja zu Pommern gehörte, erstreckt, wenigstens verlautet nichts davon, daß Demmin erstürmt sei oder sich ergeben habe. Anfang September kehrte dieser Teil des Kreuzheeres wieder über die Elbe zurück, Abt Wibald war am 8. September schon wieder in Corvey [18]).

Länger dauerte der Zug gegen die Obotriten, doch kam er nicht über Dobin hinaus.

Das deutsche Heer ward hier durch das dänische verstärkt, zu dessen Führung sich die beiden damals nach Erich Lamms Tod (27. August 1146) um den Thron streitenden Prinzen Sven und Knud verbunden hatten. Beide zusammen hatten eine Flotte ausgerüstet, deren Bemannung in den Magdeburger Annalen, jedenfalls übertrieben, auf 100000 Mann angegeben wird. Sie landeten in der wismarschen Bucht, ließen ihre Schiffe mit geringer Mannschaft dort und zogen vor Dobin, wo sie die Deutschen bereits antrafen.

Trotz der gewaltigen Übermacht der Feinde verzagte der Wendenfürst nicht, auch war die Lage der Feste äußerst günstig für einen hartnäckigen Widerstand. Auf einer Landzunge an dem Nordostende des großen Schweriner Sees zwischen diesem und dem kleinen Döwe- oder Döpe-See gelegen, war sie, solange der See selbst nicht von feindlichen Schiffen besetzt war, stets leicht zu verproviantieren und war fast ringsum durch Wasser oder moorige Wiesen geschützt. Noch heute ist der Burgwall in seiner Anlage kenntlich; es ist einer der größten aller in Mecklenburg bekannt gewordenen, 350 Schritte lang und 200 Schritte breit[19]). Vermutlich schlugen die Deutschen ihr Lager an der Nordostspitze des Großen Sees auf, in der Gegend des heutigen Hohen-Viecheln, die Dänen wohl östlich von der Döwe; beide Lager waren eine beträchtliche Strecke von einander entfernt.

Während nun die Deutschen eifrig Belagerungswerke bauten, zeigten die Dänen sich lässiger, nicht nur in der Arbeit, sondern im Wachdienst. Niclot, den wir wohl selbst in der Feste anwesend zu denken haben, blieb dies nicht unbemerkt, und er überfiel plötzlich die Dänen und tötete viele von ihnen. Der Grimm über diesen Fehlschlag trieb das Heer der Belagerer auf eine Weile zu größerem Eifer an. Da traf die Dänen ein noch schlimmerer Schlag. Eine Flotte von Rügenern, die gleich den Obotriten und Liutizen bisher allen Bekehrungsversuchen getrotzt hatten und damals unter den wendischen Ostseestämmen die gefürchtetsten Seeräuber waren, erschien in der wismarschen Bucht, um ihren Stammes- und Glaubensgenossen zu helfen. Sie griff die dänischen Schiffe, bei denen nur wenig Mannschaft zurückgeblieben war, an, zuerst ihre äußersten Reihen, Schiffe aus Schonen, die auf Seite Svens standen. Die Jüten, Anhänger Knuds, ließen ihre Landsleute im Stich, und so erlitt die schonische Besatzung erhebliche Verluste durch das Schwert der Feinde oder durch Ertrinken in den Wellen; ihr Führer, Bischof Ascer von Roeskilde versteckte sich feige. Eine Anzahl Schiffe wurde von den Ranen auf die hohe See mitgenommen. Die Ranen bemannten sie und fuhren, so verstärkt, mit der Morgendämmerung aufs neue heran. Dieses Schauspiel wiederholte sich noch mehrfach.

Auf die Kunde hiervon eilten die Dänen von Dobin an die Küste, um von ihrer Flotte zu retten, was noch zu retten war. Die Rügener ergriffen die Flucht, nicht ohne Verluste; die beiden dänischen Könige aber kehrten, nun vollends auf einander mißtrauisch geworden, nicht wieder nach Dobin zurück, sondern fuhren getrennt nach Hause, und der durch den Kreuzzug unterbrochene Streit brach sogleich wieder aus.

Von den Teilnehmern am Feldzuge hatten also grade diejenigen, die am meisten Ursache hatten den Wenden zu zürnen, den Kampf ohne Erfolg aufgegeben. Die Deutschen setzten die Belagerung zwar fort, wurden aber derselben bald überdrüssig. Die sächsischen Großen erwogen unter einander, daß es wenig in ihrem Interesse liege, ein Land zu verheeren, das sie als ihr Steuergut ansahen, und ein Volk auszurotten, über welches sie ihre Herrschaft mehr und mehr auszudehnen im Begriffe waren. Solche Erwägungen, die allerdings völlig anders lauteten als die von dem Papst und Bernhard von Clairvaux ausgegebene Devise, Tod oder Bekehrung, ließen sie lässig im Kampfe werden. Dazu kamen noch die Unbilden des Herbstes im Wendenlande, die die Aussicht noch den Winter dort zubringen zu müssen, nicht eben verlockend erschienen ließen. Die Kreuzfahrer gewährten also dem Gegner häufige Waffenruhe, unterließen auch bei Ausfällen, wenn sie sie zurückgeschlagen hatten, die Verfolgung, obgleich sie dabei bis an die Burg selbst hätten gelangen und sich ihrer bemächtigen können, und gewährten ihnen schließlich eine Übereinkunft, in der die Wenden sich verpflichteten, den christlichen Glauben anzunehmen und die Dänen, welche sie gefangen hielten, freizulassen. Es scheint, als wenn sich die Übereinkunft nur auf die Besatzung der Burg und nicht auf den ganzen Stamm bezogen hat. Es wurde eine ganze

Anzahl getauft, wie später die Sage ging, im Döpe-See, Niclot selbst hat die Taufe nicht erhalten, er wird sich, wenn er in der Feste anwesend war, rechtzeitig über den See in Sicherheit gebracht haben.

Wohl bekannt mit der Stimmung ihrer Gegner, kamen die Wenden der Verpflichtung zur Rückgabe der Gefangenen in echt wendischer Weise nach, sie ließen nur die Greise und die zur Arbeit Unbrauchbaren frei, die in rüstigem Alter standen und arbeitskräftig waren, behielten sie zurück, was die Deutschen, mit oder ohne Absicht, übersahen. Dann zog das Heer ab, nachdem die Belagerung gegen drei Monate gedauert hatte[20]).

Folgen des Kreuzzuges.

Kaum war es fort, so nahmen die Wenden ihre Raubzüge nach den dänischen Küsten wieder auf, und die Getauften opferten wieder ihren alten Göttern. So hatte auf beiden Kriegsschauplätzen das Ergebnis des Zuges sehr wenig der Größe der aufgewandten Mittel entsprochen, von den Berichterstattern wird auch sein Mißlingen offen eingestanden und als Ursache desselben die Uneinigkeit der Fürsten bezeichnet[21]). Das Ziel, das seine geistlichen Führer ihm gesteckt, war nicht erreicht, vielmehr hatten die weltlichen Fürsten, die von vorn herein nur widerwillig der Fahne des Kreuzes folgten und keineswegs geneigt waren, ihre eigenen Interessen vor denen der Kirche hintanzusetzen, den Zug ganz in ihrem Sinne geleitet. Unter diesen Führern tritt in Helmolds Bericht Heinrich der Löwe noch wenig hervor, allein bei den Proben rücksichtsloser Energie, die er trotz seiner Jugend bereits gegeben hatte, ist nicht anzunehmen, daß er bei dem Kreuzzug unter den Führern noch ganz im Hintergrund gestanden hat. Er würde die gleiche Energie auch im Kreuzzuge angewandt haben, wenn er es für nützlich erachtet hätte. Aber auch Heinrich der Löwe verfolgte einseitig weltliche Interessen; ob die Wenden Christen wurden oder Heiden blieben, war ihm gleichgültig, wenn sie nur zahlten; ja, die Wiedereinführung kirchlicher Einrichtungen im Wendenland mit ihren Zehntenforderungen, die mit der Herzogssteuer konkurrierten, während er auf die heidnischen Tempelabgaben bei der Festsetzung der Höhe des Tributs keine Rücksicht zu nehmen brauchte, die Gründung von Bistümern und ihre Ausstattung mit Gütern war ihm keineswegs erwünscht, denn er wäre dadurch gezwungen worden, die herzoglichen Einkünfte und Domänen zu schmälern zu Gunsten einer Institution, deren Träger einerseits von dem römischen Stuhle und dem Hamburger Erzbischof und andrerseits vom Kaiser abhängig waren, aber neben ihm, dem Herzog, Selbständigkeit beanspruchten. Durch alles dies erklärt sich die lässige Führung des Zuges, als dessen eigentlichen Leiter wir gewiß schon Heinrich den Löwen anzusehen haben.

Heinrich hatte auf demselben zum ersten Mal das Gebiet kennen gelernt, auf dem er seine reichsten Lorbeern ernten sollte. Und darin liegt allerdings eine Folge des Kreuzzuges, daß er darauf aufmerksam wurde. Er ließ es seitdem nicht wieder aus den Augen und steckte sich

für die nächsten Jahre das Ziel, das Band der Abhängigkeit der Wenden vom sächsischen Herzogtum, das seit Lothars Tode gelockert war, wieder fester zu ziehen. Während des Streites zwischen den Staufern und Welfen werden die Wenden ihre Tributzahlungen eingestellt haben. Bei dem Abkommen, das den Kreuzzug beendete, konnte davon nicht wohl die Rede sein, da sogar mit der Strafe des Bannes bedroht war, wer mit den Wenden auf Tributzahlung sich verglich. Nach dem Ende des Zuges brauchte auf diese Drohung um so weniger Rücksicht genommen zu werden, als die allbeherrschende Stellung der Kirche durch das klägliche Mißlingen des großen Kreuzzuges nach dem Orient erschüttert worden war.

Daß Heinrich im Laufe der nächsten Jahre wiederholt mit den Wenden gekämpft hat, berichtet Helmold, auch klagt er, daß dabei des Christentums gar keine Erwähnung gethan sei, sondern nur des Geldes. Es waren also Heeresfahrten, durch welche Heinrich die Tributpflicht der Wenden wiederherstellen wollte und ohne Zweifel auch wiederherstellte. Sie werden ins Jahr 1148, vielleicht auch noch 1149 gehören. Näheres ist nicht bekannt, nur eine Einzelheit erfahren wir aus einer späteren Stelle von Helmolds Werk, die wohl in diese Zeit gehört. Einer von Niclots Söhnen, Wertislav, rühmt sich im Jahre 1164, er hätte mit seinem Bruder die Freilassung des Vaters erzwungen. „Denkst Du nicht daran“, läßt er seinem Bruder Pribislav sagen, „daß unser Vater Niclot, als er noch zu Lüneburg gefangen saß, weder durch Bitten noch durch Geld loszubringen war; als wir aber, von Tapferkeit getrieben, die Waffen ergriffen und Burgen anzündeten und zerstörten, wurde er da nicht freigelassen?“

Die in diesen Worten erwähnten Thatsachen, Niclots Gefangennahme, die vergeblichen Bemühungen seiner Söhne seine Freilassung zu erwirken, die Erneuerung des Kampfes durch sie und die endlich doch erfolgte Freilassung des Vaters, können nicht aus der Luft gegriffen sein, ihre ursächliche Verkettung aber wird sich in Heinrichs des Löwen Kopf wesentlich anders gestaltet haben, als sie dem Wendenfürsten erschienen ist. Es ist selbstverständlich, daß Niclot nicht eher freigelassen ward, als er den Treuschwur erneuert und sich zur Tributzahlung wieder verpflichtet hatte. Die von den Söhnen verbrannten Burgen werden höchstens insofern auf Heinrichs Entschluß eingewirkt haben, als er die friedliche Vereinbarung mit dem Vater, den er in Händen hatte, der Fortsetzung des Kampfes mit den Söhnen vorzog; die Tötung Niclots oder die Verlängerung seiner Haft hätte die Wenden unnötig erbittert und das Ziel, ihre Wiederunterwerfung, nur in die Ferne gerückt. Niclot, der die Tatze des Löwen gefühlt hatte, hielt in der That von da ab Frieden. Auch sein gutes Verhältnis zu Adolf von Holstein stellte sich wieder her [22].

Inzwischen suchten auch die kirchlichen Machthaber, mit denen Albrecht der Bär in vollem Einverständnis war, die Konsequenzen des Kreuzzuges in ihrem Sinne zu ziehen. Das Bistum Havelberg, erhielt einen neuen Schutzbrief von König Konrad, in dem er all seine Besitzungen und Rechte, auch die Sprengelgrenzen bestätigte und dem

Bischof die Vollmacht verlieh, Kolonisten auf den bischöflichen Gütern anzusiedeln. Bischof Anselm kehrte nun in seine Diöcese zurück, das kirchliche Leben blühte wieder auf, und die Germanisierung begann. Ähnlich war es im Stifte Brandenburg. Der Burgherr der Brandenburg, Pribislav, der auch den Namen Heinrich trug, Meinfrieds Nachfolger, war Christ und hatte schon längst zu Markgraf Albrecht, ehe dieser die Nordmark besaß, in enger Freundschaft gestanden. Er hatte (etwa um die Jahre 1127—30) Albrechts ältesten Sohn aus der Taufe gehoben und, selbst ohne Leibeserben, schon damals seinem Patenkinde die ganze in seinem Besitz befindliche Landschaft, die Zauche, mit Brandenburg als Patengeschenk versprochen. Er hatte seitdem im Verein mit Bischof Wiger von Brandenburg nach Kräften für die Verbreitung des Christentums gewirkt, und als er im Jahre 1150 starb, verheimlichte seine Gattin Petrussa seinen Tod den Wenden solange, bis Albrecht, dem sie Nachricht gab, herbeigeeilt war und sich der Burg bemächtigt hatte, die er nun mit deutschen Burgmannen besetzte. Dadurch kamen auch hier Kolonisation wie Christianisierung in ein schnelleres Tempo [23]).

Auch auf die Pommern war das gewaltige Heeresaufgebot, das für die Sache des Kreuzes in ihr Land gerückt war, nicht ohne Eindruck geblieben. Ihr Fürst Ratibor kam im Jahre 1148 nach Havelberg und leistete hier vor den sächsischen Fürsten das Versprechen, den Christenglauben treu bewahren und nach Kräften verteidigen zu wollen. War er auch schon längst getaufter Christ gewesen, so betrieb er doch erst von jetzt ab mit Ernst die Bekehrung seines Volkes [24]).

Und in der Hamburger Diöcese beschloß Hartwig von Stade, der mittlerweile Erzbischof geworden war, die Bistümer von Oldenburg, Ratzeburg und Mecklenburg zu erneuern, die seit 1066, fast vierundachtzig Jahre lang, aufgegeben gewesen waren. Er weihte in Harsefeld (bei Stade) den 25. September 1149 den Vicelin zum Bischof von Oldenburg und zugleich mit ihm den Emmehard für Mecklenburg [25]); für Ratzeburg fand sich nicht sogleich eine geeignete Persönlichkeit. Die beiden Geweihten wurden in das verödete Wendenland gesandt, „das Land des Hungers und der Entbehrung, wo der Sitz des Satans war und die Wohnung jeglichen unreinen Geistes.“ Helmold sagt, es sei alles dies geschehen, ohne daß man den Herzog und den Grafen zu Rate gezogen hätte. Indessen müssen doch Verhandlungen zwischen dem Erzbischof und dem Herzog gepflogen sein, die aber nicht zur Einigung geführt hatten. Der Herzog hatte sich nämlich, da er die Unmöglichkeit einsah, die Wiederherstellung kirchlicher Einrichtungen im Wendenlande überhaupt zu hintertreiben, aber doch die Herrschaft über die Wenden nicht mit reichsunmittelbaren Bischöfen teilen wollte, zu einem Schritte von unerhörter Kühnheit entschlossen: er erhob als Gebieter des Wendenlandes, das er und seine Vorfahren mit dem Schwerte gewonnen hatten, den Anspruch, die Bischöfe im Wendenlande selbst zu investieren.

Der Investiturstreit.

Der Streit zwischen der Kirche und dem Königtum über die Investitur unter Heinrich IV. und V. war bekanntlich im Jahre 1121 durch das Wormser Concordat dahin geschlichtet worden daß die Investitur der Bischöfe d. i. die Belehnung mit dem Scepter, wodurch sie in den Lehnbesitz aller weltlichen Rechte des Bistums kamen, dem Könige zugestanden ward, und zwar sollte sie in Deutschland der Weihe durch den Papst vorausgehen. So war es seither auch gehalten worden, und noch immer war die Investitur ein überaus wichtiges Recht des Königtums, um so wichtiger, als sich unter kräftigen Königen an die Stelle der Wahl der Bischöfe durch das Kapitel oft genug die einfache Ernennung durch den König schob. Nun besaßen die neu einzurichtenden wendischen Bistümer freilich noch kein Eigentum, mit dem ihre Inhaber zu belehnen gewesen wären, aber es konnte doch rechtlich kein Zweifel obwalten, daß, wenn überhaupt eine Investitur dieser Bischöfe stattfand, diese dem Könige gebührte. Heinrichs Anspruch bedeutete eine Schwächung der königlichen Macht, insofern er eins ihrer wichtigsten Rechte für das Wendenland zu beseitigen suchte, und gewährte ihm selbst, wenn es ihm gelang ihn durchzusetzen, geradezu königliche Machtvollkommenheit. Noch schwerer als für die Krone wog die Bedeutung dieses Schrittes für die Kirche, für das Erzbistum Hamburg wie die Bistümer im Wendenlande selbst. Der kluge und vornehme Erzbischof Hartwig setzte damals alle Hebel in Bewegung, um die alten Metropolitanrechte, die dem Erzbistum einst über die Kirchen des Nordens verliehen waren, wiederzugewinnen, aber nur mit unsicherem und vorübergehendem Erfolge. Um so wichtiger war es für ihn, die freie Ernennung der Bischöfe im Wendenlande, das einzige, was dem Erzbistum von seinen alten Rechten noch geblieben war, zu behaupten. Von ihm also hatte der Herzog einen erbitterten Widerstand zu erwarten. Und wie sollte es gelingen, die Zustimmung des Papstes, die unumgänglich erforderlich war, für Heinrichs Plan zu erlangen, da eine Schmälerung der Machtstellung der Hamburger Kirche der römischen Curie nur unerwünscht sein konnte!

Heinrich ließ sich durch alle diese Schwierigkeiten nicht abschrecken, vielmehr bildete sein Anspruch auf die Investitur, seit er ihn einmal erhoben, den Angelpunkt seiner gesamten Wendenpolitik. Ob er sich mit dem Gedanken schon während des Kreuzzuges getragen, wissen wir leider nicht, aber schon im Jahre darauf, als eben Hartwig zum Erzbischof erwählt war (1148), sind Verhandlungen zwischen Heinrich und der Curie gepflogen worden. Die Sendung eines päpstlichen Legaten, Guido, nach Sachsen (Ende 1148) scheint damit in Zusammenhang zu stehen. Das Resultat dieser Verhandlungen ist nicht bekannt, doch können die Ansprüche des Herzogs nicht ganz zurückgewiesen sein, ja, die Hamburger Annalen berichten sogar aus dem Jahre 1149, der Herzog habe vom Papste und vom Kaiser das Amt der Heidenbekehrung empfangen. Der Herzog wird also Zusicherungen, wenn auch vielleicht nur unbestimmter Art, von Seiten des Legaten, der den mächtigen Fürsten nicht beleidigen wollte, erhalten haben [26]). So wird begreiflich, was Erzbischof Hartwig be-

wog, im Jahre 1149 die Bischöfe zu weihen, ohne mit dem Herzog Rücksprache zu nehmen. Er handelte dabei auf Grund des alten Privilegs der Hamburger Kirche und wollte offenbar weiteren Schritten des Herzogs bei der Curie zuvorkommen.

Die Folge war freilich, daß der Herzog die Thätigkeit der Bischöfe völlig lahm legte. Er wies den Grafen von Holstein an, alle Zehnten aus Wagrien selbst zu erheben und dem Bischof nichts übrig zu lassen. Und als Bischof Vicelin nun den Herzog aufsuchte, stellte dieser an ihn das Ansinnen, die Investitur von ihm zu empfangen. Erst wenn dies gegeschehen, wolle er ihm seine volle Gunst schenken. Vicelin wandte sich nun an Hartwig, aber dieser riet entschieden davon ab, daß er sich dem Herzog füge. Dafür hatte Vicelin die Ungunst des Herzogs und des Grafen noch weiter zu fühlen, so daß bei diesem Streit der politischen Principien das edle und reine Streben des Mannes an seiner vollen Bethätigung fortdauernd gehindert ward. Er versuchte trotzdem mit Hülfe der bescheidenen Einkünfte seiner Propstei in Neumünster für die Mission zu wirken, allein er sah bald die Fruchtlosigkeit ein und gab nach. Ende 1150 kam er zum Herzog nach Lüneburg und empfing aus seiner Hand die Belehnung mit dem Scepter, der der Herzog sogleich als vorläufige Ausstattung des Bistums die Verleihung des Dorfes Bosau und des dazu gehörigen Hofes Dulzaniza hinzufügte mit dem Versprechen, endgültige Anordnungen nach seiner Rückkehr aus Bayern, wohin er zu ziehen im Begriffe war, treffen zu wollen. Graf Adolf trat wenigstens die Hälfte des Zehnten vorläufig an den Bischof ab. Den Bischof Emmehard von Mecklenburg ließ der Herzog bei dem ganzen Streite, soweit wir sehen, völlig unbeachtet, offenbar mit Absicht. Denn die Erteilung der Investitur auch an diesen hätte dem Herzog die Verpflichtung auferlegt, sein Bistum auszustatten und ihm eine gedeihliche Wirksamkeit im Obotritenlande zu ermöglichen, wozu der Herzog damals noch keine Neigung hatte.

Erzbischof Hartwig war mit Vicelins Schritt nicht einverstanden gewesen und wandte sich an den Papst, der ihn nach Rom berief. Auf dem Wege dorthin besuchte er den Reichstag zu Würzburg (1151). Hier bewog ihn der König, seine Reise nach Rom noch ein Jahr aufzuschieben. Denn im Jahre 1152 gedachte er selbst nach Italien zu ziehen und versicherte sich dazu in Würzburg des Beistandes Hartwigs wie der übrigen anwesenden Fürsten. Den Aufschub der Reise Hartwigs nach Rom ließ der König selbst beim Papst entschuldigen. Der Beginn der Romfahrt ward auf den 8. September 1152 festgesetzt Die Zwischenzeit dachte Konrad zu einem Schlage gegen Heinrich den Löwen zu benutzen. Dieser hatte nämlich Ansprüche auf Bayern erhoben und, um sie durchzusetzen, im Winter 1151 zu den Waffen gegriffen: es ist der Zug nach Bayern, von dem oben die Rede war. Um den Welfen zu demütigen, warf sich Konrad, während Heinrich auf seinen Besitzungen in Schwaben weilte und hier beobachtet ward, mit einem kleinen Heere über Erfurt nach Goslar, mit der Absicht von da aus Braunschweig zu überfallen. Jedenfalls war Erzbischof Hartwig in diese Absicht des Königs eingeweiht; ob Konrad ihm Versprechungen wegen der Investitur der Bischöfe gemacht hat, wissen wir nicht, doch

mußte selbstverständlich durch einen Sieg Konrads über Heinrich, durch welchen dessen Übermacht in Norddeutschland gebrochen ward, auch Hartwigs Lage sich bessern, und damit stiegen für diesen die Aussichten auf einen günstigen Ausgang des Investiturstreites.

Allein der Löwe zerriß das Netz, worin man ihn zu fangen gedachte; er entkam mit wenigen Begleitern aus Schwaben und warf sich nach Braunschweig, wo er Rüstungen traf. Der König gab darauf den Angriff auf und verließ (im November) Sachsen wieder. Der sächsischen Großen aber, die sich, mit Albrecht dem Bären an ihrer Spitze, gegen ihn erhoben, wußte sich Heinrich kräftig zu erwehren. Im Anfang des nächsten Jahres starb König Konrad (d. 15. Febr. 1152); Hartwigs Hoffnung, an ihm eine Stütze gegen Heinrich zu finden, war also unerfüllt geblieben [27].

Konrads Nachfolger ward sein Neffe Friedrich Barbarossa. Erzbischof Hartwig besuchte sofort den ersten Reichstag des neuen Königs (in Merseburg, Pfingsten 1152) und brachte seine Suffragane Emmehard und Vicelin mit, auch scheint er damals den Domprobst Evermod in Magdeburg zur Übernahme des Bistums Ratzeburg bewogen und ebenfalls nach Merseburg mitgebracht zu haben. Er beabsichtigte alle drei dem Könige zur Investitur zu präsentieren und zugleich wohl auch eine Belehnung der drei Bistümer mit Reichsgütern zu erwirken. Allein Vicelin weigerte sich entschieden, den König um Belehnung anzugehen, und auch die beiden andern traten zurück. Die wackeren Männer, die auf ihre politische Stellung weniger Wert legten als auf die missionarische Thätigkeit, wollten den Herzog nicht erzürnen, ohne den eine solche nicht möglich war. Auch zeigte sich sehr bald, daß der neue König diesem nicht entgegentreten werde. In Friedrichs politischen Berechnungen, die binnen kurzem die ganze Welt umspannten, bildete ein starkes, aber ihm ergebenes Laienfürstentum in Norddeutschland, das imstande wäre den Machtansprüchen des Kaisertums im Norden Geltung zu verschaffen und ihn selbst der bewaffneten Einmischung überhöbe, einen wichtigen Faktor. Zum Träger dieser Fürstengewalt ersah er sich den ihm verwandten und von Jugend auf befreundeten Heinrich den Löwen, dem er deshalb, um seine Macht noch mehr zu stärken und ihn noch enger an sich zu fesseln, auch Bayern verschaffte. Hartwig mußte, ohne etwas ausgerichtet zu haben, von Merseburg wieder heimkehren. Grollend zog er sich nun von der Romfahrt zurück, an der Heinrich der Löwe teilnahm, und ward dafür — gewiß nicht ohne Zuthun des Löwen — auf den roncalischen Feldern zum Verlust seiner Reichslehen, ja sogar seines Privatvermögens verurteilt [28].

Noch vor dem Romzug aber hatte Friedrich dem Herzog in einer Urkunde die Investitur der wendischen Bistümer bewilligt. Die wichtigste Stelle der Urkunde lautet: „Wir verleihen unserm geliebten Herzog Heinrich von Sachsen, im Lande jenseits der Elbe, das er durch unsere Gnade besitzt, Bistümer und Kirchen zur Verbreitung des Namens Christi zu gründen, zu pflegen und zu bauen; ferner die freie Machtvollkommenheit, jene Kirchen mit Gütern des Reiches zu begaben nach seinem Belieben. Damit er diesem Geschäfte um so eifriger vorstände,

überlassen wir ihm, dem Herzog, und seinen Nachfolgern die Investitur der drei Bistümer Oldenburg, Mecklenburg und Ratzeburg, auf daß alle, die auf den bischöflichen Stuhl erhoben werden, aus seiner Hand, als wäre es die des Königs, Alles empfangen sollen, was königlichen Rechtes ist. Auch fügen wir noch hinzu, daß er in den Bistümern, die er in Zukunft etwa unter den Heiden gründen wird, dieselbe Machtvollkommenheit ausüben soll."

Die Urkunde trägt Friedrichs Unterschrift und Siegel, aber es fehlt das Datum — wahrscheinlich ist sie im April 1154 in Goslar ausgestellt — und die Recognition des Kanzlers; sie ist also nicht als vollzogen anzusehen [29]. Es ist begreiflich, wenn Friedrich zögerte, ihr verbindliche Rechtskraft zu geben, ehe der Papst die Sache entschieden hatte. Heinrich aber handelte, als ob die Urkunde rechtsgültig wäre, und als Vicelin den 12. Dezember 1154 nach langem Leiden sein entsagungsvolles Leben beschloß, wies der Herzog von Italien auch seine Gattin Clementia, die für ihn in seinen Ländern die Regentschaft führte, an, seinen Kanzler Gerold auf den Oldenburger Bischofssitz zu setzen. Als nun aber Gerold zu Erzbischof Hartwig kam mit der Bitte ihm die Weihe zu erteilen, weigerte sich dieser und wandte sich brieflich an Papst Hadrian IV. Herzog Heinrich berief darauf Gerold zu sich nach Italien und ersuchte den Papst selbst, ihn zu weihen. Allein dieser lehnte ab, durch Hartwigs Brief beeinflußt. Als sich aber der Herzog bei der Bewältigung des Aufruhrs, der am Tage der Kaiserkrönung in Rom ausbrach, auf das glänzendste durch persönliche Tapferkeit auszeichnete, gab sich selbst der charakterstarke Hadrian dem Eindrucke der Persönlichkeit des gewaltigen Mannes gefangen und kam ihm einen Schritt entgegen, indem er am folgenden Tage (dem 19. Januar 1155) Gerold zum Bischof weihte. So hatte der Löwe im Sitze des Kaisertums und Papsttums am Tage der Kaiserkrönung selbst mit seinem guten Schwerte die erstrebte königliche Stellung im Wendenlande errungen.

Noch in demselben Jahre starb Emmehard, auch sein Nachfolger Berno ward vom Herzog ernannt und vom Papste geweiht. Indessen vermied es der Papst durch eine förmliche Urkunde, Heinrichs Recht zu verbriefen, vielmehr gab er dem Erzbischof durch einen Erlaß kund, daß durch diese Handlung (der Weihe Gerolds) den Rechten des Hamburger Stuhles nichts vergeben sein solle. So war die Form gewahrt, in der Sache hatte Heinrich vollständig gesiegt. Auch Hartwig ergab sich nun in das Unvermeidliche und nahm Gerold freundlich auf. Allmählich stellte sich auch mit dem Kaiser und durch ihn mit dem Herzog ein besseres Verhältnis her. Auf dem Reichstag zu Augsburg (Juni 1158) kam ein Ausgleich zustande. Der Erzbischof erklärte, den vom Herzog belehnten Bischöfen in Zukunft die Weihe erteilen zu wollen; wahrscheinlich vollzog darauf der Kaiser die förmliche Übertragung des Investiturrechtes, Heinrich aber wiederholte die Investitur an den drei Bischöfen. Er hat seitdem das ihm verliehene Recht bis an seinen Sturz unbestritten geübt [30].

Erst von dem Augenblicke an, da der Herzog sich in sicherem Besitz der Lehnshoheit über seine Bistümer sah, gewann er an deren Ausstattung wie an der Mission Interesse. Und schwerlich ist es ein Zufall,

wenn er schon zwei Jahre später bei der ersten günstigen Gelegenheit der Herrschaft des heidnischen Obotritenfürsten, die er bisher noch geduldet, ein Ende machte. Ehe wir uns diesem Drama zuwenden, werfen wir einen Blick auf Wagrien, Polabien und auf die liutizischen Landschaften, wie auch auf die Erlebnisse Niclots in den letzten Jahren vor seinem Tode.

Das Wendenland von 1148—1159.

In Wagrien war es dem Grafen Adolf schnell genug gelungen, die Einbuße des Jahres 1147 wieder gutzumachen. Obgleich die Kolonien noch immer von wendischen Räubern zu leiden hatten, blühten sie doch schnell auf, besonders die Stadt Lübeck, die der Graf unweit des alten wendischen Ortes angelegt hatte. Sie hatte allerdings eine gefährliche Krisis zu überstehen. Der Herzog wünschte den blühenden Ort in seinen eigenen Besitz zu bringen, und als der Graf die Abtretung weigerte, entzog Heinrich dem Orte die Marktgerechtigkeit, die Grundlage seines Wohlstandes und baute bei fortgesetzter Weigerung des Grafen, als ein Brand den größten Teil von Lübeck eingeäschert hatte, an der Wackenitz in Polabien einen neuen Ort, den er Löwenstadt nannte. Die Lage der Stadt war jedoch weit weniger günstig, als die von Lübeck, und die künstliche Pflanzung gedieh nicht recht. Sie ward sogleich wieder aufgegeben, als sich der Graf zur Abtretung Lübecks bereit finden ließ, und dieses nahm nun unter der Regierung des Herzogs noch einen weit schnelleren Aufschwung als vorher.

Auch die letzten Reste des Heidentums verschwanden allmählich aus Wagrien. Im Jahre 1150 fand Vicelin, als er kurz nach seiner Bischofsweihe seinen Sprengel bereiste, in dessen Hauptstadt Oldenburg noch den Dienst des Heidengottes Prove vor, dem ein Priester Namens Mike vorstand. Auch der Crutone Rochel fand sich ein. Man hörte die Predigt des Bischofs an, aber noch immer war das Heidentum unter den Wenden so festgewurzelt, daß nur wenige sich taufen ließen[31]).

Der Ort verkam darauf gänzlich und ward von seinen Bewohnern verlassen. Als Bischof Gerold ihn im Jahre 1156 aufsuchte, stand nur noch die kleine Kapelle, die Vicelin dort hatte errichten lassen. In derselben hielt der Bischof bei heftiger Kälte am 6. Jan. das Hochamt ab, zu dem sich nur der ehemalige Fürst Pribislav, dessen Herrensitz in der Nähe lag, mit geringem Gefolge als Zuhörer einfand. Er lud den Bischof auf seinen Hof und bewirtete ihn und seine Begleiter, zu denen auch Helmold, der Verfasser der Slavenchronik, gehörte, nach wendischer Weise auf das freigebigste. Sie blieben noch einen Tag bei ihm und zogen dann weiter in die entfernteren Gegenden des Slavenlandes. Sie kamen bei einem heiligen Hain des Prove vorbei, den sie zerstörten und verbrannten, und genossen dann die Gastfreundschaft eines angesehenen Mannes Namens Thesmar. In dessen Gehöft sahen sie Fesseln und verschiedene Marterwerkzeuge,

die für die geraubten Dänen gebraucht wurden. Unter diesen waren auch Priester, die durch die schlechte Behandlung ganz abgemagert waren. Die Bitten des Bischofs sie freizulassen blieben fruchtlos.

Zum folgenden Sonntage berief der Bischof das ganze Volk des Landes auf den Markt zu Lübeck zusammen und mahnte sie das Christentum anzunehmen und dem Räuberleben zu entsagen. Erschütternd ist die Erwiderung, die Pribislav im Namen der übrigen gab, und in der er das ganze Elend des zertretenen Volkes schilderte. Sie möge hier mit den Worten des Augenzeugen Helmold wiedergegeben werden: „Deine Worte, ehrwürdiger Bischof, sind Worte Gottes und dienen zu unserem Heile. Aber wie sollen wir diesen Weg betreten, da wir in so viele Leiden verwickelt sind? Unsere Fürsten verfahren mit uns so strenge, daß uns wegen des großen Druckes der Abgaben und der harten Knechtschaft der Tod lieber ist als das Leben. Siehe, in diesem Jahre haben wir, die Bewohner dieses so kleinen Erdwinkels, dem Herzog ganze 1000 Mark bezahlt, dazu dem Grafen 100, und doch werden wir noch tagtäglich gepreßt und gedrängt, so daß wir fast zu Grunde gerichtet sind. Wie sollen wir nun für diesen neuen Glauben die Möglichkeit erlangen, Kirchen zu erbauen und uns taufen zu lassen, wir, denen täglich die Flucht vor die Augen tritt? Und hätten wir noch einen Ort, wohin wir entfliehen könnten! Aber wenn wir über die Trave gehen, so ist dort dasselbe Unglück, und kommen wir an die Peene, so ist es auch dort ebenso. Was bleibt uns also weiter übrig als aufs Meer zu fahren, um in den Wellen zu wohnen? Oder welche Schuld trifft uns, wenn wir das Meer unsicher machen und von den Dänen oder den Kaufleuten, die es befahren, unsern Lebensunterhalt entnehmen? Werden nicht die Fürsten, die uns hierzu treiben, daran Schuld sein?“ Der Bischof erwiderte: „Daß unsere Fürsten bisher euer Volk mißhandelt haben, ist nicht zu verwundern; denn sie glauben an Götzendienern sich nicht eben versündigen zu können. Darum nehmt lieber zum christlichen Glauben eure Zuflucht und unterwerft euch eurem Schöpfer, unter dessen Joch sich die beugen, die den Erdkreis in Händen tragen. Leben nicht die Sachsen und die übrigen Völker, die den Christennamen führen, in Ruhe, zufrieden mit ihren gesetzlichen Rechten? Ihr dagegen seid die einzigen, die von der Religion, zu der sich alle bekennen, abweichen und deshalb auch von allen sich plündern lassen müssen.“ Da sprach Pribislav: „Wenn es dem Herrn Herzoge und dir beliebt, daß wir denselben Glauben haben sollen wie der Graf, so mögen uns dann auch die Rechte der Sachsen in Bezug auf Güter und Steuern zu Teil werden; dann wollen wir gern Christen werden, Kirchen bauen und unsern Zehnten entrichten.“ An die Erfüllung dieser Bedingung war nun freilich nicht zu denken, und der Bischof brach die Unterhaltung ab. Er begab sich dann zum Herzog nach Artlenburg, wo die sächsische Landesversammlung zusammentrat, zu der auch die Wendenfürsten aus der ganzen Mark Heinrichs berufen wurden. Hier ließ sich der Herzog selbst, vom Bischof aufgefordert, bereit finden, in einer Ansprache die Wenden zur Annahme des Christentums zu ermahnen. Ihm gab Niclot die merkwürdige Antwort: „Sei der Gott, der im

Himmel ist, dein Gott und du, sei du unser Gott, so sind wir zufrieden. Verehre du jenen, wir werden dich verehren." Der Herzog verwies ihm die Gotteslästerung, bestand aber nicht weiter auf seinem Willen. So blieb Niclot ein Heide, während Pribislav später die Taufe genommen zu haben scheint [33]).

Über Pribislavs weitere Lebensschicksale ist nichts bekannt, ebenso wenig über die des Crutonen Rochel. Ein Sohn Races, Nicolaus, bekleidete später die dänische Statthalterwürde in Schleswig und ward 1162 erschlagen. Nicolaus, Rochel und Pribislav sind die letzten bekannten Sprossen der beiden einst so mächtigen Fürstengeschlechter. Mit ihnen verschwindet der ganze Stamm der Wagrier vom Schauplatz der Geschichte. Die Germanisierung des Landes machte schnelle Fortschritte. In Oldenburg ward eine sächsische Ansiedelung gegründet und eine ansehnliche Kirche erbaut. Die Wenden in der Umgegend erhielten den Befehl, ihre Toten auf dem Kirchhofe zu beerdigen und an den Festtagen die Kirche zu besuchen, wo ihnen der Priester Bruno Predigten in wendischer Sprache hielt. Auch Eutin und Plön wurden als deutsche Orte wieder aufgebaut, und von den deutschen Ansiedelungen wurden die Wenden allmählich aufgesogen [34]).

Ähnlich ging es in Ratzeburg. Auch in den südlicheren liutizischen Landschaften, die zur Mark Albrechts des Löwen gehörten, schwanden die Wenden zusehends zusammen. Im Jahre 1157 und noch einmal in der Zeit vor 1160 hatte der Markgraf noch Aufstände zu bewältigen, wobei er mit großer Strenge auftrat. Sie werden vermutlich in den entlegenern Landschaften seiner Mark gespielt haben, und die Reste der Redarier mögen dabei beteiligt gewesen sein. [35]). Vom Tollenserland fehlt es an Nachrichten aus dieser Zeit. Die beiden nördlichen Liutizenstämme, die Kessiner und Circipaner, gehörten auch jetzt, wie schon seit Gottschalks Zeit, zum Obotritenland. So weit nun Niclot davon entfernt war, etwas für die Bekehrung dieser Stämme thun zu wollen, so hat er doch den Sturz des Heidentums bei ihnen befördert. Sie weigerten ihm nämlich im Jahre 1152 die Zahlung des Zinses, den sie ihm und dem Herzoge schuldig waren. Heinrich war damals abwesend, Niclot wandte sich deshalb an die Herzogin Clementia, die von Lüneburg aus das Land verwaltete, und bat um Unterstützung gegen die Aufrührer. Graf Adolf erhielt Anweisung sie zu leisten und zog mit mehr als 2000 auserlesenen Leuten Niclot zu Hülfe. Holsteiner und Obotriten durchstreiften vereint das feindliche Gebiet und zerstörten auch den berühmten Tempel des Goderac zu Kessin mit seinem ganzen Inhalt, was Niclot wenigstens nicht hinderte. Die Aufrührer mußten eine hohe Summe Geldes als Buße zahlen, durch welche die verweigerte Steuer im Übermaß ersetzt wurde [36]).

Der Feldzug beweist, daß Niclot seine Verpflichtungen gegen den Herzog zu halten entschlossen war. Auch in den folgenden Jahren herrschte ein gutes Einvernehmen. Inzwischen dauerten die Piratenzüge der Wenden nach den dänischen Küsten fort. Wir hören davon durch einen Brief, den König Sven im Jahre 1151 durch Erzbischof Hartwig an König Konrad sandte und worin er diesen auffordert, gegen die

Wenden, von denen das dänische Reich unablässig beunruhigt werde, einen neuen Feldzug zu veranlassen.

Später mußte Sven nach Deutschland fliehen und gewann Heinrichs Hülfe (1156), der auch einen — freilich vergeblichen — Versuch machte, ihn nach Jütland zurückzuführen. Die Wenden nutzten das Bündnis ihres Herzogs mit dem vertriebenen Dänenkönig dadurch für sich aus, daß sie Fünen ausplünderten. Sie sollen es so arg getrieben haben, daß nach dem Urteile des dänischen Geschichtsschreibers Saxo ein zweiter derartiger Angriff die Insel gänzlich entvölkert haben würde. Darauf erhielten die Wenden, Wagrier und Obotriten, von Heinrich den Befehl, Sven mit ihrer Flotte zu unterstützen. Sven begab sich über Lübeck zu Niclot und verehrte auch, er der christliche Fürst, dem Tempel des Svantevit zu Arkona ein kostbares Trinkgeschirr, um auch die Hülfe der Rügener zu gewinnen. Da das große wendische Geschwader noch nicht zurück war, so vermochten die Wenden den Vertriebenen nur mit wenigen Schiffen nach Laland und Fünen hinüberzugeleiten. Doch bewog die Furcht vor diesen Verbündeten die beiden Gegner Svens zu einem Teilungsvertrage. Diese Ereignisse, bei denen die Wenden ausschlaggebend in den dänischen Händeln auftraten, fallen ins Jahr 1156. Schon im folgenden Jahre fand die mehrjährige Zersplitterung in Dänemark damit ihr Ende, daß Knud von Sven ermordet, Sven aber von Waldemar geschlagen und auf der Flucht getötet ward (25. Oktober 1157).

In derselben Nacht, wo Sven von seinem Schicksal ereilt ward, erlitt die wendische Macht eine starke Einbuße, die große Flotte scheitete an der Küste von Halland, es sollen 600, nach Saxo sogar 1500 Schiffe gewesen sein. Was sich von der Mannschaft ans Land rettete, erlag dem Schwerte [37]).

So hatte der Sohn jenes Knud, der einst die Herrschaft über das Wendenland besessen hatte, ein Viertel-Jahrhundert nach dem Tode des Vaters die dänische Krone gewonnen, die schon dem Vater zugedacht war. Noch unsicher in seinem Besitz, schickte er im März 1158 Gesandte an Kaiser Friedrich nach Augsburg, ließ dem Lehensverhältnis gemäß, in das einst Magnus zu Kaiser Lothar getreten war, seine Wahl anzeigen und erbat die Bestätigung des Kaisers, die er auch sogleich erhielt [38]).

Einer der Söhne Niclots, Prislav, war mit einer Schwester Waldemars vermählt. Ihr Einfluß, vielleicht daneben auch die Predigt des Bischofs Berno bewog ihren Gatten zur Annahme des Christentums. Niclot überwarf sich deshalb mit ihm und verbannte ihn aus seinem Lande. Prislav ging zu den Dänen und erhielt von Waldemar auf einer der dänischen Inseln ein Lehen von beträchtlicher Größe. Infolge davon warf Niclot einen Haß auf Waldemar und that auch, nachdem Waldemar die Anerkennung des Reiches gefunden, den Raubfahrten der Seinen, die trotz des Unterganges der Flotte im Jahre 1157 nicht aufhörten, keinen Einhalt [39]). War es aus diesem oder einem andern Grunde: 1158 überzog Heinrich der Löwe Niclot mit Krieg und verwüstete sein ganzes Land mit Feuer und Schwert. Es ist möglich, daß die schon oben erwähnte Gefangenschaft Niclots in diese Zeit gehört.

Jedenfalls wird Niclot, um den Frieden zu erhalten, wichtige Zugeständnisse haben machen müssen. Einen Einblick in diese gewährt die Dotationsurkunde des Bistums Ratzeburg, die in eben dieses Jahr fällt. Darin werden unter anderm drei Dörfer im Lande Bresen und eins im Lande Dassow dem Bistum verliehen; beide Landschaften gehörten zu Niclots Gebiet. Zugleich wird erwähnt, daß der Bischofszins für alle drei Bistümer drei Curize Korn, einen Schilling, einen Topp Flachs und ein Huhn für jeden Hakenpflug betragen sollte. Daraus dürfen wir schließen, daß sich Niclot ausdrücklich zur Zahlung dieses Zinses hatte verpflichten müssen. Endlich ist noch bemerkenswert, daß Berno in der Urkunde Bischof von Schwerin heißt statt von Mecklenburg. Heinrich der Löwe wird also schon damals beabsichtigt haben, was später ausgeführt ward, dem Bistum seinen Hauptsitz in Schwerin anzuweisen, das wohl ein ansehnlicherer Ort war als Mecklenburg und auch den bereits von den deutschen besetzten Burgen im Ratzeburgischen näher lag, und Niclot wird das Versprechen haben geben müssen, ihn hier zu dulden. Die Urkunde für Ratzeburg ist ausgestellt auf einer Versammlung zu Lüneburg, die ins Jahr 1158 fällt und von den drei wendischen Bischöfen und zahlreichen weltlichen Herren besucht ward [40]).

Ob Bischof Berno nun seinen Sprengel aufgesucht und dort gepredigt hat, wissen wir nicht; Erfolg hatte er jedenfalls nicht, es müßte denn sein, daß Prislav erst jetzt übertrat. Noch war die Zeit zu friedlicher Predigt nicht gekommen, das Wendenland blieb von Kriegslärm erfüllt, denn die Fehde mit den Dänen dauerte fort. Auf dänischer Seite zeichnete sich besonders Bischof Axel von Roeskilde aus, ein Freund des Königs Waldemar, der in seinem Wohnsitz den größten Teil der bischöflichen Gebäude abbrechen ließ, um aus den Bausteinen Schutzwehren seines Vaterlandes zu errichten. Beharrlich spähte er an der Küste nach Feinden aus und kreuzte selbst im Winter auf der See. Am Palmsonntag 1159 lieferte er einer weit überlegenen Anzahl von Feinden ein siegreiches Treffen. Allein es half nichts, noch in demselben Jahre ward Aarhus durch Seeräuber schwer geschädigt [41]).

König Waldemar wandte sich an Heinrich den Löwen mit der Bitte um Schutz. Heinrich, der im Begriffe war, dem Kaiser nach Italien zu folgen, lud ihn zu einer Zusammenkunft ein und schloß mit ihm ein Freundschaftsbündnis. Um sich vor den Angriffen der Wenden Ruhe zu verschaffen, zahlte Waldemar dem Herzoge mehr als 1000 Mark Silbers. Heinrich berief nun Niclot und die andern wendischen Herren vor sich und verpflichtete sie eidlich, bis zu seiner Rückkehr mit den Sachsen und Dänen Friede zu halten; außerdem befahl er alle Piratenschiffe nach Lübeck zu bringen, wohin er einen Kommissar sandte. Aber die Wenden lieferten nur einige und zwar unbrauchbare Schiffe ab. Graf Adolf von Holstein ließ sich noch besonders von Niclot Sicherheit für sein Land versprechen. Ihm hielt Niclot Wort, brach aber sein Versprechen in Bezug auf die Dänen und zog damit das Verhängnis auf sich herab.

Niclots Tod.

Gern würden wir in seiner Seele lesen, was ihn zu dem Treubruch getrieben hat, ob der Wunsch seinen Stammesgenossen auf Rügen und in Pommern, die in diesem Sommer von Waldemar angegriffen wurden, zu helfen, die Furcht vor dem Herzog überwog, ob er, gewiß nicht unbekannt mit der starken Abneigung, die unter den sächsischen Fürsten gegen Heinrich herrschte, auf den Ausbruch einer Fehde in Sachsen hoffte, die Heinrich an der Bestrafung hindern würde, oder ob er glaubte, Heinrich werde nicht Ernst machen, da ihm selbst daran liegen mußte, den emporstrebenden Dänenkönig nicht allzu mächtig werden zu lassen. Daß Niclot selbst an dem Friedensbruch gegen die Dänen nicht unbeteiligt gewesen ist, geht aus seinem Verhalten nach Heinrichs Rückkehr hervor. Er fühlte sich schuldig und wagte nicht sich zur Verantwortung zu stellen, als der Herzog nach seiner Rückkehr aus Italien (Anfang 1160) auf Waldemars Klage einen Landtag nach Barförde berief und Niclot mit den Großen seines Landes zur Verantwortung vorlud. Heinrich entnahm daraus die Berechtigung zum letzten, entscheidenden Schlage, that die Vorgeladenen in die Acht und entbot seine Mannen zum Feldzuge um die Zeit der Ernte.

Als Niclot erkannte, daß er sich verrechnet, wenn er Milde vom Herzog erwartet hatte, ging er sofort, ähnlich wie beim Kreuzzuge, selbst zum Angriff vor und entsandte seine Söhne, Pribislav und Wertislav, nach Lübeck, um es zu überfallen. Ein glücklicher Zufall rettete die Stadt vor den ungebetenen Gästen. Zu Lübeck wohnte ein Priester Namens Athelo, dessen Haus nahe bei der Zugbrücke lag, die nach Süden über die Wackenitz führte. Athelo hatte jenseits der Brücke einen langen Graben anlegen lassen und Wasser aus dem Flusse hineingeleitet. Dieser Graben hielt die herbeieilenden Wenden, die sich der Brücke bemächtigen wollten, eine Zeit lang auf. Während sie nun am Graben entlang nach einem Übergang suchten, wurden sie von den Hausgenossen des Priesters bemerkt. Diese schlugen Lärm, und Athelo stürzte eilends an die Brücke und kam gerade noch zur rechten Zeit, um sie aufziehen zu können; bis zur Mitte waren die Wenden schon vorgedrungen gewesen. So ward die Stadt gerettet [42]).

Als darauf der Herzog mit einem starken Heere in das Obotritenland einbrach und zugleich die Dänen auf Poel landeten und die Insel verheerten, gab Niclot den ganzen Westen seines Landes mit den Burgen Ilow, Mecklenburg, Dobin und Schwerin auf, ließ die Burgen in Brand stecken und zog sich über die Warnow in die Burg Werle zurück. Schlimmsten Falles konnte er sich von her aus leicht nach Pommern oder Rügen retten, auch war nicht ausgeschlossen, daß eine etwaige Belagerung von Werle ähnlich verlief wie die von Dobin im Jahre 1147.

Heinrich rückte nicht sogleich vor Werle, sondern blieb bei Mecklenburg stehen, wohl um sich erst mit den Dänen in Verbindung zu setzen. Täglich ließ Niclot das Heer des Herzogs durch Späher beobachten und suchte dem Gegner durch Überfälle kleiner Trupps, die sich unvorsichtig allzu weit vom Lager entfernten, Abbruch zu thun. So kamen eines Tages Niclots Söhne, Pribislav und Wertis-

lav, mit einer Schar herbei und töteten eine Anzahl Feinde, die ausgezogen waren, um Getreide zu holen. Auf dem Rückwege aber setzten ihnen die Tapfersten im sächsischen Heere nach, holten sie ein und nahmen viele gefangen, die der Herzog als Straßenräuber aufhängen ließ. Als die beiden Fürstensöhne, die ihre Rosse und ihre besten Leute verloren hatten, zum Vater zurückkehrten, sagte er zu ihnen: „Ich hatte gedacht, Männer auferzogen zu haben, ihr aber flieht eiliger als Weiber. So will ich denn selbst ausrücken und versuchen, ob ich nicht mehr ausrichten kann." Er zog also mit einer Schar auserlesener Krieger aus und legte in der Nähe des deutschen Heeres einen Hinterhalt. Nicht lange, so kam ein Trupp von Knechten aus dem Lager, um Futter zu holen, und näherte sich dem Hinterhalte. Unter die Knechte aber waren 60 Krieger gemischt, die unter den Röcken Harnische trugen. Niclot merkte dies nicht und sprengte hervor in der Erwartung eines leichten Sieges. Sein Kampfeseifer wie sein schnelles Roß führten ihn allein den Seinen weit voraus mitten unter die Gegner. Er sprengte mit eingelegter Lanze auf ihrer einen los, aber die Lanze sprang an dem Harnisch ab. Nun erst merkte Niclot die Gefahr, schnell wandte er sein Roß, um sich auf die Seinen zurückzuziehen, aber es war zu spät. Er ward umringt und getötet, ehe ihm einer zu Hülfe kommen konnte[43]). Ein Ritter Namens Bernhard soll den tödlichen Streich geführt haben. Die Leiche ward erkannt, und der abgeschnittene Kopf auf einem Wurfspeer im sächsischen und dann auch im dänischen Lager umhergetragen. In beiden erregte der Tod des gefürchteten Gegners die größte Freude. Bei den Dänen weilte Prislav, Niclots abtrünniger Sohn. Er war beim Abendessen, als er die Kunde erhielt. Eine Weile unterbrach er die Mahlzeit und stützte nachdenklich das Haupt; dann aber äußerte er, es sei dem Gottesverächter Recht geschehen, daß er so umgekommen sei, und zeigte seinen Tischgenossen wieder die gewohnte Heiterkeit. Er nahm auch keinen Anstoß daran, mit dem Ritter Bernhard auf demselben Schiffe zu fahren, und soll bei einem Zusammentreffen mit seinem Bruder Pribislav — an der Warnow — auf dessen Vorwürfe, wie er es über sich gewinnen könne, mit dem Mörder seines Vaters freundschaftlich zu verkehren, erwidert haben, jener habe sich ein Verdienst um ihn erworben, daß er ihm den Vater erschlagen, der wider Gott gefrevelt. Doch wolle er überhaupt nicht als Niclots Sohn gelten, der sich der schlimmsten Verbrechen schuldig gemacht habe.

Wirkt das Bild dieses Sohnes, der seinen Vater verleugnet, abstoßend, so übt dagegen die Gestalt des alten Helden im Leben wie im Tode eine eigene Anziehungskraft aus. Freilich treten aus unsern mittelalterlichen Geschichtsquellen die Charaktere unserer wendischen Fürsten nur schattenhaft hervor, indessen ist doch Niclot neben Gottschalk noch der am deutlichsten gezeichnete, und unwillkürlich fühlt man sich zu einem Vergleich zwischen beiden eingeladen. Zwischen beiden besteht eine unverkennbare Ähnlichkeit im Temperament, beiden war die aufbrausende Leidenschaftlichkeit des wendischen Volkscharakters eigen, beide zeigen sie schon und grade am deutlichsten in ihrer Jugend bei

ihrem ersten Auftreten, Gottschalk bei seinem Rachezuge nach Holstein und Niclot bei jener grausamen Christenverfolgung nach dem Tode Knuds. Beide haben in höherem Alter gelernt, ihr leidenschaftliches Temperament zu zügeln, ohne es jedoch einzubüßen. In Gottschalk klärt es sich ab zu dem brennenden Eifer, mit dem er die Bekehrung seines Volkes förderte. Und Niclot lernte zwar, durch Schaden klug geworden, seinen Deutschen- und Christen-Haß verbergen und wußte sich in die Zeit zu schmiegen, aber seine Fügsamkeit ging nie weiter, als es ihm erforderlich schien, um sich zu behaupten, und sobald es Erfolg versprach, zog er das Schwert und führte es mit rascher Energie. Noch in dem Greise schlug ein heiß empfindendes Herz; der aufbrausende Unwille gegen seine Söhne nach ihrem Mißerfolg, das unvorsichtige, kampflustige Ansprengen gegen die sächsischen Knechte, das ihm den Tod brachte, sind Belege dafür. Neben dieser Leidenschaftlichkeit tritt an Niclot noch eine andere echt wendische Eigenschaft deutlich hervor, die Verschlagenheit, von der sein Verfahren gegen den Grafen Adolf im Jahre 1147 ein sprechendes Beispiel ist. Gottschalk scheint diese Eigenschaft seines Stammes nicht besessen zu haben.

Im stärksten Gegensatze stehen die Lebensziele, die beide Fürsten sich steckten, worauf ihre Jugendschicksale gewiß nicht ohne Einfluß gewesen sind. Gottschalk ist in einem deutschen Kloster erzogen worden, Niclot vermutlich in seiner Heimat. Gottschalk hat $1^1/_2$ Jahrzehnte in der Fremde geweilt; Niclot hat, soviel wir wissen, außer als Gefangener und wohl auch zu Seeraubfahrten sein Land nur verlassen, wenn er an den Hof des Herzogs berufen war oder ihn ein Anliegen dorthin führte. Der lange Aufenthalt unter Völkern von höherer Kultur und der stete Umgang mit einem so bedeutenden Fürsten, wie König Knud es war, hob Gottschalk hinaus über das geistige Niveau seines Volkes, und er setzte sich zum Lebensziel, es zu sich hinaufzuziehen; Niclot blieb im Fühlen, Denken und Handeln stets ein Wende, seine Politik beschränkt sich darauf, daß er seinem Volke die Existenz zu erhalten sucht in derselben Lebensweise und Sitte, die es von der Väter Zeit her gewohnt gewesen war. Von Art und Sitte der Väter aber war ihm der Glaube ein untrennbarer Bestandteil. Jene Äußerung, mit der er vor Heinrich dem Löwen die Taufe ablehnte, erweckt zwar den Anschein, als sei er ein vollendeter Zweifler gewesen, der im Grunde an nichts glaubte, als an das Recht des Stärkeren, allein schon die bloße Thatsache, daß er seit Naccos Zeit außer Cruto der einzige Obotritenfürst gewesen ist, der die Taufe standhaft geweigert hat, obgleich doch schon die Erwägungen politischer Klugheit, für die er sonst sehr zugänglich war, ihm ebenso wie manchem seiner Vorgänger eine wenn auch nur scheinbare und äußerliche Nachgiebigkeit nahe genug legen mußten, erweist mit zwingender Deutlichkeit, daß es nicht Gleichgültigkeit, sondern Absicht war, wenn Niclot am Heidentum festhielt.

Trotz dieses starken Gegensatzes in ihren Lebenszielen weist die Lebensgeschichte beider Fürsten doch wieder manche ähnlichen Züge auf. Beide haben den einmal eingeschlagenen Lebensweg mit gleicher Beharrlichkeit und gleicher Energie verfolgt, und wenn der Bewunderung

wert ist, was Gottschalk in kurzer Zeit erreicht und geleistet hat, so war es doch auch nichts Geringes, daß Niclot sich 30 Jahre lang an der Spitze seines Volkes als Heide zwischen überlegenen christlichen Mächten zu behaupten wußte. Beide Fürsten sind schließlich gescheitert, weil beide die Sachlage nicht ganz richtig erkannten. Die ganze Art der Wenden und der Jahrhunderte alte Nationalhaß gegen die Deutschen, der sich auch auf deren Religion übertragen hatte, schloß eine ehrliche Bekehrung, wie Gottschalk sie versuchte, aus, und die verkannte Stammesart der Wenden rächte sich an ihm durch seine Ermordung; Niclot fiel, weil er die Gesamtlage Europas verkannte, mit der ein Fortbestehn des wendischen Heidentums und Wikingertreibens auf die Dauer unverträglich war. Beide haben ihren Irrtum mit einem gewaltsamen Tode gebüßt, einem Tode, der andrerseits als eine Gunst des Schicksals erscheint, weil er ihnen ersparte, die Vergeblichkeit ihres Strebens bei Lebzeiten erwiesen zu sehen, und der den Eindruck der widerspruchslosen Geschlossenheit beider Gestalten noch erhöht. Endlich zeigt sich bei beiden Männern ihre Bedeutung noch nach ihrem Tode in dem vollständigen Zusammenbruch, der auf ihn folgte. Mit Gottschalk stand und fiel das Christentum im Wendenland; mit Niklots Tod war nicht nur der Feldzug so gut wie beendet, sondern hatte das Wendenvolk selbst den Todesstoß erhalten.

Als nach Niclots Tode Heinrich der Löwe gegen die Burg Werle heranrückte und zu gleicher Zeit König Waldemar bei Warnemünde landete, nach scharfem Kampfe die wendischen Schiffe, die den Eingang in den Breitling deckten, nahm und dann sengend und brennend die Warnow aufwärts rückte, verbrannten Niclots Söhne die Burg Werle und flüchteten in die Wälder der Rostocker Heide. Waldemar zerstörte Rostock, das von seinen Einwohnern verlassen war, ließ dann eine Brücke über die Warnow schlagen, auf der Heinrich den Fluß überschritt.

Das Gerücht, daß die Rügener und Pommern mit ihren Flotten die dänische in der Warnow einzuschließen beabsichtigten, veranlaßte dann den Dänenkönig zum Abzug; eine Landung auf der Südküste von Rügen, die er auf der Rückfahrt machte, genügte, um die Insulaner zu einem Frieden mit Geiselstellung zu bewegen.

Auch Heinrich der Löwe gab die Verfolgung auf, da die Wenden nirgends mehr stand hielten und das Vordringen in den Wäldern des Kessinerlandes zu schwierig war. Ohnehin war das gesamte Gebiet der Obotriten in seinem Besitz, und er traf sofort die ersten Maßregeln, um sich dauernd darin festzusetzen und es mit Deutschen zu bevölkern. Nur ganz vorübergehend ward die hiermit beginnende Germanisierung des Landes im Laufe der nächsten Jahre durch einige Empörungen der Wenden unterbrochen. Und selbst die Rückgabe des größten Teiles seines väterlichen Reiches an Pribislav, Niclots Sohn, im Jahre 1167 vermochte das Schicksal des dahinsterbenden Volkes nicht mehr zu ändern. Pribislavs Bemühungen, ihm neues Leben einzuflößen, blieben erfolglos, und schon Pribislavs Sohn, Heinrich Burwy I., der zugleich ein Enkel Heinrichs des Löwen war, stellte sich auf den Boden der neuen Zeit und beförderte die Neubesiedelung des verödeten Landes durch deutsche Einwanderer.

So bildet Niclots Tod den Markstein, an dem sich die wendische Periode der Geschichte Mecklenburgs im Mittelalter von der deutschen scheidet, und wir stehen hiermit am Schlusse des der vorliegenden Darstellung zugewiesenen Abschnitts unserer Landesgeschichte. Er umfaßte von ihrem Anfangsjahr (780) ab bis zum Jahre 1160 fast vier Jahrhunderte, deren Hauptinhalt die verschiedenen Versuche bilden, die Wenden in das fränkische und später in das deutsche Reich hineinzuziehen, Versuche, die immer auf den zähsten, offenen und stillen Widerstand der Wenden stoßen und bis an den Schluß der ganzen Periode immer nur vorübergehend gelingen.

Dreimal wechseln Zeiten des Vordringens der Deutschen ab mit Zeiten wilder nationaler Reaction, doch so, daß jeder folgende Vorstoß an Erfolgen den vorangehenden übertrifft und so schließlich beim vierten Vordringen das Endresultat erreicht wird. Was Karl der Große gewonnen, die politische Obmacht über die Wenden, ging unter seinen Nachfolgern wieder verloren; was Heinrich I. und Otto I. geschaffen, die Angliederung der Wenden an das Reich und die Organisation des Bekehrungswerkes, ward unter Otto II. und III. über den Haufen gestürzt und in den schwankenden Zeitverhältnissen bis zum Jahre 1043 nur unvollständig wieder aufgebaut. Auf den frommen Gottschalk, dem die Bekehrung der Obotriten villeicht noch vollständiger gelang als Otto I., folgt der wilde Heide Cruto, der alles christliche Wesen bis auf die Wurzeln wieder ausrottete. An drei Namen knüpft sich dann der letzte entscheidende Vorstoß des Deutschtums, an die Lothars von Sachsen, Albrechts des Bären und Heinrichs des Löwen. Lothar, in dessen Person sich seit Otto dem Großen zum ersten Mal wieder die Interessen des nördlichen Deutschlands und des Kaisertums vereinigten, zieht die gelösten Fesseln der politischen Abhängigkeit der Wenden vom Reiche wieder fester und sucht ihre Christianisierung vorzubereiten; Albrecht der Bär und Heinrich der Löwe sind es dann, die, der eine den Liutizen, der andere den Obotriten, da doch einmal die friedliche Angliederung der Wenden sich als unmöglich erweist, den Todesstoß geben und ihre Länder der deutschen Einwanderung öffnen.

Es war von vornherein ein ungleicher Kampf, den das kleine Wendenvolk, das noch dazu in sich zersplittert war und bei den übrigen slavischen Stämmen einen Rückhalt weder suchte noch fand, mit dem großen Nachbarreiche focht, ungleich in den Machtverhältnissen, der Kriegstüchtigkeit und dem ganzen Kulturstande beider Gegner, und doch ist es dem kleinen Volk gelungen, fast vier Jahrhunderte dem Nachbarstaate den Widerpart zu halten. Die Gründe, warum der ungleiche Kampf sich so lange hinzog, sind aus der vorstehenden Darstellung ersichtlich geworden. Die Schwankungen der deutschen Reichsmacht, die mehrfach in tiefe Zerrüttung verfiel; das mangelnde Interesse und Verständnis der meisten deutschen Könige und Kaiser für die große Kulturaufgabe, die das deutsche Volk in den Landschaften östlich der Elbe zu lösen hatte; der Zwiespalt der Interessen zwischen den geistlichen und weltlichen Gewalten Sachsens, der erst in den Personen Albrechts des Bären und Heinrichs des Löwen sich löste, von denen jener rückhaltlos die Bestrebungen der Geistlichkeit

begünstigte und dieser die Geistlichkeit seiner Wendenmark unter seine Lehnshoheit brachte, ehe er sich zur Förderung der Mission entschloß; endlich und nicht am wenigsten die ausharrende Zähigkeit des wendischen Volkes selbst, das sich, so oft es auch niedergeworfen ward, doch immer wieder zu neuem Widerstande erhob: alle diese Faktoren haben zusammengewirkt, die endgültige Besitzergreifung des baltischen Wendenlandes durch die Deutschen so lange hinzuhalten.

Doch ist dies für die weitere Entwicklung unseres Landes kein Unglück gewesen, sondern vielmehr ihm zum Heile ausgeschlagen. Genau so lange hat der Widerstand gedauert, bis das deutsche Volk kräftig und zahlreich genug war, das eroberte Land auch mit deutschen Bewohnern zu erfüllen und die Reste der Wenden aufzusaugen. Dies aber war erst in der Zeit der Hohenstaufen der Fall.

So hat grade die lange Dauer des Kampfes zwischen Wenden und Deutschen für unser Land die heilsame Folge gehabt, daß es deutsch geworden ist bis ins Mark und vor dem Schicksal des inneren nationalen Zwiespalts bewahrt geblieben ist, an dem z. B. Böhmen so schwer zu leiden hat. Wenn wir Mecklenburger der Jetztzeit also, die wir Deutsche sind, über den Untergang der Wenden auch kein Bedauern mehr empfinden, vielmehr Ursache haben, uns des dadurch erreichten Resultates, der vollständigen Germanisierung unseres Landes, zu freuen, so scheiden wir doch nicht ohne Mitgefühl von dem unglücklichen Volke, das 600 Jahre unser Land bewohnt und diese seine Heimat so zähe und tapfer verteidigt hat.

Quellen und Hülfsmittel.

Die in den Anmerkungen nur an einzelnen Stellen citierten Spezialarbeiten fehlen in dem folgenden Verzeichnis. Die eingeklammerten Abkürzungen sind in den Anmerkungen gebraucht.

Fr. Wigger, Mecklenburgische Annalen bis zum Jahre 1066. Eine chronologisch geordnete Quellensammlung mit Anmerkungen und Abhandlungen, Schwerin 1860 (W.).

Langebeck, Scriptores rerum Danicarum medii aevi, Havniae 1772—1834 (Langeb.).

Monumenta Germaniae historica, Scriptores (SS.); Diplomata B. I u. II; Legum Sectio II, Capitularia Regum Francorum, Tom. I, Pars I.

An Einzelausgaben sind benutzt:

Einharti Vita Caroli Magni, ed. II cur. Wattenbach Berolini 1876.

Annales Regni Francorum (= Ann. Laurissenses maiores) et Annales Q. D. Einhardi ed Kurze, Hannover, Hahn, 1895.

Vitae Anskarii et Rimberti, rec. Waitz 1884.

Widukindi Res gestae Saxonicae, ed Pertz, 1866.

Thietmari Merseburgensis episcopi chronicon, recogn Kurze 1889. (Es wird indessen, schon mit Rücksicht auf W.'s Annalen, nicht nach der Buch- und Kapiteleinteilung von Kurze, sondern nach der alten, von Kurze in Klammern beigefügten citiert.)

Wiponis Gesta Chuonradi II, ed. II rec. Bresslau 1878.

Adami Gesta Hammaburgensis ecclesiae pontificum ex. rec. Lappenbergii, ed. II. 1876.

Lamperti monachi Hersfeldensis opera rec. Holder-Egger; accedunt Annales Weissenburgenses, 1894.

Brunonis de bello Saxonico liber, ed II rec. Wattenbach. 1880.

Annales Altahenses maiores, ed II rec. ab Oefele. 1891.

Annales Hildesheimenses, ed Waitz 1878.

Herbordi Diologus de vita Ottonis episcopi Babenbergensis ed. Pertz. 1868.

Ottonis et Rahevini, Gesta Friderici I. Imp., ed II, rec. Waitz. 1884.

Helmoldi presbyteri chronica Slavorum, ed Pertz, 1868.

P. Scheffer—Boichorst. Die Annales Patherbrunnenses. Eine verlorene Quellenschrift des 12. Jahrhunderts, Innsbruck 1870.

Saxonis Grammatici Gesta Danorum, herausg. v. Alfr. Holder, Straßburg 1886. (Es wird, wie in W.'s Annalen, nach den Seitenzahlen der Ausg. v. Müller—Velschow I Havniae 1839 citiert.)

Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit, 2. Gesamtausgabe (Gesch. d. d. V.), B. 17 (Einhards Jahrbücher), 33 (Widukind), 39 (Thietmar), 44 (Adam von Bremen), 53 (Die größeren Jahrbücher von Hildesheim), 56 (Helmold), 65 (Cosmas), 67 (Vincenz von Prag).

A. Ch Wedekind, Noten zu einigen Geschichtsschreibern des Mittelalters, 3 Bände, Hamburg 1823—33. (Wed. N.)

F. C Dahlmann, Geschichte v. Dänemark, Band I, Hamburg 1840.

Ludwig Giesebrecht, Wendische Geschichten, 3 Bände, Berlin 1843. (L. Gies.)

J. Schafarik, Slavische Altertümer, Deutsch von Mosig v. Ährenfeld, 2 Bände, Leipzig 1843 u. 44.

Jahrbücher und Jahresberichte des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde, Jahrgang 1—63, Schwerin, 1836—98. (M. Jb.)

Mecklenburgisches Urkundenbuch, herausgegeben von dem Verein für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde, B. I—IV, Schwerin 1863—1867. (M. Urk.)
Hamburgisches Urkundenbuch B. I, Hamb. 1842.
Fr. Wigger, Bischof Berno, M. Jb. 28, (1863), S. 1—278.
G. Waitz, Deutsche Verfassungsgeschichte B. 1—8, Kiel 1844—78. (Waitz, D. Verf.).
K. Hegel, Geschichte der mecklenburgischen Landstände bis zum J. 1555, Rostock 1856.
Wilhelm Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit, B. I—III 5. Aufl Leipzig 1881—90, Band IV 2. Aufl. 1877, B. V 1880, B. VI 1895. (W. Gies.)
G. Dehio, Geschichte des Erzbistums Hamburg-Bremen, 2 Bände, Berlin 1877.
G. Richter-Horst Kohl, Annalen der deutschen Geschichte im Mittelalter, 3 Abteilungen, Halle 1878—98.
K. Th. v. Inama-Sternegg, Deutsche Wirtschaftsgeschichte des 10—12. Jahrh., 2 Bände, Leipzig 1879 u. 91. (Inama.)
L. v. Ranke, Weltgeschichte, Band 5—8, Leipzig 1884—87.
K. W. Nitzsch, Geschichte des deutschen Volkes bis zum Augsburger Religionsfrieden, 3 Bände, 1892 u. 93.
K. Lamprecht, Deutsche Geschichte, B. I—III, 1894 u. 95.
A. Meitzen, Siedelung und Agrarwesen der Westgermanen und Ostgermanen, der Kelten, Römer, Finnen und Slaven 3 Bände mit Atlas, Berlin 1895.
Alb. Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands, Band II u. III, Leipzig 1890 u. 96.
Th. Schiemann, Rußland, Polen und Livland bis ins 17. Jahrhundert Band I, Berlin 1886.
G. Wendt, Die Germanisierung der Länder östlich der Elbe, 2 Programme, Liegnitz 1884 u. 89.
R. Beltz, Zur ältesten Geschichte Mecklenburgs, Progr. Schwerin 1893.
R. Beltz, Wendische Altertümer, M. Jb. 58 (1893) S. 173—231.
C. Fr. Stumpf, Die Reichskanzler, vornehmlich des X., XI. u. XII. Jahrhunderts, Band 1 u. 2. Innsbruck 1865.
W. Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter bis zur Mitte des 13 Jahrhunderts, 2 Bände, 6. Auflage, Berlin 1893 u. 94.

Zur Helmoldkritik:

K. Schirren, Beiträge zur Kritik holsteinischer Geschichtsquellen, Leipzig 1876.
Gegenschrift: **Wigger**, Über die neueste Kritik des Helmold, M. Jb. 43, Quartalbericht 4, Anlage D. S. 21—63.
K. Schirren, Alte und neue Quellen zur Geschichte Vicelins, Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holstein-Lauenburg. Geschichte B. VIII.
P. Regel, Helmold und seine Quellen, Dissertation, Jena 1883.
H. v. Bresla, Untersuchungen über die Nachrichten Helmolds vom Beginn seiner Wendenchronik bis zum Aussterben des lübischen Fürstenhauses, Zeitschrift des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde, B. 4, 1884.
H. Breßlau, Bischof Marco, ein Beitrag zur Helmoldkritik, deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, B. X (1894), S. 154—163.
A. Böhmer, Vicelin, Ein Beitrag zur Kritik Helmolds und der älteren Urkunden von Neumünster und Segeberg, Rost. Diss. 1887.

Zu Abschnitt II und III.

E. Mühlbacher, Regesta imperii I. Innsbruck 1889.
E. Mühlbacher, Deutsche Geschichte unter den Karolingern, Stuttgart 1886.
F. Dahn, Urgeschichte der romanischen und germanischen Völker, Band III, Berlin 1887.
S. Abel, Jahrbücher des fränkischen Reiches unter Karl dem Großen, B. I, 2. Aufl. v. B. Simson, Leipzig 1888, B. II v. Simson, Leipzig 1883.
B. Simson, Jahrbücher des fränkischen Reiches unter Ludwig dem Frommen, 2 Bände, Leipzig 1874 u. 76.

E. Dümmler, Geschichte des ostfränkischen Reiches, 2 Bände, Berlin 1862 u. 65. (2. Aufl. 1887 und 88).

Fr. Bangert, Die Sachsengrenze im Gebiete der Trave, Progamm, Oldesloe 1893.

R. Wagner, Das Bündnis Karls des Großen mit den Obotriten, M. Jb. 63, S. 89—129.

Zu Abschnitt I und IV.

Fr. Wigger, Bericht des Ibrahim ibn Jacub über die Slaven aus dem Jahre 973, M. Jb. 45 (1880) 3—20.

Kunik und Baron Rosen, Nachrichten al-Bekris und anderer Autoren über Rußland und die Slaven. Anhang zum 32. Bande der Sapisski der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften St. Petersburg 1878 (russisch, aber mir durch die Güte des Herrn Dr. Bergengrün-Schwerin zugänglich gemacht).

W. Wattenbach, Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit. Zweite Gesamtausgabe B. 33, S. 138—147: Abraham Jakobsens Bericht über die Slavenlande vom Jahre 973, dazu Einl. S. XII und XIII und die Bemerkungen von Fr. Westberg, S. XIV—XIX.

G. Jacob, Welche Handelsartikel bezogen die Araber aus den nordisch-baltischen Ländern, 2. Aufl., Berlin 1891.

G. Jacob, Studien in arabischen Geographen, Heft I, II und IV, Berlin 1891 und 92; Heft I auch unter dem Titel: Ein arabischer Berichterstatter aus dem 10. Jahrhundert.

Fr. Westberg, Ibrahim ibn Jacubs Reiseberichte über die Slavenlande aus dem Jahre 965, Sapisski der Petersburger Akademie der Wissenschaften, 1898. (Die Arbeit war zur Zeit, als die meinige gedruckt ward, noch nicht erschienen, der Verfasser hatte jedoch die Freundlichkeit mir einen Korrekturabzug derselben bereits einige Monate früher zur Benutzung zu überlassen. Ich citiere sie Westb.)

Zu Abschnitt IV—VII.

Jahrbücher der deutschen Geschichte:

G. Waitz, Jahrbücher des deutschen Reichs unter König Heinrich I., 3. Auflage, Leipzig 1883.

R. Köpke und E. Dümmler, Kaiser Otto der Große, Leipzig 1876.

S. Hirsch, R. Usinger, H. Pabst und H. Breßlau, Jahrbücher des deutschen Reichs unter Heinrich II., 3 Bände, Leipzig 1862—75.

H. Breßlau, Jahrbücher des deutschen Reiches unter Konrad II., 2 Bände, Leipzig 1879 und 84.

E. Steindorff, Jahrbücher des deutschen Reiches unter Heinrich III, 2 Bände, Leipzig 1874 und 81.

Ger. Meyer von Knonau, Jahrbücher des deutschen Reiches unter Heinrich IV. und Heinrich V., Band 1 und 2 (1056—1077), Leipzig 1890 und 94.

W. Bernhardi, Lothar von Supplinburg, Leipzig 1879.

W. Bernhardi, Konrad III., Leipzig 1889.

O. v. Heinemann, Albrecht der Bär, Darmstadt 1864.

M. Manitius, Deutsche Geschichte unter den sächsischen und salischen Kaisern, Stuttgart 1889.

J. Jastrow und G. Winter, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Hohenstaufen, Erster Band, Stuttgart 1897.

Ottenthal, Regesta Imperii II. Die Kaiser aus dem Sächsischen Hause, Lieferung I, 1893.

Stein, Die wendischen Marken des deutschen Reiches unter der Regierung Kaiser Heinrichs IV., Pr. Dessau 1886.

W. Salow, Lothar III. und das Wendenland, Pr. Friedland i. Meckl. 1889.

W. Salow, Die Neubesiedelung Mecklenburgs im 12. und 13. Jahrhundert, Pr. Friedland, 1896.

E. Sieniawski, Über den Obotritenfürsten Niklot, Pr. Düsseldorf, 1881.

J. Niemeyer, Die Slaven unter Herzog Heinrich dem Löwen, 2 Teile, Pr. Meldorf, 1881 und 1882.

Anmerkungen.

Zu Abschnitt I. 1. Wenden bei Plinius nat. hist. IV, 27 (Venedae), nach Schafariks sehr wahrscheinlicher Vermutung (I, 112 f.) sind auch die bei Mela III, 5 und Plin. II, 67 aus Cornel. Nepos erwähnten Indi a rege Sueborum dono dati, qui ex India commerci causa navigantes tempestatibus essent in Germaniam abrepti Wenden, die auf der Ostsee an die germanische Küste getrieben waren. Wenden b. Tacit. Germ. c. 46 (Veneti) u. Ptolem. III, 5. 19. Alle diese Stellen findet man am bequemsten bei Müllenhof. Germania antiqua. Berol. 1873.

2. S. O. Schrader, Sprachvergleichung und Urgeschichte, 2. Aufl. 1890 Hirt, die Urheimat und die Wanderungen der Indogermanen, Geogr. Zeitschrift I (1895) S. 640 ff. und Sprachwissenschaft und Geschichte, akadem. Antrittsvorlesung, Neue Jahrb. für das klass. Altertum, I, (1898), 485. Schiemann I, Kap. I, stellt die Urgeschichte der Slaven nach vier Perioden dar, 1) der arischen, 2) der P. der Spracheinheit der Europäer, 3) der slavo-deutschen, 4) der slavolettischen P. Aus dem im Text angegebenen Grunde habe ich davon abgesehen, die anziehende Schilderung zu benutzen.

3. Ueber die Wanderung der Goten s. Heft I, Unterwerfung der Veneti und Sclavi, die hier zuerst getrennt werden, durch Ermanrich s. Jordan. c. 23, Durchzug der Langobarden s. Schafarik I, 131, über die Hypothese eines germanischen Residuums in den ostelb. Ländern s. Heft I am Schlusse. Etymologien der Volksnamen Wenden und Slaven s. W. S. 103, Schiemann I, 18 f., die in den Text gesetzte scheint mir wegen des Gegensatzes zu Nemci den Vorzug zu verdienen, so auch Müllenhof., Deutsch. Altertumsk. II, 106, A 3.

4. Ueber die Stammesgruppen der Wenden handelt Schleicher, Laut- und Formenlehre der polabischen Sprache, er stellt das Polabische zum Polnischen (Kassubischen), das Sorbische zum Czechischen. Dies hat sich als irrtümlich herausgestellt, s. Jacob, das wendische Rügen, Balt. Studien B. 44, bes. S. 49. ff das Polabische, auch die Sprache von Rügen ist vom Kassubischen und Polnischen stark verschieden, dagegen mit dem Sorbischen nahe verwandt. Ein lang verschollenes wichtiges Denkmal der Sprache der Elbslaven, die 1725 zu Süthen bei Lüchow niedergeschriebenen Aufzeichnungen von Joh. Parum Schulze hat sich neuerdings wiedergefunden und ist von A. Kalina in d. Abh. d. Akad. z. Krakau (Phil. Klasse, B. XVIII, S. 1—80) in polnischer Sprache herausgegeben worden.

5. Ueber das folgende vgl. W. S. 102, über d. Deutung der Namen s. auch Kühnel, (M. Jb. 46), der in s. alphabetischen Verzeichnis auch d. Namen der Völkerschaften kurz bespricht. Obotriten an d. Donau s. Schafarik II, 208. Zur Ostgrenze der Obotriten vgl. Rudloff, d. mecklenb. Vogtei Schwaan, M. Jb. 61., bes. S. 343 u. 359.

6. Ueber die Wohnsitze der Smeldinger bin ich anderer Meinung als Wigger u. vor ihm schon Schafarik II, 589, stimme aber Wigger in Bezug auf die Morizani des Geogr. Bavar. (s. Anm. 21. Descriptio) gegen Schafarik II, 584 bei. Die Descr. fährt nach Erwähnung der Wilzen und Linonen fort: Prope illis resident, quos vocant Bethenici et Smeldingon et Morizani. Schafarik versteht unter den Morizani einen später ebenso benannten Gau gegenüber Magdeburg, während er wie Wigger (mit einer kleinen Abweichung s. Anm. W. S. 111 a A. 7) die Smeldinger trotz anderer Auffassung ihres Namens (Smolinzer) zwischen Boizenburg und Dömitz ansetzt. Gegen jene Auffassung der Morizani spricht, daß die drei Völkerschaften, die der Geograph zusammenfaßt, unmittelbar neben einander gewohnt haben müssen, also entweder sämtlich südlich oder sämtlich nördlich von den Linonen zu suchen sind. Letzteres aber ist nicht möglich, da die Smeldinger u. Bethenzer, wie aus Einh. Annal 808 u. 809 u. Chron. Moiss. 811 hervorgeht, unmittelbare Grenznachbarn der Obotriten sowohl wie der Linonen gewesen sind, also nur nördlich von den Linonen gewohnt haben können. Folglich hat Wigger Recht, wenn er die Morizani den späteren Murizzi (von der Müritz bis zum Plauer See) gleichstellt. Dadurch aber sind, wie ich meine, auch die Wohnsitze

der Bethenzer und Smeldinger insofern bestimmt, als wir sie westlich von den Müritzern zu suchen haben, und zwar die Smeldinger diesen zunächst, die Bethenzer dann westlich von den Smeldingern. Diese Erwägung führt dazu, die Smeldinger in die Lande der Ture und Brenz zu setzen, was ich für wahrscheinlicher halte als die Wiggersche Ansetzung. Diese ist wohl unwillkürlich durch die falsche Lokalisierung der Semeldinceconnoburg (Chron. Moiss. 809) zu Konow bei Eldena (s. darüber M. Jb. 63, 109 A.) mit veranlaßt worden; sie schränkt das Gebiet der Obotriten, die doch nach dem Geogr. Bav. 53 civitates besaßen, allzu sehr ein und läßt die Bethenzer ganz außer Acht. Was nun diese betrifft, so bleibt für sie, wenn wir nicht in denselben Fehler verfallen wollen wie Wigger, das Gebiet der Obotriten zu sehr zu verkleinern, nur das Südufer der Unterelde übrig, etwa die Gegend um Lenzen, zwischen Elde und Löcknitz. Der Name Bethenzer kommt auch als Appellativum vor (s. Thietmar. Vethenici (über d. Etymologie s. d. Anm. b. Kurze u. W., S. 112b) = Wächter, Verteidiger? Es waren wohl die Bewohner eines Grenzgaues der Linonen, denen von der Gesamtheit des Stammes die besondere Verpflichtung der Grenzhut übertragen war, von der sie ihren Namen erhielten.

7. Unterabteilungen der Obotriten s. Ad. v. Br. II 18 (W. S. 88). Zum Namen Rereger s. Beltz, M. Jb. 68, 175, A. 3. Anders Kühnel, M. Jb. 46, 119, noch anders Hübbe, Mecklenb. Zeitung 1897, N. 475. Hübbe sieht in dem nunc bei Adam (Obodriti, qui nunc Reregi vocantur) einen Gegengrund gegen die Herleitung der Reregi von dem alten 808 zerstörten Reric. Ich erkläre mir die Entstehung des Namens so, daß die Dänen erst im 11. Jahrhundert, als sich der Gau der Polaben deutlicher aus dem obotrischen Gebiet auszuscheiden begann, das Bedürfnis empfanden, für das Obotritenland im engeren Sinne einen besonderen Namen zu haben, da die Benennung Obotriten die Polaben mit einschloß, und nun zu dem gewiß einst — zur Zeit der Blüte Rerics — bei ihnen schon üblich gewesenen und noch erhaltenen Namen Rereger vorübergehend zurückgriffen. Der Name Warnaber scheint mit dem der Warnow zusammen zu hängen, obgleich ihrem Gebiete nur der Oberlauf des Flusses angehörte. Ob aber der Flußname schon altgermanischen Ursprungs (von den Varini, Warnen, s. Heft 1) oder ein wendisches Wort (Krähenfluß?) ist, ob ferner Warnaber nach dem Fluß benannt sind oder dieser nach jenen bleibt ungewiß.

8. Die Lesart Wiligrad im arabischen Texte des Ibrahim (s. Wigger, M. Jb. 45) ist eine Konjectur von de Goeje, im Texte steht nicht grad, sondern ein Wort, das von einigen Gran, von anderen Azzan gelesen wird, so von Baron Rosen, Sapisski der Petersburger Akademie der Wissenschaften 1878, und Westberg, Geschichtsschr. d. deutsch. Vorzeit, 2. Ausg., Widukind, S. XIV. und in der größeren Arbeit S. 15. Die Stelle, wo de Goeje Wiligrad liest, übersetzt Westberg jetzt, wie er mir brieflich mitteilt, „und im Süden von Azzan (nicht gegenüber von Azzan, wie er mit Rosen bisher übersetzt hat) liegt eine Burg, gebaut in einem Süßwassersee.“ Mit Azzan ist nach Westb. Schwerin (Ort und Burg auf der Schloßinsel) gemeint. G. Jacob schlägt vor: (Studien in arab. Geographen I, 30) In Fili-Grad (?) befindet sich eine Burg, gebaut in einem Süßwassersee; so auch Studien Heft IV, 147, wo er seine Ansicht gegen Westbergs Bemerkung verteidigt. Für einen des Arabischen Unkundigen ist es unmöglich, die Streitfrage zu entscheiden.

9. Mit den Redariern treten im 10. Jahrh. eng verbunden die Vuloini (Wid. III. 69; Vilini bei Ad. v. Br.) auf; ich halte sie mit Wigger S. 116 für die Juliner, nicht für einen Stamm oder Gau der Redarier, wie in der Note Gesch. d. d. Vorz. XXXIII, 115 steht

10. Aus dem Verzeichnis von Kühnel (M. Jb. 46). Zur Deutung von Schwerin vgl. noch Beyer, M. Jb. 32, 58–148, der „Gehege der heiligen Rosse“ deutet, dessen Beweisführung mich aber nicht überzeugt hat. Westberg (S. 70) erklärt, die „Starke, Große, Mächtige“ (Burg) von der Wurzel swar und hält die 995 genannte Mecklenburg und den Landesnamen Mecklenburg für eine Uebersetzung des wendischen Schwerin, während er den Namen des Dorfes Mecklenburg, das nach Bischof Boguphal von Posen (über ihn s. M. Jb. 27) wendisch „Lubow“ hieß, für eine spätere Umbenennung der Deutschen (aus Mikkel) hält.

11. S. Meitzen, Siedelung und Agrarwesen I, 52. Es fehlt bei uns noch an einem Verzeichnis der Dörfer, die sich durch ihre Anlageform als ursprünglich wendisch beglaubigen Ein solches wird aber, wie ich mich überzeugt habe, aus den Karten allein ohne ausgedehnte Reisen nicht zutreffend herzustellen sein. Auch auf urkundliche Beglaubigung des früheren Ursprungs der Dörfer wird

dabei zu achten sein, da in einzelnen Fällen auch Anlagen aus neuerer Zeit die Form der wendischen Rundlinge erhalten haben können.

12. Hauskommunion b. d. Nordslaven s. Meitzen, II, 213 u. 231. Ebendort s. über die Entstehung des wendischen Adels, Fürstentums und der Burgwardorganisation, vgl. auch Wigger, M. Jb. 28, S. 24 u. Beltz, Pr. Schwerin 1893, S. 9 u. über die ganze wendische Verfassung Hegel, Gesch. d. mecklenb. Landstände, S. 9. Zu den wendischen terrae s. das Register M. Urkb. IV. Ernst in Schirrmachers Beiträgen B. II. (mit Karte) u. Schildt, M. Jb. 56, 149. Von einer Zusammenstellung sämtlicher im Lande nachgewiesenen wendischen Burgwälle habe ich abgesehen, da über diese das demnächst erscheinende prähistorische Kartenwerk ein weit übersichtliches Bild bieten wird, als eine bloße Aufzählung es vermöchte.

13. Ueber die Verfassung der Wilzen sind die Hauptstellen Thietm. VI, 18 u. Ibrahim 8, die Ubaba sind entweder die Wilzen mit Julin — so Haag, Baltische Studien 31, 71 — oder geradezu die Juliner selbst, wie Westberg (S. 32) erklärt, der Wlnane liest.

14. Ueber das Stammesfürstentum der Obotriten zu Karls des Großen Zeit s. M. Jb. 63, 112, im übrigen vgl. d. folg. Abschnitte, bes. III, A. 18. Unverletzlichkeit der Fürsten s. Saxo 761 u. 927. Uebrigens fordern die Stellen zum Zweifel heraus, denn es ist selbstverständlich undenkbar, daß diese Unverletzlichkeit auch im Kampfe von den Gegnern geachtet ward. Das Richtige daran wird sein, daß bei den Wenden der gemeine Mann, weniger der Adel (s. Gottschalks Ermordung) einen sehr hohen Respekt vor den Fürsten hatte, der sich auch darin äußerte, daß ein Wende niederen Standes nicht wagte, gegen einen Fürsten die Waffen zu erheben.

15. Zur Titelfrage s. Vita Canuti SS. XXIX, S. 14, auch M. Jb. 28, S. 18 u. 37, 42. Ueber Heinrichs Königstum s. Absch. VI. mit A. 40. Knese leitet Müllenhof (deutsche Alt. II, 35 vom altgermanischen Kuningas ab, den Wenden galt es gleich dominus.

16. Stellung, Rechte und Einkünfte der wendischen (obotritischen) Fürsten s. L. Giesebrecht I, 46, auch Hegel a. a. O.

17. Einfluß des obotrit. Adels s. Wigger, M. Jb. 28, 26 mit A. 4. Ob wirklich obotritische Fürsten noch in historischer Zeit aus dem Adel hervorgegangen sind (Cruto? Ratibor?, von Niclot ist es nicht wahrscheinlich), ist mir nach erneuter Prüfung noch zweifelhafter geworden, als es zur Zeit der Niederschrift des Textes schon war.

18. Die wend. Bauern s. L. Gies. I, 41 u. 48 f. auch Hegel a. a. O., über d. Handwerkerdörfer s. Schiemann I, 484 f.

19. Friedliche Einwanderung der Wenden in kleinen Trupps behauptet Müllenhof, Deutsche Altertumskunde II, 100. D. Stelle aus d. Translat. S. Alexandri 21 s. b. W. S. 18. Kaiser Mauritius über die Slaven s. Strategicon XI, 5, abgedr. b. Schafarik, II, 662 f. Ibrahims Urteil s. c. 10 bei Wattenbach, im Nachtrage der Uebers. v. Widukind, Geschichtsschreiber d. deutsch. Vorzeit, 2 Gesausg. B. XXXIII, S. 143, auch Wigger, M. Jb. 45. S. 17.

20. Wend. Waffen s. Beltz, Wend. Altertümer, M. Jb. 58, S. 185 mit A. 1, Bogenschützen bei d. Polen unter Boleslav d. Kühnen s. Thietm. VI, 8 u. VII, 44. Der Wende mit der Axt (francisca) s. Ebo, v. Ott. III, 18 SS. XII, 871.

21. Wend. Feldzeichen und Posaunen s. Thietm. III, 11 (W. S. 42) suorum auxilio deorum, was in der Uebersetzung von Laurent (Gesch. d. deutsch. Vorz.) dem Sinne nach richtig wiedergegeben wird: „unter dem Panier ihrer Götter" u. d. Worte tubicinis praecedentibus, die Thietmar selbst dem urspr. Texte nachträglich beigefügt hat; Thietm. VI, 16 (W. S. 55) Vereinigung der Liutizen mit den Deutschen, wobei sie deos suimet precedentes folgen; Thietm. VII, 47 (W. S. 60) dea in vexillis formata wird durch einen Steinwurf zerrissen, eine zweite geht in der Mulde verloren; Brief des Erzbischofs Brun (W. S. 56); Qua fronte coeunt sacra lancea et — diabolica vexilla? Fußgänger als Träger von Feldzeichen s. Thietm. VI, 17. Man vgl. noch Helm. I, 38 agmina Sclavorum, distincta per vexilla et cuneos.

22. S. Thietm. VI, 18 (W. S. 58) u. Saxo 755.

23. Für d. folgenden Abschnitt vgl. L. Giesebr. I, 16 ff. u. die dort angegebenen Quellenstellen, Wigger, M. Jb. 28, 28; Beltz Pr. 1893, S. 11 u. Wend. Altert. M. Jb. 58. Im Einzelnen bemerke ich noch: Der Anbau von Gerste wird durch die Erwähnung von Bier (cervisa) in der Havelberger Stiftungsurk. (M. Urk. I, 15) erwiesen. Weizen und Gerste Ibrahim (c. 3 Wattenb.), übrigens deutet Westberg (S. 22) den einen der beiden Ausdrücke, die man bei Ibrahim bisher mit Weizen übersetzte, als Roggen; Hirse s. Ibrahim c. 12 u. Kaiser

Mauritius bei Schafarik II, 663. Auf Sommer- u. Winterkorn bezieht sich wohl Ibr. c. 12: „Sie säen in zwei Jahreszeiten, im Sommer und im Frühjahr, und ernten zweimal.“ Bienenzucht s. Jacob, Handelsartikel, 2. Aufl. (1891) S. 59 aus Ibn Rosteh: „Und sie (d. s. d. Slaven) haben etwas Krugähnliches von Holz gemacht. Darin ist ein Herd für ihre Bienen und ihren Honig. Jeder Krug liefert eine Quantität von zehn Kannen.“ Es war also nicht blos Waldbienenzucht, wie V. Hehn (Kulturpflanzen und Haustiere, 5. Aufl., S. 477) gemeint hat. — Met aus Honig s. Ibrahim c. 12. — Wilde Pferde sind aus Pommern (L. Gies. I, 17) und Schlesien (Schiemann I, 430) bezeugt. Die Jagd nennt Helm. I, 82. Ueber Urstier und Wisent s. Beltz, Archiv des Vereins d. Freunde d. Naturg. in Mecklenburg Jg. 51 (1897), S. 47. Auerhahn u. Staar Ibrahim c. 12 (s. dazu Jacob, Studien I, 31). Wendische Bauart s. Ibrahim c. 2, Hütten aus virgulta Helm, II, 13; Wohngruben u. Pfahlbauten s. Beltz, Wend. Altertümer.

24. Zum arab. Handel s. L. Gies. I, 22, Beltz, Wend. Alt. S. 174, Jacob, Handelsartikel. Die Rus bei Ibrahim sind die Normannen s. Westberg S. 32.

25. Die Stelle wird verschieden aufgefaßt, s. die Ausgaben Ibrahims u. Jacob S. 9, Westberg S. 20.

26. Die Lage von Rerik wird annäherrd durch den schwerlich mit Grund abzuleugnenden Zusammenhang mit dem Namen Reregrer (s. Anm. 7) bestimmt; es muß in deren Gebiet gelegen haben, wodurch die Mündungen der Trave und Warnow ausgeschlossen werden. Zölle u. Schicksale von Rerik s. Ann. Einh. 808 u. 810 (W. S. 8 u. 9).

27. S. Ad. v. Br. II, 19.

28. Straßen durch Mecklenburg s. Beltz, Wend. Alt. S. 177, via regia quae ducit de Luchowe in Lauena s. M. Urkb.I , N. 223 (nicht 233, wie Bd. IV, Reg. S. 481 steht).

29. Münzfund v. Schwaan s. M. Jb. 26, 241 ff. u. Beltz, Wend. Alt. S. 179, A.

30. D. Capitulare missorum in Theodonis villa datum s. M. G. Capit. Regum Francorum T. I, P. I, S. 123. D. Stelle über d. Handel s. auch W. S. 7, vgl. M. Jb. 63, 120.

31. D. Urk. Ottos I. ist nicht erhalten, aber aus den Bestätigungen zu erschließen, s. W. S. 40.

32. Handelswege v. Magdeburg (Havelberg) durch Mecklenburg s. W. S. 113a mit A. 1.

33. Ausfuhr v. Pferden aus d. Obotritenland s. Ibrahim c. 2, im übrigen s. L. Giesebr. I, 35 u. über d. Sclaven Jacob, S. 6.

34. Märkte s. L. Giesebr. I, 22; Wigger, M. Jb. 28, 27, A. 2.

35. Leinentücher b. d. Böhmen s. Ibrahim c. 3, b. d. Rügenern s. Helm. I, 38.

36. Wendenpfennige u. Adelheidsmünzen s. Beltz, Wend, Altert. S. 188; ihre Prägung s. Lisch, M. Jb. 26, 269.

37. Kaufkraft des Geldes in Böhmen Ibrah. c. 3 (für den Pfennig vermutet Westberg (S. 32) die Lesung dinar = Denar), bei den Obotriten c. 2, dazu Jacob, E. arab. Berichterstatter S. 30. Kornpreise in Deutschland s. Inama Deutsche Wirtschaftsgeschichte I, 470 u. II, 435. Zu beachten ist, daß damals die Schwankungen in den Preisen je nach dem Ausfall der Ernte für die einzelnen Länder sehr groß waren und daß Ibrahim offenbar ein besonders gutes Erntejahr getroffen hat. Nachträglich bemerke ich, daß im Texte die Preise für Roggen fehlen, obgleich nach Westb. bei Ibrahim c. 3 Roggen gemeint ist. Ich trage sie hier nach, der Scheffel Roggen galt in der Karolingerzeit etwa 1 bis 2½ Denare, und stieg bis zum 12. Jahrhundert bei großen Schwankungen im Einzelnen etwa auf das fünf- bis sechsfache. Nun braucht der erwachsene Mann, wenn man die heutige Brodration beim Militär (750 g täglich) zu Grunde legt, im Monat etwa 30 Liter Roggen nach folgender Berechnung, deren Daten ich der Freundlichkeit eines hiesigen Mühlenbesitzers verdanke: 750 g Brod erfordern 550 g Mehl, 82% Korn sind Mehl, also zu 550 g Mehl gehören 670 g Korn, d. i. für 30 Tage 20,100 g = etwa 20 kg Korn; nun wiegt ein Liter Roggen etwa 700—750 g, 20 kg etwa 30 Liter. Diese sind ³/₅ modius, da der modius (s. Inama I, S. 523) = c. 50 Liter war; nehmen wir nun für die Ottonenzeit 3 Denare als Mittelpreis für den modius Roggen an, so würde ein Mann für den Monat 1⅘ Denar gebrauchen, um seinen Bedarf an Brod zu decken, bei Ibrahim aber braucht er nur 1 Denar. Wenn Ibrahim nicht Roggen, sondern Weizen meint oder wenn unter der von ihm genannten Münze nicht ein Denar, sondern eine kleinere zu verstehen ist, so wird der Unterschied zwischen den Preisen, die Ibrahim im Wendenland vorfand, und den Mittelpreisen in Deutschland noch größer.

38. Die wichtigsten Quellenstellen über die Religion und den Kultus der Wenden sind Thietm. VI, 17 u. 18; Ad v. Br. II, 18; Helm. I, 52 u. 83; II, 12; auch I, 6 u. 36; Saxo s. 822—31 u. 842—44 u. die Biographien des Bischofs Otto v. Bamberg SS. XII an vielen Stellen. Helm. I, 52 ist Belbog nicht genannt, s. aber Beyer, M. Jb. 37, 117, dessen Ansichten über Czernebog u. Belbog ich indessen nicht teile. S. außerdem bes. L. Gies. I, 57 u. Wigger, M. Jb 28, 34. Einen Deutungsversuch von den drei Götternamen in Karenz giebt auch H. Jacob, Balt. Stud. 44, 160, der S. 114 der Deutung des Svantevit als des heiligen Siegers beistimmt. Ueber die (fälschliche) Identifizierung des Svantevit mit dem Sanct. Vitus v. Corvey s. W. S. 144. Durch Schirrens Conjectur, der Name Svantevit verdanke einer scherzhaften Verdrehung des christlichen S. Vit. durch die Wenden seine Entstehung (s. Beiträge S. 254) hätte sich Schiemann S. 388 nicht überzeugen lassen sollen. Ebenso wenig verdient Schirrens Herleitung des wend. Goderac aus dem christlichen Godehardus Beachtung.

39. Ueber die Lage v. Rethre u. den Wert der Schilderungen Thietmars u. Adams bin ich der Ansicht von Grotefend, s. M. Jb. 54, 175 ff. und d. vorhergehenden Aufsätze v. Brückner und Schildt, s. noch Jb. 55,261; 56,245; 57,350.

40. S. Thietm. I, 7 Festliches Begräbnis Ebo II, 6; Herb. II, 22; Wigger, M. Jb. 28 S. 48.

41. S. L. Giesebr. I, 38; Wigger, M. Jb. 28 S. 33, dessen Auffassung ich zu ungünstig finde. Witwe bei Kamin, s. Herbord II, 23. Strafen gegen Ehebrüchige, Thietm. VIII, 2; Opferung v. Frauen s. K. Mauritius b. Schaf. II, 663; Brief des Bonifatius s. Jaffé, Bibliotheca rer. Germ. III, 172 u. M. G. Epist. III. N. 73, S. 342.

Masudi (s. Geschschr. d. dtsch. Vorz.[2] XXXIII, 176; vgl. noch Schiemann I, 33); Thietm. VIII, 2. Tötung von Töchtern s. Mon. Priefl. SS. XII, 896. Ehegeld Ibrahim c. 5.

42. S. Helm. I, 82 u. II, 12; L. Gies. I, 38 u. M. Jb. 28, 33.

43. S. Wid. II, 20.

44. S. bes. Thietm. VI, 18.

45. S. Helm. I, 52 u. 83.

Zu Abschnitt II. Zu dem Zeitraum von 780—1066 werden Quellenstellen nur bei besonderer Veranlassung zitiert, im übrigen vgl. man W.'s Annalen.

1. Zum J. 780 s. M. Jb. 63, 90 u. 101.

2. Karl 783, 84 u. 85 a. d. Elbe s. Ann. Lauriss. u. Einh. u. Kentzler, Forsch. z. D. G. XII, 317. Karls Befehle an die Wilzen s. Einh. Vita K. M. c. 12 (W. S. 2).

3. Zum Feldzug von 789, s. Simson II, 3. Mühlbacher, Regesta, S. 113 macht Witzan versehentlich zu einem Sorbenfürsten.

Die Uebergangsstelle des Heeres über die Elbe vermutet Wigger (S. 113a A. 1) in der Gegend v. Lenzen, also nördlich v. d. Mündung der Havel, dann aber würde Karl die Friesen doch wohl hier erwartet haben, und sie hätten die Havel nicht zu befahren brauchen.

4. Ueber die Namensform des ersten Obotritenfürsten s. W. 137b, A. 3.

5. Neben Dragovit ist vielleicht in dem Fragm. Chesnii (W. S. 3) noch der Name seines Sohnes (Drago) erhalten. Die Stelle enthält offenbar eine Dittographie (et alii reges — cum reliquos reges). es fragt sich nur, ob diese sich auch auf den Namen Drago (= Dragitus) erstreckt, oder ob es hat heißen sollen Dragitus et filius eius Drago et [alii reges] Witzan cum reliquos reges Winidorum.

Die Behauptung des Fragm., daß Karl die Wenden bis an die Peene unterworfen habe, scheint mir schon deswegen, weil hier dieser sonst in der Karolingerzeit noch wenig bekannte Fluß bestimmt genannt wird, dem unbestimmteren usque ad mare der Ann. Guelferb. vorzuziehen. Uebrigens kann unter mare das Haff an der Peenemündung zu verstehen sein.

Aus den Ann. Nazariani (et iterum ipsi iam praefato regi illam patriam commendavit) zu schließen, Karl habe den Dragovit als Oberherrn über die übrigen Häuptlinge eingesetzt, wie F. Dahn Urgesch. III, 1019 u. Waitz, Verfg. III[2], 157 wollen, ist gewagt, da die Nazar. überhaupt nichts von den übrigen Häuptlingen wissen, s. dagegen Ann. Einh. Quem (d. i. Dragovit) ceteri Sclavorum primores ac reguli omnes secuti. se regis dicioni subdiderunt.

5. Alcuins Brief s. M. Jb. 63, 104, ebendort in d. A. noch ein zweiter, der sich auf den Feldzug v. 789 bezieht.

6. 792 u. 794 s. Simson II, 36 u. 87. Für die Leser von Wiggers Ann., die mit der Sprache der karolingischen Zeit noch nicht vertraut sind, bemerke

ich, daß multi hostes i. den Ann. Guelf. 794 nicht viele Feinde, sondern viele Mannschaften (fränkische) bedeutet.

7. Nach den Ann. Laur. soll Witzan bei Hliuni (dem späteren Lüneburg) getötet sein, die Ueberarbeitung (d. Ann. Einh.), die auch hier wie öfter besser über die Vorgänge an der Wendengrenze unterrichtet ist, als ihre Vorlage (s. z. B. 789 u. dazu M. Jb. 63, S. 97) hat das Richtigere. Die Unkenntnis der Laur. zeigt sich schon darin, daß sie Hliuni an das Ufer der Elbe selbst verlegen; sie sind also der Meinung — und insoweit kommen sie der Wahrheit nahe —, daß Witzan am Ufer der Elbe selbst getötet sei, irren aber, wenn sie Hliuni dorthin verlegen. S. noch Simson II, 95, A. 6. Mühlbacher, Reg. S. 129, N. 319g. u. F. Dahn, Urgesch. III, 1043.

8. Thrasco (Thrasuco, Trasico) heißt im Chron. Moiss. zum Jahre 804 (W. Anm. S. 6) Irosuc, was offenbar aus Drosuc verschrieben ist, wie ebendort zum Jahre 810 steht. Schafarik hält dies für die slavische Namensform (II, 268) und vergleicht Drosaik bei e. serbischen Stamme im 9. Jahrh.; ihm tritt Simson (II, 147, A. 2) bei.

9. Ueber den Kampf zwischen den Sachsen und Obotriten im J. 798 sagen die Ann. Laur. aus: Nordliudi contra Thrasuconem, ducem Abodritorum, et Eburisium, legatum nostrum, commisso proelio, acie victi sunt. Welche von beiden Parteien den Feldzug begonnen hat, bleibt ungewiß. Die Ueberarbeitung hat auch hier ausführlichere Nachrichten, die ihr Verfasser dem Eburis, dem Führer des rechten Flügels der Obotriten, verdankt. Trotzdem wird man Bedenken tragen müssen, dem Anfang seiner Darstellung zu folgen, wonach die Sachsen übermütig, weil die Ermordung der königlichen Sendboten straflos geblieben war, gegen die Obotriten ausgezogen wären. Man sieht nicht, wie es möglich gewesen sein sollte, daß Eburis, der doch mit seiner Truppenabteilung erst von Karl über die Elbe gesandt werden mußte, sich mit den Obotriten vereinigte, ehe die angreifenden Sachsen das Land der Obotriten auch nur betraten. Denn daß die Sachsen etwa erst auf dem Rückwege eingeholt sein sollten, stimmt nicht zu occurrit. Ich ziehe deshalb mit Simson (II, 107 u. A. 5) die Darstellung der Lauresham. vor, bei der sehr leicht begreiflich ist, weshalb die Sachsen schon an der Grenze ihren Gegnern entgegentreten konnten: sie erfuhren nämlich von dem Zuge des Eburis und Karls Befehl an die Obotriten und hatten, während sich deren Heerbann sammelte, Zeit genug auch ihrerseits sich zu sammeln und an die Grenze zu ziehen. Die Darstellung des Ueberarbeiters beruht hier wohl nicht auf den Mitteilungen des Eburis, auf den er sich ja auch nur bei Angabe der Zahl der Gefallenen beruft, sondern ist aus dem contra Thr. etc. der Laur. irrtümlich herausgesponnen.

Uebrigens nahmen nach den Laauresham. mehrere missi an der Schlacht teil. Daß sie nicht als bloße Abgesandte gekommen waren, sondern eine fränkische Truppenabteilung mit sich brachten, geht aus den Worten der Laauresham. hervor: tamen fides christianorum et domni regis adiuvit eos.

Suentana ist ohne Zweifel das Zwentinefeld bei Bornhöved und nicht Swante = Schwaan, wie Pertz SS. I, 184, S. 29 und nach ihm andere meinen (s. d. Literatur bei Simson II, 147, A. 9 u. 10). Schwaan hieß wendisch nicht Swante, sondern Sywan (s. Kühnel, M. Jb. 46, 130). Ueber die Verluste der Sachsen sind verschiedene Angaben überliefert, s. d. Stellen b. W. u. Simson II, 148.

10. 799 s. Simson II, 178.

11. Ueber die Entvölkerung von Nordalbingien, die Abtretung an die Obotriten und die übrigen Vorgänge des J. 804 s. M. Jb. 63, 112 ff.

12. Die Namensform Götrik statt der deutschen Gottfried hat Saxo Gram. erhalten.

13. Zum Waffenausfuhrverbot vgl. außer dem M. Jb. 63, 120 angeführten Cap. Haristall. noch das Cap. Mant. c. 7. (Capitularia I, 1, 190) wo nicht nur wie im Cap. Harist. von Brünnen die Rede ist, sondern das Ausfuhrverbot sich auf qualibet arma erstreckt. Der Ausdruck partibus Sclavorum — pergere, den ich verstehe nach den Gebieten der Sl. ziehen, entspricht z. B. genau dem Chron Moiss. 818 exercitus, quem miserat partibus orientis.

14. Ueber die innumerabiles Sclavi der Ann. M. 805 s. M. Jb. 63, 111.

15. Ueber den Grund für Götriks Feldzug gegen Thrasco macht Ranke, Weltgesch. V, 2, 218. die feine Bemerkung: „Die an die Stelle der Sachsen in Nordalbingien angesiedelten Bodrizen (Obotriten) verursachten, wenn wir recht unterrichtet sind, durch innere Entzweiungen, namentlich den Widerstand, welchen der von den Franken eingesetzte oberste Fürst Thrasco fand, eine Einmischung der Dänen, die so entschiedene Anhänger der Franken, wie Thrasco war, nicht aufkommen lassen wollten." — Die Ann. Maximiani SS. XIII, 808 setzen für das traiecisse der Ann. Einh. irruisse, aber ihnen lagen

die Ann. Einh. vor, deshalb darf man aus dieser redactionellen Änderung keinen Angriff zu Lande folgern, wie Werner thut (Pr. Bremerhaven 95, S. 49).

16. Godelaib muß Thrasco untergeben gewesen sein, s. M. Jb. 63, 113 fr.

17. Ueber den Auftrag, den Karl seinem Sohn gab s. Simson II, 387 mit A. 3 u. M. Jb. 63, 122 ff.

18. Die Reichsannalen geben zwar verhüllt zu, daß der Zug des jüngeren Karl über die Elbe nicht die Wiederunterwerfung der Aufständischen erzwungen habe, behaupten aber, er sei cum incolumi exercitu nach Sachsen zurückgekehrt, in dieser Beziehung werden sie jedoch berichtigt durch das Chron. Moiss. und die Ann. Laur. min.

19. Hohbuoki. Frühere Literatur s. Simson II, 390, A. 8. Simson hält es für wahrscheinlich, daß die Kastelle auf dem rechten Elbufer lagen, denn dies entspreche dem System der karolingischen Grenzverteidigung. So wurde 806 ein Kastell am rechten Ufer der Elbe gegenüber Magdeburg und eins am rechten Ufer der Saale (Halle) angelegt, s. Ann. Lauresham 806. Allein die Zweifel, daß Hohbuoki auf dem Höhbeck bei Gartow liege, sind jetzt durch die Auffindung des Kastelles selbst beseitigt, s. Schuchhardt, Bericht in d. Zeitschrift d. hist. V. f. Niedersachsen, 1897, S. 391 ff. Die Lage auf dem linken Ufer war dadurch geboten, daß das Kastell den Zweck hatte Schutz contra Sclavorum incursiones zu gewähren, wie die Ann. Einh. 808 sagen. Die Kastelle bei Magdeburg und Halle waren Ausfallsthore und Zwingburgen.

20. Ueber Semeldinceonnoburg in Chron. Moiss. s. M. Jb. 63, 109 A.

21. Ueber die Rückkehr nach siebenjähriger Gefangenschaft und die Kirche in Hamburg s. M. Urkb. I, Nr. 3 und die M. Jb. 63, 105, A. genannte Litteratur. Hauck (Kirchengeschichte II, 613, A. 3 und 621, A. 1) findet meines Erachtens mit Unrecht, angesichts der Darstellung, welche die Reichsannalen von Karls nordischer Politik geben, Rimberts Angaben über Karls Plan bezügl. Hamburgs (vit. Ansk. c. 12) durchaus unwahrscheinlich. Seine Zweifel beziehen sich allerdings in erster Linie auf die Dänen und hängen mit seiner Ansicht zusammen, daß Karl sich diesen gegenüber absichtlich zurückgehalten. Dies mag hier dahin gestellt bleiben. Was aber die Wenden betrifft, so ist es durchaus glaublich, daß Karl, der doch den Slaven in Kärnten das Evangelium brachte, auch Anstalten zur Bekehrung seiner Freunde, der Obotriten, traf. Daß er aber, wie Koppmann nachzuweisen sucht (Zeitschr. d. Ver. f. hamb. Gesch. B. V, S. 537), das Slavenland bis an die Peene diesem — doch erst beabsichtigten und noch nicht begründeten — Hamburger Sprengel schon zugewiesen habe, ist Dehio I, Exc. XII widerlegt worden.

22. Ueber d. Sachsengrenze Karls des Gr. s. M. Jb. 63, 124 und die dort angegebene Litteratur. Erst nach Abschluß der Arbeit bin ich durch die Jahresberichte der Geschichtswissenschaft XIX, II, 35 auf Helmold, „Die Entwickelung der Grenzlinien aus einem Grenzsaum im alten Deutschland, histor. Jahrbuch (Grauert) 17, II, 235—64" aufmerksam gemacht worden, in der H. nachzuweisen sucht, daß der Limes zur Zeit Karls des Gr. nur ein Vorland ohne feste Grenzen war und daß die Grenzbestimmungen bei Adam v. Bremen nicht aus Karls Zeit stammen. — Mit dem befestigten Limes fällt auch die Obotritenmark, die noch Dehio annahm (I, 38) s. Bangert, S. 13 u. 16. Auch ein „militärisch organisierter" Landstrich längs der Sachsengrenze (Lipp. Das fränkische Grenzsystem unter Karl dem Großen, Breslau 1892, S. 31) hat allem Anscheine nach nicht existiert. Die praefecti Saxonici limitis in den Ann. Einh. 819 sind die Grafen von Itzehoe und Bardowiek, vielleicht noch der von Schezla.

23. Thrascos Tod fällt nach dem Chron. Moiss. erst ins Jahr 810, s. darüber Simson II. 421, A. 1.

24. Karl in Verden, Slaomirs Einsetzung, d. allmählich sich einführende Tributpflicht der Obotriten und die Huldigungspflicht ihrer Fürsten s. M. Jb. 63, 116 ff.

25. Ueber den mutmaßlichen Stammbaum der Obotritenfürsten von Witzan bis Ceadrag s. M. Jb. 63, 115, A. 1.

26. Der Durchzug der Heeresabteilung im J. 812 durch d. Land d. Obotriten ist, allerdings in verworrener Weise, in d. Chron. Moiss. 812 berichtet, s. darüber M. Jb. 63, 110 u. Simson II, 493. A, 3.

Abschnitt III. 1. Zum Feldzug nach Dänemark s. Simson, Ludw. d. Fr. I, 52 f. Mühlb. 559 b.

2. Reichtstag zu Paderborn, Simson I, 53.

3. Daß Ceadrags Einsetzung von der obotritischen Gesandtschaft, die 816

nach Compiègne kam, betrieben ward, schließe ich mit Simson (I, 76) aus dem doch offenbar durch die Verhandlungen mit dieser Gesandtschaft veranlaßten Befehl des Kaisers.

4. Zum Abfall v. 817 s. Simson I, 110 ff. Ueber Ludwigs Politik v. 815—17 s. auch Hauck, Kirchengeschichte II. 613 f.

5. Der Zug gegen Slaomir, der von d. Ann. Einh. (u. d. Ann. Sith.) erst zu 819, vom Chron. Moiss. 818 berichtet wird, fällt ins J. 818, s. d. Anm. W. S. 12 u. Simson I, 140 A. 6. Mühlbacher Reg., N. 658 g.

6. Ueber d. Zeit der Gerichtsverhandlung zu Aachen s. W. S. 12. Simson I. 176, Mühlbacher 658 g.

7. Harolds Zurückführung z. d. Schiffen s. Simson I, 151 Mühlb. 671 a.

8. S. M. Jb. 63, 118 f.

9. Delbende sucht W. S. 101 b, zwischen Hornbeck und der Elbe an der silva Delvunder (dem Sachsenwald); er irrt aber, wenn er meint, die Elbe werde bei der Beschreibung des Ortes nicht erwähnt, s trans Albiam. Das trans schließt nun allerdings die Lage des Ortes in einiger Entfernung vom Flusse nicht aus, das nächstliegende ist aber doch, es am jenseitigen Ufer des Flusses zu suchen, was auf Lauenburg führt, s. Simson I, 189, Mühlbacher 737 a, Bangert, d. Sachsengrenze, S. 14.

10. Liub soll v. d. Abodriti orientales getötet worden sein. W. S. 104 a, folgert daraus, daß diese östlichen Obotriten ein „Gemeinwesen für sich gehabt hätten", allein dieses Gemeinwesen kann, wenn es bestanden hat, nicht völlig unabhängig von Ceadrag gewesen sein, der ohne Zweifel von Ludwig zum Fürsten über den ganzen Stamm der Obotriten eingesetzt war, wie vor ihm Slaomir und Thrasco den ganzen Stamm beherrscht hatten (s. Ann. Einh. 817). Auch läßt der Ausdruck die Auffassung zu, daß es die Mannschaft der östlichen Gaue war, die dem Liub bei seinem Angriff entgegentrat; die der westlichen wird noch nicht zur Stelle gewesen sein.

11. Reichstage zu Frankfurt Dec. 822 u. Mai 823, zu Compiègne Nov. 823 s. Simson I, 187f., 195f., 206, Mühlb. 741a, 742, 743, 746a, 758a.

12. Reichsversammlungen in Ingelheim 826 Simson I, 826; Mühlb. 803a, 806c, 807a. Der Anon Vita. Hlud. 40 wirft die Vorgänge auf der Juni- und der Oktoberversammlung zusammen.

13. Taufe Haralds in Aachen d. 24. Juni 826 s. Simson I, 256 ff.

14. Ansgars Weihe 831 s. Simson II, 281 ff. Dehio I, A. 4 zu S. 64 u Exc. II, Hauck II, 621, A. 2. Ueber die Anfänge des Erzbistums Hamburg s. noch Koppmann, d. ältesten Urkunden d. Erzbistums Hamburg-Bremen, Zeitschr. d. Vereins f. Hamb. Gesch. V (1866), 494 ff. u. Tamm, d. Anfänge des Erzbistums Hamb.-Br., Jenaer Diss. 1888. Von den beiden Urkunden i. M. Urkb. I, 3 u. 4 ist N. 3 e. spätere Fälschung, bei der aber e. ächte Urkunde benutzt ist, N. 4 ist, wie Koppmann nachgewiesen hat, bei Cäsar, Triapostulatus septentrionis in echter Gestalt erhalten, die Varianten Cäsars sind in den Noten des Urkb. angegeben.

15. Ueber d. Loskauf wendischer Knaben durch Ansgar s. V. Anskar. c. 15 (W. S. 14).

16. 838 u. 39 s. Simson II, 189, 215, Mühlb. 951c, 964a.

17. D. Stelle aus d. V. Walae steht b. W. S. 105a, A. 2. s. noch Simson II, 387, A. 2.

18. Zum Zug v. 844 s. Dümmler I, 256, Mühlb. 1338a. Dümmler sagt: „Einer ihrer Könige fiel, d. a. leisteten aufs neue Huldigung und wurden dafür in ihrem Besitz bestätigt." Er folgt dabei den Ann. Xant. Aber die (zuverlässigeren) Ann. Fuld. unterscheiden zwischen dem rex Gotzomiuzli, welcher fiel, und den duces, deren sich Ludwig bediente, um das Land zu ordnen. Also war Gotzomiuzl, wie seine Vorgänger, oberster Fürst der Obotriten. Ludwig beseitigte dieses oberste Fürstentum und teilte das Land unter mehrere duces. Damit stimmt die Descriptio (W. S. 21) überein, s. Nortabtrezi. ubi regio, in qua sunt civitates LIII, per duces suos partite. Dux wird auch Tabomiuzl genannt, der 862 besiegt wird, und zwar von denselben Fuldaer Annalen, die 844 den Unterschied zwischen rex u. duces machen; er wird also einer der Teil-Herzöge gewesen sein. Daß trotz dieser Teilung der Stamm den Zusammenhalt nicht verlor, zeigt die Descriptio, indem sie ihm nur ein regio zuweist, im Gegensatz zu den vier regiones der Wilzen. Von Ottos I. Zeit an treten wieder Gesamtfürsten der Obotriten auf, die Zwischenzeit ist dunkel.

19. Ueberfall v. Hamburg s. Dümmler I, 269, Dehio I, A. 1 zu S. 70, Mühlb. 1342a. Ueber d. wend. Knaben in Tourout s. V. Ansk. c. 36 (W. S. 15).

20. Ich nehme mit L. Giesebrecht (I, 121) zu dem Unde digressi des Prud. Trec. 845 die Saxones als Subjekt an; anders Mühlbacher, Reg. u. Richter,

Annalen II, 331a. Einen Abfall der Slaven sogleich nach d. Unterwerfung v. 844 erzählen auch d. Ann. Xant. (Quam illo absente statim mentientes), eben diese berichten dann von Ludwigs Absicht, auch 845 wieder einen Wendenfeldzug zu unternehmen, den sie deutlich von dem auch ihnen bekannten des J. 844 unterscheiden, der aber nicht zur Ausführung kam, weil die Wenden vor seinem Beginn Gesandte schickten. Man darf diese bestimmt gehaltenen Nachrichten nicht verwerfen, sie sind leicht mit den Ann. Fuld. 845 zu vereinigen, wonach Ludwig im Herbst 845 in Paderborn eine Reichsversammlung abhielt, wo Gesandte der Slaven erschienen. Ludwig wird die Absicht gehabt haben von Paderborn aus gegen die Wenden zu ziehen; die aber wandten, schon durch die Sachsen mürbe gemacht, die drohende Gefahr durch Unterwerfung ab.

21. Ueber d. Jahre v. 851—55 s. d. Quellenzusammenstellung b. W. S. 18 u. Mühlbacher 1366a.

22. Ludwigs zweiter Aufenthalt i. Frankfurt, i. J. 858 von wo aus er s. Sohn gegen die Obotriten sandte, fällt i. d. Mai (s. Mühlbacher 1393b). Der Abfall der Obotriten kann auch diesmal wieder durch die Dänen beeinflußt sein, die 858 Sachsen angriffen (s. Ann. Bertin. 858). Aber dem Wortlaut der Ann. Fuld., auch der — allerdings späteren — Ann. Hildesh. etc. widerspricht es, wenn L. Giesebrecht (I, 125) den König nur deshalb in „das Land der Obotriten und Linonen" senden läßt, um den Dänen zu begegnen.

23. 862 s. Mühlbacher 1408a.

24. 867, s. Dümmler II, 603, Mühlb. 1423a.

25. 877 Mühlb. 1510a. Die Siusler, die 877 in den Ann. Fuld. genannt werden, wohnten a. d. Mulde s. Schafarik II, 602 Richter-Kohl, Annalen II, 414, A. b.

26. Daß auch Wenden a. d. Schlacht von 880 teilgenommen, muß man aus d. Ann. Hildesh. 875 (W. S. 20) schließen: Post hunc (Ludolfum) Marcwardus successit (als Bischof v. Hildesheim) qui a Slavis interfectus quarto anno decessit, Markward fiel in der großen Wikingerschlacht (s. z. B. Ann. Fuld. 880).

27. Ueber die Westgrenze der wendischen Ansiedelungen in Holstein s. Gloy, Beiträge zur Siedelungskunde Nordalbingiens i. d. Forsch. z. deutsch. Landes- u. Volkskunde B. VII, Heft 3 u. Bangert d. Sachsengrenze, S. 30 ff.

28. D. Urk. Arnulfs s. Hamburg. Urkb. I, N. 22, die betreffende Stelle auch bei W., S. 20. Daß nicht alle Wendenstämme sich Arnulf bei seinem Regierungsantritt anschlossen, deuten die Ann. Fuld. 888 (magna parte Sclavorum) an; daß die Obotriten 889 in Forchheim fehlten, ergiebt sich aus der Heerfahrt: sie werden also auch schon 888 renitent gewesen sein.

29. Daß Arnulf im Vertrage v. 895 den Obotriten von ihnen besetztes Land abgetreten hat, ist eine Vermutung v. Hauck (Kirchengesch. II, 630, A. 5), die mir beachtenswert erschienen ist; s. noch L. Giesebrecht I, 130.

30. S. Adam. Brem. I, 54 u. 57, Vita Brun. c. 3 bei W. S. 23 u. 24.

31. Translat. S. Alex. u. Lothars Schreiben (ebendort c. 4) s. W. S. 18.

32. Fragm. Isl. s. W. S. 18. Die nordischen Schriftsteller übertreiben gern die Thaten ihrer Vorfahren, lehrreich ist in dieser Beziehung die Darstellung des Saxo Gram. über Götriks Thaten (Lib. VIII, 296). Den Zusammenhang der wendischen und dänischen Verhältnisse hebt sehr treffend Dümmler hervor (I, 256).

Zu Abschnitt IV. 1. Ueber die Zeit des Feldzuges gegen d. Heveller s. Waitz, Heinr. I³ 123, A. 6 in Berichtigung v. W. S. 25. Ueber d. Chronologie der Wendenkämpfe Heinrichs überhaupt s. auch Richter, Annalen III, S. 14b.

2. Schlacht bei Lenzen. Ueber exercitus cum praesidio militari bei Widuk. I, 36 s. Waitz, H. I, 127 A. 8. Zu dem praesidium militare gehören die 50 armati (Schwergerüstete), die d. Schlacht entschieden, die milites sind also die schwergerüsteten Berittenen gegenüber den leichter bewaffneten Kämpfern des Heerbannes (exercitus), die zu Fuß fochten. Ueber die milites, in deren Organisation als Reitertruppe eben die Neuerung Heinrichs im Heerwesen bestand s. noch W. Giesebrecht, deutsch. Kaiserg. I⁵, 811 f. (Anm. z. S. 222 ff.).

Lunkini = Lenzen, s. Waitz S. 128, A. 1. Was sacramento accepto neben dem folgenden Eid bedeutet, wird durch Wid. III, 44 erklärt, wo es von dem deutschen Heere in Augsburg heißt: Primo diluculo surgentes, pace data et accepta, operaque sua primum duci, deinde unusquisque alteri cum sacramento promissa, erectis signis procedunt. Das sacramento accepto I, 36 muß dem pace data et accepta III, 44 gleichgesetzt werden, womit die in d. Text aufgenommene Auffassung gegeben ist, s. auch Waitz, 128, A. 3.

Ueber d. Datum d. Schlacht s. Waitz, 128, A. 2, W. S. 25, f., Ottenthal, Reg. 23g.

Den Satz, der bei Wid. den Schluß der ganzen Beschreibung bildet: Captivi omnes postero die, ut promissum habebant, obtruncati hält W. Giesebrecht (I, 812, dazu A. 1) für ein nachträgliches Einschiebsel. Er stört in der That den Zusammenhang, doch wird dadurch die Glaubwürdigkeit der Worte nicht beeinträchtigt, da das Einschiebsel, wie andere ähnliche, von Wid. selbst herrührt. Die Zahl der Gef. geben d. Ann. Corb. an.

3. Mission. Nach Adam I, 58 (dem Helmold I, 8 nachspricht) gelobten die Wenden nach der Schlacht freiwillig (?!) nicht nur Tributzahlung, sondern auch Annahme des Christentums; es mag soviel daran richtig sein, daß Heinrich ihnen die Bedingung auferlegte, die Predigt des Christentums sich gefallen zu lassen. Vielleicht liegt aber Adams Behauptung weiter nichts Thatsächliches zu Grunde, als die Bekehrung des Obotritenkönigs, die jedoch erst 931 erfolgte, also nicht in so unmittelbarem Zusammenhang mit der Schlacht steht, wie Adam annimmt. Die Stelle ist lehrreich für die Lebhaftigkeit, mit der Adam die ihm bekannt gewordenen Nachrichten in seiner Phantasie weiter ausmalt, wobei er leicht in Uebertreibung gerät. Aber die Meinung, daß bei Lenzen auch die Böhmen und Sorben geschlagen seien, wird man ihm doch nicht zuschreiben dürfen, die Worte itemque Behemos—domitos sind meines Erachtens von dem vorhergehenden triumphavit abhängig zu machen; es werden an die noch von keinem deutschen Könige besiegten Ungarn die ab aliis regibus domiti Böhmen und Sorben angeschlossen, und dann erst folgen in einem neuen Satze ceteri Sclavorum populi (die nördlichen Slavenstämme), die bei Lenzen niedergeworfen wurden.

4. Ueber d. Bekehrung des Obotritenkönigs s. Waitz 142 mit A. 3 u. 4, Ottenthal, Reg. 23g, Hauck, III, 79 u. 83. Ueber Adalward v. Verden s. auch Ad. v. Br. II, 1. Gegen Koppmanns Hypothese, daß das Gebiet der Obotriten seit der Zusammenlegung v. Hamburg u. Bremen bis zur Stiftung von Oldenburg zu Verden gehört habe, s. Dehio 1, Krit. Ausf. XII. — Den Tod Adalwards setzt L. Giesebrecht (I, 172) irrtümlich ins J. 936, s. Annal. Necrol. Fuld. SS. XIII, 194.

5. Ueber d. Dänenkrieg Heinrichs s. gegen W. S. 27 Waitz 159ff. u. Excurs 23. Auch Giesebrecht hat sich in Aufl. 5 Waitz angeschlossen, s. D. Kaiserzeit I, 233 f. u. 813. Zur Beglaubigung der Existenz des Chnuba bei Wid., die man bezweifelt hat, sind neuerdings zwei Runensteine herangezogen worden s. über die betr. (dänischen) Schriften v. Wimmer den Bericht in Jastrows (Berners) Jahresber. für die Geschichtswiss. XVI, III, 206 u. XIX, III, 188, s. auch H. Möller, Zeitschr. f. deutsch. Altertum, Anz. XIX, 11—32 der andrer Ansicht ist als Wimmer, und Bangert, Zeitschr. d. Gesellsch. f. Schlesw.-Holst.-Lauenb. Gesch. XXVI. Gnupa war nach Wimmer ein Sohn des schwedischen Häuptlings Olav, der sich im Anfang des 10. Jahrh. der Gegend um Schleswig bemächtigt hatte. — Wenn Ad. v. Br. den Gegner Heinrichs Wrm (I, 59) und vorher (I, 57) Hardecnuth Wrm. d. i. ohne Zweifel Gorm, nennt, so erklärt sich das dadurch, daß sich in der dänischen Tradition, aus der Adam schöpft, der weit berühmtere Gorm an die Stelle des wenig bekannten Gnupa geschoben hatte; so auch Ottenthal N. 46b.

6. Krieg g. d. Vukraner, Zeit s. Ottenthal N. 46a. Die V. hält L. Giesebrecht (W. Gesch. I, 139) für die Wagrier, gestützt auf Ad. Br. I, 57, wo erzählt wird, die Dänen hätten mit Hülfe der Slaven Nordalbingien und auch Sachsen diesseits der Elbe geplündert. Die Worte beziehen sich aber auf die ganze Regierungszeit des Erzb. Unni (918—936) und zwar noch genauer, was die Slaven betrifft, auf die Zeit bis zur Schlacht bei Lenzen (s. c. 58 a. Schl.). Ueber d. Vukraner s. Schafarik, II, 581, ihre Hauptburg war Pasewalk. L. Giesebr kombiniert dann Wid. II, 4 mit d. Ukraner-Feldzug und nimmt an, die Gewaltthat der Wenden gegen Thancmars Gesandte wäre d. Grund für d. Feldzug Heinrichs gewesen, allein d. Worte bei Wid. II, 4 Datum quippe erat illis et antea a patre suo bellum, eo quod violassent legatos Thancmari, filii sui können in diesem Zusammenhang nur bedeuten: Begonnen nämlich war der Krieg gegen sie schon vorher von seinem Vater, weil sie u. s. w., d. h. der Krieg war zwar von Heinrich begonnen, aber nicht mehr vollendet, weshalb Otto ihn sogleich wieder aufnahm. Die Gewaltthat fällt also in die letzte Zeit v. Heinrichs Regierung nach den Kampf gegen die Ukrer. Sie wird von den Redariern begangen sein, die Otto 936 als seine Gegner nennt.

7. Ottos Wendenzug im J. 936 s. Wid. II, 3 u. 4. Das Datum, das Wid. c. 4 am Ende seiner Erzählung angiebt, wird sich weder auf den Tag der Rückkehr noch einen Sieg des Königs beziehen, (Richter u. Kohl, Annalen III, 28) sondern auf das Begebnis mit Ekkard (so Köpke-Dümmler I, 57, A. 1 u.

Ottenthal N. 57a). Der Feldzug fällt in die Zeit zwischen d. 13. Sept. u. 14. Okt. s. Ottenthal.

8. Charakteristik v. Markgr. Gero bei Wid. III, 54, s. auch Köpke-Dümmler S. 386. Begrenzung d. beiden Marken s. L. Giesebr. I, 140 f.

9. Die Wenden u. Dänen 939 ff s. Wid. II, 20, 21 u. 30. Hermanns Gefangenschaft bei d. Dänen ist behauptet v. Dudo, Histor. Norm. III, SS. VI, 97. vgl. Wattenbach, Geschichtsquellen I[6], 420 u. L. Giesebr. I, 143.

10. Ueber d. Zeiteinteilung d. Operationen des Königs i. J. 939 s. Ottenthal N. 76 l, n, o, 77a, 78e.

11. Daß Geros Anschlag ein Ueberfall auf seiner eigenen Burg gewesen sei, wie man lange geglaubt hat, steht nicht bei Wid. (II, 20), worauf Köpke, Widukind v. Corvey (Berlin 1867) S. 149 zuerst aufmerksam gemacht hat, s. auch Köpke-Dümmler I, 85, A. 3. Anders Ranke, Weltgesch. VI, 2, 163, der sich für die frühere Auffassung entscheidet wegen der Worte dolum dolo occupans, aber eine List war doch auch der Ueberfall der Wenden auf ihrer eigenen Burg. Man vermißt, wenn Gero sie eingeladen hatte, einen Zusatz wie ad se invitatos.

12. Uebergabe d. Brandenburg. Wid. erzählt II, 21, daß d. Uebergabe der Brandenburg durch Tugumir die Wenden zur Unterwerfung bewog, II, 30, daß i. J. 940, auch noch im Anfang des J. 941, zur Zeit der Verschwörung gegen Otto (s. c. 31) der Krieg gegen d. Barbaren noch wütete; ich schließe daraus gegen Richter (III, 40), Ottenthal (N. 78e) u. Hauck (III, 103, A. 4), daß Tugumirs Handstreich erst in das J. 941 gehört, wenn ihn auch Wid. schon am c. 20 anschließt, offenbar weil er die Empörung der Wenden im Zusammenhang bis an ihr Ende verfolgen will. Er konnte nicht c. 21 schließen: Quo facto omnes barbarae nationes usque in Oderam fluvium — se subiugarunt, wenn unmittelbar darauf der Kampf wieder ausbrach, s. c. 30 Eo tempore (940) barbarorum bellum fervebat.

Den Tugumir nennt Wid. a rege Henrico relictus. L. Giesebr. erklärt (I, 144), man habe ihn übrig gelassen, als die übrigen Gefangenen bei Lenzen getötet wurden, ebenso Köpke-Dümmler I, 102. Aber Heinrich war nicht selbst bei Lenzen, auch sind dort nach Wid. alle Gefangenen getötet. Tugumir wird bei der Eroberung der Brandenburg durch Heinrich gefangen sein. (So Ottenthal N. 23a).

13. Ueber die ottonischen Marken u. d. Wenden-Tribut s. L. Giesebr. I, 147 ff. W. Giesebr. I, 278 f., Waitz, Verfassungsgesch. VIII, 368 ff. D. Urkunden Ottos aus denen W. (S. 28 u.) Stellen anführt, findet man jetzt in den M. G. Diplomata I abgedruckt, in der Urk. v. 12. Sept. 937 muß es statt venationis acquisitionis bei Wigger heißen: venundationis et acquisitionis (Verkauf und Erwerb); so schreibt und erklärt schon L. Giesebr. (I, 148), s. auch Waitz, Verf.-Gesch. VIII, 369, Ottenthal N 69 c.

14. Gründung d. Jomsburg s. L. Giesebr. I, 206. Wendische Wikinger gegen König Hakon s. d. Stelle bei W. S. 30.

15. Ueber d. Dänenzug Ottos I, von dem Ad. Br. II, 3 berichtet, s. Grund, Forsch. z. deutsch. Gesch. XI, 563 ff., dem sich fast alle Neueren (auch W. Giesebrecht I[5], 818, nur Lamprecht, D. Gesch. I, 137, A. 1 zweifelt) anschließen. Vgl auch J. Schultz, die Kriegszüge der Ottonen gegen Dänemark, Pr. Ludwigslust 1875.

16. Ueber d. Stiftung d. Bistümer v. Schleswig, Havelberg u. Brandenburg s. W. S. 132 f. u. 121a, Köpke-Dümmler I, 168, Breßlau, Forschungen z. brandenb.-pr. Gesch. I, 2, 61—83; Hauck III, 103, A. 6. D. Stiftungsbriefe s. M. Urkb. N. 14 u. 15.

17. Die Annahme der anfänglichen Unterstellung des Obotritenlandes unter Schleswig hängt mit der Helmoldkritik zusammen. Schirren hat (Beiträge z. Kritik älterer holstein. Geschichtsquellen, Leipz. 1876) den Bischof Marco v. Oldenburg bei Helm. I, 12 für eine Erdichtung erklärt. Gegen ihn hat schon Wigger (M. Jb. 43, Anl. D, S. 26 ff.) überzeugend nachgewiesen, daß Marco Bischof v. Schleswig war und zugleich Vorsteher des späteren Oldenburger Sprengels. Neuerdings hat Breßlau (Deutsche Zeitschr. f. Geschichtswiss. XI, 154—163) auf ein urkundliches Zeugnis für die Existenz eines Bischofs Marco zu Otto I. Zeit hingewiesen (s. M. G. Dipl. I, 647, auch Dipl. I, N. 50 wird ein vir venerabilis nomine Marco genannt, vermutlich der spätere Bischof. Der in der Urk. genannte Bischof muß mit dem Bischof v. Schleswig identisch sein, denn einen zweiten Bischof Marco hat es in Ottos I. Zeit nicht gegeben (s. d. Listen bei Hauck III).

18. Den Zug des Herzogs gegen Suithleiscranne und den folgenden Rachezug der Wenden setzten L. Giesebrecht I, 179 u. W. Giesebrecht I, 417 schon ins J. 954, allein d. ganze Zusammenhang bei Wid. III, 42—53 spricht mehr für 955, s. Köpke-Dümmler I, 250 f. Richter-Kohl, Annalen III, 1, 80 c., Ottenthal Reg. 240d.

Suithleiscranne identificierte Wedekind, (Noten I, 20) mit Süd-Landskron—Schwedt, die Burg der Cocarescemier suchen Köpke-Dümmler I, 251, A. 4 mit Heinemann in der Gegend v. Magdeburg. Beides ist nicht möglich, da beide Ortschaften in der Mark des Herzogs Hermann, also im Obotritenlande oder in dessen Nähe, Suithleiscranne rechts und die Burg der Cocarescemier links von der Elbe gelegen haben müssen, s. W. S. 122a A. 1.

19. Beyers Hypothese (M. Jb. 32, 88), daß unter der Raxa bei Wid. die Reke zu verstehen sei, vermag ich mir nicht so unbedingt anzueignen, wie Wigger, M. Jb. 45, 9 (W.'s frühere Ansicht s. Anm. 122 a A. 1) und Saß M. Jb. 53, Quartalber 4 und auch einige der Kritiker der Bilder aus der Meckl. Geschichte von Rudloff gethan haben. Nach Beyer soll Otto bei Eldenburg gestanden und Gero die drei Brücken bei Lenz (am Plauer See) geschlagen haben. Ich halte dies für unmöglich. Die Entfernung zwischen Eldenburg und Lenz beträgt etwa 20 km, der Weg, den nach Beyer die Wenden um den Jabelschen See herum zurückzulegen hatten, noch etwas mehr. Und doch spricht Widukind nur von uno fere miliario, was entweder eine deutsche Meile oder auch nur 1000 römische Schritt gleich $^1/_5$ Meile bedeutet. Doch hierin könnte Wid. sich geirrt haben, aber ist es denkbar, daß sich der Zug des Markgrafen nach Lenz, der Bau der drei Brücken dort, die Benachrichtigung des Kaisers durch einen Boten, der Zug des Kaisers nach den Brücken, was zusammen außer der Arbeit eine Wegestrecke von 60 km(!) ergiebt, wobei man noch den Zustand der damaligen Wege bedenken möge, und ferner, der Uebergang des kaiserlichen Heeres über den Fluß, die Schlacht und die Verfolgung, ist es denkbar, daß sich alles dieses an einem einzigen Herbsttage abgespielt hat? Und noch dazu sollen die Sachsen auch das wendische Lager, das doch nach B. bei Eldenburg zu denken ist, noch an demselben Tage genommen haben. Ferner: die ganze Entfernung von 20 km sollen die Wenden im Laufe zurückgelegt haben? Und, als die Wenden dem Kaiser vom südlichen Ufer abziehen sahen, wie konnten sie wissen, daß er nach den drei Brücken bei Lenz zog, deren Existenz ihnen noch ganz unbekannt sein mußte? Der Anfang des Weges, den der Kaiser zurückzulegen hatte, stimmte mit seiner Rückzugslinie völlig überein (von Eldenburg bis Klink), und da sollen die Wenden, wie sie den Kaiser diesen Weg einschlagen sahen, sofort gewußt haben, um was es sich handele, und, so schnell sie konnten, nach dem Jabelschen See geeilt sein, und von da nach Lenz, obgleich sie auf dem ganzen Wege bis Lenz kaum etwas vom Heere des Kaisers sehen konnten? Genug, so, wie Beyer sich den Hergang zurechtgelegt hat, kann er unmöglich gewesen sein. Ist unter der Raxa die Reke zu verstehen, was auch ich für möglich halte, so muß sich das ganze entweder zwischen Müritz- und Kölpin-See oder bei Malchow und Lenz abgespielt haben. Letzteres ist unwahrscheinlich, da sich meines Wissens auf dieser Strecke außer bei Lenz keine Stelle findet, wo die Elde schmal genug ist, um eine Unterhaltung von Ufer zu Ufer (s. Gero und Stoinef) und einen Kampf mit Speeren und Pfeilen über den Fluß hinweg möglich zu machen; wohl aber ist dies bei Eldenburg der Fall, (s. die Schilderung des Terrains bei Raabe-Quade, Vaterlandskunde, B. I, 1016). Otto kann etwa da, wo jetzt die Chaussee über den Fluß führt, sein Lager gehabt haben, die Brücken können bei der Einmündung in den Kölpin-See angelegt sein, die Entfernung ist etwa 2 km, auch macht der Fluß einen Bogen nach Norden, den die Wenden zu umgehen hatten, die Sachsen aber abschneiden konnten, vorausgesetzt, daß die Richtung des Flußlaufes, die vielfach geändert ist, schon damals eine ähnliche war wie jetzt.

Andrerseits halte ich keineswegs für unmöglich, daß mit der Raxa doch die Recknitz gemeint ist. Wenn Otto III. im Jahre 995 bis zur Burg Mecklenburg gelangte, warum sollte Otto I nicht im Jahre 955 bis zur Recknitz vorgedrungen sein? Daß der Zug vorzugsweise gegen die wilzischen Stämme gerichtet war, ist aus dem starken Hervortreten Geros, zu dessen Mark sie gehörten, zu schließen, während Herzog Hermann gar nicht erwähnt wird. Man darf vermuten, daß dieser die Aufgabe hatte, inzwischen die Elblinie gegen eine Diversion Naccos zu schützen. Waren aber die Wilzen das Ziel des Zuges, warum soll es unwahrscheinlich sein, daß Otto, sei es östlich von der Müritz, sei es über Eldenburg durch das Gebiet der Tollenser und Circipaner bis an die Recknitz in der Gegend von Tessin oder Laage vordrang? Ich bin also über die Raxa noch jetzt der Ansicht, der ich in Rudloffs Bildern S. 10 mit den Worten Ausdruck gegeben habe: „Man weiß nicht, ob es die Recknitz oder die Reke war." — Was die Rügener betrifft, so glaube ich, daß Markgraf Gero sie bereits mitgebracht, nicht, daß sie erst, während das kaiserliche Heer an der Raxa lagerte, durch das feindliche Land hindurch zu ihm gestoßen sind. Auffällig ist ihre Anwesenheit immer, sollte Widukind seinen Berichterstatter falsch verstanden und dieser Ucrani gemeint haben?

20. Verwendung d. Beute s. Magdeburger Schöppenchronik S. 48 ed Janicke (Dümmler I, 267).

21. Die Sachsengrenze Ottos I. wird erwähnt i. e. Urk. Heinrichs IV. v. J. 1062 (W. S. 85).

22. Der Feldzug v 958 wird bei Flodoard erwähnt, der mit den Ereignissen gleichzeitig schrieb, beim Cont. Reg., der einige Jahre später s. Werk abfaßte, fehlt er, dafür fehlt bei Flod. der Feldzug des J. 959. Es ist möglich, daß beide denselben Feldzug meinen und der Cont. ihn versehentlich ein Jahr zu spät angesetzt hat. Auf jeden Fall wird Wid. III., 60 der dritte Zug gegen Wichmann ins J. 958, nicht ins J. 959 gehören, da Wichmann Wid. III., 59 (Eodem tempore) im J. 957 wieder zu den Wenden ging, also 958 unter ihnen war.

23. Die Andeutung öfterer Kämpfe mit den Wagriern liegt in den Worten Wid. III., 68 Ecce, quos nec tu nec dominus tuus imperator vincere potuistis, mea perfidia inermes assistunt.

24. In der Ansetzung von Ibrahims Reise und Naccos Tod weiche ich mit Westberg von Wigger (M. Jb. 45) ab, was die Folge nach sich zieht, daß ich nicht Nacco, sondern dessen Sohn Mistav (Wid. III., 68) = Mistui, Mistiwoi (Thietm. Helm. u. s. u. Abschn. V, A. 3) dem Billug bei Helmold I, 14 gleichsetze, wie früher Boll M. Jb. 18. Die Gründe für diese Abweichungen ausführlicher darzulegen, würde hier zu viel Raum beanspruchen, auch ist es nicht wohl angängig vor der Veröffentlichung der Westbergschen Arbeit, auf die ich mich dabei beziehen muß, umfangreichere Stellen aus derselben abzudrucken. Hier möge kurz folgendes bemerkt sein. Mazenburg halte ich mit Schulte (Archiv für Landes- u. Volkskunde der Provinz Sachsen II., 71—84) und Westberg für Magdeburg, nicht für Merseburg, Ibrahim war ein reisender Kaufmann, kein Mitglied einer officiellen Gesandtschaft, die afrikanische Gesandtschaft im J. 973 stammte jedenfalls aus Aegypten und hat mit Ibrahim nichts zu thun, dessen Heimat das nordwestliche Afrika war und der seine Rückreise über Spanien machte, wo im J. 1066 im Archiv zu Cordova al-Bekri seinen Reisebericht vorfand. Wenn im J. 965 keine Gesandte aus Bulgarien erwähnt werden, so ist dies argumentum ex silentio ohne Beweiskraft, da wir aus den J. 965 überhaupt keine Aufzeichnung über die Gesandtschaften haben, die an Ottos Hofe eingetroffen sind. Daß bulgarische Gesandte im J. 973 noch keine Kunde von dem Sturze ihres Reiches im J. 971 gehabt haben sollten, ist unwahrscheinlich. Cosmas von Prag ist ein sehr unzuverlässiger Gewährsmann für die beiden Thatsachen, die Wattenbach (S. XIII.) für 973 heranzieht, daß Krakau, welches Ibrahim zu Böhmen rechnet, von Boleslav II. erobert und dieser erst 967 zur Regierung gekommen sei. Dem gegenüber giebt für mich Wid. III., 68 den Ausschlag zu Gunsten der Ansetzung der Reise ins J. 965. Hier heißt es: Erant duo subreguli —. inimicitiae a patribus vicariae relicti. alter vocabatur Selibur, alter Mistav. die hier erzählten Ereignisse fallen in die Jahre 967 oder 968, jedenfalls vor 973. So aber, wie er schrieb, hätte Widukind, der Zeitgenosse, sich nicht ausdrücken können, wenn damals Nacco noch lebte. Die Reise, auf der Ibrahim diesen noch am Leben antraf, muß also vor 973 fallen, dann aber bleibt aus den allgemein gebilligten Gründen kein anderer Termin übrig, als das Jahr 965.

25. Ueber die Buloinen s. o. Abschnitt I, Anm. 9.

26. Gründung des Bistums Oldenburg nicht vor 967 s. W. S. 133. Vgl. auch Breßlau, Forsch. z. brand.-preuß. Gesch. I, 2, 61—83 u. Hauck, Kirchengeschichte III, 107.

27. Den Bischofszins hat m. E. Wigger mit Unrecht gegen Schirren zu halten gesucht (s. W. a. a. O. S. 36 u. dagegen v. Breska. S. 20.). Derithsewe Helm. I. 18 hält Regel, Helmold S. 34 für Darz, Amt Lübz (Dartze M. Urk. II. 1322), nicht Dassow.

28. Ueberschätzung der Erfolge der Mission durch Adam I, 42 s. Dümmler S. 505, A. 2, Hauck III, 138.

29. Billug gleich Mistiwoi, nicht Nacco (Wigger, Jb. 45, 10) s. o. A. 24.

Zu Abschnitt V. 1 Zum Dänenfeldzug s. außer Thietm. III, 4 u. Ad. II 3 auch d. Annal. Altah. maj. 974 (SS. XX. u. Einzelausg.), deren Schilderung aber an Verworrenheit leidet. D. dänischen Quellen s. jetzt M. G. SS. XXIX, 334, auch W. Giesebr. I⁵, 574. In den Altah. ist der erste Rückzug Ottos fälschlich dadurch begründet, daß Harald dem Kaiser seinen „ganzen Schatz" ausgeliefert hätte (eique expendit omnem thesaurum). Dann soll Otto nunciis irritatus (also durch einen neuen Friedensbruch des Dänenkönigs veranlaßt) ein größeres Heer

gesammelt haben, worauf Harald ihm noch einmal omnem thesaurum, quem habuit, und seinen Sohn als Geisel schickt und außerdem den Zins (census), den er vorher bezahlt hatte, weiter zu zahlen verspricht. Die doppelte Bezahlung des Schatzes widerlegt sich selbst, auch der census ist unglaubwürdig; er wird von den wendischen Verhältnissen von dem Verf. willkürlich auf die dänischen übertragen sein. Richtig dürfte die (einmalige) Zahlung einer Geldsumme und die Stellung von Haralds Sohn als Geisel sein.

2. 977 f. Sig. Gembl. (SS. VIII) 980 f. Thietm. III, 10.

3. Auf die Ereignisse des J. 983 ist neben Thietm. III, 10 u. 11 zum Teil auch Ad. II, 40—42 zu beziehen; Adam hat hier Ereignisse aus ganz verschiedenen Zeiten durch einander geworfen, s. darüber am besten und gründlichsten Usinger, Heinrich II, Exc. VIb (anders W. S. 47). Helmold nennt I, 16 die beiden aufständischen Wendenfürsten Mistiwoi und Mizzidrag, deren Namen er aus Ad. II, 40 entnimmt, und schließt daran die Geschichte von der Werbung des Obotritenfürsten um die Nichte des Herzogs; für diese hat er eine andere Quelle benutzt, in der nur von dem werbenden Sohne die Rede war. Diesen nennt er Mistiwoi. Ist dies richtig, so muß der 967 genannte Mistav (= Billug) als der für den Sohn werbende Vater von diesem 983 auftretenden Mistiwoi unterschieden werden, der sein Sohn und Naccos Enkel gewesen sein müßte. Allein Billugs Sohn heißt Helm. I, 13 u. 14 Missizla, ein Name, mit dem man den Namen Mistiwoi nicht wird identificieren dürfen, wie Beltz, M. Jb. 61, Quartalb. 3, 30 thut. Beide Namen sind echt slavisch, Mistiwoi bedeutet Städteeroberer (aus poln. Miasto = Stadt und woj Kampf, s. Note 10 zu Kurze Thietmar II, 9, und zur Endsilbe woi den Namen Boriwoi I u. II von Böhmen (Cosmas v. Prag), Missizlav (= Mistizlav) ist zusammengesetzt aus miasto und slava (Ruhm, s. Kurze, Thietm. IX, 5 Note 6), Mistiwoi und Mistizlav sind also zwei verschiedene Personen. Folglich muß Helmold sich entweder I, 16 oder I, 13 geirrt haben. Das wahrscheinlichere ist das erstere: Helmold wird den aus Adam entnommenen Obotritenfürsten Mistiwoi dem werbenden Fürsten gleichgesetzt und diesen für den regierenden Fürsten gehalten haben, ohne zu beachten, daß bei Adam der Vater für den Sohn wirbt. Hier liegt also ein mißglückter Versuch Helmolds vor, zwei verschiedene Quellen, die bei Adam überlieferten Namen und die aus einer anderen Quelle entnommene Erzählung von dem werbenden Fürsten, zusammenzuschweißen, während I, 13 der Name Missizla durch die Tradition überliefert war. Ist aber Missizla der Sohn, dem die Braut bestimmt war, und Mistiwoi-Billug dessen Vater, so erhebt sich die neue Frage, ob wir berechtigt sind, diesen Mistiwoi-Billug dem 967 genannten Mistav gleichzusetzen oder ob dieser vielleicht Mistiwoi-Billugs Vater war. Für die Gleichsetzung beider ist Thietmar II, 9, wo der Mistav des Widukind Mistui genannt wird, nur eine schwache Stütze, denn Thietmar zeigt sich hier über die Vorgänge des J. 967 schlecht unterrichtet: nach ihm hat Herzog Hermann nicht nur Selibur, sondern auch Mistui dem Kaiser zinspflichtig gemacht, während wir aus Widukind wissen, daß Mistav die Hülfe des Herzogs gegen Selibur anrief. Dagegen ergiebt sich die Gleichung Mistav = Mistui-Mistiwoi aus der Erwägung, daß einerseits Mistav im J. 967 eben erst zur Regierung gekommen war und andererseits Mistiwoi schon sehr bald nach 968 regierender Fürst gewesen sein muß. Dies ist zu folgern aus seiner Ehe mit der Schwester des Bischofs Wago, die kaum nach 970 geschlossen sein kann, da Hodica, die Tochter aus dieser Ehe schon vor 983 Aebtissin von Mecklenburg ward. Sie war freilich damals noch sehr jung, aber jünger als 10 Jahre wird sie doch schwerlich gewesen sein. Ueberdies hatte Billug, als er jene Ehe schloß, bereits einen erwachsenen Sohn, eben den Mistizlav, stand also schon in höherem Lebensalter, folglich ist unwahrscheinlich, daß er der Enkel und nicht vielmehr der Sohn des um 966 gestorbenen Nacco gewesen sein sollte. Als Resultat ergiebt sich also, Billug, Mistav (967), Mistui-Mistiwoi (982—84) ist dieselbe Person, der Gatte der Schwester des Bischofs Wago und Vater des Mistizlav und der Hodica; er warb im J. 982 (vor dem Zuge nach Italien) für Mistizlav um die Nichte des Herzogs von Sachsen und war noch in den Jahren 983 und 84 (und noch mehrere Jahre später s. u.) regierender Obotritenfürst. — Dem Missizlav setze ich den bei Thietmar VIII, 4 genannten Mistizlav, der im J. 1018 vertrieben ward, gleich (s. o. S. 98) und bediene mich, hier in Uebereinstimmung mit Beltz (a. a. O.), der durch den Zeitgenossen Thietmar und die o. a. Etymologie beglaubigten Namensform Mistizlav. — Zur Schilderung des Wunders beim Brande von Hamburg bei Thietmar ist zu beachten, daß aus Thietmars Worten nicht hervorgeht, daß Avico von dem Obotritenfürsten auf auf den Feldzug mitgenommen war und als Augenzeuge berichtet; er kann nachträglich davon gehört haben. Die Geschichte von Mistiwois Wahnsinn ist bei Thietmar erst später an den Rand geschrieben, und zwar nach dem neuesten

Herausgeber (Kurze, Separat-Ausg.) erst unter Heinrich IV. — Das zerstörte Laurentiuskloster zu Kalbe war ein Nonnenkloster und lag in Kalbe an der Milde, nicht an der Saale, s. Hauck, III, 143, A. 2.

4. 985—87, s. die Anm. bei W. S. 43; W. Giesebrecht, D. Kais. I[5], 365 läßt 986 die Liutizen fort. Thietm. IV, 8 (W. S. 47) geht über diese Feldzüge kurz hinweg und unterscheidet dabei die orientales Sclavi von der occidentalis pars, erstere jedenfalls nicht die in Ostsachsen wohnenden Stämme wie in der Fußnote der Gesch. d. deutsch. Vorzeit[2] B. 39, S. 91 behauptet ist, da die Bezeichnungen östliche und westliche offenbar in Beziehung auf einander gebraucht sind; die östlichen sind wohl die Böhmen, die westlichen die Obotriten und Liutizen.

5. Für die Vertreibung des Bischofs Folcward (Ad. II, 44, W. S. 47) ist kein bestimmtes Jahr überliefert, s. aber Hauck, III, 255. Die Beglaubigung der Kombination von der Vertreibung des Bischofs und den beiden Zügen der Sachsen mit dem Tode Mistiwois und der Aufhebung des Klosters Mecklenburg liegt, wie ich meine, in ihr selbst.

6. S. Thietm. IV, 14. In hac (hieme) devicti sunt Sclavi. Daß mit den Wenden Ende 995 oder Anfang 996 ein Friede geschlossen ist, geht aus den Ann. Quedl. 997 hervor: Sclavi — pacis fregerunt pactum.

7. Palnatoke s. L. Giesebr. I, 220.

8. S. Beltz, M. Jb. 61, Quartalber. 3, S. 34.

9. S. Ad. II, 37 (W. S. 53).

10. Daß die Liutizen Heinrich II. Tribut bezahlt haben, folgt aus Wipo, Gesta Chuonr. c. 6, wo es von Konrad II. bei seinem Königsritt 1024 heißt: Deinde a barbaris qui Saxoniam attingunt tributa exigens, omne debitum fiscale recepit, und d. Rythmus de obitu Ott. III. imp., abgedr. bei Dümmler, Anselm d. Peripatetiker, Halle 1873, benutzt bei W. Giesebr. II[5], 28.

11. Stumpf N. 1540. Daß der Bischof wirklich in seine Diözese gegangen sei (L. Giesebr. II, 15), ist nicht anzunehmen, richtiger Hauck III, 629: Das Privileg hatte nur für die sorbischen Gaue praktische Bedeutung.

12. Landtage Thietm. VI, 21 (W. S. 55), ebendort auch die Hinrichtung der beiden Slaven und die Erneuerung des Verbots Christen an Heiden zu verkaufen.

13. Ad. II, 41 (W. S. 47). W. setzt Ad. II, 40—42 ums J. 990 und bringt sie mit der Verbreitung Folcwards in Verbindung; s. aber den o. A. 3 genannten Exkurs von Usinger. Usinger hat allerdings für die Oldenburger Ereignisse, die er mit Recht von c. 40 trennt, das J. 990 nicht in Betracht gezogen, und es ist möglich, daß sie in dieses Jahr fallen. Mir scheinen sie besser zum J. 1018 (dem Wüten der Liutizen) zu passen.

14. S. L. Gies. II, 51; richtiger Usinger, H. II, B. III, 95.

15. Die Expedition des dänischen Königs Knud 1019/20 ins Wendenland (s. Henr Hunt., W. S. 61) bezieht L. Gies. II, 52. auf die Obotriten und meint, Knud wäre einer Aufforderung des Erzb. Unwan gefolgt (s. Ad. II. 53 Ac postmodum (nach 1019) coniunctus est archiepiscopo, ut ex sententia eius omnia deinceps facere maluerit. Allein daß der Hamburger Erzbischof den Dänenkönig zu diesem Eingriff in die Machtsphäre des deutschen Reiches aufgefordert, ist wenig glaublich. Das Mittel Unwans, um zur Wiederherstellung des status quo ante im Obotritenland zu gelangen, war die Beilegung des Zwistes zwischen dem Herzog und dem Kaiser (s. Ad. II, 46. u. 47. Anf. Das Ziel von Knuds Zug ist wohl weiter östlich zu suchen, s. Saxo p. 509 Sclaviae ac Sembiae (Samland!) ferrum inicere statuit.

16. Helmolds Bericht (I, 18) über diese Verhandlungen hat Schirren meines Erachtens mit Unrecht angetastet, hierin stimme ich mit Wigger (M. Jb. 43, Quartalber. 1. 35) überein.

17. Auch diesen Landtag hat Schirren angezweifelt (S. 53), ihm folgen Dehio I, Exc. XVII u. Breßlau, Konr. II., B. II, S. 96, A. 2. Allerdings ist die Fälschung von dem Bischofszins (s. o. A. 27 zu Abschn. IV) auch in Helmolds Bericht über den Landtag eingedrungen, aber das ist noch kein zureichender Grund diesen ganz zu streichen Ueber die Zeit s. W. Giesebr. II, 619.

18. Die adiacentes Sclavi, die Wipo c. 2 bei Konrads Wahl erwähnt, sind jedenfalls weder Obotriten noch Liutizen, da beide Völker wohl tributpflichtig, aber keine Reichsangehörige waren. Gegen die Teilnahme der Obotriten spricht noch, daß Herzog Bernhard wahrscheinlich bei der Wahl nicht anwesend war (s. Breßlau I, S. 12, A. 7). L. Giesebr. II, 62 meint, es seien Böhmen gewesen, aber die Anwesenheit Udalrichs v. Böhmen wird wenigstens nicht erwähnt. Es werden wendische Edle aus der Markgrafschaft Meißen oder der Altmark gewesen sein, s. Breßlau I, S. 20. Noch anders Manitius, Gesch. d. sächs. u. sal. Kaiser S. 356, A. 2.

19. Konrads Verhandlungen mit den Slaven Anfang 1025 in Merseburg (Urk. 8/2, Stumpf 1872) oder schon vorher in Magdeburg (Urk. 5/2 St. 1871), s. Breßlau I, 54. Letzteres ist wahrscheinlicher wegen der Lage von Magdeburg.

20. Verwandtschaft zwischen Knud u. Miesco s. Thietm. VIII, 39, zw. Knud u. Udo s. Chron. S. Mich. Luneb. SS. XXIII, 395 (W. S. 48 u. 67, A. 2) wo Gottschalk, Udos Sohn, materno genere Danus heißt. Zur Zeit Heinrichs II. scheint schließlich ein feindliches Verhältnis zu Knud bestanden zu haben: Papst hat dies (Forsch. z. d. Gesch. V, 359, A. 2) aus Ad. II. 54 fecit pacem geschlossen. Ist dies richtig, so muß der „Friede" gleich in den Anfang von Konrads Regierung fallen, s. Richter, Annalen III, 1, 274 u. 307.

21. S. Ann. Hildesh. 1029. Die Stelle et mentita est iniquitas sibi bezieht sich wohl nicht auf die Liutizen, sondern auf Miesco v. Polen, s. Manitius, Gesch. d. sächs. u. sal. Kaiser, 390 Anm.

22. Ueber die zeitliche Anordnung der Ereignisse in Wipo c. 33 Waitz Forsch. III, 289, Breßlau II, 150 A. 6 u. 481 u. 484, W. Gies. II[5], 645, Richter, Ann. 302. Ueber Konrads Verfahren (den Zweikampf) s. Breßlau II, 96.

23. Zu den Feldzügen von 1035 u. 36 s. außer den Quellen bei W. noch Chron. Suev. univ. 1034. 35. 36. SS. XIII, 71 auch a. Schlusse der Einzelausg. des Wipo (S. 77), Rud. Glab. IV. 8 SS. VII 68, Ann. Altah. maj. (s. darüber Breßlau II, 217, A. 3) 1035 u. 36. Bonizo. lib. V. s. Breßl. II, 151, A. 2, Jaffé, Bibl. II, 577 jetzt auch Libelli de lite I, 568: Luticios adgressus bello prostravit et usque ad Bellagrast (vielleicht ist doch Belgard in Pommern (bei Kolberg) gemeint, doch ist die Richtigkeit der Nachricht dann anzuzweifeln, fugere coëgit; Brief des Bisch. Azecho v. Worms an Erzb. Bardo v. Mainz, s. Ewald, N. Arch. III, 337, N. 52., Bresl. II, 217, A. 2 denkt an den Zug von 1036, aber auf diesen bezieht sich der Brief eines Klerikers an Bisch. Azecho (s. z. B. W. Gies. II[5], 713), Azecho nahm also an dem Zuge v. 1036 nicht teil, sein Brief wird mithin auf den v. 1035 zu beziehen sein. Daß Wipo selbst das von ihm angeführte Gedicht über Konr. II. verfaßt habe, ist eine Vermutung von Wattenbach, s. II[6], 13. Zeit des Zuges v. 1036 s. Richter, Ann. 310d. Daß der Tribut von Konr. nach s. Siege im J. 1036 erhöht wurde (W. Gies. II, 306 u. a.), liegt nicht in Wipos Worten c. 33 sic humiliavit eos, ut censum ab antiquis imperatoribus propositum et iam auctum Chuonrado imperatori postea persolverent. Zieht man den Dativ zu auctum, so muß die Erhöhung schon vor dem Feldzug v. 1036 von Konr. eingeführt sein; zieht man den Dativ zu persolverent, was ich für richtiger halte, so ist Wipos Meinung, daß bereits ein früherer Kaiser (Otto I.?) den Tribut erhöht habe.

24. Ann. Hild. mai 1039.

24. Gottschalk ist im Frühling des J. 1029 zu Knud gegangen, s. W. S. 67., Udos Ermordung, Gottschalks Flucht, Rachezug und Gefangenschaft fallen also in den Winter 1028/29. Mit W. stimmt Breßlau, Konr. II. B. II, S. 93 überein.

26. Ueber Gottschalk den Gotenbischof s. Ad. II, 62 u. 64, die Anm. W. S. 67 u. Breßl. II, 93, A. 3.

27. Ob sich der ganze Stamm der Obotriten an Gottschalks Rachezug beteiligte oder nur einzelne Scharen sich ihm anschlossen? Das zweite sagt Helmold (congregata multitudine latronum), der aus der holsteinischen Tradition schöpft, das erste scheint der Sinn von Adams Worten zu sein: se commisit Winulis. Quorum auxilio —, was auf Verhandlungen mit der Landesversammlung der Obotriten deutet. Doch schließt auch Adam aus, daß die Obotriten ihm als Fürsten gehuldigt hätten, s. Hunc quasi principem latronum. Nach Helmold soll sich der Raubzug sogar über Ditmarschen erstreckt haben, was offenbar übertrieben ist, s. Breßlau II, 92, A. 2. Daß Gottschalk auch Kirchen zerstört habe, sagt ausdrücklich nur das Chron. mon. Lüneb. SS. XXIII, 395 (auch W. S. 48), eine allerdings späte Quelle, in der auch der Charakter des Zuges als eines Rachezuges verwischt ist, doch ist es an sich glaublich, da die Wenden, selbst wenn Gottschalk es gewünscht hätte, schwerlich die Kirchen verschont haben würden.

28. s. Grünhagen, Adalbert, Erzb. v. Hamb. Leipzg. 1854, S. 81.

29. Huskarle s. Saxo X, 524, Dahlmann, Gesch. v. Dänem. I, 146.

30. Daß Gneus u. Anatrog Heiden waren, sagt Adam II, 64, wo er sie mit Udo zusammenstellt (also vor 1029), II, 69 heißt es von Anatrog, Gneus u. Ratibor pacifice ad Hammaburg venientes duci ac praesuli (d. i. dem Erzbischof) militabant, letzteres setzt doch wohl die Bekehrung voraus.

31. Ad. begründet II, 75 die magna potestas des Ratibor mit dem Satze: Habuit enim filios octo, principes Sclavorum, daraus folgt, daß sie Anteil an seiner

Macht gehabt haben müssen, s. auch L. Gies. II, 82, der aber zu weit geht, wenn er auch die vier wilzischen Völkerschaften dem Ratibor unterstellt.

32. s. L. Gies. II, 80.

33. Adam II, 75 läßt König Magnus forte bei Schleswig landen, was wohl nicht „zufällig" bedeuten soll, sondern „gerade" wie auch Laurent übersetzt; hiermit stimmt Saxo p. 543, der genauere Einzelheiten beibringt. Ueber die Wenden ist Saxo schlecht unterrichtet, er behauptet, Ratibor hätte den Zug nach dem Tode (?) seiner 12 (!) Söhne unternommen. Ueber Ort u. Zeit der Schlacht s. W. S. 75, A. 4. u. Steindorf I, 276. Eine Gewähr für die Richtigkeit der isländischen Darstellung von der Vorgeschichte der Schlacht (s. W. S. 74 u. 75) liegt darin, daß Herzog Ordulf in ihr mehr hervortritt als Magnus, während doch sonst, wie z. B. hier in der Beschreibung der Schlacht selbst, die Isländer die Thaten der nordischen Könige zu übertreiben geneigt sind. Mindestens die Teilnahme des Herzogs darf man durch sie als verbürgt ansehen, obgleich weder Adam noch Saxo etwas davon wissen.

34. Ein anderes wunderbares Omen s. b. Saxo

Zu Abschnitt VI. 1. Die Sage von Gottschalks Bekehrung s. Helm. I, 19 und dazu Schirren S. 118, Dehio I, 184, Breßlau, Konr. II., II, 92, A. 2.

2. Ueber Gottschalks Rückkehr u. ihre Zeit s. W. S. 78. Gegen die Richtigkeit von Saxos Behauptung, Gottschalk habe Sven während dessen unglücklicher Kämpfe mit Magnus im Stiche gelassen (defectorem agere non erubuit) spricht Gottschalks späteres gutes Verhältnis zu Sven. Wenn er überhaupt unter Sven gedient hat, so wird er ihn nicht ohne dessen Einwilligung verlassen haben. Stein (Pr. S. 14) urteilt: Gottsch. verließ Sven, als der Wendensieg des Magnus die Aussichten Svens erheblich verdüstert hatte. Steindorff I, 280, A. 2. findet G.s Dienstzeit bei Sven überhaupt nicht glaubwürdig, weil Adam, der doch den König Sven kannte, sie unerwähnt ließ. Doch wird darauf kein allzu großes Gewicht zu legen sein, ebenso wenig auf Adams Worte II, 75, Gottsch. sei nach dem Tode von Knuds Söhnen ab Anglia rediens ins Slavenland gegangen; es wird dadurch nicht ausgeschlossen, daß Gottsch. sich in der Zeit zwischen dem Tode Hördeknuds (8. Juni 1042) und dem Falle der Söhne Ratibors vorübergehend bei Sven aufgehalten hat; doch war dieser im J. 1043 nicht in der Lage ihn mit Truppen zu unterstützen, da er nach der großen Wendenschlacht vor Magnus nach Schonen entweichen mußte. Da nun aber sowohl Adam als Saxo betonen, daß Gottsch. das Slavenland mit Waffengewalt erobert hat, so bleibt, wenn man nicht, wie Wigger als möglich hinstellt, die Eroberung erst nach 1047 (Magnus †) ansetzen will, was sich indessen weder mit Adam noch mit Saxo vereinigen läßt, kaum etwas anderes übrig, als die Annahme, der Sachsenherzog habe ihn unterstützt.

3. Ausdehnung von Gottschalks Herrschaft s. Ad. III, 19; Schirren (S. 116) hält ihn, ohne seine Ansicht zu begründen, für „einen Fürsten der Elbslaven, am ehesten der südlichen Polaben!" Sigrid, Tochter Svens pellice orta proditur, s. Saxo XI, 557; Ad. III, 18 nennt den Vater nicht. Helm I, 19 scheint sie für eine Tochter Knuds zu halten. S. noch W. S. 80 A.

4. Daß auch Gottschalk Tribut zahlte, hat L. Gies. II, 86 aus Ad. III, 22 erschlossen.

5. s. Steindorff I, 286. Dehio I, 186 vermutet, daß durch diesen Feldzug der liutizische (?) Stamm der Linonen (s. Ad. III, 19) Gottschalks Herrschaft unterworfen sei.

6. s. Ad. III, Schol. 71 (W. S. 81).

7. s. zu den Stellen bei W. S. 81 nach Ann. Altah. mai. 1056, u. Ann. S. Pauli Virdun. 1056, SS. XII, 500.

8. Festung auf dem Süllberg s. Ad. III, 25 (W. S. 82) Steind. II, 42, Dehio I, 222.

9. Zum Circipanerfeldzug s. Steindorff II, 191, der Adam folgt, Stein S. 16 giebt mit Recht Helmold den Vorzug, da auch Adam die Kessiner neben den Circipanern als Unterthanen Gottschalks nennt, was beide Stämme vermutlich doch erst infolge dieses Feldzuges geworden sind. — Was die Veranlassung und die Zeit des Feldzuges betrifft, so hält ihn Meyer v. Knonau I, 411 für einen Vergeltungszug für die Niederlage der Sachsen vom J. 1056, was unmöglich ist, da grade die entfernteren Wilzenstämme die mit Hülfe der näher an der Elbe wohnenden bekämpften Gegner sind. Sehr beachtenswert ist Stein S. 16, A. 6.: „die Schwächung der südlichen Liutizen (durch den Zug der Sachsen 1057)

benutzten die Chizzinen, die Hegemonie der Redarier abzuschütteln. Erwähnt sei hier auch die Vermutung von Stein (S. 16), daß Gottschalk bei diesem Feldzuge durch die dänische Flotte unterstützt sei, die seit 1053 unter Jarl Hakon gegen die Piraten in der Ostsee kreuzte, s. Hist. Har. 67 (W. S. 81).

10. Schenkung von Ratzeburg s. M. Urk. I, 27. Stumpf 2607, der aber unter dem Otto dux falsch Otto von Baiern versteht. Meyer v. Knonau I, 293 u. vor ihm schon Waitz, Verfg. V, 144 u. VII, 89 (der mit Unrecht die Worte vel etiam nomine in vel etiam nunc emendiert) haben den Passus vom limes falsch verstanden, er bezieht sich nicht auf die Elbe (M. v. Kn.), sondern auf die alte Sachsengrenze, bei Ad. II, 15 b. s. Bangert, Pr. v. Oldesloe, 1893, S. 15. u. oben Abschn. II., A. 22. Ueber die Motive Adalberts bei dieser Schenkung s. bes. W. Gies. III[4], 86 u. Dehio I, 226.

11. Abhelin war wahrscheinlich 1049 in Mainz s. Steindorff II, 94 A. 5. Ueber die Zeit der Einsetzung s. Dehio, I, Krit. Ausf. XIX (2. Hälfte der 50ger Jahre), dem auch Steindorff II, 209 A. 1 beitritt. Anders Stein S. 18. Ich stimme Dehio in Bezug auf die Urk. v. 1062 bei. Die Bischöfe s. Ad III. 20 (W. S 84). Ueber den Patriarchatsplan s. bes. Dehio I, 203.

12. Der Sinn der Worte Adams III, 19 ea, quae mystice ab episcopis dicebantur vel presbyteris, ipse cupiens Sclavanicis verbis reddere planiora ist nicht ganz deutlich. L. Gies. II. 88 bezieht sie auf die Worte und Ceremonien der Messe, Hauck III, 656 auf die damals übliche, aber den Wenden schwer verständliche allegorische Schriftauslegung.

13. S. Ad. II. 18 u. 19 (W. S. 80 u. 83). Adam nimmt an, daß unter Otto I. sämtliche Wenden der Hamburger Diöcese das Christentum bereits angenommen hätten, und schlägt Gottschalks Erfolge geringer an, als die Ottos I. Die Zahl der Stiftungen Gottschalks läßt eher darauf schließen, daß ihm die Bekehrung in weiterem Umfange gelang als Otto I. Sehr bezeichnend für Adams Neigung zur Uebertreibung, die Schirren (S. 114) mit Recht tadelt, ist, daß Adam unmittelbar auf die Mitteilung, Gottschalk habe etwa den dritten Teil der früher Abgefallenen bekehrt (also waren doch noch zwei Drittel Heiden) den Satz folgen läßt: Igitur omnes populi Sclavorum, qui ad Hammaburgensem respiciunt dyocesim, sub illo principe christianam fidem coluerunt devote.

14. Das diu bei caesa Ad. III, 50 erklärte M. v. Kn. II. 518 A. 46 gezwungen örtlich als einen weithin ausgedehnten Staupenschlag.

15. Die Verwüstung Hamburgs schon 1066 ist aus Ad. III, 50 zu schließen. Schleswig s. Schol. 82. u. Schirren, S. 124.

16. Ueber Crutos Heimat und Stammbaum s. Beyer, M. Jb. 13,1 und gegen ihn Wigger Jb. 50,122. Ich halte ihn für einen Wagrier. S. die beiden Stellen, auf die H. v. Breska (Zeitschr. d. Ver. f. Lübeck. Gesch. B. 4, S. 51) zuerst aufmerksam gemacht hat, Chron. Holzat. SS XXI und Cornelii Hamsf. chronol., wonach Slavina, Crutos Gattin, die aus Pommern stammte, ihrem zweiten Gemahl Heinrich castrum Plone et terram Wagirorum, offenbar Crutos bisherigen Eigenbesitz, mit in die Ehe brachte. Damit stimmt, daß Wagrien stets Crutos Wohnsitz gewesen ist, was bei den bisherigen Obotritenfürsten niemals der Fall war, daß auch nach Helm. I, 34 Heinrich durch Crutos Tod zuerst nur in den Besitz von Wagrien kommt (s. d. Worte: et obtinuit principatum et terram. Occupavitque munitiones, quas habuit ante Cruto und im Gegensatz dazu Audientes igitur universi Sclavorum populi, hii videlicet, qui habitabant ad orientem et austrum etc., womit die Obotriten und Polaben gemeint sein müssen) und endlich, daß noch im J. 1150 Rochel de semine Crutonis (Helm. I, 69) in Wagrien bei Oldenburg als princeps terrae neben Heinrichs Neffen Pribislav schaltete, was sich dadurch erklärt, daß Heinrich seinen Stiefsöhnen einen Teil der Güter Crutos wieder zurückgab. Aehnlich schon Wigger Jb. 50, 126: „der Sitz seiner Macht war jedenfalls Wagrien."

17. Grenzcastelle Ann. Corbeiens. SS. III. S. 6., Feldzug Burchards Compil. Sanbl. 1067 SS V, 273 u. Ann. August. 1068 SS II. 128. Ueber Burchard s. Zellin, Pr. Schwerin 1870. Meyer von Kn. I, 585 erklärt die Nichtbeteiligung des Königs an B's. Zug aus seiner andauernden Kränklichkeit.

18. 1069 im Anfang des Jahres s. M. v. Kn. I, 610, A. 3. Den eingehendsten Bericht haben d. Ann. Altah. maj. 1069, s. noch Ann. Weissemb. 1069. (Lamperti opera S. 55), Compil. Sanbl. 1069 SS V, 274, Sigeb. chron. 1069 SS VI, 362. W. Gies. III, 145 vermutet: „Vielleicht war es eine Folge des glücklichen Zuges, daß Buthue, Gottschalks Sohn, einen Teil der väterlichen Herrschaft zurückerhielt." Allein der Feldzug war gegen die Liutizen gerichtet.

19. Klage der Sachsen Lamp. 1073 p. 196, s. dazu Richter III, 2, 123; Verhandlungen mit den Liutizen Lamp. 202, 224, 233; Bruno, De bell. Sax. c. 32 u. 36. u. M. v. Kn. II, 286 u. 819, Richter III, 2, 137 l. Abweichend Stein, Pr. S. 25. Zug des J. 1076 s. Ann. Yburg. SS XVI, 436.

20. Der Wiederaufbau v. Hamburg ist aus der 2. Zerstörung im J. 1072 zu schließen. Herz. Ordulf, Butue u. Heinrich, Ad. III, 50; zu dem Ausdruck uterque magno Sclavis excidio genitus s. Schirren S. 126. Die Verwüstung von Hamburg 1072 setze ich mit L. Giesebr. II, 114, W. Giesebr. III, 171 u. Dehio I, 277 gegen Richter III, 2, 92 A. 1. u. M. v. Kn. II, 148 vor den Tod des Erzbischofs: Adams Ausdruck omnia mortem episcopi portendebant (III, 63,) läßt nach meiner Ansicht keine andere Auffassung zu. Daß aber auch die zweite Ausplünderung (bis nicht zum zweiten Mal, wie Richter will, sondern zweimal) vor Adalberts Tod fällt, ist mir zweifelhaft. —

Nach den Notae Weissenb. SS XIII, 47 geschah eine kirchliche Weihe in diesem elsäss. Kloster 1072 per manus Erenfredi Antiquae civitatis venerabilis episcopi, gleichfalls ein Zeugnis für die Verödung des Bistums Oldenburg.

21. Helm. I, 25 u. 26, H. v. Breska, S. 33. Meyer v. Kn. II, 149 u. Exc II.

22. Helm. I, 26.

23. Liemars Antwort in Nürnberg s. Cod. Udalr. Jaffé, Biblioth. V, N. 44, S. 95. Liemar hatte allerdings eine Interesse daran, sich der Synode zu entziehen, da sie die Unterwerfung des deutschen Episcopates unter den Papst und seine hierarchischen Forderungen bezweckte, aber er konnte doch nur so sprechen, wenn die wendischen Bistümer seiner Diöcese als nicht mehr vorhanden angesehen wurden, und fand auch, soviel bekannt ist, keinen Widerspruch.

24. Crutos Tod s. Helm. I, 34 und die beiden schon A. 16 angef. Stellen

25. Helm I, 34.

26. Cornel. Hamsf. (s. über ihn Langebeck, Script. rer. Danic. I, 266) setzt Heinrichs Rückkehr ins J. 1098, Crutos Tod ins J. 1105; die Schlacht bei Schmilau würde dann etwa ins J. 1106 fallen. S. aber L. Gies. II. 187, A. 2. Die Kombination von Helm. I, 34 (Schl. bei Schmilau) mit Ann. Hildesh. 1093 (Wendenzug des Herzogs Magnus) finde auch ich überzeugend. Die Gegner des Herzogs Magnus vom J. 1093 können nur aus Crutos Reiche stammen, da die Liutizen überhaupt nicht zum Amtsgebiet des Herzogs gehörten. Wenn aber Cruto eine solche Niederlage erlitten hätte, wie wir nach den Annalen annehmen müssen, so hätte das gewiß auch für Holstein Folgen gehabt, und Helmold würde nicht schlechtweg behaupten (I, 26), daß alle Holsteiner durissimum servitutis iugum portaverunt omni tempore Crutonis.

27. Helm. I, 34. Lage von Alt-Lübeck s. Brehmer, Zeitschr. d. Ver. f. Lüb. Gesch. V, 1

28. Helm. I, 34 u. 36.

29. Annal. Saxo 1100 u. 1101 (SS VI, 733); Annal. Hildesh. 1100, Annal. Rosenf. 1101, SS. XVI, 102.

30. Helm. I, 37. L. Gies. II, 194 setzt diesen Krieg, den Helmold nach seiner leidigen Gewohnheit ohne Zeitbestimmung erzählt, erst ins J. 1112, dafür spricht die Reihenfolge der Kapitel bei Helmold, doch ist aus diesem Jahre von einer Empörung der Liutizen sonst nichts bekannt, dagegen fügt sich Helmolds Erzählung sehr gut in die Ereignisse des J. 1100, s. v. Breska, S. 57.

31. Annal. Patherbr. (Chron. reg. Col., Ann. Hildesh. Annal. Saxo) 1110 Helm. I, 35.

32. Saxo Gr. XIII, p. 618.

33. Die Rügener unter König Erich s. Saxo XII, 609 Rugiae vectigalis a se factae procurationem; die Rüg. gegen Heinrich Helm. I, 36. Die Zeit wird annähernd dadurch bestimmt, daß nach Helm. Graf Adolf schon Holstein besaß, es war also nach 1110.

34. Zu Heinrichs Sieg über Niels und d. folg. Ereignisse s. Saxo XII, 618—22.

35. Knud Herzog von Schleswig 1115 s. Ann. Ryens. Langeb. I, 369, Chronolog. Lang. II. 521 u. Annal. Nestved. SS. XXIX, 219; nach Usinger, d. dän. Annalen S. 79 u. 85 stammt die Zahl aus den verlorenen Ann. Lund. major. Die Annal. Lund. SS. XXIX, 204 haben 1109. S. noch Saxo XII, 623 u. Suen. Agg. SS. XXIX, 34 c. 7, Helm. I, 49 u. hierzu Dahlm. I, 219.

36. Saxo XII, 623 ff. Gegen Waitz (Note zu SS. XXIX, 72) glaube ich den Krieg zwischen Heinrich und Knud nicht anzweifeln zu sollen, wenn auch Helmold ihn — wie übrigens auch die Landung der Dänen bei Lütjenburg — übergeht. Aber in den Einzelheiten ist auch hier, wie in der gesamten Geschichte vor seiner Zeit, kein Verlaß auf Saxo. Unglaubwürdig ist seine Behauptung, daß

Knud von Heinrich zu seinem Erben ernannt sei. Sie widerspricht den Thatsachen (s. d. Darstellung) sowie auch der wendischen Sitte des, wenn auch beschränkten, Wahlrechtes. Auch die Auffassung Saxos von Heinrichs Verhältnis zum deutschen Reich (s. p. 626 ad gerenda cum Teutonicis bella, quibus precipue Sclavia vexabatur) ist für diese Zeit falsch; richtiger sagt er auf einer anderen Stelle, Kaiser Lothar sei der Lehnsherr der Wenden gewesen (quod Sclavia in eius beneficio reponi videretur). Vielleicht ist Knuds Geschenk an Lothar (equum calces auro confixum muneris loco transmisit), das er ihm als Herzog von Schleswig zur Anbahnung nachbarlicher Freundschaft zugesandt haben mag, der richtige Kern, um den sich jene Fabeln angesetzt haben.

37. Zum Feldzug von 1114 s. Annal. Saxo u. Annal. Corbey (Chronogr. Corb.) 1114 (s. W. S. 144). Auf die im Text dargestellte Art sind m. E. die beiden Quellen unter sich und mit Helm. I, 36 (Ausdehnung von Heinrichs Herrschaft über die Circipaner und Pommern) zu combinieren. Eine Verwechselung des Markgrafen mit dem Obotritenfürsten Heinrich in den Corveyer Annalen anzunehmen, wie L. Gies. II, 198 thut, ist sehr gewagt gegenüber ihrer Berufung auf die beiden Augenzeugen, die durch die guten topographischen Nachrichten über das Circipanerland beglaubigt wird. Was an der Scene zwischen den Circipanern und Lothar richtig ist, lasse ich dahingestellt. Hier können schon den beiden Ministerialen, die nicht grade diese Scene selbst mitangesehen haben werden, entstellte und übertriebene Gericht darüber zu Ohren gekommen sein. — Gefangenschaft Wartislavs s. Ebo III, 6. Daß Vorpommern unter Heinrich stand, legen schon die späteren Feldzüge gegen Rügen nahe, wo sich Heinrichs Truppen erst bei Wolgast sammeln.

38. Annal. Saxo 1113 u. 1115.

39. Ann. Patherbr. (Annal. Saxo) 1121.

40. S. Helm. I, 36 und I, 49. Helmold sagt von Heinrich (I, 36): vocatus que est rex in omni Sclavorum Nordalbingorum provincia; hiermit meint er nicht blos Wagrien (Dehio I, 36 u. Anm. S. 8), sondern die sämtlichen kurz vorher aufgezählten nördlich und östlich der Elbe wohnenden Slavenstämme. Was den Königstitel betrifft, so wird er Heinrich auch in einer Urkunde Konrads III. (M. Urk. I, 36,) beigelegt, freilich ist deren Echtheit angezweifelt (s. Schirren. S. 224 u. Bernhardi, Konr. S. 76, A. 1), s. aber Böhmer, Vicelin S. 46 ff. Auch im Lüneburger Necrologium heißt Heinrich (s. M. Urk. I, N. 29 auch im Chron. monast. s. Mich. s. d. Note dort) rex Sclavorum, und wenn auch diese Einzeichnung erst von einer Hand des 13. Jahrhunderts geschrieben ist, so muß sie doch auf eine gleichzeitige Aufzeichnung zurückgehen. Dazu kommt, daß weder Gottschalk noch Cruto noch Niclot noch irgend ein anderer der Fürsten seit Nacco rex genannt wird, Niclot erst von Ernst von Kirchberg, aber noch nicht in der Doberaner Generalogie s. M. Jb. 50, S. 129 Anm., bei Helmold heißt er das erste Mal maior, nachher stets princeps, so heißen auch Gottschalk und Cruto; andere Titel sind regulus, dux, satrapa, senior; rex kommt in der Karolinger-Zeit vor und noch einmal Ann. Aug. 931. Freilich legt die Vita Canuti (SS. XXIX. 14) Knud Laward die Worte in den Mund: Sclavia nec regem habuit nec michi commissa me regem vocavit. Usuali quidem locucione — „knese“ quemlibet vocare consuevit, hoc est dominus, nimmt also nicht nur für Knud, sondern auch für dessen Vorgänger den Königstitel ausdrücklich in Abrede, dem gegenüber ist jedoch die Tendenz der Vita zu beachten, die ihren Helden gegen den Vorwurf der Anmaßung in Schutz nehmen will, und zweitens ist nicht anzunehmen, daß ihr Verfasser über Heinrichs Titel besser Bescheid gewußt hat als Helmold oder der Lüneburger, der die erste Einzeichnung nach Heinrichs Tode machte. Das aber klingt in den Worten der Vita sehr glaubwürdig, daß Knud wie sein Vorgänger von den Wenden selbst nicht mit dem Königstitel, sondern mit ihrem nationalen Titel Knese angeredet wurden. Insofern würde also Helmold sich irren, der eben dies behauptet, daß Heinrich von seinen wendischen Unterthanen König genannt wäre. Wenn aber der Titel nicht von den Wenden herrührt, so muß er von den Deutschen herrühren, und Lothars Verhalten gegen Knud Laward legt die Vermutung nahe, daß er selbst es war, der den Titel aufbrachte. An eine förmliche Verleihung des Königstitels an Heinrich, wie sie bei Knud Laward anzunehmen ist, darf man nicht denken, da zu einer solchen Herzog Lothar nicht das Recht hatte. auch wird der Titel nicht stehend gebraucht, Helmold nennt Heinrich auch princeps, nicht nur I, 33, als Heinrich erst im Emporkommen war, sondern auch später, s. I, 38 (zweimal princeps und zweimal rex) I, 46 (einmal princeps und einmal rex) I, 48 und I, 57; der Königstitel steht außer I, 36 und den schon angegebenen Stellen noch I, 41. Wichtig ist noch I, 49, wo es von Knud heißt: emit regnum Obo-

tritorum, omem scilicit potestatem qua preditus fuerat Heinricus. Et posuit imperator coronam in caput eius, ut esset rex Obotritorum.

41. Abweichend von L. u. W. Gies. (s. Wend. Gesch. II, 198 u. Dtsche. Kaiserz. III. 859 u. 1218) setze ich diese Feldzüge gegen Rügen (Helm. I, 38) nicht in die Jahre 1113 und 1114, (Heinrichs zweiter Zug mit Lothar = Lothars Zug gegen Dumar und die Rügener) aus folgenden Gründen: 1) der Kampf mit den Rügenern 1114 findet auf dem Festlande statt (s. principem Rugianorum ad se in bellum venientem), Helm. I, 38 zieht Lothar auf die Insel hinüber. 2) 1114 ist der Ausgang für Lothar günstig, bei Helmold nicht. 3) Nach Helmold ist Heinrich bald nach dem Feldzuge gestorben, Heinrichs Todesjahr aber ist, was L. Giesebr. noch nicht wußte, nicht 1119, sondern erst 1127 (s. u. A. 46), daraus ergiebt sich die Gleichsetzung von Heinrichs zweitem Feldzug gegen Rügen mit der erfolglosen Expedition Lothars gegen die Wenden, die Annal. Saxo 1125 u. Annal. Palidens. SS. XII, 77 erwähnt wird. So schon Wendt, Germ. I. 84.

42. Tod Meinfrieds Ann. Magdeb. 1127, Witikind Ebo. III, 3 u. 4, s. noch Heinemann, Albrecht d. Bär S. 96 u. 338, A. 4, Bernhardi S. 154.

43. Nach Ebo III, 5 trifft Otto v. Bamberg 1128 Demmin in kriegerischer Erregung, man besorgte einen Angriff der Liutizen, quorum civitas cum fano suo a gloriosissimo rege Lothario zelo iustitiae nuper igni erat tradita. Ich folge wegen nuper und rex und der im Sommer 1128 noch fortdauernden Erregung der Liutizen Bernhardi (S. 158 u. A. 19), der diesen Zug erst Anfang 1128 setzt.

44. s. Ebo III, 4 u. 5.

45. Ueber Vicelin s. Helm, I, 41, 42—46, Versus de Vicelino u. Epistola Sidonis in d. Quellensammlung z. schlesw.-holst. Gesch. I, 174. Bernhardi S. 387 teilt Schirrens Zweifel über V.'s Jugendgeschichte bei Helmold, m. E. mit Unrecht, da sie doch sehr individuelle, durchaus glaubwürdige Züge enthält; s. auch Regel, Helmold und s. Quellen, Diss. Jena 1883, S. 38ff., Wigger a. a. O. S. 53 u. Böhmer.

46. Heinrichs Tod ein gewaltsamer? s. Chron. monast. S. Michael. s. M. Urkb. I, 29: Occisus est etiam Henricus rex Slavorum, etc. Der Todestag s. ebendort das Necrol. Lun. Das Jahr 1127, schon früher von Jaffé, Kais. Lothar (1843) S. 234 gefunden, ist sicher gestellt durch eine Urkunde, die Schirren (Ztschr. d. Ges. f. Schl.-Holst. Gesch. B. 8, S. 309) veröffentlicht hat. S. das weitere bei Regel, S, 41, Salow, Pr. S. 5, A. 15.

47. Helm. I, 46 u. 48.

Zu Abschnitt VII. 1. Niclots Herkunft s. gegen Beyer M. Jb. 13, 1 Wigger Jb. 50, 122.

2. Knud Lawards Belehnung und Königstitel s. Helm. I, 49 u. 50, Reich. Jb. f. Schlesw.-Holst. 10, 203, Dehio II, 28 u. 31. Bernhardi, Lothar S. 396, A. 28, meint, die corona regis bei Helmold solle nur die Herrschaft bedeuten (s. auch A. 30 u. S. 398, A. 34), aber warum sagt Helmold nicht corona principis? Zur Beurteilung der von Bernhardi gegen den Königstitel ins Feld geführten Stelle der vita Canuti (s. o. VI, A. 40) ist zu beachten, daß sie die Verleihung der Krone durch Lothar und die Scene in Schleswig (Helm. I, 50), von der sehr glaubwürdig ist, daß Knud dort die Krone getragen und dadurch die Eifersucht seines Oheims und Vetters erregt hat, ganz übergeht.

3. Helm, I, 49 u. 50; Saxo 636—640.

4. Helm. I, 52.

5. Feldzug gegen die Dänen Helm. I, 50 u. 51, Saxo 645—47, Annal. Patherbr. 1131, hier auch der Wendenfeldzug. Besuch Lothars in Segeberg s. Helm. I, 53, Ann. Stad. 1134 und dazu L. Gies. II, 350, Bernhardi, S. 405, A. 57 (Anordnung des Baues v. Segeberg schon 1131). Dagegen Böhmer, S. 43 u. 101 (1132 u. 1134). Urk. Adalberos s. Hamb. Urk. I, N. 153 u. Böhmer, S. 33.

6. S. Heinem. S. 105 u. Lisch. M. Jb. II, 98; III, 151 u. V, 255.

7. Züge Albrechts 1136 u. 37 s. Ann. Patherbr. Urk. Lothars v. 16. Aug. Stumpf. 3324 u. dazu Heinem. S. 344 u. Bernh. S. 606.

8. 1138 f. s. Helm. I, 54—56, Ann. Hamb. (SS. XVI) 1138.

9. Helm. I, 56—58. Ann. S. Disibod. 1142 SS XVII, 26 u. d. a. Stellen bei Bernh. Konr. S. 278, A. 42. Genaueres über die Colonisation von Wagrien s. Bernhardi, K. S. 319.

10. Pribislav nach 1142 s. Helm. I, 82 und 83; Rochel Helm. I, 69.

11. Helm. I, 57.

12. Saxo 672 Piraterien.

13. Ueber den Kreuzzug im allgemeinen s. L. Giesebr. III, 29, Wigger, Berno 51. Heinemann, S. 167 u. 370, W. Gies. IV, 299 u. 483; Bernhardi, Konr. III., 530—578.

Kreuzpredigten s. Otton. Fris. Gesta I, 35—42 Bern. vita VI, 1. c. 4 (s. Bernh. Konr. S. 531) Entschluß der Sachsen Otton. Fris. H. I, 40; Cont. Gembl. 1148 SS. VI, 392 (Bernh. S. 548 u. 549, A. 30) Otto v. Fr. sagt ausdrücklich, daß die Sachsen sich geweigert hätten ad Orientem proficisci und das Kreuz nur genommen hätten, um die Wenden anzugreifen, also ist die Darstellung Bernhardis (S. 548) nicht ganz korrekt: Ein anderer Teil der Kreuzfahrer (dies waren sie noch nicht, sie wurden es erst durch das wendische Kreuz), hauptsächlich Sachsen, wünschte den Zug ins heilige Land überhaupt aufzugeben und dafür die Bekehrung der heidnischen Slaven zu unternehmen." Das Abzeichen der Wenden-Kreuzfahrer s. Otton. Gesta I, 40 u. Ann. Stad. 1147 SS. XVI, 327.

14. Sendschreiben s. M. Urk. I, N 43 u. 44.

15. Graf Adolf u. Niclot Helm. I, 62, 63 u. 64.

16. Teilnehmer u. Stärke der Heere s. Ann. Magdeb. 1147, Helm. I, 62; Cas Monast. Petrihus. SS. XX, 674 (Bernh. 564, 2), die Böhmen Vinc Prag. 1147, Abt Wibald s. Brief, M Urk. I, 46.

17. Zeit des Aufbruches s. Bernh. S. 570, A. 18. Vorher (Anfang Juni 1147) wurde noch ein Tag in Germersleben gehalten s. Bernh. S. 565 u. N. 6.

18. Zug Albrechts des Bären s. Helm. I, 65, Vinc. Prag. 1147 (Stettin), Ann. Magdeb. 1147. Der hier genannte Ort (Malchon) ist jedenfalls nicht Malchin (Pertz M. G., Heinemann, S. 371), sondern Malchow (s. W. Ann. S. 113a, 126a u. M. Jb. 28 S. 57, Anm. 1), woran Bernhardi mit Unrecht zweifelt (S. 576, A 36).

Nach W(ehrmann) Pommersche Monatsblätter 1898, N. 5 hätte Wartislav von Pommern, der in den Quellen 1128 erwähnt wird, und dessen Bruder der 1135 zuerst erwähnte Ratibor war, 1147 noch gelebt und die Verteidigung von Demmin geleitet, eine Annahme, die aber an dem allgemein gehaltenen Ausdruck principes Slavorum in den Annal Palid. (SS. XII, 82) nur eine schwache Stütze findet, obgleich auf der anderen Seite auch nichts gegen sie spricht.

Rückkehr Wibalds in nativitate beatae Mariae d. i. den 8. Sept. s. Brief M. Urkb. N. 46.

19. Die Lage von Dobin hat Lisch (M. Jb. V, 121 u. VII, 174) m. E. überzeugend richtig bestimmt. Bernhardi S. 566, A 8 verweist auf die Insel Lieps im Wismarschen Meerbusen und sucht mit Lappenberg (Note zu Helm I, 62) die Feste an der Küste der Lieps gegenüber, mit Unrecht; denn dann hätten die Dänen ihre Flotte in unmittelbarer Nähe gehabt, und der Ueberfall der Rügener wäre nicht möglich gewesen.

20. Verlauf der Belagerung Helm. I, 65, Saxo 675—77.

21. Mißlingen des Zuges s. z. B. Otton. Fris. Gesta I, 47 Saxones vicinas gentes aggressi principibus inter se discordantibus, ad propria remeaverint, Brief Wibalds, Ann. Palid. 1147 (SS. XII, 82) u. die a. Stellen bei Bernhardi S. 578.

22. Züge Heinrich des Löwen nach 1147 Helm. I, 68. Niclots Gefangenschaft s. Helm. II, 2; sie könnte auch ins Jahr 1158 fallen, doch scheinen die Worte, die Helmold dem Wertislav 1164 in den Mund legt, auf eine Erinnerung aus fernerer Vergangenheit hinzuweisen. Wiederherstellung der Freundschaft zwischen Niclot und dem Grafen Adolf von Holstein Helm. I, 66.

23. S. Schutzbrief v. Havelberg M. Urk. I, 52, L. Gies III, 38. Annal Palid. 1150 u. Heinemann S. 107 u. 345, N. 47. Bernh. S. 834.

24. Ratibor in Havelberg, Ann. Magdeb. 1148 SS XII, 190; auch Magdeburger Schöppenchronik (Chroniken der deutschen Städte VII, S. 116).

25. Vicelins Bischofsweihe s. Helm. I, 69 u. die von Schirren veröffentlichte Urk., Zeitschr. d. Ges. f. Schl.-Holst. Lauenb. Gesch., B. VIII, S. 309.

26. Verhandlungen zwischen Heinrich u. der Kurie s. Dehio II 65, u. Bernhardi S. 828 N. 12 (der Brief Guidos aus M. Urk. N. 47). Die Stelle aus den Hamburger Annalen (SS XII) 1149, ist auch M. Urk. I, N. 61, Anm. abgedruckt.

27. Fortgang des Streites bis Konrads Tod s. Helm. I, 69 u. 70, Dehio II, 66—68. Vicelins Belehnung Ende 1150 s. Bernh. S 833, A 23.

28. Hartwig auf dem ersten Reichstage Friedrichs s. Dehio II 68 f. mit den in den Anm. angegebenen Quellen. Hartwigs Verurteilung auf den ronkalischen Feldern Helm. I, 82; Otton. Fr. G. II, 12.

29. M. Urk. I, N. 56; Zeit s. Anm. daselbst.

30. Vicelins Tod s. Helm. I, 75 u 78. Bischof Gerold Helm. I, 79 u. 80. Emmehards Tod s. M. Urk. I, 60. Nachfolger Berno s M. Urkb. 91 u. Wiggers Werk über ihn. Der Brief des Papstes wird Helm. I, 82 erwähnt, ist aber nicht erhalten. Aussöhnung Hartwigs mit Gerold, dem Kaiser u. dem Herzog Helm. I,

82. M. Urk. N. 63. Die Aussöhnung mit dem Kaiser ist aber schon im Sommer 1157 erfolgt, s. Dehio II, 73 und dazu die A. 1 ang. Urk. Auch Heinrich stellte eine Urkunde aus, in der er die Rechte Hamburgs anerkannte s. M. Urk. N. 61 Ausstattung von Lübeck und Ratzeburg schon 1154? S. Helm. I, 77 u. 78 und Einl. in das Ratzeburger Zehntenregister, M. Urk. 59.

31. Neues Aufblühen der wagrischen Colonien, Streit über Lübeck; Löwenstadt s. Helm. I, 66, 76 u. 85. Vicelin in Oldenburg Helm. I, 69.

32. Helm. I, 83, Nicolaus Saxo p. 773.

33. Daß Pribislav, wenn er am Leben blieb, später getauft ist, schließe ich aus Helm. I, 83, wo Graf Adolf den Slaven befiehlt, ihre Toten auf den Kirchhof zu bringen und an den Festtagen die Kirche zu besuchen u. s. w. Mit solchen Maßregeln wäre es unverträglich gewesen, wenn der Graf einen heidnischen Fürsten im Lande geduldet hätte. Niclots Taufe könnte man aus Ann. Palid. 1160 (s. SS. XVI, 92) zu schließen versucht sein: principem Niclot, qui et Nicolaus, trucidavit: Nicolaus könnte der christliche Taufname Niclots sein, und die Taufe müßte dann nach 1156 (Landtag zu Artlenburg) erfolgt sein. Aber dem steht die Feindschaft zwischen Niclot und Prislav entgegen, als deren Grund Saxo ausdrücklich Prislavs Uebertritt zum Christentum angiebt (s. XIV, 759, filio eius Priszlavo,, qui ad Danos et christiani ritus amore et paganae superstitionis odio patria pulsus transierat und die Worte, die Prislav nach Niclots Tod spricht, dei contemptorem tali exemplo interire par esse. s. auch XIV, 763 bene de se meruisse eum, per quem patre sacrilego careat). Ferner ward Pribislav, Niclots Sohn, erst nach 1160 getauft, folglich wird auch Niclot in den Jahren von 1156—1160 nicht die Taufe empfangen haben, da sonst seine erwachsenen Söhne jedenfalls mit ihm getauft wären.

34. Gerold in Oldenburg u. Lübeck, Landesversammlung in Artlenburg, Fortschritte der Kolonisation von Wagrien Helm. I, 82 u. 83.

35. Vermehrung der Kirchen in Ratzeburg Helm. I, 83 der Germanisierung wird in Heft III genauer dargestellt, ebendort wird auch von den Ländern Jabel u. Weningen, die zur Grafschaft Dannenberg gezogen wurden, gehandelt werden. Albrecht d. Bär 1157 u. 58 s. Heinemann.

36 Feldzug Niclots gegen die Kessiner Helm. I, 71. Der hier genannte Tempel kann nicht der von Rethre sein, muß vielmehr im Lande der Kessiner selbst gesucht werden.

37. Brief des Königs Sven an Konrad s. Ep. Wib. 337. Dänische Händel und wendische Piraterien seit 1156 Saxo 715, 16; Knytling. 111; Saxo 825, W. Berno 102, A. 3; Saxo 799 ff. Knytl. 115; Saxo 728 u. 29.

38. Waldemars Bestätigung Dahlmann I, 233; 261 u. 278.

39. Prislav s. Saxo 759 u. 760, (761), 763; Vielleicht mochte Waldemar hoffen, seinem Schwiegersohn ein wendisches Gebiet verschaffen zu können.

40. 1158 s. Ann. Palid. 1158 SS XVI, 90 (daraus Ann. Magdeb. SS XVI, 191); W. Berno S. 90, A. 2. d. Stiftungsurkunde von Ratzeburg s. M. Urk. I, N. 65; ihre Echtheit ist von Boll (M. Jb. 13, S. 65) verdächtigt, mit Unrecht. s. Berno S. 81, u. die Bemerkungen in Urkb. I. S. 60—62 u. IV, 237.

41. Bischof Axel Saxo p. 738 u. 39.

42. Helm. I. 86.

43. Feldzug v. 1160. Saxo 758 ff. Helm. I, 87. Annal. Palid. u. Magdeb. 1160. Unterhaltung zwischen Pribislav und Prislav Saxo 763.
Eine a. Aeußerung Prislavs s. Knytlinga saga (SS. XXX, 308).

Druck von Edmund Stein, Potsdam.

Mecklenburgische Geschichte

in

Einzeldarstellungen.

Herausgegeben von den Herren
Museumskonservator Oberlehrer **Dr. R. Beltz-Schwerin,**
Oberlehrer **Alfred Rische-Ludwigslust,**
Gymnasial-Professor **Dr. A. Rudloff-Schwerin,**
Oberlehrer **Dr. H. Schnell-Güstrow,**
Geh. Regierungsrat **Dr. C. Schröder-Schwerin,**
Oberlehrer **Dr. R Wagner-Schwerin.**

Band I.

Wilhelm Süsserott.
Verlagsbuchhandlung
Berlin.
1901.

Geschichte Mecklenburgs

vom Tode Niclots bis zur Schlacht bei Bornhöved.

(Zeit der Christianisierung und Germanisierung).

Von

Gymnasialprofessor Dr. Rudloff.

Wilhelm Süsserott.
Verlagsbuchhandlung
Berlin.
1901.

Vorwort.

Den Inhalt der folgenden Blätter bildet der Abschnitt vom Tode Niclots bis zur Schlacht bei Bornhöved, welcher sich als Periode des Überganges aus der heidnisch-wendischen in die christlich-deutsche Geschichte unseres Landes an Wagners Wendenzeit anschließt. Der Verfasser ist bemüht gewesen, die verhältnismäßig kurze, aber wichtige und für die spätere Zeit vielfach grundlegende Epoche mit Benutzung des gesamten Quellenmateriales sowie früherer Forschungen zur Darstellung zu bringen.

Weniger noch als in den folgenden Abschnitten würde es bei der Behandlung dieses Teiles unserer heimatlichen Vergangenheit angebracht sein, auf Mecklenburg den Blick zu beschränken. Sowohl mit dem slavischen Osten als auch mit dem deutschen Westen fanden mannigfache Berührungen statt, während im Innern des Landes die Gegensätze zusammenstießen. Vor allem ist aber die das einigende Band bildende Abhängigkeit zu berücksichtigen, in welcher Mecklenburg und die benachbarten Gebiete von anderen Mächten standen, — zuerst vom Herzogtum Sachsen und vom deutschen Reiche, später von Dänemark —, mit deren Geschichte daher die mecklenburgische während dieses Zeitraumes eng verknüpft ist, bis am Ende desselben die einzelnen Territorien zu selbständigerer politischer Existenz gelangten. — Im Anschluß an die historischen Begebenheiten sind die Christianisierung und Germanisierung, durch welche die inneren Zustände von Grund aus umgestaltet wurden, besprochen und in ihren Fortschritten verfolgt worden. Ein näheres Eingehen auf die Frage, wie es bei der Neubesiedelung Mecklenburgs im einzelnen zuging, bleibt jedoch besser einer besonderen, an bestimmte Zeitgrenzen nicht gebundenen Darstellung vorbehalten.

Es ist ein überaus schwankender Boden, auf welchem in jener Übergangsperiode die Forschung sich bewegt. Nur zu häufig sind wir der Gefahr des Irrtums ausgesetzt oder müssen uns statt sicherer Resultate mit Combinationen und Vermutungen begnügen. Auch dem Bestreben, den Anforderungen zu genügen, welche an ein auf weitere Leserkreise berechnetes Werk mit Recht erhoben werden, setzt die Beschaffenheit der Quellen manches Hindernis entgegen. Möge es dem vorliegenden Hefte, dessen Inhalt wissenschaftlich und gemeinverständlich zugleich sein soll, trotz der Mängel, welche nach der einen und nach der anderen Richtung ihm anhaften, gelingen, zu weiteren Forschungen anzuregen und sich Freunde zu erwerben.

Schwerin, im November 1901.

A. Rudloff.

Inhalt.

Erster Abschnitt.
Unterwerfung Mecklenburgs durch Heinrich den Löwen.

Die Mark Heinrichs des Löwen.

Nachdem Heinrich der Löwe 1160 die Obotriten bezwungen hatte, handelte es sich für ihn darum, einen großen Teil von Mecklenburg mit einem bereits vorhandenen Herrschaftssystem in nähere Verbindung zu bringen. Es möge daher zunächst das letztere in einem kurzen Überblicke vorgeführt werden.

Mit dem sächsischen Herzogtum Heinrichs des Löwen war im Norden der Elbe die von Otto I. gegründete und an Hermann Billung verliehene Markgrafschaft an der Slavengrenze verbunden. Die hauptsächlichste Operationsbasis für die deutschen Kriegsunternehmungen war anfangs die Landschaft Sadelband (der südliche Teil des Herzogtums Lauenburg). Als Bestandteile der Mark galten alle Wendenländer, welche den Raum zwischen der Meeresküste und folgenden Grenzlinien ausfüllten: von dem eigentlichen Herzogtum Sachsen war die Mark im Westen durch eine von der Kieler Bucht über Oldesloe bis östlich von Lauenburg gezogene Landwehr, im Süden durch die Elbe getrennt, und zwar von Lauenburg aufwärts bis zur Einmündung der Elde. Innerhalb des Slavenlandes folgte sodann die Grenze dem letztgenannten Flusse und der Peene. Bis dahin wurde nämlich alten Festsetzungen zufolge die zwischen Mittelelbe und Oder gelegene sächsische Nordmark, das Amtsgebiet Albrechts des Bären, des Askaniers, gerechnet, welcher, unabhängig von Heinrich dem Löwen, als Markgraf von Brandenburg waltete. In Wirklichkeit war indessen die Grenze an jene Flußlinie, durch welche zusammengehörige Völkerschaften auseinandergerissen wurden, nicht gebunden, hing vielmehr von den thatsächlichen Machtverhältnissen ab.

In dem der Aufsicht des Sachsenherzogs unterworfenen Gebiete standen einige der sächsischen Landwehr zunächst gelegene slavische Distrikte, nachdem Pribislav derselben um 1142 beraubt war, unmittelbar unter deutscher Herrschaft, so daß nicht mehr einheimische tributpflichtige Fürsten, sondern deutsche Grafen als belehnte herzogliche Beamte dort befehligten und die slavischen Unterthanen mit hohen Steuern bedrückten. Wagrien, welches südlich bis an die Trave sich erstreckte und an der Mündung derselben sich mit dem Obotritenreich berührte, wurde von dem benachbarten Grafen von Holstein, Adolf von Schaumburg, zugleich mit verwaltet. Zahlreiche Deutsche wanderten alsbald in dieses Gebiet ein, und die deutsche Stadt Lübeck, welche Heinrich der Löwe nach Verzichtleistung des Grafen

1158 in eigenen Besitz nahm, begann durch ihre Beteiligung am Ostseehandel herrlich emporzublühen. Die Reste der Wenden wohnten in der Gegend von Oldenburg, wo sie als gefürchtete Seeräuber noch längere Zeit hindurch von sich reden machten. — Im Süden schloß sich an Wagrien, bis zur Elbe hin, Polabien an, als dessen östliche Grenzen die Elde bis oberhalb Grabow, der Jasnitzer Bach, die obere Sude und die Stepenitz angesehen wurden. Aus einem Teile dieses Landes entstand 1142 die Grafschaft Ratzeburg, welche einerseits die Stelle des Fürstentums Ratzeburg und der nördlichen Hälfte des Herzogtums Lauenburg einnahm, andererseits aber mit dem umfangreicheren Gebiete der Burgen Gadebusch und Wittenburg in das jetzige Großherzogtum Mecklenburg-Schwerin hineinragte: das Grafenamt hatte hier Heinrich von Badewide inne, welcher die Burgen sogleich mit deutschen Kriegsleuten besetzt haben wird. Schon bei Lebzeiten des Vaters trat sein Sohn Bernhard hervor und erwarb sich Kriegsruhm im Dienste des Sachsenherzoges.

Weniger gut sind wir in Bezug auf die übrigen Teile des Polabenlandes unterrichtet. So ist nicht bekannt, in welchem Verhältnis die von Elbe, Elde, Jasnitzer Bach und unterer Sude umschlossene Gegend (zwischen Dömitz, Grabow und Lübtheen) sich befand, bevor sie in die sächsische Verwaltung einbezogen wurde. Es ist möglich, daß sie einen Bestandteil des Obotritenreiches bildete und demselben schon einige Jahre vor dem Tode Niclots entzogen wurde. Der Herzog verwandte das Gebiet zur Errichtung einer dritten Grafschaft des Wendenlandes, deren Inhaber sich nach dem Schlosse Dannenberg nannte, und zwar erscheint unter diesem Namen zuerst 1157 der Edle Volrad, dessen Heimat in der Gegend von Ammersleben (zwischen Saale und Harz) zu suchen ist. Wahrscheinlich war er ein jüngerer Bruder Heinrichs von Badewide und wurde, als Heinrich der Löwe ihn mit Gütern im Lüneburgischen ausstattete und eine neue Grafschaft für ihn errichtete, zugleich mit jenem benachbarten slavischen Distrikte im Norden der Elbe belehnt. Nachzuweisen ist als Landesherr in diesem Teile Mecklenburgs, auf welchen die Überlieferung nur hin und wieder ein spärliches Licht fallen läßt, erst Volrads Sohn Heinrich am Ende des 12. Jahrhunderts[1]).

Zu keiner der beiden Grafschaften gehörte das Land Boizenburg. Die Annahme, daß es ursprünglich im Besitze der Ratzeburger Grafen gewesen sei, ist aus verschiedenen Ursachen zu verwerfen. Vielmehr erscheint es, bevor die Grafen von Schwerin dort Fuß faßten, nur in Verbindung mit dem benachbarten, jenseit der Sachsengrenze gelegenen Sadelband. Ebenso wie das letztere wird daher der Herzog Boizenburg mit seinem wichtigen Elbübergange in der eigenen Hand behalten haben. Auch sind Anzeichen dafür vorhanden, daß die ersten Boizenburger Burgmannen ihre Lehne direkt aus der Hand Heinrichs des Löwen empfingen[2]).

An die drei deutschen Grafschaften schloß sich nach Osten hin das Obotritenreich Niclots an, dessen übrige Grenzen, soweit aus etwas späteren Nachrichten ein Rückschluß gestattet ist, hinter denen des Großherzogtumes Mecklenburg-Schwerin nicht zurückblieben. Unter der

Herrschaft Niclots waren mit den eigentlichen Obotriten im Westen und den ihnen näher verbundenen Warnabern und Müriʒʒen im Süden zwei Stämme liutiʒischer Herkunft vereinigt, die Kessiner und Circipaner, welche den Nordosten Mecklenburgs bewohnten. Die früher weiter ausgedehnte Einflußsphäre Albrechts des Bären erstreckte sich in das Obotritenreich nicht hinein, sondern endete in der Priegnitz, wo eine Reihe von Burgen die Nordgrenze deckte. Das Land gehörte also ganz zum Machtbereiche des Herzogs, welcher Niclot zur Zahlung hoher Tribute anhielt, sich aber in die inneren Angelegenheiten nicht weiter einmischte. Östlich davon, bei den eigentlichen Liutizen, scheint Heinrich der Löwe noch keine Herrschaft ausgeübt zu haben.

In kirchlicher Beziehung stand die billungische Mark unter dem Erzbischof von Bremen, und zwar war sie dem mit dem Bistum Bremen unierten Erzbistum Hamburg angeschlossen, welchem schon Ludwig der Fromme die nördlichen Slavenländer als Missionsgebiet zugewiesen hatte. An der Elbe stieß dasselbe mit der altsächsischen Diöcese Verden zusammen. Im Innern des Wendenlandes berührte es sich mit dem Erzbistum Magdeburg, und zwar mit dem Sprengel des Bistumes Havelberg, dessen Ausdehnung, in Übereinstimmung mit der schematischen Grenze der Marken, bis Elde und Peene gerechnet wurde. Drei auf slavischem Boden errichtete Bistümer unterstanden der Hamburger Kirche und wurden, nachdem sie über 80 Jahre lang geruht hatten, von dem energischen Erzbischof Hartwig (seit 1148), welcher den Spuren seines großen Vorgängers Adalbert folgen wollte, wieder ins Leben gerufen. Für Wagrien war Oldenburg Bischofssitz, welcher indessen später von Heinrich dem Löwen nach Lübeck verlegt ward. Unter dem zweiten Bischof Gerold (seit 1154), welcher das Werk des frommen Vicelin fortführte, nahmen die noch im Lande vorhandenen Wenden das Christentum an. Als ein Teil des Sprengels erscheint 1163 auch die Insel Pöl, vielleicht weil Missionare, die aus Oldenburg oder Lübeck auf dem Seewege kamen, dort gewirkt hatten[3]). — Sadelband und Polabien, letzteres in der ganzen, oben beschriebenen Ausdehnung, hatten in Ratzeburg ihren kirchlichen Mittelpunkt. Auch hier machte unter Bischof Evermod, welchem Heinrich von Badewide um 1154 in der Nähe seiner Burg eine Insel im Ratzeburger See (die jetzige Stadt) als Wohnsitz einräumte, das Christentum Fortschritte unter den Wenden. Aus unbekannten Ursachen schob sich das Ratzeburger Missionsfeld auch in das Reich Niclots ein, wo es den Burgbezirk von Schwerin mit umfaßte. Der „alte Kirchhof", welcher bereits 1186 in Schwerin genannt wird, berechtigt zu der Vermutung, daß dort seit längerer Zeit, vielleicht vom Wendenkreuzzuge (1147) her, unter dem freilich unzuverlässigen Schutze Niclots eine wendische christliche Gemeinde bestand[4]). Im übrigen war für das Obotritenreich ein drittes Bistum bestimmt, dessen Sitz sich in Mecklenburg befand und seit 1149 von Emmehard eingenommen wurde. Dem Bereiche der sächsischen Grafen entrückt, war der Bischof, wenn er überhaupt seinen Sprengel aufsuchte, in seiner Wirksamkeit noch ganz auf Missionsversuche unter den Heiden beschränkt.

Die nördliche Wendenmark stand unter dem Regimente einer thatkräftigen, überall rücksichtslos durchgreifenden Persönlichkeit. Mit Erfolg

trachtete der Sachsenherzog Heinrich der Löwe, welcher 1155 auch mit Baiern belehnt wurde, eine außerordentliche Machtstellung in Deutschland zu erringen, begünstigt durch das enge Freundschaftsbündnis mit seinem hohenstaufischen Vetter, dem Kaiser Friedrich, welcher der hergebrachten, auf die Beherrschung Italiens gerichteten Kaiserpolitik einen erneuten Aufschwung gab. Vorzugsweise durch diese Aufgabe in Anspruch genommen, zog derselbe, um für Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung in Deutschland zu sorgen und sich die für die Erreichung seiner italienischen Pläne unentbehrliche deutsche Wehrkraft zu sichern, den mächtigen Welfen in seine Interesse und beförderte dessen Ansehen unter den Fürsten nach Kräften. In Sachsen gelang es dem Herzog, welchem besonders im Norden freie Hand gelassen war, seiner herzoglichen Gewalt, die an sich nicht viel mehr als einen bloßen Titel gewährte, eine vorher nicht gekannte reale Bedeutung zu verschaffen. Die reichen Mittel, welche ihm, besonders in seinen braunschweigischen und lüneburgischen Allodien, zu Gebote standen, ermöglichten es ihm, auf Kosten anderer seinen eigenen Besitz beständig zu vermehren, und auf denselben gestützt, unternahm er es, die weltlichen und geistlichen Großen Sachsens seiner Herrschaft unterzuordnen. Mußten doch selbst die sächsischen und thüringischen Fürsten in den östlichen Marken, welche, wie Albrecht der Bär, keinerlei herzogliche Rechte über sich anzuerkennen brauchten, vor dem Gewaltigen auf ihrer Hut sein. Und ein so angesehener Kirchenfürst wie Hartwig mußte es geschehen lassen, daß in Stadt und Stift Bremen seine landesherrlichen Rechte von dem Herzog mißachtet wurden.

Was Heinrich im eigentlichen Sachsen erstrebte, aber nur unvollkommen erreichte, die Umwandelung des ihm verliehenen herzoglichen Amtes in eine große Territorialherrschaft, das gewann durch ihn Leben und Wirklichkeit jenseits der Elbe, wo ein Musterstaatswesen nach seinem Sinn sich entwickelte. Schon durch die besonderen Verhältnisse der Mark war eine mehr souveräne Stellung des Herzogs in derselben bedingt. Statt widerstrebender Laienfürsten gab es hier vom Herzog eingesetzte Beamte, welche ihm ihre Stellung verdankten und auf dem durch das markgräfliche Schwert erworbenen neuen Reichsgebiete als seine Untergrafen walteten. Gehorsam seinen Befehlen zogen sie ins Feld oder erschienen auf Versammlungen, welche häufig in Artelenburg an der Elbe, der Haupteingangsstelle des Sadelband, abgehalten wurden.

Nichts ist aber bezeichnender für das gebieterische Auftreten Heinrichs als die Prätensionen, welche er der Kirche gegenüber im Wendenlande erhob. Indem er es nämlich als ein durch Schwert und Schild seiner Vorfahren erobertes und von diesen ihm überkommenes Erbgut betrachtete, nahm er seit dem Tode Vicelins nicht nur die Ernennung der dortigen Bischöfe, welche in Wirklichkeit dem Erzbischof zustand, sondern auch ihre Investitur als ein ihm gebührendes Recht für sich und seine Nachkommen in Anspruch und vollzog sie an den Bischöfen von Oldenburg und Ratzeburg, in Widerspruch mit dem gültigen Staatsrechte, welches die Belehnung der Bischöfe dem deutschen König vorbehielt. Wie im vorigen Hefte ausführlicher dargelegt wurde, war der Kaiser selbst dem Herzog bei

seinen ehrgeizigen Bestrebungen behülflich, so daß dieser, unter Zustimmung des Papstes Hadrian IV., sein Ziel erreichte, zur größten Demütigung Hartwigs, welcher sich anfangs weigerte, Bischöfen, welche nicht vom König investiert waren, die Weihe zu erteilen, schließlich aber, von allen Seiten in Stich gelassen, nachgab und sich mit seinem Gegner aussöhnte (1158). Ihren Abschluß scheint die ganze Angelegenheit auf dem Konzil zu Pavia (Febr. 1160) gefunden zu haben, welches von Friedrich berufen war, um das nach Hadrians Tode in der abendländischen Kirche ausgebrochenen Schisma zu beseitigen, und sich mit den überwiegenden Stimmen der deutschen Geistlichkeit zu Gunsten des kaiserlichen Papstes Victor IV. und gegen Alexander III. entschied. Der Erzbischof, mit welchem zugleich der Herzog in Pavia anwesend war, mußte sich mit der an sich ziemlich belanglosen Bestätigung seiner Metropolitanrechte über die wendischen Bistümer begnügen.

Nachdem der Herzog sein Ziel erreicht hatte, begann er an dem Gedeihen der wendischen Kirche, welcher er anfangs mehr gleichgültig gegenüber gestanden hatte, einen größeren Anteil zu nehmen. Den Bistümern Lübeck und Ratzeburg, welche 1154 mit je 300 Hufen investiert waren, wurden bestimmte Güter zu ihrem Unterhalte angewiesen. Die uns näher angehende Ausstattung der Ratzeburger Kirche liegt in einer von 1155 datierten Urkunde vor, welche wohl die älteste Beschreibung des Stiftsgutes enthält. Nachdem die Grafen Heinrich und Bernhard auf alle Anrechte verzichtet hatten, verlieh der Herzog dem Bischof außer einigen meist in der Nähe des bischöflichen Sitzes gelegenen Gütern das nach seinen Grenzen genau beschriebene Land Boitin, welches sich damals noch auf den nördlichen Teil des Fürstentumes Ratzeburg beschränkte. Dieser zu 300 Hufen berechneten Hauptmasse, welche ausschließlich von den Ratzeburger Grafen zur Verfügung gestellt war, wurden noch mehrere über die ganze Diöcese zerstreute Güter — darunter 10 zu bischöflichen Kurien bestimmte „Vorwerke“ — hinzugefügt. Auch gehörten dem Bischof in seinem Sprengel nach der Anordnung des Herzogs die fast ausschließlich in Naturalien bestehenden kirchlichen Abgaben, welche hier wie später im ganzen nordostdeutschen Kolonisationsgebiet eine besondere Bedeutung für die Germanisierung erlangten. Die Slaven waren nämlich nur zur Entrichtung des Bischofszinses (Biscopownizha) verpflichtet, deren Betrag hinter dem vollen Zehnten, wie er bei den Deutschen üblich war, weit zurückblieb, weil die letzteren auf einer höheren Stufe wirtschaftlicher Entwickelung standen und daher leistungsfähiger waren. Die Kirche hatte also schon aus diesem Grunde eine Interesse an der deutschen Einwanderung und traf, um sie zu befördern, Vereinbarungen mit den weltlichen Machthabern. Den ersten derartigen Vertrag schloß Evermod mit Heinrich von Badewide ab, welcher (angeblich 1154) von dem Bischof mit der Hälfte des Zehnten in den Ländern Ratzeburg, Gadebusch und Wittenburg belehnt wurde. Der Kontrakt, von welchem man auf beiden Seiten Vorteile erhoffte, konnte natürlich nur in der Voraussetzung realisiert werden, daß eine ackerbautreibende, zehntpflichtige Bevölkerung in größerer Menge im Lande wohnte. Bald nach 1160 rief

der Graf deutsche Kolonisten in sein Land, und unter gewaltsamer Verdrängung der früheren Bewohner vollzog sich die Germanisierung der Grafschaft sehr rasch und so vollständig, daß 1230 nur noch wenige Ortschaften von Slaven bewohnt waren. Das Gleiche dürfen wir für das Stiftsland voraussetzen, und nicht viel anders wird es in dem kleinen Boizenburger Gebiete zugegangen sein. Eine Ausnahme machte in Polabien die Grafschaft Dannenberg, die einzige Gegend ganz Mecklenburgs, in welcher sich die Slaven noch in größerer Menge Jahrhunderte hindurch behaupteten, weil die Unfruchtbarkeit des Bodens die Kolonisten abschreckte.

Im Bistum Mecklenburg wurde, als es durch den Tod des ersten Inhabers erledigt war (1155), von Heinrich dem Löwen Berno zum Nachfolger ernannt. Von dem früheren Lebenslauf dieses Apostels der Obotriten erfahren wir nur, daß er edler Herkunft war und als Mönch im Cistercienserkloster Amelungsborn weilte[5]). Sein neues Amt führte ihn an die Spitze einer Kirche, welche eigentlich nur dem Namen nach bestand. Von einer Regelung seiner Einkünfte war noch nicht die Rede, und seine Thätigkeit wurde durch die Wildheit der Heiden gehemmt. Günstigere Aussichten eröffneten sich für Berno erst, als der Herzog durch die Unterwerfung der Obotriten der Mission die Bahn nach Osten frei machte.

An dem Entschlusse Heinrichs, der halben Selbständigkeit Niclots ein Ende zu bereiten, scheint der glückliche Ausgang des Investiturstreites einen nicht geringen Anteil gehabt zu haben. Erst als die wendische Kirche ihm völlig unterworfen war, hatte es einen größeren Reiz für ihn, die deutsche Herrschaft und das Christentum weiter nach Osten auszubreiten. Infolge des Krieges, zu welchem ihm die Empörung Niclots 1160 einen erwünschten Anlaß bot, wurde die sächsische Verwaltung in das Obotritenreich vorgeschoben.

Gunzelin von Hagen.

Nachdem Niclot seinen Haß gegen die Deutschen und das Christentum durch den Tod auf dem Schlachtfelde besiegelt hatte, setzte der Herzog gegen dessen Söhne Pribislav und Wertislav den Krieg nicht bis zur Vernichtung fort. Von weiterer Verfolgung ablassend, begann er bereits mit den Vorkehrungen, durch welche das Obotritenland, soweit er es in seiner Gewalt hatte, in die neuen Verhältnisse hinübergeführt werden sollte. Dabei bediente er sich der Hülfe eines Mannes, welcher wegen seines thatkräftigen Auftretens und seiner militärischen Tüchtigkeit in hohem Grade geeignet war, das verantwortungsvolle Amt eines Grenzgrafen zu übernehmen. So kam im Jahre 1160 Gunzelin von Hagen, der Stammvater des Schweriner Grafenhauses, in das Land. Gewiß hatte er sich im Dienste des Herzogs schon vorzüglich bewährt und die Kriegserfahrung, welche ihm nachgerühmt wurde, hauptsächlich im Kampfe gegen die Wenden gesammelt. Es ist Grund zu der Annahme vorhanden, daß ihm Heinrich die im Bardengau unweit Lüneburg gelegene Burg Dahlenburg in der Nähe der Slaven-

grenze anvertraut hatte.[6]) Daß Gunzelin sodann am entscheidenden Kampfe gegen Niclot einen hervorragenden Anteil nahm, dürfen wir um so eher vermuten, da ihm, schon bevor Privislav und Wertislav die Waffen niedergelegt hatten, in dem den Siegern zur Verfügung stehenden Lande ein neuer Wirkungskreis angewiesen wurde. Der Herzog begann zu diesem Zwecke, an der Stelle der von Niclot zu Anfang des Krieges niedergebrannten Burg Schwerin eine neue Festung zu errichten.

Die kreisförmige Insel, auf welcher die wendische Burg Schwerin stand, wird im Osten von einer Bucht des Schweriner Seees, im Westen vom Burgsee umflossen. Das Festland im Norden, durch einen schmalen Seearm von der Insel getrennt, war damals in der Nähe des Ufers fast ganz von Wiesen und Sümpfen bedeckt. Es ist wahrscheinlich, daß hier der wendische Ort Schwerin (die Wiek) gelegen hat; ein ausgedehnter wendischer Pfahlbau oder Packbau muß, nach zahlreichen Funden zu urteilen, auf den Marstallwiesen gestanden haben. Das Fundament der von Heinrich dem Löwen errichteten Feste glaubt man in horizontal geschichteten Baumstämmen entdeckt zu haben, welche beim Bau des jetzigen Schlosses, als sich eine Aufgrabung der Insel vernotwendigte, oberhalb der untersten, von wendischen Topfscherben durchsetzten Erdschicht aufgefunden wurden. Die wiederhergestellte Burg, welche bei ihrer außerordentlich geschützten Lage feindlichen Angriffen gegenüber in hohem Maße gesichert war, übergab der Herzog an Gunzelin von Hagen, welcher mit seiner Kriegsmannschaft dort einzog.[7])

Nachforschungen über die Herkunft Gunzelins haben zu dem Resultate geführt, daß er ein Edler von freier Geburt war und demjenigen Geschlechte von Hagen entstammte, welches in der jetzt in Trümmern liegenden Burg Hagen im braunschweigischen Amte Salder (unfern Wolfenbüttel und Hildesheim) seinen Sitz hatte. Zu größerem Ansehen gelangte die Familie durch Gunzelin, welchen der Herzog in dem von den Billungern ererbten lüneburgischen Stammlande mit zahlreichen Gütern bedachte. Aus der gegen Ende des 13. Jahrhunderts verfaßten Lehnrolle der Schweriner Grafen über ihre Besitzungen am linken Elbufer geht nämlich hervor, daß der bei weitem größere Teil derselben im Fürstentum Lüneburg, hauptsächlich im Bardengau, gelegen war; etwa 80 Mannen standen ihm hier zu Gebote, welche in 189 Ortschaften belehnt waren. Mit Recht wird auf Grund von Urkunden angenommen, daß dieser Güterkomplex dem Hauptbestandteile nach schon von Heinrich dem Löwen unserem Gunzelin als Entgelt für seine Dienstleistungen in den Wendenkriegen beigelegt wurde. Einen Teil der dortigen Lehne mag er schon als Burgvogt von Dahlenburg besessen haben. Weit größere Aufwendungen mußte er machen, als ihm die Aufgabe des Grenzschutzes im Innern des Obotritenlandes zufiel. Eine stets kampfbereite Dienstmannschaft von einer Stärke, wie sie hier erforderlich war, konnte der Herzog ihm nur verschaffen, indem er ihm diesseits der Elbe die dazu nötigen Mittel zur Verfügung stellte.[8])

Es waren aber nicht blos Aufgaben kriegerischer Art, welche dem neu eingesetzten Burgherrn zugewiesen wurden. Der Herzog, in dessen Plan

es lag, allmählich nach Osten vorschreitend die Slavenländer der deutschen Einwanderung zu öffnen, legte in der Nähe der Burg Schwerin zugleich auch den Grund zu einer deutschen Stadt, der ersten auf mecklenburgischem Boden, zu deren Herrn er Gunzelin bestimmte. Dieselbe erhob sich in der Nähe der Sümpfe am südlichen Ende eines nach Norden verlaufenden Höhenrückens. Der dafür verwendete Platz war von sehr geringem Umfang. Im Norden wurde die Stadt noch in neuerer Zeit durch einen Graben begrenzt, welcher — etwa in der Richtung der Friedrichstraße — zwischen dem Pfaffenteich und dem großen See gezogen war. Die Sumpfniederungen, welche an den drei andern Seiten den Hügel umgaben, blieben in früherer Zeit unangebaut, so daß der von den Planken umgebene Raum sich anfangs auf die nähere Umgebung des Marktes beschränkte. Die neuesten Untersuchungen haben wahrscheinlich gemacht, daß im Westen nicht, wie früher angenommen wurde, der Fließgraben ursprünglich den Abschluß bildete; vielmehr ist hiernach in der mehr stadteinwärts gelegenen faulen Grube, welche ungefähr die Stelle der Wladimirstraße einnahm, ein Teil des ältesten Stadtgrabens zu erkennen, welcher sich in der Richtung der Bischofsstraße nach dem Pfaffenteiche zu fortsetzte und hier mit dem nördlichen Arme in Verbindung stand. Im Süden würden demnach die Enge Straße und die Salzstraße, welche als Laufgänge gedient haben mögen, im Osten die Baderstraße und die Schlachterstraße am Rande des Moores die Grenzen des ältesten bebauten Terrains bezeichnen. Die Verbindung mit der Burg wurde durch einen in den Sümpfen aufgeschütteten Damm und durch eine Brücke vermittelt. Die Lage zwischen rings umschließenden Seen und Sumpfniederungen gewährte der Stadt, welche als vorgeschobener Posten deutscher Bevölkerung im Wendenlande entstehen sollte, zwar große Sicherheit, hat aber später ihre Entwickelung in nachteiliger Weise beeinflußt. Den deutschen Ansiedlern wurde vom Herzog ein eigenes, dem lübischen Rechte verwandtes Stadtrecht verliehen, dessen ursprünglicher Text mit der Gründungsurkunde verloren gegangen ist. An den Gründer Schwerins erinnert aber noch das Stadtsiegel mit dem Reiterbilde des Herzogs.[9])

Weisen schon alle diese Anstalten darauf hin, daß Schwerin der Mittelpunkt einer neuen sächsischen Provinz werden sollte, so leuchtet dieselbe Absicht noch deutlicher aus einer anderen Anordnung des Herzogs hervor, welcher das Bistum Schwerin eigentlich erst seine Entstehung verdankt. Wegen der „Wildheit der Heiden" wurde nämlich der Bischofsitz von Mecklenburg nach Schwerin verlegt, und eine notwendige Folge davon war es, daß der zu letzterer gehörige Burgbezirk Schwerin aus seinem bisherigen kirchlichen Verbande losgelöst und der Diöcese Bernos beigelegt wurde; als Ersatz tauschte der Ratzeburger Sprengel, während Mecklenburg selbst dem Schweriner Bischof verblieb, das westlich davon gelegene Gebiet zwischen Wismar und Travemünde (das Land Bresen mit Klütz und Dassow) dafür ein, welches eine Dependenz jener obotritischen Hauptburg war. Wann diese Veränderung beschlossen wurde, wissen wir nicht. Aus der Ratzeburger Dotationsurkunde hat man geschlossen, daß sie schon 1158

vorgenommen wurde, und zwar mit Einwilligung Niclots, welcher, durch Waffengewalt vom Herzog dazu genötigt, sich verpflichtet habe, dem Bistum Ratzeburg einige Güter in Bresen als Vorwerke zu überlassen und dem Bischof Berno einen dauernden und sicheren Aufenthalt in Schwerin anzuweisen. Da indessen jenes Dokument in Bezug auf seine Echtheit begegründeten Bedenken unterliegt, ziehen wir es vor, die Vertauschung, wie es ohnehin näher liegt, mit dem Untergange des Obotritenreiches in unmittelbaren Zusammenhang zu setzen. Wie zum weltlichen, so wurde Schwerin jetzt auch zum kirchlichen Centrum desjenigen Gebietes ausersehen, welches Heinrich der Löwe 1160 seiner Herrschaft einverleibte.[10])

Gunzelin hatte schon die Burg Schwerin besetzt, als Pribislav und Wertislav die Gnade des Herzogs nachsuchten und sich mit den ihnen gestellten Bedingungen einverstanden erklärten. Gegen Verzichtleistung auf alles übrige durften sie die Burg Werle mit dem noch unbezwungenen Teile ihres Gebietes behalten. Soweit der Herzog das Obotritenreich in Besitz nahm, wurde es in der Weise von ihm organisiert, daß er es bezirksweise der Aufsicht treu ergebener Vasallen unterstellte, mit Anschluß an die vorgefundene Einteilung des Landes, welches nach slavischer Art in Hauptburggebiete, deren jedes wieder mehrere Castellaneien umfaßte, gegliedert war. Statthalter des ganzen neu gewonnenen Grenzlandes wurde Gunzelin, welcher außer Schwerin auch die mehr exponierte Burg Ilow übernahm. Heinrich von Skaten, wahrscheinlich ein Niederländer, welcher in Heinrichs Dienste getreten war, besetzte Mecklenburg. Im Lande Warnow in der Burg Cuscin (Quetzin am Plauer See) befehligte der Ministeriale Ludolf von Peine, in Malchow, der Hauptburg des Müritzgaues, der Burgvogt Ludolf von Braunschweig. Die genannten Festungen — Schwerin als Hauptsammelpunkt der feindlichen Streitkräfte in der Mitte — umklammerten im Westen und im Süden das den wendischen Fürsten noch reservierte Gebiet. Das letztere umfaßt das nach der gleichnamigen Burg genannte Land Kessin, welches sich an der linken Warnowseite (bei Kröpelin und Neukloster) mit Mecklenburg-Ilow (vermutlich dem eigentlichen Obotritengau), im Süden an der Mildenitz mit dem Lande Warnow berührte; ferner Circipanien, welches an der oberen Nebel mit dem Müritzgau zusammenstieß.[11])

Zahlreiche deutsche Ritter kamen, um als Burgmannen zu dienen, von ihren Knechten begleitet, in das vom Herzog eroberte Land. Denn wie Gunzelin, so zogen auch Ludolf von Peine und Ludolf von Braunschweig sächsische Kriegsleute vom jenseitigen Elbufer nach sich. Stellte ihnen doch die Befestigung der deutschen Herrschaft reichlichen Unterhalt für sich selbst und ihre Nachkommen in Aussicht durch die neuen Lehne, welche mit der Zeit im Wendenlande zu vergeben waren. Schon begann auch in die der Grafschaft Ratzeburg zunächst gelegene Gegend der Zuzug einer ackerbautreibenden Bevölkerung. Denn Heinrich von Skaten führte eine Menge Volkes aus Flandern herbei und siedelte dieselbe teils in Mecklenburg selbst, teils überall im Burgbezirk an.

Dauernde Zustände sind aber, von Land und Stadt Schwerin abgesehen, aus diesen Anordnungen nicht hervorgegangen. Dieselben würden,

wenn sie nicht einige Jahre später rückgängig gemacht wären, die Entstehung mehrerer neuer Grafschaften zur Folge gehabt haben, und vermutlich hätte sich die Germanisierung ganz Mecklenburgs eben so rasch und durchgreifend vollzogen wie in den westlichen Grafschaften. Dieses System aufrecht zu erhalten und weiter fortzuführen, daran hinderte aber einerseits die Widerstandskraft, welche der wendischen Nationalität noch inne wohnte, andererseits die Politik Heinrichs des Löwen, für welchen, sobald seine Machtstellung im Herzogtum Sachsen in Frage kam, die Germanisierung eine Angelegenheit von untergeordneter Bedeutung war.

Bischof Berno konnte nun unter Gunzelins Schutz seinen Aufenthalt in Schwerin nehmen. Zur rechten Entfaltung gelangte aber auch jetzt das Bistum zunächst noch nicht, da wiederholte Aufstände der Wenden die deutsche Herrschaft im Obotritenlande wieder in Frage stellten.

Aufstände der Wenden.

Als Heinrich gegen Ende des Jahres 1162 aus Süddeutschland nach Sachsen zurückgekehrt war, wandte er sogleich abermals seine Waffen gegen Pribislav und Wertislav.[14]) Nach Helmold, welchem allein wir nähere Kunde über diesen Vorgang verdanken, hatten die beiden Wendenfürsten, nicht zufrieden mit dem ihnen eingeräumten Gebiete der Kessiner und Circipaner, Anstalten getroffen, das Obotritenland wieder unter ihre Herrschaft zu bringen. Sofort hatte aber Gunzelin, dem diese Umtriebe nicht entgingen, den Herzog von seinen Wahrnehmungen benachrichtigt. Der Feldzug fand zu Anfang 1163 statt, in einer zur Kriegführung in jenen Gegenden geeigneten Jahreszeit, da der Frost die Wiesen und Sümpfe gangbar machte. Der Angriff richtete sich gegen die wohlbefestigte Burg Werle, südlich von Schwaan, wo Wertislav mit zahlreichen Edlen und Kriegsleuten sich festgesetzt hatte. Die von Gunzelin geführte Vorhut langte zuerst vor Werle an; dann kam auch Heinrich mit dem Hauptheere herbei und legte sich vor die Burg. Aus dem Holze, welches im Überflusse vorhanden war, ließ er Belagerungsmaschinen anfertigen, von der Art, wie er sie bei seinem Aufenthalte in Italien kennen gelernt hatte. Eine derselben, aus Brettern zusammengefügt, war zum Durchbrechen der Mauern bestimmt, also wohl mit einer widderartigen Vorrichtung versehen, welche hier, wo es sich nur um Zertrümmerung hölzerner Pallisadenwände handelte, verhältnismäßig leichte Arbeit hatte. Ein anderer, turmartiger Bau, so hoch, daß er die Burg überragte, machte es möglich, von oben her Pfeile in dieselbe hineinzuschießen und die Verteidiger von den Brustwehren zu vertreiben. Das Werk mag jenem bei der Belagerung von Crema (1159) gebrauchten beweglichen Turme ähnlich gewesen sein, welcher 6 Gemächer über einander enthielt und mit Vorkehrungen versehen war, um eine Brücke auf die feindlichen Mauern zu werfen. Derartigen Kampfmitteln gegenüber waren

die Wenden ratlos, so daß niemand mehr wagte, sein Haupt emporzuheben oder sich auf den Brustwehren blicken zu lassen; Wertislav selbst wurde durch einen Pfeilschuß verwundet.

Aber nur mit einem Teile ihrer Streitmacht hatten die Wenden den Burgwall besetzt. Mit anderen, welche beritten waren, lauerte Pribislav im Waldesdickicht verborgen, weniger um sich in offenen Kampf einzulassen, als um vom Hinterhalte aus, so oft sich Gelegenheit darbot, die Gegner zu überfallen und sodann sich wieder in seine Schlupfwinkel zurückzuziehen. Es war dies eine Art des Kampfes, bei welcher die Deutschen von ihrer überlegenen Kriegskunst wenig Gebrauch machen konnten. Das erfuhr Graf Adolf von Holstein, als er auf die Kunde, daß Pribislav sich in der Nähe des Lagers blicken lasse, mit auserlesener Mannschaft gegen ihn auszog; einen ganzen Tag lang irrte er, von einem unzuverlässigen Führer getäuscht, ohne etwas vom Feinde zu finden, in Wäldern und Mooren umher. Hingegen hatte am gleichen Tage eine andere Schar von Holsteinern, die gegen den Befehl des Herzogs das Lager verlassen hatten, um Proviant zu holen, das Mißgeschick, die Aufmerksamkeit Pribislavs auf sich zu ziehen; unvermutet wurden sie von den wendischen Reitern überfallen und ließen etwa 100 der Ihrigen erschlagen auf dem Platze, worauf die übrigen fliehend ins Lager zurückeilten. Unter solchen Umständen mußte, wenn ein dauernder militärischer Erfolg in dem Lande erzielt werden sollte, der Fall der Burg nach Kräften beschleunigt werden. Die Sachsen setzten derselben denn auch so hart zu, daß Wertislav alle Hoffnung aufgab, sich noch länger dort halten zu können. Nachdem ihm freies Geleite zugesichert war, begab er sich ins sächsische Lager, um die Vermittelung Adolfs in Anspruch zu nehmen. Dieser erklärte sich bereit, bei seinem Herrn ein Wort für die Belagerten einzulegen, und es kam ein Friedensvertrag zustande, dessen Bedingungen, der Situation entsprechend, für die Slaven hart genug waren. Denselben wurde nichts weiter als Sicherheit für Leib und Glieder versprochen, jedoch nur in der Voraussetzung, daß auch Pribislav die Waffen niederlege. Nun erfolgte ein Auftritt, ähnlich wie ein Jahr zuvor vor den Thoren Mailands, als die Konsuln der überwundenen Stadt sich vor dem Kaiser demütigten: unter dem Geleite des Grafen stiegen Wertislav und die bei ihm weilenden wendischen Häuptlinge von dem Burgwall hernieder zu dem sie erwartenden Herzog. Ihre Schwerter um den Nacken tragend erschienen sie vor ihm und überließen sich, indem sie ihm zu Füßen fielen, seiner Gnade. Heinrich ließ sie in Haft nehmen und befahl, daß die in der Feste gefangenen Dänen in Freiheit gesetzt würden, wofür diese ihn als ihren Erretter priesen. Die Burg und das niedere Volk in derselben blieben unbeschädigt. Niclots Bruder, der schon bejahrte und kriegserfahrene Lubimar, welcher im Gegensatze zu seinen beiden Neffen es mit den Sachsen gehalten haben wird, wurde jetzt dort eingesetzt, um als abhängiger Fürst das Land zu verwalten. Wertislav mußte dem Herzoge nach Braunschweig folgen, wo man ihm eiserne Handschellen anlegen ließ; die übrigen Gefangenen wurden an verschiedenen Orten in Haft gehalten. So wurde, um mit Helmold zu reden, die Kraft der Wenden gebrochen, und sie er-

kannten, daß der Löwe mächtig ist unter den Tieren und nicht umkehrt vor jemandem.

Das Leben Wertislavs und seiner Leidensgenossen stand dem Vertrage zufolge in der Hand des Herzogs, solange Pribislav in feindseliger Stellung verharrte. Der letztere schickte daher, um Frieden zu erbitten, Boten an Heinrich und machte, als Bürgschaften von ihm verlangt wurden, den Vorschlag, man möge seinen Bruder und dessen Mitgefangenen als Geiseln betrachten und nach Belieben mit ihnen verfahren, falls er wieder zu den Waffen greife. Dem Wendenfürsten wurden darauf, wie es heißt, günstige Aussichten eröffnet. Es läßt dies — mit Berücksichtigung der folgenden Ereignisse — darauf schließen, daß Pribislav, welcher wohl ohnehin einen stärkeren Anhang im Lande der Kessiner besaß als sein Oheim Lubimar, dort wieder emporkam.

Die wendischen Edlen mögen später gegen Zahlung eines Lösegeldes aus ihrer Haft entlassen sein. Dem Fürsten Wertislav hingegen war es nicht beschieden, den Tag der Freiheit wiederzusehen. Denn ohne daß es zu einem Friedensschlusse kam, ruhten die Waffen nur von März 1163 bis zum Febr. 1164. Da aber erhob Pribislav — wie es heißt, durch geheime Boten des gefangenen Bruders dazu aufgereizt — einen abermaligen Aufstand, welcher viel gefährlicher und weiter verzweigt war als der vorige.

Verschiedene Annalen berichten von einer außergewöhnlichen Sturmflut, welche, mit heftigem Unwetter verbunden, am 17. Februar 1164 im Norden und Westen die Gestade des Meeres und die Ufer der Ströme unter furchtbaren Verherungen heimsuchte. An demselben Tage erschien Pribislav, nachdem er ganz in der Stille seine Vorbereitungen getroffen hatte, ohne vorangegangene Kriegserklärung vor Mecklenburg. Der Einbruch (wahrscheinlich unterstützt durch Streitkräfte der pommerschen Liutizen), muß aus dem nahen Kessinerlande, etwa von Werle her über Neukloster, erfolgt sein. Da der wachsame Statthalter Gunzelin durch seine Kundschafter über den heimlichen Auszug unterrichtet war und sich bereits, auf Abwehr bedacht, mit einem Teile seiner Mannen von Schwerin nach Ilow begeben hatte, so konnte man auch in Mecklenburg nicht ganz unvorbereitet sein. Die Zahl der dort als Besatzung anwesenden niederländischen Kolonisten, die ihre Familien bei sich hatten, wird auf 70 angegeben; doch entbehrten sie des Oberhauptes, da ihr Befehlshaber, Heinrich von Skaten, nicht zugegen war. Pribislav versprach ihnen, falls ihm die Thore geöffnet und die geraubten Dörfer und Burgen herausgegeben würden, sie mit Frauen und Kindern und aller Habe ziehen zu lassen, ihnen auch doppelt zu ersetzen, was ihnen etwa von den Seinigen geraubt würde. Dazu aber fügte er den Schwur, er werde, wenn sie vorzögen, sich zu widersetzen, nach erlangtem Siege sie sämtlich niedermetzeln lassen. Vor eine solche Wahl gestellt, waren die braven Fläminger keinen Augenblick zweifelhaft, wie sie zu handeln hätten, indem sie statt aller Antwort ihre Geschosse gegen die Feinde schleuderten. Nun aber gelang es dem an Zahl und Ausrüstung überlegenen Slavenheer, unter erbittertem Kampfe in die Umwallung einzudringen,

worauf Pribislav seine Drohung wahr machte und alle Männer in der Burg tötete; überhaupt soll kein einziger von den fremden Ansiedlern mit dem Leben davon gekommen sein. Die Frauen und Kinder wurden in die Gefangenschaft geführt; die Burg gab man den Flammen preis.[13])

Von Mecklenburg wandten sich die Slaven, um ihren Siegeszug fortzusetzen, nach Nordosten gegen Ilow. Hier befanden sich nicht nur Deutsche, sondern auch unterworfene Wenden, welche sich mit Pribislav in geheimes Einverständnis gesetzt hatten. Als derselbe mit dem Vortrabe seines Heeres vor Ilow anlangte, wäre Gunzelin den von den Strapazen des Tages Ermüdeten am liebsten sogleich zum Kampfe entgegengerückt. Aber von seinen Getreuen über die verdächtige Haltung des slavischen Teiles der Besatzung belehrt, rief er die Deutschen zusammen und befahl ihnen, sobald sie Verrat bemerkten, die Thore zu sperren, an die Pallisadenwand Feuer zu legen und die Treulosen samt ihren Frauen und Kindern zu verbrennen: „Sie sollen zugleich mit uns sterben, und es soll keiner von ihnen übrig bleiben, um über unseren Untergang zu frohlocken." Durch diese auf die Ohren der anwesenden Wenden berechnete Drohung wurden dieselben so sehr in Schrecken gesetzt, daß sie sich ruhig verhielten und auch, nachdem am Abend das slavische Hauptheer angekommen war, ihren Mut nicht wiederfanden. In beweglichen Worten führte Pribislav seinen Landsleuten alles Üble vor Augen, was sie von den Deutschen erlitten hätten und kündigte sich ihnen als ihr Erretter an; aber vergeblich ermahnte er sie an die Ausführung ihres Versprechens. Ohne einen Angriff unternommen zu haben, schlug er, als die Nacht anbrach, in einiger Entfernung von der Burg ein Lager auf. Am nächsten Morgen aber gaben die Slaven, in der Voraussicht, daß bei der zum äußersten entschlossenen Tapferkeit Gunzelins und seiner Waffengenossen die Festung nur mit vielem Blutvergießen erobert werden könne, die Belagerung auf und kehrten in die Heimat zurück. Bei längerem Verweilen würden sie von einem deutschen Heere auch noch im Rücken angegriffen worden sein, welches unter Anführung Richards von Salzwedel — man weiß nicht, aus welcher Gegend noch auf wessen Anordnung — zum Entsatz der in Ilow Eingeschlossenen heranrückte. Wohlbehalten traf Gunzelin in Schwerin wieder ein, zur größten Freude der Bewohner, unter denen sich das Gerücht verbreitet hatte, ihr Herr habe mit allen seinen Begleitern von Feindes Hand den Tod gefunden.[14])

Nach einer kurzen Ruhepause sammelte Pribislav abermals ein Heer, diesmal um seinen Zug gegen Süden zu richten, und erschien vor Malchow. In Anbetracht ihrer geringen Streitmacht, auch wohl in Schrecken und Verwirrung gesetzt durch die Kunde von den vorangegangenen Ereignissen, gingen die Deutschen, welche in der Burg lagen, auf das Anerbieten des Wendenfürsten ein, welcher ihnen für den Fall der freiwilligen Übergabe freien Abzug zusicherte, andernfalls aber ihnen das Schicksal ihrer Landsleute in Mecklenburg in Aussicht stellte. So bemächtigte sich Pribislav ohne Schwertstreich der Burg, deren Besatzung darauf dem Versprechen gemäß mit ihrer Habe unbehelligt das Slavenland verließ und bis an die

Elbe geleitet wurde. In ähnlicher Weise wie Malchow wurde vielleicht auch Cuscin am Plauer See von den Feinden gewonnen.[15])

In kurzer Frist hatte Pribislav einige der wichtigsten Positionen, welche die Sachsen im Lande seiner Väter inne hatten, wieder in seinen Besitz gebracht. Die weit schwierigere Aufgabe, sie gegen Heinrich den Löwen im Kampfe zu behaupten, stand ihm aber noch bevor. Der Zusammenhang der folgenden Begebenheiten macht es notwendig, daß wir auch die östlichen Wenden und Dänemark in den Kreis der Darstellung hineinzuziehen.

Die östlichen Wenden und König Waldemar von Dänemark.

Die Pommern, ein den Polen näher verwandter slavischer Volksstamm, dessen Sitze sich westlich bis an die Swine und über das linke Oderufer hinaus erstreckten, begannen seit Anfang des 12. Jahrhunderts ihre Herrschaft in die deutschen Marken einzuschieben, indem sie die Liutizenstämme zu beiden Seiten der mittleren und unteren Peene in eine, wenn auch zunächst nur lose, Abhängigkeit von sich brachten. So kam es, daß das Gebiet der Pommernfürsten Bogislow und Kasimir (seit 1156), der Nachfolger Ratibors, an der Recknitz und am Trebel dem Reiche Niclots unmittelbar benachbart war; aber auch die Tollenser (zwischen Peene und Tollense, mit Penzlin und Stavenhagen), standen später unter ihrer Herrschaft, ebenso vielleicht schon die Redarier, welche den größten Teil von Mecklenburg-Strelitz (das Land Stargard) bewohnten. Albrecht der Bär, welcher in diesen Gegenden in erster Linie interessiert war, hatte dort im Anfange seiner Laufbahn, infolge des siegreichen Feldzuges gegen die Liutizen (1136—37), anscheinend seinen Einfluß bis an die Meeresküste geltend gemacht, wie ihn auch bei seiner Beteiligung am Wendenkreuzzuge (1147) die Absicht leitete, seine und des Reiches Macht in Pommern wiederherzustellen oder zu verstärken. Mit der Zeit entzogen sich aber die tributpflichtig gemachten Stämme wieder mehr oder weniger der Unterordnung unter den Markgrafen. Um so größere Gefahr drohte ihnen, als Niclot gefallen war, von Heinrich dem Löwen.

In Pommern war das Christentum auf Anlaß des Herzogs Boleslow von Polen bereits durch Otto vom Bamberg, welcher zwei Missionsreisen dorthin unternahm (1124 und 1128) gepredigt worden. Über das von ihm begründete pommersche Bistum, welches 1140 vom Papste bestätigt wurde und in Wollin (später in Kammin) seinen Sitz hatte, beanspruchte der Erzbischof von Magdeburg die Metropolitangewalt, ohne indessen damit durchdringen zu können. Auch machte sich auf Seiten der pommerschen Kirche, im Einklang mit der politischen Machterweiterung der Fürsten, das Bestreben bemerkbar, ihre Diöcesanrechte über die benachbarten liutizischen Gebiete auszudehnen und dem Bistum Havelberg an der unteren Peene den Rang abzulaufen. Adalbert von Wollin betrieb die Stiftung des Klosters Stolp bei Anklam (um 1153), während die des Klosters Grobe auf

Usedom (1154) wohl auf die Bemühungen Anselms von Havelberg zurückzuführen ist. Zum vollständigen Siege gelangte aber damals in Pommern das Christentum noch nicht, am wenigsten in den altliutizischen Gauen, wo die Wirksamkeit Otto's von Bamberg ohnehin eine geringere gewesen war und der Götzendienst wieder die Oberhand erlangte. Hier, wo auch das Erzbistum Bremen Ansprüche hatte, bedurfte es noch eines neuen Antriebes von Westen her, um dem Christentum die Herrschaft zu erringen.

Zur Beförderung des Heidentums unter den Liutizen trug auch die Nachbarschaft der Insel Rügen bei, wo noch ein selbständiges wendisches Staatswesen bestand, dessen heidnische Bewohner, die Ranen, vom Christentum noch ganz unberührt waren; noch immer erfreute sich die Priesterschaft des Kriegsgottes Svantevit ihres selbst die königliche Gewalt in Schatten stellenden Ansehens auf der Insel und behauptete durch ihr Orakel, dessen Prophezeiungen für den Ausgang kriegerischer Unternehmungen zu Land und zur See unbedingtes Vertrauen genoß, eine Art von Führerschaft über die anderen Wendenvölker. Gerne fanden sich, wenn diese mit den Christen in Kampf gerieten, auch die Ranen mit ihrer Flotte ein. Gleich den letzteren waren die Bewohner der liutizischen und obotritischen Küste, denen sich die Reste der Wagrier anschlossen, dem Seeraube ergeben und die gefürchtetsten Piraten seit der Mitte des 12. Jahrhunderts. Von ihren Angriffen, welche sie gewissermaßen unter dem Schutze des Svantevit vollführten, hatte besonders Dänemark zu leiden.

Seit dem Tode des Königs Niels (1134) war Dänemark, wo es an einer geordneten Thronfolge fehlte, durch innere Zwistigkeiten und Bürgerkriege einer allgemeinen Auflösung und Zerrüttung anheimgefallen und in Abhängigkeit vom deutschen Kaiser geraten, welcher die verschiedenen Kronbewerber vor seinen Richterstuhl lud. Fast wehrlos lagen unter solchen Umständen die dänischen Küsten gegen die Raubzüge der Wenden da, ganze Landesteile und Inseln wurden unter dieser entsetzlichen Plage verödet und entvölkert. Von Heinrich dem Löwen, welcher die Wagrier und Obotriten hätte in Zaum halten können, geschah nichts, um dem Übel zu steuern, da die Schwächung des dänischen Reiches in seinem Vorteile lag und zu dem hohen Tribut, den Niclot ihm zu entrichten hatte, hauptsächlich durch Seeraub die Mittel gewonnen wurden.

Es war das Werk zweier Männer, daß Dänemark aus seinem tiefen Verfalle sich wieder erhob: Waldemar machte den Wirren des Thronkampfes ein Ende und erstritt sich die Alleinherrschaft; Bischof Absalon von Röskilde, gleich tüchtig als Staatsmann wie als Feldherr, stand ihm beratend und helfend zur Seite. Unter einem Scepter vereinigt, begannen die Dänen jene wilden Feinde abzuwehren und angriffsweise gegen sie vorzugehen. Heinrich dem Löwen, welcher die politischen Vorgänge im Norden mit Aufmerksamkeit verfolgte, entging nicht der Umschwung, welcher sich in dem benachbarten Staate anbahnte und die Gefahr einer dänischen Concurrenz bei der Eroberung der noch unbezwungenen Slavenländer nahe rückte. Hatte doch Waldemars Vater, der dänische Prinz Knut Laward, als Herrscher der Obotriten im Slavenlande gewaltet, und Niclots Sohn, der zum Christentum

übergetretene Prisclav, lebte, nachdem er sich mit Vater und Brüdern entzweit hatte, am dänischen Hofe, mit dem König verschwägert und mit Lehn von ihnen ausgestattet.

So sehr aber auch Waldemar und sein Bischof von dem Wunsche erfüllt waren, ihrem Volke das frühere Übergewicht über die Slaven wieder zu verschaffen, so verschlossen sie sich doch keineswegs der Einsicht, daß nach der langjährigen Zerrüttung des Staates die eigenen Kräfte nicht ausreichten, um sich auf die Dauer der Seeräuber zu erwehren und slavische Volksstämme zu überwältigen. In Feindschaft mit dem deutschen Reiche und dem mächrigen Sachsenherzoge dies Ziel zu erreichen, waren sie jedenfalls außer stande. Bei engem Anschluß an dieselben war hingegen Aussicht vorhanden, die gefährlichen Gegner gebändigt zu sehen und an den Früchten des Sieges vielleicht einen bescheidenen Anteil zu erlangen. In richtiger Würdigung dieser Verhältnisse erklärte sich Waldemar dem Kaiser gegenüber zur Huldigung bereit (1158) und suchte vom Herzog, welcher mit seinem großen Landheere die Wenden zu Ruhe und Gehorsam zu zwingen vermochte, Schutz und Hülfe zu erlangen. Andrerseits war Heinrich, nachdem er sich das Investiturrecht im Wendenlande erkämpft hatte, zur Vergrößerung seines dortigen Gebietes aufgelegt. Dem Reiche Niclots, dessen Piraten sich keineswegs immer seinem Willen fügten, ein Ende zu bereiten, trieb ihn auch wohl die Rücksicht auf das Gedeihen seiner Lieblingsschöpfung Lübeck, deren Handel durch das Seeräuberwesen geschädigt wurde. Bei der Bezwingung des Landes konnten ihm aber die Dänen, indem sie mit ihren Schiffen landeten oder in die Ströme eindrangen, manchen Vorschub leisten.

So waren die Voraussetzungen zu einer engen Verbindung zwischen Sachsen und Dänen vorhanden. Zuerst kam sie in dem Vertrage zum Vorschein, durch welchen Heinrich der Löwe gegen Zahlung einer hohen Geldsumme es übernahm, den Piratenzügen gegen Dänemark Einhalt zu gebieten (1159). Sodann fand, da die Befehle des Herzogs sich unwirksam erwiesen, 1160 jener entscheidende Kriegszug gegen Niclot statt, bei welchem Waldemar, um die Operationen seines Verbündeten zu unterstützen, auf Pöl und an der wismarschen Bucht landete und die Warnow aufwärts bis Rostock vordrang.

Der Vertrag von 1159 war der Ausgangspunkt eines langjährigen Bündnisses zwischen den Herrschern, welchen, so sehr sie einander auch sonst widerstrebten, beiden an der Unterwerfung der Ostseeslaven gelegen war. Bei der stetig zunehmenden Kräftigung des dänischen Reiches ist es erklärlich, daß Waldemar, welcher sich in der Rolle eines Schützlings befand, sich der lästigen Bevormundung seines oft hochfahrenden Alliierten zu entledigen trachtete, der immer nur auf den eigenen Vorteil bedacht war. Doch machte er die Erfahrung, daß er den überlegenen Machtmitteln seines Gegners nicht gewachsen sei, der überdies von den Slaven weit mehr gefürchtet würde und die ihm jetzt meistens zu beliebiger Verfügung stehende wendische Piraterie als Kampfmittel zu verwenden pflegte. So erlitt die 1159 begründete Freundschaft zwar zu wiederholten Malen Störungen,

welche sogar zu offenem Bruche und zum Kriege führte, wurde jedoch bis zum Sturze des Herzogs immer wieder erneuert.

Reibungen brachte es bereits mit sich, daß Waldemar nach dem Tode Niclots es mit seinen schlimmsten Feinden, den östlichen Wenden, aufzunehmen wagte. Sogleich nach Beendigung des gemeinsamen Kriegszuges (1160) machte er, vor den obotritischen und wagrischen Piraten gesichert, auf eigene Hand einen erfolgreichen Angriff auf Rügen und ließ sich von den Besiegten Geiseln stellen (1160). Zusammen mit den Ranen, welche ihm Zuzug leisteten, belagerte er sodann die noch von einem eigenen slavischen Häuptling beherrschte Burg Wolgast, den Hauptherd des liutizischen Piratenwesens, forderte auch hier Geiseln und ließ sich das Versprechen geben, daß keine Seeräuber mehr aus der Peene auslaufen sollten. Es waren aber diese Unternehmungen durchaus nicht nach dem Sinne des Herzogs, welcher seit der Unterwerfung des Obotritenreiches auch auf die ostwendischen Angelegenheiten seine Blicke zu richten begann. Mochte er es auch auf Wolgast nicht selbst abgesehen haben, dasselbe bildete doch einen Hauptschlüssel des Liutizenlandes und beherrschte die Einfahrt in das engere Flußthal der Peene, welche für die dänische Flotte weit hinauf schiffbar war. Auf Rügen erhob man zwar in Dänemark schon von früherer Zeit her gewisse Ansprüche und zählte sie dem Erzbistum Lund zu. Indessen auch von deutscher Seite waren ehemals die Rügianer bekämpft worden, und im westfälischen Kloster Korvey behauptete man, daß Lothar I. oder gar schon Karl der Große die Insel unterworfen und den Mönchen zinspflichtig gemacht habe.

Bei seinen Bemühungen, den dänischen Eroberungsversuchen im geheimen entgegenzuwirken, kam dem Herzog, wie Saxo durchblicken läßt, das nähere Verhältnis zu statten, in welchem die Grafen von Ratzeburg zum Dänenkönige standen. Schon seit geraumer Zeit hatte Waldemar freundschaftliche Beziehungen zu dem alten Heinrich von Badewide unterhalten, welche dadurch noch enger geknüpft waren, daß sich der junge Graf Bernhard mit Margaretha, der Tochter des pommerschen Fürsten Ratibor, einer Verwandten des Königs, vermählte. Auch besaß Bernhard ein dänisches Lehn, welches vielleicht in der Nähe des nordfriesischen Gebietes zu suchen ist. Wir halten ihn für identisch mit dem sächsischen Vasallen Bernhard, welcher, wie man in Dänemark wußte, 1160 den Obotritenfürsten Niclot tötete, dessen Haupt in Waldemars Lager bei Wismar umhergezeigt wurde. Auch sehen wir ihn auf der Warnow, wo nachher die beiden Heere zusammen trafen, in freundschaftlichem Verkehr mit Prisclav, dem dänischen Schützling. Um seiner Lehnspflicht zu genügen, schloß er sich 1162 auf dem Zuge gegen Wolgast dem König mit 2 Schiffen an. Es hinderte ihn dies aber nicht, auch den Vorteil seines eigentlichen Herrn wahrzunehmen, indem er sich bemühte, die gleichfalls im Heere anwesenden Ranen zu Gunsten des Herzogs zu beeinflussen, welcher wohl Rügen den Dänen abwendig machen und auf seine Seite hinüberziehen wollte. Die Zwistigkeiten zwischen Heinrich und Waldemar, zu welchen dieser Vorfall den Anlaß gegeben haben soll, müssen aber bald wieder ausgeglichen sein.

Auf dem Concil, welches im September auf Anlaß des Kaisers in S. Jean de Laône zur Beilegung des Schismas abgehalten wurde, stellte sich auch Waldemar ein, um Victor als den rechtmäßigen Papst anzuerkennen und dem Kaiser die versprochene Huldigung zu leisten. Hauptsächlich trieb es ihn aber, für seine Eroberungspläne den Schutz und die Einwilligung des Reiches zu erlangen. Wirklich gaben ihm der Kaiser und die Fürsten — unter diesen Heinrich der Löwe und Albrecht der Bär — die Zusage, daß sie ihm die Herrschaft über „Slavien" verschaffen wollten. Dieses übrigens unerfüllt gebliebene Versprechen wird sich auf Pommern bezogen haben, welches mit seinem östlichen, von Deutschland abgewandten Teile außerhalb der beiden Marken lag und schon einmal, vom Kaiser Lothar, an einen auswärtigen Fürsten, den Herzog von Polen, verliehen war (1136), ohne daß die Rechte des Markgrafen von Brandenburg dadurch beeinträchtigt wurden. Auch fand der König bei Heinrich, welcher sein Zelt mit ihm teilte, ehrenvolle Aufnahme[16]). Als bald nachher der Herzog gegen Pribislav und Wertislav zu Felde zog, gereichte dies auch seinem Verbündeten zum Nutzen; denn Seeräuber, wahrscheinlich Kessiner, welche aus den Mündungen der Warnow und Recknitz ausfuhren, hatten wiederum die dänischen Küsten überfallen, wie daraus zu schließen ist, daß die Burg Werle viele dänische Gefangene beherbergte, welche durch Heinrich den Löwen nach der Übergabe Wertislavs aus ihrer Haft erlöst wurden.

Damit war aber die eigentliche Ursache des Konfliktes nicht beseitigt, da Heinrich in den Wendenländern Ansprüche Waldemars neben seinen eigenen nicht gelten lassen wollte. Seine Versuche, die Ranen für sich zu gewinnen, hatten schließlich den Erfolg, daß 1163, als er in Lübeck der Domweihe beiwohnte, Abgesandte aus Rügen erschienen, welche ihre Unterwerfung erklärten und Geiseln gaben. Als aber nun Waldemar Rügen mit einem Angriffe bedrohte und dadurch die Abgefallenen zur Erneuerung ihres früheren Gehorsamsversprechens bewog, geriet der Herzog in Zorn und ließ durch Gesandte Rechenschaft vom König fordern, weil er sich in Rügen und Wolgast eingedrängt habe[17]). Aber auch diesmal kam es nicht zu einer Entzweiung, da Heinrichs Sorge durch den großen Wendenaufstand in Anspruch genommen wurde; nicht nur mit den Obotriten war zu kämpfen, sondern auch mit Bogislav und Kasimir, welche im Ringen um die Existenz des Wendentums mit Pribislav im Bunde standen.

Schlacht bei Verchen.

Wenn Pribislav darauf gerechnet hatte, daß der Herzog, zugleich durch andere Verlegenheiten in Anspruch genommen, nicht so leicht zur Vergeltung würde schreiten können, so sah er sich durch die raschen und umfangreichen Maßregeln desselben bald eines Besseren belehrt. Heinrich, welcher seit dem Januar wieder in Sachsen weilte, war von den Ereignissen,

welche im Wendenlande vorgefallen waren, natürlich bald benachrichtigt worden.[18]) Um zunächst weiteres Unheil abzuwenden, entsandte er eine starke Ritterschar zur Verstärkung nach Schwerin und befahl dem Grafen Adolf, mit den Holsteinern zum Schutze von Ilow vorzurücken. Um aber das Rachewerk zu vollbringen und die Macht der vereinigten Obotriten und Pommern zu brechen, gedachte er, unter dem Eindruck des ungeheuren von den Heiden verübten Frevels im Verein mit den anderen im Slavenlande engagierten christlichen Fürsten ein größeres kreuzzugartiges Unternehmen ins Werk zu setzen. Anfangs war er zwar zu der Annahme geneigt, daß geheime Aufreizungen durch den Bischof Absalon den Wendenaufstand veranlaßt hätten. Nachdem er sich jedoch von der Grundlosigkeit seines Argwohnes überzeugt hatte, schickte er, ohne seine Beschwerden weiter zu verfolgen, der ersten, noch nicht wieder zurückgekehrten Gesandtschaft eine zweite nach, welche mit Waldemar über Frieden und Bündnis unterhandelte. Ein gemeinsamer Kriegszug wurde beschlossen, an welchem der Herzog mit einem Landheere, der König, dem die Wolgaster ihre Versprechungen nicht gehalten hatten, mit seiner Flotte sich beteiligen sollte. Da auch Albrecht der Bär zur Mitwirkung aufgefordert wurde, so scheint ein Angriff von drei Seiten, wie 1147, beabsichtigt gewesen zu sein. Doch ist es zweifelhaft, ob der Markgraf, da seiner Teilnahme in den Quellen garnicht weiter gedacht wird, den Feldzug wirklich mitgemacht hat. Aus Sachsen fanden sich nicht nur weltliche Große, sondern, da es den Schutz der Kirche galt, auch Bischöfe und Äbte in großer Anzahl ein.

Als Heinrich, von Süden her ins Obotritenland eindringend, im Sommer 1164 den Feldzug begann, hatte sich im Westen desselben die Situation bereits geklärt, wie daraus zu entnehmen ist, daß die zur Verstärkung von Ilow und Schwerin entsandten Mannschaften dort nicht mehr nötig waren. Vielmehr stieß Graf Adolf mit den Holsteinern und den anderen Streitkräften Nordelbingiens zu dem sächsischen Hauptheere, als dasselbe bei dem von dem Wenden besetzten Malchow die Elde erreichte. Pribislav hatte das Kessinerland geräumt und war den ihm verbündeten Pommernfürsten zugezogen. In der Festung Demmin erwarteten die drei Wendenfürsten mit vereinten Kräften die Gegner.

In der Nähe der Burg Malchow geschah es, daß der Herzog den Slavenfürsten Wertislav, welchen er gefangen mit sich führte, erhängen ließ, deswegen, „weil sein Bruder Pribislav ihn ins Verderben gestürzt und die Friedensbedingungen, welche vereinbart waren, nicht gehalten hatte“. Mit diesen Worten weist Helmold auf den vor Werle geschlossenen und von dem Gefangenen selbst gut geheißenen Vertrag hin, welcher ihm Leib und Leben nur für den Fall zusicherte, daß Pribislav vom Kriege zurück trete, also unter einer Bedingung, welche bisher nicht zur Ausführung gebracht, vielmehr durch Erneuerung der Feindseligkeiten verletzt war. Der Herzog machte also, indem er dem als Geisel dienenden Fürsten „nach dem Rate böser Leute“ ein so schmähliches Ende bereitete, einen allerdings sehr harten Gebrauch von seinem Kriegsrechte[19]). Der Getötete hinterließ eine Witwe und einen Sohn, Namens Nicolaus (oder Niclot), in dessen Seele

der bedauerliche Vorfall einen unauslöschlichen Haß gegen den Mörder seines Vaters hervorrufen mußte. Vermutlich hielt er sich damals im Lager seines Oheims auf.

Der Burg Malchow scheint sich Heinrich, bevor das Heer seine Bewegungen fortsetzte, wieder bemächtigt zu haben. Von hier gedachte er nach Pommern zu ziehen, welches gleichzeitig von der Seeseite her durch Waldemar bedroht wurde. Das nächste Ziel seines Angriffes war die Festung Demmin, welche man durch den Müritzgau und Circipanien, am Ostufer des Kummrawer Sees und der Peene vorbei, erreichen konnte, ohne den Fluß zu überschreiten. Der Sachsenherzog erteilte nun dem Grafen Adolf, welchem sich der Statthalter Gunzelin, die Grafen Reinhold von Dithmarschen und Christian von Oldenburg, wahrscheinlich auch Heinrich von Ratzeburg mit ihren Mannschaften anschließen sollten, den Befehl, auf dieser Straße bis nach Verchen vorauszuziehen, einem Orte, welcher an der Nordostspitze des genannten Sees, zwei Meilen von Demmin entfernt liegt. Er selbst blieb noch in Malchow zurück, um einige Tage später mit den übrigen Truppen und den Saumrossen nachzufolgen, welche letzteren soviel Proviant tragen sollten, wie das Heer bedurfte.

Als die Vorhut in Verchen angelangt war und dort ein Lager aufgeschlagen hatte, erschienen Abgesandte der slavischen Fürsten aus Demmin und knüpften Unterhandlungen an, die aber schwerlich ernst gemeint, sondern auf Täuschung der Gegner berechnet waren. Während der Nacht schlichen sich Spione ins Lager, um die Stellung der Deutschen auszuforschen, wobei die Wagrier aus Oldenburg, welche mit den Holsteinern hatten ausziehen müssen, es aber insgeheim mit ihren Stammesgenossen hielten, den letzteren treffliche Dienste leisteten. Hingegen ließen Adolf und andere Heerführer, welche von der Tapferkeit der Slaven eine allzu geringe Meinung hatten, es an der nötigen Sorgfalt und Wachsamkeit fehlen. Schon am folgenden Tage benutzten die Slaven den günstigen Umstand, daß sie es zunächst nur mit einem Teile der feindlichen Streitkräfte, zu thun hatten, zu einem Angriffe. So entspann sich die Schlacht bei Verchen (5 oder 6 Juli), deren Schauplatz in den Anhöhen am nordöstlichen Seeufer zu suchen ist.

Da der Abmarsch des Herzogs sich verzögerte und der voraus gesandten Abteilung die Lebensmittel ausgingen, wurden Knechte zum Hauptheere entsandt, um Proviant herbeizuschaffen. Als dieselben sich beim Morgengrauen auf den Weg machten, gewahrten sie zahlreiche Wenden zu Roß und zu Fuß, welche sich in Abteilungen geordnet dem deutschen Lager näherten. Sogleich kehrten die Knechte wieder um und weckten das schlafende Heer, welches ohne diesen Zufall eine sichere Beute des Todes geworden wäre. Adolf und Reinhold waren die ersten, welche sich mit einigen Holsteinern und Dithmarschen den Feinden kampfbereit entgegen stellten. Die erste Abteilung derselben wurde überwältigt und in den See getrieben; sofort folgte aber ein zweiter Schwarm, der die wenigen Krieger, die sich ihm entgegenstemmten, gleich einem Bergsturze überschüttete. Da fielen in ungleichem Kampfe die Tapferen unter den Streichen der Gegner. Adolf, welcher es verschmähte, sich durch die Flucht zu retten, wurde mit

Reinhold am Eingange des Lagers stehend erschlagen. Letzteres wurde darauf von den Slaven überfallen und ausgeplündert, während das sächsische Kriegsvolk, nicht imstande, sich gehörig zu sammeln, erschreckt aus einander floh. Dreihundert Ritter, welche sich um Gunzelin und Christian gesammelt hatten, standen seitwärts vom Lager, eng zusammengeschart und unschlüssig, was sie thun sollten, als eine größere Anzahl Knappen, in deren Zelt ein Slavenhaufe den Eingang erzwingen wollte, unter Vorwürfen über die Unthätigkeit der Herren dringend ihre Hülfe begehrten. Durch die Not der Diener zu neuem Kampfesmute entflammt, sprengten die Ritter, allen voran Gunzelin und Christian, mit wilder Tapferkeit unter die Feinde und befreiten nicht nur die Bedrängten aus ihrer Gefahr, sondern stürmten auch in die von den Feinden besetzten Lagerräume und ruhten nicht eher, als bis sie unter vielem Blutvergießen die schon siegestrunkenen Slaven wieder hinausgetrieben hatten. Nun vereinigten die Grafen auch die Flüchtlinge wieder um sich, welche, neuen Mut fassend, aus ihren Verstecken hervorkamen, und vervollständigten die Niederlage, so daß das ganze Feld von den Haufen der Erschlagenen bedeckt war. 2500 Slaven sollen getötet sein; die Überlebenden retteten sich durch die Flucht zu den Ihrigen nach Demmin. Als Heinrich, zum Schutze seiner Vorhut in Eilmärschen heranrückte und in Verchen ankam, war der Kampf bereits beendigt.[20])

Die Slaven, welche sich von einer Verteidigung der Festung Demmin keinen Erfolg versprachen, überlieferten dieselbe dem Feuer und zogen sich ins Innere Pommerns zurück. Als am folgenden Tage (7. Juli) der Herzog vor dem ausgebrannten und menschenleeren Platze anlangte, mußte ein Teil seines Heeres dort bleiben, um für die Verwundeten Sorge zu tragen. Er selbst rückte am linken Ufer des Flusses weiter vor, ohne daß ihm die Slaven irgendwo standzuhalten wagten, und traf mit Waldemar, welcher inzwischen das von seinen Bewohnern verlassene Wolgast besetzt hatte und der Verabredung gemäß mit seiner Flotte flußaufwärts gefahren war, bei Groswin (zwischen Anklam und dem Kloster Stolpe) zusammen.[21]) Da, als die völlige Unterwerfung der Pommernfürsten in naher Aussicht stand, brach Heinrich zur Verwunderung der Zeitgenossen plötzlich nach neunwöchentlicher Dauer den Feldzug unter einem Vorwande ab. Den Hauptzweck des Krieges, die Niederwerfung des Wendenaufstandes, hatte er erreicht und den Pommern, indem er einen Teil ihres Landes durchzog, einen deutlichen Beweis von seiner Überlegenheit vor Augen geführt. Durch weitere Aufwendungen die Pläne Dänemarks, welche auf Beherrschung des östlichen Teiles von Pommern hinausliefen, befördern zu helfen, war er wohl um so weniger geneigt, da der König Anstalten machte, in Wolgast Leute seines Volkes danzusiedeln, ein Vorhaben, welches nur an dem Widerstande der azu bestimmten Dänen scheiterte. Von seinen Verbündeten im Stiche gelassen, begnügte sich Waldemar mit den Vorteilen, welche er bis dahin erreicht hatte. Nachdem er im voraus die Zustimmung des Herzogs eingeholt hatte, wurde mit den Pommern ein Friede abgeschlossen, über dessen Bestimmungen wir freilich nur von dänischer Seite Kunde haben. Waldemar sah eine dänische Oberherrschaft über Wolgast anerkannt, nicht nur wie früher

durch Geiselstellung und Garantie gegen Seeräubereien, sondern auch durch Einfügung des Distriktes in eine Art von Lehnsverband mit seinem Reiche. Denn sein Vasall, der Obotrite Priscla und der von Dänemark abhängige Fürst Tetislav von Rügen wurden dort als Herrscher eingesetzt; als dritter ward ihnen der Pommernfürst Bogislav beigesellt, welcher demnach für Wolgast anscheinend ebenfalls in die Stellung eines Lehnsträgers geriet. Heinrich gegenüber sollen sich die Feinde damals zu nichts weiter verpflichtet haben, als daß sie ihn in ruhigem Besitze der Burgen lassen würden, welche die Sachsen im Obotritenlande in Besitz hatten.

Helmold beschreibt den traurigen Zustand, in welchem sich nach Beendigung des Krieges das mecklenburgische Wendenland befand. Für die Pommern sei es eine Gunst des Schicksals gewesen, daß Heinrich die glücklichen Erfolge seines Feldzuges im Stiche ließ, da er sonst ihr Gebiet ebenso behandelt hätte wie jenes. „Das ganze Land der Obotriten — war durch die fortwährenden Kriege, besonders aber durch diesen letzten, völlig in eine Einöde verwandelt worden, indem Gott den frommen Herzog begünstigte und seine Hand stärkte. Wenn noch irgendwo Überreste der Slaven zurückgeblieben waren, so wurden sie wegen Mangels an Getreide und Verwüstung der Äcker so von Hunger heimgesucht, daß sie scharenweise zu den Pommern oder Dänen zu flüchten gezwungen wurden, welche sie ohne Erbarmen an die Polen, Sorben und Böhmen verkauften.“ Gegen die Allgemeinheit, mit welcher dies ausgesprochen wird, erheben sich freilich schwerwiegende Bedenken; insbesondere kann der letzte Krieg, welcher, soweit wir durch Helmold Kunde von ihm haben, nur eine Ecke des Obotritenlandes berührte, zu der beschriebenen Verwüstung soviel nicht beigetragen haben. Dennoch ist nicht zu bezweifeln, daß die Lage des Landes infolge langer Kriegsjahre eine höchst beklagenswerte war.

Pribislav hatte durch den mißlungenen Aufstand sein väterliches Erbe verwirkt und weilte außerhalb seines Landes bei den Pommernfürsten. Alle Nachricht fehlt uns über das Schicksal der Burg Werle, des letzten Hauptstützpunktes seiner Herrschaft. Sie stand jetzt dem Herzog zur Verfügung, welcher wieder den Lubimar oder einen anderen sachsenfreundlichen Häuptling dort eingesetzt haben mag. Es ist aber auch möglich, daß sie auf einem nicht zu unserer Kenntnis gelangten Kriegszuge während des Wendenaufstandes zerstört wurde; denn es wird berichtet, daß Heinrich Burwy sie später wieder aufbaute. Die Frage, ob Heinrich Anstalten traf, um die von den Wenden hingemordeten oder vertriebenen Burgbesatzungen und Kolonisten durch neue Ankömmlinge zu ersetzen, ist wohl zu verneinen. Von der Mecklenburg wissen wir, daß der Herzog sie nicht wiederherstellte. Bald wurde nämlich das Wendenland von neuen Unruhen erfüllt, nach deren Beendigung auf die sächsische Verwaltung in diesen Gegenden überhaupt verzichtet wurde.[22])

Wiedereinsetzung Pribislavs.

In der Hoffnung, mit Hülfe Bogislavs und Kasimirs sich im Erbe seiner Väter behaupten zu können, sah sich Pribislav durch den mit den beiden Machthabern abgeschlossenen Vertrag zunächst betrogen, da sein Beschützer, ohne denselben zu verletzen, ihm ferner keine Unterstützung angedeihen lassen durften. Mit freudigem Herzen wird es daher der Wendenfürst begrüßt haben, daß durch einen Zwist, welcher zwischen Heinrich dem Löwen und dem Dänenkönige ausbrach, sich die Situation wieder zu seinen Gunsten änderte.

Die dänische Oberherrschaft über Wolgast wurde sogleich wieder in Frage gestellt, da die Dreiteilung der Verwaltung sich als unhaltbar erwies. Bald nach Heinrichs Abzug aus Pommern wußten die Statthalter, welche Kasimir dort eingesetzt hatte, die Ranen aus dem gemeinsamen Besitz zu verdrängen; dasselbe Schicksal hatte vermutlich Prisclav, welcher nun ganz aus der Geschichte verschwindet. Ferner öffneten die Pommern der getroffenen Abrede zuwider den Piraten die Peenemündung und verletzten auch sonst auf mancherlei Art den Frieden. Die Folge davon war, daß Waldemar pommersche Gebietsteile unter furchtbaren Verheerungen heimsuchte (1165 oder 1166)[23]). Aus Furcht vor der Überlegenheit der dänischen Waffen begab sich Bogislav, der ältere der beiden Brüder, zu Heinrich dem Löwen und versprach ihm, um seine Hülfe zu gewinnen, Gehorsam. Daraufhin beschwerte sich der Sachsenherzog gelegentlich einer Zusammenkunft an der Krempine (in Holstein) bei Waldemar, daß dieser seinen Lehnsmann angegriffen habe, ohne zuvor bei ihm, dem Lehnsherrn, Klage zu führen.

Das Lehnsverhältnis Pommerns zu dem Herzoge, welches uns in dieser Erzählung Saxos zum ersten Male entgegentritt, kam aber vorläufig noch nicht zur Geltung. Denn Waldemar, damals auch durch einen Aufstand in Norwegen bedroht, suchte dem Gegner seinen neuen Verbündeten abtrünnig zu machen, wobei er sich der Beihülfe Gotschalks bediente, eines bei den Slaven einflußreichen und mit Sitte und Sprache dieses Volkes wohl vertrauten Mannes. Durch folgende Vorstellungen, welche für das verschiedenartige Auftreten der deutschen und der dänischen Eroberer im Slavenlande charakteristisch sind, wußte derselbe sich bei den Pommern Gehör zu verschaffen: sie würden sich ihrer eignen Heimat berauben, wenn sie unter der Herrschaft der Sachsen blieben, eines Volkes, welches mit Beute und Kriegsruhm nicht zufrieden sei, sondern die ihm unterworfenen slavischen Gebiete sofort selbst zu bewohnen und anzubauen pflegten. Aus diesem Grunde hätten sie Niclot getötet, Pribislav aus dem Lande getrieben und zum Verderben ganz Slaviens Ratzeburg, Schwerin und Ilow mit Wall und Graben befestigt; die Slaven müßten daher die sächsischen Besatzungen und alle bei ihnen wohnenden Deutschen verjagen und dagegen mit den Dänen Freundschaft schließen, welche nur deshalb Kriege führten, um mit den Feinden in friedlichen Verkehr zu treten, nicht um sie ihres Gebietes zu berauben. In der That wurden die Pommern für Dänemark gewonnen und trennten sich wiederum von Heinrich. Das im letzten Kriege

zerstörte Demmin wurde wieder aufgebaut, und es gelang den Pommern bis zu den Burgen des westlichen Wendenlandes vorzudringen, für deren Verteidigung wohl Bernhard von Ratzeburg und Gunzelin thätig waren. Doch nur Ilow wurde eingenommen und zerstört, die anderen Festungen leisteten erfolgreichen Widerstand.[24]) Nun konnte auch Pribislav, welcher, solange die Pommernfürsten dem Herzog den Frieden hielten, sich ruhig verhalten haben wird, es wieder wagen, zur Herstellung seiner Herrschaft die Waffen zu ergreifen. In diese Zeit setzen wir daher die von Helmold erzählten Streifzüge des Wendenfürsten: von Demmin ausziehend machte er heimliche Einfälle in die Gebiete von Schwerin und Ratzeburg, um reiche Beute an Menschen und Vieh fortzuführen. Gunzelin und Bernhard merkten sich aber bald die Wege, die er einzuschlagen pflegte, und begegneten ihm mit gleicher List, indem sie ihm Hinterhalte legten, so daß er in wiederholten Gefechten seiner besten Leute und Rosse beraubt wurde und schließlich nichts mehr auszurichten vermochte.

Während auf diese Weise die östlichen Slaven durch ihre Angriffe zu Lande den Deutschen zur Plage gereichten, hatte Dänemark nicht minder für seine Küsten und Inseln von Piratenzügen zu leiden, welche vermutlich besonders von der wagrischen und obotritischen Küste aus auf Befehl des Sachsenherzogs mit größter Bereitwilligkeit unternommen wurden. Der fortwährenden Beunruhigungen müde, welche es für beide Teile mit sich brachte, daß sie sich indirekt durch die Slaven befehdeten, machten Heinrich und Waldemar wieder gemeinsame Sache mit einander, um die Ruhestörer ihr Übergewicht fühlen zu lassen. Zunächst verhandelten im Auftrage des Herzogs der Bischof von Lübeck und Graf Heinrich von Ratzeburg mit dem Könige und verabredeten eine Zusammenkunft der beiden Herrscher in Lübeck. Als Waldemar sich dorthin begab, fand er aber nur Gunzelin vor, welcher das Ausbleiben seines Herren mit Krankheit entschuldigte und das Erscheinen desselben an der Eiderbrücke in Aussicht stellte, wo dann auch nachher eine Besprechung stattfand. Wir erfahren, daß Waldemar, wie bei ähnlichen Gelegenheiten schon früher geschehen war, dem Herzog eine große Geldsumme zahlte, wofür dieser die Verpflichtung übernahm, seine Wenden von fernerer Belästigung des dänischen Gebietes zurückzuhalten; es hatte dies die Folge, daß die Freibeuter, deren Schiffe zerbrochen wurden, an Zahl abnahmen, während die durch ihre Räubereien verödeten dänischen Inseln wieder anfingen bewohnt zu werden. Aber auch gemeinsame Unternehmungen gegen die Slaven wurden an der Eider ins Auge gefaßt, da die beiden Fürsten übereinkamen, die Tribute aller Volksstämme, welche sie zu Lande oder Wasser unterwerfen würden, mit einander zu teilen.[25]) Dieser Bestimmung gemäß wurde eine Heerfahrt gegen Pommern beschlossen, welche unmittelbar darauf von statten ging. Heinrich zog gegen Demmin, Waldemar griff wieder mit seiner Flotte ein, verheerte die Umgegend von Wolgast und verbrannte Usedom, worauf die Pommern beide Feinde mit Geld und Geiseln versöhnten.

Weit wichtiger aber als der Anteil an den unmittelbaren Früchten des Sieges war es für Heinrich, daß die Lehnsabhängigkeit, zu welcher

sich Bogislav schon vor Beginn des Krieges erboten hatte und zu der wahrscheinlich schon 1164 der Grund gelegt war, wiederhergestellt ward, und zwar erscheint jetzt nicht nur der ältere Bruder, sondern auch Kasimir als Vasall des Herzogs. Schon in früherer Zeit waren an Pommern, welches durch seine liutizischen Eroberungen sich in die deutsche Einflußsphäre eingedrängt hatte, Hoheitsansprüche von seiten des deutschen Reiches herangetreten. Doch ist Heinrich der Löwe, soweit sich nachweisen läßt, der erste deutsche Fürst, zu welchem pommersche Fürsten in ein direktes Vasallenverhältnis traten. Dasselbe fand selbstverständlich Anerkennung von seiten des Kaisers, während Waldemar sich mit den leeren Versprechungen begnügen mußte, die man ihm gemacht hatte. Die Oberherrschaft des Herzogs bezog sich wahrscheinlich nur auf diejenigen Landschaften, welche man wenig später zum Herzogtum Sachsen und zur Schweriner Kirche rechnete und die er auf seinen Zügen bis Groswin 1164 größtenteils berührt hatte: links von der Peene Tribsees und Loitz, worunter wohl alles Land bis zur Meeresküste, ausgenommen den Landstrich bei Wolgast, zu verstehen ist, am rechten Ufer des Flusses Tollense, Plote (Demmin) und Mezenreiz, so daß Groswin (Anklam) ausgeschlossen blieb.[26] Heinrich nahm damit Gebiete in Besitz, auf welche Albrecht der Bär ältere Ansprüche hatte. Im Redarienlande mag der letztere noch einige Herrschaftsrechte festgehalten haben. Aber in den Slavenländern seines Bereiches Fortschritte zu machen und gegen Heinrich den Löwen aufzukommen, war er nicht im stande.

Für Pribislav, dessen Geschick sich schon zum besseren zu wenden schien, bedeuteten die Niederlage der Pommernfürsten und die weitere Ausbreitung der sächsischen Herrschaft eine abermalige Enttäuschung. Von seiten Bogislavs und Kasimirs konnte er weder auf offene noch geheime Hilfe mehr rechnen, da dieselben den Zorn ihres Gebieters fürchteten und ihren Schützling nur unter der Bedingung, daß er sich ruhig verhalte, ferner in ihrem Lande dulden wollten. Nach menschlichem Ermessen war damals keine Aussicht vorhanden, daß Pribislav jemals wieder in den Besitz seines obotritischen Fürstentums gelangen würde. Da geschah es durch eine besonders günstige Fügung der Umstände, daß der heimatlose Flüchtling die Gunst des Herzogs wieder gewann. Zu einer solchen Sinnesänderung sah Heinrich sich durch die Verlegenheiten bewogen, die ihm in Deutschland erwuchsen. Die gegen seine Übermacht sich regende Mißstimmung war schon längst in allerlei Reibungen und kleineren Aufständen zu Tage getreten. In Sachsen hatte er sich durch das fortgesetzte Streben nach Vergrößerung seiner Territorialmacht und durch die Anmaßung, mit welcher er gegen Fürsten und Bischöfe verfuhr, lebhaften Unwillen von vielen Seiten zugezogen. Seine außergewöhnliche Machtstellung, welche durch die letzten glücklichen Feldzüge gegen die Wenden noch wesentlich erhöht wurden, rief unter den geistlichen und weltlichen Herren zwischen Rhein und Elbe eine allgemeine Besorgnis hervor, so daß es zu einem umfangreichen Fürstenbündnisse kam, welches sich in der Stille vorbereitete. Der Freundschaft des Kaisers gewiß, welcher ihm in allen Stücken zu Willen war, und im Vertrauen auf den Beistand so tüchtiger Männer wie der Grafen von Schwerin

und Ratzeburg, glaubte der Herzog, dessen Selbstgefühl überdies durch die Vermählung mit einer englischen Königstochter gehoben wurde, allen seinen Feinden Trotz bieten zu können; um zu zeigen, wie wenig er sich fürchte, errichtete er vor seiner Burg in Braunschweig einen nach Osten gerichteten ehernen Löwen. Kaum hatte der Kaiser im Oktober 1166 Deutschland verlassen, um den vierten Zug nach Italien anzutreten, als Albrecht der Bär und andere ostsächsische Fürsten des Herzogs Burg Haldensleben an der Ohre zu belagern begannen und auch in Westfalen und an der Weser die Gegner zu den Waffen griffen.

Diese Ereignisse hatten einen für unsere Landesgeschichte sehr wichtigen Vorgang zur Folge. Von vielen Seiten zugleich bedroht, war Heinrich, welcher mit Umsicht alle für die Abwehr nötigen Maßregeln ergriff, besonders darauf bedacht, sich den Rücken zu sichern. Vor allen kam es darauf an, einem neuen Wendenaufstande vorzubeugen, wie er in dem der sächsischen Zwingherrschaft jetzt ganz unterworfenen Obotritenlande zu befürchten stand, dessen Bewohner ihm mehr zu schaffen gemacht hatten als irgend ein anderer Wendenstamm und gewiß geneigt waren, das verhaßte Joch abzuschütteln, sobald sich Gelegenheit dazu bot. Der Herzog gedachte daher, die Slaven, welche überdies durch ihre Piraterie gegen die dänischen Machtgelüste ein heilsames Gegengewicht zu bilden vermochten, durch versöhnliche Maßregeln für sich zu gewinnen. Nachdem er sich daher mit seinen Getreuen beraten hatte, nahm er den vertriebenen Pribislav wieder zu Gnaden an (1167). Hingegen gab der Obotritenfürst, welcher inzwischen Christ geworden war und als solcher eine gewissere Bürgschaft für sein zukünftiges Verhalten zu gewähren vermochte, die Zusicherung, daß er hinfort dem Herzoge Gehorsam und unerschütterliche Treue bewahren werde.[27])

Pribislav empfing also das Land seiner Väter aus der Hand des Herzogs zurück. Aber nicht ungeschmälert erhielt er das Territorium wieder, welches bis zum Tode Niclots das Fürstenhaus beherrscht hatte. Im Osten fehlte der größte Teil Circipaniens, etwa das von Peene, Trebel, Recknitz und oberer Nebel umflossene Gebiet (zwischen Demmin und Güstrow).[28]) Dasselbe gelangte, soweit nicht schon früher die Pommernfürsten sich dort festgesetzt hatten, spätestens jetzt mit Bewilligung des Herzogs in ihre Hände. Vereinigt mit den oben erwähnten vorpommerschen Landschaften an der Peene gehörte es zu der Burg Demmin, deren Bezirk unter der besonderen Verwaltung Kasimirs stand. Andererseits wurde im Westen das Burggebiet von Schwerin, welches Gunzelin in seinem Besitze behielt, nicht wieder zurückgegeben. Da ferner die ratzeburgischen und dannenbergischen Territorien selbstverständlich erhalten blieben und im Osten die Tollenser und Redarier ohnehin in Abzug zu bringen sind, so gehörte dem Fürstenhause von den Großherzogtümern Mecklenburg damals nicht mehr als die Hälfte. Doch gebot Pribislav über die ganze Meeresküste von Priwall bis zum Ribnitzer Binnenwasser; in der Nähe derselben lagen auch die beiden Burgen, als deren Herrn er sich in seinem Titel zu bezeichnen pflegte, Mecklenburg und Kessin. Im Süden reichte seine Herrschaft mit dem Lande Müritz, so wie Niclot dasselbe besessen und Heinrich der Löwe —

in Widerspruch mit den älteren Grenzbestimmungen der Marken — es unter seine unmittelbare Gewalt gebracht hatte, weit über die Müritzgewässer hinaus in den Raum zwischen Wittstock und Rheinsberg, bis zum Walde Besunt (Wittstocker Heide). Zu beiden Seiten der Elde erstreckte sich auch das Land Warnow, dessen ursprüngliche Südgrenze mit der brandenburgischen Priegnitz nicht festzustellen ist. Wir finden jedoch auch später noch im Besitz der mecklenburgischen Fürsten das Land Brenz im unteren Eldeknie (zwischen Parchim und Neustadt) und die Thure im oberen Knie (zwischen Lübz und Plau).[29])

Mit der Wiedereinsetzung Pribislavs hörte die Statthalterschaft, welche Gunzelin von Hagen bis dahin über das Obotritenland ausgeübt hatte, von selbst auf. Eine Beeinträchtigung seines persönlichen Ansehens ist aber darin nicht zu erblicken, da Heinrich der Löwe auch fernerhin ihm einen seinen Fähigkeiten angemessenen Wirkungskreis anwies. Vieles deutet sogar darauf hin, daß seit dem Tode Adolfs von Holstein unter dem Grafen Nordalbingiens Gunzelin trotz seines geringen Besitzes und trotz seiner verhältnismäßig unberühmten Herkunft, soweit der Dienst des Sachsenherzogs in Frage kam, die erste Stelle einnahm. Für den Verlust der Burg Ilow, welche mit ihrem Gebiete ebenfalls dem Wendenfürsten zurückgegeben wurde, mag er auf eine uns unbekannte Weise anderweitig entschädigt worden sein. Die ihm verbliebenen Besitzungen bildeten fortan die Grafschaft Schwerin, zu deren förmlicher Errichtung es vielleicht erst jetzt gekommen ist. In ihrer damaligen Ausdehnung stellte sie, eingekeilt zwischen dannenbergisches, ratzeburgisches und mecklenburgisches Gebiet, ein Ländchen von recht geringem Umfange dar. Mit Hinzurechnung des Landes Zellesen, (mit Krivitz und der Burg Dobin), welches vielleicht von vornherein mit Schwerin vereinigt war, füllte sie ungefähr den Raum zwischen Kleinen, Krivitz, Ludwigslust, Hagenow und Mühleneixen aus: doch sind dabei die Begüterungen im Lüneburgischen mit zu berücksichtigen, welche keine Grafschaft für sich, sondern einen untrennbaren Bestandteil der Schweriner bildeten.[30]) Den schon vorhandenen Grafen schloß sich nun Gunzelin als der vierte im Wendenlande an. Ihre Territorien und deren Bewohner pflegten als „Deutsche“ bezeichnet zu werden im Gegensatz zu den von eingeborenen Fürsten beherrschten Ländern, für welche die Benennung „Slaven“ sich so einbürgerte, daß sie selbst dann noch vielfach in Übung blieb, als sie schon längst durch die Germanisierung ihren slavischen Charakter eingebüßt hatten.

Was der Sachsenherzog mit dem Schwerte und durch Verträge im Wendenlande errungen hatte, kam vor allem auch der Kirche zu gute. Für Berno und das Schweriner Bistum war es ein großer Gewinn, daß die Slaven nun endlich beruhigt waren und zwischen ihnen und den Deutschen ein besseres Verhältnis sich einstellte.

Bischof Berno von Schwerin und der Beginn seiner Missionsthätigkeit.

Nachdem sich 1160 die Deutschen als Herrscher im Obotritenlande festgesetzt hatten, war es an der Zeit, der neuen Schweriner Kirche die für ihr Gedeihen notwendige Grundlage zu verschaffen. Berno wurde jetzt, wie schon früher die Bischöfe von Oldenburg und Ratzeburg, mit 300 Hufen investiert, was aber zunächst wohl nicht viel mehr bedeutete als eine Anweisung auf die Zukunft. Eine andere Einnahmequelle war der Bischofzins der Wenden und der Zehnte der Kolonisten. In Bezug auf letzteren erteilt Helmold den im Obotritenlande angesiedelten Deutschen das Lob, daß sie ihn vollständig zu zahlen pflegten, im Gegensatz zu den holsteinischen Kolonisten in Wagrien, welche mit Hartnäckigkeit auf Ermäßigung der Abgabe bestanden, so daß Bischof Gerold sich genötigt sah, die Vermittelung des Herzogs anzurufen. Was aber Berno an Einkünften besaß, ging durch die Wendenaufstände größtenteils wieder verloren. Dieselben bewirkten, daß die Schweriner Kirche, während sich in den beiden benachbarten Diöcesen schon geregelte Verhältnisse einstellten, noch längere Zeit in einem Zustande der Unfertigkeit verharrte.

Gleich seinen beiden Mitbischöfen war Berno ganz abhängig von Heinrich dem Löwen, welchem er seine Ernennung zu verdanken hatte. Als er von demselben aufgefordert wurde, zugleich mit Gerold und Evermod vor ihm zu erscheinen, um ihm den Treueid zu leisten, fühlte er sich zwar durch das Ansinnen des Herzogs bedrückt, fügte sich aber in das Unvermeidliche „um dessen Willen, der sich für uns erniedrigte und damit die neue Pflanzung kein Schaden erleide.“[31]) Auf die Gunst des Herzogs, welcher seinen Bischöfen nur eine beratende Stimme einräumte und nach eigenem Gutdünken in die kirchlichen Angelegenheiten des Wendenlandes eingriff, sah sich denn auch Berno fernerhin angewiesen. Häufig verweilte er in der Nähe des Herzogs, in dessen Gefolge er an den verschiedensten Orten bis 1170 in den Urkunden fast ausschließlich vorkommt.

In einen inneren Zwiespalt versetzte den Bischof das Schisma, welches durch die doppelte Papstwahl (1159) veranlaßt wurde. Ein Teil des deutschen Episkopates nahm in dem sich immer mehr zuspitzenden Streite den dem nationalen Empfinden mehr entsprechenden Standpunkt ein, bei dessen siegreicher Durchführung die Deutschen, vertreten durch die Person des höchsten Schutzherrn der Christenheit, den Vorrang vor den anderen Völkern des Abendlandes behaupteten. Die strenge kirchliche Richtung hingegen nahm Anstoß an Viktor, der ihr als ein bloßes Werkzeug in der Hand des Kaisers erschien und erwärmte sich um so mehr für einen Papst, welcher von den Ideen Gregors VII sich erfüllt zeigte. Die Aussichten Alexanders wurden wesentlich gebessert, als 1161 in Frankreich die großen Mönchskongregationen, besonders die Cistercienser, mit Entschiedenheit für ihn einzutreten begannen. Es konnte nicht ausbleiben, daß auch die deutschen Mitglieder dieses straff organisierten Ordens, wenngleich sie offene Parteinahme vielfach vermieden, in ihrer Haltung dadurch beeinflußt wurden.

welcher Seite Berno als eifriger Cistercienser im Herzen sich zuneigte, kann demnach nicht zweifelhaft sein. Schon auf dem Koncil zu Pavia (1160) hatte Hartwig von Bremen, zugleich im Namen der ihm untergebenen Bischöfe, also auch des Schweriners, seine Stimme für Viktor abgegeben. Indessen würde eine aktive Beteiligung am Kampfe, welche der Natur Berno's wohl überhaupt widerstrebte, ihn mit Heinrich dem Löwen entzweit und der Mission im Wendenlande entzogen haben. Andrerseits hatte er jedoch einen Anhalt am Herzoge, welcher zwar einen offenbaren Widersacher Alexanders unter seinen Bischöfen nicht dulden wollte, aber doch nur von Zweckmäßigkeitsrücksichten sich leiten ließ, wenn er, entgegen den welfischen Familientraditionen, auch in der kirchlichen Frage mit dem Kaiser übereinstimmte. Von der Vorliebe, welche er nach wie vor dem Cistercienserorden bewahrte, zeugt es, daß er der Lübecker Kirche, welche nach dem Tode Gerolds eines neuen Hirten bedurfte, 1164 einen Bruder des Verstorbenen, den Cistercienserabt Konrad, vorsetzte, obwohl derselbe weder den Erzbischof, noch der Lübecker Geistlichkeit genehm war.

Es wäre von Interesse, zu erfahren, inwieweit Berno von dem harten Gewissenszwange betroffen wurde, welcher auf dem Reichstage zu Würzburg (Mai Juni 1165) ausgeübt wurde. Hier setzte es nämlich der Kaiser durch, daß alle anwesenden Erzbischöfe und Bischöfe, 40 an der Zahl, durch Drohungen eingeschüchtert, sich mit einem Eidschwure von Alexander und dessen Gesinnungsgenossen lossagten. Ob auch Berno diesen Reichstag, auf welchem Heinrich der Löwe zugegen war, im Gefolge desselben besucht hat, läßt sich nicht feststellen. Es war dort aber auch die Rede davon, daß alle nicht anwesenden Bischöfe sich nachträglich zu den gefaßten Beschlüssen eidlich bekennen sollten. Ferner wurde angeordnet, daß alle Geistlichen und Laien von ihren Bischöfen und Lehnsherren zur Eidesleistung anzuhalten und im Weigerungsfalle mit Verlust ihrer Ämter und Güter zu bedrohen seien. Die Cistercienser wurden — wohl ebenfalls infolge dieser Beschlüsse — in manchen Gegenden ausgetrieben und fanden Zuflucht in Frankreich. Was im Wendenlande geschehen sollte, hing indessen in erster Linie vom Herzog ab, und es bleibt daher fraglich, ob an Berno die Zumutung gestellt wurde, etwas zu beschwören, was gegen sein Gewissen war. Später (1169) verschafften übrigens dem Orden seine auf Ausgleichung der kirchlichen Streitigkeiten gerichteten Bemühungen die Gunst des Kaisers wieder.[32])

In seiner abhängigen Stellung fügte sich Berno dem Zwang der Verhältnisse, wie er es auch in der Investiturangelegenheit gethan hatte, und stellte sich äußerlich auf freundschaftlichen Fuß mit den Parteigängern des kaiserlichen Papstes. Am 2. Oktober weilte er nach einer früher nicht beachteten Urkunde mit dem Kaiser und dem Herzog in Köln, um der Konsekration des dortigen Erzbischofes Rainald (v. Dassel) beizuwohnen, des eigentlichen Urhebers der Würzburger Beschlüsse, welcher auch nach dem Tode Viktors (1164) für die Erhebung des neuen Gegenpapstes Paschalis III hauptsächlich thätig gewesen war.[33])

Ein Mann von ganz anderer Art als Berno war Konrad von Lübeck, welcher dem Herzog, dem er doch seine Erhebung verdankte, eine arge Ent-

täuschung bereitete, indem er 1167 mit den aufständischen Fürsten geheime Verbindungen anknüpfte und auch den Erzbischof Hartwig für seine Pläne zu gewinnen wußte. Auf einer Zusammenkunft in Stade wegen dieser Umtriebe zur Rede gestellt, lehnte er sich gegen seinen zur Versöhnung geneigten Herrn in offenem Ungehorsam auf, so daß sich derselbe veranlaßt sah, ihm den Eintritt in seinen Sprengel zu verbieten und die Einkünfte zu entziehen. Konrad begab sich darauf, um in das Lager der Aufständischen überzugehen, nach Magdeburg, wohin der Erzbischof ihm später nachfolgte. Der friedliebende Berno, in dessen Begleitung Konrad nach Stade gekommen war, wird sich dort vergeblich bemüht haben, eine gütliche Vereinbarung zustande zu bringen.[34])

Die Bedeutung Berno's, welcher in Demut seines Amtes waltete, lag auf einem ganz anderen Felde als demjenigen der politischen und kirchlichen Händel seiner Zeit. Von Hadrian IV 1154 zum Bischof geweiht, hatte Berno „als geistlich armer Mönch, nur mit dem Glauben Christi ausgerüstet,“ sein Amt übernommen. Seiner mönchischen Lebensweise wird er in Kleidung, Speise und Beobachtung der gottesdienstlichen Zeiten treu geblieben sein, da die aus dem Cistercienserorden hervorgegangenen Bischöfe auch fernerhin an die Regel gebunden blieben. In das Land jenseits der Elbe war er gegangen, um dem Heidenvolke zu predigen, „welches unter dem Fürsten der Finsternis in der Nacht des Unglaubens und des Götzendienstes saß.“

Hauptgott des Obotritenlandes war, wie wir aus Helmold wissen, im zwölften Jahrhundert Radegast, und zwar ist an einen einheimischen Götzen zu denken, nicht an den im Redarienlande, dessen Tempel zu Rethra einst weit und breit unter den Wenden berühmt war. Wo aber das Heiligtum stand, hat Helmold uns nicht verraten. Daneben gab es eine Reihe untergeordneter Gottheiten von mehr lokaler Bedeutung, deren einige, nicht in menschlicher Gestalt sichtbar, in Hainen angebetet wurden, während anderen — zum Teil wohl auf Burgen — Tempel errichtet waren, in denen man die abenteuerlich gestalteten Bilder aufgestellt hatte. So mannigfaltig aber gewiß in Mecklenburg der Götzendienst damals ausgebildet war, so überaus dürftig sind doch auf diesem Gebiete unsere Kenntnisse im einzelnen, soweit sie auf bestimmten und zuverlässigen Nachrichten beruhen. Abgesehen von dem Tempel zu Malchow, welcher 1147 zerstört wurde, ist im Obotritenlande nur noch von dem Götzen Goderac die Rede. Daß derselbe in Kessin bei Rostock, wo auch eine fürstliche Hauptburg stand, seine Tempelstätte hatte, ist nahezu mit Sicherheit nachgewiesen worden. Sonst würde man geneigt sein, auf diesen Götzen das Bild zu beziehen, welches von den Dänen, die der Warnow den Namen „Gudakrsâ“ gaben, nach der Eroberung Rostocks zerstört wurde und wahrscheinlich auch hier, in der Nähe der Burg am rechten Warnowufer, seinen Platz hatte, — wir müßten denn die Darstellung Saxo's noch durch einen Streifzug, den Waldemar nach Kessin unternommen haben würde, ergänzen. Einer höheren Achtung noch als die Landesgottheiten erfreute sich der rujanische Svantevit, welcher mit seinem angesehenen Orakel — zumal bei den Anwohnern der Meeres-

küste — die Stellung eines wendischen Nationalgötzen erlangt hatte, neben welchem die anderen nur als Halbgötter erschienen; Tribute und Geschenke wurden ihm noch zu Helmolds und Saxo's Zeit von allen wendischen Stämmen dargebracht.[35])

Eine schwierige Aufgabe war dem Bischof gestellt, als er den Kampf mit dem obotritischen Heidentume aufnahm. Es konnte nicht fehlen, daß die Wenden, welche zugleich für ihre alten Götter zu kämpfen glaubten, durch die langjährigen erbitterten Kriege mit den Deutschen von einem fanatischen Haß gegen das Christentum erfüllt wurden, welchen zu schüren die Priester sich angelegen sein ließen; wurden doch noch Menschenopfer dargebracht, zu welchen man mit Vorliebe gefangene Christen ausersah. Aber mit bewunderungswürdigem Mute sehen wir denselben Mann, welcher sonst so zurückhaltend und nachgiebig erscheint, unter den mancherlei Schrecknissen ausharren, welche ihn im Wendenlande umringten. Seinem dortigen Wirken setzte der Chronist Arnold von Lübeck ein Denkmal mit den Worten: „Bischof Berno — war der erste rechtgläubige Lehrer, welchen die Slaven erhielten. Er ertrug Schläge und Backenstreiche von ihnen, ja, er wurde unter Verhöhnungen gezwungen, den Götzenopfern beizuwohnen. Aber durch Christum gestärkt, vertilgte er den Götzendienst." Auch Kaiser und Papst gedenken mit hoher Anerkennung seiner aufopfernden Thätigkeit, wie er unter der größten Mühe und Gefahren das Wort Gottes unter den Heiden ausgebreitet habe.

Umfang und Erfolg seiner Missionsbestrebungen sind für die ersten Jahre seines Schweriner Aufenthaltes (1160—67) in Dunkel gehüllt, so daß wir größtenteils auf Mutmaßungen angewiesen sind. Die größten Fortschritte hatte das Christentum in den für Berno's Diöcese in Aussicht genommenen Ländern jedenfalls im Burggebiete Schwerin in der unmittelbaren Umgebung des Bischofssitzes, zu verzeichnen. Hier bestand jetzt in der Besatzung der Burg und in der deutschen Bevölkerung der Stadt eine größere christliche Gemeinde, von welcher eine nachhaltige Einwirkung auf die umwohnenden Wenden ausgehen konnte, die wohl ohnehin schon mit deutschem und kirchlichem Wesen mehr vertraut waren. Von Schwerin aus wird Berno zunächst sein Augenmerk auf die übrigen 1160 eroberten Bezirke gerichtet haben, soweit nicht der Ratzeburger Bischof zuständig war. Die über das Land zerstreuten deutschen Besatzungen, welche doch irgend welche gottesdienstlichen Vorkehrungen nötig machten, erleichterten auch hier das Werk der Bekehrung. Um durch eindringliche Lehre und Predigt die Wenden dauernd dem Christentume zu gewinnen, war freilich der Zeitraum weniger Jahre nicht ausreichend; nur widerwillig, wenn nicht gezwungen, nahmen die Slaven, die in Heinrich dem Löwen ihren Bedrücker sahen und den sächsischen Herren wie Knechte gegenüberstanden, die Taufe an. Die Ereignisse des Jahres 1164 bedeuteten zugleich einen Sieg des Heidentumes, welches die nur äußerlich Bekehrten leicht mit sich fortreißen konnte. Fast hätte Berno, als Pribislav mit seinen Scharen die Fahne des Aufruhres erhob, den Märtyrertod erlitten. Am fünften Tage nach der Überrumpelung Mecklenburgs begab er sich, mit den Abzeichen seines priesterlichen Amtes

versehen und von mehreren Schweriner Geistlichen begleitet, von Schwerin aus nach dem Schauplatze der Niederlage. In Mecklenburg angelangt, errichtete er inmitten der Leichen einen Altar und hielt ein feierliches Totenamt ab. Während er die heilige Handlung vollzog, erhob sich, um den Bischof und seine Begleiter zu töten, aus dem Hinterhalte ein Schwarm von Slaven. Glücklicherweise kam Richard von Salzwedel, welcher an demselben Tage an Mecklenburg vorbeizog, um das von Pribislav bedrohte Ilow zu entsetzen, mit seinen Reisigen noch rechtzeitig zum Schutze herbei und rettete die Bedrohten vor dem sicheren Untergange. Den Bewohnern dieser Gegenden fernerhin seine kirchliche Fürsorge zuteil werden zu lassen, war aber Berno, bevor Pribislav bezwungen war (1167), schwerlich imstande.

Auch die Kessiner scheint der Herzog schon 1160 zur Zahlung des für den Bischof bestimmten Wendenzehnten angehalten zu haben — eine Forderung, welche wohl nur in der Erwartung einer baldigen Christianisierung erhoben werden konnte. Sächsische Besatzungen, auf welche die Glaubensboten sich hätten stützen können, waren aber in diesem Lande nicht vorhanden. Zu näherem Eingehen fordert hier die Frage auf, wie sich das Fürstenhaus zum Christentume stellte. Da Niclot, wie kaum zu bezweifeln ist, als Heide gestorben war, so dürfte feststehen, daß seine Söhne Pribislav und Wertislav, die im Gegensatz zu ihrem Bruder Prisclav bis zuletzt in so enger Gemeinschaft mit ihrem Vater standen, zur Zeit seines Todes sich nicht zum Christentum bekannten. Dies setzt auch die um 1370 geschriebene Reimchronik des Ernst von Kirchberg voraus, in welcher es heißt, Pribislav sei von seiner christlichen Gemahlin Woislava, der Tochter eines Königs von Norwegen, für den neuen Glauben gewonnen worden und habe, den Ermahnungen des Bischofes Berno folgend, von demselben 1164 die Taufe angenommen. Von dieser christlichen Woislava, welche aber vermutlich nicht norwegischer, sondern normanisch-russischer Herkunft war, geben uns auch alte, mit eingeschnittenen Buchstaben versehene Ziegelsteine Kunde, welche vom Großherzoge Friedrich Franz I an der Kapelle zu Althof (bei Doberan) entdeckt wurden. Bei näherer Prüfung ergab sich, daß dieselben ursprünglich zusammengehört hatten und zu zwei gleichlautenden Inschriften an einander gereiht waren, und zwar handelt es sich um eine zu Anfang des 14. Jahrhunderts angefertigte Grabschrift, in welcher Woislava als Gründerin des Klosters Doberan (also als Zeitgenossin Pribislavs) und als Landesherrin bezeichnet wird. Der Name der Gattin des Wendenfürsten beruht demnach auf älterer Tradition und ist uns von Kirchberg nach früheren Doberaner Aufzeichnungen, die ihm vorlagen, überliefert worden. Auch liegt kein Anlaß vor, ihre und Bernos Mitwirkung bei der Bekehrung Pribislavs in das Reich der Fabeln zu verweisen.[36]) Über den etwaigen Zusammenhang dieser Begebenheit mit dem fortschreitenden Missionswerke des Bischofes würden wir besser urteilen können, wenn die Zeit, in welcher sie sich zutrug, genauer festgestellt werden könnte. In der von Kirchberg benutzten Doberaner Genealogie (um 1370), welche die bloße Thatsache der Taufe und Bekehrung verzeichnet, wird dafür der 29. April 1164 angegeben, also ein Zeitpunkt, in welchem Pribislav den Angriff des Herzogs erwartete, nachdem er soeben

die Besatzung in Mecklenburg niedergemacht hatte. Wollte dennoch der Fürst, welcher mit den christlichen Pommernherzogen befreundet war, damals seine Religion wechseln, so würde er sich zu diesem Zwecke doch schwerlich mit einem Bischofe Heinrichs des Löwen, seines schlimmsten Feindes, in Verbindung gesetzt haben. Auch sind die Jahreszahlen der Genealogie im allgemeinen nicht zuverlässig genug, als daß wir ihnen unbedingt trauen dürften. Wigger sprach sich daher, — mit Berücksichtigung der Thatsache, daß Wertislav im August 1164, nach einjähriger Haft in Braunschweig, als Christ seinen Tod fand —, für einen früheren Termin (29. April 1163) aus.[37]) Wie man sich aber auch hierüber entscheiden mag, solange Pribislav seine Aufgabe darin erblickte, die Sachsen zu bekämpfen, konnte bei der Abneigung des Volkes gegen das Christentum im Kessinerlande, dem Hauptherde aller Unruhen, von einer erfolgreichen Mission unter den Heiden am allerwenigsten die Rede sein.

Die erste zuverlässige Nachricht über eine persönliche Berührung Berno's mit Pribislav erhalten wir in der kaiserlichen Urkunde[38]) von 1170, in welcher von einer Missionsreise des Bischofs die Rede ist, die er vor dem Feldzuge nach Rügen (1168) unternahm: „Von Schwerin anfangend brachte er dem Volke, welches in der Finsternis saß, das Licht des Glaubens; indem er die Leute taufte, Götzenbilder zerstörte und Kirchen gründete, unter vielen Unbilden und Anfechtungen, welche er von den Heiden zu erdulden hatte, gelangte er nach Demmin. Hier nahmen ihn, ergriffen von seiner Predigt und voller Teilnahme für seine mühevolle Thätigkeit, die Landesfürsten Bogislav, Kasimir und Pribislav gütig bei sich auf. Sie erwählten ihn zum ersten Bischof ihrer Länder, und der Sachsenherzog setzte ihn als solchen ein.“ Über die Zeit dieser Reise, welche den Bischof vielleicht auch durch das Kessinerland führte, enthält zwar die Urkunde keine genaueren Angaben. Doch ist klar, daß die damit in Verbindung gebrachte Bischofswahl, da sie sich mit Heinrichs Anordnungen in Einklang befand, erst stattfinden konnte, nachdem der Krieg mit Pommern beendigt war, und auch Pribislav, welcher spätestens um diese Zeit das Christentum angenommen haben muß, auf ferneren Widerstand verzichtet hatte. Da der Fürst in Demmin weilte, also anscheinend noch in der Verbannung lebte, so liegt die Annahme nahe, daß Berno im Auftrage des von seinen deutschen Feinden bedrohten Herzogs zu Anfang 1167 die Aussöhnung mit Pribislav betrieb und im Zusammenhang damit einen näheren Anschluß der Obotriten an das Schweriner Bistum ins Werk setzte, zugleich aber auch die Pommernfürsten bewog, die oben erwähnten Distrikte an der Peene von Wollin oder Havelberg zu trennen und der sächsischen Kirche zu unterstellen, so daß die Schweriner Diöcese sich bis an die nunmehrigen Grenzen der Mark Heinrichs des Löwen ausdehnte. Daß der Sachsenherzog, der doch alles dies gewiß aus eigner Machtvollkommenheit anordnete, die ausdrückliche Zustimmung der Fürsten zur Einsetzung eines Landesbischofes einholte, entsprach wohl dem Herkommen in solchen Ländern, wo noch keine kirchlichen Einrichtungen bestanden. Es war um so billiger, da an die Wendenherren jetzt die Verpflichtung herantrat, von ihrem Landbesitz zur Ausstattung der Kirche beizutragen.[39])

Nachdem Berno diese Angelegenheiten geordnet hatte, unternahm er, anscheinend noch von Demmin aus, eine Reise in die seinem Amte jetzt zugewiesenen Liutizenländer, in welchen die bisherigen Christianisierungsversuche noch wenig Erfolg gehabt hatten. Wie die Urkunde berichtet, „bekehrte er mit Hülfe des frommen Kasimir alle in dessen Gebiet gelegenen Länder zur Erkenntnis der Wahrheit." Am wenigsten richtete Berno bei den dem Heidentum noch ganz ergebenen Circipanern aus, welche um diese Zeit dem Demminer Burgbezirke Kasimirs hinzugefügt wurden. Die Predigten Ottos von Bamberg, den seine zweite Reise nach Pommern durch den Müritzgau und Circipanien führte, hatten hier schwerlich irgend welche Spuren hinterlassen.

Fast alle Wenden der Ostseeküste waren nun in kirchliche und staatliche Verbindung mit Sachsen getreten. In heidnischer Unabhängigkeit behauptete sich nur noch der theokratische Seeräuberstaat auf Rügen.

Zur Christianisierung des größeren, noch heidnischen Teiles von Mecklenburg ist dadurch, daß Berno mit Pribislav in Einvernehmen trat, der Grund gelegt worden. Der Mission war ein empfänglicher Boden bereitet, seit der Fürst selbst und die zu ihm haltenden maßgebenden Kreise das Christentum, zu welchem sie sich bekannt hatten, allgemein im Lande zu fördern suchten. War dasselbe auch noch weit davon entfernt, die Masse des Volkes zu durchdringen, so war doch schon viel damit gewonnen, daß die neue Religion jetzt eine offizielle Geltung erlangte.

Zweiter Abschnitt.

Das Wendenland von der Wiedereinsetzung bis zum Tode Pribislavs (1167—1168).

Nachdem Pribislav mit Heinrich dem Löwen sich ausgesöhnt hatte, galt er nicht mehr als ausländischer Tributärfürst, sondern gelangte in die Stellung eines sächsischen Vasallen und trat damit, gleich seinen pommerschen Nachbaren, in den Verband des deutschen Reiches ein[1]). Von seiten des letzteren wurde dem nunmehr befreundeten Obotritenfürsten ehrenvolle Beachtung zu teil. In der Bestätigungsurkunde für das Schweriner Bistum (1170) ermahnt Kaiser Friedrich die Herren des Wendenlandes, sich die Beförderung des Christentums am Herzen liegen zu lassen, und bemerkt bei dieser Gelegenheit, daß er sie „in seine Gnade und in die Ehrenstellung der Fürsten seines Landes" aufgenommen habe. Es darf aber hieraus nicht gefolgert werden, daß sie vom Kaiser in den Stand der Reichsfürsten erhoben wurden. Denn da sie mit ihren Ländern vom Herzog und nicht unmittelbar vom Kaiser belehnt waren, so fehlte die Voraussetzung, welche für die Zugehörigkeit zum Reichsfürstenstande seit Ende des 12. Jahrhunderts allgemein gefordert wurde, in Sachsen aber schon früher gegolten hatte[2]). Doch standen die deutschen Grafen des Wendenlandes, selbst den Holsteiner nicht ausgenommen, in der Zeit Heinrichs des Löwen an Rang den slavischen Herren nach. Wir glauben dies aus der Reihenfolge der Urkundenzeugen schließen zu können, da zu wiederholten Malen Kasimir und Pribislav jenem voranstehen und zwar sogleich hinter Reichsgrafen, Mark- und Pfalzgrafen genannt werden[3]). Das hohe Ansehen, in welchem das wendische Fürstentum beim eignen Volke stand, wird die Wertschätzung desselben auf deutscher Seite beeinflußt haben.

Mit der Einführung des Christentums und der Zugehörigkeit seines Landes zum deutschen Reiche hielt Pribislav die Fortexistenz der wendischen Nationalität für vereinbar. Das Germanisierungswerk machte durch die Restitution des Wendenfürsten wieder einen Schritt rückwärts und erlitt in seinem weiteren Fortschreiten eine längere Unterbrechung. Den Zuzug einzelner Deutschen konnte und wollte Pribislav zwar kein Hindernis entgegensetzen. War doch die Kirche für ihre Geistlichen, da solche im Wendenlande schwerlich schon herangebildet waren, auf Deutschland angewiesen. In den von dem Herzog aufgegebenen Gebiete mögen hier und da Deutsche zurückgeblieben sein, andere werden sich an wichtigen Verkehrsplätzen des Handels wegen aufgehalten haben. Indessen findet sich — wenn

wir von dem der Kirche überlassenen Grundbesitz absehen, von einer deutschen Einwanderung zum Zwecke der Bodenkultivierung und der Neubevölkerung verödeten Landes noch keine Spur. Vielmehr siedelte Pribislav, nachdem er die Festungen Mecklenburg, Ilow und Rostock wieder instand gesetzt hatte, nicht etwa Deutsche, sondern Slaven in den Bezirken dieser Burgen an, vielleicht solche, welche aus den Grafschaften Schwerin und Ratzeburg vertrieben waren. Denn hier nahm die Kolonisierung, verbunden mit schroffem Verhalten der deutschen Sieger gegen die als rechtlos betrachteten Slaven, ungehinderten Fortgang. Da Wenden aus dem Lande Pribislavs, ohne daß dieser es zu verhüten vermochte, häufig Streifzüge in die Grafschaft Schwerin unternahmen und dort Räubereien ausübten, so gab Gunzelin den Seinigen den Befehl, daß sie alle Slaven, welche außerhalb der Straßen angetroffen würden, ohne es mit hinreichenden Gründen rechtfertigen zu können, sofort ergreifen und aufknüpfen sollten. Dem Grafen Bernhard von Ratzeburg, welcher nach dem Tode seines Vaters Heinrich*) die alleinige Verwaltung des Landes übernahm, wurde nachgerühmt, daß er „nach Austreibung der Slaven" die Grafschaft von Tag zu Tag zu höherer Blüte gebracht habe[4]).

Das Band, welches den Obotritenfürsten mit seinem Lehnsherrn verknüpfte, wurde durch verwandtschaftliche Beziehungen noch mehr befestigt. Sein Sohn Heinrich Burwy**) heiratete eine natürliche Tochter des Herzogs, Mechthilde. Ihre gleichnamige Mutter entstammte der Ehe des Grafen Volmar I. von Longwy, Homburg und Blieskastel (bei Zweibrücken) mit Mathilde, der Tochter des 1086 verstorbenen Grafen Konrad von Luxemburg[5]). Da schon um 1185 ein Sohn Burwy's als Geisel gestellt werden konnte, so fand die Vermählung wahrscheinlich bald nach der Lehnshuldigung Pribislavs statt.

In der That gewann sich Heinrich der Löwe einen treu ergebenen Vasallen und Freund an Pribislav, welcher stets bereit war, sich dem Dienste des Herzogs zu widmen, wie er auch für die Aufgaben Verständnis zeigte, welche ihm aus der neuen Stellung eines christlichen Fürsten erwuchsen.

Feldzug gegen Arcona.

Es kam dem Herzog gewiß nicht wenig zu statten, daß er infolge seiner versöhnlichen Maßregeln der Obotriten und Liutizen sicher war, als

*) Die letzte Nachricht, welche wir über Heinrich von Badewide besitzen, ist die oben erwähnte Gesandtschaftsreise nach Dänemark. Sein Andenken bewahrt ein mit Inschrift versehener Granitblock, welcher wohl bald nach seinem Tode an der jetzigen Grenze zwischen dem Domhof und der Stadt Ratzeburg errichtet wurde und daher noch für Mecklenburg in Anspruch genommen werden darf, als das älteste inschriftliche Denkmal des Landes.

**) Burwy, in den Urkunden Borvinus; den Namen Heinrich wird er bei der Taufe angenommen haben.

der immer weiter um sich greifende Aufstand in Sachsen seine Kräfte vollständig in Anspruch nahm und der Abfall Hartwigs von Bremen und Konrads von Lübeck seine Verlegenheiten noch vermehrte. Daß er den gegnerischen Fürsten nicht unterlag, hatte er nächst seiner kraftvollen Persönlichkeit und seinen reichen Hülfsmitteln dem Kaiser zu verdanken, welcher mit dem ganzen Gewichte seiner Autorität für ihn eintrat und auf dem Hoftage zu Würzburg (Juli 1168) ihn mit seinen Feinden aussöhnte, worauf auch jene beiden Kirchenfürsten in ihre Heimat zurückkehren durften[6]). Ein Nachspiel, bei welchem Gunzelin thätig war, hatte der Krieg noch im Bremer Erzstifte. Nach dem plötzlichen Tode Hartwigs (Oktober) wurde nämlich von einer Partei, welche des auf der Kirche lastenden Joches überdrüssig war, in offener Opposition gegen den Herzog ein Sohn Albrechts des Bären, der Magdeburger Domherr Siegfried, erhoben. Da der Welfe den erzbischöflichen Stuhl, auf dessen Beherrschung sein unabhängiges Schalten im Wendenlande zum guten Teil mit beruhte, seinen schlimmsten Rivalen, den Askaniern, nicht in die Hände fallen lassen wollte, so rückte in seinem Auftrage Gunzelin mit bewaffneten Scharen in Bremen ein, trat hier gewaltthätig auf und nötigte Siegfried mit seinem ganzen Anhange zur Flucht. Wiederum war es der Kaiser, welcher dem aufs neue entfesselten Streit zu Gunsten seines Freundes ein Ende machte, indem er auf dem Reichstage zu Bamberg aaf den Wunsch des Herzogs einen von diesem ganz abhängigen Mann, dessen ehemaligen Kaplan Balduin, als Erzbischof bezeichnete (Juni 1169)[7]).

Während Heinrich dem Löwem noch seine deutschen Feinde zu schaffen machten, war auf sein Geheiß Pribislav auf einem anderen Schauplatze beschäftigt. Um sich nämlich an ferneren Eroberungen Dänemarks, welches am liebsten auf eigene Rechnung und Gefahr seinen Vorteil an der slavischen Küste verfolgt hätte, den ihm vertragsmäßig zustehenden Anteil zu sichern, hatte der Herzog den von ihm abhängigen Wendenfürsten befohlen, dem König behülflich zu sein, sobald derselbe sich anschicken würde, fremde Völker unter seine Botmäßigkeit zu bringen. Ein solcher Fall trat ein, als Waldemar einen Krieg gegen die Ranen vorbereitete, welche sich seiner Herrschaft wieder einmal entzogen hatten.

Nicht um einen der gewöhnlichen dänischen Streifzüge handelte es sich diesmal, die eine doch immer nur vorübergehende Tributpflichtigkeit der rüjanischen Fürsten zur Folge hatten; es galt vielmehr eine Art von Kreuzzug gegen die Tempelburg Arcona und deren mächtige Priesterschaft, ohne deren Vernichtung die Dänen auf eine dauernde Unterwerfung der Insel nicht rechnen konnten. Um so mehr Anlaß hatte Heinrich der Löwe, zu dem Gelingen des Unternehmens beizutragen, zumal da auch ihm einst auf Grund älterer Ansprüche von den Ranen Treue gelobt war.

Gewiß geschah es im Einvernehmen und nach vorausgegangener Besprechung mit dem Herzog, daß, als Waldemar im Frühjahr 1168 Heer und Flotte rüstete, Berno die Fürsten und das ganze Volk der Wenden mit Kampfeseifer gegen die Götzendiener auf Rügen erfüllte. Da die Inselbewohner sich in Güte zur Bekehrung bisher nicht herbeigelassen

hatten, sollten sie mit Gewalt dazu gezwungen werden. War doch der Svantevitkultus ein Haupthindernis für die Befestigung des Christentums unter den der kirchlichen Fürsorge des Bischofes anvertrauten Wenden.

Selbst mit seinen sächsischen Rittern an dem Zuge sich zu beteiligen, hinderten den Welfen die noch nicht beendeten Wirren in Sachsen; auch mochte er in Ermangelung einer eigenen Flotte Bedenken tragen. In seinem Namen machten sich aber aus Pommern Bogislav und Kasimir, aus dem Obotritenlande Pribislav auf den Weg, um gegen die eigenen Stammesgenossen zu kämpfen; Berno begleitete „gleichsam als Bannerträger" das Heer in den heiligen Krieg. Auch Waldemar hatte außer dem kriegskundigen Absalon mehrere hohe Geistliche bei sich.

Vereinigt mit dem dänischen Heere, welches am Pfingsttage (9. Mai) auf Rügen gelandet war und verschiedene Streifzüge auf der Insel unternommen hatte, lagerten sich die Wenden vor der Festung Arcona. Sie selbst sollten nun den Tempel zerstören helfen, welchem so mancher von ihnen früher alljährlich seinen Tribut entrichtet hatte. Über den Verlauf des Krieges besitzen wir nur von dänischer Seite nähere Kenntnis, besonders durch Saxo, dessen ausführlicher Bericht indessen fast ausschließlich die Thaten der eigenen Landsleute im Auge hat, der Teilnahme der Wenden hingegen nur in sehr geringem Grade Berücksichtigung schenkt.

Die Tempelburg lag am nordöstlichen Vorsprung der Halbinsel Wittow, auf der Höhe jenes Kreidefelsens, welcher, an drei Seiten vom Meere umflossen, mit steilen Wänden sich aus der Flut erhebt, so hoch, daß man droben gegen Pfeilschüsse gesichert war. Nur im Westen, wo das Terrain nach der Landseite zu allmählich sich senkt, war Arcona durch einen Wall geschützt, dessen unterer Teil ganz aus Erde aufgetragen war, während die obere durch den Thorweg unterbrochene Hälfte aus Pfahlwerk mit eingefügten Erdschollen bestand und als Brustwehr diente. Zur Verteidigung waren damals in der Burg außer den 300 Burgmannen des Svantevit, welche die Tempelgarde bildeten und dort wohl ihren ständigen Wohnsitz hatten, Ergänzungsmannschaften aus Orten der Umgebung anwesend. Vor dem Burgthore, welches für gewöhnlich mit Riegeln verschlossen war, häufte man jetzt, um es gegen Sturmversuche widerstandsfähiger zu machen, eine hohe Schicht von festgestampften Rasenstücken auf. Der Turm hingegen, welcher über dem Thore sich erhob, galt als genügend gesichert durch seine Höhe, sowie durch die an demselben angebrachten Feldzeichen, besonders durch die Stanitia, das hochverehrte Banner des Svantevit.

Dem Walle gegenüber war nach Anordnung Absalons das Heer der Gegner aufgestellt, von einer Küste zur anderen sich ausdehnend. Noch war man mit den für die Belagerung nötigen Vorarbeiten beschäftigt, als bereits in unverhoffter Weise die Burg zu Falle gebracht wurde. Es geschah dies am 14. Juni, am Vorabend des S. Veitstages, ein Umstand, welcher die christlichen Kämpfer in dem Glauben bestärkte, der Heilige selbst sei ihr Mitstreiter, um den ihm gebührenden Sitz in Arcona wieder einzunehmen[8]).

An diesem Tage wagten sich Troßbuben, welche mit Schleudern versehen waren, an die Festung heran und warfen Steine zu derselben empor — ein Treiben, welches die Belagerten kaum der Beachtung für wert hielten, bis auch jüngere Kriegsleute sich jenen beigesellten und der Kampf eine ernstere Gestalt annahm. Während des Gefechtes machte einer der letzteren die Wahrnehmung, daß die zum Schutze des Thores aufgehäufte Rasenschicht, wohl infolge der sommerlichen Hitze, sich gesenkt hatte, so daß zwischen dieser und dem nach vorne übergebauten Turme eine große Lücke entstanden war. Speere, welche in den Wall gebohrt wurden, als Leitersprossen benutzend, klomm er rasch zu jener Spalte empor, in welcher er vor feindlichen Angriffen geschützt war. Seine Genossen bildeten darauf eine Kette, warfen einander von Hand zu Hand die Strohbündel zu und beförderten dieselben nach oben, wo jener sie in Empfang nahm. Das Stroh unter den hölzernen Boden des Turmes aufhäufend, steckte er es, bevor er schleunigst wieder zu den Seinigen hinunterstieg, in Brand, ohne daß die hinter der Brustwehr aufgestellten Besatzungsmannschaften es bemerkten oder zu verhindern vermochten. Um so größer war ihre Bestürzung, als sie plötzlich Rauch vom Turme emporsteigen sahen. Vom Kampfe ablassend, versuchten sie des Feuers Herr zu werden, während die Gegner es von außen schürten und die Löscharbeiten zu verhindern suchten. Unter Absalons Leitung, welcher jetzt selbst, mit Helm und Schild bewaffnet, zum Thore emporstieg, führten die dort anwesenden Krieger dem Brande neue Nahrung zu, mit um so größerem Erfolge, da es den Feinden an Wasser mangelte, so daß die Flamme auch den oberen Teil des Turmes ergriff und die Stanitia in Asche verwandelte. Auf den Vorschlag seines Bischofes unternahm darauf der König mit dem ganzen Einschließungsheere einen Sturm auf die Burg. Bogislav und Kasimir mit ihren Circipaniern und Liutizen, an deren Seite die Obotriten unter Pribislav gefochten haben werden, wetteiferten mit den Dänen um den Preis der Tapferkeit. Sie hielten es, so erzählt der dänische Geschichtschreiber, für eine Ehre, unter den Augen des Königs zu kämpfen, welcher der Kühnheit, mit welcher sie gegen den Wall anstürmten, bewundernde Anerkennung zollte. Verzweifelt war aber auch die Gegenwehr der von den Feinden und von Feuer gleichzeitig bedrängten Burgleute, deren manche, weil sie den Untergang ihres Heiligtumes nicht erleben wollten, freiwillig den Tod in den Flammen suchten. Die Aussichtslosigkeit ihrer Lage erkennend baten die Verteidiger um Frieden. Außer Geiselstellung, Zahlung von Tribut und Freilassung der gefangenen Christen wurde ihnen zur Pflicht gemacht, das Götzenbild mit dem ganzen Tempelschatze dem Könige auszuliefern, das Christentum gemäß den kirchlichen Einrichtungen der Dänen anzunehmen, den Grundbesitz ihrer Götter zum Unterhalte christlicher Priester zu verwenden und dem Könige, so oft es gefordert werde, unweigerlich Heeresfolge zu leisten. Diese Abmachung, welche nur den Dänen Vorteile zuwandte, war ebenso wenig im Sinne Berno's, wie der slavischen Fürsten, welche als sächsische Vasallen den Sieg hatten gewinnen helfen, nun aber ihre Oberherren und sich selbst von allen Früchten desselben ausgeschlossen sahen.

Am folgenden Tage, dem Feste des heiligen Veit, fand die feierliche Übergabe der Burg statt. Mit Zerstörung des Götzenbildes beauftragt, begaben sich vornehme Dänen mit einer Anzahl von Knechten in die Vorhalle des Tempels. Der Bischof Svein von Aarhus, wahrscheinlich auch Berno, waren zugegen. Nach Niederreißung des purpurnen Vorhanges wurde ihnen das von vier Säulen getragene Innere mit dem kolossalen hölzernen Standbilde des Gottes sichtbar, das Allerheiligste, welches sonst nur vom Priester betreten werden durfte. Der Gott mit den vier Häuptern, dem Horn in der Rechten, dem Schwerte und dem Reitzeuge des heiligen Rosses zur Seite, bot sich jetzt den Augen der Einheimischen dar, welche sich in großer Zahl eingefunden hatten, in der Hoffnung, daß ihr Götze das frevelhafte Beginnen an den Christen rächen werde. Unter den Axthieben der Knechte sank die in der Erde befestigte Figur, an den Schienenbeinen durchhauen, gegen die Tempelwand und stürzte, nachdem diese niedergerissen war, krachend zu Boden. In Gestalt eines schwarzen Tiers, so wollte man gesehn haben, entfloh der Dämon dem Leibe des Götzen. Den Eingeborenen flößte aber auch die gefallene Größe noch so viel Scheu ein, daß sie nicht zu bewegen waren, selbst den Koloß aus der Burg zu schaffen, sondern dies Geschäft den Gefangenen und fremden Handelsleuten überließen. Dieselben zogen den Gott an einem ihm um den Hals gewundenen Seile aus der Burg in die Ebene hernieder und langten damit im Lager an, wo alle zusammenströmten, um ihre Neugierde an dem Anblicke des unschädlich gemachten Svantevit zu befriedigen. Die letzte Lebensäußerung des Gottes bestand darin, daß er, in kleine Stücke zerspalten, seinen Feinden am Abend die Speisen gar kochen mußte.

Zugleich säumte man aber nicht, den Sieg zur Ausbreitung der christlichen Religion zu benutzen. Noch an demselben Tage gingen Absalon und alle anwesenden dänischen Geistlichen an das Werk der Bekehrung. Mit Eifer widmete sich auch Berno von Schwerin diesem Geschäfte, was zwar von Saxo verschwiegen wird, aber nach deutschen Nachrichten feststeht. Unter dem frischen Eindrucke des Geschehenen nahmen gewiß viele willig das Christentum an; waren sie doch selbst Zeugen von der Ohnmacht ihres Gottes gewesen. An der gewaltsamen Taufe derjenigen, welche dennoch sich sträubten, nahm auch Berno teil. Der Götzentempel wurde niedergebrannt und, wahrscheinlich an der Stelle desselben, aus dem für die Belagerungsmaschinen bestimmtem Holze eine christliche Kirche gebaut. So endete auf Rügen das Reich des Svantevit, — ein auch für die mecklenburgische Geschichte bedeutungsvolles Ereignis, wegen der Förderung, welche dadurch dem Christentume im Obotritenlande zuteil wurde.

Nachdem die mächtige Priesterschaft Arcona's die Waffen gestreckt hatte, wagte der König Tetislav von Rügen, welcher anscheinend in Gaarz seinen Hauptsitz hatte, keinen Widerstand mehr. Als das Heer nach dem Aufbruche von Arcona am 17. Juni in der Nähe von Gaarz landete, machte Tetislav, um unter dänischer Oberhoheit seine Herrschaft zu retten, Frieden mit Waldemar. Ohne Schwertstreich gelangte so die Burg mit den drei

Tempeln, welche sich innerhalb derselben befanden, in die Hände der Sieger. Der folgende Tag wurde dazu verwandt, um auch hier in Massen die Ranen zu taufen und Kirchengebände zu errichten. Bogislav und Kasimir aber, mit ihnen jedenfalls auch Pribislav, trennten sich noch an demselben Tage in Zorn von den Dänen, weil sie, wie es heißt, sich in ihrer Hoffnung, für die geleisteten Kriegsdienste mit dem Reiche Tetislavs entschädigt zu werden, getäuscht sahen. Auch erhielten sie nichts von den in 7 Kisten verpackten reichen Tempelschätzen, mit welchen die Dänen, die noch etwas länger verweilten, sich einschifften.

Berno, welcher wohl mit Pribislav zusammen die Heimreise antrat, hatte zwar für seinen Bekehrungseifer auf Rügen ein günstiges Feld gefunden. Aber obwohl er ebenso wie Absalon mit Eifer „die Hände des Königs unterstützte, damit der Dienst unseres Gottes in der verirrten und verstockten Nation begründet würde,“ so war doch von seiten der Dänen, welche die Insel schon längst als ein Zubehör des erzbischöflichen Sprengels von Lund betrachteten, auf Anerkennung irgend welcher Diöcesanrechte des Schweriner Bistums nicht zu rechnen. Zwar machte sich Berno (vor 1170) noch einmal auf die Reise nach der Insel, um diejenigen, welche widerwillig die Taufe genommen hatten, durch freundliche Unterweisung willig zu machen. Aber schwerlich gelang es ihm, für sein Bistum dort Fuß zu faßen und gegen Waldemar aufzukommen, welcher bereits Pfarren errichten und ausstatten ließ. Eine Stütze fand die dänische Kirche in Tetislavs Bruder Jaromar, welcher wie ein zweiter Paulus durch Predigten und Drohungen für die neue Religion unter den Seinigen wirkte.

Der Kampf um Rügen.

Mit der Entsendung der Slavenfürsten hatte der Herzog vertragsmäßige Verpflichtungen erfüllen und Vorteile erreichen wollen. Nachdem auf dem Reichstage zu Bamberg die innere Ruhe in Sachsen wiederhergestellt war, schickte Heinrich sofort Gesandte an den Dänenkönig, welche den auf der Eiderbrücke beschworenen Friedensvertrag in Erinnerung brachten und auf Grund desselben Geiseln und die Hälfte des Tributes forderten, den die Ranen zahlten. Da indessen Waldemar eine ablehnende Antwort erteilte, so entbrannte um die Beherrschung der Insel zwischen den bisherigen Verbündeten ein Krieg, für den der Herzog wiederum vorzugsweise die Streitkräfte Pribislavs und der Pommernfürsten in Bewegung setzte (1169).

Um seinen Gegnern möglichst vielen Schaden zuzufügen, beschloß der Welfe, abermals die wendische Piraterie zu entfesseln. Da sie ihm das Fehlen einer eignen Seemacht geradezu ersetzen mußte, so kümmerte er sich wenig um den verwildernden Einfluß, welcher von der Wiederaufnahme der gewohnten Lebensweise für die soeben zur Ruhe gebrachten Wenden zu

befürchten war. Er berief also die Slavenfürsten, welche sich vor kurzem auf Rügen in Unfrieden von dem König getrennt hatten, und erteilte ihnen den willkommenen Befehl, an den Dänen Rache zu nehmen. Und kaum waren die Zügel losgelassen, so erwachte in den Obotriten und Liutizen, denen sich die Wagrier beigesellten, wieder in voller Stärke die kaum unterdrückte Lust an ihrem alten Lieblingserwerb, dem Seeraub, der ihnen weit mehr zusagte als der Ackerbau und andere friedliche Beschäftigungen. „Die Riegel und Thore, mit welchen schon längst das Meer versperrt war, öffneten sich nun," und unaufhaltsam brach das Verderben über die dänischen Küsten und Inseln herein. „Die Slaven sättigten sich nach langem Fasten mit dem dänischen Reichtum, und sie wurden dick und feist und breit dabei." Wie Helmold, der in solchen Worten sich äußert, erzählen hörte, wurden einst zu Mecklenburg an einem Markttage 700 dänische Gefangene, welche wohl von dem nahegelegenen Wismar dorthin gebracht waren, zum Verkaufe ausgeboten, ohne daß Käufer genug vorhanden waren. Um die heimischen Gestade gegen die Angriffe der Wenden zu schützen, organisierte Waldemar einen ständigen Wachtdienst, welcher von einem Teile seiner Kriegsflotte, etwa von 200 Schiffen mit 6–7000 Mann, während der ganzen für die Schiffahrt geeigneten Jahreszeit verrichtet werden mußte. Geführt von Absalon und dem Prinzen Christoph von Schleswig, einem Sohne des Königs, lauerten dieselben den Piraten auf und durchforschten nach ihnen die Küste Rügens und des Liutizenlandes.

Die von Waldemar ergriffenen Schutzmaßregeln hatten anscheinend den Erfolg, daß die Seeräuberei der Wenden einigermaßen in Schranken gehalten wurde, so daß er (um Johannis 1170) die Schiffe zu einer Unternehmung in weitererer Ferne, gegen esthnische und kurische Piraten, verwenden konnte. Sodann fuhr er, um zunächst die Pommern zu züchtigen, in die Swine und Divenow ein und brachte den Wollinern wiederholte Niederlagen bei, wurde aber dann durch Kasimir und Bogislav in arge Verlegenheit gebracht, aus welcher nur die Klugheit und Geschicklichkeit Absalons das Heer rettete. Im Sommer des nächsten Jahres[9]) landete unter Anführung Christophs eine dänische Flotte in Wagrien, dessen um Oldenburg angesiedelte wendische Bevölkerung wohl für die Verheerung Alsens zur Rechenschaft gezogen werden sollte. Die Festung Oldenburg war von Verteidigern verlassen, da sich dieselben, der Übermacht weichend, im Vertrauen auf das Asylrecht in die außerhalb der Umwallung gelegene Kirche geflüchtet hatten, welche dann euch ebenso wie die Habe des Priesters von den Feinden unversehrt gelassen wurde. Auch über zahlreiche sächsische und wendische Mannschaften, welche von zwei holsteinischen Großen herangeführt wurden, rühmten sich die Dänen einen Sieg davon getragen zu haben, worauf sie sich mit reicher Beute ans Gestade zu den Schiffen zurückzogen. Inzwischen hatten auch die Grafen des Wendenlandes ein Heer aufgebracht, welches zum Schutze Wagriens heranrückte; Heinrich der Löwe selbst war aus Baiern, wohin er sich im Winter begeben hatte, noch nicht wieder zurückgekehrt. Wenn wir dem Bericht Saxo's Glauben schenken dürfen, kam es deswegen nicht zum Kampfe, weil die deutschen Anführer sich unter-

einander entzweiten. Gunzelin gab den Rat, an die Küste vorzurücken, drang aber damit nicht durch, weil es den andern Heerführern zu gefährlich schien. Als nun alle unschlüssig waren, was zu thun sei, machte der Graf den Vorschlag, man solle, da die ganze dänische Kriegsmacht auf dem Meere zusammengezogen sei, diesen Umstand zu einem Angriffe auf Schleswig benutzen. Davon wollte aber wieder Bernhard von Ratzeburg nichts wissen, weil er selbst in Schleswig ein Lehn hatte und auch den Plan für zu verwegen hielt. Graf Heinrich von Schwarzburg, welcher damals für den jungen Grafen von Holstein die Vormundschaft führte, trat sogar für die Dänen ein, welche mit Fug und Recht aus Liebe zum Vaterlande gegen schändliche Seeräuber zu den Waffen gegriffen hätten. Da also Gunzelin, so heißt es weiter, sich überstimmt sah, so erklärte er es für das ratsamste, mit den Feinden zu unterhandeln und schloß mit ihnen einen Waffenstillstand ab, welcher bis zur Rückkehr Heinrichs gültig sein sollte, sich aber wohl nur auf Wagrien und die deutschen Heerführer bezog. Bemerkenswert ist in dieser Erzählung das Auftreten Gunzelins, welchen wir die Interessen des Herzogs am nachdrücklichsten verfechten sehen, wie er auch ganz als Stellvertreter seines abwesenden Herren handelt.

Noch in demselben Jahre unternahm der König selbst einen Streifzug in das Innere des Wendenlandes. Von Strela (Stralsund) aus wurde der Weg angetreten, welcher das Heer durch das Land Tribsees nach Circipanien führte. Um dorthin zu gelangen, mußte das Trebelmoor passiert werden, ein Unternehmen, welches mit unsäglichen Schwierigkeiten verknüpft war. Die Oberfläche der damals noch tiefen Sümpfe war mit einer täuschenden Grasnarbe bedeckt, welche so leicht nachgab, daß Mann und Roß häufig in Schlamm und schmutziges Moorwasser einsanken. Zuweilen ereignete es sich, daß die Pferde, wenn sie sich mit aller Gewalt aus dem Morast aufrichteten, mit ihren Füßen die Führer in den Sumpf traten. Bäche, von welchem die Moore häufig durchkreuzt wurden, mußten mit Faschinen überbrückt werden. Der König selbst stützte sich während des Marsches, bis auf das Untergewand entkleidet, auf die Schultern zweier Krieger. Nach glücklicher Überschreitung des Morastes war dem Heere nicht anders zu Mute als wenn es Feinde in die Flucht geschlagen hätte.

Nachdem man sodann ungeheure Waldungen durchschritten hatte, erblickte man eine inmitten eines schiffbaren Sees gelegene Insel und auf derselben eine Befestigung, welche mit dem festen Lande durch eine Brücke in Verbindung stand. Diese wurde aber, als der Burgherr — Otimar war sein Name — die Annäherung eines feindlichen Heeres erfuhr, sofort abgebrochen, so daß nur die Pfähle im Wasser stehen blieben. Die Dänen holten jedoch aus den benachbarten Dörfern Zaunholz, um es zur Wiederherstellung der Brücke zu verwenden. Kaum hatten die Burgbewohner dies wahrgenommen, so errichteten sie aus zusammengerafften Pfählen einen hölzernen Turm und belästigten durch Schleuderer die beim Brückenbau beschäftigten Feinde, welche sich durch Pfeilschüsse dieser Angriffe zu verwehren suchten. Durch den Fortschritt des Brückenbaues in Schrecken gesetzt, wünschte Otimar mit den Feinden zu unterhandeln und kam daher auf einem Fahrzeuge zu

wiederholten Malen über den See zum Könige. Doch erlitt inzwischen der Kampf keine Unterbrechung. Fast hatte die Brücke schon die Insel erreicht, als die Wenden eine neue Art des Kampfes ersannen, indem sie Sicheln, welche an langen Schäften befestigt waren, vom Turme her ausstreckten, um damit die Schilde der Feinde zu fassen und sie ihnen mit einem Rucke zu entreißen. Dabei kam es zuweilen vor, daß die Dänen, wenn sie die von den Sicheln ergriffenen Schilde festhalten wollten, ins Wanken gerieten und von der Brücke in den See hinabstürzten. Aber auch in dieser Not wußten die Angegriffenen Rat, welche sich zunächst vermittelst eines hölzernen Hakens einer von den Sicheln bemächtigten und dieselbe dann wieder verwandten, um andere heranzuholen, so daß allmählich die Gegner an diesen gefährlichen Waffen große Einbuße erlitten. Die Entscheidung wurde nach Saxo, welchem wir auch hier folgen, durch Absalon herbeigeführt. Denn während der König gegen Abend unschlüssig wurde und aus Furcht, die Brücke möchte während der Nacht in Brand gesteckt werden, schon nahe daran war, dem Otimar günstige Bedingungen zu gewähren, begab sich der Bischof bewaffnet auf die Brücke und ermunterte die Krieger zu mutigem Ausharren. Auf diese Weise wurde der Bau vollendet, so daß die Vordersten sich den Zutritt zu dem Boden der Insel erkämpften und bereits den Turm zu erklettern begannen. Da stürzte die Brücke, weil man der letzten Strecke derselben, um nur rasch zum Ziele zu gelangen, nicht die nötige Breite und Festigkeit gegeben hatte, unter dem Andrang der Nachfolgenden ein, so daß manche mit Mühe der Gefahr des Ertrinkens entgingen. Die Wenden suchten sich nun durch Flucht zu retten; da nicht Fahrzeuge genug vorhanden waren, gedachten einige, auf Tonnen über den See zu entkommen, wurden aber mit leichter Mühe ergriffen. Nachdem der schwach befestigte Platz genommen war, wurden die noch darin befindlichen Männer getötet, die Frauen gefangen fortgeführt. Nur Otimar, welcher nicht wieder zur Burg zurückgekehrt war, wurde unversehrt von Waldemar entlassen.

Die Burg des Otimar glaubten Lisch und Wigger in dem wendischen Burgwall auf einer Insel im Teterower See, also im alten Circipanien und im Lande Kasimirs, wieder zu erkennen. Die Annahme hat viele Wahrscheinlichkeit für sich, da bei einer genauen Untersuchung der Burgwallinsel auffallende Ähnlichkeiten sich herausstellten mit dem Bilde, welches wir uns nach den dänischen Berichten von der Burg jenes wendischen Häuptlings machen müssen. Daß er im nordöstlichen Mecklenburg seinen Sitz hatte, kann nach der Marschrichtung, welche das königliche Heer einschlug, um dorthin zu gelangen, nicht zweifelhaft sein.[10])

Eine Entscheidung des Krieges wurde durch alle diese Vergeltungszüge Waldemars aber keineswegs herbeigeführt. Vielmehr scheinen sie dazu beigetragen zu haben, daß bei der auf dänischer Seite verringerten Wachsamkeit die Angriffe der wendischen Seeräuber wieder überhand nahmen. Denn es wird von wiederholten Zusammenstößen auf dem Meere in dieser Zeit berichtet, welche zwar von dänischer Feder in einseitiger Weise ausgeschmückt sind, aber in die Art jener Wikingerkämpfe immerhin einigen Einblick gewähren. So erfuhr Absalons Bruder Esbern, als er im Sommer 1170 von einer

norwegischen Gesandtschaftsreise zurückkehrte, daß westlich von Seeland 40 slavische Piratenfahrzeuge lägen. Unbemerkt hoffte er, zur Nachtzeit vorbeisegeln zu können, wurde aber, da plötzlich der Mond aufging, den Slaven sichtbar, deren ganzes Geschwader sich ihm in den Weg legte. Nach zweckmäßiger Verteilung der Mannschaften, welche zu beiden Bordseiten des Schiffes aufgestellt wurden, gelang es ihm, nicht nur rasch durch die Feinde hindurchzukommen, sondern sich auch der Verfolger zu erwehren, welche vergeblich einen dreimaligen Angriff, zuletzt mit Schiffsschnäbeln, unternahmen. Vor weiteren Gefahren rettete ihn eine Kriegslist, indem er an einem Mastbaume ein Feuer anbringen ließ. In der Meinung, es solle dadurch einer in der Nähe befindlichen dänischen Flotte ein Signal gegeben werden, ließen die Gegner von der Verfolgung ab, so daß Esbern glücklich in einen Hafen einlief.[11]) Als nach Beendigung jenes pommerschen Seezuges Absalon nordwärts nach dem Öresunde segelte und, da die Flotte sich schon zerstreut hatte, mit nur wenigen Schiffen in einem Hafen lag, überraschten ihn am 25. Oktober um die achte Morgenstunde 9 große slavische Fahrzeuge. Der Bischof, welcher grade die Vigilie sang, weckte sogleich die schlafenden Seeleute; rasch griffen diese, schon mit Steinen von den Angreifern aus der Ferne beworfen, zu den Waffen, durchschnitten in der Eile die Ankerseile und ruderten den unter wildem Kampfgeheul anstürmenden Feinden entgegen, und obwohl drei seiner Fahrzeuge infolge der Ebbe auf dem Trockenen lagen, trug dennoch Absalon mit den übrigen dreien einen glänzenden Sieg über die Seeräuber davon, so daß er am 1. November wohlbehalten zu Hause anlangte[12]). Welchen slavischen Völkerschaften die von den Dänen bekämpften Freibeuter angehörten, wird zwar bei der Erzählung dieser und anderer Heldenthaten nicht mitgeteilt; doch läßt sich nach dem, was vorhin über den Markt in Mecklenburg gesagt wurde, annehmen, daß die Obotriten aus dem Lande Pribislavs einen regen Anteil an dem Seekriege nahmen.

Das in naiver Ruhmredigkeit sich äußernde Nationalgefühl der damaligen dänischen Chronisten ist die Ursache, daß wir durch sie immer nur von Siegen und Erfolgen, nicht auch von den erlittenen Verlusten hören. In Wirklichkeit waren die Seezüge der Slaven eine arge Belästigung für das dänische Reich und ein Gewinn für den Sachsenherzog, welcher wohl wußte, was er that, als er die wendischen Freibeuter losließ. Nach Helmold, durch welchen wir ein ganz anderes Bild von dem Verlaufe des Krieges gewinnen, wurde die Niederlage, welche die Wagrier vom Prinzen Christoph erlitten hatten, zehnfach wieder gut gemacht durch den Schaden, den bald darauf die Slaven in Dänemark anrichteten. Die ausgedehnten Küsten des Reiches, welches zum großen Teile aus Inseln bestand, mit Erfolg gegen ihre Angriffe zu schützen, war eine sehr schwierige Aufgabe. Eine besondere Geschicklichkeit entfalteten die Piraten, wenn sie aus den Buchten der feindlichen Küsten, die ihnen günstige Verstecke gewährten, plötzlich hervorbrachen und unvermutet über Schiffe herfielen, welche sich in der Nähe blicken ließen.

Während Heinrich der Löwe und Waldemar um den Besitz von Rügen Krieg mit einander führten, waren zugleich beide Teile bemüht, für ihre Ansprüche eine rechtliche Anerkennung zu gewinnen. Dem Dänenkönige kam es dabei zu statten, daß er vor kurzem, entgegen seinem früheren Verhalten (1162), sich wieder dem Papst Alexander angeschlossen hatte, dessen Entscheidungen für die abendländische Geistlichkeit mehr ins Gewicht fielen als die des ziemlich einflußlosen Gegenpapstes. Im Jahre 1169 ließ Waldemar durch eine Gesandtschaft den römischen Stuhl um die Heiligsprechung seines Vaters Knut Laward bitten, worauf am 25. Juni 1170 zu Ringstädt unter vielen Feierlichkeiten die Kanonisation dieses ehemaligen Obotritenherrschers vor sich ging. Durch dieselben Abgesandten hatte aber Waldemar auch in Rom ein Schreiben übermitteln lassen, in welchem er die dringende Bitte aussprach, der Papst möge seine Einwilligung dazu erteilen, daß die geistliche Verwaltung Rügens dem Bischof Absalon von Röskilde übertragen werde.[13]) Aber auch Berno war ja, wenngleich er sich nicht öffentlich dazu bekennen durfte, ein Anhänger Alexanders, welchem die Bemühungen des Schweriner Bischofes um die Christianisierung der Insel kaum unbekannt geblieben sein könne. So erklärt es sich, daß der Papst in einer am 4. November 1169 zu Benevent ausgestellten Urkunde zwar die Zugehörigkeit Rügens zum Sprengel von Röskilde aussprach, dabei jedoch den Vorbehalt machte, daß etwaigen Ansprüchen anderer Kirchen dadurch nicht zu nahe getreten werden solle. Mehr Entgegenkommen fanden die Wünsche des Sachsenherzogs und seines Bischofes selbstverständlich bei dem Kaiser Friedrich. Als dieser im Januar 1170 zu Frankfurt in Bernos Gegenwart das Bistum Schwerin bestätigte, legte er dem Sprengel desselben auch das Land der Rujaner, welches zur Herrschaft des Sachsenherzogs gehöre, bei.

Ein Ausgleich der streitigen Ansprüche erfolgte nach Beendigung des Krieges, in welchem Waldemar infolge der durch die wendischen Piraten erlittenen Verluste der unterliegende Teil war, wie übrigens auch Saxo durchblicken läßt, dessen Mitteilungen über den Friedensschluß dem Berichte des sächsischen Geschichtschreibens ergänzend zur Seite traten. Der König wünschte über den Frieden zu unterhandeln und erklärte sich bei einer Zusammenkunft auf der Eiderbrücke bereit, die Forderungen Heinrichs zu erfüllen, indem er ihm die Hälfte des Tributes und der Geiseln der Ranen überließ, ihm auch einen gleichen Anteil am Tempelschatze zugestand (24. Juni 1171). Dagegen verpflichtet sich der Herzog, seine wendischen Vasallen zur Ruhe zu verweisen, damit Dänemark nicht fernerhin von den slavischen Raubzügen belästigt werde. Auf diese Bedingungen erneuerten die Herrscher ihre Freundschaft und wurden einander dadurch noch enger verbunden, daß Heinrichs Tochter Gertrud mit dem Sohne Waldemars, dem Thronfolger Knut, sich vermählte. Dem Vertrage gemäß schickte der Herzog seine Boten gemeinsam mit denen des Königs zu den Ranen, welche fortan auch ihm mit Tribut dienten. Außerdem wird aber Heinrich in Bezug auf die Hälfte der Insel an dem ihm vom Kaiser zuerkannten Rechte festgehalten haben, zu dessen Durchführung es einer Belehnung des Fürsten von Rügen vonseiten des Sachsenherzogs und einer territorialen Abgrenzung in politischer

und kirchlicher Beziehung bedürft hätte. Aus einer Urkunde Alexanders III. (1176) geht soviel mit Bestimmtheit hervor, daß eine Linie, welche man sich durch die Mitte der Insel gezogen dachte, als Grenze des Herzogtums Sachsen und der Schweriner Diöcese angenommen wurde. Eine praktische Bedeutung für die Herrschaft Heinrichs des Löwen und die Diöcesanrechte Bernos haben aber die erhobenen Ansprüche schwerlich erlangt.[13]) Wenig erfreut waren über die wiederhergestellte Eintracht die Wenden, welche nur ungern von ihren Angriffen auf Dänemark abließen, aber doch dem Willen des mächtigen Gebietes sich fügten, welchen sie mehr fürchteten als irgend einen anderen.

Mit begeisterten Worten preist Helmold die Segnungen des dem Lande wiedergeschenkten Friedens, unter deren unmittelbarem Eindrucke er (um 1172) sein Werk vollendete. „Große Freude herrschte bei allen Völkern des Nordens — und es verwandelte sich das Brausen des rauhen, kalten Nordwindes in das linde Wehen des Südwindes; der Aufruhr des Meeres wurde gestillt, und die Wogen glätteten sich. Einer sicheren Reise erfreute sich jetzt, wer von Dänemark nach Slavien hinüberfuhr, und ohne Gefahr konnten Weiber und Kinder den Weg zurücklegen, da die Hindernisse beseitigt und die Räuber aus dem Wege geräumt waren". Innerhalb des Wendenlandes macht aber der Chronist einen Unterschied zwischen dem Westen, wo unter deutscher Herrschaft die Germanisierungsarbeit siegreich fortschritt, und dem slavisch gebliebenen Osten. „Das ganze Gebiet der Slaven, soweit es sich zwischen dem baltischen Meere und der Elbe hin durch weite Länderstrecken bis nach Schwerin ausdehnt, einst so voller Gefahren und einer Einöde gleichend", erscheint ihm als eine sächsiche Kolonie, in welcher Städte und Dörfer gebaut würden und die Zahl der Kirchen und der Diener Christi sich vervielfältige. Die Obotriten hingegen wie überhaupt die Wenden sind in seinen Augen nichts weiter als Räuber, die nur durch Zwang zur Ruhe angehalten werden; der Herzog hat ihnen, wie er bei einer andern Gelegenheit bemerkt, ein Gebiß angelegt. Und Pribislav, den er für einen verstockten Empörer hält und fast auf die gleiche Stufe mit dem Vater Niclot stellt, sitzt nur deswegen ruhig und mit seinem Erbe zufrieden da, weil er es nicht wagt, „gegen den Stachel zu löcken". Daß indessen dieses Urteil, wenigstens soweit es sich auf den Obotritenfürsten bezieht, ein einseitiges ist, beweist das ganze Verhalten Pribislavs, insbesondere sein Interesse für das Christentum und seine in anderem Zusammenhange näher zu besprechende thätige Mitwirkung an dem Ausbau der kirchlichen Institutionen im Obotritenlande, von welchen Helmold, zum Teil vielleicht aus Unkenntnis, in seinem Werke gar keine Notiz nimmt.

Pilgerfahrt nach Jerusalem und Pribislavs Ende.

Nach Beendigung der sächsischen Fehde und des dänischen Krieges schien der Frieden im Norden so gesichert zu sein, daß Heinrich der Löwe

den längst gehegten Plan einer Wallfahrt nach Palästina zur Ausführung brachte. Unter denen, welche sich ihm anschlossen, befand sich sein treuer Waffengefährte Gunzelin; auch Bernhard von Ratzeburg machte den heiligen Zug mit.[14]) Besonders zu beachten ist aber die Beteiligung Pribislavs, weil sich darin zu erkennen giebt, wie vollständig derselbe mit seiner heidnischen Vergangenheit gebrochen hatte. Von den Bischöfen des Wendenlandes wird nur Konrad von Lübeck, welcher mit dem Herzog jetzt völlig wieder ausgesöhnt war, als Begleiter desselben auf der Pilgerreise genannt.

Am 13. Januar 1172 brach Heinrich von seiner Residenz Braunschweig auf und begab sich über Regensburg nach Wien, wo er an der Spitze von ungefähr 1200 Mann — darunter 500 Rittern — eintraf. Nachdem hier Schiffe beschafft waren, verlief die Fahrt Donau abwärts durch die ungarische Ebene ohne Mißgeschick. Aber bevor man Branitschewo erreichte, wo der nach Konstantinopel führende Weg in das Marowathal einbiegt, ereignete sich ein Unfall, welcher dem Zuge fast ein jähes Ende bereitet hätte. An einer Stelle, wo vorspringende Felsen und Klippen den Lauf des Flusses hemmten und Stromschnellen erzeugten, erlitt nämlich das Fahrzeug des Herzogs Schiffbruch und wäre untergegangen, wenn man nicht von einer am hohen Ufer gelegenen Burg aus die Gefahr bemerkt und schleunigst Hülfe gebracht hätte. Gunzelin von Schwerin und andere entgingen dem Tode nur durch ihre Gewandtheit im Schwimmen. Pribislav, welcher vermutlich mit seinen wendischen Begleitern in einem anderen Schiffe fuhr, gelangte ebenso wie alle übrigen glücklich durch die Brandung. In Branitschewo verließen die Pilger die Fahrzeuge, um von einem Abgesandten des griechischen Kaisers Manuel durch den übel berüchtigten Bulgarenwald geleitet zu werden, welcher sich im Osten der Marowa bis Nisch ausdehnte. Die Unfahrbarkeit der Wege nötigte die Reisenden, die Wagen mit den reichen Vorräten an Wein, Getreide, Fleisch und Fischen, womit sich der Zug in Wien ausgerüstet hatte, im Stiche zu lassen. Als eine schlimmere Plage erwiesen sich aber die dort hausenden Serben, welche den Abendländern feindlich gesinnt waren und das Gebot ihres Kaisers nicht respektierten. Pribislav lernte diese Leute, welche als Südslaven seinen Landsleuten stammverwandt waren — Belialssöhne voll tierischer Wildheit und Lüsternheit schilt sie Arnold von Lübeck — von einer wenig vorteilhaften Seite kennen.

In der Nähe der Stadt Ravenell, welche in der Mitte des Waldes, am Einfluß der Ravenitza in die Marawa lag, ließ Heinrich, welcher auf einen Überfall gefaßt war, ein Lager aufschlagen. Als um Mitternacht von vier verschiedenen Seiten her die Serben mit furchtbarem Kriegsgeheul heranstürmten, sammelten sich rasch alle Ritter um das Banner des Herzos, welcher, mit voller Rüstung angethan, den Bischof Konrad und andere Geistliche neben sich, an einem großen Wachtfeuer saß. Wie immer, wo es strategische Anordnungen zu treffen gab, war Gunzelin mit Rat und That seinem Gebieter einer der nächsten. Vor ihm stehend besprach er sich mit andern Rittern, welche durch Kriegserfahrung aus der Menge hervorragten. Plötzlich fiel ganz in ihrer Nähe ein von den Serben abgeschossener Pfeil nieder, und als alle erschreckt nach den Waffen griffen, wurde auch schon

gemeldet, daß an einer Stelle die Serben eingedrungen seien und einen Ritter und zwei Knappen mit ihren vergifteten Geschossen erlegt hätten. Es bedurfte indessen nur eines kurzen Kampfes, um die Feinde, deren Anführer durch ein Wurfgeschoß getötet wurde, in die Flucht zu schlagen. Am nächsten Morgen konnte man die Reise fortsetzen, ohne daß die in der Ferne lauernden Serben einen Angriff wagten, und kam so glücklich durch den Wald nach der Stadt Nisch. Die gewöhnliche Heerstraße über Sofia und Adrianopel weiter verfolgend, trafen die Pilger am Charfreitage (14. April) wohlbehalten vor Konstantinopel ein, wo ihnen vom Kaiser ein glänzender Empfang bereitet und ein mit allem Bedarfe reichlich versehenes Schiff zur Verfügung gestellt wurde.

Nach einer stürmischen Seefahrt landeten die Reisenden an der Küste des heiligen Landes im Hafen von Accon. Als sie in Jerusalem einritten, wurden sie in feierlichem Zuge von den Templern und Johannitern geleitet. Sowohl die Ritterorden, als auch die Kirchen der heiligen Stadt hatten sich reicher Geschenke und Opfergaben von seiten des freigiebigen Herzogs zu erfreuen; eine Urkunde, in welcher er drei ewige Lampen stiftete, wurde von Gunzelin und Bernhard unterschrieben. Auch Pribislav konnte nun mit Andacht an den heiligen Stätten beten, sowohl in der Stadt, als auch in Bethlehem, Nazareth und anderen durch die Erinnnerung an den Heiland geweihten Orten.

Auf der Rückreise, für welche die Pilger den Landweg wählten, starb in Tyrus der Bischof von Lübeck, für dessen feierliche Bestattung Gunzelin und andere Gefährten des schon vorausgeeilten Herzogs Sorge trugen. Große Gefahr drohte den Pilgern, als sie von Antiochia ihre Reise fortsetzten, von dem Beherrscher Ciliciens, dem christlichen Armenierfürsten Malih, welcher ein erbitterter Feind der lateinischen Christen war. Leicht hätte damals Pribislav mit seinen Reisegefährten von einem ähnlichen Lose ereilt werden können wie ein Jahrhundert später sein Nachfolger Heinrich der Pilger. Aber rechtzeitig vor den Anschlägen des Fürsten gewarnt, kamen die Wallfahrer glücklich an die Grenze des ihnen wohlgesinnten Sultans Kilidsch Arslan II. von Ikonium, welcher die Ankömmlinge gastfreundlich aufnahm und reich beschenkte; unter anderem wurden 1800 Rosse vorgeführt, von denen sich jeder Ritter des Herzogs eines aussuchen durfte. Über die durch den ersten und zweiten Kreuzzug berühmt gewordene Ebene von Doryläum und über Nicäa gelangte man sodann nach Gallipoli und traf nach Überschreitung des Hellespontes in Konstantinopel ein, wo die zurückgelassenen Pferde in Empfang genommen wurden. Durch Ungarn und Östreich eilten die Pilger ihrer sächsischen Heimat zu, welche sie zu Beginn des Jahres 1173 wiedersahen.

Seit seiner Rückkehr aus dem Morgenlande war Heinrich der Löwe während der noch folgenden Friedensjahre vielfach mit Werken kirchlicher Frömmigkeit beschäftigt. So bewidmete er in Gegenwart der Grafen von Holstein, Schwerin, Ratzeburg und Dannenberg 1175 zu Lübeck die von ihm gegründete Kapelle des Evangelisten Johannes mit 100 Mark jährlicher Einkünfte; die Bischöfe Berno und Evermod bekräftigten diese Schenkung mit ihrem Bann. In ähnlicher Weise wurde um jene Zeit die

Kirche in Ratzeburg von dem Herzog bedacht. Die aus dem Morgenlande mitgebrachten Wertsachen und Reliquien bestimmte er besonders zur Ausstattung des von ihm erbauten Blasiusdomes zu Braunschweig. Es ist wahrscheinlich, daß damals auch die Kirchen des Wendenlandes, sei es direkt durch den Herzog oder durch Pribislav und Gunzelin, in den Besitz solcher Gegenstände gelangt sind. Doch ist Zuverlässiges darüber nicht bekannt. Einer alten Erzählung zufolge befand sich unter den Geschenken, welche der Herzog von Manuel empfing, eine Reliquie des heiligen Blutes; und mit einem Teile derselben beschenkte Heinrich angeblich den Grafen Gunzelin. Höchst wahrscheinlich liegt indessen hier nur eine später entstandene Sage nicht mecklenburgischen Ursprunges zu Grunde, welche das in Wirklichkeit erst 1222 aus Ägypten nach Schwerin gebrachte heilige Blut mit der um 50 Jahre früheren Pilgerfahrt Heinrichs des Löwen in Verbindung brachte.[15])

Als Pribislav seine Heimat wieder erreichte, wurde er durch eine Trauerbotschaft überrascht. Denn seine Gattin Woislava war, wenn Kirchberg der Wahrheit gemäß berichtet hat, in der Zeit seiner Abwesenheit, also 1172, gestorben. Nach einer alten Überlieferung, welche durch die aufgefundenen Reste einer Grabschrift (s. S. 32) an Wahrscheinlichkeit gewonnen hat, fand die Leiche ihre Ruhestätte bei den Mönchen des kürzlich gegründeten Klosters Doberan, und zwar an der Stelle, wo sich später die Kapelle von Althof erhob. In einer Gruft vor dem Altar wurden bei den Wiederherstellungsarbeiten, welche Friedrich Franz I. an der 1822 durch Blitz zerstörten Kapelle vornehmen ließ, Gebeine aufgefunden, welche man 1852 wieder einsenkte und mit einer Grabplatte bedeckte. Ob das mecklenburgische Fürstenhaus von Woislawa abstammt, ist eine Frage, welche sich nicht entscheiden läßt, da sie Pribislavs zweite Gemahlin gewesen sein kann.[16])

Der Friedenszustand, welchen der Vertrag von 1171 für den Norden begründet hatte, geriet nach Verlauf einiger Jahre wieder ins Wanken durch neue Feindseligkeiten, welche auch Pribislavs Aufmerksamkeit auf sich lenkten, wenngleich er vielleicht nicht direkt beteiligt war. Über Ursache und Beginn des Krieges finden wir bei Saxo keine hinreichende Aufklärung, wie auch die genauere Zeitbestimmung auf mancherlei Schwierigkeiten stößt.

Waldemar unternahm 1176 (?) einen Seezug an die pommersche Küste und brachte Stettin zur Unterwerfung. Inzwischen entfalteten aber auch die wendischen Piraten, sei es auf eigenen Antrieb oder wiederum auf Anweisung des Herzogs, ein regeres Treiben. Eine zweideutige Rolle spielte damals nach der Meinung der Dänen der in ihrem Lande weilende Neffe Pribislavs, Knut, ein Sohn Prisclavs. Mit dem König, in dessen Umgebung wir ihn am 6. Juli 1176 auf Seeland finden, hatte er an dem Zuge gegen Stettin teilgenommen. Dem Befehle Waldemars, mit einem Teile der zurückkehrenden Flotte die (im November) mit der Heringsfischerei beschäftigten Ranen gegen feindliche Überfälle zu schützen, widersetzte er sich,

indem er zugleich über die Geringfügigkeit seiner Lehngüter in Laland Beschwerde führte. Vielleicht geschah es daher auch nicht zufällig, daß das heimkehrende jütische Geschwader, nachdem es sich von der übrigen Flotte getrennt hatte, in der Nähe einer von Knut erbauten Feste an der Südseite der Insel Fünen von wendischen Piraten überfallen wurde, welche dort ihre Schlupfwinkel hatten. Die Bemannung der dänischen Schiffe rettete sich durch Flucht an das Land und ließ ihre Fahrzeuge den Feinden in die Hände fallen. Rasch entfernten sich diese mit ihrer Beute, so daß Absalon, welcher an der Spitze des seeländischen Geschwaders herbeieilte, sie nicht mehr aufzufinden vermochte. Dafür gelang es aber nachher dem wachsamen Bischof, welcher sich durch bezahlte slavische Kundschafter über die Pläne der Gegner zu unterrichten pflegte, am Tage des h. Nikolaus (6. Dezember) eine Flotte, welche sich vor der liutizischen Küste gesammelt hatte, im Grönsunde (zwischen Falster und Mön), zu Paaren zu treiben.[17] In nahem zeitlichen Zusammenhang mit diesen Ereignissen scheint eine andere Heerfahrt der Dänen zu stehen, welche die Zerstörung von Wollin sowie Verheerungen in der Gegend von Kammin und auf der Insel Usedom zur Folge hatte. Da die Pommernfürsten des Krieges überdrüssig wurden, bedienten sie sich der Vermittelung eines Pribislav, vermutlich des Obotritenfürsten. Dieser begab sich (1177 ?) zu Waldemar, dessen Flotte bereits zu einem abermaligen Aufbruche bereit lag, und bewirkte, daß gegen Zahlung einer hohen Geldsumme ein zweijähriger Waffenstillstand bewilligt wurde.[18]

Der so zustande gebrachte Friede war aber nur von kurzer Dauer, da Heinrich mit seinen pommerschen Vasallen in Streit geriet, sei es, daß die Ursache mehr in seinen eigenen Bestrebungen lag, weil sein Sinn auf weitere Fortschritte im slavischen Osten gerichtet war, oder daß Bogislav und Kasimir, indem sie Anlehnung an Polen suchten, sich von der sächsischen Herrschaft losreißen wollten. Wiederum hatte der Herzog auf der Eiderbrücke eine Zusammenkunft mit Waldemar (1177), und bald darauf forderte der König, durch erneuete Seeräubereien gereizt, seinen Verbündeten zur Bekämpfung der Pommern auf. Der gemeinsame Vorteil führte nicht nur diese beiden Herrscher zum vierten Male wieder zusammen, sondern es schloß sich ihnen diesmal auch Markgraf Otto von Brandenburg an, welcher seinem 1170 verstorbenen Vater Albrecht nachgefolgt war und gerne die Gelegenheit benutzte, sein Ansehen in Pommern zu heben. Während Waldemar, von den Ranen unterstützt, in die Swine und Peene einfuhr, zog Heinrich durch Circipanien gegen Demmin und belagerte mit Otto zusammen die Burg (Ende Mai oder Anf. Juni). Die herannahende Katastrophe Heinrichs des Löwen warf schon ihren Schatten auf diese Unternehmung. Denn nach Verlauf von 10 Wochen, noch bevor Demmin zu Falle gebracht war, erhielt er beunruhigende Nachrichten aus Sachsen, welche ihn zu schleunigem Abzuge bewogen, nachdem er den Feinden gegen Geld und Geiseln Frieden gewährt hatte. Doch hatte der Feldzug zur Folge, daß Kasimir und die 1166 unterworfenen Liutizenstämme in ihr früheres Verhältnis zum Sachsenherzog zurücktraten und

ganz für ihn gewonnen wurden. Die Dänen, welche im folgenden Jahre ihre Streifzüge wiederholten, trugen keine dauernden Erfolge davon.[19])

Die Slaven hatten das Kriegsschwert des Herzogs zum letzten Male gefühlt. Der Kampf, in welchen er jetzt mit seinen Gegnern in Deutschland verwickelt wurde, hatte den Verlust seiner Herrschaft im Wendenlande zur Folge. Pribislav hat den Sturz seines gewaltigen Beschützers nicht mehr erlebt. Welchen Anteil er zu Beginn des jetzt ausbrechenden Kriegssturms noch am Kampfe genommen hat, vermögen wir nicht zu ergründen. Jedenfalls war er bis zu seinem Tode dem Lehnsherrn in unverbrüchlicher Anhänglichkeit zugethan. Am Schluß des Jahres 1178 begab er sich nach Lüneburg, wo der Herzog um die Zeit des Weihnachtsfestes seine Vasallen zu einem Hoftage um sich versammelt haben wird. Bei einem Turniere hatte der Obotritenfürst das Unglück, eine schwere Verletzung davonzutragen, welcher er am 30. Dezember erlag. So beschloß Pribislav sein thatenreiches und wechselvolles Leben, dessen letzte Jahre sich so ganz anders gestalteten als der Anfang und die Mitte seiner Laufbahn, gekennzeichnet durch die Kämpfe bei Werle und Verchen, voraussehen ließen. Ehemals einer der hartnäckigsten Verfechter des Heidentums und der Selbständigkeit seines Volkes, bewies er später einen ebenso großen Eifer in Erfüllung der Pflichten eines christlichen Vasallen und Ritters. Sein Körper wurde nicht nach der Heimat überführt, sondern im Benediktinerkloster S. Michael (auf dem Kalkberge bei Lüneburg) beigesetzt, wo schon ein früherer Obotritenfürst, der Slavenkönig Heinrich, begraben lag. Der Sohn des Verstorbenen machte später (1219) dem Kloster, besonders für das Seelenheil seines dort ruhenden Vaters eine Schenkung. Nach einer alten Tradition wurde die Leiche, anscheinend noch im Laufe des 13. Jahrhunderts, nach Doberan in die neuerbaute Klosterkirche gebracht — ein Act der Pietät sowohl von seiten der Fürstenfamilie, welche damals schon so manche ihrer Mitglieder dort bestattet sah, als auch der Mönche, welche in Pribislav den Stifter ihres Klosters verehrten. Die Ruhestätte des christlichen Stammvaters des mecklenburgischen Fürstenhauses, im 16. Jahrhundert noch wohl bekannt und damals auch noch durch einen Grabstein mit Inschrift kenntlich gemacht, geriet in der folgenden Zeit völlig in Vergessenheit. Auf Grund seiner Untersuchungen gelangte Lisch 1853 zu der Überzeugung, daß im nördlichen Kreuzschiffe, von welchem ein Teil bis 1550 als fürstliche Familiengruft diente, auch Pribislav begraben liege, und zwar in einem von Ziegelsteinen aufgemauerten Sarkophage, welcher unterhalb des mittleren Gewölbes einige Fuß tief unter dem Boden aufgefunden wurde. Das hier liegende Gerippe war 6 Fuß lang und zeigte an der rechten Schläfe ein Loch; der Schädel war hier durchstoßen und das Schläfenbein zersplittert.[20])

Als Pribislav verschieden war, wird sich sein einziger Sohn, Heinrich Burwy, welcher bereits im kräftigsten Mannesalter stand, als den Erben der väterlichen Herrschaft betrachtet haben, wie es auch sein Verwandtschaftsverhältnis zu Heinrich dem Löwen mit sich brachte, daß er gleich seinem Vater in engem Anschluß an den Sachsenherzog sein Heil erblickte. Es war aber noch ein Vetter vorhanden, Nicolaus,

in Sohn jenes Wertislav, welcher durch Richterspruch Heinrichs des Löwen ein schmähliches Ende am Galgen gefunden hatte. Dieser mit tüchtigen Eigenschaften ausgerüstete Mann, welcher schwerlich von freundschaftlicher Gesinnung gegen den Herzog erfüllt war, durfte nach dem Herkommen einen Anteil an der Herrschaft beanspruchen. So war zu innerer Zwietracht der Grund gelegt, welche doppelt verderblich wirken mußte in den stürmischen Zeiten, denen bei Ausbruch des großen deutschen Krieges das ganze Wendenland entgegensah. Bevor wir jedoch diesen Ereignissen uns zuwenden, wollen wir auf die Zustände der mecklenburgischen Kirche einen Blick werfen, welche besonders in der Schweriner Diöcese unter dem Schutze der vorausgehenden Friedensjahre erfreuliche Fortschritte zu verzeichnen hatte.

Dritter Abschnitt.

Die Anfänge der mecklenburgischen Kirche.

Die Einführung des Christentums brachte es mit sich, daß in Mecklenburg im Anschluß an das Verbot des Götzendienstes Anordnungen ähnlicher Art getroffen wurden, wie sie uns aus der Zeit Otto's von Bamberg und Vicelins für Pommern und Wagrien bekannt sind. Sie bezweckten Verdrängung der heidnischen Opfer durch die neue Gottesdienstordnung und die christlichen Feste und machten es zur Pflicht, die Toten statt in Wald und Feld in geweihter Erde auf Kirchhöfen zu bestatten; allerlei heidnische Unsitten, wie Polygamie, Tötung nachgeborener Kinder, Kriegszüge zum Zwecke des Sklavenraubes galt es zu bekämpfen. Auch in Mecklenburg wird man christliche Altäre und Kirchen, um ihnen in den Augen der Heiden eine besondere Weihe zu geben, mit Vorliebe an der Stelle heidnischer Kultusstätten errichtet haben. In Kessin ersetzte Berno den Götzen Goderac durch einen Heiligen von ähnlich klingendem Namen, Godehard, den um 1130 kanonisierten Bischof von Hildesheim. Die heidnischen Götzen wurden von den gleichzeitigen Chronisten als Dämonen angesehen.[1])

Sollte aber das Wendenland dauernd dem Christentume gewonnen werden, so genügte die Bekehrung nicht. Man stand nun vor der Aufgabe, die römische Kirche so, wie sie in andern christlichen Ländern sich ausgebildet hatte, in ihrer ganzen äußeren Machtfülle und mit ihrer wohlgeordneten Verfassung, auf den neuen Boden zu verpflanzen. Ausstattung mit Gütern und Rechten war nötig, geistliche Körperschaften mußten eingeführt und das Land in den Organismus der katholischen Kirche eingefügt werden. Dieses Werk, welches im Bistum Ratzeburg schon früher begonnen war und dort weitere Fortschritte machte, wurde nun auch im Bistum Schwerin, welchem der bei weitem größere Teil Mecklenburgs angehörte, in Angriff genommen.

Einen Markstein in der Geschichte des Schweriner Bistums bezeichnet die Einweihung des Domes, welcher auf dem Platze des jetzigen errichtet wurde; bis dahin hatte man sich wohl mit einer Kapelle begnügt. Am 9. September — dem Jahrestage, an welchem man später das Kirchweihfest feierte und noch im 18. Jahrhundert ein Jahrmarkt stattfand[2]) — wurde 1171 in Anwesenheit einer Versammlung von weltlichen Großen und geistlichen Würdenträgern der Dom eingeweiht (ebenso wie früher der Ratzeburger zu Ehren der Jungfrau Maria und des Evangelisten Johannes). Von Berno und Evermod, sowie von Gunzelin begleitet, fand sich Heinrich der Löwe in Schwerin ein, um mit seinen ehemaligen Feinden Pribislav und Kasimir

zu friedlichem Werke zusammenzutreffen. Bei dieser Gelegenheit verlieh er dem Bischof Berno die Bewidmungsurkurde für die Schweriner Kirche. Hauptsächlich handelte es sich um Zuweisung der 300 Hufen (nebst 10 Vorwerken), auf welche Berno seit seiner Investitur ein Anrecht hatte. Zur Realisierung dieses Besitzes gaben Gunzelin und die wendischen Herren aus ihrer eignen Herrschaft Güter her, welche sie bis dahin vom Herzog zu Lehn getragen hatten. Mit Einschluß der Erweiterungen, welche sich aus den päpstlichen Bestätigungsurkunden der nächstfolgenden Zeit ergeben, waren es folgende: aus dem Gebiete Gunzelins empfing die Kirche den nordwestlichen Teil der Stadt Schwerin, die sogenannte „Domfreiheit," während der nach der Burg zu gelegene südöstliche Teil in den Händen des Grafen blieb; ferner im Norden der Stadt das anfangs nur teilweise überlassene Schelffeld (auf welchem später die Neustadt erbaut wurde) und die durch einen Wasserlauf davon getrennte Insel, den Werder; endlich einige in der Grafschaft gelegene Dörfer. Weit umfangreicher waren aber die Besitzungen, welche auf die Schenkung Pribislavs zurückgehen, vor allem die Burg Bützow mit dem dazu gehörigen und durch anderweitige Verleihungen vervollständigten Gebiete (etwa die Ämter Bützow und Warin umfassend), dazu ein Güterkomplex im Lande Ilow und einzelne Dörfer in verschiedenen Landschaften. Auch Kasimir bewies sich freigiebig, indem er mehrere Dörfer in Demmin, in Circipanien und im Lande Barth schenkte.[3])

In dem Gebiete, mit welchem das Bistum ausgestattet war, hatten die Wendenfürsten und der Graf von Schwerin keine Hoheitsrechte mehr auszuüben, nachdem sie auf ihre dortigen Lehne verzichtet hatten. Berno sollte also von ihnen ganz unabhängig sein und ebenso wie sie unmittelbar unter dem Sachsenherzog stehen, welchem er gleich den andern Wendenbischöfen wegen seiner Stiftsgüter lehnspflichtig wurde. Die beiden mecklenburgischen Bistümer erhielten vom Herzog die für geistliche Stiftungen des Reiches übliche Immunität, waren demnach für ihren Besitz von öffentlichen Lasten und Steuern im ganzen befreit und hatten Anspruch auf die Gerichtsgefälle, mit Ausnahme eines Drittels aus der Gerichtsbarkeit über Kapitalverbrechen, welches dem für die Ausübung des Blutbannes zu bestellenden Vogte (im Lande Boitin dem Grafen von Ratzeburg) zufallen sollte. Die Hoheitsrechte, welche Heinrich der Löwe sich von den Stiftsunterthanen vorbehielt, bezogen sich auf Dienstleistungen beim Burgenbau und auf Teilnahme am herzoglichen Heeresaufgebot, während er sie der anfangs noch bestehenden Verpflichtung, auf dem herzoglichen Markding zu erscheinen, wie wenigstens von Ratzeburg bekannt ist, später entledigte.

Nach allgemeinem Kirchenrechte kamen ferner dem Bischof von Schwerin in seiner ganzen Diöcese die Zehnten zu, eine Einnahme, deren Höhe von der Zahl der deutschen Kolonisten abhing, welche vorläufig wohl nur in der Grafschaft Schwerin in einiger Menge vertreten waren. Dazu kam aber die Biscopownizha der Wenden, auf deren künftige Umwandelung in eigentliche Zehnten auch hier gerechnet wurde; doch ist von einer beabsichtigten Austreibung der Slaven durch deutsche Einwanderer, wie sie in der Ratzeburger Dotationsurkunde angedeutet wird, in der Schweriner nicht die Rede.

In den Genuß dieser Zehnten ist indessen die Schweriner Kirche vor der Germanisierung nicht gelangt, durch deren Fortschritte auch der größte Teil des ihr verliehenen Grundbesitzes erst wirklichen Wert für sie erlangte.

Erst 1171 wird ein Schweriner Domkapitel erwähnt, während in Ratzeburg schon 1158, in Lübeck 1163 ein solches vorhanden war. Die Domkapitel waren Priesterkollegien, die an den bischöflichen Kirchen den Gottesdienst verrichteten und als selbständige, von eigenen Behörden regierte Korporationen dem Bischof zur Seite standen, welcher an ihren Rat und ihre Zustimmung gebunden war. Von dem Grundbesitz und den Einkünften der Kirche war ihnen ein Teil zu ihrem Unterhalte zugewiesen. Für das Ratzeburger Kapitel wurde 1167 die Hälfte des Landes Boitin bestimmt, dessen andere Hälfte zum bischöflichen Tafelgute gehören sollte. In ähnlicher Weise trennte Heinrich der Löwe 1171 einen Teil der Gesamtausstattung des Schweriner Bistums (u. a. 4 Dörfer im Lande Ilow und andere am Schweriner See) für die Domherren ab, welche auch das unbeschränkte Parochialrecht in der Stadt Schwerin erhielten. In jedem der beiden Bistümer wurde ferner ein Anteil ($^1/_2$, $^1/_3$ oder $^1/_4$) an den Zehnten einiger Landschaften dem Domstifte vorbehalten; auch einige Zolleinkünfte schenkte der Herzog. Dem Lübecker Kapitel wurden 1163 u. a. die Zehnten der Insel Pöl mit einem Dorfe daselbst, sowie 2 Dörfer im Lande Dassow, (die letzteren außerhalb der eigenen Diöcese) eingeräumt.

Seit alter Zeit bestand für die Geistlichen der bischöflichen Kathedralen und größeren Stiftskirchen, an denen mehrere Priester wirkten, die Verpflichtung, sich nach Art der Mönche zu einem gemeinsamen (kanonischen) Leben zu vereinigen, wobei bestimmte Regeln beobachtet werden sollten, von denen die des h. Augustin die älteste und ursprüngliche war. Für das Schweriner Stift, welches sich in seinen Einrichtungen nach dem Lübecker richtete, galt vielleicht die Regel, welche auf dem Koncil zu Aachen (817) festgesetzt war. Das Ratzeburger Domkollegium bestand hingegen aus regulierten Chorherren und folgte der neuen Regel von Prémontré, die der des h. Augustin nachgebildet war und durch strenge, klösterliche Institutionen eine Abstellung der eingerissenen Mißbräuche und Wiederbelebung des vielfach in Vergessenheit geratenen kanonischen Lebens anstrebte. Ihre Einführung und Verbreitung in Norddeutschland verdankte sie dem Erzbischof Norbert von Magdeburg, welcher nach ihr 1129 das in Verfall geratene Marieenstift in Magdeburg reformierte und für Deutschland der eigentliche Stifter des Prämonstratenserordens geworden ist. Als sein Lieblingsschüler Evermod, Propst jener Stiftskirche, 1154 auf den Ratzeburger Stuhl berufen wurde, war es selbstverständlich, daß das von ihm ins Leben gerufene Domkapitel nach Prämonstratenserart eingerichtet wurde. Es soll dort noch 1250 eine so strenge Disziplin geherrscht haben, daß es von Klerus und Volk als ein Ordensgefängnis bezeichnet wurde. In Schwerin hingegen wurde das Zusammenleben der Domherren, wenn es überhaupt eingeführt war, bald wieder aufgehoben, so daß die Mitglieder sich der

ihnen angewiesenen ständigen Einkünfte in ihren eignen Kurien erfreuten. Nur die jüngeren Kleriker werden seitdem noch zusammen gewohnt haben.[4]) Jedes der beiden Kapitel hatte an der Spitze einen Propst (Präpositus), welcher die noch zu besprechende Archidiakonatsgewalt handhabte. Zunächst an Rang stand ihm in Schwerin der Dekan, in Ratzeburg der Prior. Von sonstigen Würdenträgern sei noch der Scholastikus erwähnt, der das Unterrichtswesen unter sich hatte, bei welchem es sich um Heranbildung jüngerer Geistlichen handelte. Das Schweriner Kapitel besaß schon früh eine Bibliothek, zu deren Aufbewahrung 1195 die „Gerbekammer" im Dom bestimmt wurde. Die Gesamtzahl der Domherrnstellen (Präbenden) betrug in Schwerin anfangs 12, in Ratzeburg zunächst 13.

In Bezug auf seine Berechtigungen stand in Vergleich mit dem Lübecker und Ratzeburger Kapitel das Schweriner anfangs zurück. Namentlich war ihm, während es die erledigten Domherrnstellen nach eigener Wahl besetzen durfte, das wichtige Recht der Bischofswahl noch nicht zuerkannt. Letzteres wurde damals in Deutschland allgemein von den Kapiteln in Anspruch genommen, nachdem die ursprünglich erforderliche Teilnahme des Volkes sich mehr und mehr verloren hatte. Warum den Schweriner Domherrn dieses Recht anfangs fehlte und wie nach dem Willen des Herzogs bei der Erhebung eines Nachfolgers verfahren werden sollte, darüber findet sich nirgends eine Andeutung. Auch in manchen anderen Punkten deckten sich die thatsächlichen Befugnisse des Kapitels nicht mit seinen Ansprüchen.

Um dieselbe Zeit, als das Bistum Schwerin bewidmet wurde, hielt die Klostergeistlichkeit, welche in den Ländern zwischen Rhein und Elbe durch die Mönchsorden der Cistercienser und Prämonstratenser zu hoher Blüte gelangt war, in Mecklenburg ihren Einzug.

Besonders geeignet für das Slavenland waren die Cistercienser, als Männer, welche vor Gefahren nicht zurückschreckten und in ihrer von der Ordensregel geforderten Lebensweise sich der Beschaffenheit des Landes leicht anzupassen vermochten. Denn um sich in Armut und Entsagung zu üben, sollten sie, fern von dem geräuschvollen Treiben der Welt, in der Einsamkeit von ihrer eignen Hände Arbeit leben und sich in Flußthälern und Waldungen niederlassen, welche sie, ohne der Hülfe anderer zu bedürfen, mit Hinzuziehung von Laienbrüdern (Konversen) urbar machten und bebauten.

Keine Mönchskongregation hat sich denn auch größere Verdienste um das Wendenland erworben als die Cistercienser. Als sie dorthin gelangten, blickte der Orden bereits auf eine mehr als 50jährige Thätigkeit in Deutschland zurück Seine Ausbreitung erfolgte in der Weise, daß aus älteren, genügend besetzten Klöstern durch Entsendung von

Mönchskonventen neue Stiftungen hervorgingen, welche selbst wieder Kolonieen anlegen konnten, bei strenger Unterordnung der niederen unter die höheren Stufen, so daß die Tochterklöster einer jährlichen Visitation durch den Abt des Mutterklosters unterworfen waren. Von Citeaux, wo die jährlichen Generalkapitel sämtlicher Äbte abgehalten wurden, sowie von dessen ältesten französischen Tochterstiftungen, u. a. Clairveaux und Morimund, stammten direkt oder indirekt alle anderen, auch die in Norddeutschland gegründeten, ab. In das Wendenland gelangten zwei Linien des Ordens. Eine Stiftung Morimunds war die erste deutsche Cistercienserabtei Altenkampen bei Geldern, welche sich mit einer Reihe von Tochter- und Enkelklöstern, unter diesen Amelungsborn an der Weser, in der Richtung nach dem slavischen Osten vorschob. Hingegen fand die Linie Clairveaux in Dänemark Eingang, wo das Kloster Esrom entstand (1154) und wieder mehrere Tochterconvente von sich abzweigte. Etwa gleichzeitig faßten beide Zweige des Ordens im Wendenlande Fuß, und zwar begegneten sie sich in Mecklenburg.

Aus Amelungsborn, wo er selbst Mönch gewesen war, berief Berno eine Anzahl von Brüdern, welche „Gründer des Glaubens und Vertilger des Götzendienstes" im Slavenlande werden wollten. Pribislav, welcher auf das Vorhaben des Bischofes bereitwillig einging, räumte in einer Waldgegend am Doberbach eine Klosterstätte (Althof bei Doberan) ein. Am 11. März 1171 zog der neue Konvent — die Anzahl von 12 Mönchen und 12 Konversen bildete in solchen Fällen die Regel — unter dem Abte Konrad dort ein.[5]) Die neue Stiftung wurde der h. Maria, der Schutzpatronin aller Cistercienserklöster, geweiht. Ein auf das Kloster bezügliches Schriftstück besitzen wir zwar von dem Fürsten nicht. In annalistischen Notizen sowie in späteren Urkunden wird indessen wie die Stiftung, so auch die Bewidmung des Klosters übereinstimmend auf Pribislav zurückgeführt. Die Ausstattung bestand in einer Reihe wendischer Dörfer, welche sich vom „Hügel des Dobimer" (Kühlungsberg bei Kröpelin) an der Meeresküste nach Osten erstreckten und einen zusammenhängenden Bezirk von mehreren Quadratmeilen umfaßten. Die Lage des Klosters und seines Grundbesitzes an der Westgrenze der Kessiner läßt auf ein planmäßiges Vordringen der Kirche in diesen östlichen Teil des Obotritenlandes schließen, wo sie weniger Anhalt besaß und daher dringendere Aufgaben zu erfüllen hatte als in den weiter rückwärts gelegenen Gegenden.

Auch in dem pommerschen Teile seiner Diöcese war Berno für eine Cistercienserstiftung thätig. Da in Pommern die Fürsten und der einflußreichste Teil des Adels sich schon seit längerer Zeit mit dem Christentume befreundet hatten, so lag der Gedanke nahe, in Circipanien, wo es noch kein einziges Gotteshaus gab, ein Kloster als Centralstätte des christlichen Bekenntnisses zu gründen, und zwar an der Ostgrenze, in geringer Entfernung von Demmin, der Residenz des Landesherrn Kasimir. Es wurde dazu ein Platz in der Nähe der Burg Dargun ausersehen, welcher am westlichen Ufer der Röckitnitz, eines linken

Nebenflusses der Peene, gelegen war. Der Burgberg (jetzt israelitischer Kirchhof), auf 3 Seiten von Wasser und Niederungen umgeben und im Westen durch mehrere, noch jetzt kenntliche Wälle geschützt, erhob sich hart über der „Königstraße," die von Demmin nach Lage (in ihrer weiteren Fortsetzung wohl nach Werle) führte. Die Stiftung ging von wendischen Edelleuten, den 3 Brüdern Mirignew, Monik und Kotimar, aus, welche auch den zu beiden Seiten der Röckitnitz gelegenen Grundbesitz hergaben. Aber nicht deutsche, sondern dänische Mönche, aus der in hohem Ansehen stehenden Abtei Esrom, hielten am 25. Juni 1172, dem Jahrestage der Kanonisierung des Königs Knut Laward, in Dargun ihren Einzug. Für die Thatsache, daß in die Schweriner Diöcese und in das Machtgebiet Heinrichs des Löwen ein dänischer Convent berufen wurde, hat man wohl nicht nötig, nach besonderen Erklärungsgründen zu suchen. Denn für den dänischen Zweig der Linie Claiveaux, mit dessen Wünschen sich die des Königs begegneten, war das Slavenland ebenfalls ein naheliegendes, verlockendes Feld zu weiterer Ausbreitung; und Berno, welcher auf Rügen mit dänischen Geistlichen verkehrt hatte und 1173 für das dänische Kloster Kolbatz in Pommern thätig war, sah in den Esromer Mönchen gewiß nur seine Ordensbrüder, ohne an ihrer Nationalität Anstoß zu nehmen. Auch ist zu berücksichtigen, daß zwischen Sachsen und Dänemark, dessen Herrscher vor Jahresfrist den Kriegszug nach Circipanien unternommen hatte, jetzt wieder vollständige Eintracht herrschte.

In Gegenwart einer stattlichen Versammlung nahm Berno 1173 am 30. November — einem Jahrestage, welcher uns anderweitig als hohes Fest einer bei den Liutizen verehrten Göttin (Siwa?) bekannt ist, — die Konsekration der kleinen Klosterkapelle vor, worauf Kasimir die Schenkungen der drei Barone guthieß und selbst noch einige Güter und Einkünfte hinzufügte; auch Berno überwies „aus dem kleinen, dürftigen Einkommen seines Bistums" eine jährliche Rente. Dem anfangs geringen Grundbesitz des Klosters ließ 1174 Kasimir eine beträchtliche Erweiterung nach Nordwesten hin zu teil werden und begriff in seine neue Schenkung auch den Burgberg ein, dessen Befestigung damit aufgegeben wurde.[6])

Die ungewohnten Verhältnisse, in die der Orden im Wendenlande eintrat, brachte manche Abweichung von der strengen Regel mit sich, welche den Mönchen, um sie von der Berührung mit der Welt fernzuhalten, die Übernahme priesterlicher Funktionen untersagte, wie sie auch die Bodenkultur anfangs weniger aus wirtschaftlichen Rücksichten betreiben sollten als um ein arbeitsreiches Eremitenleben dadurch zu bethätigen. Im Slavenlande, wo sie als Pioniere der Kirche und als Verbreiter einer höheren Kultur auftreten sollten, wurden die Cistercienserklöster als Pflanzstätten des Christentums und als Großgrundbesitzer zu einflußreichen und achtunggebietenden Instituten.

Beiden Abteien wurde bestimmte geistliche Rechte erteilt. Dem Doberaner Abte wurde (1177) von Berno für den verliehenen Besitz (das spätere Archidiakonat Kröpelin) die Befugnis zugesprochen, Priester

einzusetzen, Taufe und Begräbnis vorzunehmen und die Synodalrechte auszuüben. Von Vorrechten ähnlicher Art ist 1174 für das Darguner Abteigebiet die Rede, aus welchem sich später das Archidiakonat Altkalen entwickelte.

In beiden Klosterbezirken, deren Größe mit der bisherigen bescheidenen Art, Cistercienserstiftungen auszustatten, wenig in Einklang stand, hatten die Mönche hinreichende Gelegenheit, mit der ihnen eigenen Einsicht den Boden zu kultivieren. Da aber so große Aufgaben zu bewältigen waren und ihr Gebiet nur spärlich bevölkert war, so lag die Notwendigkeit vor, aus anderen Gegenden geeignete Kräfte herbeizuziehen. Hat nun dies auch von selbst zur Herrschaft des deutschen Elementes geführt, so waren doch anfangs für die Cistercienser, welche vor allen Dingen den Wenden das Christentum bringen wollten, nationale Gesichtspunkte, wenigstens grundsätzlich, dabei nicht maßgebend. Auch waren Pribislav und Kasimir auf Erhaltung, nicht auf Verdrängung ihres Volkes bedacht. „Deutsche, Dänen, Slaven, Leute von jedem beliebigen Volke und Handwerk" sollten in Dargun zur Ansiedelung zugelassen werden. Für die erste Zeit haben wir wohl weniger an eigentliche Kolonisten als an Tagelöhner und Handwerker zu denken, welche, wenngleich weltlichen Standes, als Klosterverwandte zu den Mönchen in näherer Beziehung standen. Für ihre Güter und deren Bewohner war den Klöstern von den Landesherren ein hohes Maß von grundherrlichen Rechten bewilligt, welche auf Befreiung von öffentlichen Abgaben und Diensten, auf Einschränkung der Gewalt der Fürsten und ihrer Vertreter hinausliefen. Von seiten des Bischofes wurde auf alle Zehnten aus dem Doberaner Abteigebiete und den zu der alten Burg Dargun gehörigen Dörfern zu Gunsten der Mönche verzichtet. Weit konnten übrigens die Cistercienser mit ihrer Arbeit noch nicht gediehen sein, als dieselbe eine schlimme Unterbrechung erlitt, welche die Klöster dem völligen Untergange nahe brachte. Doch war der Grund gelegt worden, auf welchem sie unter günstigeren Verhältnissen ihre Thätigkeit wieder beginnen konnten.

Den Cisterciensern waren im Osten der Elbe und Saale die Prämonstratenser mit einer Reihe von Stiftungen zuvorgekommen, welche alle in dem Propst zu S. Marieen in Magdeburg ihr Oberhaupt sahen. Obwohl sie nicht eigentliche Mönche, sondern regulierte Chorherren waren, so begnügten sie sich doch nicht damit, sich an bischöflichen oder schon vorhandenen Kollegiatkirchen Eingang zu verschaffen, sondern ließen sich auch durch neue Gründungen die Ausbreitung ihres Ordens angelegen sein. Mit den Cisterciensern hatten sie gemein, daß sie ihre Besitzungen mit Hülfe von Konversen, welche es neben den mit Predigt und Studien beschäftigten Kanonikern in jedem Konvente gab, selbst bebauten und nutzten. Wie bereits erwähnt, kamen die Prämonstratenser durch Bischof Evermod um 1154 nach Ratzeburg. Auch Anselm von Havelberg gehörte mit seinem Domstifte der Kongregation an. Wie früher mit Ratibor zur Stiftung des Klosters Grobe, so trat er jetzt mit Kasimir in Verbindung, um seinen Orden in das südöstliche Mecklenburg zu verpflanzen.

Der Fürst wohnte 1170 der Einweihung des Doms in Havelberg bei und schenkte in Gegenwart des Markgrafen Albrecht und seines Sohnes Otto den dortigen Prämonstratensern den Ort Broda mit einer Anzahl bewohnter und wüstliegender Dörfer in der südöstlichen Ecke des Tollensegaues, bis wohin die Mission Bernos schwerlich vorgedrungen war (etwa den Landstrich am westlichen Ufer des Tollensesees bis an die Havel), frei von allen Lasten und mit Privilegien für die Deutschen und Slaven, die dort unter ihnen wohnen sollten. Die Auswahl des Ortes, wo später der neue Konvent seinen Sitz nahm, entsprach der Vorliebe des Ordens für Hauptverkehrsstätten und Plätze von historischer Bedeutung; Broda (= Furth oder Fähre), mit Markt und Krug, am Ausfluß der Tollense aus ihrem See, war wohl ein Stationspunkt auf der Heerstraße von Hamburg nach Stettin. In der Nähe dieses Ortes, welcher an der Grenze der Tollenser und Redarier gelegen war, ist auch die jenen beiden Völkerschaften gemeinsame Götterburg Rethra zu suchen, über deren Lage in dieser Gegend, so sehr auch im einzelnen die Ansichten auseinander gehen, kaum eine Meinungsverschiedenheit besteht. Im heidnischen Lande sogleich große Erfolge zu erzielen, war die neue Stiftung noch weniger imstande als die beiden Klöster der Schweriner Diöcese. Als 1182 Bogislav den Havelberger Chorherren ihren Besitz bestätigte, war Broda noch nicht ins Leben getreten; auch in der nächsten Zeit kann es sich, da erst 1244 des Stiftes wieder gedacht wird, keiner hohen Blüte erfreut haben[7].

Die Sprengelgrenzen, zu denen wir uns jetzt wenden, waren für das Schweriner Bistum, als Heinrich der Löwe es zum Abschluß brachte, bereits durch frühere Anordnungen gegeben und wurden in der Folge durch die Päpste zu wiederholten Malen bestätigt. Abgesehen von dem Strelitzer Lande und der zur Lübecker Kirche gezogenen Insel Pöl kommen für den Boden des jetzigen Mecklenburg nur die Ratzeburger und die viel größere Schweriner Diöcese in Betracht. Die beiderseitige Grenze, eine an der Ostseite des Landes Bresen und der Grafschaften Ratzeburg und Dannenberg von Wismar bis Grabow verlaufende Linie, welche 1167 genauer beschrieben wird, ist als Sprengelscheide später im wesentlichen unverrückt geblieben, trotz mancherlei politischer Veränderungen, welche während der nächsten Jahrzehnte in diesen Gegenden noch vor sich gingen — ein Beweis für die Festigkeit, welche die kirchlichen Ordnungen hier schon angenommen hatten. Ganz anders verhält es sich mit der südlichen und östlichen Grenze des Bistums Schwerin, wie sie sich zuerst aus den vom Kaiser Friedrich 1170 als Bestandteile der Diöcese aufgezählten Landschaften ergiebt. Daß Berno auf der Insel Rügen keine Diöcesanrechte ausgeübt hat, wurde bereits erwähnt. Wohl war dies aber in den seit 1167 dem Bistum unterstellten pommerschen Distrikten, besonders in Circipanien, der Fall, wie sich aus Bernos Urkunde für Dargun und manchen anderen Anzeichen schließen läßt; und ebenso verhielt es sich im

Süden der Elde und des Müritzsees. So lange Heinrich der Löwe herrschte, fielen von Grabow bis zur Peenemündung die Grenzen des Bistums mit denjenigen des Herzogtums Sachsen zusammen, und es handelte sich dabei keineswegs um bloß theoretische Rechte, sondern um thatsächliche Machtverhältnisse. Freilich kollidierten dieselben mit Ansprüchen, welche von Havelberg und Kammin erhoben werden konnten, im Süden von ersterem allein, während an Peene und Tollense beide unter einander und mit Schwerin konkurrierten. Nach dem Sturze Heinrichs des Löwen aber gingen, worauf wir noch zurückkommen werden, der Schweriner Kirche beträchtliche Teile ihres Sprengels wieder verloren. Erst nach der Mitte des 13. Jahrhunderts wurden die Grenzen, deren Verschiebung schon viel früher begonnen hatte, endgültig festgestellt. Außerhalb Mecklenburgs blieb nur das Land Tribsees (Barth) mit Schwerin verbunden. Gegen Kammin folgte hier die Sprengelscheide von Greifswald an dem Rykflusse, um sodann 2 Meilen unterhalb Demmin den Trebelfluß zu überschreiten. Innerhalb Mecklenburgs behauptete auch jetzt noch die Schweriner Diöcese den Löwenanteil. Zu Kammin gehörte aber die Gegend mit den Ortschaften Gnoien, Dargun, Neukalen, Teterow, Malchin, Stavenhagen, Güstrow (Neustadt) und Krakow. Havelbergisch war das Land um Penzlin und am linken Ufer der Elde (mit Neustadt Röbel und Neustadt Parchim), ferner fast ganz Mecklenburg-Strelitz (doch zum Bistum Brandenburg Fürstenberg und Feldberg).[6])

Fast ganz Mecklenburg gehörte unter Heinrich dem Löwen dem Metropolitanverbande der Hamburger Kirche an. Die Bischöfe von Schwerin und Ratzeburg wurden daher 1160 der Provinzialsynode zugewiesen, welche jährlich einmal in Hamburg für den rechtselbischen Teil der Erzdiöcese abgehalten wurde. Innerhalb ihrer Diöcesen versammelten die Bischöfe zu gewissen Zeiten ihren Klerus zu Generalsynoden, zu welchen auch angesehene Laien zugezogen wurden. So verfügte Berno 1177 auf der „Generalsynode zu Schwerin" mit Einwilligung seiner ganzen Kirche über Zehnten, und 1217 befahl der Bischof von Ratzeburg mit Zustimmung der geistlichen und weltlichen Mitglieder seiner Generalsynode den Einwohnern eines Kirchspieles, an den Priester eine Abgabe zu entrichten, deren Rechtmäßigkeit auf der Pfarrsynode angefochten war.

Sowohl in Schwerin als auch in Ratzeburg wird von vorneherein das Amt der Archidiakone erwähnt. Die so bezeichneten Geistlichen, deren Stellung anscheinend erst in der Zeit Alexanders III. in Deutschland ihre volle Ausbildung erhalten hatte und gewöhnlich an die Präpositur der bischöflichen und anderer Kollegiatkirchen geknüpft wurde, waren Beamte, deren Geschäftskreis die kirchliche Jurisdiktion und alles, was als Ausfluß derselben angesehen wurde, umfaßte. Im allgemeinen gehörten zu ihren Befugnissen die Visitation, die Institution (Einweisung der mit einer Pfarre beliehenen Geistlichen in ihr Amt), ferner das Recht, in den einzelnen Parochieen Synoden zu halten und die vielfach auch über Laien sich erstreckende geistliche Strafgerichtsbarkeit zu üben,

wie auch Streitsachen zuerst bei ihnen angebracht zu werden pflegten. Etwa seit dem 11. Jahrhundert wurde es in Deutschland üblich, die Diöcese in mehrere Archidiakonatsprengel zu zerlegen, welche mit der politischen Einteilung häufig zusammenfielen. Dem Bischof von Ratzeburg wird schon in der Dotationsurkunde das Recht zuerkannt, Archidiakonate anzuordnen. Inhaber eines solchen war zunächst jedenfalls der Dompropst, dessen Amt sich über die Grafschaft Ratzeburg erstreckt haben wird. Der Propst zu Schwerin hatte 1191 die Archidiakonatsrechte (den Bann) in der ganzen Provinz (Grafschaft?) Schwerin, ausgenommen die Generalsynode in der Stadt Schwerin, auf welcher dem Bischof der Vorsitz zukam. Den Cistercienserklöstern Doberan und Dargun wurden wohl gleich anfangs für ihre Bezirke die Archidiakonatsbefugnisse beigelegt. Zu einer die ganze Diöcese umfassenden Einrichtung konnte das Amt, das geordnete kirchliche Verhältnisse voraussetzte, in den Wendenländern erst nach und nach sich gestalten, zumal in dem noch längere Zeit fast ganz von Wenden bewohnten Schweriner Sprengel.[9])

Für den Unterhalt der Pfarrer wurde in allen 3 Bistümern anfangs ein Anteil am Bischofszins der Wenden bestimmt, an dessen Stelle später eine Dotation von 4 Hufen treten sollte. Als Normalmaß für die Pfarrländereien finden wir diese Hufenzahl im 13. Jahrhundert mehrfach angewandt; auch eine Kornlieferung der Eingepfarrten (½ Scheffel von der Hufe), wurde grundsätzlich zu den Einkünften gerechnet. Doch herrschte in Bezug auf die Ausstattung der Pfarren im einzelnen die größte Mannigfaltigkeit. Das Patronat (Pfarrlehn) stand demjenigen zu, der die Pfarre bewidmete, also dem weltlichen oder geistlichen Grundherrn. Mit der Einteilung in Kirchspiele ging die Ratzeburger Diöcese voran, von der ein beträchtlicher Teil (die Grafschaft Ratzeburg) schon früh nach Parochieen gegliedert war, wenngleich viele derselben ursprünglich größeren Umfang hatten als später.[10]) Im Schweriner Bistum vollzog der Vorgang sich später und allmählicher. In größerer Nähe neben einander werden Kirchen und Pfarrer während des 12. Jahrhunderts nur im Westen des Sprengels genannt. Hier, vor allem in der Grafschaft Schwerin, wird es zuerst zu einer Parochialbildung gekommen sein. Mit einem bestimmten Umkreis, der Abtei Dargun, stand die Kirche zu Röcknitz in Beziehung; eine ähnliche Stellung hatte wahrscheinlich zur Abtei Doberan die 1186 gegründete Kirche in Kröpelin. Im allgemeinen waren aber die Gotteshäuser im Lande noch vereinzelt und für eine Abgrenzung nach Pfarrsprengeln zu weit von einander getrennt.

Für den Kirchenbau, welcher in der Ratzeburger Diöcese schon in vollem Gange war, standen als dauerhaftes Material sowohl Feldsteine als auch Ziegelsteine zur Verfügung. Doch war der Feldsteinbau in der älteren Zeit überwiegend und herrschte noch im Anfang des 13. Jahrhunderts vor. In Ratzeburg wurde der Dombau, welchem die frühesten romanischen Teile angehören, wohl nicht allzulange nach 1154 schon in Angriff genommen. Deutliche Verwandtschaft

mit den letzteren läßt die Kirche zu Vietlübbe erkennen, eines der interessantesten mecklenburgischen Gotteshäuser, mit Kennzeichen des ausgesprochensten romanischen Stiles, welche auf eine frühe Entstehungszeit hinweisen. Auch das romanische Schiff der Kirche zu Gadebusch scheint vom Ratzeburger Dombau beeinflußt zu sein und noch dem 12. Jahrhundert anzugehören. Weit weniger wurde damals noch im Schweriner Sprengel gebaut. Beträchtlichere Baureste, deren Entstehung mit Sicherheit der Periode Bernos zuzuweisen wären, dürften kaum mehr vorhanden sein. Vielfach wird man sich mit provisorischen Gebäuden aus Holz oder Fachwerk begnügt haben, besonders bei größeren Kirchen, wie dem Schweriner Dom, und bei Klosteranlagen.[11])

Zu der Langsamkeit, mit welcher sich das kirchliche Leben in der Schweriner Diöcese entfaltete, trugen die verwirrten politischen Zustände bei, welche sich an den Sturz Heinrichs des Löwen anknüpften und das christenfeindliche Element begünstigten. Den völligen Sieg des Christentums hat Berno nicht mehr erlebt; auch sein Nachfolger war noch genötigt, Götzenbilder zu zerstören. Beseitigt wurden die Reste des Heidentums erst, als die deutsche Masseneinwanderung erfolgte.

Vierter Abschnitt.

Loslösung Mecklenburgs aus dem Herzogtum Sachsen und Beginn der dänischen Herrschaft.

Mecklenburg unter der Einwirkung der Katastrophe Heinrichs des Löwen.

Seit der glücklichen Beendigung des Krieges gegen Dänemark (1171) stand Heinrich der Löwe auf dem Gipfel seiner Macht und seines Glückes. Auf eine Reihe von Erfolgen konnte er besonders in den Slavenländern zurückblicken, auf welche er, während der Kaiser sich immer tiefer in die italienische Politik verstrickte, seine Kräfte mehr und mehr koncentriert hatte. Eine Anzahl ergebener deutscher Vasallen, auf welche er im Notfalle rechnen zu dürfen glaubte, stand ihm jenseits der Elbe zu Gebote. Nach hartnäckigster Gegenwehr hatten sich ihm die Obotriten beugen müssen, und bei den östlichen Wenden, wo die sächsischen mit den dänischen und den brandenburgischen Machtbestrebungen zu ringen hatten, war ohne Frage der Herzog als Sieger aus dem Wettkampfe hervorgegangen. Gleichzeitig war unter seiner Leitung die wendische Kirche zum Abschlusse gediehen, und mit fester Hand hielt er sie unter seiner Herrschaft. Der erzbischöfliche Stuhl in Bremen, welcher unter Balduin den tiefsten Grad seiner Erniedrigung erreichte, hatte auf die drei wendischen Bistümer, die der Herzog wie ihm unmittelbar untergeordnete Provinzen betrachtete, seinen Einfluß fast ganz verloren. Bei der Bewidmung des Bistums Schwerin wurde nicht einmal die Zustimmung Balduins für nötig erachtet; und als Heinrich das durch Konrads Tod erledigte Bistum Lübeck mit dem braunschweigischen Abte Heinrich neu besetzte, vollzogen an demselben Berno und Evermod 1173 die Weihe, ohne daß vom Erzbischof die Rede war.

Aber nicht zufrieden mit seinen Erfolgen in den überelbischen Ländern, mit seinem reichen Besitz und seiner angesehenen Stellung in Deutschland, griff der Gewaltige immer weiter um sich. Nicht nur in Sachsen, wo er fortfuhr, Schwächere zu bedrücken und die Kirche in ihren Gütern und Rechten zu kränken, sondern in ganz Deutschland lud er den Haß der Großen, besonders der Kirchenfürsten, auf sich, welche in ihm ihren gefährlichsten Gegner erblickten. So lange der Welfe mit der höchsten Reichsgewalt Hand in Hand ging, vermochte er freilich, sich in

seiner fast königlichen Macht aufrecht zu erhalten. Das mußte sich aber ändern, sobald die verschiedenen Bestrebungen, welche die beiden verfolgten, mit einander in Konflikt gerieten. In Italien hatte sich Heinrich seit der Zusammenkunft in Como (1161) nicht mehr blicken lassen. Als nun 1176 Friedrich, um den Streitkräften des lombardischen Bundes gewachsen zu sein, neuen Zuzuges aus Deutschland dringender denn je bedurfte und besonders auf den Beistand des ihm zu Dank verpflichteten Herzogs rechnete, welcher ein größeres Heer aufzubieten vermochte als irgend ein anderer deutscher Fürst, weigerte grade dieser sich, dem Rufe Folge zu leisten. Dazu bewog ihn die Rücksicht auf seine deutschen und wendischen Länder; im Norden wollte er thätig sein und hier seine Hülfsmittel zusammenhalten, statt sie für die kaiserliche Weltherrschaft in der Ferne zu zersplittern. Weit größer als die Nachteile, welche er vermeiden wollte, war indessen das Unheil, welches er durch seine Widersetzlichkeit über sich herauf beschwor. Denn nachdem der Kaiser nach der unglücklichen Schlacht bei Legnano (1176) sich mit Alexander III. in Venedig ausgesöhnt und einen Waffenstillstand mit den Lombarden geschlossen hatte (1177), so daß er freie Hand erhielt, seine Kräfe mehr den deutschen Angelegenheiten zuzuwenden, faßte er den Entschluß, mit seiner ganzen bisherigen Politik zu brechen und mit den Fürsten gemeinsame Sache gegen den Sachsenherzog zu machen. Auch für die mecklenburgische Geschichte sind wir damit an einem Wendepunkt angelangt.

Der Umschwung machte sich in den kirchlichen Angelegenheiten des Wendenlandes bald bemerkbar, da im Venetianer Friedensschlusse der ehemals von Gunzelin vertriebene Askanier Siegfried schon vor dem Tode Balduins als Erzbischof in Aussicht genommen und später, ohne daß Heinrich es zu verhindern vermochte, als solcher anerkannt wurde.[1]) Die Bischöfe ließen sich indessen, soweit wir wissen, hierdurch zu einer Parteinahme gegen den Herzog nicht hinreißen. Für Berno war der Venetianer Friede aus anderen Ursachen ein freudiges Ereignis. Die Kunde von der Beseitigung des Schismas mußte ihm bei der Anhänglichkeit, welche er seinem Orden, dem eifrigsten Bundesgenossen Alexanders, stets bewahrte, sehr erwünscht sein. Noch 1174 hatte er eine Reise nach dem Kloster Citeaux unternommen. Jetzt, da er, ohne Anstoß zu erregen, sich zu Alexander begeben konnte, trieb es ihn, die langentbehrte Bestätigung des rechtmäßigen Papstes für sein Bistum einzuholen. In der Winterzeit (Anfang 1178) machte er sich, die Mühseligkeiten der Reise nicht scheuend, auf den Weg nach Rom, wo er die gewünschte Urkunde empfing, in welcher der Papst mit rühmenden Worten seine Missionsthätigkeit unter den Heiden hervorhebt. Über Chur, wo er am 1., und Zwiefalten, wo er am 17. Juni einen Altar weihte, gelangte er wohlbehalten in die Heimat zurück. Etwa um dieselbe Zeit, als Berno seine Reise antrat, wurde die Ratzeburger Diöcese durch den Tod Evermods verwaist (16. Febr. 1178); mancherlei Legenden und Wundergeschichten wußte man zur Verherrlichung seiner Frömmigkeit und Gerechtigkeit zu erzählen. Das Bistum wurde durch den Todesfall um so

schwerer betroffen, da das Domkapitel in eine dem Sachsenherzog geneigte und eine ihm feindlich gesinnte Partei zerfiel und sich daher über die Person des Nachfolgers nicht einigen konnte; erst nach zweijähriger Sedisvakanz wurde ein Anhänger Heinrichs des Löwen, Isfried, bisher Propst des Prämonstratenserklosters Jerichow, zum Bischof erhoben.[2])

Damals waren bereits die deutschen Gaue vom Waffenlärm der streitenden Parteien erfüllt. Ein Vorzeichen des herannahenden Sturmes war es für den Herzog, daß der 1160 auf sein Betreiben abgesetzte alexandrinisch gesinnte Bischof Udalrich von Halberstadt infolge der zwischen Kaiser und Papst gepflogenen Friedensverhandlungen auf seinen Sitz zurückkehren durfte — ein Ereignis, über dessen Bedeutung sich Heinrich sofort klar wurde, so daß er im August 1177[3]) die Belagerung von Demmin aufhob und sich, um zum bevorstehenden Kampfe zu rüsten, schleunigst nach Braunschweig begab. Die Erfolge, welche er in dem nun ausbrechenden Kriege anfangs davon trug, verdankte er zum großen Teil der Hülfe, welche ihm in den Ostseeländern bereit stand.

Da Udalrich, kaum in seine Diöcese zurückgekehrt, seinem Ingrimme gegen den Welfen freien Lauf ließ und sich mit dessen schlimmsten Feinden, den ostsächsischen Fürsten, in Verbindung setzte, zog einer derselben, Markgraf Dietrich von der Lausitz, den Angriff wendischer Scharen auf sich, welche, von Heinrich aufgerufen, im September 1178 in sein Land einfielen. Vergeblich suchten einige Ministerialen des Markgrafen den wilden Schwärmen Gegenwehr zu leisten, welche das ganze Land bis nach Lübben hin auf entsetzliche Weise verheerten.[4]) Es werden Liutizen gewesen sein, welche von dem seit dem Demminer Frieden dem Herzog wieder gehorsamen und befreundeten Kasimir entsandt wurden. Etwa gleichzeitig waren in einer anderen Gegend die deutschen Vasallen des Wendenlandes thätig. Während nämlich die Umgegend von Halberstadt von wildem Kriegsgetümmel erhallte, gewann sich Udalrich einen neuen Verbündeten an dem durch mancherlei Übergriffe des Herzogs gekränkten Erzbischof Philipp von Köln. Um für die Leiden, welche von den Truppen dieses Fürsten seine Anhänger in Westfalen und Engern im Sommer 1178 erduldet hatten, Rache zu nehmen, schickte Heinrich ein ritterliches Heer in jene Gegenden, unter dessen Anführern Adolf von Schauenburg, Bernhard von Ratzeburg und Gunzelin von Schwerin hervorragten. Auf dem Felde Halrefeld bei Osnabrück stellten sich ihnen um den 1. August 1179 mehrere mit dem Erzbischof verbündete westfälische Große entgegen. Es war hauptsächlich ein Verdienst des tapferen Gunzelin, daß die Gegner gänzlich geschlagen wurden und manche vornehme Gefangene, wie Simon von Tecklenburg, in den Händen ihrer Feinde lassen mußten.[5])

Da sich auch Erzbischof Wichmann den Feinden Heinrichs beigesellte und des letzteren Festung Haldensleben belagerte, so bot Heinrich wiederum die Wenden auf, welche diesmal ausdrücklich als „Pommern und Liutizen" bezeichnet werden. Unter vielen Verwüstungen drangen sie über die Elbe in Wichmanns Besitzungen ein, verbrannten am 6. Novb. 1179

Jüterbog und zerstörten das erst kürzlich gegründete Cistercienserkloster Zinna, dessen erster Abt getötet wurde; eine Menge von Männern und Weibern als Gefangene mit sich führend zogen die wilden Feinde wieder ab.[6]) Es trug dieser Überfall dazu bei, daß Heinrich, welcher in Westfalen jetzt weniger glücklich war, sich auf dem ostsächsischen Kriegsschauplatze behauptete.

Um dieselbe Zeit wurde auch das Obotritenland in schlimmer Weise heimgesucht. Am 10. Novemb. 1179, — an demselben Tage, an welchem vor 113 Jahren das Haupt des Priesters Johannes von Mecklenburg dem Gotte Radegast zu Rethra geopfert war, — überfiel eine feindliche Wendenschar das Kloster Doberan. Sämtliche Mönche, dazu andere Insassen, im ganzen 78 Personen, fanden ein gewaltsames Ende, und die Gebäude wurden ausgeplündert und verwüstet. Dieser Vorfall trug sich in Zusammenhang mit einem Kriegszuge zu, als dessen Teilnehmer Circipaner und andere Liutizen, also wiederum Unterthanen Kasimirs von Pommern, genannt werden. Aber nicht gegen Heinrich Burwy, den Schwiegersohn und Freund des Sachsenherzogs, zogen sie zu Felde, sondern gegen dessen Vetter Nikolaus, in welchem wir einen Feind Heinrichs und einen Anhänger des Kaisers vermuten dürfen. Derselbe wurde, als er sich ihnen nach der Zerstörung des Klosters entgegenstellte, besiegt (11 Decbr.) und rettete sich fliehend nach der Burg Rostock. Die Annahme liegt nahe und findet in späteren Ereignissen ihre Bestätigung, daß es sich zwischen den beiden Vettern um dynastische Streitigkeiten handelte, welche durch die politischen Gegensätze der Zeit verschärft wurden. Als das Ansehen Heinrichs des Löwen, an welchem Heinrich Burwy einen starken Rückhalt hatte, durch das von Reichs wegen gegen ihn eröffnete Gerichtsverfahren ins Wanken zu geraten begann, wird Nikolaus seinem Verwandten entgegengetreten sein, aber dadurch den Angriff jener Scharen auf sich gezogen haben, welche den dem Kaiser befreundeten Wendenfürsten als Feind behandelten. Wenn die Daten richtig überliefert sind, müssen es zwei verschiedene Wendenheere gewesen sein, welche gleichzeitig die Gegend von Jüterbog und das Obotritenland zum Ziele ihres Angriffes machten.

Der Vorgang gewährt einen Einblick in die Leiden, welchen die junge christliche Kirche im Wendenlande durch eine Wiedererstarkung des Heidentums damals ausgesetzt war. Freilich dürfen wir auf den Umstand, daß wendische Kriegsmannschaften gegen Klöster und Geistliche wüteten, nicht ein zu einseitiges Gewicht legen, da derartiges in jenen Jahren auch von anderen Heeren zuweilen verübt wurde; die verwilderten Horden des Erzbischofs von Köln z. B., welche 1179 in Westfalen Gotteshäuser verbrannten und in schändlicher Weise den Klerus mißhandelten, standen in dieser Beziehung den Wenden kaum nach. Aber die Liutizen Kasimirs, allen voran die Circipaner, waren im Grunde noch Heiden, welche erst vor kurzem von Berno die Taufe empfangen hatten. Wenn diese in wiederholten Plünderungszügen gegen christliche Städte, Klöster und

Kirchen losgelassen wurden, so konnte nicht ausbleiben, daß die noch vorhandenenen christenfeindlichen Elemente wieder die Oberhand gewannen. Die Zerstörung des Doberaner Klosters wird in den einheimischen Quellen, welche das Ereignis berichten, gradezu als ein Sieg der Heiden über das Christentum dargestellt. Leicht konnte auch innerhalb des Obotritenlandes, sowie die Verhältnisse damals lagen, Heinrich Burwy, welcher persönlich sich immer als Freund der Deutschen und als eifriger Crist gezeigt hat, dennoch als das Haupt derer erscheinen, welche religiösen und nationalen Haß gegen die Fremden auf ihre Fahne geschrieben hatten. Sieben Jahre vergingen, bis das der heidnischen Reaction zum Opfer gefallene Kloster wiederhergestellt wurde. Bei solchen Zuständen erscheint es begreiflich, daß Berno, welcher die Absicht hatte, in Bützow ein Nonnenkloster zu gründen, mit der Einrichtung desselben zwar begann, aber es, wie sein Nachfolger sagt, „wegen Einfalles der Wenden“ nicht zu vollenden vermochte.[7]) Dargun, welches unter dem Schutze Kasimirs stand, ging zwar nicht unter, hatte aber gewiß einen schweren Stand unter den verwilderten, heidnischen Circipanern.

Der Schaden, welchen die entfesselte Wildheit der Slaven für seine eignen Schöpfungen im Wendenlande mit sich brachte, erschien dem Herzog als das geringere Übel in Vergleich mit den Vorteilen, welche ihm im Kampfe mit seinen deutschen Gegnern die Hülfe der Liutizen verschaffte. Als nach Ablauf einer kurzen Waffenruhe (bis 27. Apr. 1180) die Feindseligkeiten wieder aufgenommen wurden, ließ Heinrich seine slavische Hülfsmannschaft zum zweiten Male in die Lausitz einrücken, wo sie in gewohnter Weise gegen die Einwohner und deren Habe wütete.[8])

Inzwischen war bereits über die Wendenländer ein neuer Oberherr gesetzt worden. Denn während der Herzog vom Kriegsglücke begünstigt wurde, bereitete sich schon in seinem Schicksale eine schlimme Wendung vor durch das Eingreifen des Kaisers, welcher seit dem Oktober 1178 wieder in Deutschsand weilte und gern den Klagen Gehör schenkte, die von den zahlreichen Widersachern des Welfen an seinem Hofe erhoben wurden. Der letztere wurde zur Verantwortung vorgeladen, stellte sich aber nicht auf dem Hoftage zu Magdeburg (Juni 1179), während seine Feinde sich dort in Menge einfanden und Dietrich von der Lausitz, noch mehr erbittert über den Wendeneinfall des vorigen Jahres, den Herzog des Hochverrates beschuldigte, indem er sich bereit erklärte, durch gerichtlichen Zweikampf seine Anklage zu erhärten. Da Heinrich auch einer zweiten und dritten Ladung keine Folge leistete, fand auf einem vierten Tage zu Würzburg (Januar 1180) mit feierlicher Verkündigung der Reichsacht und Absprechung alles Lehns und Eigens der Proceß gegen den Angeklagten seinen Abschluß. In Gelnhausen (im April) nahm sodann der Kaiser eine neue Verleihung des Herzogtums Sachsen vor, wobei die Absicht hervortrat, die Bedeutung desselben möglichst zu verringern. Nach Abtrennung der Kölner und Paderborner Diöcese, welche als Herzogtum Westfalen dem Erzbischof von Köln zufielen, wurde die Herzogsgewalt Heinrichs, soweit sie keine angemaßte gewesen war, an

Bernhard von Anhalt, einen der jüngeren Söhne Albrechts des Bären, verliehen. Dieser Fürst wurde somit für Mecklenburg und die benachbarten überelbischen Länder der rechtmäßige Nachfolger des Welfen. Da es aber zunächst darauf ankam, den bisher siegreichen Gegner aus seinen festen Positionen im Norden zu verdrängen, so mußte ein Reichskrieg gegen ihn geführt werden.

Mit der Aussicht des Geächteten für den bevorstehenden Entscheidungskampf stand es um so ungünstiger, da er der Obotriten und Liutizen, die ihm sonst auf seinen Wink zu gehorchen pflegten, keineswegs mehr sicher war. Denn bei den ersteren wirkte ihm Nicolaus mit seinem Anhange entgegen, und in Pommern war nur Kasimir sein Freund, nicht aber Bogislav, welcher, als 1180 sein Bruder starb, alleiniger Herr des ganzen Landes wurde und sich beeilte, dem Kaiser Tribut und Huldigung zu leisten. Vergeblich suchte auch der Herzog den Dänenkönig für sich zu gewinnen, welcher von dem mächtigen Bundesgenossen bisher im Slavenlande immer in Schatten gestellt war und sich daher durch das Mißgeschick desselben von einem Drucke befreit fühlte.[9])

Von den Elbgrafen war der Schweriner der einzige, welchem der Geächtete unbedingtes Vertrauen schenkte. Es ist glaublich, daß er ihm damals, um ihn fester an sich zu ketten, Boizenburg überließ, welches, wie kaum zu bezweifeln ist, nach dem Sturze des Welfen mit der Grafschaft Schwerin verbunden war.[10]) Als der Herzog im August, von seinen Vasallen umgeben, in Braunschweig weilte, überhäufte, wie Arnold von Lübeck in seiner Slavenchronik mitteilt, Gunzelin den jungen Adolf von Holstein, dem Heinrich schon von früher her zürnte, in Gegenwart des letzteren mit Vorwürfen und Verleumdungen, indem er ihn feindseliger Gesinnungen gegen alle diejenigen beschuldigte, welche dem Herzog ergeben seien. Der Auftritt endete damit, daß der Schauenburger sich bei seinen Freunden bitter über Gunzelins Intriguen beschwerte und in das Lager des Kaisers überging. Es muß dahin gestellt bleiben, wieviel von dieser Erzählung, welche den Schweriner Grafen in der Rolle eines Ränkeschmiedes und Verleumders erscheinen läßt, auf Rechnung der Vorliebe des Chronisten für Adolf zu setzen ist[11]).

Heinrich säumte nicht, sich das Land des Abgefallenen zu sichern, indem er sich der holsteinischen Burgen bemächtigte und sie mit seinen Getreuen besetzte. Auch Bernhard von Ratzeburg trennte sich von den Welfen. Mißtrauisch gemacht durch die Erfahrungen der letzten Monate, war der Herzog geneigt, den Anklagen Glauben zu schenken, welche gegen einen seiner tüchtigsten Mannen laut wurden. Auf die Aussage einiger seiner Vasallen sich stützend, beschuldigte er, als er das Weihnachtsfest in Lüneburg feierte, den Grafen des Verrates; derselbe habe, wofür offene Beweise vorlägen, mit anderen Ungetreuen eine Verschwörung angestiftet, mit der Absicht, ihn selbst nebst seiner Gattin in Ratzeburg beim Mahle zu überfallen. Ob diesen Anschuldigungen etwas Wahres zu Grunde lag, läßt sich nicht ermitteln. Bernhard,

welcher nicht imstande gewesen sein soll, sich genügend zu rechtfertigen, wurde nebst seinem ältesten Sohne Volrad verhaftet und mußte als Gefangener dem Herzog folgen. Erst als er selbst der Besatzung seiner Festung Ratzeburg, welche von dem herzoglichen Heere belagert wurde, den Befehl zur Übergabe erteilte, erlangte er die Freiheit wieder, worauf er mit den Seinigen nach Gadebusch zog. Da aber Heinrich wiederum Ursache zu haben glaubte, an der Treue Bernhards zu zweifeln, unternahm er einen zweiten Zug in die Grafschaft, welcher die Ausplünderung und Zerstörung des Schlosses Gadebusch zur Folge hatte. Der Ratzeburger, welchem es gelang, seine Person in Sicherheit zu bringen, räumte dem Gegner sein Land und begab sich zum neuen Sachsenherzog Bernhard und in Begleitung desselben zum Kaiser. Unter denjenigen, welche ungefähr um diese Zeit von dem Welfen sich abwandten, war auch Heinrich, der Sohn und Nachfolger Volrads, des ersten Grafen von Dannenberg[12]).

Auf seine Burgen im Norden der Elbe gründete Heinrich, als 1181 das kaiserliche Heer sich wieder gegen ihn in Bewegung setzte, die letzte Hoffnung[13]). Dieselbe wurde aber schon dadurch herabgestimmt, daß es den Anhängern Volrads gelang, das Ratzeburger Schloß wieder zu besetzen. Als nun der Kaiser nach Überschreitung der Elbe gegen Lübeck anrückte, um sich dieses Hauptwaffenplatzes der Feinde zu bemächtigen, leistete ihm Bogislav von Pommern, wahrscheinlich auch der Obotritenfürst Nicolaus, Zuzug. Waldemar, in dessen Begleitung sich Jaromar von Rügen befand, erschien mit seiner Flotte und belagerte die Stadt von der Seeseite. Auch die Slaven nahmen an den Seeoperationen teil, indem sie bei Travemünde einen im Wasser stehenden Turm niederbrannten, welchen Heinrich der Löwe errichtet hatte, um das Einlaufen von Piraten zu verhindern[14]). Da die der Belagerung überdrüssige Bürgerschaft durch Gesandte, welchen der Kaiser freies Geleite gewährt hatte, bei Heinrich anfragen ließ, ob auf Entsatz zu hoffen sei, so begab sich Gunzelin, um im Auftrage seines Herrn die Antwort zu erteilen, in die Stadt. Im Namen des Herzogs, welcher keine Hülfe zu bringen vermochte und ferneren Widerstand für zwecklos hielt, erteilte er hier der welfischen Besatzung den Befehl, die Thore zu öffnen, nachdem der Kaiser den Bürgern alle ihre Privilegien bestätigt und damit zu der späteren reichsfreien Stellung der Stadt den Grnnd gelegt hatte.

Zum Verdrusse der Askanier nicht minder als zur Enttäuschung Waldemars, welcher als Lohn für die geleistete Heeresfolge endlich die längst ersehnte Belehnung mit Pommern zu erlangen hoffte, wurde Bogislav selbst vom Kaiser als Herzog mit seinem Lande beliehen, und zwar unter Überreichung einer Fahne mit dem Reichsadler, einer für die Erhebung in den Reichsfürstenstand üblichen Form[15]). Die vollen Konsequenzen, als habe der Kaiser damit auch die markgräflichen Rechte über das Liutizenland, welche für Circipanien und die von Heinrich dem Löwen gewonnenen vorpommerschen Bezirke auf den neuen Sachsenherzog übergegangen waren, in aller Form beseitigen wollen, brauchen indessen aus jener Maßregel wohl nicht gezogen zu werden. Immerhin bedeutete sie

eine Begünstigung Bogislavs auf Kosten der Askanier, besonders der Brandenburger; das durch die letzten Vorgänge schon allzusehr begünstigte Fürstengeschlecht sollte durch die Befestigung seines Einflusses in Pommern nicht noch höher steigen. Es ist zwar die Vermutung ausgesprochen worden, daß auch Nicolaus damals zu einer reichsfürstlichen Stellung erhoben worden sei, doch ohne daß sich dies durch die Thatsachen begründen läßt, welche nur erkennen lassen, daß er ein Vasall Bernhards wurde. Wahrscheinlich ist es aber, daß er bei dem für ihn vorteilhaften Umschwung der politischen Verhältnisse in seiner Rivalität mit Burwy die Oberhand erlangte und als rechtmäßiger Obotritenfürst anerkannt wurde.

Gunzelin harrte bis zuletzt an der Seite des Herzogs in der Festung Stade aus, wohin sich derselbe, als das kaiserliche Heer sich der Elbe näherte, der größeren Sicherheit wegen begeben hatte. Eine angestrengte Thätigkeit entfaltete hier der Graf bei der Befestigung des Platzes. Die hohen Türme des außerhalb der Umwallung gelegenen Münsters war er verwegen genug, niederbrennen zu lassen, was ihm von Arnold als Religionsfrevel vorgeworfen wird. Es waren die letzten Dienste, welche Gunzelin seinem Lehnsherren zu leisten vermochte. Denn Heinrich, welchem wohl nur noch daran lag, möglichst günstige Bedingungen vom Kaiser zu erhalten, unterwarf sich auf dem Reichstage zu Erfurt (Novemb.). Gegen Aufhebung der Reichsacht und gegen Zurückerstattung seiner Erbländer verpflichtete er sich eidlich, das Reich zu verlassen und ohne Erlaubnis des Kaisers nicht wieder zu betreten. Adolf von Holstein und Bernhard von Ratzeburg wurden in ihre Burgen und Länder wieder eingesetzt. Gunzelin, den wir in ungestörtem Besitz seiner Grafschaft sehen, erlangte die Gnade des Herrschers wieder; für seine lüneburgischen Güter blieb übrigens sein Lehnsverhältnis zu dem abgesetzten Herzog von Bestand. Berno ließ sich die von Heinrich dem Löwen der Schweriner Kirche geschenkten Güter bestätigen (2. Decbr.)[16].

Im Juli 1182 verließ Heinrich der Löwe den Schauplatz seiner Thaten und reiste an den Hof seines Schwiegervaters, des Königs von England. Der Sturz des in Sachsen gefürchteten und den Dänen überlegenen Herrschers gab nicht nur den deutschen Norden einer grenzenlosen Verwirrung preis, aus welcher sich erst allmählich eine neue, von der Selbständigkeit der einzelnen Territorialherren getragene Ordnung der Dinge entfaltete, sondern hatte auch für die rechtselbischen Länder eine Periode der Fremdherrschaft zur Folge. Seine neuen Schöpfungen im Norden sind aber nicht mit ihm untergegangen. Mit der Einfügung der Wendenländer in den deutschen Staatsverband und deren Christianisierung sowie mit der bis Schwerin gediehenen Germanisierung, in welcher endgültig Halt zu machen schwerlich in seiner Absicht lag, hat er weit Dauerhafteres und Nützlicheres geleistet als der Kaiser trotz aller Kraftaufwendung mit seinen italienischen Heerfahrten zu erreichen vermochte.

Bernhard von Ratzeburg und Gunzelin von Schwerin im Kampfe mit dem neuen Sachsenherzog.

Vergeblich versuchte der Askanier Bernhard, der Besitzer einer kleinen Grafschaft, mit seinen geringen Mitteln eine Stellung zu erringen, welche derjenigen seines großen Vorgängers auch nur annähernd geglichen hätte. Auch fehlte es dem persönlich tapferen und biederen Manne an der für den größeren Wirkungskreis erforderlichen Umsicht und Selbstständigkeit, um seiner herzoglichen Gewalt in ihrem zwar stark beschnittenen, aber immerhin noch beträchtlichen Umfange hinreichende Beachtung zu verschaffen und sich bei den vielen einzelnen Machthabern in Respekt zu setzen. Seine Situation wurde überdies wesentlich dadurch erschwert, daß der Kaiser, um seine eigene Autorität im Norden mehr in den Vordergrund treten zu lassen, bei Konflikten, in die der Herzog geriet, sich keineswegs mit Entschiedenheit seiner annahm. Es darf daher nicht Wunder nehmen, daß den Zeitgenossen die Periode Heinrichs des Löwen als eine Zeit der Ruhe und Ordnung erschien in Vergleich mit der Anarchie, welche infolge der großen politischen Umwälzung in Sachsen sich einstellte. „In jenen Tagen war kein König in Israel; jeder that, was in seinen Augen Recht schien. Herzog Heinrich hatte ganz allein im Lande die Vorherrschaft geübt, er hatte tiefen Frieden geschaffen. — Nach seiner Verbannung dagegen herrschte jeder auf eigne Faust nach Tyrannenart, gegenseitig verübte und litt man Gewalt.“ Auch in den nordelbischen Gebieten, welche Arnold mit diesen Worten zunächst im Sinne hat, waren die Großen wenig geneigt, sich einem Manne unterzuordnen, welcher lediglich auf Grund eines kaiserlichen Machtspruches Herrschaftsrechte über sie ausüben wollte.

Aber grade auf diesen Teil seines Herzogtums, wo die deutschen Grafen den ursprünglichen Charakter als Beamte noch am meisten festgehalten hatten, und wo ihm als dem Rechtsnachfolger des Welfen die Landschaft Sadelband zu unmittelbarer Verfügung stand, richtete Bernhard, um für seine neue Würde eine reelle Grundlage zu gewinnen, in erster Linie sein Augenmerk. In der That war nicht nur Bernhard von Ratzeburg, sondern auch des vorigen Herzogs eifrigster Kampfgenosse, Gunzelin von Schwerin, zunächst bereit, sich dem neuen Herrn unterzuordnen. Als daher Bernhard, von seinem Bruder Otto begleitet und in seinem Auftreten die Würde des Sachsenherzogs kundgebend, in Artelenburg erschien, fanden sich jene beiden, um ihre Lehne zu empfangen und Treue und Mannschaft zu leisten, zugleich mit Heinrich von Dannenberg dort ein. Als einen besonderen Erfolg konnte er sich dies aber nicht anrechnen, da Adolf, der größte seiner Vasallen, welcher ihm an thatsächlicher Macht fast überlegen war, vergeblich dort erwartet wurde. Das verschiedene Verhalten der Elbgrafen in dieser Angelegenheit entsprach übrigens den Zwistigkeiten, die zwischen ihnen selbst obwalteten. Gunzelin war, wie wir wissen, dem Schauenburger aufs äußerste verhaßt; aber auch Graf Bernhard war jetzt ein Gegner

des mächtigeren Nachbaren, wie daraus hervorgeht, daß vertriebene holsteinische Edelleute Zuflucht bei ihm in Ratzeburg fanden.

Bald indessen entfremdete sich der Herzog durch Maßregeln, die er zur Unterjochung des Landes traf, auch solche, welche sich anfangs freundschaftlich zu ihm gestellt hatten. Allgemeine Mißstimmung riefen die „Neuerungen“ hervor, mit welchen er, um seine Einkünfte zu vermehren, die Markenbewohner bedrückte. Nicht nur den Holsteiner versuchte er um Rechte und Besitzungen zu bringen, auf die er selbst Ansprüche zu haben glaubte, sondern auch den Grafen von Schwerin und Ratzeburg wollte er einen Teil ihrer Lehne entziehen. Da sie also für ihre Ergebenheit keinen Lohn ernteten, so ergriffen sie Partei gegen ihren Lehnsherren und wurden auf diese Weise mit Adolf wieder zusammengeführt. Da Boizenburg, damals die einzige Festung am rechten Elbufer oberhalb Hamburgs, sich nicht in seinen Händen befand, so hatte der Herzog im Sadelband auf einer Anhöhe an der nördlichen Seite des Flusses das Schloß Lauenburg erbaut und dazu die Steine der im letzten Kriege verbrannten Artelenburg verwendet. Gegen die neue Zwingburg, welcher in den das Wendenland berührenden Kämpfen eine hervorragende Rolle beschieden war, richteten die drei verbündeten Grafen ihren Angriff. In wenigen Tagen wurde die Festung durch Anwendung von Belagerungsmaschinen zu Fall gebracht und dem Erdboden gleich gemacht. Der Herzog, zu schwach, um selbst Vergeltung zu üben, erhob gegen die ungehorsamen Vasallen Klage an dem Hofe des Kaisers. Der Herrscher, welcher noch kurz vorher die Lübecker gegen Ansprüche Bernhards in Schutz genommen hatte, fällte diesmal — wahrscheinlich auf dem Hoftage zu Merseburg (Dezember 1182) in Gegenwart Gunzelins und der anderen am Streite beteiligten Personen — einen Spruch, welcher dem Gekränkten einige Genugthuung gewährte. Den Angeklagten wurde auferlegt, die zerstörte Lauenburg wieder aufzubauen und ein Sühngeld zu zahlen. Für Bernhard und Gunzelin wurde es auf 300, für Adolf auf 700 Mark festgesetzt. Doch mußte Herzog Bernhard ihnen Verzeihung gewähren und auch in Bezug auf Gebietsstreitigkeiten nachgeben.

Schon bevor diese Aussöhnung erfolgte, hatten die Verbündeten einen anderen Friedensbruch verübt. Wie sie, um Bernhards Joch völlig abzuschütteln, gegen alle diejenigen feindlich auftraten, welche ihnen in ihren Ländern als Freunde des Askaniers bekannt waren, so suchten sie auch bei den mecklenburgischen Slaven ihrer Partei zum Siege zu verhelfen. War hier der Sturz Heinrichs des Löwen dem Fürsten Nicolaus zugute gekommen, so daß ihm anscheinend auf einige Zeit die alleinige Herrschaft im Lande zufiel, so wurden dadurch, daß Bernhard seiner Stellung so wenig gewachsen war, für Heinrich Burwy die Aussichten wieder günstiger. Nach der Eroberung Lauenburgs rückten die drei Grafen heimlich ins Obotritenland ein und gelangten auf verborgenen Pfaden unbemerkt nach Ilow, verjagten die dort anwesende Witwe Wertislavs und nahmen die Besatzung gefangen, worauf die Festung, welche nun schon zum dritten

Male (seit 1160) der Zerstörung anheim fiel, ein Raub der Flammen wurde. Bei dieser Gelegenheit mag sich Adolf des Landes Dassow (mit Klütz) bemächtigt haben, welches zum Reiche Niclots gehört hatte und auch wohl 1167 an Pribislav zurückgegeben wurde, während andrerseits feststeht, daß es später vorübergehend mit Holstein verbunden war. Nachdem die Verbündeten alles Land in der Runde verheert hatten, eilten sie mit ihrer Beute der Heimat zu. Der Handstreich hatte die beabsichtigte Wirkung: Heinrich Burwy wurde alleiniger Herr der Obotriten und Kessiner; sowohl Mecklenburg als auch Rostock, welches an Stelle von Kessin fürstliche Hauptburg geworden war, brachte er in seine Gewalt. Nicolaus aber mußte fliehend das Land verlassen und suchte Schutz bei Herzog Bernhard.[17])

Hatte derselbe demnach den weltlichen Großen Nordelbingiens gegenüber einen schweren Stand, so war er noch weniger glücklich in seinen Bemühungen, die Herrschaft seines Vorgängers über die Kirche festzuhalten. Das Investiturrecht des Herzogs über die Hamburger Suffragane war zwar, soweit bekannt ist, bei der Absetzung des Welfen nicht zur Sprache gekommen und hatte somit stillschweigend Anerkennung gefunden. Den Forderungen, welche in dieser Beziehung Bernhard erheben durfte, mußte aber schon die ganze, auf Wiederherstellung der bischöflichen Gewalten in Norddeutschland gerichtete Tendenz entgegenwirken, wie sie in einigen zu Gelnhausen gefaßten Beschlüssen zu Tage trat. Ließ sich doch selbst Siegfried durch seine brüderlichen Verpflichtungen nicht davon zurückhalten, auf Grund jener Bestimmungen seine Kirche der bisherigen Abhängigkeit vom Sachsenherzog zu entziehen. Gewiß gingen die Ansichten der beiden Brüder auch in Bezug auf das herzogliche Investiturrecht in den Wendenbistümern auseinander, welches von der Bremer Kirche ebenso sehr wie von den unmittelbar Beteiligten als eine Erniedrigung empfunden wurde. Bei der ersten Gelegenheit, welche sich zur Ausübung desselben bot, stieß Bernhard auf Widerstand. Isfried hatte, nachdem er trotz der Intriguen der Gegenpartei auf den bischöflichen Stuhl von Ratzeburg gelangt war (1180), zunächst allerlei Belästigungen vom Dompropste Otto zu erdulden, von dessen welfenfeindlicher Gesinnung auch das Domherrnkollegium beeinflußt wurde. Ebenso ließ Bernhard von Ratzeburg, als er nach dem Siege des kaiserlichen Heeres in seine Grafschaft zurückgekehrt war, seinen Zorn an dem Bischof aus, weil derselbe der Partei seines alten Gönners, von dem er noch seine Belehnung empfangen hatte, treu blieb. Die größten Unannehmlichkeiten zog er sich aber infolge dieser Gesinnung vonseiten des neuen Herzogs zu, welcher die abermalige Ablegung des Mannschaftseides von ihm forderte, wohl mit der Begründung, daß die von einem Geächteten erteilte Investitur ungültig sei. Isfried erklärte jedoch, er sei gerne bereit, dem Herzog zu dienen, wenn seine Kirche Frieden und Vorteil von seiner Herrschaft habe; aber es sei nicht nötig, daß ein Bischof zweimal den Eid leiste. Obwohl nun jener sich durch Zwangsmaßregeln Gehorsam verschaffen wollte, drang doch der Bischof mit seiner Weigerung

durch, wobei es ihm zustatten kam, daß der Graf mit dem ihm anfangs befreundeten Herzog in die oben erwähnte Fehde geriet.

Welchen Standpunkt Kaiser Friedrich selbst jetzt in der Investiturfrage einnahm, offenbarte sich, als nach dem Tode des Bischofs Heinrich von Lübeck (29. Novb. 1182) das Kapitel sich mit Umgehung Bernhards direkt an den Herrn des Reiches wendete, welcher darauf seinen Kaplan Konrad zum Bischof ernannte und ihn bei Eger (Mai 1183) investierte; derselben Ehre wurde, nachdem Konrad freiwillig zurückgetreten war, dessen Nachfolger Dietrich teilhaftig (1186).

Für die Schweriner Diöcese, wo in der Person des Bischofs kein Wechsel stattfand, gewann zwar die Investiturangelegenheit keine praktische Bedeutung. Die Vorgänge in den beiden Nachbardiöcesen lassen aber über die staatsrechtliche Stellung, welche jetzt Berno einnahm, keinen Zweifel zu. Derselben war es auch angemessen, daß er 1183 einen kaiserlichen Hoftag in Altenburg besuchte. Die drei Wendenbischöfe galten, wenigstens unter den Kaisern aus hohenstaufischem Geschlechte, bis sie 1214 mit Zustimmung des Reiches unter Dänemark kamen, als unmittelbare Fürsten, wurden aber in diesem Verhältnisse durch die Wirren des Bürgerkrieges und die dänische Eroberung thatsächlich schon früher wieder beeinträchtigt.[18])

Von weiteren Versuchen des Askaniers Bernhard, sein Ansehen im Norden zu ernstlicher Geltung zu bringen, hören wir nicht. Der Merseburger Vertrag brachte den Streit über die herzogliche Gewalt in den Grafschaften auf mehrere Jahre zum Stillstand. Außerstande, das unruhige Land im Zaume zu halten, mußte der Herzog, welcher Lauenburg in seiner Hand behielt, an diesem geringen Erfolge sich genügen lassen.

Gunzelin, welcher seit Beendigung der Grafenfehde gänzlich vom Schauplatze verschwindet, scheint bald nachher sein thatenreiches Leben beschlossen zu haben.[19]) Mit Ausnahme der letzten Jahre, in welchen die Verhältnisse ihn nötigten, auf eigne Hand Politik zu treiben, war seine ganz von den Aufgaben des Krieges und der Verwaltung ausgefüllte Thätigkeit dem Dienste des großen Sachsenherzogs gewidmet, als dessen rechte Hand bei allen seinen Unternehmungen im Norden, besonders aber bei der Bezwingung der Slaven, wir ihn bezeichnen dürfen, wie er ihm auch in Schroffheit des Auftretens ähnlich war. Helmold ist voll des Lobes über den tapferen Grafen, und auch der dänische Geschichtschreiber kann ihm seine Anerkennung nicht versagen, indem er seine Fähigkeiten rühmt und das Vertrauen hervorhebt, dessen er sich bei Heinrich dem Löwen erfreute.[20]) Andrerseits fehlte es nicht an üblen Nachreden aus dem Lager der Gegenpartei. Ein merkwürdiges Zeugnis davon ist uns aufbewahrt in der von einem neumünsterschen Geistlichen um 1190 aufgezeichneten Vision eines einfachen holsteinischen Landmannes. Dieser wollte in seinen Fieberphantasieen die Seelen kürzlich Verstorbener erblickt haben, wie sie teils im höllischen Feuer schmachteten, teils die Freude der Seligen genossen. Gunzelin gehörte zu denjenigen, welche, nachdem sie von der ersten Marter

hatten ausruhen dürfen, in raffinierter Weise zum zweiten Male vorgefordert wurden, um an Fuß, Arm und Schenkel mit Feuer gezwickt zu werden. Bestattet wurde der Graf im Schweriner Dom, und zwar in der Kapelle hinter dem großen Altar, welche auch seinen Nachkommen als Begräbnisstätte diente. Wenn die Annahme richtig ist, daß der Dom bis zu seinem Umbau im späteren Mittelalter sich nicht so weit nach Osten erstreckte wie jetzt, so muß eine Verlegung der h. Blutskapelle von ihrer ursprünglichen an die heutige Stelle stattgefunden haben.[21]) Von der Gattin des ersten Schweriner Grafen, welcher sich bald nach 1150 vermählte, ist nur der Name (Oda), und auch dieser nicht mit völliger Sicherheit, ermittelt worden. Von den Söhnen, welche Gunzelin hinterließ, treten Helmold, Gunzelin II. und der nachmals so berühmt gewordene Heinrich nach einander als Hauptinhaber der Grafschaft hervor; zwei andere Söhne, Hermann und Friedrich, gehörten dem geistlichen Stande an.

Wie Bernhard von Ratzeburg, um dem Herzog Widerstand zu leisten, Anlehnung an seinen holsteinischen Nachbar suchte, so finden wir ihn auch in einem Streite, in welchen er mit Lübeck geriet, an seiner Seite. Da nämlich Adolf, den der Kaiser 1181 mit einem Teile der herzoglichen Einkünfte aus der Stadt belehnt hatte, bei der Erhebung eines von ihm beanspruchten Zolles auf Widerstand stieß, so machte er den Bürgern in Gemeinschaft mit dem Ratzeburger Grafen alle Nutzungsbefugnisse streitig, welche der Stadt ehemals auf Veranlassung Heinrichs des Löwen an Flüssen, Weiden und Wäldern in den benachbarten Gebieten überlassen waren. Nach wiederholten vergeblichen Versuchen, den Streit zu schlichten, brachte Kaiser Friedrich endlich durch seine Vermittelung einen Vergleich zustande, in welchem die Bürger gegen Zahlung einer Geldsumme an den Holsteiner in allen Punkten zufrieden gestellt wurden.

Aus dem kaiserlichen Privilegium, welches darauf der Stadt verliehen wurde (Leisnig, 19. Septb. 1188) heben wir die für unsere Landesgeschichte beachtenswerten Bestimmungen hervor. In den Waldungen der Länder Dassow und Klütz, welche damals ebenso wie das gegenüberliegende Ufer der Trave unter holsteinischer Herrschaft standen, wurde den Bürgern nach vorangegangener Verzichtleistung Adolfs die Befugnis zuerkannt, das ihnen für den Bau ihrer Schiffe und Häuser sowie zur Feuerung nötige Holz zu fällen. Es wird sich hier um die Wiederherstellung eines Rechtes handeln, welches die Lübecker ehemals von Heinrich dem Löwen im Obotritenlande erworben hatten. Für die durch Resignation Bernhards zugestandenen Nutzungsrechte wurde der Stadt ein Gebiet eingeräumt, welches sich im Süden bis zum Ratzeburger See, diesen mit eingeschlossen, erstreckte und im Westen von der Stecknitz und dem Möllner See, im Osten von der Stepnitz und Radegast begrenzt wurde. Es begriff also auch das Land Boitin in sich, welches doch garnicht mehr zu der Grafschaft gehörte, sondern der Ratzeburger Kirche geschenkt war. Daß dennoch nur der Graf und nicht auch der Bischof seine Einwilligung erteilte, ist aus der dem ersteren

vorbehaltenen Vogtei oder daraus zu erklären, daß die erwähnten Rechte, schon bevor ein Stiftsland existierte, der Stadt überlassen waren.

Ferner ist noch einer in der Urkunde enthaltenen Verfügung zu gedenken, durch welche ein Teil der Trave, soweit deren Wasser beim höchsten Wasserstande reiche, dem Weichbilde Lübecks einverleibt wurde. Die hierauf bezüglichen Worte sind verschiedener Auslegung fähig und lassen insbesondere keineswegs klar erkennen, auf welche Strecke sie zu beziehen sind, ob nur auf den schon damals von städtischem Gebiete umgebenen Wasserlauf von Lübeck bis Schlutup oder auch auf den Flußabschnitt zwischen Schlutup und der Mündung, welcher von holsteinischem und Ratzeburger Territorium umschlossen war. Später erhob sich zwischen Lübeck und Mecklenburg, welche an die Stelle von Holstein als Uferstaaten an der unteren Trave getreten waren, hinsichtlich der Landeshoheit über die letztere und deren Nebengewässer Differenzen, welche, Jahrhunderte hindurch sich fortsetzend, mehrfach Processe vor dem Reichskammergerichte veranlaßten und neuerdings durch die Frage, wem es zustehe, Verordnungen über die Fischerei auf jenen Gewässern zu erlassen, wieder größere Bedeutung gewannen. Eine für beide Teile verbindliche schiedsrichterliche Entscheidung, welche am 21. Juni 1890 durch das Reichsgericht erfolgte, stellte sich auf die Seite Lübecks und stützte sich dabei zum Teil auf die Urkunde von 1180. Jene die Trave betreffende Bestimmung wurde aus Wahrscheinlichkeitsgründen dahin interpretiert, daß der Kaiser auf Grund der ihm zustehenden Herrschaft über die öffentlichen Straßen und Ströme des Reiches den Lübeckern über die untere Trave von der Stadt bis zur Mündung, folglich auch über die als Ausbuchtungen derselben anzusehenden Gewässer (Pötnitzer Wyk und Dassower See) das Hoheitsrecht verliehen habe.[22])

Unterwerfung des Obotritenlandes durch König Knut.

Erste Landesteilung.

Wie sich Herzog Bernhard ohne Erfolg abmühte, den nach Selbstständigkeit strebenden Grafen und Bischöfen der Ostseeländer seinen Willen aufzuzwingen, so vermochte er es auch nicht, die mecklenburgischen Slaven, nachdem sie sich seinem Einflusse entzogen hatten, zum Gehorsam zurückzubringen. Vielmehr mußte er es geschehen lassen, daß sie ebenso wie die von seinem Vorgänger unterworfenen Liutizen in Vorpommern dem deutschen Reiche entfremdet wurden und unter dänische Herrschaft gerieten.

Den größten Vorteil vom Sturze des Welfen hatte Dänemark, welches unter Waldemars und Absalons Führung einen glänzenden Aufschwung genommen hatte und jetzt dem zersplitterten und einer einheitlichen Leitung

entbehrenden Nordosten Deutschlands mit der Überlegenheit eines geschlossenen Staatswesens gegenübertrat. Auf zahlreichen Feldzügen hatte Waldemar versucht, bald als Verbündeter, bald als offener oder versteckter Feind des Sachsenherzogs sich an der Peene und Oder auf die Dauer Eingang zu verschaffen, war aber immer wieder durch die Waffen oder Intriguen seines Rivalen übervorteilt worden; und kaum befreit von dieser lästigen Nachbarschaft hatte er in dem befreundeten deutschen Reiche, da Bogislav ein Schützling des Kaisers wurde, ein neues Hindernis für seine Absichten gefunden. Als aber Knut II., ein kluger und energischer Herrscher nach Absalons Sinn, nach dem Tode des Vaters (2. Mai 1182) den Thron bestieg, begann er alsbald, die Auflösung, welcher das gefürchtete Herzogtum Sachsen jetzt entgegenging, für sich auszubeuten. Angeblich erzürnt über die Verbannung seines welfischen Schwiegervaters, verweigerte er die vom Kaiser geforderte Lehnspflicht, welche seit der Huldigung des Königs Niels (1131) ununterbrochen auf Dänemark gelastet hatte, und schickte seine mit Friedrich von Schwaben verlobte Schwester, in beleidigender Absicht mit ganz ärmlicher Aussteuer versehen, nach Deutschland. Von der Insel Rügen aus, welche durch den Sturz Heinrichs des Löwen ein unangefochtener Besitz Dänemarks geworden war, unternahm er es, die eines wirksamen Schutzes beraubten und überdies durch innere Zwietracht geschwächten Slaven des Festlandes zu unterwerfen.

Nachdem der Obotritenfürst Nicolaus unter der Beihülfe der aufständischen Grafen von Heinrich Burwy aus dem Lande gejagt war, suchte er, um die verlorene Herrschaft wieder zu gewinnen, zunächst Schutz bei Herzog Bernhard, seinem Lehnsherrn. Der schwache Fürst war aber wohl nicht imstande, den Flüchtling genügend zu unterstützen, und wies ihn daher an seinen Bruder, den Markgrafen Otto. Dieser gewährte dem Vertriebenen Zuflucht und räumte ihm die Festung Havelberg ein, von wo Nicolaus wiederholt Plünderungszüge in das Slavenland unternahm. Eine größere Bedeutung gewann die mecklenburgische Fehde, als die hadernden Fürsten auch in die Wirren der östlichen Nachbargebiete verwickelt wurden. Hier standen der vom Kaiser begünstigte Bogislav und der dänische Vasall Jaromar, der neue Fürst von Rügen, gegen einander in Waffen. Beide Teile befanden sich in Einverständnis mit ihren Lehnsherren, wobei sich aber ein wichtiger Unterschied bemerkbar machte. Der Kaiser, dessen Aufgabe es gewesen wäre, nach Beseitigung der starken Herzogsgewalt den Schutz des Nordens selbst in die Hand zu nehmen, begnügte sich, den von ihm emporgehobenen Pommernherzog in seiner Feindschaft gegen Jaromar und Knut zu bestärken. Der Fürst von Rügen hatte hingegen eine wirkliche Stütze an dem König, welcher es bei seinen Eroberungsplänen zunächst auf Pommern abgesehen hatte; fühlte man sich doch in Dänemark dadurch beleidigt, daß bei der Zusammenkunft vor Lübeck dem König Waldemar die Belehnung mit jenem Lande vorenthalten war. Mit Freuden ergriff daher Knut die Gelegenheit zur Einmischung, indem er zunächst das Schiedsrichteramt über beide Parteien übernahm und als er damit nur bei Jaromar Erfolg hatte, sich zum Kriege gegen Pommern

bereit hielt. Mit dieser Rügen-pommerschen Fehde war nun der obotritische Streit in der Weise verflochten, daß Nicolaus, obwohl wir nach den früheren Ereignissen erwarten müßten, ihn auf der entgegengesetzten Seite zu finden, mit dem Fürsten von Rügen verbündet war, während Burwy, der Schwiegersohn des Welfen, dem soeben erst die Feinde des Kaisers zur Herrschaft verholfen hatten, mit dessen Schutzbefohlenem Bogislav zusammenhielt.

Unsere Quellen sagen uns nicht, welche Vorgänge für diese Verbindungen den Anlaß boten und von welcher Seite die Einmischung in die Zwistigkeiten des Nachbarlandes ausging. Es ist möglich, daß Nicolaus noch in Havelberg weilte, also mit Wissen und Willen des Markgrafen handelte, als er, statt mit seinem Streifzuge auf das Obotritenland sich zu beschränken, im Bunde mit Jaromar auch gegen Bogislav seine Waffen richtete; bei den östlichen Slaven die Vorherrschaft zu gewinnen, war eine dem Hause des Brandenburgers vorgezeichnete Aufgabe. Bei dem freundschaftlichen Einvernehmen, welches wir zwischen den askanischen Fürsten und dem Kaiser für jene Zeit voraussetzen müssen, halten wir es indessen für wahrscheinlicher, daß auch in der mecklenburgischen Angelegenheit Knut seine Hand im Spiele hatte und daß hierin die Ursache für jene Parteigruppierung zu erblicken ist, indem der Fürst von Rügen auf Antrieb seines Lehnsherren dem vertriebenen Fürsten gegen den augenblicklich herrschenden seine Hülfe lieh. Die näheren Beziehungen zur welfischen Partei pflegten weder für Knut noch für seinen Nachfolger ein Hindernis zu sein, den Anhängern derselben entgegenzutreten, sobald der eigne Vorteil in Frage kam.

Im Verlaufe des mit vielem Blutvergießen verknüpften Verwandtenkrieges — auch Bogislav und Jaromar waren einander blutsverwandt — erhielt die Partei, zu welcher Nicolaus gehörte, dadurch eine bedeutende Verstärkung, daß Dänemark selbst in den Kampf eintrat und zum Schutze seines Vasallen die Waffen ergriff. Bogislav gedachte nämlich gegen Rügen einen Hauptschlag zu führen und rüstete daher eine Flotte von 500 Schiffen aus, zur Freude des Kaisers, den er von seinem Vorhaben durch Gesandte benachrichtigte; auch waren die westlichen Wenden bereit, unter Burwy den Pommern zu Hülfe zu kommen. Nachdem Jaromar die Dänen von der ihm drohenden Gefahr in Kenntnis gesetzt hatte, erschien Absalon mit einer eilig zusammengerafften Flotte an der Insel Hiddensee, wo sich die Einfahrt — damals die einzige — in die Gewässer zwischen Rügen und dem Festlande befand. Bogislav lag bei der Insel Kos (in der Nähe von Greifswald), die Ankunft seiner Verbündeten erwartend. So kam es am Pfingstfesttag (20. Mai) 1184 zu einer großen Seeschlacht im Bodden. Als Absalon mit seinen Schiffen sich näherte, glaubten die Pommern anfangs, da ein dichter Nebel die Aussicht erschwerte, Burwy komme, sich mit ihnen zu vereinigen; denn sie hielten es nicht für möglich, daß die Dänen in so kurzer Zeit zum Schutze Rügens hätten herbeieilen können. Durch den plötzlichen Angriff in Bestürzung versetzt, erlitten sie durch Absalon und Jaromar eine vollständige Niederlage, zu derselben Zeit, in welcher der Kaiser in Mainz ein

glänzendes Fest feierte. Die ganze Flotte Bogislavs, aus unbekannten Ursachen von den Obotriten im Stiche gelassen, wurde eine Beute der Feinde. An diesem Tage konnten die Dänen sich rühmen, die slavische Piraterie, von der sie ehemals soviel zu leiden hatten, an der Wurzel getroffen zu haben. Vielleicht geschah es infolge dieses Sieges, daß das Land Tribsees von pommerscher unter dänische Botmäßigkeit gelangte und dem treuen Vasallen Jaromar, den wir fortan dort herrschen sehen, als ein Lehn von Knut übertragen wurde. So begann das Fürstentum Rügen, welches früher auf die Insel beschränkt war, über das Festland im Osten der Recknitz, in unmittelbarer Nachbarschaft des Obotritenlandes und in der Schweriner Diöcese, sich auszudehnen.[23])

Um ihre Eroberungen im Lande Bogislavs fortzusetzen, erschienen die Dänen, diesmal vom König selbst geführt, im Sommer abermals an der pommerschen Küste, wo sie am 1. Aug. vergeblich Wolgast angriffen; aber nach Eroberung zweier Kastelle an der Swinemündung hausten sie furchtbar in der Gegend von Usedom und Kammin. Im Spätherbst desselben Jahres kam Knut wieder und landete, um tiefer landeinwärts vorzudringen, in Strela. Mit zahlreichen Streitkräften, welche Jaromar gestellt hatte, durchzog er das nun befreundete Land Tribsees und drang sodann unter vielen Mühseligkeiten wie einst sein Vater Waldemar über die Sümpfe des Trebelmoores in Circipanien ein. Es wurde aber diesmal eine weiter nördlich gelegene Übergangsstelle gewählt, auf einem Wege, der das Heer in das Land Tribeden (um Gnoien) und nach Lubichinka, einer Hauptfestung desselben, führte. Es ist darunter Lübchin zu verstehen, wo noch 1238 eine Burg, mit deutschem Vogt und Kapellan, vorhanden war. Indessen giebt es in jener Gegend zwei Ortschaften dieses Namens, deren jede einen alten Burgwall in ihrer Nähe aufzuweisen hat. Bei Behren-Lübchin liegt der sogenannte Bärnim, dessen wendischer Ursprung jedoch bisher nicht nachgewiesen ist, bei Holz-Lübchin der Burgwall von Neu-Niköhr, wo zahlreiche wendische Altertümer aufgefunden sind. Man wird sich für den letztgenannten Ort entscheiden müssen, an welchem jener Hauptverkehrsweg nach Demmin, die sogenannte „Königstraße“, vorbeizog. Denn nachdem Knut von Norden her Lubichinka erreicht hatte, welches er wohl nicht zu erobern vermochte, drang er anfangs in der Richtung auf Demmin vor, um über diesen Ort auf weitem Umwege das feindliche Land zu durchziehen. Durch die Schwierigkeit des Unternehmens zurückgeschreckt, zog er es indessen vor, umzukehren und den direkten Rückweg zu seinen Schiffen einzuschlagen. Unterwegs zerstreute sich das Heer und plünderte einen Marktflecken aus (wahrscheinlich Gnoien), worauf es sich wieder sammelte. An den Ort Lubyna, wo der König damals übernachtete, erinnert vielleicht der Name „Liper Kamp,“ welchen nach dem Gnoiener Stadtbuche eine im Nordosten der Stadt gelegene Erhebung trägt. Über das Trebelmoor, durch welches diesmal, um die Überschreitung zu erleichtern, Bohlen gelegt wurden, gelangte das Heer wieder an seinen Einschiffungsplatz.[24])

Die Schwächung, welche die Pommern unter diesen Stößen erlitten, war geeignet, auch die Herrschaft ihres obotritischen Verbündeten zu

erschüttern. Hingegen gestalteten sich die Aussichten seines Gegners Nicolaus sehr günstig; denn als einst Burwy mit seinen Raubschiffen, deren rechtzeitiges Eintreffen bei Hiddensee die pommersche Flotte vielleicht vor dem Untergange gerettet hätte, die Rügensche Küste heimsuchte, hatte er das Unglück, von Jaromar gefangen genommen zu werden, welcher ihn binden ließ und seinem Lehnsherrn Knut zuschickte. Die durch die bisherigen Kriegsereignisse errungenen Vorteile gingen jedoch für Nicolaus dadurch wieder verloren, daß ihn selbst ein ähnliches Mißgeschick ereilte, da er bei einem Plünderungszuge in Pommern seinem Feinde Bogislav in die Hände fiel und ebenfalls in Ketten gelegt wurde.

Die unausgesetzten Angriffe der Feinde, welche Pommern nicht mehr zur Ruhe kommen ließen, führten 1185 die Entscheidung des ganzen Krieges herbei. Nachdem die Dänen bis Kammin vorgedrungen waren, fügte sich Bogislav den ihm gestellten Bedingungen, indem er sich von Knut mit seinem Lande belehnen ließ. Da nun der Sieger über Bogislavs Gefangenen Verfügung erhielt und daher beide Obotritenfürsten in seiner Gewalt hatte, so nahm er auch die mecklenburgische Angelegenheit in die Hand und ordnete sie in einer seinem Vorteil entsprechenden Weise. Die beiden feindlichen Vettern wurden genötigt, sich als seine Vasallen zu bekennen und für ihre Treue 24 Geiseln zu stellen. Burwy, dessen Sohn Heinrich sich unter den letzteren befand, mußte zu Gunsten seines Verwandten auf Rostock verzichten, behielt jedoch Mecklenburg und Ilow. Knut aber nahm jetzt den Titel „König der Dänen und Slaven“ an. Saxo, welcher mit der Eroberung Pommerns sein Werk schließt, urteilt über dies Ereignis mit den Worten: „Die Herrschaft über Slavien, welche Waldemar trotz so vieler Anstrengung nicht hatte erlangen können, fiel fast mühelos dem jungen Knut zu.“[25])

Etwa aus der Zeit, in welcher das Obotritenland von Dänemark abhängig wurde, stammen die letzten Nachrichten, die wir von dem dänischen Zweige des Fürstengeschlechtes besitzen. Prisclav, der Schwager Waldemars, hatte zwei Söhne hinterlassen, von denen jener Knut, welcher durch sein Verhalten im Kriege gegen die Slaven (1176) den Zorn des Königs erregte, vermutlich der ältere war; er war vom König mit der Insel Laland belehnt, hatte aber auch Besitzungen auf Fünen und Alsen. In Erwartung seines nahen Todes ließ er sich von den Mönchen des Klosters Odensee auf Fünen in ihre Brüderschaft aufnehmen. Sie bewilligten ihm ein Begräbnis vor dem Marieenaltar ihrer Kirche, in welcher die Gebeine des 1086 auf der Insel erschlagenen Knut nach seiner Heiligsprechung beigesetzt waren. In diesem seinem Namensvetter verehrte der Prinz zugleich den Großoheim seiner Mutter Katharina. Aus Dankbarkeit vermachte er der S. Knutskirche 1183 am 20. Novb., dem Jahrestage des Heiligen, alle Güter, die er auf Alsen erworben hatte. Ein jüngerer Bruder war Waldemar, welcher am Ende seines Lebens gleichfalls der Welt überdrüssig wurde und zu Paris im Kloster der h. Genovefa Zuflucht fand. Mit den beiden Brüdern scheint das Geschlecht Priscavs, von welchem sich später keine Spur mehr findet, erloschen zu sein.[26])

Im Obotritenlande blieb die auf Knuts Betrieb erfolgte Landesteilung bis zum Tode des Fürsten von Rostock (1201) von Bestand. Es war, soweit wir Kunde besitzen, die erste, welche im Hause Niclots vorgenommen wurde. Wenn ebenso wie bei späteren Landesteilungen verfahren wurde, so war mit Mecklenburg und Ilow auch das Land Warnow, mit Rostock und Werle das Land Müritz verbunden.[27]) Unter dem Schutze des einflußreichen und viel umworbenen Königs Knut blieb das Land von den erbitterten Parteikämpfen zum größten Teil verschont, unter deren verheerenden Wirkungen die westlichen Nachbargebiete noch fernerhin zu leiden hatten. Auch wurden die Bewohner, da die dänische Flotte das Meer beherrschte, des wilden Piratenlebens entwöhnt. Dem Schweriner Bischof bot sich jetzt Gelegenheit, die Wunden zu heilen, welche der Krieg der jungen Kirche geschlagen hatte, und für die Fürsten war es an der Zeit, die friedlichen, auf Christianisierung und Kultivierung ihres Gebietes gerichteten Bestrebungen nach längerer Unterbrechung wieder aufzunehmen. Mit Hülfe Bernos riefen sie die Abtei Doberan wieder ins Leben. Ein neuer Konvent aus Amelungsborn wurde berufen, um in den wiederhergestellten Besitz des Klosters einzutreten. Aber nicht an seiner ehemaligen Stelle (zu Althof) wurde es errichtet, sondern auf der 1/2 Meile davon entfernten Niederung am Doberbache, neben dem wendischen Dorfe Doberan. Von Nicolaus, dem Herrn desjenigen Landesteiles, dem die Abtei angehörte, sind noch zwei das Kloster betreffende Urkunden vorhanden, nach der beigefügten Zeitbestimmung (1189?) zu urteilen, die ältesten im Original erhaltenen mecklenburgischen Fürstendiplome. Es ergiebt sich aus ihnen die Mitwirkung Burwys, sowie die Thatsache, daß die Mönche sich wieder im Besitze des ursprünglich überwiesenen Gebietes befanden, mit der üblichen Befreiung von öffentlichen Lasten. Wir erfahren ferner, daß unter den Leuten (Familiaren?) des Klosters Kaufleute und Handwerker waren, während andere die Ländereien der Mönche bebauten. Auch ist von Deutschen die Rede, welche in den Dörfern derselben saßen und als Kolonisten herbeigerufen sein werden. Ein strenges Verfahren wird denjenigen angedroht, welche den Brüdern und ihren Hausleuten oder den „Deutschen“ Schaden zufügen würden. Auch von Burwy besaßen die Mönche ein Dokument, nach welchem er 1192 die Schenkungen seines Vaters bestätigte und dem Besitze der Abtei mehrere Dörfer des westlichen Landesteiles hinzufügte. Kaplane von Kessin und Rostock, Priester von Bukow und Lübow werden in der Umgebung der Landesherren genannt. Aus diesen wenigen, zum Teil unsichern Thatsachen leuchtet doch soviel hervor, daß unter der Herrschaft der beiden Fürsten die Geistlichkeit und mit ihr das Deutschtum sich großer Gunst erfreuten und wieder bedeutenden Einfluß im Lande ausübten.[28])

Der ihnen aufgezwungenen Oberherrschaft fügten sich die Obotriten. Ein Zeichen für ihre Unterordnung unter den Willen Knuts erblicken wir darin, daß er, nachdem seine ungenügend ausgestattete Schwester vom Kaiser schimpflich nach Dänemark zurückgeschickt war (1187), aus Zorn über diese Beleidigung häufige Einfälle in die deutschen Grenzlandschaften

unternehmen ließ, und zwar durch die ihm unterworfenen Slaven, bei denen wir doch nur an Unterthanen der Obotritenfürsten denken können. Die Gebiete der mit dem Kaiser und dem Herzog Bernhard wieder ausgesöhnten Grafen von Holstein und Ratzeburg wurden dadurch belästigt.[29])

Mit mehr Schwierigkeiten hatte Knut in Pommern zu kämpfen, dessen Fürsten ein weit größeres Gebiet beherrschten und an dem Markgrafen von Brandenburg leicht einen Rückhalt fanden. Schon bald nach dem Tode Bogislavs (1187) muß es dort unter Wertislav (Svantiboriz), welcher neben der Witwe Anastasia für die unmündigen Söhne des Verstorbenen die Vormundschaft führte, zu einer Auflehnung gegen den König gekommen sein. Denn 1189 fand ein Feldzug der Dänen nach Pommern statt, und im folgenden Jahre setzten sie den ihnen so ergebenen Fürsten von Rügen als Vormund ein. Auf Kosten der minderjährigen Prinzen vergrößerte Jaromar sein festländisches Gebiet und behielt mit Knuts Einwilligung die usurpierten Landschaften (1194). Diese Vorgänge wirkten auf die Verhältnisse des Klosters Dargun zurück, dessen dänische Mönche von ihren pommerschen Landesherren kaum eine Förderung zu erwarten hatten. Berno, dessen Einfluß am Fürstenhofe seit dem Tode des ihm befreundeten Kasimir zu Gunsten des Bischofs von Kammin zurückging, vermochte dem Kloster seine Fürsorge wohl nicht mehr zuzuwenden. Nun fanden aber die Brüder, welche sich unter dem der dänischen Herrschaft abgeneigten Volke wenig heimisch gefühlt haben werden, einen Freund an Jaromar von Rügen.[30]) Ein Beweis seiner Gunst war es bereits, daß er ihnen (nach 1193) eine Salzquelle in der Gegend von Greifswald schenkte.

An der durch die Eroberungen Knuts verursachten Verschlechterung der deutsch-dänischen Beziehungen hatte Heinrich der Löwe, welcher seit Michaelis 1185 mit Erlaubnis des Kaisers sich wieder in Deutschland aufhielt, ein besonderes Interesse. Als „edler Herr von Braunschweig" auf seine Allodien beschränkt, verhielt er sich zunächst zwar anscheinend ruhig; doch stand er im Verdachte, daß seinen geheimen Intriguen alle Unannehmlichkeiten zuzuschreiben seien, welchen die kaiserliche Politik von verschiedenen Seiten, besonders auch von Dänemark her, ausgesetzt war.

Helmold von Schwerin und Bernhard der Jüngere von Ratzeburg.

Zu neuer Fehde wurden die Grafen von Schwerin und Ratzeburg aufgerufen, als Heinrich der Löwe den Kampf um die Wiedererlangung seiner ehemaligen Macht aufnahm. Es geschah in Abwesenheit seines Hauptgegners Adolf, welcher, um Jerusalem den Ungläubigen zu entreißen,

zugleich mit dem Kaiser das Kreuz genommen und die Verwaltung Holsteins den schwächeren Händen seines Verwandten Adolf von Dassel anvertraut hatte. Kaum war das Kreuzheer nach dem Morgenlande aufgebrochen, als Heinrich, ohne sich durch einen dem Kaiser geleisteten Eidschwur in seinem Vorhaben beirren zu lassen, zu offener Empörung schritt. Nachdem Erzbischof Hartwig II. von Bremen sich für ihn erklärt und ihm den Besitz der Grafschaft Stade wieder verschafft hatte (Michaelis 1189), erhoben sich auch die dem Grafenhause abgeneigten holsteinischen Großen für ihren ehemaligen Herzog und vertrieben aus einer Reihe von Burgen die Anhänger des abwesenden Landesherrn, so daß Adolf von Dassel sich in seiner Herrschaft nicht aufrecht zu erhalten vermochte. Motive von mehr persönlicher Art sprachen bei dem Anschlusse Helmolds von Schwerin mit, welcher das Lebenswerk seines Vaters wieder aufnahm, indem er für die Sache des wieder erstandenen Löwen zu den Waffen griff. Auch der alte Graf Bernhard von Ratzeburg wurde, indem er die ihm früher zugefügten Unbilden vergaß, wieder ein Freund des ehemaligen Gebieters. Nur Heinrich von Dannenberg, welcher auch in der Altmark Besitzungen hatte und seit der Artelenburger Huldigung in der Umgebung der Brandenburger Markgrafen lebte, hielt sich dem Bunde fern.[31])

Mit dem Welfen rückten Bernhard und Helmold zunächst gegen Bardewiek, jene alte, von Lübeck in Schatten gestellte Handelsmetropole Sachsens, welche dem alten Herzog ihre Thore nicht öffnen wollte. Am Tage Simon und Judä (28. Oktober) erzwangen sich die wilden Kriegsvölker den Eingang und machten dem Wohlstande und der Bedeutung der Stadt für immer ein Ende. Auch das Domkapitel war der Wut der Eroberer preisgegeben, welche die Domherren aller ihrer Habe beraubten, die Wohnungen derselben von Grund aus zerstörten und selbst die Kirche nicht verschonten. Was aus ihr geraubt wurde, soll zum Schmucke des Ratzeburger Domes verwandt worden sein. Infolge der damals begangenen Kirchengreuel erließ später (1194) Papst Cölestin III. ein Schreiben an die Grafen von Schwerin und Ratzeburg sowie an Bernhard von Wölpe mit der Aufforderung, sie sollten diejenigen ihrer Leute, welche sich an jenen Unthaten beteiligt hätten, zum Schadenersatz anhalten und nötigenfalls eine allgemeine Steuer von ihnen eintreiben.[32]) Nach der Eroberung Bardewieks begleiteten die Grafen wahrscheinlich den Herzog um Martini auf seinem Zuge gegen Lübeck, dessen Bürger ihm, ohne daß es zum Kampfe kam, die Stadt überlieferten. Vollständig schien Heinrich sein Ziel erreicht zu haben, als es ihm gelang, auch des einzigen Stützpunktes sich zu versichern, welchen Herzog Bernhard im Norden der Elbe besaß; denn nach einmonatlicher Belagerung ergab sich ihm im Dezember Lauenburg. Inzwischen hatte aber des Kaisers Sohn, der junge König Heinrich, kriegerische Maßregeln gegen den Eidbrüchigen ergriffen, und in Holstein vermochte der Herzog die Festung Segeberg, auf welche die dem Landesherrn treu gebliebene Partei sich stützte, nicht in seine Gewalt zu bringen. Auch Helmold und Bernhard wurden vom Kriegsglücke verlassen, als sie mit dem Truchseß Jordan dem Grafen von Dassel, welcher jetzt wieder im Felde zu

erscheinen wagte, von Lübeck aus auf Heinrichs Anordnung entgegenrückten. In einem Treffen, welches sie an der Trave ihrem Gegner lieferten, wurden sie zurückgeworfen, so daß viele ihrer Leute im Flusse untergingen (Mai 1190). Dem Ratzeburger gelang es, zu entkommen. Helmold und Jordan gerieten jedoch nebst vielen anderen in Gefangenschaft, wurden nach Segeberg gebracht und dort mit eisernen Handschellen gefesselt. Gegen eine Lösesumme von 300 Mark erhielt der Graf später seine Freiheit wieder, während sein reicherer Mitgefangene sich mit 600 Mark lösen mußte. Für Heinrich war es nach den erlittenen Verlusten ein Glück, daß der deutsche König, weil im Königreich Sicilien, dem Erbe seiner Gemahlin Constanze, die Partei der Ghibellinen dringend seiner Hülfe bedurfte, sich zu einem Ausgleiche bereit finden ließ, welcher im Juli zu Fulda abgeschlossen wurde.

Seinem Anhange in Mecklenburg hatte der Welfe es zum größten Teil zu verdanken, daß er, als die Rückkehr Adolfs den Anlaß zur Erneuerung des Kampfes gab, Holstein zunächst noch in seiner Gewalt behielt. Auf die Nachricht, daß Heinrich der Löwe in sein Gebiet eingefallen sei, verließ nämlich der Graf schleunigst das durch den Tod des Kaisers Friedrich seines Führers beraubte Kreuzheer und langte im Dezember 1190 in Norddeutschland an.[33]) Über die Elbe und die benachbarten Grafschaften in Holstein einzudringen, war aber nicht möglich, weil hier alle Burgen, wie Stade, Lauenburg, Boizenburg, Schwerin von Heinrich oder dessen Verbündeten besetzt waren. Auch die Hoffnung, vom Obotritenlande her sich Zugang zu verschaffen, erwies sich als aussichtslos, da Heinrich Burwy Vorkehrungen getroffen hatte, um den Durchzug durch sein Gebiet zu verhindern. Erst die Waffen seines Lehnsherrn, des Herzogs Bernhard, und des Markgrafen Otto II., zu welchen der Ausgeschlossene in der Not seine Zuflucht nahm, befreiten ihn aus der Verlegenheit. In Artelenburg, wo es ihm mit ihrer Hülfe gelang, sich festzusetzen, stießen auch Adolf von Dassel und sein Anhang aus Holstein zu ihm.

Von den beiden Hauptvertretern der welfischen Partei in Nordelbingien, war der eine, Helmold, damals wohl noch in der Haft seiner Feinde in Segeberg. Bernhard von Ratzeburg hatte das Unglück, daß sich im Schoße seiner eigenen Familie ein verderblicher Zwist erhob, wodurch der Gegenpartei ein wertvoller Beistand zuteil wurde. Von den drei Söhnen, welche seiner Ehe mit der pommerschen Fürstentochter entsprossen waren, hatte der älteste, Volrad, im Kampfe gegen die Slaven, vielleicht als sie um 1187 auf Knuts Geheiß die benachbarten Grafen anfeindeten, sein Leben eingebüßt. Auch der zweite, Heinrich, welcher gleichfalls dem Ritterstande angehörte, war schon in jugendlichem Alter gestorben; vielleicht erinnert an ihn ein in der Nähe der Stadt Wittenburg stehender granitener Denkstein, welcher den Tod eines Grafen Heinrich meldet.[34]) Der jüngste Sohn, Bernhard, war in den geistlichen Stand eingetreten, hatte ihn aber, weil er nach dem Tode der Brüder der einzige Erbe war, mit Erlaubnis des Papstes verlassen und seine Domherrnstelle in Magdeburg aufgegeben, um sich kriegerischer Thätigkeit zuzuwenden. Obwohl der Jüngling in diesem Vor-

haben von Heinrich dem Löwen befördert war, so lieh er doch den Einflüsterungen der kaiserlich Gesinnten sein Ohr. Da er durch ferneren Anschluß an den abgesetzten Herzog seine väterliche Herrschaft dereinst einzubüßen fürchtete, so war er entschlossen, der Fahne des Welfen den Rücken zu wenden. Ohne daher vor einem vollständigen Bruche mit dem eigenen Vater zurückzuschrecken, eilte er „im Namen des Kaisers" gleichfalls zu dem Herzog und dem Markgrafen nach Artelenburg, um an der Eroberung Holsteins mitzuwirken. Der ältere Bernhard, welcher wohl wenig Anhang in der Grafschaft besaß, begab sich zu Heinrich dem Löwen und weilte fortan außerhalb seines Landes.

An der Seite des in seine Herrschaft wieder eingesetzten Holsteiners wurde der Abtrünnige seinen bisherigen Parteigenossen ein gefährlicher Gegner. Von den askanischen Fürsten, welche selbst an den weiteren Kämpfen nicht beteiligt waren, mit Kriegsbedarf ausgestattet, wendeten sich die beiden Grafen gegen Lübeck und schlossen, jeder von seinem Lande aus, die noch mit einer welfischen Besatzung versehene Stadt ein. Nun aber schickte Heinrich der Löwe ein Entsatzheer, welches sich unter dem alten Bernhard und Konrad von Rode, dem Statthalter von Stade, jenseits der Elbe sammelte. Von Lauenburg aus drang es in den Raum zwischen Wakenitz und der unteren Trave ein und überraschte bei Herrnburg durch plötzlichen Überfall die Leute Bernhards des Sohnes, welche die Flucht ergriffen und sich mit ihrem Herrn nach Ratzeburg retteten, während die Sieger nach Durchbrechung der Belagerungskette zur Freude der Ihrigen in Lübeck einzogen. Nachdem sie aber am folgenden Tage bei einem Ausfall aus der Nordseite der Stadt an der Schwartau von den Holsteinern geschlagen und in die Mauern zurückgeworfen waren, faßte der junge Graf wieder Mut, indem er noch an demselben Abend von Ratzeburg her sich der Stadt näherte und im Süden derselben Aufstellung nahm, in der Erwartung, daß hier, zwischen oberen Trave und Wakenitz, am anderen Tage ein Ausfall stattfinden werde. Da es indessen die Mannen des Herzogs auf einen Kampf nicht ankommen lassen wollten, verließen sie, um der Belagerung zu entgehen, während der Nacht die Stadt auf demselben Wege, welchen sie gekommen waren, und setzten sich, durch die Wakenitz und den Ratzeburger See von den Feinden getrennt, nach der Elbe zu in Bewegung. Trotz des erhaltenen Vorsprunges wurden sie jedoch, bevor sie ihr Ziel erreichten, von Bernhard dem Jüngeren eingeholt, welcher auf die Kunde vom Abzuge der Welfen sogleich sein Heer verstärkte und auf der anderen Seite der beiden Gewässer nachfolgte. In der Nähe von Boizenburg kam es zu einer Schlacht, in welcher der Sohn dem Vater zum zweiten Male als Feind gegenüberstand, diesmal aber einen glänzenden Sieg erfocht, so daß die beiden Anführer des gegnerischen Heeres nur mit einem Reste der Ihrigen über die Elbe entkamen (1191). Bernhards Waffenthat war in dieser wüsten Fehde einer der entscheidendsten Erfolge. Die Bewohner von Stade, welche ihren zahlreichen bei Boizenburg gefangen genommenen Landsleuten die Freiheit wieder zu verschaffen wünschten, öffneten die Thore der Festung dem Grafen von Holstein, und auf die

Kunde von diesen Ereignissen ergaben sich ihm auch die noch immer eingeschlossenen Lübecker nach Abzug der letzten welfischen Besatzungstruppen. Als darauf Adolf am Hofe Heinrichs VI. erschien, um mit den Einkünften von Lübeck belehnt zu werden, wurde der junge Bernhard gleichfalls vom Kaiser belohnt und geehrt.[35])

Weniger glücklich lief ein anderes Unternehmen ab, zu welchem der Ratzeburger seine Hülfe lieh. Ermutigt durch die Erfolge seiner Parteigenossen in Nordelbingien, raffte sich der Sachsenherzog Bernhard noch einmal aus seiner Unthätigkeit auf, um mit Hülfe der Grafen von Holstein und Ratzeburg sich dort wieder festzusetzen. Begleitet von seiner Gemahlin und seinem Hofstaate erschien er am 23. Februar 1192 mit einem starken Heere vor Lauenburg, rief die beiden Grafen zu seiner Unterstützung herbei und belagerte mit ihnen gemeinsam das Schloß. Als jedoch nach langer Einschließung die Besatzung bereits Hunger zu leiden begann, zerstreute sich das Heer. Graf Bernhard war mit den Seinigen gegen eine andere in der Nähe gelegene Burg gezogen, Adolf war gleichfalls abwesend; nur der Herzog lagerte sorglos vor der Festung. Diese durch Zersplitterung der feindlichen Streitkräfte gebotene günstige Gelegenheit zu einem Überfalle ergriff Helmold von Schwerin, welcher inzwischen aus der Segeberger Haft entlassen war. Im Verein mit Bernhard von Wölpe überschritt er die Elbe, um den Bedrängten Zufuhr zu bringen oder sie von der Belagerung zu befreien. Da gleichzeitig die Burgmannen einen Ausfall machten, so wurde der von beiden Seiten angegriffene Herzog besiegt und rettete, nachdem alle die Seinigen den Feinden in die Hände gefallen waren, mit Mühe die eigene Freiheit. Die Herzogin, welche er mit dem ganzen Hofstaat mit ins Feld genommen hatte, wurde nach Ratzeburg in Sicherheit gebracht.

Von den Wendenfürsten, welche sich ganz in dänischem Fahrwasser befanden, war Heinrich dem Löwen in allen diesen Kämpfen keine ernstliche Unterstützung zuteil geworden. Knut, mit dem deutschen Reiche im Kriegszustand, hatte zwar anfangs das Unternehmen des Welfen begünstigt, den er selbst zum Aufstande ermunterte, wie auch sein Vasall Heinrich Burwy 1191 dem gemeinsamen Schwiegervater Vorschub leistete, als sich derselbe der Rückkehr seines holsteinischen Gegners widersetzte. Andererseits paktierte aber der König mit dem Grafen Adolf, welcher 1191 an den dänischen Hof reiste, um die von dorther drohende Gefahr zu beschwichtigen. Dem Herrscher Dänemarks konnte es nur erwünscht sein, wenn der Kampf der Parteien dort nicht zum Stillstand kam; keineswegs lag es aber in seiner Absicht, die Wiederherstellung des sächsischen Herzogtums zu befördern, welche mehr als alles andere seinen wahren Interessen zuwiderlief. Sowohl bei den Dänen als auch bei den Slaven fand daher Heinrich taube Ohren, als er nach der glücklichen Rettung Lauenburgs ihre Hülfe begehrte, um seine bis auf geringe Überreste verloren gegangenen Eroberungen wieder zu vervollständigen.

Auf die durch die Feindschaft mit den Welfen vielfach beeinflußte auswärtige Politik des Kaisers näher einzugehen, liegt dem Zwecke dieser

Darstellung fern. Erwähnt werden mag nur noch wegen des Zusammenhanges mit anderen später zu besprechenden Begebenheiten ein Vorfall, durch welchen der Haß Dänemarks gegen Deutschland neue Nahrung erhielt. Knuts Vetter, Bischof Waldemar von Schleswig, ein von unruhigem Thatendrange erfüllter Mann, trachtete als Sohn des 1157 erschlagenen Knut selbst nach der Krone und stand in Einvernehmen mit Heinrich VI., welcher mit seiner Hülfe die verlorene Lehnshoheit über das dänische Reich wiederherzustellen und zugleich die welfische Opposition niederzuwerfen hoffte. Da der Bischof dem König verdächtig wurde, entfloh er aus Dänemark und sammelte mit Hülfe der Könige von Norwegen und Schweden ein Heer, um es gegen Knut zu führen, wobei er auf das gleichzeitige Eingreifen der Kaiserlichen von Süden her rechnen konnte, da ihm hierauf bezügliche Zusagen von dem Markgrafen Otto, von Adolf von Holstein und dem jüngeren Bernhard von Ratzeburg gemacht waren. Das Unternehmen scheiterte aber aufs kläglichste, da Waldemar, nachdem er in Dänemark gelandet war, seinem Gegner in die Hände fiel, der ihn 13 Jahre lang gefangen hielt (1192 oder 1193).[36])

Endlich fand infolge der Vermählung einer Tochter des Hohenstaufen Konrad mit dem jungen Welfen Heinrich, den der Kaiser nachher mit der Pfalz belehnte, eine Aussöhnung zwischen beiden Geschlechtern statt; auch der Vater hatte eine Zusammenkunft mit Heinrich VI. und entsagte fernerem Streite, ohne jedoch dem Herzog Bernhard Lauenburg wieder herauszugeben. Knut, welcher bereits Schritte that, sich im deutschen Nordelbingien festzusetzen, mußte nach Beseitigung der inneren Zwietracht in Deutschland für die Ausführung seiner Entwürfe günstigere Zeiten abwarten.

Nachdem das Kriegsgetümmel verstummt war, ging in Sachsen nach Arnolds Worten ein neues Licht auf: die Wegelagerer und Blutmenschen klagten, Handels- und Landleute wanderten unbelästigt ihre Straße. In diesen für Bestrebungen friedlicher Art geeigneten Jahren ließ sich Heinrich von Dannenberg die Kultivierung seines überelbischen Besitzes angelegen sein. Um diese in der Germanisierung zurückgebliebenen Gegenden Einwanderern zum Anbau zu überlassen, schlug man dasselbe Verfahren ein, dessen man sich früher in der Grafschaft Ratzeburg, vielleicht auch schon in der Grafschaft Schwerin, bedient hatte. In Hagenow hatte der Dannenberger 1194 oder 1195 eine Zusammenkunft mit Bischof Isfried von Ratzeburg und ließ sich gegen die Verpflichtung, zehntpflichtige Kolonisten einzuführen, teils mit dem ganzen, teils mit dem halben Zehnten des Gebietes belehnen. Einen Erfolg hatte freilich die Maßregel nur im Lande Weningen (zwischen Dömitz und Ludwigslust), während das Land Jabel (zwischen Rögnitz und Sude) slavisch blieb.[37])

Der alte Graf Bernhard begab sich bald nach Beendigung des Krieges, da er den Tod nahe fühlte, nach Ratzeburg, suchte aber nicht in der Burg, aus welcher man ihn früher vertrieben hatte, sondern in dem Gebäude der Dom-Kapitulare Aufnahme. Hier trugen der junge Graf und dessen Gattin für die Pflege des erkrankten Vaters Sorge, welcher so mit den Seinigen ausgesöhnt sein Tage beschloß. Nur kurze Zeit aber war es dem Sohne ver-

gönnt, sich der Herrschaft, die er sich vorzeitig angemaßt hatte, zu erfreuen. Von einer Reise, die ihn im Oktober 1195 an den kaiserlichen Hof führte, zurückgekehrt, erlag Bernhard II. in Ratzeburg einer Krankheit. Seiner Ehe mit Adelheid (einer Tochter des Grafen Konrad von Wassel) entstammte Bernhard III. Auf diesem im zartesten Jugendalter stehenden Knaben beruhte allein noch die Fortexistenz des Geschlechtes.[38]) Besser war in dieser Hinsicht die Grafschaft Schwerin beraten, wo Helmold nach kurzer kriegerischer Laufbahn um 1194 zwar ohne männliche Nachkommen starb, aber noch eine Reihe von Brüdern vorhanden war.

Der Streit um das Schweriner Bistum und die Erhebung Brunwards.

Von den politischen Streitigkeiten und der damit verbundenen Verwirrung im Norden der Elbe konnte die Kirche nicht unberührt bleiben. Sowohl die durch die Wiedererhebung Heinrichs des Löwen angefachten Kämpfe als auch das gespannte Verhältnis zwischen Dänemark und dem deutschen Reiche waren in dieser Beziehung von Einfluß.

Für das Bistum Schwerin war es ein anfangs nicht beabsichtigtes Mißverhältnis, welches erst durch die Wiedereinsetzung Pribislavs und die Schonung des Wendentums seit 1167 begründet wurde, daß der Sitz des Bischofs und des Domkapitels in einer kleinen deutschen Grafschaft lag, während der ganze übrige Sprengel wendischer Nationalität war und slavischen Herren gehorchte, von deren Bereiche auch der größte und wertvollste Teil des bischöflichen Grundbesitzes, das Stiftsland Bützow, umschlossen war. Seitdem die Wendenfürsten dem zusammenhaltenden Scepter Heinrichs des Löwen nicht mehr unterworfen waren und unter Knuts Oberherrschaft ihre eigenen Wege gingen, war eine Wendung eingetreten, mit welcher die Kirche zu rechnen hatte. Wenn auch von Bernos letzten Lebensumständen sehr wenig bekannt ist, so ist es doch ohne weiteres klar, daß, wollte er anders das Ansehen der Geistlichkeit im Lande befördern, er auf den Schutz des Königs und seiner slavischen Vasallen angewiesen war und somit dem deutschen Reiche mehr entfremdet wurde.

Als durch den Tod Bernos (12. Jan. 1193?)[39]) das Schweriner Bistum erledigt war, fand eine Doppelwahl statt, durch welche die Einheit der Kirche auf längere Zeit gestört ward. Einen tieferen Einblick gewähren uns in diesen Vorgang die Quellen leider nicht, da die älteren Dokumente des Schweriner Stiftes zum großen Teil verloren gegangen sind, so daß uns nur Inhaltsangaben aus einer Urkunde über die Beilegung des Schismas zu Gebote stehen. Aus denselben geht hervor, daß die Domherrn für die Erhebung eines neuen Bischofs das Wahlrecht, obwohl es ihnen nicht verbrieft war, in Anspruch nahmen und ausübten, und zwar zu Gunsten eines Geistlichen, welcher als einer der Söhne Gunzelins I. dem gräflichen

Hause angehörte, des Hamburger Dompropstes Hermann. Hingegen ernannten die wendischen Fürsten der Schweriner Diöcese — welchen sich jetzt Jaromar von Rügen wegen seines festländischen Besitzes beigesellte —, indem sie für ihr Verfahren die Vorgänge bei der Wahl Bernos als Präcedenzfall anführen konnten, den Schweriner Domherrn Brunward, welcher die Würde des Dekans bekleidete. Er entstammte, wie Hederich in seinem Register berichtet, einem Adelsgeschlechte; wendischer Herkunft, welche man ihm früher zusprach, war er jedenfalls nicht, wie schon der echt deutsche Name erkennen läßt. Da er die Amelungsborner Mönche als seine Brüder bezeichnet und in seinen Urkunden besondere Vorliebe für die Cistercienser zeigt, so halten wir ihn für einen Ordensbruder Bernos.[40])

Beide Bischöfe sollen nun, der eine hier, der andere dort, die Einkünfte des Stiftes an sich gerissen haben. Die in Schwerin aufbewahrten „Bücher Bernos“ wurden von dort entfernt und, vermutlich von Brunward, in Besitz genommen. Erst nach Verlauf einiger Jahre wurde auf Veranlassung des Papstes der Verwirrung ein Ende gemacht.

Dieser Schweriner Bischofstreit fällt der Zeit nach noch mit den Unruhen zusammen, welche durch einen Kirchenzwist in Bremen hervorgerufen waren. Hier hatte sich der gesinnungslose Erzbischof Hartwig II. (seit 1185) durch seine nachlässig geführte Verwaltung in allgemeinen Mißkredit gebracht. Da er infolge seiner Verbindung mit den Welfen bei dem Kaiser in Ungnade fiel, mußte er dem Hasse seiner zahlreichen Gegner weichen (1190); nach einjährigem Aufenthalte in England begab er sich in den Schutz Heinrichs des Löwen und nahm seinen Wohnsitz in Lüneburg, um von hier aus sich durch Raub- und Plünderungszüge an seinen Feinden zu rächen. In Bremen aber ließ sich an seiner Stelle Bischof Waldemar von Schleswig, um als ein von Dänemark unabhängiger Kirchenfürst seinem königlichen Vetter desto erfolgreicher entgegenarbeiten zu können, zum Erzbischof wählen (1191 oder 1192). Es geschah unter Zustimmung des ganzen Bremer Clerus und im Einverständnis mit Kaiser Heinrich VI., welcher dadurch gegen Knut und die Welfen gleichzeitig einen Schlag zu führen beabsichtigte, aber unter Mißbilligung des Papstes Cölestin III., welcher für Hartwig Partei ergriff. Bevor jedoch der Erwählte seinen neuen Sitz einnehmen konnte, büßte er durch den oben erwähnten mißglückten Aufstandsversuch gegen Knut seine Freiheit ein. Dennoch blieb Hartwig ausgeschlossen von Bremen, wo man Münzen mit dem Bilde des dänischen Prinzen schlug und Urkunden in dessen Namen ausstellte. Den Anfeindungen des in Lüneburg weilenden Erzbischofes war auch der kaiserlich gesinnte Bischof Dietrich von Lübeck ausgesetzt; obwohl er ein Neffe Hartwigs war, excommunicierte dieser ihn und richtete mit Hülfe der Welfen Verheerungen im Lübecker Kirchengute an.[41]) Für Isfried von Ratzeburg, welcher als Freund des alten Herzogs von dieser Seite nichts zu befürchten hatte, ergab sich doch daraus eine unangenehme Situation, daß der jüngere Bernhard die Grafschaft Ratzeburg zur kaiserlichen Partei hinüberzog und in die Pläne des Prinzen Waldemar eingeweiht war.

Solche Zustände waren wohl geeignet, die Wirren in der Schweriner Diöcese zu befördern und das Schisma in die Länge zu ziehen. In direktem Zusammenhange mit der Bremer Angelegenheit kann es aber kaum gestanden haben. Denn Hermann, der Kandidat der Domherren, war ein Bruder Helmolds und seines Nachfolgers Gunzelin II., welche nach allem, was wir sonst wissen, auf der Seite Hartwigs und der Welfen zu suchen sind, also den Dänen und Slaven nicht principiell als Feinde gegenüberstanden. Auch lag das Hamburger Stift, welchem Hermann als Propst vorstand, fast beständig in Hader mit dem Bremer Kapitel, so daß schon aus diesem Grunde eine Parteinahme des ersteren für den dänischen Prinzen nicht wahrscheinlich ist. Andererseits wird aber Brunward als Cistercienser gleichfalls nach der päpstlichen Seite hingeneigt haben; auch würde ein ausgesprochener Anhänger des Kaisers und entschiedener Gegner der Welfen von dänisch- slavischer Seite nicht begünstigt worden sein. Also nicht welfisch oder hohenstaufisch, Prinz Waldemar oder Hartwig, war das Losungswort bei der Schweriner Bischofswahl. Um den Gegensatz zwischen deutsch und dänisch handelte es sich, als die Wendenfürsten — Knut im Hintergrunde — Brunward zu Bernos Nachfolger erhoben. Die Besitzergreifung des Schweriner Stuhles durch einen Schweriner Grafen bedeutete einen Schritt zur Wiederherstellung der sächsischen Herrschaft im Slavenlande. Wenn irgend wo, war hier ein Punkt, wo die Wege Knuts und der Welfen auseinander gingen. Dem mangelnden Wahlrechte des Schweriner Kapitels, welches bisher für den Konflikt verantwortlich gemacht wurde, vermögen wir nur eine nebensächliche Bedeutung beizumessen.

Die Aussöhnung des Kaisers mit den Welfen erleichterte die Herstellung der Ordnung in der Bremer Kirchenprovinz. Am 4. Juli 1194 erfolgte zwischen Hartwig und seiner Geistlichkeit ein Ausgleich, so daß sich dem Erzbischof die Thore der Stadt wieder öffneten. Bei dem Vermittelungsgeschäfte wird Hermann thätig gewesen sein, welcher in den Unterschriften des Vertrages als „Erwählter von Schwerin“ zwischen den Bremer Domherren mit aufgeführt wird.[42]) Unter der gleichen Bezeichnung finden wir ihn am 13. Juli in der Umgebung Hartwigs, den sein Klerus unterstützte, als er mit der kaiserlich gesinnten Bürgerschaft in einen neuen heftigen Zwist geriet. Erst als der Kaiser auf dem Reichstage zu Gelnhausen (Okt. 1195) dem Erzbischofe seine Gnade wieder schenkte, hatten die Unruhen ein Ende.

Wenige Monate vorher war auch die Schweriner Angelegenheit geschlichtet worden. Cölestin III., welcher bei seiner Sympathie für die Welfen und Dänen kaum Anlaß gehabt hatte, sich für den einen oder den anderen der Erwählten besonders zu ereifern, bestellte zur friedlichen Beilegung des Konfliktes den Bischof Isfried und zwei Lübecker Prälaten, durch deren Bemühungen auf dem Tage zu Boizenburg (18. Juni) in Gegenwart des Grafen Gunzelin II. eine Einigung zwischen den Parteien erzielt ward. In der Sache trug das Domkapitel den Sieg davon. Denn den Wendenherren wurde für künftige Bischofswahlen nur die Befugnis zuerkannt, in Schwerin zugegen zu sein und ihren Konsens zu erteilen, wogegen sie die Verpflichtung übernehmen sollten, falls es zwischen Wenden

und Deutschen zu Feindseligkeiten käme, die Güter der Kirche gegen Überfälle zu schützen. Hingegen blieb den Domherren für die Zukunft die freie Wahl des Bischofes überlassen; auch wurden Bestimmungen hinzugefügt, welche ihnen dem letzteren gegenüber eine selbständige Stellung nach Art des Lübecker und Hamburger Kapitels einräumten, so daß sie über ihre Besitzungen freies Verfügungsrecht erhielten und Veräußerungen von Stiftsgut von ihrer Zustimmung abhängig gemacht wurden. In der Personenfrage fiel aber die Entscheidung zu Gunsten der wendischen Fürsten aus, und Brunward wurde als der rechtmäßige Bischof anerkannt; 1197 erwirkte er von Cölestin eine Bestätigung für die Besitzungen und Grenzen seines Bistums. Hermann nahm seine Stellung als Dompropst von Hamburg wieder ein, welche er noch 1228 inne hatte.

Daß die Domherren, wie allgemein angenommen wird, in Boizenburg ein gefälschtes Schriftstück vorlegten, um sich bei dieser Gelegenheit das volle Wahlrecht und andere Privilegien zu erschleichen, ist zwar möglich, aber nicht zu beweisen. Die uns bekannte unechte Urkunde Heinrichs des Löwen für das Bistum Schwerin kann diesem Zwecke nicht gedient haben, da, wie von sachverständiger Seite bestimmt versichert wird, der Charakter der Schriftzüge deutlich eine Hand aus dem ersten Viertel des 13. Jahrhunderts verrät und innerhalb dieses Zeitraums eher auf das Ende als den Anfang desselben hindeutet.[43])

In Brunward hat Berno einen energischen Nachfolger gefunden, welcher während seines langjährigen Pontifikates auf die Hebung der religiösen und kulturellen Zustände des Landes einen bedeutenden Einfluß ausübte und auch für die äußere Machtstellung seiner Kirche mit Eifer besorgt war. Um wichtige kirchliche Rechte handelte es sich bei den Streitigkeiten, in welche er wegen der Grenzen seines Sprengels geriet, dessen Umfang und Zehnteneinkünfte er sich nicht schmälern lassen wollte. Die Aufgabe, der Schweriner Diöcese die ihr von Heinrich dem Löwen gesetzte Ausdehnung zu erhalten, wurde besonders durch die Ansprüche des Bistums Kammin erschwert. Wie überall die Herrscher ihre Territorien mit der kirchlichen Ordnung nach Möglichkeit in Einklang zu bringen suchten, so mußte es auch den Herzögen von Pommern erwünscht sein, den westlichen Teil ihres Gebietes aus der bisherigen Verbindung mit Schwerin zu lösen und ihrem eigentlichen Landesbistum unterzuordnen. Nachdem das Wendenland aus dem Herzogtum Sachsen ausgeschieden war, wird der Bischof von Kammin nicht gesäumt haben, zur kirchlichen Besitzergreifung des Schweriner Anteiles Schritte zu thun, so daß Berno sich dort um seinen Einfluß gebracht sah. Nach einer freilich unsicheren Überlieferung wandte sich Brunward schon in den ersten Jahren seiner Amtsthätigkeit mit einer Klage an Cölestin III. und erwirkte von ihm einen Ausführungsbefehl an König Knut, welcher als Lehnsherr über die Slavenländer in wirksamer Weise auftreten konnte und den Pommern seit der Niederwerfung ihres Aufstandes (1189) wenig geneigt war. Indessen hatte Brunward, wenn ein derartiges Eingreifen erfolgte, keinen Nutzen davon, da sich Pommern bald nachher der dänischen Herrschaft zum zweiten Male entzog.

Ungestört blieb hingegen das Diöcesanverhältnis des Landes Triebsees, da Jaromar von Rügen, welchen Knut dort eingesetzt hatte, als Feind und Bedrücker der unmündigen Herzöge es lieber mit Schwerin als mit Kammin in Verbindung sah.[44])

Von einer bischöflichen Wohnung in Schwerin ist erst 1238 die Rede. In Bützow oder Warin ausgestellte Urkunden Brunwards besitzen wir vor 1224 und 1229 zwar nicht. Indessen fehlt es nicht an früheren Spuren bischöflichen Waltens im Lande Bützow. Abgesehen von dem Nonnenkloster, welches Berno dort zu errichten beabsichtigte, ist an Heinrich von Bützow zu erinnern, einen deutschen Ritter, welcher Burgmann von Gadebusch war und 1210 von Heinrich Burwy mit Marlow belehnt wurde. Wahrscheinlich führte er seinen Namen, mit welchem er schon 1194 vorkommt, von der 1171 dem Bistum Schwerin überlassenen Burg und stand demnach auch zu Brunward in einem Dienstverhältnis. Zu der sehr angesehenen Familie dieses Vasallen trat der Bischof durch Vermählung seiner Schwester (Wigburg?) in ein nahes verwandtschaftliches Verhältnis. Denn Mitglieder desselben Geschlechtes, vermutlich Nachkommen Heinrichs von Bützow, waren Thetlev von Gadebusch, ein Blutsverwandter Brunwards, sowie des letzteren gleichnamiger Schwestersohn.[45])

Bald nachdem Isfried seinen Auftrag in Boizenburg erledigt hatte, weilte er, von einem Boten nach Braunschweig gerufen, am Sterbebette Heinrichs des Löwen. In seiner Gegenwart verschied der alte Herzog, am 6. Aug. 1195, nachdem er vor dem Bischof ein Sündenbekenntnis abgelegt und die letzte Ölung von ihm empfangen hatte.[46]) Die Ansprüche auf Nordelbingien wurden auch von seinen Söhnen festgehalten, deren ältester, der Pfalzgraf Heinrich, sich den Titel eines Herzogs von Sachsen beilegte. Doch gelangten sie ebensowenig zum Ziel wie der wirkliche Sachsenherzog Bernhard. Beide traten ganz in den Hintergrund vor Dänemark, welches nur so lange an sich hielt, als es sich den unter Heinrich VI. vereinigten Kräften des deutschen Reiches gegenüber sah.

Fünfter Abschnitt.

Mecklenburg in der Zeit der deutschen Gegenkönige und unter der Herrschaft Waldemars.

Ein neuer deutscher Bürgerkrieg, erbitterter und langwieriger als die früheren, war die Ursache, daß die Herrschaft Dänemarks in Mecklenburg befestigt und vervollständigt wurde. Nachdem an Stelle des verstorbenen Königs Heinrich VI. die Anhänger des hohenstaufischen Hauses am 8. März 1198 dessen Bruder Philipp von Schwaben, die welfisch gesinnten aber im Juni Otto, den zweiten Sohn Heinrichs des Löwen, zum König erhoben hatten, war Deutschland auf längere Zeit in zwei feindliche Heerlager gespalten. Dänemark hingegen verfolgte eine rücksichtslose Eroberungspolitik, welche schon durch ihre größere Stetigkeit dem deutschen Norden überlegen war, wo die vielen einzelnen kleinen Machthaber unter dem Aushängeschilde einer Partei nur ihre Sonderinteressen im Auge hatten und darüber das Gefühl der Zusammengehörigkeit dem Nachbarreiche gegenüber allmählich verloren. Da Knut und sein Nachfolger Waldemar den deutschen Thronstreit nur aus dem Gesichtspunkte des eignen Nutzens betrachteten, so hing die Frage, wann sie sich in denselben einmischen und für welchen Bewerber sie sich erklären wollten, lediglich von dem Gewinn ab, der für sie selbst dabei in Aussicht stand. Nicht wenig gefördert wurden die dänischen Herrscher durch ihre schon traditionell gewordene Freundschaft mit dem heiligen Stuhle, welche, durch Waldemars I. Abfall von Alexander nur vorübergehend unterbrochen, in der Zeit der deutschen Gegenkönige sich mehr und mehr befestigte und darin ihren Ausdruck fand, daß die Päpste auf Grund einer von Alters her in Dänemark erhobenen Kollekte, des Peterspfennigs, dieses Reich als ein zwar zinspflichtiges, aber ihrem besonderen Schutze anvertrautes Land ansahen. Dazu kam, daß — anders als in Deutschland, wo die Heere der Hauptsache nach aus Rittern und Söldnern bestanden — in Dänemark die Masse der freien Bauern, seit Absalons Tagen durch eine auf dem Throne befestigte Dynastie und eine nationalgesinnte geistliche Aristokratie in frische kriegerische Begeisterung versetzt, zahlreiche und tüchtige Streitkräfte zu Lande und zur See zur Verfügung stellten, welche unter Waldemar II. auf den Höhepunkt ihrer Leistungsfähigkeit gebracht wurden. Durch alle diese Umstände begünstigt, vermochten die Dänen, welche auf die Beherrschung des gesamten Ostseebeckens hinarbeiteten, die angrenzenden deutschen Grafschaften sich zu unterwerfen und zugleich mit den schon früher eroberten Territorien der slavischen Fürsten

auf eine Reihe von Jahren festzuhalten, bis 1226 seine Machtstellung einen Stoß erhielt, von welchem sie sich nicht wieder erholte. Unabhängig von den großen politischen Begebenheiten brach sich im Slavenlande jene wichtige Wandelung der inneren Zustände Bahn, durch welche es, zunächst das Obotritenland, für immer dem deutschen Volkstum gewonnen wurde. Grade in der Zeit des dänischen Regimentes, dessen definitive Beseitigung erst 1227 erfolgte, hatte die Germanisierung Mecklenburgs die größten Fortschritte zu verzeichnen.

Mecklenburg im brandenburgisch-pommerschen und im holsteinischen Kriege.

Zwei von den Fürsten, welche es mit dem hohenstaufischen Philipp hielten, hatten besonderen Anlaß, den Dänen entgegenzutreten: im Osten der Markgraf von Brandenburg, dessen Interessen mit denjenigen des Königs in Pommern zusammenstießen, im Westen der als Grenznachbar von Dänemark bedrohte Graf von Holstein. Mecklenburg, in der Mitte gelegen und zum Teil noch deutsch geblieben, zum Teil dem dänischen Scepter unterworfen, wurde in die deutsch-dänischen Streitigkeiten, welche hier wie dort entbrannten, hineingezogen.

Statt an einer von Heinrich VI. angeregten Kreuzfahrt teilzunehmen, welche viele Fürsten aus dem Lande führte, hatte sich Markgraf Otto II. von seinem Gelübde entbinden lassen, um — wahrscheinlich noch zu Lebzeiten des Kaisers und mit dessen Zustimmung — Pommern, während Knut im Estland weilte, von der dänischen Herrschaft zu befreien (1197). Daß es nicht gegen den Willen der jungen Herzöge geschah, dürfen wir wegen der Gebietsberaubungen vermuten, welche Jaromar ihnen zugefügt hatte. Um sein Ansehen in Pommern wieder zu befestigen, sandte Knut im Sommer 1198 ein Heer aus, welches in die Oder einfuhr. Heinrich Burwy und Niklot II. stellten Hülfsmannschaften, welche auf der Königstraße nach Pommern vorrückten und, nachdem sie sich in Demmin mit den Truppen Jaromars vereinigt hatten, an der Oder zu den Dänen stießen. Bei den letzteren stellten sich ferner, wenn hier nicht ein Irrtum Arnolds von Lübeck vorliegt, ein Aufgebot aus der Grafschaft Ratzeburg (Polabien) ein, vielleicht weil Adelheid, welche nach dem Tode ihres Gatten Bernhard II. eine Zeit lang für ihren unmündigen Sohn das Land verwaltete, sich dem Einflusse Knuts und seiner obotritischen Vasallen nicht zu entziehen vermochte. Das dänisch-slavische Heer kämpfte übrigens unglücklich und mußte den Anführer, Bischof Peter von Röskilde, in brandenburgischer Gefangenschaft zurücklassen. Und schon im folgenden Winter (1198/99) machte Otto, dem Adolf von Holstein bereitwillig Hülfstruppen zuführte, zur Vergeltung einen Angriff auf die unter dänischer Botmäßigkeit stehenden Slaven. Indem die gefrorenen Gewässer und Sümpfe das Vordringen

erleichterten, zog das Heer durch Mecklenburg, welches als feindliches Land behandelt wurde, in das Gebiet Jaromars ein und brandschatzte das Land Tribsees. Auch die Insel Rügen würde nicht verschont geblieben sein, wenn nicht durch Tauwetter die Eisdecke des Boddens sich gelöst hätte.[1])

Infolge der Siege des Markgrafen wurde Pommern auf längere Zeit der Gewalt Knuts entzogen und geriet unter brandenburgische Oberherrschaft. Die Veränderung machte sich auch in kirchlicher Hinsicht bemerkbar, da das Bistum Kammin, bei seiner Bestätigung (1140) unmittelbar unter den päpstlichen Stuhl gestellt und 1188 in diesem Verhältnis von Clemens III. bestätigt, nach Beseitigung der dänischen Herrschaft dem Erzbischof von Magdeburg untergeordnet wurde, als dessen Suffragan Sigwin von Kammin gleich den Bischöfen von Havelberg und Brandenburg sich bekannte (um 1205). Es wird dies infolge eines Druckes geschehen sein, dem die pommersche Geistlichkeit vonseiten des Markgrafen ausgesetzt war, welcher dadurch seine Oberherrschaft in Pommern noch mehr befestigen wollte. Dieser Vorgang war wohl nicht ohne Einfluß auf die zwischen Kammin und Schwerin streitigen Diöcesangrenzen. Denn Bischof Sigwin, welchem für die verloren gegangene Selbständigkeit der Schutz des Markgrafen und des Erzbischofs einen Ersatz bot, vermochte jetzt seine Ansprüche auf Circipanien nachdrücklicher zu verfechten als früher unter dem ihm so wenig günstigen dänischen Regiment. Anscheinend war der Herrschaftswechsel in Pommern auch der Anlaß, daß die dänischen Mönche von Dargun, weil sie sich den Anfeindungen der Pommern jetzt schutzlos preisgegeben sahen, ihren bisherigen Sitz aufgaben. In ihrem Entschlusse, das Land zu räumen, wurden sie bestärkt durch die Kriegsleiden, welchen sie bei der besonders gefährdeten Lage des Klosters an der Königstraße häufig ausgesetzt waren. Der fortwährenden Verfolgungen überdrüssig, siedelten sie in das Land des ihnen befreundeten Jaromar über. An dem Flüßchen Hilda bei Greifswald, wo der Fürst ihnen schon früher einen kleinen Besitz angewiesen hatte, ließen sie sich nieder und bildeten den Convent des neuen Klosters Eldena, zu welchem Jaromar 1199 den Grund legte. Dargun aber lag nach dem Abzuge der Mönche ein Jahrzehnt hindurch wüste, so daß dort, wo früher Gottesdienst gehalten war, wilde Tiere ihre Schlupfwinkel und Räuber ihre Höhlen hatten.[2]) Im Jahre 1209 erfolgte aber eine Neubesetzung durch Mönche des Klosters Doberan, welche von Sigwin und dem Landesherrn Kasimir II. herbeigerufen wurden. Ein langjähriger Streit mit der Abtei Esrom, welche die Paternitätsrechte über Dargun nicht aufgeben wollte, wurde 1258 zu Gunsten Doberans entschieden.

Als Knut seine Entwürfe im Osten gescheitert sah, ließ er einstweilen von Pommern ab, um alle seine Kraft auf die Unterwerfung derjenigen Länder zu verwenden, welche zwischen seinem eigentlichen Reiche und dem ihm unterthänigen Slavenlande die festländische Verbindung herstellten. Hier sein Ziel zu erreichen, kam ihm das deutsche Parteigetriebe vortrefflich zu statten, zumal da Otto IV., welcher im deutschen Volke nur geringen Anhalt besaß, auf fremde Hülfe angewiesen und auch nicht abgeneigt war, sie mit Preisgabe deutscher Interessen zu erkaufen. Doch leistete der

König, indem er die Welfen und die ihm anfangs widerstrebenden sächsischen Anhänger derselben für sich gewann, ihnen seinerseits doch nur insoweit Vorschub, als unter den Fürsten der Gegenpartei auch seine eigenen Feinde sich befanden, vor allem Adolf von Holstein, der ihm als ehemaliger Verbündeter des Bischofs Waldemar besonders verhaßt war. Die Herren der mecklenburgischen Territorien ergriffen in dem dänisch-holsteinischen Kriege, welcher die für unsere Territorialgeschichte wichtige Aufteilung der Grafschaft Ratzeburg zur Folge hatte, teils für, teils gegen Adolf die Waffen.

In der Grafschaft Ratzeburg erlosch mit dem unmündigen Bernhard III., welcher seinen Vater nur um einige Jahre überlebte, das Geschlecht der Badewide (um 1200). Die Herrschaft des Landes ging nun auf den Grafen Adolf von Dassel über, mit welchem sich die verwitwete Gräfin Adelheid in zweiter Ehe vermählte. Er entstammte einem in der Nähe von Hildesheim begüterten Geschlechte und war ein Neffe des als Reichskanzler unter Kaiser Friedrich I. berühmt gewordenen Erzbischofes Rainald von Köln. Seine neue Stellung, zu welcher Erbansprüche ihn schwerlich berechtigten, verdankte er wohl dem ihm nahe verwandten und befreundeten Adolf von Holstein, als dessen Statthalter in der Zeit des Kreuzzuges wir ihn bereits kennen gelernt haben. Auch als Graf von Ratzeburg bewahrte er ihm seine Freundschaft und begab sich in den Schutz des ihm an Macht überlegenen Nachbaren, gewiß zum Verdrusse Knuts, unter dessen Einfluß die Grafschaft vermutlich zuletzt gestanden hatte. Nur kurze Zeit erfreute er sich der neu erworbenen Herrschaft, da er infolge seiner engen Verbindung mit dem mehr kühnen und waghalsigen als zielbewußten und politisch verständigen Holsteiner in dessen Mißgeschick hineingerissen wurde.

Vielleicht war Adolf von Dassel schon in dem Besitze des Landes, als er seinen Freund an den Hof des Königs Philipp begleitete, wo beide am 19. Jan. 1200 anwesend waren. Vereinigt zogen die Grafen, welche trotz der von zwei Seiten drohenden Gefahr als offene Parteigänger Philipps handelten, gegen Lauenburg, um die Welfen aus ihrem widerrechtlichen Besitz am rechten Elbufer zu verdrängen. Da Pfalzgraf Heinrich, welcher die welfischen Kriegsoperationen im östlichen Sachsen leitete, keinen Entsatz zu bringen vermochte, ließen die Verteidiger den Dänen die Besetzung des Platzes anbieten. Doch mußte sich Lauenburg, wo schon die dänische Fahne aufgepflanzt werden sollte, aus Mangel an Lebensmitteln ergeben, bevor Knut zur Befreiung herbeieilen konnte. Auch das Schloß Boizenburg, dessen Inhaber vermutlich Gunzelin von Schwerin war, scheinen die beiden Grafen damals erobert zu haben. Daß es der Gegenpartei verloren ging, wird zwar nicht ausdrücklich überliefert, geht aber aus einer Urkunde hervor, nach welcher Adolf von Holstein auf einige Zeit als Herr von Lauenburg und Boizenburg auftrat.[3]) Von Siegeszuversicht erfüllt, zogen die beiden Namensvettern, deren Stellung an der Elbe für die Vereinigung Knuts mit den Welfen ein starkes Hindernis bildete, in das Land der Dithmarschen, welche aus Überdruß an der ihnen vor kurzem aufgezwungenen holsteinischen Herrschaft sich dem dänischen Reiche zugewandt hatten, und bestraften die Abgefallenen durch Verheerung ihres Gebietes.

Aufgebracht über diese Vorfälle, ließ der König bald genug beide Gegner seinen Zorn fühlen. Zunächst griffen auf sein Geheiß die Obotriten zu den Waffen und fielen, von ihren beiden Fürsten geführt, in die Grafschaft Ratzeburg ein. In der Nähe von Wittenburg, bei dem Dorfe Waschow, stellte sich ihnen Adolf von Dassel mit den Seinigen entgegen (25. Mai 1201). Nachdem auf beiden Seiten die Schlachtreihen geordnet waren, drang zuerst Nicolaus stürmischen Mutes in die Feinde ein, wurde aber im Handgemenge erschlagen, „ein vortrefflicher, einsichtsvoller Mann, durch dessen Untergang das ganze Slavenland in Trauer versetzt ward". Voll Begierde, den Tod des Fürsten zu rächen, rückten die Slaven, des eigenen Lebens nicht achtend, um so ungestümer gegen die Deutschen vor und richteten ein großes Blutbad unter ihnen an. Abgesehen von den Gefangenen blieben 700 tot auf dem Platze, und kaum gelang es noch dem Grafen Adolf, in Begleitung einiger Ritter zu entkommen. Das Land Ratzeburg lag aber nach Arnolds Versicherung, „da es an Männern fehlte, fast unbebaut da und brachte, weder vom Pfluge noch vom Gespann der Rinder berührt, nur Dornen und Unkraut hervor." Burwy kehrte mit der Leiche seines Vetters in die Heimat zurück und sorgte für eine ehrenvolle Bestattung; es war das erste Fürstenbegräbnis im neuen Kloster Doberan. Auch Jaromar von Rügen, der vielleicht beim Kampfe mitgewirkt hatte, soll bei der Feier zugegen gewesen sein.[4])

Während Adolf von Dassel durch die Slaven in Anspruch genommen wurde, hatte sein Verbündeter mit Unruhen im eigenen Lande zu kämpfen, welche durch Umtriebe und Bestechungen von Dänemark aus genährt wurden, so daß Knut sich einen zahlreichen Anhang unter der holsteinischen Ritterschaft verschaffte. Auch Adolf von Dassel, dessen neue Herrschaft noch wenig Wurzel in der Grafschaft gefaßt hatte, konnte sich nach der Schlacht bei Waschow auf die Treue seiner Vasallen nicht mehr verlassen, da er für das erlittene Unglück verantwortlich gemacht wurde. Äußerst gefährdet war jetzt die Lage der beiden hohenstaufischen Parteigänger im Norden der Elbe, da neue vernichtende Schläge von den Dänen in Aussicht standen, während doch auf wirksame Hülfe aus Deutschland zunächst nicht zu rechnen war. Denn das Kriegsglück, welches sich anfangs so entschieden für Philipp erklärt hatte, war schwankend geworden, und Papst Innocenz III. trat jetzt offen für Otto ein. Von der welfischen Partei, zu welcher die Grafen in ihrer bedrängten Lage übergetreten zu sein scheinen, geschah nichts für sie.

Nachdem Knut seinem Vorhaben durch Schwächung der Feinde genügend vorgearbeitet hatte, bemächtigte sich der Thronfolger, sein Bruder Herzog Waldemar von Jütland, im Herbst 1201 mit Hülfe der dänisch gesinnten Partei in raschem Siegeszuge ganz Holsteins bis auf einige feste Plätze. Noch leichtere Arbeit hatte er im Lande Adolfs von Dassel, welcher sich, da er Gegenwehr für aussichtslos hielt und Verrat unter den Seinigen befürchtete, aus der Grafschaft entfernte. Freiwillig übergaben nun seine Vasallen die Festung Ratzeburg dem Herzoge, welcher dort am 1. November[5]) einzog, worauf auch die Mannen von Gadebusch und Wittenburg die Waffen

streckten. Lauenburg, dessen Besatzung den Holsteinern treu blieb, wurde vergeblich belagert.

Adolf von Dassel hat sein Land nie wiedergesehen. Bei rechtzeitigem und entschiedenem Anschluß an Otto IV. würde er zwar nicht seine Selbständigkeit, aber doch den Besitz seiner Herrschaft wahrscheinlich ebenso gerettet haben wie sein Schweriner Nachbar Gunzelin. Durch seine Familientraditionen und durch einen Teil seiner Besitzungen auf die welfische Partei angewiesen, handelte der letztere seinem politischen Vorteile gemäß, indem er auch gegen Knut eine freundschaftliche Haltung bewahrte, was freilich unter den obwaltenden Umständen eine gewisse Abhängigkeit mit sich brachte. Bald nach dem Verluste Boizenburgs sehen wir ihn im Gefolge des dänischen Heeres. Denn bereitwillig folgte er dem Rufe des Herzogs Waldemar, als derselbe, begleitet von den Dithmarschen und den zu ihm übergetretenen holsteinischen und ratzeburgischen Rittern, im Winter zum zweiten Male gegen Adolf zu Felde zog, welcher sich in Hamburg festgesetzt hatte. Ebenso wie Burwy, welcher sich an der Spitze seiner Obotriten einfand, wirkte Gunzelin an der Belagerung der Stadt mit, in welcher der Holsteiner, von allen Seiten eingeschlossen, in solche Bedrängnis geriet, daß er, um nur seine persönliche Freiheit zu retten, sich zur Auslieferung Lauenburgs verpflichten mußte (26. Dezember). Um das Versprechen zur Ausführung zu bringen, wurde er der Bewachung Gunzelins übergeben, welcher ihn unter sicherem Geleite nach Lüneburg bringen sollte. Sobald aber die Dithmarschen bemerkten, daß der verhaßte Schauenburger, welcher noch kürzlich ihr Land verwüstet hatte, Hamburg verlassen habe und sich im Lager des Schweriner Grafen befinde, rotteten sie sich zusammen und wollten, des Vertrages nicht achtend, ihrem Feinde an das Leben. Jener aber schützte den seiner Obhut anvertrauten Gegner und stellte sich mit seinen Rittern den Anstürmenden kühn entgegen, bis die Anführer des herzoglichen Heeres erschienen und der Not des bedrängten Holsteiners ein Ende machten. Um diese Zeit sah vermutlich Gunzelin den König Otto IV., welcher (um Neujahr 1200) in Hamburg eine Zusammenkunft mit dem Herzog hatte und seinen jüngsten Bruder Wilhelm mit einer Schwester desselben verlobte. Der Besitz Lauenburgs entging jedoch auch diesmal den Dänen, obwohl Adolf in die Festung hineingeführt wurde und mit eindringlichen Bitten auf die Besatzung einzuwirken suchte. Da er die Burgmannen nicht zur Aufopferung des Platzes zu bestimmen vermochte, so erhielt er auch seine Freiheit nicht wieder, sondern wurde, an Händen und Füßen gefesselt, dem eigenen Lande zum Spott, von Waldemar durch Holstein nach Dänemark geführt. Auch einer dritten Belagerung im Frühjahr (1202) trotzte die Festung.

Nachdem am 12. November 1202 Knut gestorben war, bestieg sein Bruder, der siegreiche Waldemar, als der zweite seines Namens, den dänischen Königsthron, ein heldenhafter Herrscher, welcher sich weite Ziele gesteckt hatte und sie mit Thatkraft verfolgte. Alsbald that er Schritte, um den letzten Widerstand im Norden der Elbe zu brechen und die besetzten Länder in den dänischen Staatsverband einzufügen. Nachdem die Lübecker,

denen er später ihre kaiserlichen Privilegien bestätigte, ihn als Herrn der Dänen, Slaven und Nordalbingier begrüßt hatten (August 1203), zog er mit einem zahlreichen Gefolge von geistlichen und weltlichen Großen, die sich aus Dänemark und den Grafschaften, sowie aus dem Obotritenlande und aus Rügen um ihn scharten, gegen die Lauenburg, welcher er so hart zusetzte, daß endlich die Verteidiger sich zu Unterhandlungen bequemten und den Platz auslieferten. Adolf von Holstein, welcher nun zwar seine Freiheit, aber nicht sein Land wieder erhielt, mußte dem König als Bürgschaft für sein künftiges Verhalten Geiseln stellen, unter welchen sich außer zwei eigenen Söhnen ein Sohn des Grafen Heinrich von Dannenberg — vermutlich der Jüngere, Heinrich, nicht dessen älterer Bruder Volrad — und Ludolf von Dassel, ein Neffe des vertriebenen Grafen von Ratzeburg, befanden.[6])

Um die förmliche Anerkennung Ottos IV. und Unterstützung gegen Philipp zu erlangen, scheinen die Welfen in einem Vertrage, welcher auf Antrieb der römischen Curie zustande kam (1203), ihren Ansprüchen auf Nordelbingien förmlich entsagt zu haben. Ihre Hoffnung, der König würde seinen Schwager Wilhelm, welchem bei der Erbteilung der welfischen Lande (1202?) wohl nicht ohne Absicht Lüneburg und „aller Besitz jenseit der Elbe bis zum Meere und bis Slavien" zugesprochen wurde, mit den eroberten Ländern belehnen, ging jedoch nicht in Erfüllung. Vielmehr verlieh Waldemar Holstein an einen Grafen aus askanischem Geschlechte, seinem Schwestersohne Albrecht von Orlamünde, ohne an der nahen Verwandtschaft dieses ihm ganz ergebenen Mannes mit den Hauptvertretern der hohenstaufischen Partei Anstoß zu nehmen (1202 oder 1203). Wohl im Anschluß hieran wurde eine Länderteilung vorgenommen, welche noch heute nachwirkt, da ihr die Westgrenze des Großherzogtums Mecklenburg Schwerin ihre Entstehung verdankt. Der Bezirk von Lauenburg (Sadelband) und das Burggebiet von Ratzeburg finden wir nämlich nachher ebenfalls in den Händen des Grafen von Orlamünde. Von dem noch übrigen größeren Teile der Grafschaft Ratzeburg stand aber 1210 das Land Gadebusch unter der Herrschaft Heinrich Burwys, und 1204 das Land Wittenburg unter den Schweriner Grafen. Letzteren gehörte 1208 auch Boizenburg, welches demnach aus der Verbindung mit Lauenburg wieder gelöst war. Es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß diese Länder den Preis bildeten für die Hülfe, welche Burwy und Gunzelin im holsteinischen Kriege geleistet hatten.

Auf welcher Seite Heinrich von Dannenberg im letzten Kriege gestanden hatte, läßt, wenn auch die Quellen darüber schweigen, die Geiselstellung seines Sohnes erraten. Daß er gleich den Grafen von Holstein und Ratzeburg durch seine Parteinahme gegen Dänemark sein rechtselbisches Gebiet einbüßte, dürfte aus späteren Begebenheiten zu schließen sein.

Einen großen Gewinn hatte die Grafschaft Schwerin davongetragen, welche sich jetzt vom Schweriner See und der Warnow ohne Unterbrechung an die Elbe und bis in die Nähe der alten lüneburgischen Lehngüter erstreckte. Unter den Wirren der folgenden Zeit kamen zwar die neu erworbenen Gebiete vorübergehend wieder abhanden; doch haben sich schließlich die Grafen im Besitze derselben behauptet.

Die Grafschaft Schwerin im Kampfe mit Waldemar und Vollendung der dänischen Herrschaft.

Gunzelin II. und sein jüngerer Bruder Heinrich, welcher seit etwa 1200 neben dem älteren als Graf von Schwerin vorkommt, standen seit dem letzten Kriege in Lehnsverhältnis zu Waldemar, wenigstens für Wittenburg, welches sie, ebenso wie Burwy das Land Gadebusch, nur aus der Hand des Königs empfangen haben können, der diese Gebiete erobert hatte. Indessen fehlte noch viel daran, daß die Grafen von Dänemark wirklich bezwungen waren. Von dänischem Machtbereiche rings umgeben, waren sie dennoch die einzigen im Norden der Elbe, welche in wiederholten Kämpfen die Übermacht Waldemars abzuwehren versuchten.

Daß die Schweriner Brüder an der welfischen Verbindung zunächst noch festhielten, war selbstverständlich. Wurden doch Ottos IV. Aussichten dadurch bedeutend gebessert, daß die bisher gefährdeten welfischen Erblande durch Dänemark im Rücken gesichert waren. Dann aber erfolgte mit dem Abfall des eigenen Bruders, des Pfalzgrafen Heinrich (1204), ein so jäher Umschwung des Glückes, daß der König seinen Gegnern überall das Feld räumen mußte und nach Verlauf von 2 Jahren fast isoliert in Deutschland dastand. Unter solchen Umständen ist es erklärlich, wenn Gunzelin und Heinrich, auch auf die Gefahr hin, es mit Dänemark zu verderben, die verlorene Sache Ottos fallen ließen. Bei der Sinnesart eines Herrschers wie Philipp, dessen vollständiger Sieg die Herstellung der Reichsgewalt an der Elbe erwarten ließ, stand für sie zuviel auf dem Spiele, als daß sie ihr Geschick für immer an das des unglücklichen Gegenkönigs hätten ketten sollen. Auf eine veränderte politische Haltung der Grafen deutet es hin, daß sie mit dem Markgrafen von Brandenburg in Verkehr traten, mit welchem auch die Grafen von Dannenberg wieder in Verbindung standen.[7]) Einen Bruch mit Waldemar brauchte dies nicht sogleich zur Folge haben. Denn trotz des Bündnisses, welches er 1203 mit Otto geschlossen hatte, stand er während der nächsten Jahre dem Thronstreite kühl und gleichgültig gegenüber und mischte sich nicht weiter ein als ihm zur Befestigung seiner Stellung in den eroberten Gebieten nötig schien. Als aber der Welfe, von allen verlassen, als ein König ohne Land in Braunschweig saß, fand er mit seinen Bitten um Hülfeleistung Gehör bei Waldemar, welcher in der Wiedererstarkung des Reiches unter dem Hohenstaufen eine große Gefahr für seine deutschen Eroberungen erblickte und daher wieder mit Rat und That für Otto eintrat. Mit um so größerem Argwohn wird er, um nicht in seiner unmittelbaren Nähe die Gegenpartei aufkommen zu lassen, die Schritte der Schweriner Grafen beobachtet haben. Bald traten Ereignisse ein, welche ihm keinen Zweifel mehr darüber ließen, daß ihm ein Kampf mit Philipp um den Besitz Nordelbingiens bevorstehe.

Das an der Elde gelegene Schloß Grabow gehörte dem Edlen Johann Gans von Putlitz aus der bekannten Dynastenfamilie dieses Namens. Wir sehen in ihm trotz seiner märkischen Herkunft einen dänischen Schütz-

ling, welcher, nachdem die Grafen von Dannenberg des ihnen von Heinrich dem Löwen überwiesenen nordelbischen Besitzes verlustig gegangen waren, sich dort eingedrängt und die Hauptburg des Gebietes besetzt hatte. Gegen diesen ihren neuen Nachbar ergriffen Gunzelin und Heinrich die Waffen, entrissen ihm Grabow und jagten ihn aus dem Lande — eine Feindseligkeit, welche der König als eine ihm selbst zugefügte Kränkung betrachtete. Schwerlich würden die Grafen bei ihrer außerordentlich exponierten Lage es gewagt haben, den Gewaltigen zu reizen, wenn sie nicht einer Mitwirkung von anderer Seite her sicher gewesen wären. Eine nicht geringe Gefahr erwuchs nämlich damals dem Dänenkönige aus den erneuten Umtrieben seines unruhigen Vetters, des Bischofes Waldemar, welchen er 1206 aus der Haft entlassen hatte. Nach dem Tode Hartwigs (November 1207) wurde er, da die Bremer Domherren gleich den Stiftsministerialen und Bürgern in ihrer Mehrheit staufisch gesinnt waren und durch die dänische Herrschaft in dem Hauptteile ihres Sprengels das Ansehen ihrer Kirche herabgedrückt sahen, abermals zum Erzbischof gewählt und fand — etwa im März 1208 — in Bremen Eingang, unter Mitwissen und mit offener Zustimmung Philipps, welcher der deutschen Kirche jenseits der Elbe wieder den ihr gebührenden Einfluß verschaffen wollte. Zwischen diesen Vorgängen und der Erhebung der Schweriner Grafen hat jedenfalls ein im einzelnen nicht näher erkennbarer Zusammenhang stattgefunden. König Waldemar erachtete die Unterstützung seines ärgsten Feindes, den er als deutschen Kirchenfürsten in seiner Nähe unmöglich dulden durfte, einer Kriegserklärung gleich; und bei Zeiten schickte er sich an, die Schweriner Brüder und den Bischof Waldemar, welche gewissermaßen die am weitesten nach Norden vorgeschobenen Posten der hohenstaufischen Macht bildeten, unschädlich zu machen. Während der König selbst, um seinem Vetter entgegenzutreten, mit großem Heere an der Elbe erschien, griff Albrecht von Orlamünde die Grafen Gunzelin und Heinrich an und belagerte und zerstörte ihr Schloß Boizenburg. Auch der König selbst fand sich ein und nahm Rache für seinen Grabower Schutzbefohlenen, indem er das ganze Schweriner Land verheerte.[8]) Schwerin wurde damals vermutlich von den Grafen gehalten; Wittenburg hingegen ging verloren und wurde von Albrecht besetzt.

Trotz der erlittenen Verluste war die Lage der Schweriner keineswegs hoffnungslos, da Philipp von Schwaben, um seine Gegner völlig zu vernichten, von allen Seiten Truppen in Bamberg sich sammeln ließ, während die Fürsten des Nordostens in Quedlinburg zu ihm stoßen sollten. Auch Otto IV. rüstete sich und setzte seine Burgen instand, gleichsam eine Vormauer für den Dänenkönig, welcher, sobald der letzte Widerstand gebrochen war, die Feinde hinter der Elbe erwarten mußte. Bereitwillig hatte Waldemar, als der Welfe auf den Trümmern von Boizenburg als Schutzflehender vor ihm erschien, ihn mit Geld und Truppen unterstützt. Bei Philipps Überlegenheit konnte indessen der Ausgang des Kampfes kaum zweifelhaft sein, und den Grafen, welche sich Ansprüche auf die Dankbarkeit des deutschen Königs erworben hatten, stand vielleicht ein Zuwachs an Macht und Bedeutung in Aussicht.

Der plötzliche Tod, welcher dem Könige Philipp in Bamberg durch Mörderhand bereitet wurde (21. Juni 1208), warf alle bisherigen Berechnungen über den Haufen, und die Heerscharen, welche den Reichsadler siegreich nach Norden hatten tragen wollen, lösten sich unverrichteter Sache wieder auf. Heinrich von Schwerin treffen wir am 8. Juli und am 15. November bei dem Markgrafen Albrecht. Beide Brüder traten wie die bisherigen Anhänger Philipps zu Otto über, dessen Königtum, da man des Bürgerkrieges überdrüssig war, von Fürsten beider Parteien zu einem für das ganze Reich gültigen erhoben wurde (Frankfurt 11. Novb.), unter Zustimmung des Papstes, welcher sich dem Herrscher sehr willfährig erwies. Gunzelin nahm am 2. Mai 1209 an einer Versammlung in Altenburg teil, wo der König von den Fürsten und Grafen des Nordostens einen Landfrieden beschwören ließ. Gewiß war es ihm wie den gleichfalls am Hofe anwesenden Grafen von Holstein und Dassel aus der Seele gesprochen, als in Braunschweig, wohin man sich zur Feier des Pfingstfestes von Altenburg aus begab, der Sachsenherzog Bernhard den ehernen Löwen mit den Worten anredete: „Wie lange willst du noch deinen Rachen nach Osten aufsperren? — Wende dich jetzt lieber nach Norden.“[9]) In der That mußte dem Welfen, seitdem er die Rolle eines Gegenkönigs mit der eines Reichskönigs vertauscht hatte, die Vertreibung der Dänen vom deutschen Boden am Herzen liegen; auch hatte er dahin zielende Verpflichtungen, die indessen geheim gehalten wurden, bereits übernommen. Vorläufig hielt er aber, da er in der Beruhigung Deutschlands und in der Wiedergewinnung der Rechte des Reiches in Italien seine nächste und wichtigste Aufgabe erkannte, das Bündnis mit Dänemark noch aufrecht. Auch würde er durch einen Angriff auf dasselbe den päpstlichen Stuhl erzürnt haben, bei welchem Waldemar hoch in Gunst stand. Wie er daher die Vertreibung des Erzbischofs Waldemar aus Bremen ruhig geschehen ließ, so hatten auch die durch Dänemark geschädigten Fürsten ein bewaffnetes Eingreifen vonseiten des deutschen Königs zunächst nicht zu erwarten.[10]) Aber den Schweriner Grafen kam es doch zu statten, daß Waldemar sie jetzt, da sie getreue Anhänger seines deutschen Verbündeten geworden waren, wenigstens schonte und in Schwerin duldete, wenngleich Wittenburg von Albrecht von Orlamünde nicht wieder herausgegeben wurde.[11]) Das Land Boizenburg wurde wahrscheinlich bald nach Beendigung des Kieges von den Dänen wieder geräumt; die Grafen erbauten dort als Ersatz für die 1208 zerstörte Burg in der Nähe derselben (auf dem „Schloßberge“ bei Gotheim) das neue Schloß Wotmunde.[12]) Für den jungen Heinrich von Dannenberg und die übrigen Geiseln, welche Adolf von Holstein hatte stellen müssen, war die vereinbarte zehnjährige Frist zwar erst im August 1213 abgelaufen; einer durch Mißverständnisse verdunkelten Nachricht über Freilassung deutscher Grafensöhne aus dänischer Haft im Jahre 1210 wird aber etwas Wahres zu Grunde liegen.

Während Gunzelin in Deutschland zurückblieb und die heimische Grafschaft verwaltete, folgte Heinrich dem König Otto nach Italien, wohin derselbe nach Beendigung des Braunschweiger Festes aufbrach, um vom Papste die Kaiserkrone zu empfangen (Oktb. 1209) und im Süden der Alpen den

verloren gegangenen Zusammenhang mit dem Reiche wiederherzustellen. Zuerst begegnen wir dem Grafen am 22. Juni 1210 bei Piacenza, zu einer Zeit, als Otto bereits im Begriffe stand, über die Grenzen des ihm zustehenden Rechtes hinaus seine Macht in Italien auszubreiten, so daß sein Verhältnis zum päpstlichen Stuhle sich zu trüben begann. Zugleich mit Adolf von Schauenburg und Adolf von Dassel machte darauf Heinrich im August den Angriff auf den nördlichen Teil des Patrimoniums Petri mit. Auch beteiligte er sich an dem Feldzuge nach Apulien, welcher einen vollständigen Bruch mit Innocenz III. zur Folge hatte; sollte doch der jugendliche König Friedrich, des Papstes Vasall und Schützling, der von seinem Vater Heinrich VI. ererbten Krone Neapels und Siciliens beraubt werden. „Wegen der ausgezeichneten Dienste, die ihm sein geliebter und treuer Graf Heinrich geleistet habe," bestätigte Otto am 4. Janaur 1211 zu Capua die Privilegien des Bistums Schwerin. Unbekümmert um den gegen ihn geschleuderten Bannfluch des Papstes, welcher am 18. November 1210 feierlich verkündet war, nahm der Kaiser alle bedeutenden Orte des Festlandes, wie Barletta, wo Heinrich am 16. Juni im kaiserlichen Lager stand, in seinen Besitz und nötigte den Hohenstaufen zur Flucht nach Sicilien. Schon schickte er sich zur Überschreitung der Meerenge von Messina an, als die Kunde, daß eine Gegenpartei in Deutschland zu Gunsten des von ihm bekämpften Königs Friedrich ihr Haupt erhoben habe, ihn im Oktober zur Rückkehr bewog. Im November treffen wir daher den Grafen in Monte Fiascone in Tuscien, am 27. Januar 1212 bei Lodi, und im März befand sich das deutsche Heer wieder auf deutschem Boden in Mainz.[13])

Solange der Friede zwischen Reich und Kirche von Bestand blieb, ist auch von Streitigkeiten mit Dänemark nicht die Rede. Waldemar, für welchen mit der förmlichen Verzichtleistung seines erzbischöflichen Vetters die Hauptursache der Feindschaft beseitigt war, wandte sich einem anderen Felde seiner Eroberungspolitik zu, indem er einen Kreuzzug gegen das heidnische Samland unternahm und bei dieser Gelegenheit zugleich den polnischen Herzog Mestwin von Hinterpommern zu Tribut und Huldigung zwang. Andererseits wird Otto, von Innocenz selbst dazu aufgefordert (Oktb. 1210), der Kampflust „einiger Deutschen", wahrscheinlich der askanischen Fürsten, von Italien aus selbst entgegengetreten sein.[14]) Der Bannfluch des Papstes aber wirkte wie auf die Einheit des Reiches, so auf die deutsch-dänischen Beziehungen sogleich in störender Weise ein. Auf Grund eines gefälschten Diploms spricht Otto in jener für das Bistum Schwerin ausgestellten Urkunde wieder von einem Herzogtum Sachsen im Norden der Elbe, welches an Pommern und an Rügen grenze. Deutlich offenbarte sich aber seine feindselige Stimmung gegen Dänemark, als 1211 Herzog Bernhard, „gleichsam nach dem Wunsche des Kaisers" den Erzbischof Waldemar wieder auf seinen Bremer Sitz zurückführte.

In demselben Jahre geriet Waldemar wegen der Vorherrschaft über Pommern mit dem Markgrafen von Brandenburg in einen Krieg, welcher die Wiederunterwerfung der Herzöge Bogislav II. und Kasimir II. zur Folge hatte und sich möglicherweise auch gegen die Obotriten richtete. Da

Arnolds Chronik, welche uns bisher vielfach begleitete, mit dem Jahre 1209 leider verstummt, so sind wir für den Verlauf des Kampfes auf einige dürftige annalistische Notizen angewiesen, aus welchen hervorgeht, daß der König mehrere Festungen in seine Hände brachte und das bei einer früheren Gelegenheit zerstörte Demmin wieder aufbaute. Ferner heißt es in einer glaubwürdigen, von einem Zeitgenossen herrührenden dänischen Aufzeichnung, daß damals die Burgen „Nienburg und Lichtenhagen“ zerstört seien. Es fragt sich, ob die letztgenannte Burg auf Lichtenhagen bei Warnemünde zu beziehen ist. In Pommern findet sich ein Ort dieses Namens nicht, und die Kolonisierung Mecklenburgs war damals schon so weit vorgeschritten, daß die Endung -hagen keinen Anlaß zu Bedenken giebt. Die Richtigkeit jener Annahme vorausgesetzt, dürften wir combinieren, daß Burwy sich zeitweilig den Brandenburgern angeschlossen hatte, durch den Fall jener beiden Festungen aber wieder zur Unterwerfung gebracht wurde.[15])

Von einer Mitwirkung Gunzelins von Schwerin in den Streitigkeiten jenes Jahres hören wir nichts, sei es, daß er eine vorzeitige Auflehnung gegen den Dänenkönig nicht wagte, oder daß die Freundschaft, in welcher wir ihn später mit Waldemar sehen, schon in dieser Zeit sich anbahnte.[16]) Hingegen gehörte Heinrich zu denjenigen, welche dem dänischen Übergewichte im Norden entgegenarbeiteten und in ihrem eignen Interesse den König Otto in seiner feindseligen Gesinnung gegen Dänemark bestärkten, mit welcher er aus Italien zurückkehrte. An eine ernstliche Aktion im Norden konnte aber nicht gedacht werden, bevor nicht im Reiche selbst das kaiserliche Ansehen wiederhergestellt war, da eine Anzahl von Fürsten in Ottos Abwesenheit, durch Briefe des Papstes aufgereizt, den grade damals hart bedrängten Hohenstaufen Friedrich im Sept. 1211 zum Gegenkönig erhoben und dadurch einen neuen Bürgerkrieg entfesselt hatten. In Thüringen, wo die Opposition ihren Hauptsitz hatte, wohnte Heinrich dem Kriege gegen den Landgrafen bei. Nachdem schon mehrere Burgen desselben erobert waren, koncentrierte sich das kaiserliche Heer im Juli um die Festung Weißensee. Hier war der Graf an den Verhandlungen des Kaisers mit Albrecht von Brandenburg beteiligt, welcher auf dem Kriegsschauplatze sich eingefunden hatte und nach den von Waldemar erlittenen Verlusten mit Ottos Hülfe in Pommern wieder die Oberhand zu erringen hoffte.[17]) Von letzterem erhielt er das Versprechen bewaffneten Beistandes, falls gütliche Vermittelungen bei den Dänen und Slaven nicht zum Ziele führten, und gab dagegen die Zusicherung, dem Kaiser zur Erhaltung seiner Herrschaft gegen jedermann im nordöstlichen Deutschland treu zu dienen. Unter denjenigen, welche als Mitgelober des Markgrafen die Abmachung beschworen und sich für den Fall eines Vertragsbruches zum Einlager in Braunschweig zu stellen versprachen, wird an erster Stelle Heinrich von Schwerin genannt.

Waldemar war in einer ähnlichen Lage wie 1208, hatte also allen Grund, für den Bestand seiner Herrschaft in Deutschland besorgt zu sein. Schon nahe dem Ziele, mußten dennoch Heinrich und seine Freunde ihre Kampflust zügeln, da Otto sich genötigt sah, nach Süddeutschland aufzubrechen, bei

der Unzuverlässigkeit seines Anhanges, die sofort zum Vorschein kam, als der Gegenkönig Friedrich, vom Papste anerkannt, in Deutschland anlangte und wieder einen Sammelpunkt für die hohenstaufische Partei bildete. So sah sich Otto, um sich den Rücken frei zu halten, wieder auf die Gunst Waldemars angewiesen, welcher seinerseits, solange noch der Kaiser zu fürchten war, Konflikte mit den Freunden desselben zu vermeiden wußte und in Fortsetzung seiner früheren Politik keine offene Parteinahme für den einen oder den anderen Thronbewerber zu erkennen gab, trotz des Zornes, in welchen die Rückführung seines Vetters nach Bremen ihn versetzt hatte; „1213 ruhte die Heerfahrt in Dänemark“ heißt es in den dänischen Annalen.

Verhängnisvoll für die Grafschaft Schwerin wurde aber das folgende Jahr, dasselbe, in welchem Otto als Verbündeter der Engländer nach dem Westen zog, um durch den mit den Hohenstaufen und mit Waldemar zu jener Zeit befreundeten König Philipp August von Frankreich bei Bouvines eine entscheidende Niederlage zu erleiden (27. Juli). Da war für Waldemar, welcher sich dem päpstlichen Stuhle gefällig erwies, wenn er für die „Ehre und Erhebung“ Friedrichs durch Bekämpfung gemeinsamer Gegner thätig war, Antrieb genung vorhanden, die Feindseligkeiten in Norddeutschland wieder aufzunehmen, wo Heinrich von Schwerin gleich dem Markgrafen und dem neuen Herzog Albrecht von Sachsen (Sohn des 1211 verstorbenen Bernhard) bei der Partei Ottos ausharrte, während Adolf von Schauenburg sich der neu aufgehenden Sonne des Hohenstaufen zuwandte. Ein deutliches Bild vermögen wir uns auch von diesem Kriege nicht zu entwerfen; doch lassen sich zwei Schauplätze desselben unterscheiden, auf welchen mit wechselndem Erfolge, aber schließlich mit glücklichem Ausgange für Waldemar, gestritten wurde. In Pommern wurden Pasewalk und Stettin, welche der Markgraf besetzt hatte, von den Dänen wieder gewonnen. An der Elbe zerstörte der König die neue schwerinische Festung Wotmunde; aber auch in dieser Gegend trat ihm der Markgraf gegenüber und brach die Burg „Primberge,“ welche, wie wir vermuten, oberhalb Dömitz an der Elde (bei dem Dorfe Polz), also in der Grafschaft Dannenberg, gelegen war; wenigstens hatte dort den Namen „Primerberg“ noch im 16. Jahrhundert eine „Landtwer,“ auf welcher die mecklenburgischen Herzöge früher ein „Blockhaus“ besessen hatten. Der hier erlittene Verlust wurde aber von Waldemar dadurch wieder ausgeglichen, daß er eine brandenburgische Festung, wahrscheinlich Muchow (südlich von Parchim), in seine Gewalt brachte.[18]) Das 1211 erneuerte Lehnsverhältnis Pommerns zu Dänemark wurde durch den Sieg des Königs noch mehr befestigt und blieb auf längere Zeit ungestört, um so mehr, da die Unterordnung der Herzöge, wie die Ehe Kasimirs II. mit der dänischen Prinzessin Ingard vermuten läßt, eine freiwillige war. Das für uns wichtigste Ergebnis des Krieges bestand aber darin, daß Gunzelin und Heinrich gezwungen wurden, ihre Grafschaft von Waldemar zu Lehn zu nehmen. Das wichtige Boizenburg wurde ihnen jedoch nicht wieder anvertraut, sondern an Albrecht von Orlamünde gegeben, welcher auch Wittenburg in seinem

Besitze behielt, so daß sich die Herrschaft der Schweriner Grafen wieder auf ihr Stammland beschränkte.[19])

Der Sieg Waldemars war zugleich ein Gewinn für die Hohenstaufen, wie er für die Partei Ottos IV. eine Schwächung bedeutete. Wir wissen zwar nicht, wie weit die Verhandlungen zurückreichten, in welche Friedrich, der in Sachsen noch mit einem heftigen Widerstande zu rechnen hatte, sich mit den Dänen einließ. Das Resultat derselben haben wir in einer Urkunde vor uns, welche erst im December 1214 oder zu Anfang des folgenden Jahres in Metz ausgefertigt wurde; wahrscheinlich liegt aber ein schon früher (etwa im August) entstandenes Koncept zu Grunde, so daß Waldemar in jenem Kriege wohl schon als förmlicher Verbündeter Friedrichs handelte.[20]) Ein hoher Preis war es, um welchen die Freundschaft der Dänen erworben werden mußte. Denn „mit Rat und Zustimmung der Fürsten des römischen Kaiserreiches“ trat Friedrich für sich und seine Nachfolger dem Dänenkönige, „um die Feinde seines Kaisertums zu bezwingen,“ alle Gebiete jenseits der Elde und Elbe ab, welche Knut, gereizt durch viele Beleidigungen, im Verein mit seinem Bruder Waldemar erobert hatte, dazu auch alles, was König Knut in Slavien durch seine oder seines Vaters Bemühungen besaß.“ So wurde mit Holstein und Pommern fast ganz Mecklenburg den Dänen preisgegeben. Daß im letzteren ihre Herrschaft nur bis an die Elde reichen sollte, stand in Einklang mit den älteren Bestimmungen über die Markengrenze, welche nach der Ächtung Heinrichs des Löwen zu Gunsten der Brandenburger wieder in Kraft getreten sein werden; dem Bistum Havelberg wurde schon im Juni 1179, als das gerichtliche Verfahren gegen den Welfen begann, vom Kaiser sein Sprengel in der früheren Ausdehnung bestätigt.

Abgesehen von der erst 1214 entgültig bezwungenen Grafschaft Schwerin erhielt zwar Waldemar durch sein Bündnis nichts, was er nicht bereits vorher in Besitz gehabt hatte. Auch war damals das nationale Empfinden wenig ausgebildet bei den Deutschen, und wichtige reale Interessen des Volkes pflegten hinter den universalen Bestrebungen in der allgemeinen Schätzung zurückzustehen. Dennoch wird Friedrich II. mit Recht getadelt, daß er, um seinen deutschen Feinden zu schaden und ohne zwingende Notwendigkeit, die Beraubung des Reiches förmlich anerkannte und sich alles Rechtes an die deutsche und slavische Ostseeküste begab. Da sich der Thronstreit mit Waldemars Hülfe völlig zu Friedrichs Gunsten entschied, so gaben diejenigen Fürsten, welche den Dänen ihre Eroberungen streitig gemacht hatten, — Markgraf Albrecht, Pfalzgraf Heinrich und Albrecht von Sachsen —, den Kampf auf; Bischof Waldemar zog sich, da er alle seine Pläne gescheitert sah, in ein Kloster zurück. Auch als nach dem gänzlichen Unterliegen Ottos, welcher, von allen verlassen, 1218 in Braunschweig starb, die Einheit des Reiches hergestellt war, hatte dies doch nur die Folge, daß der König sich mit seinen bisherigen Erfolgen begnügte und wenigstens nicht noch weiter um sich griff. Von großem Werte war für Dänemark die Anerkennung, welche der politischen Veränderung im Norden von seiten des päpstlichen Stuhles jetzt zu teil wurde; bereitwillig bestätigte Innocenz III.

und nach ihm Honorius III. den mit dem deutschen Reiche geschlossenen Vertrag, womit sie zu verstehen gaben, daß sie die Sprengel von Lübeck, Ratzeburg und Schwerin nicht mehr zum Herzogtum Sachsen, sondern zu Dänemark rechneten.

Waldemar und die mecklenburgische Kirche.

Auch in ihren kirchlichen Verhältnissen sollten die durch Waffengewalt und konsequente Politik unterworfenen Länder möglichst eng an Dänemark geknüpft werden. Derartige Bestrebungen, welche nach unserer Ansicht schon den Vorgängen bei der Wahl Brunwards zu Grunde lagen, gaben sich unter Waldemars Herrschaft deutlich zu erkennen. Die vier Bistümer, um welche es sich dabei handelte, waren sämtlich auf mecklenburgischem Boden vertreten.

Ebenso wie einst Heinrich der Löwe wollte Waldemar von den drei Bischöfen der Hamburger Diöcese als Oberherr anerkannt sein. Da man in Ratzeburg nach dem Tode Isfrieds (15. Juli 1204) sich über die Person des Nachfolgers nicht zu einigen vermochte, entschied sich Albrecht von Orlamünde, indem er als Vertreter des in Schweden abwesenden Königs handelte, für Philipp, den Kaplan des Verstorbenen, und investierte ihn vorläufig. Die Huldigung vor dem Könige selbst suchte zwar der neue Bischof, in welchem uns einer der bedeutendsten Kirchenfürsten seiner Zeit entgegentritt, möglichst zu verzögern, indem er ein Jahr lang außerhalb seiner Diöcese bei den Bischöfen von Utrecht und Lüttich weilte; schließlich zog er es aber doch vor, durch Vermittelung des Grafen Albrecht, welchem er wohl persönlich nachstand, die Gnade des über sein Verhalten erzürnten Herrschers sich wieder zu verschaffen.[21]) Wie in diesem Falle wird Waldemar selbst oder durch Vermittelung Albrechts von Orlamünde auch sonst sein Recht ausgeübt haben, so oft ein Personenwechsel Gelegenheit dazu gab, nur daß zufällig nichts davon überliefert ist. Philipps Nachfolger Heinrich (seit 1215) preist in einer Urkunde den Grafen Albrecht, dessen „Andenken bei den Heiligen stets ein glorreiches sein möge“. Ein Zeichen für die obrigkeitliche Gewalt des Königs ist auch darin zu erblicken, daß er 1205 die Privilegien der Ratzeburger Kirche, ebenso 1215 die der Lübecker bestätigte. Ihre Ergebenheit zu bezeugen, hatten die geistlichen Herren auf dem glänzenden Hoftage zu Schleswig Gelegenheit (24 Juni 1218), wo sie der Krönung des jungen Waldemar beiwohnten, wenn anders die Zahl von 15 Bischöfen des dänischen Reiches, welche dort zugegen gewesen sein sollen, richtig überliefert ist.[22]) Die von päpstlichen Legaten für das dänische Reich angesetzten Concile zu besuchen, konnten sie kaum umhin, seitdem der Papst selbst sie als Angehörige desselben betrachtet. Erwähnt werden mag noch wegen der Auswahl der beauftragten Personen ein päpstliches Mandat,

welches mit der Aufgabe, im Interesse Waldemars eine Untersuchung gegen den Erzbischof von Upsala und dessen Suffragane anzustellen, die Bischöfe von Lübeck, Ratzeburg und Schwerin betraute (1219).

Der vollständigen Beherrschung des Schweriner Bistums konnte freilich der König, bevor die Grafschaft Schwerin bezwungen war, sich nicht rühmen. Sollte doch nach dem Boizenburger Schiedsspruche seinen Vasallen kein Einfluß auf die Wahl eines zukünftigen Bischofes zustehen, während die Domherren für ihr Wahlrecht, nachdem ihnen Otto IV. 1211 eine angebliche Urkunde Heinrichs des Löwen bestätigt hatte, sich auf die kaiserliche Autorität berufen konnten. Brunward, welcher sich trotzdem als Bischof des dänischen Reiches zu betrachten hatte, kommt mit den Landesherrn seiner Diöcese in der ganzen Zeit von 1195 bis 1217 nur einmal vor, und zwar in Gesellschaft Burwys (1210), in dessen Herrschaft der Schwerpunkt seiner Interessen lag. Der Verkehr mit den Schweriner Grafen und den Domherrn wurde ihm durch die deutsch-dänischen Streitigkeiten jedenfalls erschwert; in einem näheren Verhältnis zu jenen finden wir ihn erst, seitdem auch die Grafschaft unter dänischem Scepter stand.

Es fehlte nicht viel daran, so hätte Waldemar seine slavisch-deutschen Besitzungen, von welchen bisher nur die Insel Rügen einem dänischen Erzbischof unterstand, auch aus dem deutschen Metropolitanverbande gelöst. Solange noch die drei Suffragane der Hamburger Kirche einem Erzbischof des deutschen Reiches Gehorsam schuldeten, welchem überdies die engere Hamburger Diöcese, das dänische Holstein, direct untergeordnet war, konnte Waldemar, bei der vielfachen Verflechtung der damaligen Kirche mit weltlichen Angelegenheiten, sich noch nicht vollständig als Gebieter fühlen. In seinem Wunsche, auch den erzbischöflichen Stuhl, welcher in alter Zeit in Hamburg sich befunden hatte, in seine Gewalt zu bringen, wurde er durch die Eifersucht befördert, von welcher das dortige Domkollegium gegen das Bremer Kapitel noch immer erfüllt war. Den jetzt wieder auflebenden alten Rangstreit zwischen beiden Körperschaften für seine Zwecke zu benutzen und den Schwerpunkt der Metropolitangewalt auf dänischen Boden zu übertragen, sah er sich geradezu aufgefordert, als 1207 sein Widersacher Waldemar in Bremen die Stellung eines Oberhirten erlangte. Die von Dänemark abhängigen Hamburger Domherren, ihres ehemaligen Vorranges eingedenk, erhoben auch ihrerseits einen Erzbischof in der Person Georgs von Stumpenhausen, welchem der König in völliger Mißachtung der Rechte des Reiches die Invistitur erteilte (1208).[23]) Wie er selbst das Schwert, so setzte der Papst die geistlichen Waffen für den Erwählten in Bewegung; seiner Aufforderung, mit Bann und Interdikt gegen den Bremer Erzbischof vorzugehen, werden Brunward und seine beiden Kollegen nachgekommen sein.[24]) Nach der Vertreibung des dänischen Prinzen und dem freiwilligen Rücktritt Georgs von Stumpenhausen erfolgte im Einverständnis beider Parteien die Wahl Gerhards I., welcher in dem langjährigen Kriege gegen den abermals zurückgeführten Waldemar (1211—16) auf die Freundschaft des Königs angewiesen war. Als aber Gerhard II., welcher wieder ohne Hinzuziehung der Hamburger in Bremen gewählt war (1219), die erzbischöf-

liche Würde bekleidete, suchte das Hamburger Kapitel, dessen Propst der uns bekannte Schweriner Graf Hermann war, seine Ansprüche auf das Primat über Bremen auf dem Wege des kanonischen Processes durchzusetzen. Der Rechtsstreit, mit dessen Ausgang auch die Frage, ob Mecklenburg zur deutschen oder dänischen Kirche gehören sollte, entschieden sein würde, war noch in vollem Gange, als die Gefangennahme des Königs, welcher hinter der ganzen Bewegung gestanden haben wird, einen Ausgleich erleichterte.[25])

Weniger klar treten die auf kirchliche Emancipation von Deutschland gerichteten Absichten Waldemars in Bezug auf das Bistum Kammin hervor. Entsprechend dem zwischen Dänemark und Brandenburg schwankenden Abhängigkeitsverhältnis der pommerschen Fürsten war es ohnehin mit Magdeburg loser verknüpft als der dänische Teil des Bremer Sprengels mit der Wesermetropole. Der König sah es gerne, daß die pommersche Kirche, welche seit der brandenburgischen Eroberung einem deutschen Erzbistum untergeordnet war, ihre frühere Selbständigkeit wieder erlangte. Nachdem die Dänen sich 1211 wieder in Pommern festgesetzt hatten, ist denn auch eine Loslösung Kammins von Magdeburg bemerkbar. Denn Bischof Sigwin verweigerte dem Erzbischof Albert, welcher sich 1216 beim Papste darüber beschwerte, den ihm eidlich angelobten Gehorsam. Wenn er in dem Besitze Circipaniens*) jetzt unangefochten blieb, so hatte er es wohl den gegen früher verbesserten Beziehungen zwischen Pommern und Dänemark zu verdanken.[26])

Einer auf die Dauer berechneten Herrschaft durften in jener Zeit die kirchlichen Grundlagen nicht fehlen, und die dänische Kirchenpolitik war auf dem besten Wege, ihr Ziel zu erreichen. Sie war gefährlicher und hatte mehr zu bedeuten als die doch nur lose Abhängigkeit slavischer und deutscher Fürsten von Dänemark.

Heinrich Burwy I. und seine Söhne. Fortschritte der Germanisierung.

Nachdem Nicolaus von Rostock in der Schlacht bei Waschow den Tod gefunden hatte, war das ganze Obotritenland unter der Herrschaft seines Vetters Burwy von Mecklenburg wieder vereinigt. Von seiner deutschen Gemahlin Mechthild hatte derselbe zwei Söhne, Heinrich (Burwy II.) und

*) Als 1236 das pommersche Circipanien unter mecklenburgische Herrschaft gelangte, hatte sich der kirchliche Einfluß Kammins dort schon so sehr befestigt, daß es ungeachtet aller Gegenbemühungen von Schweriner Seite das Land in seinem Besitze behielt. Unbekannt ist, unter welchen Umständen es (seit 1230) dem pommerschen Bistum gelang, Güstrow und einen Landstrich am linken Nebelufer zu okkupieren. Auch diese Gegend, das spätere Archidiakonat Bisdede, verblieb der Kamminer Diöcese.

Nicolaus II.; aus seiner zweiten Ehe mit Adelheid, welche wahrscheinlich ebenfalls eine deutsche Prinzessin war, gingen keine männlichen Erben hervor. Seit dem Jahre 1219 ist in den Urkunden wiederum eine Landesteilung bemerkbar, welche Burwy anscheinend ins Werk setzte, bevor er seine Reise nach Livland antrat (1218). Es wurde dabei so verfahren, daß der Vater sich zwar die Gesamtherrschaft vorbehielt, den Söhnen aber schon bei seinen Lebzeiten verschiedene Gebietsteile überwies, so daß Heinrich im Rostocker, Nicolaus im Mecklenburger Territorium spezielle Herrschaftsrechte ausübte, wobei die früher (Heft II S. 3) erwähnte Hauptgrenze, deren Verlauf sich noch annähernd feststellen läßt, zu Grunde gelegt wurde. Diese Landesteilung erlosch aber schon, bevor sie eigentlich verwirklicht war, da Nicolaus von Mecklenburg vor dem Vater starb, welcher auch seinen älteren Sohn, Heinrich von Rostock, noch überlebte.[27])

Bis in die Zeit Burwys und seiner Söhne führt die Geschichte des mecklenburgischen Wappens zurück. Das älteste erhaltene Fürstensiegel findet sich zwar schon an einer der beiden Urkunden, welche Nicolaus I. für Doberan ausstellte (um 1189). Als ein Wappen ist aber das Siegelbild, welches den Fürsten in ritterlicher Rüstung darstellt, nicht zu betrachten. Wappenartige Bildnisse sind es hingegen, welche seit etwa 1200 die Fürsten in ihre Siegel setzten. Burwy I. und Heinrich von Rostock bedienten sich des Greifen, einer aus der Verbindung von Adler und Löwe entstandenen Figur, welche schon dem klassischen Altertum bekannt war und vermutlich durch die Kreuzzüge im Abendlande Verbreitung fand. Nicolaus von Mecklenburg war der erste, welcher den gekrönten Stierkopf wählte (1219); es ist aber dabei nicht an einen gewöhnlichen Stier, sondern einen Ur (bos primigenius) zu denken — ein Tier, welches damals wohl noch in den mecklenburgischen Wäldern hauste. Der älteren Ansicht, welche in Greif und Stierkopf Sinnbilder erblickte, die aus der heidnischen slavischen Zeit herstammten, steht die neuere gegenüber, nach welcher die Obotritenfürsten nur einer seit nicht gar langer Zeit in Deutschland üblichen Sitte folgten, indem sie gleich anderen Fürsten als Symbole ihrer Herrschaft und als Unterscheidungszeichen dazu geeignete Bilder in ihren Schild aufnahmen.[28])

Im Territorialbestande des obotritischen Fürstentums gingen in dem hier zu besprechendem Zeitabschnitt einige Änderungen vor sich. Abgesehen von Gadebusch kam an der Westgrenze Dassow hinzu, welches früher an Holstein und mit demselben an Albrecht von Orlamünde gelangt war, 1222 aber wieder in mecklenburgischem Besitze sich befand. Im Osten fiel das Land Wustrow (mit Penzlin), welches in der Nähe der dem Kloster Broda 1170 überwiesenen Begüterung lag und einen Teil des pommerschen Tollensegaues gebildet haben wird, wie nach einigen urkundlichen Nachrichten anzunehmen ist, der Herrschaft Burwys zu, und ist in der Folge bei Mecklenburg geblieben.[29]) Zweifelhaft ist, ob das Land Turne (mit Mirow) ebenfalls eine neue Erwerbung im Tollensegau war oder schon früher, als Teil des Müritzlandes, zu Mecklenburg gehört hatte.[30]) Auch erhalten wir keinen klaren Einblick in die Veränderungen, welche im

Süden der unteren Elde vor sich gingen, wo vermutlich die Markgrafen ihre unmittelbare Herrschaft weiter vorschoben; in Muchow (südlich von Brenz) scheint 1211 eine brandenburgische Burg gewesen zu sein.

In Bezug auf die dänische Oberherrschaft, deren vollständigen Zusammenbruch Burwy nicht mehr erlebte, war die förmliche Anerkennung derselben von seiten des Reiches ein Ereignis von untergeordneter Bedeutung für das Obotritenland. Eher ist anzunehmen, daß die Einsetzung Albrechts von Orlamünde, welcher an ihrer Grenze fast wie ein dänischer Statthalter waltete, für die Fürsten des Wendenlandes eine festere Unterordnung unter Dänemark mit sich brachte. Die Frage liegt nahe, wie dies Verhältnis sich praktisch geltend machte. In den fürstlichen Urkunden kommt, soweit sie in der Datierung auf einen fremden Herrscher Rücksicht nehmen, gewöhnlich Waldemar, einmal (1219), freilich König Friedrich vor. Daß die Fürsten zuweilen die dänischen Hoftage aufsuchten, ist wahrscheinlich, wenngleich Nachrichten darüber nicht vorliegen. Als Vasallen Dänemarks lag ihnen selbstverständlich eine gewisse Verpflichtung zur Heeresfolge ob. Wie im Kampfe gegen Brandenburg, Ratzeburg und Holstein, so wird auch bei späteren Gelegenheiten für Unternehmungen in der Nähe Burwys Hülfe gefordert worden sein. Überhaupt brachte die Lehnsabhängigkeit der Fürsten es mit sich, daß sie in ihrer ganzen politischen Haltung durch den König beeinflußt wurden. Andrerseits griff die dänische Oberherrschaft in die inneren Angelegenheiten des Landes wenig ein. Vereinzelte Versuche, dem dänischen Elemente Eingang zu verschaffen, fanden in Pommern und auf dem rügischen Festlande statt und mögen auch in Mecklenburg nicht ganz gefehlt haben, wobei es aber noch zweifelhaft bleibt, ob man in bewußter Absicht auf eine Danisierung der slavischen Gebiete hinarbeitete. Auf wie geringen Erfolg indessen bei derartigen Bestrebungen zu rechnen war, zeigt am besten die Insel Rügen. Obwohl das dänische Regiment bei der kirchlichen Verbindung mit Röskilde hier fester als anderswo begründet war, vollzog sich dennoch ungestört die deutsche Einwanderung, neben welcher die dänischen Geistlichen und Lehnsleute sowie vereinzelte dänische Kolonisten nur wenig in Betracht kamen. Um in dieser Beziehung in den weit ausgedehnten slavischen Gebieten den Deutschen wirksame Konkurrenz machen zu können, war die dänische Bevölkerung wohl kaum zahlreich genug, zumal da die breiten Schichten des Volkes in weit höherem Maße als in Deutschland der Fall war, für den Kriegsdienst in Anspruch genommen wurden und bei den fortwährenden Feldzügen viele Einbuße erlitten.

Den ganzen Vorgang der Besiedelung Mecklenburgs nach der ethnologischen, wirtschaftlichen und rechtlichen Seite zu behandeln, liegt nicht in der Absicht der vorliegenden Schrift. Es soll hier aber die hohe Bedeutung hervorgehoben werden, welche die Periode Burwys und seiner Söhne für die Fortschritte der Germanisierung gehabt hat.[21])

Seitdem infolge des großen Wendenaufstandes (1164) die Deutschen aus dem östlichen Mecklenburg zurückgewichen waren, trat in ihrem Vorrücken nach Osten ein Stillstand ein. Unter der Herrschaft der eingeborenen Fürstenhäuser blieb das Wendenland, wenn auch, besonders zum wirtschaftlichen Nutzen der Klostergeistlichkeit, Ausnahmen stattfanden, im ganzen den Fremden auf längere Zeit verschlossen, zumal da selbst der deutschen Geistlichkeit anfangs, solange sie in der Mission unter den Heiden ihre Hauptaufgabe sah, der Gedanke einer durchgreifenden Neubevölkerung ferngelegen zu haben scheint. Unter der Herrschaft Burwys fand aber eine deutsche Einwanderung in großem Umfange statt. Inwieweit schon zur Zeit der ersten Landesteilung (1185—1201) der Anfang damit gemacht wurde, steht dahin. Gewiß ist, daß in der zweiten Hälfte seiner Regierungszeit die Anzeichen der Germanisierung plötzlich und in großer Anzahl hervortreten, so daß auf ein planmäßiges Verfahren geschlossen werden muß.

Um das Verhalten der Herrscher in dieser Angelegenheit zu beurteilen, kommt die durch die Rücksicht auf Dänemark gebotene, bis 1215 dem deutschen Reiche feindselige Politik derselben, wie sie auch in dem von Albrecht von Orlamünde beherrschten deutschen Territorium befolgt wurde, nicht in Betracht, da es sich vorwiegend um Einflüsse kultureller Art handelte, welche die slavischen Fürsten Mecklenburgs dem deutschen Wesen geneigt machte. Sie hierin zu bestärken, waren ihre Familienbeziehungen geeignet; auch ist zu beachten, daß ihrer Herrschaft mit dem Lande Gadebusch ein zwar kleines, aber in deutscher Kultur fortgeschrittenes Gebiet mit deutschen Burgmannen und Kolonisten, vielleicht auch mit einer in ihren Anfängen schon vorhandenen deutschen Stadtgemeinde zuwuchs. Andrerseits war bei dem Ausbreitungsbedürfnisse des deutschen Volkes zur Auswanderung aus den westlichen Gegenden in die Slavenländer ein starker Antrieb vorhanden. Alle diese Umstände machten sich um so stärker geltend, als das Obotritenland das am weitesten nach Deutschland vorgeschobene slavische Gebiet war.

Es ist zunächst die Berührung zu berücksichtigen, in welche der Fürstenhof mit Angehörigen der höheren Stände des deutschen Volkes trat. Schon die Einführung des Christentums hatte es mit sich gebracht, daß die fremde, vorwiegend deutsche Geistlichkeit, aus welcher die fürstlichen Kapläne und Notare hervorgingen, in die nächste Umgebung der slavischen Herrscher vordrang, denen sie mit ihrer Fertigkeit im Schreiben und ihrer Kenntnis der lateinischen Sprache bald unentbehrlich wurde. Eine bedeutende Steigerung des deutschen Einflusses läßt sich aber seit Beginn des 13. Jahrhunderts wahrnehmen. Während die Geistlichkeit an Zahl und Ansehen im Lande beständig wuchs, nahm auch der wendische Adel deutsche Elemente in sich auf, welche neben jenem in den Urkunden anfangs nur vereinzelt, später aber häufiger vorkommen und schließlich überwiegen. Sie wurden von den Fürsten selbst herbeigezogen, welchen es nicht entgehen konnte, daß die fremden Edelleute in Vergleich mit dem eigenen Landesadel bei ihrer größeren Gewandtheit und Erfahrung weit brauchbarer waren für den Krieg sowie für die Verwaltung und den diplomatischen Verkehr. Mehr und mehr streifte der Hof Burwys den wendischen Charakter ab und

bequemte sich den Formen des deutschen Ritter- und Lehnwesens an. Wie in der Wappenführung und in anderen Äußerlichkeiten die Fürsten dem deutschen Herrenstande ähnlicher wurden, begannen auch die in Deutschland üblichen Hof- und Verwaltungsämter eingeführt zu werden. In der Art des Besitzes fand die der Kolonisierung sehr förderliche Neuerung Eingang, daß die Fürsten den Edelleuten nach deutschem Vorbilde Güter zu Lehn gaben.

Während so der Hof und die Umgebung der Obotritenfürsten durch Vermittelung deutscher Geistlichen und Ritter ein den Lebensformen höher entwickelter christlicher Nationen mehr entsprechendes Gepräge annahmen, wurde zugleich an einer Umgestaltung des ganzen Landes gearbeitet, welches durch neue Ansiedler zu größeren Leistungen befähigt werden sollte. Denn nach wie vor standen die Wenden an Arbeitskraft und Betriebsamkeit weit zurück hinter den Deutschen. Bei ihrer zurückgezogenen Lebensweise in Wald und Sumpf wandten sie dem Ackerbau, welcher überdies in unvollkommener Weise betrieben wurde, nur einen geringen Teil ihrer Thätigkeit zu, und weite Strecken anbaufähigen Bodens, zu dessen Urbarmachung und Ausnutzung es fleißiger und geschickter Hände bedurfte, standen in dem dünnbevölkerten Lande zur Verfügung. Wie die Landwirtschaft, so verharrten auch Handel und Gewerbe auf niedriger Stufe bei den Wenden in Vergleich mit den Deutschen, welche ihnen an Unternehmungsgeist und Regsamkeit weit überlegen waren. Daß die alten Bewohner von sich selbst aus zu einer höheren Kultur gelangen würden, war in absehbarer Zeit nicht zu erwarten. Wollten die Fürsten ihr Gebiet in Bezug auf Wohlstand und Wehrkraft der Bewohner zu höherer Blüte bringen, so blieb nur übrig, eine fremde Bevölkerung von größerer Fähigkeit und mit weiter fortgeschrittenen Lebensgewohnheiten zur Ansiedelung zuzulassen. Deutsche Dörfer und Städte mußten gegründet werden, um bessere Zustände herbeizuführen. Ein besonderes Interesse hatte daran auch die Geistlichkeit; denn bei der Ärmlichkeit der Wenden bedeuteten die Zehnten der Kolonisten eine beträchtliche Vermehrung ihrer Einkünfte aus dem Obotritenlande, und für ihre eigenen, sich beständig mehrenden Besitzungen bedurfte sie, um sie gehörig nutzen zu können, neuen Zuzuges aus Deutschland; auch war sie inmitten einer deutschen Bevölkerung ihres Lebens und ihres Eigentums sicherer als unter den Slaven. Den wirtschaftlichen Rücksichten gesellten sich Motive kirchlich-religiöser Art bei. Denn wie mehrfach angedeutet wird, war dem der Geistlichkeit sehr ergebenen Fürstenhause die Niederlassung fremder christlicher Kolonisten auch deswegen erwünscht, weil davon eine heilsame Einwirkung auf die vielfach ins Heidentum zurückgesunkenen Wenden und eine völlige Ausrottung des Götzendienstes zu hoffen war. So wurde das Wendenland den deutschen Einwanderern geöffnet, welche hier zwar nicht als Eroberer und Feinde den alten Bewohnern gegenübertraten wie zur Zeit Heinrichs des Löwen in den Grafschaften, aber nichtsdestoweniger durch ihre wirtschaftliche Überlegenheit und durch die ihnen eingeräumten Vorteile ebenso wie dort die herrschende Nationalität wurden.

Wenden wir uns nun den im einzelnen getroffenen Maßregeln zu, soweit sie in den Urkunden jener Zeit hervortreten, so stehen im Vorder-

grunde die geistlichen Stiftungen und Städtegründungen der Fürsten. Schon an sich Ereignisse von größerem landesgeschichtlichen Interesse, sind sie insofern noch von besonderer Wichtigkeit, als dadurch über das ganze Land zerstreute Zentralstätten deutscher Bevölkerung geschaffen wurden.

Wie eng mit den Germanisierungsbestrebungen die Förderung zusammenhing, welche den geistlichen Stiftungen, insbesondere den Klöstern, vonseiten der Fürsten zuteil wurde, zeigt die Äußerung des Bischofes Brunward (1219), daß wegen der Barbarei der Slaven die Diöcese meist unangebaut gelegen habe und daher die Landesherren zur Pflege des neuen christlichen Weinberges nicht nur Ritter und Ackerbauer, sondern auch Ordensgeistliche herbeigezogen hätten. Nachdem lange Zeit hindurch Doberan das einzige Kloster im Lande gewesen war, kamen jetzt zwei neue hinzu, von welchen das eine von vornherein für Nonnen bestimmt war. Etwa seit Anfang des 13. Jahrhunderts begann der Cistercienserorden auch Frauenkonvente in größerer Zahl zu gründen. Bei dem damals ungeheuren Andrang des weiblichen Geschlechtes zum Klosterleben wuchs die Zahl der Cistercienser Nonnenklöster bald zu einer erstaunlichen Zahl an, so daß der Orden bei Neugründungen, wenngleich er die Annahme der Regel nicht verhinderte, doch die Jurisdiktion nicht mehr übernehmen mochte. Den Nonnen stand ein männliches Personal zur Seite: der Propst für die Vertretung nach außen, Kaplan und Beichtvater für den Gottesdienst, ferner eine größere Anzahl von Laienbrüdern, welche, den Konversen der Mönchsklöster ähnlich, für die landwirtschaftliche Arbeit und andere männliche Verrichtungen bestimmt waren. Das erste Nonnenkloster im ganzen nördlichen Wendenlande wurde von Burwy in Parkow (bei Bukow) gegründet. Es führte den Namen Sonnencamp und lag in der Mitte des Weges zwischen Parkow und Westenbrügge. Etwa 8 Jahre später (1219) wurde das der h. Maria geweihte Kloster unter derselben Bezeichnung nach Cuscin (Neukloster) verlegt, einem Orte an der Grenze der beiden Hauptlandesteile, wo wahrscheinlich die 1170 erwähnte Burg Cuscin stand. Dem Cistercienserorden gehörten die unter Leitung einer Priorin stehenden Nonnen, obgleich sie die Regel desselben wohl von vornherein befolgten, nicht an, waren vielmehr Benediktinerinnen, gleich denen des Klosters Arendsee in der Altmark, von welchen wahrscheinlich die Stiftung ausgegangen war. Als Zweck der Gründung, über welche Urkunden der drei Fürsten und Brunwards vorliegen, wird die Notwendigkeit angegeben, daß „das Land voller Schrecken und grauser Einöden um so leichter Einwohner erlange, und das rohe, unwissende Volk durch den Eintritt der Gläubigen im Glauben gefestigt werde." Für ihren Besitz, unter dem sich viel unangebautes Gebiet befand, wurde den Nonnen Zehntenfreiheit und der weltlichen Gewalt gegenüber gleiche Vorrechte wie dem Kloster Doberan erteilt. Bald entfaltete sich in dem Gebiete der Propstei, deren Hauptkomplex in der Nähe des neuen Klosters lag und sich in der Folge zu einem großen, abgerundeten Gebiete erweiterte, teils auf eigenen Höfen, teils in deutschen Bauerndörfern, eine rege Kulturthätigkeit.[32]) Auch zu dem reichen Nonnenkloster Dobbertin, welches auf einem Burgwalle an der Mildmitz erbaut wurde und ebenfalls an der

Grenze der beiden Landesteile lag, wurde, wie sich aus den geringfügigen darüber erhaltenen Nachrichten ergiebt, von Burwy und den beiden jungen Fürsten durch Schenkungen und Privilegien der Grund gelegt. Der Konvent bestand anfangs aus Benediktinermönchen, die aus dem Marieenkloster im Stade gekommen waren, wurde aber später von den Fürsten mit Einwilligung Brunwards durch Nonnen desselben Ordens (mit Cistercienserregel?), unter Propst und Priorin ersetzt.[33])

Eine zugleich im Interesse des Kirchenregimentes getroffene Maßregel war es, daß 1226 Heinrich von Rostock, nachem er sich mit Brunward darüber ins Einvernehmen gesetzt hatte, zu Güstrow, unmittelbar an der Grenze des pommerschen Circipaniens (u. a. zu Ehren der h. Cäcilie) eine Kollegiatkirche gründete, für welche die Einrichtungen der Hildesheimer Kirche vorbildlich sein sollten. Sie wurde, um für den Propst, den Dekan und 8 Canoniker Unterhalt zu gewähren, mit Dörfern und Gütern zu beiden Seiten der Nebel dotiert.*)

Aber nicht nur die im Lande gestifteten, sondern auch auswärtige Kirchen und Klöster sowie Ordensgenossenschaften, mit welchen man Verbindungen anknüpfte, wurden mit Schenkungen bedacht. Eine klosterähnliche Anlage, welche freilich zunächst kein rechtes Gedeihen hatte, wurde dadurch veranlaßt, daß die zur Zeit des ersten Kreuzzuges im südlichen Frankreich gestiftete Hospitalbrüderschaft des h. Antonius, deren Mitglieder im wesentlichen die Aufgabe hatten, an Seuchen erkrankte Menschen zu heilen, in Mecklenburg sich Zutritt verschaffte. Von der Generalpräceptorei Grüneberg in Hessen, einer Abzweigung des Mutterklosters in Vienne, ging die Stiftung der Präceptorei Tempzin (bei Brüel) aus. Zum Unterhalte derselben verliehen die Fürsten dem Antonius-Hospital den Hof Tempzin (bei Brüel) mit einigem Grundbesitz.[34]) Dem Johanniter-Ritterorden in Accon wurden im Lande Turne 60 Hufen mit dem Dorfe Mirow überlassen. Amelungsborn, das Mutterkloster Doberans, erhielt das in der Nähe seines Tochterklosters gelegene Satow, „einen Ort des Grauens und wüster Wildnis“; es wurde dort ein Klosterhof errichtet, in welchem ein Mönch mit Conversen seinen Aufenthalt nahm. Auch das Domstift Havelberg, das Lübecker Johanniskloster und das Michaeliskloster zu Lüneburg erwarben einige Besitzungen in Mecklenburg. Zu anderen Vergabungen war der noch zu besprechende Verkehr mit Livland und Preußen der Anlaß. Im allgemeinen ist anzunehmen, daß die auswärtige Geistlichkeit, sobald sie ihren Besitz angetreten hatte, für den Anbau desselben durch Kolonisten Sorge trug.

Im Kloster Doberan, welches nach wie vor sich der Gunst der Landesherren erfreute und 1219 eine Bestätigung seiner Rechte und Güter erthielt, nahm die schon früher begonnene Kolonisation rüstigen Fortgang. Als 1209 Innocenz III. die Mönche in seinen Schutz nahm und iher Rechte und Freiheiten — besonders dem Diöcesanbischof gegenüber — fest-

*) Einige Jahre später schob das Kamminer Bistum seine Grenzen über die Nebel vor (S. 111 Anm.). Nachdem Brunward noch im April 1229 das Kollegialstift bestätigt hatte, wurde es im Mai 1230 vom Papste zur Kamminer Diöcese gerechnet.

setzte, waren dem Waldboden schon drei Hagendörfer abgewonnen. Auch das wiederbevölkerte Dargun verdankte seine neue Blüte den Doberaner Mönchen, von deren nach außen gerichteter Thätigkeit auch die Verbindung Zeugnis giebt, welche mit dem Herzog Sambor I. von Pommerellen angeknüpft wurde und später die Gründung des Tochterklosters Neu-Doberan (bei Pelplin) zur Folge hatte.[35])

Ebenso sehr wie durch die Vermehrung des geistlichen Grundbesitzes wurde im Obotritenlande die deutsche Einwanderung durch den Aufschwung befördert, welchen Handel und Verkehr unter der Fürsorge der Fürsten nahmen. Einen hervorragenden Platz in der Landesgeschichte sichern ihnen die von ihnen ausgegangenen Städtegründungen. Eine Reihe von deutschen Stadtgemeinden, welche an Stelle wendischer Burgflecken oder in deren Nähe emporwuchsen, darunter gerade die bedeutendsten des Landes, sind unter der Herrschaft Burwys entstanden.*)

Zunächst ist des freundschaftlichen Verhältnisses zu gedenken, welches sich mit der reichen und angesehenen Nachbarstadt Lübeck anbahnte. Der Handel derselben wurde durch die Ausübung des Strandrechtes beeinträchtigt, welches auch nach Einführung des Christentums noch geduldet und von Nicolaus I. (von Rostock) sogar dem Kloster Doberan für das an der dortigen Küste antreibende Schiffsgut ausdrücklich gewährleistet war. Zwar hatte Waldemar II. den Lübecker Bürgern für ihre Schiffbrüchigen die Zusicherung gegeben, daß sich an der von ihnen geretteten Habe, sei es in Dänemark oder in Slavien, niemand vergreifen dürfe. Wirksamer für das Obotritenland als diese allgemeine Verordnung war es aber jedenfalls, daß Burwy, als er aus Livland zurückgekehrt war, am 2. August 1220 mit Lübecker Abgeordneten eine Zusammenkunft in Bukow hatte und hier die Erklärung abgab, daß das Strandrecht, welches er als eine vom Heidentum überkommene abscheuliche Gewohnheit bezeichnete, für immer in seinem Lande abgeschafft sein sollte. Ein anderes Hindernis des Verkehrs waren die vielen Zölle, welche nach damaliger Sitte nicht nur an der Grenze, sondern auch im Innern des Landes entrichtet werden mußten. Zu Gunsten der Lübecker beseitigte aber auf demselben Bukower Tage Nicolaus als Herr von Mecklenburg den bisher an der Dassower Brücke erhobenen Zoll, und 1226 wurde der befreundeten Stadt völlige Zollbefreiung im ganzen Lande der Obotritenherrscher zugesichert, wie umgekehrt in der Lübecker Zollrolle (um 1225) den letzteren günstige Bestimmungen sich finden. Derartige Maßnahmen zeugen für das lebhafte Interesse, welches die Fürsten an dem unter dem Einfluß der Kreuzzüge erweiterten Handels- und Seeverkehr nahmen. So wandten sie auch den Bestrebungen deutscher Kaufleute, ihrem Handel und

*) Im westlichen Teile von Mecklenburg giebt es außer Schwerin noch einige andere Städte, deren Ursprung wahrscheinlich in ältere Zeit zurückreicht. Boizenburg und Wittenburg empfingen von den Schweriner Grafen nicht das Schweriner Stadtrecht, sondern behielten das lübische, nach welchem sie wohl von vornherein lebten. Dasselbe wird in Gadebusch der Fall gewesen sein, dessen Bürger von Burwy 1225 neue Privilegien erhielten.[35a])

Gewerbe an der mecklenburgischen Küste in Stadtgemeinden dauernde Stätten zu verschaffen, ihre Gunst zu.

Schon früh beteiligten sich neben den Slaven und Skandinaviern deutsche Händler, besonders aus Friesland und Westfalen, indem sie aus Schleswig und dem wendischen Lübeck ausfuhren, an dem Ostseehandel. In Wisby auf der Insel Gotland, dem Hauptstapelplatz für den Warenaustausch zwischen dem Osten und Westen, traten sie in Verkehr mit den Gotländern, welche einen gewinnreichen Handel mit Rußland trieben, indem sie die Ströme aufwärts nach Nowgorod und Smolensk vordrangen. Unter dem Schutze Heinrichs des Löwen gewannen die Deutschen auf Grund eines 1163 getroffenen Ausgleiches eine angesehene Stellung auf der Insel, und die Vereinigung deutscher Kaufleute in Wisby, deren Angehörige vorwiegend aus westfälischen Städten stammten, brach das Monopol der Gotländer, da sie den Spuren derselben folgend in direkte Verbindung mit den russischen Märkten trat und eine neue, von ihr abhängige Faktorei in Nowgorod gründete. Sich zu alleinigen Herren des Ostseehandels zu machen, ist aber den Deutschen zum großen Teil erst dadurch möglich geworden, daß sie an der Küste des baltischen Meeres in eignen Stadtgemeinden sich niederließen, welche der gotländischen Genossenschaft eine unentbehrliche Stütze wurden, und innerhalb derselben sich einen entscheidenden Einfluß verschafften. Lübeck, die erste dieser neuen Städte, bei deren Gründung Westfalen eine hervorragende Rolle spielten, nahm unter der Herrschaft des Sachsenherzogs durch die Gunst ihrer Lage und ihr weites Hinterland bald einen großartigen Aufschwung und wurde in der Folge Musteranlage für zahlreiche andere deutsche Städtegründungen an der Ostsee, welche sich in ihren Rechtsbestimmungen und in ihrer Verfassung nach der Travestadt richteten. Die ältesten derselben waren auf slavischem Boden Rostock und W i s m a r.[36])

Die von Pribislav um 1170 erbaute Burg Rostock,[37]) an deren Stelle wahrscheinlich auch die 1160 von den Dänen zerstörte Festung gestanden hatte, lag der jetzigen Stadt gegenüber in den Wiesen, welche am rechten Ufer des Flusses sich ausdehnen und an der Nordseite schon von der breiten Unterwarnow bespült werden. Eine in denselben aufgeschüttete Insel, die Petribleiche, wird als Rest des alten Burgwalles angesehen; in einiger Entfernung nordöstlich davon, zu beiden Seiten des Petridammes, weisen zwei andere Aufschüttungen, die große und die kleine Wiek, auf die Stätte der eigentlichen Ansiedelung hin. In ihrer Nähe lag eine dem h. Clemens geweihte Kirche, von deren Vorhandensein wir zuerst 1264 Kunde erhalten. Offenbar aber reicht die Existenz des Gotteshauses, welches bereits 1293 abgebrochen war, in weit frühere Zeit zurück und steht in geschichtlichem Zusammenhange mit der wendischen Burg Alt-Rostock. Um den Einflüssen nachzuspüren, welchen die verschollene Kirche ihre Entstehung verdankte, gewährt einigen Anhalt der Name des Schutzheiligen, welcher im Norden nur selten erwähnt wird, aber in den Rheinlanden häufiger vorkommt. Da der Heilige (angeblich einer der ersten Nachfolger Petri auf dem heiligen Stuhle, mit dem Attribut des Schiffsankers) auch in der westfälischen Stadt Unna als Patron verehrt wurde, so ist vielleicht weniger

an die Clemenskirche in Hamburg und die Bremer Missionsbestrebungen als an westfälische Kaufleute zu denken, welche im Laufe des 12. Jahrhunderts, besonders seit Heinrich der Löwe mächtigen Schutz gewährte, zu dem Markt und Hafenplatz Zutritt erlangt haben mögen, um dort des Warenaustausches wegen neben anderen fremden Händlern mit Einwilligung des Landesfürsten dauernd oder vorübergehend Aufenthalt zu nehmen. Dunkel wie der ganze Hergang ist es auch, ob unter dem fürstlichen Markte, welchen Nikolaus I. (um 1189) den Leuten des Klosters Doberan zu Kauf und Verkauf öffnete, noch das alte Rostock mit der Clemenskirche oder schon eine deutsche Ansiedelung zu verstehen ist, welche sich am linken Ufer bildete.

Zu einer solchen bot sich, dem wendischen Rostock gegenüber, ein Stück hohen und festen Bodens dar, welches eine vollständige Insel zwischen sumpfigen Flußniederungen darstellte, da es sich im Norden zum breiten Unterlauf des Flusses senkte und im übrigen von der Oberwarnow und einem westlichen Durchbruch derselben (der in der späteren „Grube“ die Unterwarnow erreichte), rings umflossen war. Entsprechend ihrer Vorliebe für höher gelegenes, festes Land gründeten deutsche Kaufleute auf dem günstig gelegenen Plateau eine Niederlassung, welche uns, als sie am 24. Juni 1218 das erste Privileg erhielt, als völlig organisierte Stadtgemeinde (mit 10 Konsuln) entgegentritt. Burwy bestätigte an diesem Tage seiner Stadt Rostock das städtische Gebiet, Zollfreiheit in seiner ganzen Herrschaft und den Gebrauch des lübischen Rechtes. Jedenfalls war, als das Privileg erteilt wurde, auch schon eine eigne, dem h. Petrus geweihte Stadtkirche gegründet worden, welche in der Nähe des Marktes, auf der höchsten Erhebung der Insel, der Petribleiche gegenüber, ihren Platz erhielt. Ihr gehörte vermutlich der Priester Stephanus an, einer der Zeugen, welche die Urkunde unterschrieben, während der vor ihm genannte Kaplan Hermann ein Geistlicher an der S. Clemenskirche oder einer besonderen fürstlichen Burgkapelle gewesen sein wird. Durch das S. Petrikirchspiel wird uns der älteste Umfang der Stadt veranschaulicht, welche sich, wenngleich wahrscheinlich die ganze Insel den Bürgern überlassen war, anfangs auf den nördlichen Teil derselben beschränkte. Auf 3 Seiten war also die Grenze von der Natur gegeben, während sie sich im Süden noch an der Kirchspielscheide (Molkenstraße, Bliesathsberg) verfolgen läßt.

In demselben Maße, wie unter dem Schutze des lübischen Rechtes die deutsche Ansiedelung durch Handel und Gewerbe sich empor schwang, mußte der Markt in Alt-Rostock in Verfall geraten und veröden. Gewiß zogen viele Wenden des lohnenderen Verdienstes wegen in die neue Stadt, wo ihnen am sumpfigen Inselfuße Wohnungen angewiesen wurden. Auch für die fürstliche Burg war unter solchen Umständen das rechte Ufer wenig geeignet, und eine neue wurde, wohl schon von Burwy oder Heinrich von Rostock in der Nähe der Stadt, an der Westseite derselben, errichtet.

Bald reichte die ursprüngliche Stadt für den immer wachsenden Verkehr nicht mehr aus, und es mußte für neuen Zuzug aus Deutschland Platz geschafft werden. Auch der südliche Teil der Insel (das S. Nikolaikirchspiel), wurde bebaut, bildete aber wohl keine selbständige Gemeinde,

sondern nur eine Art Vorstadt. Mehr Raum und günstigere Bedingungen für eine neue Anlage waren im Westen vorhanden, wo jenseits der Grube der Boden wieder ansteigt. Hier wuchs, jedenfalls mit fürstlicher Bewilligung, ein zweites Gemeinwesen empor, mit Markt und Kirche und anfangs unter eignem Rate; 1231, nur wenige Jahre nach dem Tode des alten Burwy, welcher demnach von der raschen Entfaltung Rostocks noch Zeuge war, stand die jetzige Mittelstadt, das S. Marieenkirchspiel, in ihren Grundzügen schon fertig da. Freien Zutritt zum Strom erlangte sie freilich erst, nachdem sie (spätestens 1266) jene neue fürstliche Burg in ihren Besitz gebracht hatte, welche unten im Flußsumpfe — da, wo jetzt die Straße Burgwall von der Marieenkirche zum Strande hinabführt —, erbaut war. Mit einer dritten, westlich an die Mittelstadt sich anschließenden Ansiedelung, dem S. Jakobikirchspiel, von dem wir 1252 Kunde erhalten, fand der Ausbau der deutschen Stadt Rostock, welche seit 1262 unter einem Rat und Gericht vereinigt war, seinen Abschluß.

Eine Gründung ähnlicher Art wie Rostock war Wismar[38]), für dessen Entstehungsgeschichte indessen nur wenige sichere Anhaltspunkte zu Gebote stehen. Eine Vorgängerin der Stadt war wohl die schon 808 erwähnte obotritische Handelsniederlassung Reric, wo sich eine ständige Faktorei dänischer Kaufleute befand. Der Name Wismar kommt zuerst 1167 für ein Gewässer an der östlichen Grenze des Ratzeburger Sprengels vor; es ist darunter ein Bach, die Aa, zu verstehen, welcher aus dem Mühlenteiche im Osten der Stadt in einen Winkel der Bucht einfließt. Hiernach bestimmt sich die Lage des „Hafens Wismar", aus welchem deutsche Kaufleute auszufahren pflegten, wie wir aus dem 1211 den Schweriner Bürgern von Otto IV. bestätigten Privilegium, zwei Koggen und beliebig viele kleine Schiffe dort des Handels wegen halten zu dürfen, wohl entnehmen können. Eine deutsche Stadt war damals schwerlich schon vorhanden. Es gab jedoch ein Dorf Alt-Wismar an der Südostseite des Mühlenteiches, dessen Kirche, vielleicht eine der ältesten der Schweriner Diöcese, am rechten Ufer der Aa gelegen war, ebenso wie das dazu gehörige Kirchspiel. Als sich aber in späterer Zeit das städtische Weichbild über den westlichen Teil der Parochie ausgedehnt hatte, wurde das Gotteshaus abgebrochen und für die Dörfer des übrig gebliebenen östlichen Teiles die Pfarre nach Hornstorf verlegt, wo 1327 eine Kirche erscheint. Jenes untergegangene Kirchdorf war wohl zweifellos eine ursprünglich wendische Niederlassung, zu deren Flur jener an der Ausmündung der Aa gelegene Hafen gehörte. Hier werden 1147 und 1160 die Dänen, um gemeinsam mit Heinrich dem Löwen zu operieren, gelandet sein. Von einer alten Burg, wenn eine solche im wendischen Wismar vorhanden war, haben sich keinerlei Überreste erhalten.

Obwohl eine Gründungsurkunde nicht vorhanden ist, sprechen doch andere Umstände dafür, daß das deutsche Wismar unter Burwys Herrschaft entstanden ist, als erste Station auf dem von Lübeck an der Küste entlang führenden Handelswege, für dessen Belebung der Fürst durch die oben erwähnten Maßregeln Sorge trug. „Seinen Bürgern zu Wismar" verlieh schon 1229 Johann von Mecklenburg ein im Westen der jetzigen Stadt

gelegenes Feld. Die Anlegung des neuen Wismar, dessen Erbauer nach einer freilich erst späten Nachricht Kaufleute aus Wisby gewesen sein sollen[39]), erfolgte auf der westlichen Seite der Aa, also innerhalb des Ratzeburger Sprengels, auf einem dreikuppigen, langgestreckten Hügel, welcher nach Norden sich senkt. Doch hatte auch Wismar nicht von vornherein seinen ganzen späteren Umfang, sondern schloß ursprünglich mit der H. Geistkirche ab. Diese von Planken umgebene Altstadt zerfiel in zwei Kirchspiele, S. Nicolai und S. Marieen, deren Grenze (u. a. durch die Breite Straße bezeichnet) einer natürlichen, vom Osten nach Westen sich hinziehenden Mulde folgte. Etwa 1238 erfuhr aber Wismar schon eine Erweiterung nach Westen hin, indem die Parochie S. Jürgen hinzugefügt wurde. Daß die Stadt von vornherein nach lübischem Rechte lebte, ist urkundlich zwar nicht bezeugt, nach Lage der Dinge aber selbstverständlich.

Wie an der Meeresküste, so wurden auch im Binnenlande in der Periode Burwys die ersten Schritte zu Städtegründungen gethan. Hatte dort der Unternehmungsgeist der deutschen Kaufleute schon selbstthätig vorgearbeitet, so bedurfte es hier, wo die natürlichen Bedingungen weniger günstig waren, in höherem Grade der Initiative der Fürsten.

Über die Entstehung der Stadt Parchim[40]) erhalten wir durch eine von Burwy mit untersiegelte Urkunde Heinrichs von Rostock (1225—26) die Auskunft, der Fürst habe das Land Parchim christlichen Kolonisten überlassen, welche aus nahen und fernen Gegenden von ihm herbeigerufen seien, und in diesem Lande eine Stadt gegründet. Die Burg, von welcher der ganze Bezirk seinen Namen führte — 1170 eine der beiden Hauptburgen des Landes Warnow — war am rechten, östlichen Ufer der hier stark gekrümmten Elde in Sümpfen aufgeschüttet; ein Teil des slavischen Ringwalles ist als Hügel „auf der Bleiche“ oder „kleine Wiese“ noch jetzt sichtbar. Südöstlich davon, an derselben Flußseite, wurde die Stadt angelegt, auf der äußersten Ecke einer Bodenerhöhung, welche sich von Südosten her gegen die Elde vorschiebt. Die älteste Stadt, in ihrer Ausdehnung etwa um die Hälfte größer als das alte Schwerin, war vermutlich von Planken umgeben, welche dem Laufe der jetzigen Langenstraße und der Blutstraße folgten; an der nördlichen und westlichen Seite war überdies die Annäherung durch den Fluß und die Eldewiesen erschwert. An der Kirche wirkte 1226 der Pleban Burchard, neben welchem es noch einen eigenen Burgkaplan gab. Da sie dem h. Georg, dem Schutzpatron der Siechenhäuser, gewidmet war, so wird vermutet, daß schon vor der Gründung des neuen Gemeinwesens an der Landstraße, welche neben der Burg über die Elde führte, ein Leprosenhaus gestanden habe. Die Entstehung der in der Havelberger Diöcese gelegenen Neustadt Parchim knüpft sich an die Trockenlegung der sumpfigen Wiesen des anderen Eldeufers vermittelst eines über den Fluß gelegten großen Mühlendammes, welcher wohl nicht lange nach Erbauung der alten Stadt fürstlicherseits aufgeworfen wurde. In ihrer jetzigen Form war die letztere zu Anfang des 14. Jahrhunderts fertig, nachdem die Befestigung weiter hinausgerückt und in steinerne Mauern verwandelt war, welche auch die Neustadt umschlossen.

Wie in dem Privilegium Heinrichs von Rostock angedeutet wird, war Parchim zum Mittelpunkt einer in der Umgegend entstehenden Kolonie ausersehen. Ein eigenes deutsches Stadtrecht, welches den hier obwaltenden besonderen Verhältnissen Rechnung trug, wurde den Bewohnern verliehen. Ob man aus den Worten der Urkunde schließen darf, daß bei der Stadtgründung eine Vermischung von Slaven und Deutschen auf Grund der Gleichberechtigung beider beabsichtigt war, erscheint mindestens fraglich.[41]) — Ebenso wie Parchim, dessen Recht auf sie übertragen wurde, soll die Stadt Plau, deren Privilegium 1235 bestätigt wurde, von Burwy und Heinrich von Rostock gegründet worden sein, und zwar gleichfalls in einem wüsten, von herbeigezogenen Kolonisten bevölkerten Landstriche.

Den unter dem Regimente Burwys und seiner Söhne gegründeten Städten ist noch Güstrow anzureihen, dessen Ursprung und räumliche Entwickelung noch einer näheren Aufhellung harrt. Ausgehen müssen wir auch hier von einer gleichnamigen Burg, welche am linken Nebelufer inmitten sumpfiger Tiefen an Stelle des jetzigen Güstrower Schlosses sich erhob. In einiger Entfernung von dieser ursprünglich wendischen Anlage wurde auf festem Boden die von Heinrich von Rostock gestiftete Kollegiatkirche erbaut. Derselbe Fürst ist nach einer späteren Urkunde auch als Gründer der deutschen Stadt anzusehen, deren Bürger an der Stelle der jetzigen Mühlenthorvorstadt am rechten Nebelufer sich anbauten, wo auch die ihnen überwiesene Feldmark sich ausdehnte. Bald aber bildete sich am gegenüberliegenden Ufer, bei der Fürstenburg und dem Dome, gleichfalls eine Stadtgemeinde, die rasch gedieh und die jenseitige Altstadt überflügelte; ungeachtet der Gegenbemühungen der letzteren, welche noch im 15. Jahrhundert bestand.[42]) Ihrem Gründer, Heinrich von Rostock, wurde auch der Ursprung der Städte Neu-Röbel und Penzlin zugeschrieben, welche ebenso wie Güstrow mit Schweriner Recht bewidmet wurden.

Der deutschen Nationalität im Obotritenlande zu raschem Siege zu verhelfen, haben die neuen Stadtgemeinden, von welchen sich deutsche Sprache und Sitte durch die Adern des Handels und Verkehres ausbreiteten, außerordentlich viel beigetragen. Gleichzeitig faßte man aber auch die Kolonisierung des platten Landes ins Auge, welche sich nicht auf die doch nur vereinzelten geistlichen Besitzungen beschränkte, sondern, wie schon die Herbeiziehung von Ansiedlern in das „wüste und unwegsame, dem Dienste der bösen Geister ergebene“ Land Parchim beweist, auch unmittelbar von fürstlicher Seite in größerem Maßstabe betrieben zu werden begann. Ein anderes Beispiel bietet dafür die Insel Pöl, in welche Burwy, „weil die Slaven wegen ihrer Armut und geringen Zahl sie nicht zu bebauen vermochten“, deutsche Kolonisten einführte. Daß auch im äußersten Osten des Landes die Kolonisierung bereits Fuß faßte, läßt die Urkunde erkennen, in welcher Heinrich von Bützow und sein Sohn Thetleo von Gadebusch mit Gerichtsbarkeit und Gütern in der Gegend von Marlow und Ribnitz belehnt wurden (1210). Zugleich tritt uns hier die Bedeutung entgegen, die das Eindringen des deutschen Vasallentums für die bäuerliche Kolonisation hatte, welche im Lande der Obotritenfürsten zum großen Teil durch Edelleute, ohne

direktes Zuthun der Landesherren erfolgt ist.[43]) Bei der Kultivierung des platten Landes spielten selbstverständlich auch in der Herrschaft Burwys die Zehnten eine große Rolle. Verträge von der Art, wie sie früher zwischen den Grafen und den Bischöfen vereinbart waren, wurden hier jetzt ebenfalls abgeschlossen für solche Gebiete, in welchen die Gemanisierung bevorstand oder bereits im Gange war. So gab Bischof Dietrich von Lübeck 1221 dem Fürsten die Hälfte der Kornzehnten zu Lehn, welche von den deutschen Bauern auf der Insel Pöl zu entrichten waren. Wegen des Anteiles der Ratzeburger Diöcese verglichen sich die Fürsten 1222 mit dem Bischof Heinrich. Die Einwanderung nahm hier raschen Fortgang, so daß die Länder Dassow, Klütz und Bresen, welche durch die Nachbarschaft Lübecks und durch die alten hier gelegenen geistlichen Besitzungen dem deutschen Einfluß ohnehin mehr geöffnet waren, im Ratzeburger Zehntenregister (um 1230) schon auf nahezu ähnlicher Stufe der Kultur erscheinen wie die älteren Kolonisationsgebiete der Diöcese, wo im Lande Gadebusch gar keine, im Lande Wittenburg unter 93 Ortschaften nur 4 von Slaven bewohnte Dörfer genannt werden. Nicht so einfach dürfen wir uns die Einführung der Zehntpflichtigkeit im Schweriner Sprengel vorstellen, wo der Vorgang sich mehr allmählich vollzog und die Verhältnisse überhaupt komplizierter waren. Dazu kommt, daß wir für die einzelnen Zehntregulierungen, welche Brunward teils mit den Obotritenfürsten selbst, teils direkt mit den Edelleuten vereinbarte, eines genaueren Nachweises entbehren, weil viele wichtige Urkunden verloren gegangen sind. Erhalten ist uns ein Kontrakt zwischen Brunward und dem Fürsten Wizlav von Rügen über die Zehnten der Deutschen und die Abgaben der Wenden im Lande Tribsees (1221).

Selbstverständlich blieb Brunward, welcher auch auf die Ausbreitung der deutschen Kultur in seinem Sprengel so eifrig bedacht war und in dieser Hinsicht durch seinen Verkehr mit den Fürsten und seine Verschwägerung mit dem angesehensten mecklenburgischen Vasallengeschlechte viel auszurichten vermochte, in der Fürsorge für sein eignes Land Bützow nicht zurück, welches mit bischöflichen Vasallen und Kolonen besetzt wurde. In die Zeit seiner Amtsthätigkeit, welche über die Grenzen unserer Periode hinausreicht, gehört noch die Stiftung des Benediktiner-Nonnenklosters Rühn, womit ein Lieblingsplan Bernos zur Ausführung gebracht wurde (1233), sowie die Gründung der Stadt Bützow, welche spätestens 1236, als Brunward die Grenzen des Stadtfeldes bestätigte, vorhanden war. Schon früher ist aber die dortige 1248 zu einem Kollegiatstift erweiterte Elisabethkirche nachweisbar, da 1229 bereits ein zweiter Priester neben dem eigentlichen Pfarrer angestellt wurde.

Das Land Stargard verdankte seine Besiedelung erst den Brandenburger Markgrafen, deren unmittelbares Verwaltungsgebiet trotz der zeitweiligen Oberherrschaft über Pommern sich seit geraumer Zeit über die Havel und Nuthe nicht hinaus erstreckte, bis sie (seit 1231) ihre lange unterbrochene Ausdehnungspolitik nach Osten wieder aufnahmen und (1236) das alte Redarierland in ihren Besitz brachten. In Circipanien war, als es 1236 an Mecklenburg zurückfiel, durch das Kloster Dargun der

Kolonisation schon vorgearbeitet worden. Nachdem Bischof Sigwin die Wiederherstellung desselben öffentlich bekundet hatte (1216), bestätigte und vermehrte Kasimir II. den alten Besitz. Zu wiederholten Malen wurden durch die Gunst dieses Fürsten und seines Sohnes Wertislav III. den Brüdern größere Einöden zur Besiedelung überlassen. Im circipanischen Bezirke Malchin erwarb das altmärkische Kloster Arendsee Grundbesitz von Kasimir (1215).*)

In dem weitaus größten Teile des slavischen Mecklenburg wurden, wenngleich den nächsten Nachfolgern noch vieles zu thun übrig blieb, schon durch Burwy und seine Söhne die entscheidenden Schritte zur Germanisierung gethan. Die Möglichkeit, mit welcher wir zu rechnen haben, daß hier und da die Überlieferung gefälscht ist und die Nachwelt manches, was in Wirklichkeit nicht von den Fürsten herrührt, auf sie übertragen hat, vermag doch das Gesamturteil nicht zu beeinträchtigen. In ihren Konsequenzen mußten die damals ergriffenen Maßregeln, so wenig dies anfangs vielleicht beabsichtigt war, zum Untergang der wendischen Nationalität führen. Daß sich etwas später in Pommern, wo zunächst das deutsche Element ebenfalls fast ausschließlich durch die Kirche vertreten war, ein ähnlicher Proceß vollzog, wurde zum großen Teil erst durch die deutsche Bevölkerung des westlichen Nachbarlandes ermöglicht.

Erst durch die Neubesiedelung ist die Christianisierung Mecklenburgs zur vollen Wirklichkeit geworden. Hand in Hand mit der fortschreitenden Germanisierung ging die Einrichtung neuer Pfarren, die in großer Anzahl schon unter Burwys Herrschaft vorhanden gewesen sein müssen, und die Abgrenzung der Parochien wurde nun im ganzen Schweriner Sprengel in Angriff genommen. Zugleich entfaltete sich eine großartige kirchliche Bauthätigkeit im östlichen Mecklenburg, von welcher noch manche Gotteshäuser des Landes mit ihren noch vorwiegend romanischen, aber schon den Übergang zum frühgotischen Stil kennzeichnenden Formen Zeugnis ablegen. So war bereits 1232 die Kirche in Doberan vollendet, deren südwestlicher Teil, mit abgetrepptem Giebel und Rundbogenfries, in den späteren noch vorhandenen Bau übernommen worden ist. Als ein in voller Ursprünglichkeit des alten Stiles erhaltenes Gebäude aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts mag die Feldsteinkirche zu Neuenkirchen (bei Bützow) hervorgehoben werden; Türme, die dem dortigen ähnlich sind, finden sich im ganzen Ostseegebiete.[44])

Pilgerzüge nach Preußen und Livland.

In denselben Jahren, welche dem Obotritenlande den Zustrom der deutschen Einwanderer brachten, wurden die norddeutschen Volksstämme, welche bisher vom Kreuzzugsenthusiasmus wenig ergriffen waren, zu Zügen in

*) An der Germanisierung der Gegend um Stavenhagen (im Tollenserlande), welche erst am Ende des 13 Jahrhunderts von Pommern abgetrennt wurde, hatten die mecklenburgischen Fürsten keinen Anteil.

die Ferne in Bewegung gesetzt, aber nicht so sehr, um Palästina von den Ungläubigen zu befreien, als um an der Christianisierung barbarischer Ostseevölker mitzuwirken. Auch in Mecklenburg bethätigten die geistlichen und weltlichen Großen vorzugsweise in dieser Richtung ihren Eifer für die Ausbreitung des Kreuzes.

Anregungen zu Kreuzzügen gegen die heidnischen Preußen gingen von dem Cistercienſermönche Christian von Oliva aus, welcher seit 1209 im Auftrage des polnischen Herzogs Konrad von Masovien an der Bekehrung jenes Volkes arbeitete. Um mit päpstlicher Genehmigung das Kreuz zu predigen, begab er sich zu wiederholten Malen nach Deutschland und kam auch nach Kammin, wo er 1216 bei Bischof Sigwin die Wiederherstellung des Klosters Dargun bezeugte. Daß seine Bemühungen in diesen Gegenden nicht vergeblich waren, zeigt der Entschluß Brunwards, welcher, um die Mittel zu einer Pilgerfahrt nach Preußen zu gewinnen, 1219 den Verkauf mehrerer Zehnten vornahm. Es steht auch fest, daß er sein Vorhaben ausgeführt hat, nur daß nicht genau zu ermitteln ist, wann und unter welchen Umständen es geschah. Die größte Wahrscheinlichkeit hat die Annahme für sich, daß er (1223) den Zug mitmachte, zu welchem sich 1222 Herzog Heinrich der Bärtige von Breslau sowie die Bischöfe von Breslau und Lebus verpflichtet hatten.[45]) Von dänischen Unternehmungen gegen die Preußen ist außer dem oben erwähnten Zuge nach Samland (1210) nichts bekannt. Auf einen Zusammenhang mit Mecklenburg weist aber auch der neue geistliche Ritterorden hin, welchen Christian, um ein stets bereites Heer im Heidenlande zur Verfügung zu haben, um 1225 ins Leben rief und mit dem Burgbezirke Dobrin an der Weichsel ausstattete. In Mecklenburg erwarb die Brüderschaft — ungewiß in welchem Jahre — den Hof Sellin bei Neukloster. Übrigens bestand der Orden, welcher anfangs nur 14 Ritter unter dem Ordensmeister Bruno zählte und auch später nur eine geringe Anzahl von Mitgliedern umfaßte, zum großen Teil aus Mecklenburgern. Denn ein Überrest des alten Vereins, welcher seinen Beruf nicht selbständig zu erfüllen vermochte und 1234 in dem deutschen Orden aufging, waren die 10 Ritter, welche 1240 jenen mecklenburgischen Besitz an das Kloster Neukloster veräußerten und sich durch ihre Namen fast alle als Angehörige deutscher, in Mecklenburg ansässiger Geschlechter zu erkennen geben (so mehrere von der Lühe, Friedrich von Lübow, Konrad von Sture).[46])

Vollständigere Nachrichten besitzen wir über Pilgerreisen, welche nach den nördlichen Gestadeländern der Ostsee von Mecklenburg aus unternommen wurden. Im Anschluß an die Reisen westfälischer und Lübecker Kaufleute, welche etwa seit 1163 von Wisby aus mit dem Dünalande in unmittelbaren Handelsverkehr traten, wirkten Missionare unter der heidnischen Bevölkerung Livlands, dessen südliche Hälfte in den Küstengegenden von dem finnisch-ugrischen Stamme der Liven bewohnt wurde, während landeinwärts Völker von lettisch-littauischer Rasse sich angesiedelt hatten. Zunächst geriet das neue Missionsgebiet in kirchliche Abhängigkeit von Bremen, wo Hartwig II. einen Anlauf machte, die weitausschauenden Pläne Adalberts im Norden und Osten wieder zu beleben. In der Urkunde, durch welche Clemens III.

1188 die Rechte der Bremer Kirche bestätigte, erscheint unter den Bistümern der Erzdiöcese neben Lübeck, Ratzeburg und Schwerin ein viertes, dessen Sitz sich in Üxkull (an der Düna) befand. Bischof war seit 1186 Meinhard, der Apostel der Liven, welcher die dortige Kirche 1184 gegründet hatte. Das Christentum unter jenen aufsässigen Völkern auf die Dauer zu befestigen, gelang aber erst der Energie des dritten livländischen Bischofs, des ehemaligen Bremer Domherrn Albert (seit 1199), welcher zu seiner Unterstützung das Schwert aufrief. Auf seinen Antrieb ergingen gleichlautende Bullen an die Christen in Sachsen, Westfalen, Nordelbingien und im Slavenlande, mit der Aufforderung, die junge livländische Kirche gegen die Heiden zu schützen (5. Oktb. 1199), und in der dem Erzbischof von Bremen und seinen Suffraganen aufgetragenen Kreuzzugsbulle vom 12. Oktb. 1204 erkannte der Papst der Livlandfahrt die gleiche Kraft der Sündenvergebung zu wie der Fahrt nach Jerusalem.[47]) Fast alljährlich seit 1200 begab sich Albert um Ostern oder Pfingsten nach Deutschland, um Pilger, welche sich auf ein Jahr zur Heerfahrt verpflichteten, oder Leute, die zu dauernder Ansiedelung bereit waren, um sich zu sammeln. Unter fortwährenden Kämpfen mit den eingeborenen Völkern, von denen zunächst die Liven und Letten im Dünalande deutschen Gesetzen unterworfen wurden, begann eine überseeische deutsche Kolonie von Vasallen und Stadtbürgern emporzublühen. Vom König Philipp wurde Albert 1207 als Fürst mit Livland belehnt, und von der Metropolitangewalt Bremens befreite sich das Bistum, welches von Üxkull nach der neuen deutschen Stadt Riga verlegt ward.

Von mecklenburgischen Mitstreitern verlautet bis 1211 nichts. Als aber in diesem Jahre Albert im Frühling von seiner deutschen Reise nach Livland zurückkehrte, schlossen sich ihm, von Rittern und vielen Pilgern begleitet, drei Bischöfe an, unter diesen Philipp von Ratzeburg.[48]) Als eifriger Anhänger Ottos IV. weilte er mit diesem 1210 in Italien, mied aber, nachdem der Kaiser dem Kirchenbann verfallen war, auf längere Zeit die Heimat, um in der Ferne unter den Heiden zu wirken. Als Ratgeber und Mitarbeiter Alberts verschaffte er sich in Livland durch sein umsichtiges und taktvolles Auftreten sowie durch seinen frommen Lebenswandel bald allgemeinen Beifall. Von ihm und den anderen Bischöfen ermuntert, zogen die mit ihnen gekommenen Streiter, unter deren Anführern sich Helmold von Plesse befand, in den Kampf gegen die Heiden und trugen im Norden mehrere Siege über die den Liven stammverwandten Esten davon, über welche unter Philipps Assistenz ein von Riga abhängiger Bischof gesetzt ward. Als seine Mitbischöfe nach Verlauf eines Jahres den Heimweg antraten, blieb Philipp in Riga zurück und fuhr fort, der livländischen Kirche in aufopfernder Weise seine Thätigkeit zu widmen. Als er einst mit aufständischen Liven unterhandelte, wurden seine Begleiter von den Aufrührern mißhandelt und in Gefangenschaft geschleppt; auch er selbst wäre gepackt worden, wenn es nicht dem Geistlichen Heinrich, dem Verfasser der livländischen Chronik, welcher ihm als Priester und Dolmetscher beigegeben war, gelungen wäre, die Feinde zu beruhigen, worauf der Bischof sie durch

drohende und ermahnende Worte dahin brachte, daß sie die Gefangenen wieder herausgaben und unbehelligt ziehen ließen. Zwei Jahre hindurch verwaltete darauf Philipp, weil Albert zu längerem Aufenthalte in Italien und Deutschland genötigt war, selbständig die Kirche von Riga. Im lettischen Bezirke Treiden errichtete er die Burg Fredeland, so genannt, „weil sie das Land befrieden sollte," und ließ sich von den Letten in Tolowa, welche sich zu dem von den Russen überkommenen griechischen Christentume bekannten, das Versprechen geben, daß sie sich zum Glauben der lateinischen Kirche bekehren würden. Die estnischen Sakkaler und Ugaunier (im nördlichen Livland) brachte er durch zwei große von ihm veranstaltete Heerfahrten und nach Unterdrückung eines allgemeinen Aufstandes dahin, daß sie sich zu Taufe und Unterwerfung bereit erklärten.

Auch in den für die Kolonie so verhängnisvoll gewordenen inneren Streitigkeiten hatte Albert vielen Nutzen von dem Beistand Philipps. Der 1202 als ständige Streitmacht für Livland gegründete Schwertbrüderorden wollte sich dem Bischof nicht unterordnen, sondern begehrte eine selbständige Stellung neben ihm und wurde hierin von Innocenz III. unterstützt, welchem die Gelegenheit zur Schwächung des mächtig emporstrebenden neuen deutschen Kirchenstaates willkommen war. In dem Vertrage, welchen Albert unter Philipps Mitwirkung auf Grund einer päpstlichen Entscheidung mit den Rittern abschloß (1211), mußten ihnen wichtige Vorteile eingeräumt werden. Während seiner zweijährigen Statthalterschaft hatte sodann Philipp das bischöfliche Interesse dem Orden gegenüber selbständig zu vertreten. Um die verwickelten Verhältnisse schlichten zu helfen, welche sich aus der fortgesetzten Parteinahme des Papstes für die Ritter ergaben, fuhr der Bischof, welcher auf einer zum 15. November 1215 ausgeschriebenen römischen Kirchenversammlung mit Albert zusammentreffen wollte, im Juni mit heimkehrenden Pilgern und in Begleitung des Priesters Heinrich aus der Düna. Durch ein Unwetter wurden die Schiffe in einen Hafen der Insel Ösel verschlagen, deren wilde Bewohner sich sogleich anschickten, die Deutschen durch Versperrung des Einganges einzuschließen, und ihnen hart zusetzten, besonders durch große Feuerbrände, welche, auf Gerüsten schwimmend, mitten in die Fahrzeuge hineingetrieben wurden. Durch das Gebet des Bischofes ermutigt, arbeiteten die Angegriffenen mit Erfolg dem Feuer entgegen und erzwangen sich den Ausweg ins offene Meer. Auf der Weiterfahrt nach Gotland stellte sich, da die Reise durch heftige Gegenwinde Verzögerung erlitt, Mangel an Lebensmitteln und Hungersnot ein; willig verteilte Philipp alles, was er hatte, unter seine Begleiter, bis am Abend des 21. Juli, als alle schon halbtot die Responsorien sangen, plötzlich der Wind umsprang und die Landung in Gotland ermöglichte. Nur mit Seufzen entsagte der Kirchenfürst, dessen Frömmigkeit und eindrucksvolle Predigt der Priester Heinrich nicht genug zu rühmen weiß, während der Meerfahrt der Feier der Messe, pflegte aber jeden zweiten Tag mit Ausschluß des Meßopfers zu kommunicieren. Sein Ziel sollte er aber nicht mehr erreichen; denn nachdem man in Italien gelandet war, wurde er in Verona das Opfer einer Krankheit. Seine Leiche wurde dort in einem Kloster der Augustiner,

deren Orden er — wohl als Prämonstratenser — angehört hatte, in einem marmornen Grabe beigesetzt.

Einige Jahre später unternahm Heinrich Burwy eine Pilgerfahrt nach Livland.[49]) Dieselbe führt uns in den Zusammenhang der auf die Beherrschung der ganzen Ostseeküste gerichteten dänischen Großmachtsbestrebungen. Wieder anknüpfend an ältere Eroberungs- und Missionsversuche trat Dänemark, indem es zunächst sein Augenmerk auf Estland richtete, mit den Deutschen und dem Bischof von Riga in Konkurrenz, begünstigt vom päpstlichen Stuhle, welcher den Aufschwung des livländischen Bistums wie durch Beförderung der inneren Zwistigkeiten, so auch dadurch zu hemmen suchte, daß er dem Erzbistum Lund an der baltischen Küste kirchliche Rechte zuerkannte. Derartigen Übergriffen mit gehörigem Nachdruck entgegenzu treten, war Albert in seiner Aktionsfreiheit allzusehr beschränkt, weil grade diejenigen Länder, welche für die Verbindung Livlands mit dem Mutterlande die wichtigsten und unentbehrlichsten waren, zum dänischen Reiche gehörten. Lübeck, der Hauptausfuhrhafen für alle deutschen Livlandfahrer, befand sich in Waldemars Händen, und gewiß reichte in Holstein, Mecklenburg und Pommern sein Einfluß weit genug, um hemmend oder fördernd einzuwirken, wenn Albert angesehene Pilger, an deren Beteiligung ihm vorzugsweise gelegen war, für seine Kreuzfahrten zu gewinnen suchte. So hatte der König, ohne zunächst dem Bischof feindlich entgegenzutreten, Mittel genug in der Hand, ihn in einer gewissen Abhängigkeit von sich zu erhalten. Hart bedrängt von den Esten und den mit ihnen verbündeten Russen, welche letzteren sich die Oberherrschaft an der baltischen Küste nicht streitig machen lassen wollten, entschloß sich Albert sogar zu dem bedenklichen Schritte, die Hülfe des Königs anzuflehen. In Begleitung Albrechts von Orlamünde, welcher als Kreuzfahrer ein Jahr in Livland geweilt hatte, erschien er auf jenem großen Hoftage zu Schleswig (Johannis 1218); wahrscheinlich leistete er hier auf Estland oder einen Teil desselben Verzicht, wogegen Waldemar das Versprechen gab, im folgenden Jahre gegen die Esten zu ziehen. Als nun der Bischof sich von Schleswig aufmachte, um für das laufende Jahr Pilger zu sammeln, erklärte der alte Burwy, um das von ihm gelobte Jahr der Kreuzfahrt abzudienen, sich zu sofortiger Pilgerreise bereit. Daß der Fürst, welchen bei seinem Vorhaben auch religiöse und persönliche Beweggründe geleitet haben werden, in direktem Auftrage seines Lehnsherren handelte, läßt sich zwar nicht nachweisen. Es war aber durchaus im Sinne der zu Schleswig getroffenen Abmachungen und entsprach den weiteren Plänen des Königs, wenn ein dänischer Vasallenfürst der livländischen Kirche in ihrer augenblicklichen Bedrängnis seinen Arm lieh und bei dieser Gelegenheit dieselben Feinde bekämpfen half, an deren Schwächung dem Herrscher bei seinen Eroberungsabsichten zunächst gelegen war.[50])

So entsandte Albert, welcher selbst in Deutschland zurückblieb, den Obotritenfürsten und einige andere Kreuzfahrer gegen die Heiden. In dem Gefolge des Fürsten, welches zugleich seine Streitmacht bildete, werden sich Edelleute teils deutscher, teils wendischer Herkunft befunden haben, wie sie in den Urkunden jener Zeit häufig neben einander erscheinen,

so auch in der Privilegienbestätigung für Rostock, welche am Johannistage 1218, kurz bevor er die Heimat verließ, ausgestellt wurde. In Livland beteiligte er sich an mehreren Feldzügen, von welchen der Priester Heinrich, auf dessen Bericht wir auch hier angewiesen sind, Augenzeuge war. Zum 15. August ward gegen die Revaler und Harrionen (im nördlichen Estland) eine Heerfahrt angesagt, zu welcher sich Burwy und seine Begleiter mit der Streitmacht von Riga und den vom Ordensmeister Volkwin geführten Ordensrittern zusammenfanden; diesem Heere, den „Deutschen", schlossen sich Liven und Letten an. Schon war man bei der Burg Fellin an der Nordgrenze Saccalas angelangt, als man in Erfahrung brachte, daß von Osten her, aus Ugaunien, eine große Menge von Russen unter Anführung der Großfürsten von Nowgorod und Pleskau herannahe, um in Livland einzufallen. Das Heer stellte daher den weiteren Vormarsch nach Norden ein und wendete sich den neuen Feinden entgegen, welche in der Gegend des oberen Embaches eine Niederlage erlitten und das Banner des Fürsten von Nowgorod in den Händen der Gegner lassen mußten, worauf sie hinter einem kleinen Bache mit ihrer gesamten Streitmacht eine neue Stellung einnahmen. Auf einem Hügel an dem anderen Ufer ordneten sich die Scharen der Deutschen, welche hier, nur zweihundert Mann stark, angeblich gegen 16000 Russen stritten. Zu schwach, um selbst anzugreifen, wollten sie die Gegner an der Überschreitung des Gewässers hindern. Doch wandten sich die Liven und Letten, sobald die Pfeile der Russen sie umschwirrten, zur Flucht, und ein Teil der Deutschen folgte ihrem Beispiele, so daß nur 100 zurückblieben, welche die ganze Wucht des Angriffes auf sich zogen. Dennoch widerstanden sie den Russen, deren einzelne Abteilungen, sobald sie den Bach überschritten hatten, erschlagen oder zurückgetrieben wurden, während die Deutschen alle unversehrt blieben, bis auf einen Ritter Burwys, welcher von einem Pfeile verwundet fiel. Als endlich die Großfürsten von weiteren Angriffen abließen, kehrte das Heer, den beabsichtigten Zug gegen die Esten für diesmal aufgebend, nach Livland zurück. Als einige Tage später Burwy und seine Kampfgenossen zum zweiten Male aufbrachen, wurden die Russen gänzlich aus dem Lande vertrieben.

Treu seinem Gelübde, scheute der alte Fürst auch die Beschwerden eines Winterfeldzuges nicht. Das Ziel war wiederum das nördliche Estland; um das treulose Volk zu züchtigen und ferneren Anschlägen, welche von russischer Seite zu befürchten standen, zuvorzukommen, sammelten sich die christlichen Streiter gegen Anfang der Fasten (etwa 19. Febr.) 1219 am Flusse Salis im mittleren Livland zu einer Heerfahrt, welche später be den Liven als die „kalte" bekannt war. Anfangs zogen sie die Küste entlang auf dem Eise des Rigaschen Busens; nachdem sie sodann Wegweiser empfangen hatten, setzten sie ihren Weg zu Lande fort und drangen quer durch Estland in die Revalsche Landschaft vor. Da ihnen ein eiskalter Wind entgegenwehte, erfroren vielen Leuten die Glieder; manche büßten Nase, Arme oder Beine ein. Alle erhielten, als sie später wieder nach Hause kamen, eine neue Gesichtshaut, während die alte abfiel, und mancher starb an den Nachwirkungen der ausgestandenen Leiden. Das Heer war

in 3 Haufen geteilt: rechts zogen die Letten, links die Liven; den mittleren Weg, welchen in landesüblicher Weise die deutschen und die fremden Pilger benutzten, schlugen Volkwin, Heinrich Burwy und die von Riga ein. So rückten sie raubend und die am Wege liegenden Dörfer verbrennend durch das Land der Revaler. Mit der gesamten Beute und den Gefangenen traten sie auf dem Eise des Meeres den Rückweg an, ohne von den Öselern oder anderen Esten, auf deren Angriff sie vergeblich warteten, belästigt zu werden. Nachdem am Flusse Salis die Beute verteilt war, löste sich das Heer auf. Burwy segelte, als das Jahr seiner Pilgerschaft abgelaufen war, seiner Heimat zu, wo er am 1. August eine Urkunde für das Kloster Doberan ausstellte. Mit Livland unterhielt er von Mecklenburg aus mancherlei Verbindungen, und ein reger Verkehr, befördert durch die neuen Handelsbeziehungen, bahnte sich zwischen beiden Ländern seit seiner Kreuzfahrt an. Dem Bistum Riga schenkte er 1224 das beim Burgwall Ilow gelegene, später verschollene Landgut Tatow. Auch die Verleihung einiger bei Rostock gelegener Dörfer, als deren Eigentümer 1235 das livländische Cistercienserkloster Dünamünde genannt wird, mag auf ihn zurückzuführen sein. Im Besitz seiner Kampfgenossen, der Schwertbrüder, erscheint im Ratzeburger Zehntenregister das Dorf Vorwerck bei Dassow, welches nach Verschmelzung der Ritter mit dem deutschen Orden in die Hände des letzteren überging.[51]) Die Bürger von Riga pflegten für das Seelenheil Burwys und Heinrichs von Rostock jährlich einen Bewaffneten zum Kampfe gegen die Heiden zu stellen — eine Leistung, zu welcher sie sich 1257 dem damaligen Rostocker Fürsten gegenüber aufs neue verpflichteten.

Dem König von Dänemark war durch die unter Mitwirkung seines Lehnsträgers unternommenen Kriegszüge schon vorgearbeitet worden, als er, um den Hauptschlag zu führen, im Sommer 1219 in Begleitung Wizlavs von Rügen mit einem Kreuzheere an der Südseite des finnischen Busens landete und die Revaler und Harrionen in der großen Schlacht bei Reval besiegte. Nachdem er sich in Estland festgesetzt hatte, streckte er seine Hand sogar nach Livland aus und nötigte den Bischof, welchen er durch Sperrung der südlichen Ostseehäfen aller Aussicht auf weiteren Zuzug von Pilgern beraubte, ihn für beide Länder als Gebieter anzuerkennen (1221). Und wenngleich Waldemars Unternehmungen an der baltischen Küste in den nächsten Jahren weniger vom Glücke begünstigt waren, so atmete man doch auch in Livland erleichtert auf, als die kühne That Heinrichs von Schwerin den dänischen Großmachtplänen ein Ziel setzte.

9*

Gunzelin II. und Heinrich von Schwerin unter dänischer Botmäßigkeit.

Kreuzzug nach Ägypten.

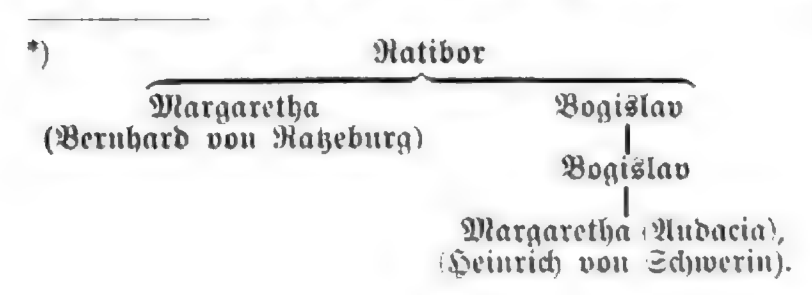
Nachdem Gunzelin II. und Heinrich schon früher in zeitweiliger Abhängigkeit von Dänemark gestanden hatten, kamen sie nach der endgültigen Unterwerfung der Grafschaft (1214) in ein ähnliches Verhältnis zu Waldemar wie die Obotritenfürsten. Damals sollen sie sich verpflichtet haben, dem König mit 60 Rossen und Helmen im Süden der Ostsee Heerfahrt zu leisten. Doch war ihre Verbindung mit dem Reiche nicht gelöst, da sie wegen ihrer linkselbischen Besitzungen nach wie vor von den Welfen belehnt waren, deren Familienhaupt, Pfalzgraf Heinrich, für Otto, den Sohn seines verstorbenen Bruders Wilhelm von Lüneburg, bis 1218 die Vormundschaft führte. Ein neues Lehnsverhältnis ging für seine Person Heinrich ein, und zwar mit seinem alten Freunde, dem Markgrafen Albrecht, von welchem er sich mit der unweit der Elbe gelegenen Burg Lenzen belehnen ließ, „zur Hülfe wider jedermann, mit Ausnahme des Königs von Dänemark“; dabei verpflichtete er sich, falls der letztere mit dem Brandenburger wieder in Fehde geriete, diesem für die Dauer des Krieges das Schloß zu überantworten.[52])

In die Thätigkeit der Grafen im eignen Lande gewähren uns im 12. Jahrhundert noch keine in der Heimat ausgestellten Urkunden einen Einblick. Aus dem Beginn des folgenden sind aber deren mehrere — zum Teil vom Schweriner Schlosse datierte — vorhanden. Um die Germanisierung zu vervollständigen, welche für das Land Schwerin schon 1160 in die Wege geleitet war, aber wohl nicht so raschen Fortgang nahm, wie in der Grafschaft Ratzeburg, wurde nun ebenso wie im Wendenlande die kolonisatorische Thätigkeit der kirchlichen Orden zu Hülfe genommen. Die Johanniter erwarben (bis 1217) Besitzungen, aus welchen sich später die Priorei Eixen und die Komthurei Kraak (bei Hagenow) bildeten. Für Übertragungen von Landgütern in der Gegend von Neustadt an das Kloster Reinfeld (bei Lübeck) wird das Jahr 1218 angegeben. Diese Verleihungen bildeten im Verein mit dem durch neue Schenkungen vermehrten Grundbesitz der Schweriner Kirche den Grundstock für die geistliche Begüterung, welche sich in einem schmalen, fast zusammenhängenden Streifen von Norden her bis gegen das jetzige Ludwigslust durch die Grafschaft erstreckte. Manches scheint damals auch geschehen zu sein, um die Entwickelung der Stadt Schwerin zu befördern, für deren Bürger die obenerwähnte Hafengerechtigkeit in Wismar sowie Zollfreiheit im Herzogtum Sachsen erwirkt wurde, wie sie auch in Lübeck keinen Zoll zu bezahlen brauchten. Daß man ferner auf Abtrennung neuer Kirchspiele und Vermehrung der Gotteshäuser bedacht war, zeigt die Errichtung einer Kapelle und eines Kirchhofes durch die Domherren auf einem ihnen von dem Grafen überwiesenem Grundstück in Wittenförden, ebenso die von Heinrich gegründete Nikolaikirche auf der Schelfe bei Schwerin. Der Ausbau der älteren, 1248 aufs neue geweihten Domkirche,

von welcher in dem vor einigen Jahren abgebrochenen Turm ein Überrest erhalten blieb, wurde in Angriff genommen. Brunward bestimmte dafür 1222 ein Drittel der aus der Verehrung des heiligen Blutes zu erwartenden Einkünfte; ein anderes Drittel sollte für den Bau eines Klosters Verwendung finden, (des Schweriner Franciskanerklosters, welches 1236 in Betrieb war).[53])

Schloß und Land Schwerin wurden von Gunzelin und Heinrich gemeinsam verwaltet. Doch reicht die Annahme einer nur idellen Teilung (nach Einkünften) nicht aus, da neben den gemeinsamen Verfügungen auch manchmal Schenkungen von Gütern vorkommen, bei denen außer Frage steht, daß einem der beiden Brüder besondere Herrschaftsrechte zukamen, wobei vielleicht die Kirchspieleinteilung maßgebend war. In dem seit 1217 nachweisbaren Siegelbilde der Grafen (zwei rückschauende Lindwürmer zwischen einer lilienartigen Pflanze) ist wohl nicht eine eigentliche Wappenfigur — als solche erscheint später der zweigeteilte Schild — sondern nur ein Symbol zu sehen, welches man auf verschiedene Art zu deuten versucht hat. Männliche Nachkommen hat Gunzelin, aus dessen Ehe mit Oda (unbekannter Herkunft) eine gleichnamige Tochter hervorging, nicht hinterlassen. Heinrich, von welchem alle späteren Schweriner Grafen herstammen, war vermählt mit Magaretha, einer Tochter des pommerschen Dynasten Bogislav, welcher eine abgesonderte Herrschaft in Schlawe (in Hinterpommern) besaß und für einen Enkel des Pommernfürsten Ratibor († ca. 1155) gehalten wird. Ihren Namen führte sie wohl nach ihrer Großtante Margaretha, der Gemahlin Bernhards I. von Ratzeburg*). Eine sehr auffallende, bisher nicht aufgeklärte Thatsache ist es, daß sie, spätestens nach dem Tode des Gatten, den Namen wechselte, da die Witwe Heinrichs, an deren Identität mit Margaretha nicht zu zweifeln ist, in den Urkunden stets Audacia heißt. Ihre Mutter war eine dänische Prinzessin, wahrscheinlich aus der von Knut V. abstammenden Nebenlinie.[54])

Von weitgreifenden Folgen für die ganze norddeutsche Geschichte der nächsten Jahre war eine Familienverbindung, welche zwischen Waldemar und dem gräflichen Hause geschlossen wurde, indem Gunzelin 1217 seine Tochter mit einem natürlichen Sohne seines Lehnsherren, dem kürzlich zum Grafen von Halland erhobenen Nikolaus, vermählte. Jedenfalls wollte der König, welcher stets auf Vermehrung seiner Macht bedacht war, auf diese Weise die Grafschaft in ein mehr unmittelbares Verhältnis zu Dänemark bringen, wobei es ihm zustatten kam, daß das Schweriner Recht in Abweichung von dem gemeinen sächsischen Recht auch den Frauen eine Erbfolge im Lehn gestattete. Als Mitgift verschrieb Gunzelin der jüngeren Oda — „als der rechtmäßigen Erbin der väterlichen Güter,“ wie es in einem späteren

*)


Berichte heißt — die Hälfte des Schlosses Schwerin mit der Hälfte des zu letzterem gehörigen Landes. Man ging hiernach — mit welcher Berechtigung, soll hier nicht untersucht werden — von der Auffassung aus, daß nach dem Tode des Vaters dessen Anteil an der Herrschaft in Ermangelung von Söhnen auch für den Fall auf die Erbtochter übergehen müsse, daß noch andere männliche Mitglieder des Geschlechtes vorhanden waren. Hieraus erklärt sich, daß Nicolaus, welcher selbst nach Schwerin kam, bald nach seiner Vermählung als Mitinhaber an dem schwiegerväterlichen Anteil auftrat, indem er zusammen mit den beiden Schweriner Brüdern und unter Zustimmung der drei Gemahlinnen über Güter in der Grafschaft Verfügung traf. Nach kurzer Ehe starb der Graf von Halland (1218), nicht lange nachher auch die Gattin mit Hinterlassung eines Knaben, Nicolaus, auf welchen daher die Rechte der Mutter übergingen.[55])

Für Heinrich, welcher sich im Gegensatz zu seinem Bruder den dänischen Machtgeboten gewiß nur widerwillig fügte, war es eine harte Zumutung, daß er einen dänischen Prinzen mit der Anwartschaft auf die Hälfte der Grafschaft neben sich sehen mußte. In Braunschweig traf er im Frühjahr 1220 am Hofe des Pfalzgrafen Heinrich mit Adolf von Schauenburg und Adolf von Dassel zusammen, die in ihrer Hoffnung, durch Friedrich II. wieder in den Besitz ihrer Herrschaft zu gelangen, eine so bittere Enttäuschung erfahren hatten. Aussicht auf eine den Vertriebenen günstige Änderung der politischen Lage war aber, nachdem die deutsch-dänischen Streitigkeiten im Norden zum Stillstande gelangt waren, vorläufig nicht vorhanden. Friedrich II. traf auch nach Beendigung des Thronstreites keine Anstalten, die Preisgabe deutschen Gebietes rückgängig zu machen, sondern eilte, sobald die Verhältnisse es gestatteten, im Sommer 1220, nach Italien, um Herrscherpläne, für welche in Deutschland kein Raum war, in seinem sicilischen Königtum zu verwirklichen. Und die welfische Territorialpolitik hatte seit dem Sturze Heinrichs des Löwen kein besonderes Interesse an einem Kriege mit Dänemark, dessen Feindschaft gegen Otto IV. hauptsächlich dem Reichsoberhaupt gegolten hatte. In seinem Thatendrange verließ Heinrich auf einige Zeit die Heimat, um eine Kreuzfahrt nach Ägypten zu unternehmen.[56])

Während Friedrich II., welcher sich bei seiner Krönung zu einem Kreuzzuge verpflichtet hatte, mit der Ausführung des Gelübdes zögerte, richteten die schon nach dem Orient aufgebrochenen Pilgerscharen, um die Macht der Saracenen an der Wurzel zu treffen, ihre Angriffe auf Damiette, den Schlüssel Ägyptens. Nach vielen Drangsalen gelang es ihnen, unter Führung des Kardinallegaten Pelagius am 5. November 1219 die Stadt zu erobern. Als auf die Nachricht von diesem glücklichen Ereignis der Papst einen allgemeinen Aufruf zum Streite wider die Ungläubigen erließ, war auch Heinrich von Schwerin demselben zu folgen bereit und begab sich, noch bei Lebzeiten seines Bruders, im Frühjahr 1220 auf die Reise nach Italien. Vielleicht

war er im Juni in Rom und empfing dort vom Papste eine Urkunde, in welcher allen, die an bestimmten Tagen die Schweriner Domkirche besuchen würden, ein besonderer Ablaß zugesagt wurde.[57]) In Venedig, wo der Doge 14 Kriegsschiffe zur Unterstützung der Christen in Damiette ausgerüstet hatte, schiffte der Graf sich ein und langte im August in Ägypten an. Doch war er, bevor er sein Ziel erreichte, nahe daran, den Untergang zu finden. Denn der Sultan Kamel von Ägypten begnügte sich nicht, seine Landtruppen vor Damiette zu versammeln, um das Vorrücken der Pilger in das Innere des Landes zu verhindern, sondern suchte der Stadt auch die Verbindung mit der See abzuschneiden; 33 Galeren erschienen auf dem Mittelmeere, plünderten und verbrannten die Schiffe, welche Proviant nach Damiette schaffen sollten, und führten die mitreisenden Pilger, die den Eingeschlossenen Verstärkung bringen wollten, gefangen fort. Solche Kaper griffen auch ein großes, von Lastschiffen begleitetes Fahrzeug an, welches den Grafen von Schwerin nebst mehreren Edlen an Bord hatte. Die Kreuzfahrer leisteten aber mannhaften Widerstand und vermochten unter heftigem Kampfe sich durchzuschlagen. Im Spätsommer kam Heinrich glücklich beim Heere an, welches unthätig in Damiette verweilte, weil es noch immer auf Verstärkung durch Friedrich II. hoffte, vor dessen Ankunft es nichts Entscheidendes zu unternehmen wagte. Vergeblich hatte Pelagius, der wegen seiner Herrschsucht bei den Pilgern verhaßt war, zum Angriffe gegen den Sultan ermuntert. Den ganzen Winter und den Frühling des nächsten Jahres mußte der Graf im Lager von Damiette zubringen. Wahrscheinlich gehörte er zu denjenigen, welche, des langen Wartens überdrüssig, sehnlichst den Beginn des Kampfes herbeiwünschten und einen baldigen Aufbruch befürworteten. Endlich gelang es dem Kardinal, mit seiner Meinung im Rate der Fürsten durchzudringen und sie zum Vormarsch gegen Kairo, die Hauptstadt des Landes, zu bestimmen. Es war aber ein gewagtes Unternehmen, zumal da die Überschwemmung des Nils bevorstand; auch herrschte Uneinigkeit unter den Christen, während der Sultan, welcher alle Mannschaften Ägyptens aufgeboten hatte, große Umsicht und Thätigkeit entfaltete. Von allen Seiten sahen die Kreuzfahrer sich eingeschlossen, nachdem der schmale Landweg nach Damiette, den der steigende Nil noch übrig gelassen hatte, von ägyptischen Reitern gesperrt war. Nach schweren Verlusten mußten sich daher die Christen, welche „wie die Vögel ins Garn und die Fische ins Netz“ gegangen waren, zu Unterhandlungen bequemen; gegen Herausgabe der Stadt erhielten sie freien Abzug (30. August 1221) und verließen darauf Ägypten.

Die Kühnheit und Bereitwilligkeit, welche der Graf bei dem unglücklichen Unternehmen bewies, waren geeignet, ihm die Freundschaft des Kardinals zu erwerben. Derselbe bezeigte sich ihm erkenntlich, indem er ihm einen in einen Jaspisstein eingeschlossenen roten Tropfen, angeblich vom Blute Christi, zum Geschenk machte, mit der Bedingung, die Gabe in einer Kirche niederzulegen. Einer derartigen Reliquie hohe Verehrung zu erweisen, war man sehr geneigt zu einer Zeit, in welcher der besonders von den Cisterciensern gepflegte phantastische Hostienkultus ins Volk einzudringen begann

und die höfischen Dichter den wunderthätigen heiligen Gral besangen, unter dem man sich eine aus Jaspis gearbeitete Schlüssel dachte, in welcher das aus der Seite des Heilandes geflossene Blut aufgefangen war. Nachdem der Graf nach Schwerin zurückgekehrt war, übergab er am Grünen Donnerstage (31. März 1222) das „mit großen Mühen und Kosten" gewonnene Heiligtum in Gegenwart zahlreicher Kleriker und Laien dem Bischof Brunward für den Dom. Von der ganzen Geistlichkeit und dem zahlreich versammelten Volke wurde das Mirakel in feierlicher Prozession mit Gesängen und unter hoher Freude in Empfang genommen, um in der Begräbniskapelle der Grafen untergebracht zu werden. Bestimmte Tage wurden nach Brunwards Anordnung für die öffentliche Verehrung der wertvollen Reliquie festgesetzt, welche an den Gläubigen hohe Wunder verrichten sollte. Reiche Opfergaben wurden bei diesen Gelegenheiten von den zahlreich zusammenströmenden Andächtigen gespendet. Welche Bewandtnis es mit einem anderen heiligen Blute hatte, welches der Graf im Marieenkloster zu Stade niederlegte, mag dahin gestellt bleiben.[58]) Während man in der Schweriner Reliquie einen Teil des Blutes, so wie es aus der Seite des Heilands geflossen war, vor sich zu haben glaubte, lag bei anderen Heiligtümern ähnlicher Art die Annahme einer Transsubstantiation zu Grunde, so bei dem Doberaner heiligen Blut (zuerst urkundlich erwähnt 1248), an welches sich die Erzählung knüpft, ein Hirte aus Steffenshagen habe 1189 eine Hostie gestohlen, die sich nachher in Blut verwandelte.[59])

In ein neues, gefährlicheres Stadium trat die Schweriner Angelegenheit, als Gunzelin II. in Abwesenheit des Bruders um Neujahr 1221 aus dem Leben schied, so daß der damals etwa dreijährige Nicolaus den Großvater beerben konnte. Sofort machte Waldemar als Vormund und als Lehnsherr Ansprüche geltend, sowohl für seinen unmündigen Enkel als auch für sich selbst. Nachdem er an Albrecht von Orlamünde den Auftrag erteilt hatte, an seiner Statt den halben Anteil an Schwerin in Besitz zu nehmen und zu verwalten, schloß er mit ihm der größeren Sicherheit wegen am 22. Februar zu Ratkau einen Vertrag ab. Der Graf mußte versprechen, dem jungen Nicolaus, sobald derselbe mündig geworden, das Erbe herauszugeben. Wenn der Prinz vorher sterben würde, sollte Albrecht den ihm anvertrauten Besitz, welcher für diesen Fall wohl als ein eröffnetes Lehn angesehen wurde, dem König selbst oder dessen Nachfolgern auf dem dänischen Königsthrone überliefern. Unter den 26 Bürgen, welche der Graf für die Erfüllung der übernommenen Verpflichtungen stellte, befanden sich die drei Obotritenfürsten und die Brüder Volrad und Heinrich von Dannenberg, deren Eintreten zu Gunsten Dänemarks darauf hindeutet, daß sie in den Augen des Königs Gnade gefunden hatten und als dänische Vasallen in die väterliche Herrschaft wieder eingesetzt waren.

So sah Heinrich von Schwerin, als er die Heimat wieder betrat, das Erbe des verstorbenen Bruders im Besitz Albrechts von Orlamünde.

Derselbe Mann, zu dessen Gunsten bereits mehrere Gebiete der Grafschaft entzogen waren, war nach dem Ratkauer Vertrage berechtigt, sich auch im Schweriner Stammlande festzusetzen, wo er als der thatsächliche Gebieter gewaltet haben wird. Durch das mit dem Schein des Rechtes umkleidete gewaltthätige Verfahren Waldemars mußte Heinrich sich um so mehr in seinen Interessen verletzt fühlen, als er um jene Zeit schon männliche Erben besaß.[60]) Ein anderer Konflikt scheint dadurch veranlaßt worden zu sein, daß das in Dänemark gelegene Erbgut der Schwiegermutter Heinrichs, der Witwe Bogislavs von Schlawe, von Waldemar eingezogen wurde. Aus der Gegnerschaft des kleinen Grafen erwuchsen aber dem mächtigen Beherrscher des Nordens Verlegenheiten, welche die Befreiung Norddeutschlands von der dänischen Fremdherrschaft zur Folge hatten.

Sechster Abschnitt.

Befreiung Mecklenburgs von der dänischen Herrschaft.

Gefangennahme Waldemars.

Unter mehreren großartigen Herrschern hatte Dänemark sich aus dem Zustande äußerster Schwäche zu einer dominierenden Macht im Norden Europas emporgearbeitet. Ein persönliches Mißgeschick, welches dem König Waldemar von Mecklenburg her bereitet wurde, war hinreichend, den stolzen Bau ins Wanken zu bringen.

Nach seiner Rückkehr aus Ägypten sah Heinrich seine ganze Stellung im Norden der Elbe gefährdet und hatte bei dem Übelwollen des Königs alle Ursache, der Zukunft mit Sorgen entgegenzublicken. Unter den damaligen politischen Verhältnissen wäre er bei einer offenen Auflehnung gegen Waldemar und Albrecht von Orlamünde vermutlich auf sich allein angewiesen gewesen, zumal da sein Beschützer, Markgraf Albrecht, 1220 mit Hinterlassung zweier noch ganz jugendlicher Knaben gestorben war. Vergeblich suchte der Graf, welcher zu diesem Zwecke sich selbst nach Dänemark begeben haben wird, die Gnade des Herrschers wieder zu gewinnen. Die Bedingungen, welche derselbe ihm auferlegte, sollen allzuhart gewesen sein. So schritt der thatkräftige und leidenschaftliche Mann, sei es bei diesem oder bei einem späteren Aufenthalte am königlichen Hofe, zu einem Acte verwegener Selbsthülfe, welcher im Falle des Gelingens dem glücklichen Vollbringer in jenen Zeiten weit wertvoller werden konnte als gewonnene Schlachten.[1])

Der König hatte sich im Mai 1223, um Linderung gegen die Sommerhitze zu suchen, mit seinem gleichnamigen Sohne und nur von seiner nächsten Umgebung begleitet, auf das im kleinen Belt gelegene Inselchen Lyöe zurückgezogen, eines der vielen kleinen Eilande, welche dort die Küste umkränzen. Es liegt der Südwestküste von Fünen gegenüber und gehört zum dortigen Amte Salling; erst unter Christian I. mit einem Geistlichen versehen, wurde Lyöe früher zum Kirchspiel Fauborg auf Fünen gerechnet und war zur Zeit Waldemars II. vielleicht noch unbewohnt. Der Herrscher mag auf der Insel, wo im Mittelalter noch Bären und Eber hausten, der Jagd obgelegen haben.[2])
An diesem abgelegenen Aufenthaltsorte fand sich auch mit einigen Begleitern Heinrich von Schwerin ein, welcher in scheinbarer Ergebenheit unter dem Vorwande friedlicher Verhandlungen am dänischen Hofe weilte und sich bei seinem keinerlei Nachstellungen befürchtenden Lehnsherrn einer gast-

freundlichen Aufnahme erfreute.[3]) Nachdem am Abende (6. Mai) tapfer getrunken war, so daß Waldemar und viele der Seinigen in tiefen Schlaf sanken, drang in der Nacht der Graf mit Bewaffneten in das Zelt ein, in welchem jener mit seinem gleichnamigen, bereits zum König gekrönten ältesten Sohne ruhte. Ein Wächter wurde niedergestoßen und der ältere König, welcher wohl Gegenwehr versuchte, verwundet. Gebunden und, wie es heißt, mit verstopften Mündern wurden die Überfallenen, ohne daß das Gefolge es gewahr wurde, auf das Schiff des Grafen geschleppt, während man die Fahrzeuge des Königs, um Verfolgung zu verhindern, beschädigte.

Ohne Aufenthalt fuhr der Graf, um seine kostbare Beute in Sicherheit zu bringen, davon. Natürlich konnte nicht daran gedacht werden, die Gefangenen in Schwerin unterzubringen; vielmehr galt es, möglichst unbemerkt und rasch das dänische Herrschaftsgebiet zu durchziehen. Nachdem Heinrich die Könige eine Zeit lang in einem Walde verborgen gehalten hatte, führte er sie nach seiner auf Reichsboden gelegenen Burg Lenzen, welche ihnen zunächst als Aufenthalt diente.[4]) Inzwischen hatte er sich mit Volrad von Dannenberg in Einvernehmen gesetzt, welcher noch 1221 für Albrecht von Orlamünde Bürgschaft geleistet hatte, jetzt aber mit dem Schweriner eng verbündet war und ihm seine Stammburg zur Verfügung stellte. Das Schloß Dannenberg lag mehrere Meilen jenseits der Elbe und war überdies wegen seiner sumpfigen Umgebung gegen Überfälle geschützt. Dorthin wurden die Könige, wohl um sie dem dänischen Machtbereich noch mehr zu entziehen, in Gewahrsam gebracht. Selbstverständlich wurden alle Vorkehrungen getroffen, welche nötig schienen, um das Entweichen so wertvoller Gefangener zu verhüten, und es ist daher leicht möglich, daß man ihnen, wie es in ähnlicher Fällen nachweislich häufiger geschah, in der Dannenberger Haft Ketten anlegte.[5])

Großen Eindruck machte überall die Kunde von der verwegenen That des Grafen; selbst in England und Italien wurde die Gefangennahme des weit und breit berühmten Dänenherrschers in den Annalen verzeichnet. In dem betroffenen Lande selbst muß das unerwartete Ereignis gleich einem Blitzschlage aus heiterem Himmel gewirkt haben. Zu energischem Handeln vermochte man sich aber dort nicht aufzuraffen. In weit höherem Grade als später waren im Mittelalter, da die der Zentralgewalt dienenden Organe nur wenig ausgebildet waren, die Schicksale großer Reiche von der Persönlichkeit des jeweiligen Fürsten abhängig, zumal in Dänemark, wo einige thatkräftige Könige das Volk mit allzu großer Anspannung seiner Kräfte zu einer so außerordentlichen Höhe emporgeführt hatten. Um so größer war aber die Ermattung, welche sich einstellte, als plötzlich der belebende Wille fehlte, welcher der Nation so schwere Anstrengungen hatte zumuten dürfen. In diesen Zustand wird uns einiger Einblick gewährt durch das „Klagelied über die Gefangennahme der Könige von Dänemark,“ welches, noch bevor Waldemar seine Freiheit wiedererlangte, wahrscheinlich von einem Geistlichen verfaßt wurde: Treubruch und Haß, die so lange sich hatten verbergen müssen, wagen sich wieder offen hervor. Die Kriegsleute, einst so thatenlustig und tapfer, sitzen jetzt in träger Ruhe da und wollen für

ihre gefangenen Herren nichts thun, während Sachsen und Slaven, verächtliche Völker, über die Lässigkeit der Gegner frohlocken dürfen.

Die ganze Schale seines Zornes gießt der Verfasser über den Urheber des Unglückes aus, den „Pseudografen“, dessen schändliches Verbrechen der ganze Erdkreis verwünsche. Einen neuen Judas und Belial, einen zweiten Kain und Nabal nennt er ihn und stellt ihn an Gottlosigkeit und Grausamkeit weit unter Herodes und Nero. „Wenn ich Musterung halte über die Bösewichter, finde ich keinen Schlechteren als diesen verworfenen Heinrich und seinen Genossen Judas“. Ein Vergleich, welchen sodann der Dichter zwischen beiden anstellt, fällt aber zu Gunsten des Judas aus, welcher, indem er Christum verriet, der Menschheit, ohne es zu wollen, einen Dienst erwies, während jener verbrecherische Raubgeselle und Ausbund von Schlechtigkeit niemandem nützte, vielen schadete und die Ruhe und Ordnung der Reiche, den Frieden des Volkes untergrub.

Der Handstreich des Grafen war ein Gewaltact, welcher nicht bloß von dänischer Seite Mißbilligung fand. Daß der Vasall seinen Lehnsherren, der Gast seinen Gastgeber heimlich überlistete und überfiel, galt auch in jenen noch rohen Zeiten als ein schweres Unrecht, welches sowohl den Geboten der Kirche als auch dem Ehrencodex der ritterlichen Kreise widersprach. Indessen befindet sich die Politik, wie in der Geschichte jedes Zeitalters wahrgenommen werden kann, mit den strengen Anforderungen der Moral nicht immer im Einklang; Waldemar selbst war in den Mitteln, der Personen seiner Gegner habhaft zu werden, nicht gerade wählerisch. Durch die erlittenen Beeinträchtigungen war der Graf aufs äußerste gereizt. Auch hatte er, indem er den Widersacher in seine Gewalt brachte, nicht bloß seinen persönlichen Vorteil im Auge; seine spätere Handlungsweise zeigt vielmehr, daß er sich der politischen Tragweite seines Schrittes wohl bewußt war und denselben zum Vorteil seiner deutschen Nachbaren zu verwenden gedachte. Er war damals ein Mann, welcher schon in höheren Lebensjahren stand.[6]) Erprobt durch Kämpfe in der Heimat sowie im Dienst des Kaisers und der Kirche, hatte er schon viel von sich reden gemacht, obwohl er weder durch Rang noch durch Besitz unter den Fürsten und Herren seiner Zeit hervorragte. Für die nächsten Jahre tritt er, durch seine persönlichen Eigenschaften dazu befähigt, in den Vordergrund der politischen Begebenheiten des Nordens.

Die Verträge zu Nordhausen und Dannenberg.

Als Herr von Boizenburg und Wittenburg sowie als Verwalter von Schwerin vereinigte Albrecht von Orlamünde das westliche Mecklenburg mit Holstein, Ratzeburg und Lauenburg unter seiner Herrschaft. Auch die Grafen von Dannenberg vermochten sich seit der Verbindung Volrads mit Heinrich von Schwerin schwerlich gegen ihn im Lande zu halten. In Dänemark wurde Albrecht in Ermangelung eines großjährigen Prinzen

als Reichsverweser an Stelle des gefangenen Königs an die Spitze gestellt. Dennoch fehlte ihm hier die genügende Autorität, um das Volk zu einmütigem Handeln und zu entschlossenem Auftreten nach außen mit sich fortzureißen. So konnten die Verhandlungen, welche der glückliche Griff des Schweriner Grafen zur Folge hatte, sich über ein Jahr lang hinziehen, ohne daß von dort her energische Schritte zur Befreiung des Herrschers erfolgten.[7])

Als Friedrich Deutschland verlassen hatte, übernahm hier als Vormund seines noch unmündigen Sohnes, des römischen Königs Heinrich, und als Reichsgubernator der Erzbischof Engelbert von Köln die Regierung. Dieser griff mit Eifer zu, als sich die Aussicht bot, unter Haftung der Könige dem Übergewichte Dänemarks in Norddeutschland ein Ende zu bereiten. Es wurden daher, besonders durch den Bischof von Würzburg, Verhandlungen mit Heinrich von Schwerin eingeleitet. Wir erfahren darüber zuerst durch ein aus Sicilien, etwa im August 1223, an den Bischof von Hildesheim gerichtetes Schreiben des Kaisers Friedrich, welcher jetzt die 1214 mit Waldemar geschlossene Übereinkunft gänzlich ignorierte und sich von dem eifrigsten Bestreben erfüllt zeigte, die damals verlorenen Gebiete wiederzugewinnen. Unter Billigung der bisher in dieser Angelegenheit geschehenen Bemühungen ermunterte er das Reich zur Fortsetzung derselben, damit es den von seinem „lieben Getreuen", dem Grafen Heinrich, in Haft gehaltenen König in seine Hände bekäme, welcher den dem Kaiser und dem Reiche schuldigen Respekt verletzt und vieler Besitzungen desselben sich bemächtigt habe.[8]) Die Verhandlungen wurden im September 1223 auf dem Hoftage zu Nordhausen zu Ende geführt, wo Engelbert mit dem jungen Könige Heinrich und dem ganzen königlichen Rate zugegen war; andererseits erschienen hier neben der Hauptperson, Heinrich von Schwerin, von neuen Hoffnungen belebt, die ehemaligen Grafen von Holstein und Ratzeburg, dazu Volrad von Dannenberg und viele sächsische und thüringische Herren, als Freunde und Anhänger der in ihrem Besitz geschädigten Fürsten. Die Hauptpunkte, über welche sich die Parteien am 24. Septemb. einigten, waren folgende: Das Reich sicherte dem Grafen eine hohe Geldsumme in gutem Silber zu, 50000 Mark für ihn selbst, 2000 Mark für seine Freunde. Ferner versprach es, ihm eine Burg mit 200 Mark jährlicher Einkünfte zu Lehn zu geben. Außerdem sollte ihm eine Burg im Lande Boizenburg — gemeint ist Wotmunde — auf Kosten des Reiches aufgebaut werden. Auch wollte das letztere der Schwiegermutter des Grafen das ihr von Waldemar vorenthaltene Erbe wieder verschaffen oder für anderweitige Entschädigung Sorge tragen. Hingegen verpflichtete sich Heinrich, sobald er wegen der 52000 Mark — von welchen 10000 Mark, zu kleineren Posten in bestimmten Terminen zahlbar, noch besonders sicher gestellt waren — befriedigt worden sei, dem Kaiser und dem König seine beiden Gefangenen zu beliebiger Verfügung zu stellen, wobei er sich jedoch ausbedang, daß die letzteren vor ihrer Entlassung ihm und seinen Freunden Urfehde schwören und auf ihr Gebiet diesseits der Eider verzichten sollten. Der ganze Vertrag mußte bis zum 6. April 1225 ausgeführt sein, widrigenfalls es dem Grafen freistand, von demselben zurückzutreten. In der Zwischenzeit sollten Engelbert und Heinrich von Schwerin im

Auftrage des Reiches mit dem dänischen Könige verhandeln, sowohl in Bezug auf die Lösesumme als auch wegen der abzutretenden Länder. Da ferner die Eventualität eines Krieges mit Albrecht von Orlamünde ins Auge zu fassen war, so wollte man versuchen, dem Kaiser und dem König sowie dem Schweriner und seinen Freunden Verbündete zu verschaffen, wobei zunächst an die welfischen Fürsten und die brandenburgischen Askanier gedacht wurde. Sobald nun die fraglichen Gebiete — sei es durch Vertrag, oder durch Waffengewalt — wieder in den Besitz des Reiches übergingen, sollten Heinrich von Schwerin und nach dessen Ermessen die Brandenburger Markgrafen, die Grafen Adolf von Schauenburg und Adolf von Dassel sowie andere Blutsfreunde des Schweriners und deren Erben die Länder ihrer Vorgänger zurückempfangen. Für die Innehaltung der sehr sorgfältig ausgearbeiteten Vertragsbestimmungen wurden von beiden Seiten Bürgen gestellt und, um Streitigkeiten zwischen den Parteien zu verhüten, im voraus Schiedsrichter ernannt.[9])

Manches mag zwischen Heinrich und dem Bischof von Würzburg besprochen worden sein, was in dem vorliegenden Vertrage nur nebenher berührt ist und späteren Verhandlungen vorbehalten blieb. So vermissen wir in dem Artikel, welcher von der Wiedereinsetzung der verdrängten Landesherrn handelt, eine Berücksichtigung der dem Herzog Albrecht von Sachsen zustehenden Oberherrschaft über Holstein und Mecklenburg, während doch Rechte der Brandenburger, die wohl nur auf Pommern bezogen werden können, erwähnt sind. Nachdem die depossedierten Fürsten oder deren Vorgänger in früherer Zeit dem Sachsenherzoge Bernhard so viele Schwierigkeiten bereitet hatten, war Heinrich wohl nicht gewillt, jetzt dem Nachfolger desselben irgend welche Rechte über Nordalbingien einzuräumen und begehrte daher auch keine Kriegshülfe von ihm. Die gänzliche Außerachtlassung Albrechts ist um so auffallender, da zu den wieder zu besetzenden Herrschaften auch Lauenburg gehörte, über welches sein Vater Bernhard, bis es ihm widerrechtlich entrissen wurde, persönlich als Gebieter gewaltet hatte. Wem war es nun für die Zukunft zugedacht? Wir halten es nicht für unwahrscheinlich, daß Heinrich von Schwerin dafür in Aussicht genommen war, welcher als Herr einer noch anzuweisenden Burg unmittelbar unter dem Reiche stehen sollte. Wie es sich aber auch damit verhalten haben mag, die Bedingungen, welche Heinrich sich und seinen Genossen ausgewirkt hatte, boten ihm selbst und dem Reiche sehr große Vorteile.

Bis zur Vollziehung des Kontraktes gab es aber manche Schwierigkeiten zu überwinden. Das dem Grafen zu zahlende Geld wollte zwar das Reich den Gefangenen abpressen und gedachte vielleicht noch, ein gutes Geschäft dabei zu machen. Aber die Einwilligung Waldemars vorausgesetzt, welche Hindernisse konnten sich vonseiten Dänemarks entgegenstellen! Für die vereinbarten kleinen Teilzahlungen (bis zu 10000 Mark) mußte jedenfalls zunächst das Reich selbst herhalten. Für den Fall eines Krieges war es, wie in der Urkunde angedeutet wird, zweifelhaft, ob die Welfen und Brandenburger, welche nicht einmal auf dem Reichstage anwesend waren, den gewünschten Beistand leisten würden. Otto von Lüneburg, welchem

— als dem einzigen noch übrigen Sprößling seines Hauses — der Pfalzgraf Heinrich († 1227) schon bei Lebzeiten alle seine Erbgüter und Lehne übertragen hatte, war wohl persönlich nie ein Feind Waldemars gewesen und hatte überdies Ursache, dem Kaiser zu mißtrauen, da derselbe gewisse Anrechte an das welfische Erbe geltend machte. Die brandenburgischen Askanier, deren Jugend von dem sächsischen Zweige des Geschlechtes zu allerlei Übergriffen benutzt wurde, hatten sich mit Albrecht entzweit und standen in der Folge auf längere Zeit mit den ihnen verschwägerten Welfen in naher Verbindung. Man war also vielleicht doch noch genötigt, entgegen dem Wunsche der Schweriner Partei, von dem Sachsenherzog, dem Gegner jener beiden Fürstenhäuser, Hülfe gegen Dänemark zu fordern.[10])

Indessen waren, wie in der Urkunde mehrfach hervortritt, beide Kontrahenten geneigt, einander nach Möglichkeit entgegenzukommen. Auch war der Gubernator Engelbert von freundschaftlichen Gesinnungen gegen den Grafen erfüllt. In einem Schreiben aus Hildesheim (1224) gab er „seinen lieben Freunden, den Grafen von Schwerin und Dannenberg" wegen der vielen Dienste, welche sie ihm in Sachsen geleistet hätten, eine jährlich zu Martini fällige Lieferung von 15 Fudern Wein zu Lehn. Soweit es auf die Reichsverwaltung ankam, wäre eine Zufriedenstellung des Grafen auf Grund des Nordhausener Vertrages schließlich wohl erfolgt. Es war aber nicht ausgeschlossen, daß der in der Ferne weilende Kaiser, welchem die einzelnen Vertragsbestimmungen erst noch vorgelegt werden mußten, gegen die im voraus bewilligten Abmachungen dennoch nachträglich Einwendungen erhob.

Ein Wendepunkt in der Lage der Dinge trat durch die Einmischung der römischen Curie ein, bei welcher die geistlichen und weltlichen Würdenträger Dänemarks Klage gegen Heinrich erhoben hatten. Honorius III. ging auf die Beschwerde sehr bereitwillig ein und erließ zunächst ein vorwurfsvolles Schreiben an den Grafen (31. Okt. 1223). „Seinen lieben Sohn und der römischen Kirche wackeren Verteidiger" hatte er ihn bei einer früheren Gelegenheit genannt. Jetzt hielt er ihm vor, wie er ein schweres Verbrechen auf sich geladen und seinen Ruhm arg befleckt habe durch die an seinem königlichen Lehnsherrn begangene Untreue und Gewaltthätigkeit; den Haß aller Könige und Fürsten verdiene er, da bei der Schlechtigkeit der menschlichen Natur andere leicht ein Beispiel an ihm nehmen und in ähnlicher Weise Verrat an ihren Herren üben könnten. Unter schweren Drohungen wurde er nun aufgefordert, innerhalb eines Monats nach Empfang dieses Briefes seinen Gefangenen die Freiheit wiederzugeben. Der Erzbischof von Köln wurde am 1. November angewiesen, den Grafen zur Ausführung jenes Befehles anzuhalten, im Falle des Ungehorsams aber den Bann über ihn zu verhängen und an Sonn- und Festtagen feierlich verkündigen zu lassen, auch die Diöcese, in der die Gefangenen weilten, mit dem Interdikte zu belegen und die Unterthanen des Gebannten vom Treueide zu lösen. Von Engelbert, dessen wahre Absichten dem Papste nicht bekannt waren,[11]) hatte Heinrich allerdings nichts zu fürchten; doch ergingen Mandate ähnlicher Art an die Bischöfe von Verden und Lübeck, von denen wenigstens der letztere nicht

in der Lage war, sich dem Auftrage zu entziehen. Aber auch das weltliche Schwert der Christenheit gedachte Honorius zu Gunsten seines Schützlings in die Schranken zu rufen und wandte sich daher am 1. November an Kaiser Friedrich mit der Aufforderung, die sofortige Befreiung der Dänenkönige anzuordnen. Er hält ihm den König David als Muster vor, welcher, obwohl Saul sein Feind war, dennoch dem Mörder desselben statt der erhofften Belohnung den Tod zudiktierte. „Zwar muten wir dir", fährt das päpstliche Schreiben fort, „durch Vorhaltung dieses Beispieles nicht zu, den Grafen zu töten — ferne sei eine solche Ruchlosigkeit der Milde des apostolischen Stuhles —, wohl aber raten wir dir, als König dem Könige hülfreich zu sein und ohne Anwendung von Leibesstrafen den Grafen doch so zu bestrafen, daß seine Frechheit und Treulosigkeit sich nicht als Beispiel weiter verbreite." Endlich richtete der heilige Vater auch noch einen Brief an die Bürger Lübecks, denen er ans Herz legt, sie möchten den Königen auch im Unglück ihre Treue bewahren und mit Eifer für sie thätig sein.

Die sittliche Entrüstung, welche der Papst in allen diesen Erlassen über die That des Schweriner Grafen an den Tag legte, war aber keineswegs die einzige oder auch nur die hauptsächlichste Ursache für seine Einmischung. Seiner eigenen Aussage zufolge bewog ihn dazu auch das besondere Schutzverhältnis, in welchem seit längerer Zeit Dänemark zum römischen Stuhle stand, vor allem aber der Umstand, daß Waldemar vor seiner Gefangennahme sich zur Mitwirkung an dem bevorstehenden großen Kreuzzuge verpflichtet hatte. Wenngleich nun der König das Gelübde nur im Geheimen abgelegt habe, so gehe doch, meint Honorius, daraus für alle Welt klar hervor, daß er dem Könige ebenso wie allen anderen Kreuzfahrern verpflichtet sei. Übrigens empfahl sich der Curie ihr Verhalten in der dänischen Angelegenheit auch aus politischen Erwägungen; denn es konnte ihr keineswegs gleichgültig sein, wenn an der deutschen Nordgrenze eine völlige Verschiebung der Machtverhältnisse zu Ungunsten Dänemarks stattfand, auf dessen Freundschaft im Falle eines Konfliktes mit der höchsten weltlichen Gewalt sie zu rechnen pflegte.

In so lebhafter Weise, wie es geschah, würde Honorius für Waldemar wohl nicht Partei ergriffen haben, wenn nicht gerade in jener Zeit zwischen ihm und dem Kaiser mannigfache Streitpunkte aufgetaucht wären, welche, ohne daß sie zu einem vollständigen Bruche führten, doch allerlei Reibungen mit sich brachten. Das Verfahren, welches daher die Curie in Bezug auf die Gefangenen einschlug, war demjenigen des Kaisers gerade entgegengesetzt. Denn wenn, wie Honorius es forderte, die dänischen Könige bedingungslos ausgeliefert wurden, so waren sowohl das Reich als auch Heinrich von Schwerin um alle Vorteile gebracht, welche sie sich durch den Nordhausener Vertrag verschaffen wollten.

Wenn man von beiden Seiten auf dem eingenommenen Standpunkte hartnäckig verharrte, war der Wiederausbruch eines Konfliktes zwischen den beiden Oberhäuptern der Christenheit zu befürchten. Davor scheute aber der Kaiser zurück, weil er die ungestörte Entwickelung des sicilischen Erbreiches, für dessen Gedeihen er mit aller seiner Kraft thätig war, nicht in

Frage stellen wollte. Wie großen Eifer er daher auf die Kunde von dem glücklichen Ereignisse des Nordens anfangs auch gezeigt hatte, zu einer vollständigen Überwerfung mit der Curie wollte er es wegen der nordelbischen Länder nicht treiben. Auch mögen ihm die Opfer, welche er für eine rein deutsche Angelegenheit übernehmen sollte, doch zu gewagt erschienen sein. Andererseits konnte es aber auch dem Papste nicht erwünscht sein, wenn die für einen nahen Termin in Aussicht genommene allgemeine Kreuzfahrt, welche der Kirche zum Ruhme und Triumph gereichen sollte, durch Uneinigkeit mit dem Kaiser vereitelt wurde.

Unter solchen Umständen ließ sich ohne große Schwierigkeiten eine Einigung herstellen. Bei dem Vermittelungsgeschäfte war anscheinend der Deutschordensmeister Hermann von Salza thätig, indem er den Papst von der Unhaltbarkeit der an Heinrich von Schwerin gestellten Forderung zu überzeugen wußte und sich mit ihm über die Grundzüge eines neuen, zwischen dem Reiche und Waldemar abzuschließenden Vertrages einigte; der Curie wurden dafür, daß sie auf die bedingungslose Auslieferung der Dänenkönige verzichtete, Gegenleistungen in Aussicht gestellt. Wohl in Frankfurt a. M., wo im Mai Fürsten und Herren in großer Zahl am Hofe des Königs Heinrich sich einfanden, brachte Hermann von Salza seine Pläne zur Sprache, und es wurden ihm 5 Personen als Bevollmächtigte des Reiches zur Seite gestellt, um Verhandlungen mit Waldemar einzuleiten. In Dannenberg, wo derselbe gefangen saß, werden sich die Beauftragten des Reiches mit ihm in Verbindung gesetzt haben. Hierher kam auch, von den Großen des Landes begleitet, Albrecht von Orlamünde, das derzeitige Oberhaupt des dänischen Reiches, um an der Seite seines Königs an den Besprechungen teilzunehmen.

Heinrich von Schwerin mag inzwischen einige schon fällig gewesene geringere Summen empfangen haben; im übrigen waren aber die ihm in Nordhausen gegebenen Versprechungen nicht erfüllt worden. Da demnach ohne seine Zustimmung die Könige nicht freigelassen werden durften, so wurde er selbstverständlich zu den Auseinandersetzungen hinzugezogen. Die ihm angedrohten Kirchenstrafen sind, soweit sie überhaupt verhängt waren, infolge des Einvernehmens zwischen dem Reiche und dem heiligen Stuhle jedenfalls unwirksam geworden.

Das Ergebnis der Dannenberger Unterhandlungen liegt in einem am 4. Juli 1224 von den Reichsgesandten mit Waldemar abgeschlossenen Vertrage vor, in welchem — unter Vorbehalt der Zustimmung des Reiches — wesentliche Punkte des Nordhausener Abkommens umgestoßen oder abgeändert wurden. Es war ein Kompromiß, welches sowohl den Ansprüchen des Reiches als auch der Curie gerecht werden und zugleich den Kaiser der Notwendigkeit überheben sollte, für den deutschen Norden Aufwendungen zu machen oder sich in einen Krieg mit Dänemark einzulassen.

Die Auslieferung Waldemars und seines Sohnes wurde in erster Linie jetzt von der Bedingung abhängig gemacht, daß der König genügende Garantie für einen am 1. August 1226 anzutretenden Kreuzzug gewährte, wobei ihm beträchtlich höhere Leistungen zugemutet wurden als diejenigen,

zu welchen er sich früher freiwillig erboten hatte; im Falle der Behinderung waren zum Nutzen des heiligen Landes 25000 Mark Silber von ihm zu hinterlegen. Auf diese Weise sicherte sich die Kirche einen Anteil an dem Gewinne, welcher aus der Notlage Waldemars gezogen werden konnte. Recht günstig kam aber Dänemark im Vergleich mit den Zusicherungen davon, welche Heinrich von Schwerin in Nordhausen empfangen hatte. Die Lösesumme, welche Waldemar ihm entrichten und, soweit sie nicht baar bezahlt wurde, durch angesehene Geiseln sicherstellen mußte, wurde auf 40000 Mark Silber festgesetzt, statt der 52000 Mark, welche früher das Reich geboten hatte. Die Verpflichtung, der Schwiegermutter des Grafen Ersatz zu schaffen, wurde jetzt von Waldemar direkt übernommen. In Bezug auf die wichtigste Frage, die Gebietsangelegenheit, wurde an der Forderung, daß alle 1215 an Dänemark überlassenen Länder herauszugeben seien, im Prinzipe festgehalten. Doch wurden durch Einzelbestimmungen derartige Einschränkungen gemacht, daß das erlangte Zugeständnis nahezu wertlos erschien. Heinrich sollte Schwerin und Boizenburg wieder erhalten, und zwar wollte ihn das Reich damit belehnen. Die Wiedereinsetzung seiner aus ihrem Besitz verdrängten Freunde hatte er aber diesmal nicht durchzusetzen vermocht. Vielmehr wurde Albrecht von Orlamünde, von jenen beiden Gebieten abgesehen, in seiner bisherigen Herrschaft anerkannt, blieb also auch im Besitz von Lauenburg und Wittenburg. Allerdings sollte er wie Heinrich Lehnsträger des Reiches, nicht Dänemarks sein. War aber nicht voraus zu sehen, daß er als getreuer Schildträger Waldemars diesem nach wie vor zur Unterdrückung schwächerer Nachbaren seinen Arm leihen würde? Die Urfehde, welche er selbst und der König dem Grafen zu schwören hatte, bot keinen hinreichenden Schutz dagegen. Von der Überlassung einer Burg des Reiches an Heinrich ist nicht mehr die Rede, obwohl doch die vom Reiche übernommene Verpflichtung zum Wiederaufbau von Wotmunde auch in diesem Vertrage wiederkehrt. Am bedenklichsten war aber, was über die sogenannten „Länder Slaviens“ (also Rügen, Pommern und Mecklenburg) bestimmt wurde, deren Zugehörigkeit zum dänischen Reiche man anscheinend garnicht als unrechtmäßig betrachtete. Waldemar mußte sie zwar dem Reiche überlassen, jedoch mit der Aussicht, daß er sie, sei es aus Gnade oder nach gerichtlichem Urteil, wiederempfangen werde. Den hierin enthaltenen Widerspruch mit der prinzipiellen Verzichtleistung sollte wohl der folgende Artikel aus dem Wege räumen, durch welchen der König verpflichtet wurde, Dänemark vom Kaiser zu Lehn zu nehmen und ihm die Treue zu bewahren. Die Wiederherstellung der 1182 aufgekündigten Lehnspflicht Dänemarks war freilich vom Standpunkte des Imperiums aus eine Ehrensache, aber nicht der geeignete Weg zur Bekämpfung des dänischen Einflusses im Norden der Elbe, dessen völlige Beseitigung der Graf von Schwerin in Verein mit Engelbert bei den Abmachungen in Nordhausen im Auge gehabt hatte. Was Friedrich Barbarossa dem ersten Waldemar beharrlich verweigert hatte und mehr als das, wurde dem Dänenkönig trotz seiner Bedrängnis jetzt eingeräumt, indem man Pommern und das Obotritenland, wenngleich vielleicht als besondere Lehne mit reichsfürstlichen Pflichten, in seinen Händen ließ.

Glücklicherweise ist aber die Dannenberger Übereinkunft ein bloßes Schriftstück geblieben. Der Schlußvertrag sollte in Bardewiek zustandekommen, wo einige Monate später, am Michaelistage, um den König Heinrich viele norddeutsche Fürsten versammelt waren; auch ein päpstlicher Legat hatte sich dem königlichen Hofe angeschlossen. Heinrich von Schwerin und Volrad von Dannenberg kamen mit den gefangenen Königen, welche der Verabredung gemäß dem Reichstage vorzuführen waren. Albrecht von Orlamünde, welcher das Geld zur Lösung der Könige mit sich gebracht hatte, lagerte mit seinen dänischen Baronen am rechten Ufer der Elbe, bis die versammelten Fürsten von Bardewiek aufbrachen und ihm gegenüber, in Blekede, sich einfanden. Hier wollten sie mit Albrecht, welcher jetzt auf die andere Flußseite hinüberging, zum Abschlusse gelangen. Da geschah aber etwas Unerwartetes: die Dänen verwarfen den ihnen vorgelegten Vertrag, sei es, daß Albrecht sie zur Annahme der in Dannenberg formulierten Bedingungen nicht zu bewegen vermochte, oder daß man von deutscher Seite über die ursprünglichen Forderungen nachträglich hinausging. Sie brachen die Verhandlungen ab, bestiegen die Schiffe und nahmen ihr Geld wieder mit sich. Die deutschen Fürsten gingen in Bestürzung auseinander, und die Könige wurden in die Haft nach Dannenberg zurückgebracht.

Während das Reich, dessen Sache es jetzt gewesen wäre, den Dänen seinen Willen aufzuzwingen, in Unthätigkeit verharrte, gingen die geschädigten Fürsten auf eigene Hand vor, indem sie der Diplomatie die Entscheidung entrissen und ihrer eigenen Kraft vertrauten. Die Zerfahrenheit der politischen Zustände Deutschlands hatte es dem nordischen Nachbarlande möglich gemacht, das Reich zu berauben und dazu die Einwilligung zuerst der Welfen, dann auch der Hohenstaufen, zu erlangen. Doch wurde Dänemark in seine Schranken zurückgewiesen, sobald nur ein Teil des deutschen Nordens, ohne durch Parteiungen zerrissen zu werden, gegen Waldemar zusammenhielt. Wie Heinrich von Schwerin während der letzten Jahre bei allen gegen Dänemark gerichteten Bestrebungen die treibende Kraft gewesen war, so war er auch die Seele bei der nun folgenden Erhebung.

Schlacht bei Mölln und Schweriner Vertrag.

Mit Heinrich von Schwerin zu einem Bündnis gegen Dänemark zusammenzutreten, hatten diejenigen den nächsten Anlaß, welche durch das Ereignis in Blekede um alle ihre Hoffnungen betrogen waren. Adolf von Schauenburg war bereit, zur Wiedererwerbung seiner ihm vor 22 Jahren entrissenen Herrschaft mit Heinrich die Waffen zu ergreifen. Adolf von Dassel, welcher neben ihm sonst nicht gefehlt haben würde, war bald nach dem Nordhausener Vertrage gestorben, worauf seine Witwe Adelheid, die frühere Gemahlin Bernhards II., den Titel einer Gräfin von

Ratzeburg weiter führte[12]). Zugleich mit den Grafen und einigen ihnen befreundeten Herren von der anderen Seite der Elbe war Gerhard von Bremen zum Kampfe entschlossen, um die Gewaltherrschaft zu brechen, welche auf dem ganzen nordelbischen Teile seiner Erzdiöcese lastete.*)

Auch unter den an die Abhängigkeit von Dänemark längst gewöhnten slavischen Fürsten fand Heinrich Bundesgenossen. Wizlav von Rügen, der Sohn Jaromars, hielt es zwar nach wie vor mit Waldemar, und auch bei den Pommernherzögen scheint die dänenfreundliche Gesinnung noch vorgehalten zu haben. Aber in dem Obotritenlande war man zum Zusammengehen mit Heinrich geneigt. Eine wie große Bedeutung seinem gelungenen Handstreiche hier beigemessen wurde, zeigen zwei von Burwy im December 1223 auf der Burg Mecklenburg ausgestellte Urkunden, in welchen der Angabe des Datums die Worte hinzugefügt sind: „nach der Gefangennahme Waldemars, des Königs der Dänen". Doch erlitt das Einvernehmen der Fürsten mit Dänemark in der nächsten Zeit anscheinend noch keine Störung. Noch am 7. Januar 1224 war Nicolaus von Mecklenburg in Eutin mit Albrecht von Orlamünde zusammen, welcher als Vertreter des Königs auch die Oberherrschaft über die Slavenländer ausübte. Nachdem aber die Verhandlungen zu Blekede gescheitert waren, standen die Fürsten als nächste Nachbarn des Orlamünders wohl vor der Notwendigkeit, Partei zu ergreifen. Heinrich von Rostock rüstete sich, den Verbündeten ein Hülfsheer zuzuführen. Es geschah dies gewiß nicht ohne Zustimmung des Vaters, welcher vielleicht schon zu alt war, um selbst mit in das Feld zu ziehen. Zweifelhaft ist es, ob Nicolaus von Mecklenburg persönlich an dem Bunde beteiligt war. Man möchte es aber glauben, zumal da in dem Privilegium, welches seinen Unterthanen, den Bürgern von Gadebusch, 1225 von Burwy verliehen wurde, dieser der guten Dienste gedenkt, welche sie ihm in seinen Angelegenheiten geleistet hätten; es liegt nahe, die Worte auf eine Mitwirkung in dem soeben beendeten Kriege zu beziehen[13]). Durch welche Rücksichten sich die mecklenburgischen Fürsten zum Abfall bestimmen ließen, lesen wir in den Quellen nicht. An Zwistigkeiten mit Albrecht von Orlamünde, welcher als Oberherr bei der größeren Nähe mehr für sie zu fürchten war als ehemals der König, wird es nicht gefehlt haben. Auch hatte sich Dänemark dadurch, daß Waldemar die Ausfahrt aus den Ostseehäfen beschränkte, seinen Schutzbefohlenen lästig gemacht, in erster Linie den Lübeckern, aber auch den ihnen befreundeten Obotritenherrschern, welche auf so manche Weise den Handel und Seeverkehr ihres Landes beförderten. Überhaupt mochten sie gleich dem deutschen Teile ihrer Unterthanen der Fremdherrschaft im Herzen überdrüssig sein, so daß sie nicht zögerten, an einer Erhebung mitzuwirken, bei welcher es sich nicht nur um politische Rücksichten, sondern auch um einen nationalen Gegensatz handelte.

---

*) Schon im Frühjahr 1224 hatte Gerhard sich als Feind Dänemarks gezeigt, indem er dem Bischof Waldemar seine Unterstützung lieh, welcher damals einen letzten Versuch machte, über die Elbe in das Land seines Vetters einzudringen. Das zur Unzeit unternommene Wagnis — auch eine Folge der That des Schweriner Grafen — scheiterte aber an dem Widerstande Albrechts von Orlamünde.

Die erste Spur eines Umschwunges in dem Verhältnis des Obotritenlandes zu Dänemark glauben wir in dem Verhalten Brunwards zu erkennen, welcher, wie früher nicht bekannt war, 1224 auf der deutschen Fürstenversammlung zu Bardewiek erschien[24]. Hier wohnte er, während Albrecht am rechten Elbufer stehen blieb, den Verhandlungen bei und trat mit dem dänenfeindlichen Erzbischof von Bremen und einer Reihe von Bischöfen und Prälaten des deutschen Reiches in Verkehr. Es weist dies darauf hin, daß er die Rolle eines deutschen Reichsfürsten, wie der Dannenberger Vertragsentwurf sie ihm und seinen beiden Mitbischöfen zuerkannte, zu übernehmen bereit war. Wollte er sich in derselben behaupten, so war ihm im Kriege mit Dänemark seine Parteinahme vorgeschrieben. Solange Burwy und seine Söhne der Oberherrschaft des letzteren sich fügten, vermochte auch Brunward mit seinem Stiftslande sich derselben nicht zu erwehren, und Albrecht von Orlamünde mußte aus Schwerin verdrängt werden, wenn der dortige Bischofssitz dem dänischen Einflusse entzogen werden sollte. Bei dem großen Ansehen, dessen sich der Bischof bei den Obotritenherrschern erfreute, wird er, als diese ihre bisherige Politik änderten, seine Hand im Spiele gehabt haben, während Berthold von Lübeck und Heinrich von Ratzeburg, welche ganz dem Machtbereiche des Orlamünders angehörten, demselben zunächst noch zugethan blieben. Der Anschluß der Obotritenfürsten an die Feinde Dänemarks war keineswegs zu unterschätzen, weil nur auf diese Weise die Möglichkeit geboten war, von verschiedenen Seiten gleichzeitig gegen Albrecht vorzudringen.

Die Feindseligkeiten der Verbündeten nahmen gegen Ende des Jahres 1224 ihren Anfang. Heinrich von Schwerin überschritt die Elbe, und Heinrich von Rostock fiel von der Ostseite her in das Gebiet des Orlamünders ein. Am 20. December ging der junge Adolf (IV.) von Schauenburg, dessen Vater dem Tode nahe war, mit dem Erzbischof Gerhard über den Fluß, um in Verein mit jenen beiden das jenseitige Land zu besetzen. Vergeblich war die Belagerung von Lauenburg, vor dessen Mauern die vereinigten Fürsten in den letzten Decembertagen lagerten. Ohne die Feste zu Fall gebracht zu haben, rückte man später gegen Ratzeburg. In Holstein, wo Adolf und Gerhard auf eigene Hand bis Itzehoe vordrangen, erhoben sich die Anhänger des Schauenburgers in Menge für ihren angestammten Landesherrn. Der Zusammenhang der einzelnen Kriegsoperationen entzieht sich unserem Verständnis.

Inzwischen hatte sich aus der Reihe der deutschen Fürsten ein Vorkämpfer für Dänemark erhoben, der Welfe Otto von Lüneburg. Als Neffe des gefangenen Königs und als Feind Gerhards, mit welchem er wegen der Grafschaft Stade in Zwist lag, nahm er sich des hart bedrängten Orlamünder Grafen an. Nachdem beide sich vereinigt hatten, beschlossen sie einen Hauptangriff auf die Verbündeten, welche bei der Belagerung einer Festung beschäftigt waren, sei es, daß sie noch bei Lauenburg weilten oder schon vor Ratzeburg gezogen waren. Den Oberbefehl über das Heer führte Heinrich von Schwerin, welcher sogleich von der Burg abließ, um sich den Feinden entgegenzuwerfen. Der Zusammenstoß erfolgte im Januar bei Mölln, wo vom Morgen bis zum Abend mit großer Erbitterung und

unter vielem Blutvergießen gestritten wurde. Der Schweriner gewann nicht nur die Oberhand, sondern hatte auch noch das Glück, Albrecht, das Haupt der Gegenpartei, mit mehreren Edlen gefangen zu nehmen[15]).

Wie durch ihren Sieg in offener Feldschlacht, so erwiesen sich die Verbündeten auch durch Eroberung fester Plätze ihren Gegnern überlegen. Während der Belagerung Ratzeburgs verschafften sich Adolf von Holstein, Heinrich von Schwerin und Heinrich von Rostock den Beistand der Lübecker, welche sich gleichfalls von Dänemark losgesagt hatten. Mit ihrer Hülfe gelang es, die Besatzung zur Übergabe zu zwingen. Ein gleiches Schicksal wurde von Adolf im Februar den Hamburgern bereitet. Bei der Unvollständigkeit, mit welcher über die Kriegsereignisse berichtet wird, hören wir aber garnichts von den Vorgängen in Boizenburg, Schwerin und Wittenburg. Indessen wird es schon vor der Schlacht bei Mölln dem Grafen gelungen sein, sich seiner Stammburg zu bemächtigen und sich in seiner Grafschaft wieder festzusetzen. Denn nach Schwerin brachte er den gefangenen Albrecht zur Gesellschaft der dänischen Könige, welche gleichfalls dorthin übersiedeln mußten[16]).

Durch all das erlittene Mißgeschick muß das Reich Waldemars in eine höchst unerquickliche Lage geraten sein. Wenn auch noch Lauenburg und manche andere Burgen besetzt gehalten wurden, so verzweifelten doch die ihres Regenten beraubten Dänen an einem günstigen Ausgang des Krieges und ließen sich dazu herbei, die in Blekede abgebrochenen Verhandlungen unter weit mißlicheren Umständen wieder aufzunehmen. Zu diesem Zwecke wurde von ihnen dem Schweriner Grafen ein Vertragsentwurf unterbreitet, der die Anerbietungen enthielt, gegen deren Erfüllung ihre Könige, der ältere bereits am 1. November, aus der Haft erlöst werden sollten. Die Erörterungen darüber nahmen aber längere Zeit in Anspruch als man vorausgesehen hatte. Vermutlich trafen in Schwerin, dem damaligen Aufenthaltsorte der Gefangenen, die beteiligten Personen zusammen. Aus Dänemark kam an der Spitze einiger Großen Jakob von Möen herüber, der Sprößling einer sehr angesehenen Adelsfamilie; auch Otto von Lüneburg und Hermann von Orlamünde, ein Bruder des gefangenen Albrecht, waren als Freunde Dänemarks anwesend. Heinrich von Schwerin war wieder von Adolf von Holstein, Volrad und anderen seiner bisherigen Anhänger begleitet; neben ihnen stellte sich diesmal aber auch Heinrich von Rostock als Vertreter des Obotritenlandes ein. Am 17. November wurde das Vertragsdokument ausgestellt, welches zwar den dänischen Entwurf zur Grundlage hatte, aber doch mancherlei Abweichungen von demselben enthielt, wie sich aus einem Vergleiche der beiden Schriftstücke ergiebt.

Das an Heinrich zu zahlende Lösegeld wurde jetzt auf 45000 Mark reinen Silbers festgesetzt, wobei die Mark zu 15 Lot fein berechnet und die Zahlung in kölnischem Gewichte ausbedungen ward. Abgesehen von 3000 Mark, welche besonders verbürgt und schon zur Fastnacht 1226 zahlbar waren, geschah die Sicherstellung auf folgende Art: Sobald die ersten 6000 Mark gezahlt sind, ist der ältere König freizulassen, doch müssen sodann seine beiden jüngsten Söhne (Abel und Christoph) und 40 andere Geiseln

sich an seiner Statt zur Haft stellen. Ostern 1226 wird auch der Thronfolger, falls dann weitere 9000 Mark entrichtet werden, seine Freiheit wieder erlangen, doch unter der Bedingung, daß für ihn Herzog Erich, Waldemars zweiter Sohn, zu seinen beiden jüngeren Brüdern ins Gefängnis wandert; zugleich werden von den 40 Geiseln 9 in die Heimat entlassen. Zu Michaelis soll gegen Abzahlung von 10000 Mark die Auslösung des Herzogs Erich und die Befreiung anderer 10 Geiseln vor sich gehen; wenn Ostern 1227 die Erlegung weiterer 8500 Mark erfolgt, wird ihre Zahl auf 11 oder 10 herabgemindert. Nachdem mit den dann noch restierenden 8500 Mark — fällig im August 1227 — die ganze Lösesumme abgetragen ist, werden doch die zurückgebliebenen Geiseln oder andere, die für sie eingetauscht sind, mit einem der beiden Königssöhne noch in Haft behalten werden, und zwar 10 Jahre lang, um für die Urfehde einzustehen, die Waldemar dem Grafen zu leisten hatte. Zu dem eigentlichen Lösegelde, welches, in Reichsmark umgerechnet und unter Berücksichtigung der damaligen Kaufkraft einer Summe von mehreren Millionen in unserem Gelde gleichkommen würde, kamen noch Wertsachen, zu deren Aushändigung in kurzer Frist die Dänen sich verpflichteten: Das Gold, welches noch vom Ornate der verstorbenen Königin übrig war, ausgenommen die Krone; ferner 100 Pferde (darunter 50 schwere Streitrosse), Kleiderstoffe für 100 Ritteranzüge, für jeden 10 Ellen flandrischen Scharlaches und eine gewisse Quantität Buntwerk. Die Kleinodien wurden von Zeitgenossen zu 3000 Mark berechnet[17]).

Ein Kreuzzug wurde diesmal dem König eben so wenig zugemutet, wie eine Lehnsauftragung seines Reiches an den Kaiser; auch von einer Entschädigung der Herrin von Schlawe ist nicht wieder die Rede. Aber ein weit größeres Opfer wurde ihm dafür auferlegt: bedingungslose Verzichtleistung auf sein Gebiet zwischen Elbe und Eider. Ausdrücklich hervorgehoben werden diesmal auch „die Länder des Herrn Borwin und alle Länder Slaviens“; nur das Fürstentum Rügen sollte ausgenommen sein.

Die Wiederherstellung der Grafen von Holstein, Schwerin und Dannenberg wurde in diesem Vertrage nicht ausgesprochen, verstand sich jedoch von selbst. Mancherlei territoriale Auseinandersetzungen waren aber noch nötig, besonders in Bezug auf das noch immer nicht eroberte Lauenburg sowie wegen der Grafschaft Ratzeburg, an deren Restitution in dem ganzen Umfange, welchen sie vor 1202 gehabt hatte, nicht wohl gedacht werden konnte. In dem Schweriner Abkommen, in welchem es sich nur um die Verzichtleistung Waldemars, nicht um die zukünftigen Landesherren handelte, brauchten diese Angelegenheiten nicht berührt zu werden. Urkundliche Festsetzungen darüber setzten vielmehr einem mit Albrecht von Orlamünde, dem bisherigen Herrn Nordalbingiens, abzuschließenden Vertrag voraus. In der Absicht der dänischen Bevollmächtigten hatte es gelegen, auch dem gefangenen Grafen die Freiheit wieder zu verschaffen. Eine unerläßliche Bedingung dafür war aber die Herausgabe aller noch in den Händen seiner Anhänger befindlichen Schlösser zwischen Elbe und Eider. Hierauf einzugehen muß sich Albrecht geweigert haben. Lauenburg wurde noch immer von seinen Mannen gehalten, und er blieb daher in der Gefangenschaft des

Schweriner Grafen. Wenn der letztere die wichtige Festung für sich selbst erwerben wollte, so hatte er an dem Gefangenen ein doppelt wertvolles Unterpfand.

Über den Anteil, welchen die Dannenberger Brüder an dem durch den Schweriner Vertrag beendeten Kampfe genommen haben, schweigen die Quellen. Unzweifelhaft war aber Volrad von Beginn des Krieges an mit dem Schweriner verbündet. Anders verhielt es sich wahrscheinlich mit seinem jüngeren Bruder Heinrich, welcher früher als Geisel am dänischen Hofe gelebt hatte. Den Dannenberger Vertragsentwurf unterschrieb er noch mit dem Grafen von Schwerin; dann erscheint er erst 1227 wieder, jetzt aber auf der entgegengesetzten Seite, also mit seinem Bruder verfeindet. Um das verschiedene Verhalten der beiden zu erklären, müssen wir uns erinnern, daß die im Süden der Elbe und in der Altmark gelegenen Güter des Geschlechtes von den Welfen und den Brandenburgern zu Lehn gingen. Um diesen Besitz nicht zu gefährden, wird sich Heinrich seinem Lehnsherrn Otto von Lüneburg, mit welchem wieder die Markgrafen eng verbündet waren, bereits bei Ausbruch des Krieges angeschlossen haben. Hingegen trat Volrad für die Wiedergewinnung seines an das dänische Reich gefallenen Besitzes in Mecklenburg ein[18]).

Daß Dänemark alles, was es seit dem Sturze Heinrichs des Löwen dem deutschen Reiche entrissen hatte, wieder fahren ließ, war zum großen Teil ein Werk Heinrichs von Schwerin und der anderen mecklenburgischen Territorialherren. Bei dem einmal erhobenen Banner blieben sie, als zur Behauptung des Errungenen ein zweiter Krieg durchgefochten werden mußte.

Schlacht bei Bornhöved. Hauptlandesteilung.

Alsbald begann man mit der Ausführung des Schweriner Vertrages, dessen Bestimmungen Waldemar anfangs innehielt. Denn am S. Thomastage wurde er entlassen und langte am Heiligenabendtage 1225 nach $2^1/_2$ jähriger Gefangenschaft in seiner Heimat wieder an, während seine Söhne Abel und Christoph mit 40 angesehenen Männern sich dem Grafen als Geiseln stellten. Auch der junge König, für dessen Freilassung Ostern 1226 als Termin festgesetzt war, wurde gegen Herzog Erich ausgelöst. Schwer genug mag es Waldemar geworden sein, außer den Kleidern und Rossen, welche für Heinrich zu beschaffen waren, die bis dahin fälligen 18000 Mark aufzubringen. Seine eigene Befreiung scheint er dadurch erreicht zu haben, daß sein Enkel Nikolaus seinen Rechten an der Grafschaft Schwerin entsagte und Heinrich diese Verzichtleistung als Äquivalent für einen Teil der Lösesumme (6000 Mark) annahm[19]).

Nachdem er aber diese Opfer gebracht hatte, war er entschlossen, sich der Erfüllung seiner übrigen Verpflichtungen zu entziehen und sich dem Kriegsglücke anzuvertrauen, durch welches, wenn es für ihn entschied, alles

in den letzten Jahren erlittene Mißgeschick wieder ausgeglichen werden konnte. Zunächst setzte er den Papst für sich in Bewegung, welcher begreiflicherweise mit dem Ausgang der Schweriner Verhandlungen, da man auf die Interessen der Curie gar keine Rücksicht genommen hatte, sehr unzufrieden war. Mit der Begründung, daß er wegen der ungeheuren Geldsumme, deren Bezahlung der Vertrag ihm auferlege, außerstande sei, den angelobten Kreuzzug zur Ausführung zu bringen, richtete der König an Honorius die Bitte, er möge ihn von dem geschworenen Eide lösen, welcher nicht bindend für ihn sein könne, da er ihm mit Gewalt abgepreßt sei und der Graf selbst durch den Überfall in Lyöe die Treue gebrochen habe. Bereitwillig erfüllte der Papst am 26. Juli 1226 das Gesuch, indem er die in demselben geäußerten Ansichten völlig zu den seinigen machte. Dem Grafen von Schwerin schrieb er schon am 9. Juni, er habe früher gehofft, derselbe werde die schwere Sünde, die er durch seinen Treubruch auf sich geladen, bereuen und durch schleunige Freilassung des Königs tilgen; statt dessen habe er ihm einen Eid abgezwungen, welcher dem heiligen Lande zum Schaden und dem heiligen Stuhle zu schwerer Kränkung gereiche. Ohne Schwierigkeiten zu erheben, solle er daher die Geiseln und die Geldsumme, welche er bereits von Waldemar empfangen habe, wieder herausgeben. Dem Kaiser Friedrich führte Honorius in einem Briefe desselben Tages die Unterstützung zu Gemüte, die ihm auf Weisung der Curie Dänemark während des Thronstreites habe angedeihen lassen; daran knüpfte er die Forderung, Friedrich solle den Grafen zum Gehorsam anhalten und ihm jede weitere Belästigung Waldemars verbieten. Einigermaßen boshaft klingt in diesem Schreiben die vielleicht nur durch ein falsches Gerücht veranlaßte Bemerkung, der Kaiser möge den Teil des Lösegeldes, welchen er, wie es heiße, selbst empfangen solle, verschmähen; denn die göttliche Gnade habe ihn mit solchem Überfluß an Glücksgütern ausgestattet, daß es unziemlich für ihn sei, wegen der mäßigen Geldsumme, die er in Vergleich mit seiner Ehre und seinem Rufe einer Mistgrube gleich achten müsse, seinen Ruhm zu beflecken. Auch beauftragte der Papst einige geistliche Würdenträger, auf den Grafen in dem angedeuteten Sinne einzuwirken. Die Ansicht, welche die Curie jetzt vertrat, war eben eine andere als zur Zeit der Dannenberger Verhandlungen. Damals, als es sich um ihren eigenen Vorteil handelte, hatte sie nichts dagegen gehabt, daß den Dänen große Geldsummen abgepreßt würden; jetzt aber, da Heinrich von Schwerin nur zu seinen und des Reiches Gunsten sich mit seinen Feinden auseinandergesetzt hatte, änderte sie ihr Verhalten und kehrte zu ihrer ursprünglichen Auffassung zurück.

Die abermalige Einmischung des apostolischen Stuhles fiel ebenso wie die frühere in eine Zeit der Spannung, welche zwischen den beiden höchsten Gewalten der Christenheit obwaltete; erst vor kurzem hatte ein erregter Briefwechsel zwischen ihnen stattgefunden, zu welchem hauptsächlich ein Streit über die beiderseitigen Machtbefugnisse im Kirchenstaate den Anlaß gab. Auf die Zumutung, gegen den Schweriner Grafen einzuschreiten und so den Vorteilen, welche sich ihm ohne eignes Zuthun durch die Anstrengungen anderer im

Norden boten, gradezu entgegenzuarbeiten, ging der Herrscher nicht ein. Wie wenig er dazu geneigt war, beweist der Umstand, daß er im Juni 1226 der Stadt Lübeck die Reichsfreiheit verlieh, bei welcher Gelegenheit er den Bürgern den Priwall schenkte. Auch werden in der hierüber ausgestellten Urkunde „die Länder um Hamburg, Ratzeburg und Schwerin sowie das ganze Land Borwins und seines Sohnes“ in einer Weise erwähnt, welche deutlich zeigt, daß Friedrich sie wieder als Bestandteile des Reiches angesehen wissen wollte. Überdies scheint ihn der Gedanke beschäftigt zu haben, auf Kosten Ottos von Lüneburg, des dänischen Verbündeten, in Norddeutschland den Grund zu einer neuen hohenstaufischen Hausmacht zu legen. Doch wurden die neben seiner italienischen Politik herlaufenden Pläne, welche er im Norden verfolgte, mit wenig Nachdruck in Angriff genommen, und zu einem energischen Einschreiten ist es dort aus ähnlichen Ursachen wie 1223/24 nicht gekommen. Mit der Curie stellte sich bald wieder ein besseres Einvernehmen her, zumal da der Kaiser große Bereitwilligkeit zeigte, seinen Kreuzzugsverpflichtungen endlich nachzukommen[20]).

Um so weniger brauchte Waldemar, welcher nach Empfang des päpstlichen Schreibens sich an seinen Eid nicht mehr gebunden sah, Anstand zu nehmen, den Frieden zu brechen. Während Otto von Lüneburg im Süden gegen die Elbe vordrang und den Erzbischof von Bremen beschäftigte, überschritt er selbst die Eider und lagerte sich vor Rendsburg. Dem Grafen Adolf, welcher ein allgemeines Aufgebot der Holsteiner bei sich hatte, waren bei der Verteidigung der Festung Heinrich von Schwerin und die Lübecker behülflich. Unter den geistlichen und weltlichen Herren, welche am 29. Sept. in Rendsburg versammelt waren, werden Volrad von Dannenberg und Bischof Berthold von Lübeck genannt. Bald nach Michaelis kam es in der Nähe der Stadt zu einer Schlacht, bei deren Beginn die Deutschen durch einen Sumpf von den Feinden getrennt waren. Obwohl sie nach Durchschreitung desselben viele Dänen töteten, zogen sie doch den Kürzeren, und Waldemar brachte darauf Rendsburg in seine Gewalt[21]). Während des Winters 1226/27 scheinen die Waffen geruht zu haben.

Die eigenen Hilfsmittel Heinrichs von Schwerin und seiner Kriegsgefährten erwiesen sich doch nicht mehr ausreichend, als das zerrüttete dänische Reich unter dem Einfluß der hergestellten königlichen Gewalt wieder erstarkte und zu größeren Leistungen herangezogen werden konnte als früher von Albrecht von Orlamünde. Da aber Otto von Lüneburg auf der gegnerischen Seite stand und die Brandenburger Markgrafen eine für Dänemark wohlwollende Neutralität befolgten, so blieb von den angeseheneren Reichsfürsten, deren Beistand im Kampfe gegen Waldemar in Betracht kam, nur Albrecht von Sachsen übrig, also gerade derjenige, von dessen Herbeirufung man vorher nichts hatte wissen wollen. Schon vor der Schlacht an der Eider wandten sich die verbündeten Grafen an diesen zwar nicht besonders mächtigen, aber als tapferen Heerführer geschätzten und am kaiserlichen Hofe gerne gesehenen Fürsten, welcher sich die günstige Gelegenheit nicht entgehen ließ, um dort wieder Fuß zu fassen, wo sein

Vater Bernhard alle Herrschaft eingebüßt hatte. Denn darauf liefen die Bedingungen hinaus, unter welchen er zur Hülfe bereit war. Abgesehen von gewissen, nicht näher festzustellenden Befugnissen über Lübeck überlieferten ihm die Grafen das in ihren Händen befindliche Ratzeburg, indem sie die Rechte der Gräfin Adelheid und deren von Adolf von Dassel erzeugten Tochter fallen ließen; den Söhnen des letzteren standen, weil sie einer früheren Ehe entstammten, keine Erbansprüche zu. Ferner wurde aber dem Herzog die Oberherrschaft über Nordelbingien eingeräumt[22]). Das größte Opfer von allen brachte Heinrich von Schwerin, da er nicht nur der zu Dannenberg ihm zugesicherten Reichsfreiheit für Schwerin und Boizenburg jetzt verlustig ging, sondern auch, wie wenigstens die Ereignisse der nächsten Jahre sehr wahrscheinlich machen, seinen Orlamünder Gefangenen, den bisherigen Herrn von Nordelbingien, dessen Festung Lauenburg noch immer nicht hatte erobert werden können, an seinen neuen Oberherrn überlassen mußte. Übrigens handelte Albrecht, für dessen Hülfeleistung auch die Rivalität mit den Welfen im Herzogtum Sachsen ins Gewicht fiel, offenbar im Einverständnisse mit Kaiser Friedrich[23]).

Nachdem der Herzog, welcher außer seinen eignen wohl auch die Kriegsscharen mehrerer kleinerer Fürsten und Herren seines Gefolges bei sich hatte, gegen Ende des Jahres 1226 bei den Verbündeten eingetroffen war, schloß er am 26. Febr. 1227 noch einen besonderen Vertrag mit Heinrich von Schwerin, dem er gegen das Versprechen treuer Dienste die Versicherung gab, daß er mit aller Macht für ihn einstehen, auch keinen Vergleich mit jemandem schließen werde, ohne ihn in denselben aufzunehmen. Bei dieser Gelegenheit belehnte er den Grafen, sowie die Gemahlin und Erben desselben mit Boizenburg, Schwerin und Wittenburg. Über die förmliche Belehnung Volrads von Dannenberg mit seinem mecklenburgischen Territorium hat sich keine Urkunde erhalten, ebensowenig wie über diejenige Adolfs von Holstein, obwohl letzterer schon im Sept. 1226 die Herzogsgewalt Albrechts über sich anerkannte.

Weder bei den Kämpfen an der Eider, noch bei den Verhandlungen, welche mit Albrecht von Sachsen gepflogen wurden, wird der Obotritenherrscher gedacht, obwohl sie nach Erneuerung des Krieges Gefahr liefen, der dänischen Botmäßigkeit wieder anheimzufallen, von welcher sie nach 40jähriger Abhängigkeit soeben erst das Land befreit hatten. Man kann die Unzulänglichkeit der uns erhaltenen Berichte dafür verantwortlich machen. Vielleicht war aber das Fürstenhaus verhindert, sich an auswärtigen Händeln aktiv zu beteiligen, weil es von mehreren rasch hintereinander stattfindenden Todesfällen heimgesucht wurde. Am 28. Sept. 1225 starb Nicolaus von Mecklenburg infolge eines Sturzes in der Burg Gadebusch, wo er seine Residenz hatte. Da er keine Erben hinterließ, wurde seine Herrschaft von Heinrich von Rostock mit übernommen, welcher nun dem Vater in der Verwaltung des ganzen Landes zur Seite stand. Die Forterxistenz der Dynastie war durch seine 4 Söhne Johann, Nicolaus, Heinrich (Burwy III.) und Pribislav gesichert. Mit den 3 älteren war er am 15. Febr. 1226 in Lübeck, dessen Bürger im Kriege mit Waldemar 1225 seine Kampf-

genossen gewesen waren. Einige Monate später folgte Heinrich seinem Bruder im Tode nach (5. Juni). Sein Begräbnis fand er nicht in Güstrow, obwohl ihm dort später ein Kenotaph errichtet ward, sondern wie die meisten älteren Fürsten in Doberan. Seine Witwe Christine, eine Tochter des Königs Alexander von Schottland, wurde geistliche Schwester zu Satow in dem von Konversen bewohnten Hofe des Klosters Amelungsborn. Nachdem auch der hochbejahrte Burwy nach fast 50jähriger Regierung das Zeitliche gesegnet hatte (28. Januar 1227), fiel die ganze Herrschaft an seine 4 Enkel[24]). Im Sommer griffen die noch unter Vormundschaft stehenden jugendlichen Herrscher zum Schwerte, um dem abermals vordringenden König Waldemar entgegenzutreten.

Nach Wiederbeginn der Feindseligkeiten gelang es zunächst dem Dänenkönige, sich Dithmarschens zu bemächtigen, worauf mit wechselndem Erfolge in Holstein gestritten wurde. Zu einem entscheidenden Zusammenstoß kam es aber erst, nachdem Otto von Lüneburg das von einer kaiserlichen Partei unter seinen Ministerialen besetzte Braunschweig wieder gewonnen[25]) und sich auf diese Weise den Rücken frei gemacht hatte, so daß er seinem Oheim, welcher damals vor Segeberg lagerte, zu Hülfe eilen konnte. In Lübeck sammelten sich unter Anführung des Sachsenherzogs die Verbündeten, unter denen diesmal auch die „Fürsten Slaviens" erwähnt werden, sei es daß alle vier mecklenburgischen Brüder oder nur die älteren zu Felde zogen[26]).

Das dänische Heer war, wie es scheint, auf zwei Seiten, von Lübeck und von Itzehoe her, auf seiner Rückzugslinie bedroht und mußte daher die Schlacht annehmen, welche nördlich von Segeberg auf der weiten Ebene des Dorfes Bornhöved (Sventinefeld, Heft 2 S. 39) am Marieen-Magdalenentage (22. Juli) das Schicksal der Ostseeländer entschied[27]). Bedeutende Streitkräfte waren auf beiden Seiten aufgeboten worden. Wie die Hamburger, hinter denen die Lübecker gewiß nicht zurückblieben, es sich viel Geld kosten ließen, so wird Heinrich von Schwerin die hohen Summen, welche er bereits empfangen hatte, zum großen Teil für Kriegszwecke verwandt haben und daher wohl ausgerüstet im Felde erschienen sein. Während der Schlacht, welche von dem Erzbischof von Bremen eröffnet sein soll, gelang es dem Grafen — gleich als hätte das Kriegsglück ihn zu seinem besonderen Liebling erkoren — abermals, eine Beute ersten Ranges davonzutragen, indem er Otto von Lüneburg gefangen nahm. Auch drei Bischöfe, welche im dänischen Heere anwesend waren, verloren ihre Freiheit, unter diesen Tuvo von Ripen, welcher sich nachher mit 700 Mark löste. Sie wurden ebenfalls Gefangene des Schweriners, in dessen Haft sich, wie jetzt urkundlich feststeht, später mehrere dänische Kirchenfürsten befanden. Wir sind hiernach zu der Annahme berechtigt, daß er sehr viel, wenn nicht das meiste, zu dem glücklichen Ausgange des Kampfes beigetragen hat[28]). Letzterer endete damit, daß der König, nachdem 1000, nach anderen 4000 der Seinigen getötet waren, sich — wie es heißt, nach Verlust eines Auges — fliehend zurückzog. Die dänischen Quellen schreiben die erlittene Niederlage nicht der Überlegenheit ihrer

Gegner zu, sondern heben den Verrat, welcher von Deutschen an ihnen verübt wurde, als die eigentliche Ursache hervor. Denn die Bauernschaft aus Dithmarschen, welche dem König gezwungen hatte folgen müssen, ging während des Kampfes zu ihren Landsleuten über und fiel den Dänen in den Rücken[29]). Von späteren Schriftstellern mußten sich die Nachrichten über den Hergang der Schlacht mancherlei Ausschmückungen und Zusätze gefallen lassen. Der Graf von Schwerin würde hiernach auf dem rechten Flügel neben dem Lübecker Bürgermeister Alexander von Soltwedel gestanden haben, welcher angeblich zuerst seine Vaterstadt von den Dänen befreite, um sodann bei Bornhöved den Oberbefehl zu führen. Diese Auffassung, nach welcher Lübeck die Hauptgegnerin der Dänen gewesen wäre, scheint bereits einem Miniaturbilde zu Grunde zu liegen, welches in einer dem Ende des 13. oder dem Anfang des 14. Jahrhunderts entstammenden Handschrift der sächsischen Weltchronik sich findet: die Dänen führen hier eine goldene Fahne mit 3 Löwen, die Deutschen aber kämpfen unter rot-weißer, also lübischer Fahne. Von einem derartigen Hervortreten der Lübecker ist indessen, so nützlich gewiß die Hülfe der streitbaren Bürger gewesen ist, in den den Zeitereignissen nahestehenden Berichten nichts zu bemerken[30]).

Der von einigen norddeutschen Fürsten und Herren im Verein mit Bürgern und Bauern erfochtene Sieg hatte die Wirkung, daß Waldemar das Vertrauen auf das Glück seiner Waffen verlor und die Länder im Süden der Eider preisgab. Der Mann, welcher bei der Erhebung gegen Waldemar die Initiative ergriffen und dann bis zum Eingreifen Albrechts von Sachsen an der Spitze aller gegen Dänemark gerichteten Bestrebungen in Norddeutschland gestanden hatte, erfreute sich nur noch kurze Zeit der neuerkämpften Freiheit. Am 17. Febr. 1228 starb Heinrich, nachdem er an den zwei vorhergehenden Tagen einige Anordnungen zum Nutzen des von ihm besonders verehrten Schweriner Domes getroffen hatte. Von seiner Persönlichkeit ein deutliches Bild zu entwerfen, müssen wir uns bei der Dürftigkeit der Überlieferung versagen. Er war aber mehr als ein kühner, frommer Abenteurer von der Art, wie sie die Kreuzzugsperiode vielfach zeitigte. Daß er seine Feinde aufs empfindlichste schädigte und, sein Ziel fest im Auge haltend, Jahre lang im Mittelpunkte der wichtigsten diplomatischen Verhandlungen stand, würde kaum zu erklären sein, wenn er nicht eine über das Durchschnittsmaß weit hinausreichende Gewandtheit, Kriegstüchtigkeit und politische Einsicht besessen hätte[31]). Eine mehr hervorragende Stellung unter den deutschen Fürstenhäusern zu erlangen, wie es dem Ehrgeize Heinrichs vorgeschwebt zu haben scheint und wie es seiner und seines Vaters Gunzelin Thaten würdig gewesen wäre, war dem Schweriner Grafengeschlechte nicht beschieden. In dem bescheidenen Umfange, welchen sie zu Beginn des 13. Jahrhunderts gewonnen hatte, und gleich dem Dannenberger Territorium unter der Oberherrschaft des Herzogs von Sachsen, ging die Grafschaft in die neuen Verhältnisse über.

Mancherlei Verhandlungen fanden nach Beendigung des Krieges wegen der zahlreichen Gefangenen statt, welche nach und nach in die Schweriner Haft geraten waren. Noch bei Lebzeiten Heinrichs (Ende 1227) wurde

Albrecht von Orlamünde auf freien Fuß gesetzt, nachdem der Forderung des Sachsenherzogs, in dessen Gewalt er sich vermutlich zuletzt befand, durch die Herausgabe Lauenburgs Genüge geschehen war[32]). So wurde der Distrikt dieser Burg (Sadelband), an dessen Besitz die Vorherrschaft in Nordelbingien vorzugsweise zu haften schien, mit den Überresten der Grafschaft Ratzeburg, von welcher Wittenburg und Gadebusch schon seit Jahren getrennt waren, auf die Dauer unter der Regierung der sächsischen Askanier vereinigt (späteres Herzogtum Sachsen-Lauenburg).

Länger zog sich die Entlassung Ottos von Lüneburg aus der Schweriner Gefangenschaft hin. Nach Heinrichs Tode waren zwar die Vormünder seines Sohnes Gunzelin II. bereit, ihn auf leichte Bedingungen hin loszugeben. Dem widersetzte sich jedoch Albrecht von Sachsen, welcher seinerseits Forderungen an den Gefangenen stellte, welche dieser nicht erfüllen wollte. Nun fand aber Otto einen Fürsprecher an dem neuen Papst Gregor IX., da König Waldemar inzwischen wiederum die Intervention der Curie angerufen hatte. Am 3. Decemb. 1228 erging daher ein päpstliches Schreiben an Heinrichs Witwe Audacia, welcher klar gemacht wurde, daß ein Weib dazu bestimmt sei, Milde und Barmherzigkeit zu üben und, wenn es diese Tugenden in das Gegenteil verkehre, als ein Ungeheuer erscheine; der Kirche zu Gefallen, welche immer für die Betrübten und Gefangenen zu bitten pflege, möge sie also die Söhne des Königs Waldemar und Otto von Lüneburg in Freiheit setzen; bei Herausgabe derselben habe sie das Wohlwollen des päpstlichen Stuhles, im Falle der Weigerung aber ein strengeres Verfahren zu gewärtigen. Die Bemühungen des Papstes trugen dazu bei, die Befreiung des Welfen zu beschleunigen. Als er zu Anfang 1229 sein Gefängnis verließ, mußte er dem Grafen Gunzelin Urfehde schwören und ihm außer den Gütern, die seine Vorfahren von den Welfen zu Lehn getragen hatten, einen Burghof in Lüneburg mit 100 Mark jährlicher Einkünfte zusichern. Um Albrecht von Sachsen zufrieden zu stellen, scheint er unter anderem dem Titel eines Herzogs von Sachsen sowie allen Anrechten entsagt zu haben, welche die Welfen auf Lauenburg und das nordelbische Land von früher her noch zu besitzen glaubten[33]).

Als der Papst zu Gunsten der Gefangenen sich einmischte, hatte er sich mit dem Kaiser, weil dieser den angelobten Kreuzzug nicht energisch genug zu betreiben schien, völlig überworfen und ihn excommuniciert. Nach der Freilassung des Lüneburgers wurde sogar noch einmal der Versuch gemacht, in dessen Person das welfische Gegenkönigtum zu erneuern. Da Otto beim Papste um die Lösung des dem Herzog Albrecht geschworenen Eides nachsuchte[34]) und seine Hoffnung hauptsächlich auf Waldemar setzte, so drohte dem Norden eine neue Verwirrung. Bei dem neutralen Verhalten, welches die deutschen Fürsten in dem Streite zwischen Kaiser und Papst beobachteten, stand indessen Otto von seinem Vorhaben ab und ließ sich fortan die Konsolidierung seiner Hausmacht angelegen sein; auch wurden zwischen Kaiser und Papst Friedensverhandlungen eingeleitet, welche später in S. Germano zum Abschluß gelangten. Nachdem so die Gefahr eines Wiederausbruches der deutsch-dänischen Streitigkeiten beseitigt war, erfolgte zu Anfang des J. 1230 durch

Vermittelung des Herzogs von Sachsen und Hermanns von Orlamünde in Schleswig die endgültige Auseinandersetzung zwischen Dänemark und Gunzelin II. Letzterer begnügte sich statt der 27 000 Mark, welche er noch zu fordern hatte, mit 7000 Mark, mit deren terminweiser Abtragung (bis zum 25. Juli) die Auslieferung der drei dänischen Prinzen und der Geiseln Schritt halten sollte. Dem jungen Grafen Nicolaus[35]) von Halland wurde zur Pflicht gemacht, aller Ansprüche auf die Grafschaft Schwerin förmlich sich zu begeben, und Waldemar versprach, mit Gunzelin und dessen Freunden fortan in unverbrüchlichem Frieden leben zu wollen. Die Bedingungen dieses Vertrages sind von dem Könige erfüllt worden, dessen langjähriger Streit mit der Grafschaft Schwerin somit seine Erledigung fand. In welche Verlegenheit Dänemark durch denselben geraten war, zeigt ein Brief, welchen der Erzbischof von Lund und seine Suffragane am 9. August 1231 an den Papst richteten, um ihm zu danken, daß er den aus ihrem Lande begehrten Zehnten auf 1000 Mark ermäßigt habe. Außer anderen Ursachen seien sie durch die Auslösung ihres erhabenen Königs, einiger ihrer Mitbischöfe und fast aller Edelleute des Landes, welche „jener verräterische Tyrann" gefangen gehalten, in solche Geldnot geraten, daß sie jene Summe nur mit großen Anstrengungen aufzubringen vermocht hätten. Da all ihr Gold und Silber im Besitze der Feinde sich befinde — der Seele derselben zum Schaden —, so hätten sie sich gezwungen gesehen, ihre Kupfermünzen zu schmelzen, um daraus eine mäßige Quantität Silber auszuscheiden. Darauf seien in Gegenwart des päpstlichen Abgesandten die 1000 Mark abgewogen und nach dem Hafenplatze Ripen geschafft, um von hier nach Flandern geschickt und bis zur Abholung in einem Cistercienserkloster in der Nähe von Brügge deponiert zu werden.

Von besonderen Verträgen Waldemars mit den Grafen von Dannenberg und den slavischen Fürsten Mecklenburgs hat sich, wenn solche überhaupt abgeschlossen wurden, keine Kunde erhalten. Der Sieg bei Bornhöved, welchen sie hatten erstreiten helfen, zerschnitt für immer das Band, welches sie an Dänemark kettete. Auch in Pommern und den dazu gehörigen östlichen Landschaften Mecklenburgs hörte die Herrschaft Waldemars auf.[37]) So verwirklichte sich, was er in Schwerin 1225 hatte versprechen müssen: mit Ausnahme Rügens fielen alle dem Reiche geraubten Länder an dasselbe zurück. Ausgesprochen wurde die allgemeine Verzichtleistung vielleicht in einem Friedensschlusse mit Albrecht von Sachsen.

Um die Zeit der Schlacht bei Bornhöved vollzog sich in Mecklenburg ein Ereignis, welches für die Geschichte der folgenden Zeit in vieler Hinsicht von einschneidender Bedeutung war. Nach Burwys Tode ging die sogenannte Hauptlandesteilung vor sich, infolge deren jedem seiner 4 Enkel die Herrschaft über ein bestimmtes Territorium zufiel. Zugrundegelegt wurden dabei die beiden alten Hauptteile des Landes, von denen der westliche zur Burg Mecklenburg, der östliche zur Burg Rostock oder Werle gerechnet ward. Es wurde nun, wohl nach einer schon bei Lebzeiten des Großvaters getroffenen Anordnung, in der Weise verfahren, daß die beiden älteren Söhne die den jüngeren bestimmten Gebiete zunächst mit verwalteten. Später teilte Johann von Mecklenburg den jüngsten Bruder Pribislav mit

der Burg Parchim und dem Lande Warnow, Nicolaus von Werle den dritten Bruder Heinrich mit Burg und Land Rostock ab[38]).

Die Herzogsgewalt Albrechts von Sachsen galt übrigens auch für die mecklenburgischen Slavenfürsten und fand Anerkennung bei ihnen[39]). Doch reichte sie nur bis an die Elde; für den kleinen noch übrigen Teil des Landes jenseits des Flusses waren, wie oben erwähnt, nach dem Sturze des großen Welfen die Rechte der Brandenburger Markgrafen, wenngleich es nicht ausdrücklich überliefert ist, wahrscheinlich erneuert worden. Auch wurde den Markgrafen, als sie sich 1231 vom Kaiser mit ihrem väterlichen Erbe belehnen ließen, das Herzogtum Pommern so, wie sie es früher innegehabt hätten, bestätigt.

Die sächsisch-brandenburgische Oberhoheit war noch eine Nachwirkung der ursprünglichen Markengrenze. Zum Teil lebte dieselbe auch in der kirchlichen Grenze fort. Im Süden der Elde, wo die Interessen des Bistums Havelberg mit denen der Markgrafen Hand in Hand gingen, wurden die Rechte, welche der Schweriner Kirche unter Heinrich dem Löwen zugestanden hatten, nicht ohne Widerstand preisgegeben. Es kam hier ein Streit über die Diöcesangrenzen zum Ausbruche, und zwar, wie es scheint, im Zusammenhang mit der dänenfeindlichen Politik der Fürsten. Im December 1223 hatte Burwy noch dem Havelberger Domkapitel zwei Dörfer an der Elde überlassen, was schwerlich geschehen wäre, wenn man der dortigen Kirche die Diöcesanrechte jenseits des Flusses damals streitig gemacht hätte. Aber aus der Zeit der Schlacht bei Bornhöved, als die Markgrafen zu wiederholten Malen als Verbündete Ottos von Lüneburg und Freunde Dänemarks zum Schutze Braunschweigs herbeieilten, haben wir die Nachricht (19. Juli 1224), daß Brunward mit dem Bistum Havelberg wegen der beiderseitigen Grenzen in Zwist lag; auch betrachtete er 1230 das Land Brenz im Süden der Elde als einen Teil seines Sprengels[40]). Doch hat die Schweriner Kirche in der Folge an der Elde vor Havelberg ebenso zurückweichen müssen, wie in Circipanien vor Kammin.

Für die ehemals von Heinrich dem Löwen beherrschten drei Bistümer des Wendenlandes hatte der Zusammenbruch des großdänischen Reiches die Folge, daß sie, wie Brunward es erstrebt hatte, dem deutschen Reiche unterstellt wurden. Eine Anerkennung fand dieses Verhältnis darin, daß 1236 der Bischof Petrus von Ratzeburg von Kaiser Friedrich II. die Regalien empfing. Ein später unternommener Versuch der sächsischen Herzoge, die Bischöfe wieder von sich abhängig zu machen, hatte keinen Erfolg. Der Zusammenhang mit der Bremer Kirche, welchen Waldemar zu lockern versucht hatte, war seit Beendigung der Fremdherrschaft nicht mehr in Frage gestellt. Hingegen blieb Kammin, nachdem es sich, zum Teil mit dänischer Hülfe, aus dem Verbande mit Magdeburg gelöst hatte, von jeder Metropolitangewalt befreit[41]).

Wir sind am Ende unseres Abschnittes angelangt. Mit der Schlacht bei Bornhöved können wir den Beginn einer selbständigen mecklenburgischen Territorialgeschichte datieren. Abgesehen von den Bischöfen blieb zwar jene Lehnsherrschaft, welche die benachbarten deutschen Fürstenhäuser als ein

ihnen von Alters her zustehendes Recht betrachteten, zunächst noch von Bestand[42]). Sie brachte, bis sie unter Karl IV. durch Verzichtleistung der sächsischen Herzoge beseitigt wurde, für die Nachkommen Niclots, an welche von nun an unsere Landesgeschichte ganz überwiegend geknüpft ist, eine Minderung ihres Ranges mit sich und ließ sich bei Verfolgung politischer Pläne gelegentlich verwerten; auch in Dänemark geriet die langjährige Abhängigkeit, in welcher man dort einst die Obotritenherrscher gehalten hatte, nicht so bald in Vergessenheit. Aber die Zeit, in welcher die Wendenländer vorzugsweise dem Wetteifer benachbarter Mächte zum Tummelplatze gedient hatten, war für immer entschwunden. Die sächsischen Hoheitsrechte, neben welchen die brandenburgischen für das wendische Fürstenhaus weniger in Betracht kamen, war nur von nomineller Art und mit der Gewalt, welche ehemals Heinrich der Löwe und darauf die dänischen Könige im Lande ausgeübt hatten, nicht entfernt zu vergleichen.

Als Mecklenburg von Heinrich dem Löwen erobert wurde, war es noch ein durchaus slavisches und heidnisches Land. Als es am Schlusse unserer Periode für Deutschland wiedergewonnen wurde, stand die christliche Kirche festbegründet und wohlgeordnet im Lande da, und die vollständige Germanisierung war nur noch eine Frage der Zeit. So konnte sich Mecklenburg als ein gleichwertiges Glied an den deutschen Reichskörper anschließen, mit welchem es seitdem verbunden blieb. Das Reich war aber ein anderes geworden, als es in der Zeit Friedrichs I. gewesen war. Mehr und mehr hatte sich der Zusammenhang der königlichen Gewalt mit dem Fürstentum gelockert, welches überall zu territorialer Ausbildung gelangte und in unaufhaltsamem Fortschritt auf dem Wege zur Landeshoheit begriffen war. Auf die Geschicke Mecklenburgs und der benachbarten Territorien, bei deren Befreiungskampf es sich mit der Rolle eines wohlwollenden Zuschauers begnügt hatte, übte das Reich nachher nur selten noch einen nennenswerten Einfluß aus, so daß sie ihrer eigenen Entwickelung überlassen blieben. In Bezug auf die letztere ist der wichtigen Umwandelung zu gedenken, welche sich während des von uns behandelten Zeitraumes infolge eines durch die veränderten Bahnen des Weltverkehrs verursachten wirtschaftlichen Aufschwunges in den inneren Zuständen Deutschlands vollzog: das Bürgertum der deutschen Städte, welches neben der Geistlichkeit, dem Fürstentum und dem Adel Jahrhunderte lang nur von geringer Bedeutung gewesen war, begann ein wichtiger Faktor im Leben der deutschen Nation zu werden, wußte sich Anerkennung zu verschaffen und strebte zu selbständiger Geltung empor. In besonders hohem Grade war dies an der der deutschen Cultur neu erschlossenen Ostseeküste der Fall, wo dem deutschen Kaufmanne sich Gelegenheit bot, seine größte Kraft und Energie zu entfalten[43]). An der Spitze seiner deutschen Geistlichen und Vasallen, sowie eines tüchtigen Bürgerstandes, welcher in den beiden Seestädten zur höchsten Blüte gedieh, gewann in der folgenden Periode das eingeborene Herrschergeschlecht eine angesehene und einflußreiche Stellung unter den politischen Mächten der Ostseeländer.

Anmerkungen.

Chronistische Aufzeichnungen Einheimischer sind erst seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts vorhanden. Von kleineren Notizen abgesehen, ist hier nur die Reimchronik des Ernst von Kirchberg (Westphalen, Monumenta inedita IV. 593—840) zu erwähnen. Im übrigen sind wir auf Berichte angewiesen, welche außerhalb Mecklenburgs abgefaßt wurden. Quellen ersten Ranges für den von uns behandelten Zeitraum sind die folgenden von Zeitgenossen herrührenden Werke:

Helmoldi chronica Slavorum (bis 1171) }
Arnoldi chronica Slavorum (1171—1209) } (Ausgaben von Pertz),
Saxonis Grammatici gesta Danorum (bis 1184) (citiert nach der Ausgabe von Holder).

Zahlreiche, zum Teil ganz vereinzelte Nachrichten finden sich in verschiedenen Annalen und Chroniken zerstreut. Aus den Scriptores (SS) der Monumenta Germaniae historica (M. G.) nenne ich:

Bd. XVI: Annales Palidenses, Pegavienses, Stadenses (Hamburgenses) und die dänischen ann. Ryenses.
Bd. XVII: Chronica regia Coloniensis (ann. Colonienses maximi).
Bd. XXIII: Chronica Albrici monachi Trium fontium, chronicon montis Sereni. Hinrici chronica Lyvoniae.
Bd. XXIX: Auszüge aus dänischen Annalen und Chroniken, u. a. ann. Waldemariani, ann. Lundenses, ex historia Danorum dicta Knytlinga saga (Kn.) (Die vollständigen Texte meistens bei Langebeck, SS. rerum Danicarum).

Dazu aus Bd. II der Abteilung „deutsche Chroniken" derselben Sammlung: Sächsische Weltchronik (S. W.).

Für urkundliche Nachrichten, welche gegen das Ende unserer Periode zum Teil schon größere Bedeutung erlangen, ist selbstverständlich in erster Linie das mecklenburgische Urkundenbuch (M. U.) benutzt worden; doch waren daneben auch manche andere Sammlungen zu berücksichtigen, besonders Hasse, Schlesw. Holst. lauenburgische Regesten, Bd. I und Klempin, Pommersches Urkundenbuch Bd. I (letzteres hauptsächlich wegen der Anmerkungen).

Als Hülfsmittel standen für unsere Periode zwei Werke von grundlegender Bedeutung zu Gebote:

Wigger, Berno, der erste Bischof von Schwerin, und Mecklenburg zu dessen Zeit (abgekürzt W.) in Jb.*) 28 (1863).
Usinger, deutsch-dänische Geschichte von 1189—1227 (1863).

Ferner seien folgende Werke und Schriften, welche mir mancherlei Anregung gewährten und besonders für die Herstellung des Zusammenhanges mit der Geschichte des deutschen Reiches und der Nachbarländer von Nutzen waren, an dieser Stelle hervorgehoben:

W. v. Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit. Bd V u. VI (1880—95).
Töche, Kaiser Heinrich VI. (1867).
Winkelmann, König Philipp von Schwaben (1873).
" Kaiser Otto IV. von Braunschweig (1878).
" Kaiser Friedrich II. Bd. I u. II (1889—97).
Prutz, Heinrich der Löwe, Herzog von Baiern und Sachsen (mit Regesten im Anhang) (1865).
Loreck, Bernhard der erste, der Askanier, Herzog von Sachsen (Zeitschr. des Harzvereins XXVI 207—301, 1893).
v. Kobbe, Geschichte des Herzogtums Lauenburg, Bd. I (1836).

---

*) Jb. = Jahrbücher des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertümer.

Dehio,	Geschichte des Erzbistums Hamburg-Bremen, Bd. II (1877).
L. Giesebrecht,	wendische Geschichten, Bd. III (1843).
v. Heinemann,	Geschichte von Braunschweig und Hannover, Bd. I (1884).
Fock,	Rügensch-Pommersche Geschichten, Bd. I (1861).
v. Sommerfeld,	Geschichte der Germanisierung des Herzogtums Pommerns (1896).
Wiesener,	die Geschichte der christlichen Kirche in Pommern zur Wendenzeit (1889).
v. Sybel,	Deutschland und Dänemark im 13. Jahrhundert (v. Sybels historische Zeitschr., Bd. XII. S. 1 f.)
Winter,	die Prämonstratenser (1865).
„	die Cistercienser des nordöstlichen Deutschlands (1868—71).

Alle sonst von mir benutzten Quellen und Hülfsmittel, unter letzteren namentlich die der mecklenburgischen Litteratur angehörigen, finden in den Anmerkungen Erwähnung.

Erster Abschnitt.

S. 1—6.

1) Zur Grafschaft Dannenberg ist zu vergleichen Saß, zur Genealogie der Grafen von Dannenberg, Jb. 43, S. 90 f. — 2) Das Land Boizenburg bespricht Wigger, Geschichte der Familie v. Blücher Bd. I, S. 9 u. 10. — 3) M. U. 78.*) — 4) M. U. 141. Beltz, zur ältesten Geschichte Mecklenburgs (Progr. des Schweriner Gymn. 1893, S. 15 u. Jb. 58, 228). In dem wendischen, nach christlicher Sitte angelegten Leichenfelde, auf welches man hinter dem Rathause bei den Canalisationsarbeiten stieß (1892), vermutet Beltz das 1186 erwähnte vetus cimiterium, welches als Begräbnisstätte der christlichen Wenden vor der deutschen Invasion gedient habe. — 5) Kirchberg c. 104.

S. 6—10.

(Hauptquellen Helm I, 87; Saxo 547, 2 u. 560, 15 f.)

6) Wigger, Nachrichten des Bischofs Boguphal von Posen (Jb. 27, 128; vgl. 34, 59). — 7) Zur Burg Schwerin s. Beltz (a. a. O.), außerdem Jb. 15, 159 und 42, 37. — 8) v. Hammerstein, die Besitzungen der Schweriner Grafen am linken Elbufer (Zeitschr. des hist. Vereins für Niedersachsen 1857, auszüglich mitgeteilt Jb 25, 129 f.) — 9) Die Topographie des alten Schwerin wird von F. W. Lisch (Jb. 42, 33) und auf Grund der zum Zweck der Kanalisierung vorgenommenen Ausgrabungen von Hübbe (Jb. 61, 1) behandelt. M. U. 71 (Anm.) wird als Jahr der Gründung der Stadt 1160 angenommen. Fabricius (hans. Geschichtsbl. 1894, S. 19) bringt sie hingegen mit dem allgemeinen Stadtfrieden in Zusammenhang, welchen Heinrich der Löwe 1163 in den Städten seiner Herrschaft für die Gotländer aufrichtete. Das Schweriner Stadtrecht in seiner ältesten Gestalt liegt in den Urkunden vor, in denen es auf Güstrow und andere Städte übertragen wurde. Die ersten 8 Artikel desselben sind als landesherrliches Vogteirecht anzusehen (Hasse, die Quellen des Ripener Stadtrechtes S. 63). Ueber die Ausbreitung, welche dieses aus dem allgemeinen sächsischen abgeleitete Schweriner Landrecht in Mecklenburg und Pommern fand, handelt Fabricius a. a. O., aber wohl richtiger Wigger Jb. 47, 27. — 10) Die vielumstrittene Ratzeburger Dotationsurkunde ist trotz der Unanfechtbarkeit der äußeren Merkmale doch wohl eine Fälschung aus etwas späterer Zeit (s. Hasse zu Nr. 124 und v. Buchwald, Bischofs- und Fürsten-Urkunden S. 182). — 11) Die Gaue des Obotritenlandes habe ich Jb. 61, 356 nach ihren Grenzen festzustellen versucht.

S. 10—14.

(Hauptquelle Helm. I, 92. II 2, dazu kurze annalistische Notizen.)

Die Grenzen der Pommern und das Vorrücken ihrer Herrschaft nach Westen wird von v. Sommerfeld, der Vertrag von 1159 als Ausgangspunkt eines lang-

*) Auf das mecklenburg. Urkundenbuch Bd. I wird bei Ereignissen, welche durch ihre Datierung hinlänglich gekennzeichnet sind, im folgenden nur gelegentlich oder soweit ein besonderer Anlaß vorliegt, verwiesen werden.

jährigen Bündnisses von Fock besprochen. — 12) Am 27. November 1162 weilte Heinrich, welcher nach dem Concil an der Saône dem Kaiser gefolgt war, noch in Constanz (Prutz, Regesten 84). — 13) Tag der Sturmflut nach W. 146, A. 2 nicht der 16. Febr. Von Unterstützung durch die östlichen Wenden spricht Kn. p. 311. — 14) Helmolds Erzählung, mit welcher wir uns in Ermangelung anderer Quellen, so gut es gehen will, abzufinden haben, leidet — namentlich in Bezug auf den Entsatz von Ilow — an Widersprüchen und Unklarheiten. Rätselhaft ist das plötzliche Auftreten Richards von Salzwedel; v. Heinemann (Albrecht der Bär) läßt ihn aus der Mark heranziehen. Wenn er, was wahrscheinlicher ist, aus Schwerin kam, so war das Zusammentreffen mit Berno, welcher an dem gleichen Tage Schwerin verlassen hatte, kein wunderbarer Zufall, wie es II, 3 dargestellt wird. Auch war, als Richard durch Mecklenburg kam (am fünften Tage nach der dortigen Niederlage), Pribislav nach Helm. schon längst von Ilow abgezogen (hodie und primo diluculo II, 2). Die Slaven, welche Gunzelin in Ilow zurückließ, können natürlich nicht dieselben gewesen sein, denen er soeben noch mißtraute. — 15) L. Giesebrecht III, 139 A. 1 nimmt für die Worte Malacowe et Cuscin (Helm. II, 3) Textverderbnis an, da später nur von einer Festung (Malchow) die Rede sei; dagegen aber W. 64, A. 2.

S. 14—18.

16) Zug gegen Wolgast Saxo 532, 27; Tod Niklots durch Bernhard 524, 11 (Heinrich von Badewide 484, 29); Verwandtschaft und Lehn 598, 25 (v. Kobbe, S. 136; vgl. Klempin Nr. 215); Concil Saxo 538 und Helm. I, 90. Auf einen Zwist zwischen Waldemar und Heinrich, welcher bei Gelegenheit des Concils ausgeglichen sein wird, deutet es hin, daß Helm I, 91 (nach dem Concil und vor dem Wendenaufstande des Jahres 1163) von einem erneuerten Bündnis (innovata federa) der Herrscher spricht, obwohl vorher nur von dem einen Bündnis des Jahres 1159 (I, 86) die Rede war. — 17) Kn. 310. Wenig glaublich ist, daß Heinrich selbst nach Rügen zog. Im Winter, wo er, wie einst Lothar, das Eis hätte benutzen können, war er in Baiern (Prutz, Reg. 84, 86).

S. 18—22.

(Helm. II, 4—6. Saxo, 546—549).

18) Vor dem 1. Febr. 1164 war Heinrich wieder in Sachsen (Helm., I, 94 Ende). — 19) Wertislavs Tod auch ann. Palid. 1164, Doberaner Necrolog. Jb. I, 131. — 20) In der Darstellung der Schlacht stimmen Helm. und Saxo in wesentlichen Zügen überein; Datum und Ort W. 150, A. 3). Auf nähere Erklärung der Lokalitäten muß verzichtet werden; Stavenhagen (Gesch. von Demmin) hält den „Hottenberg" für den Ort, wo die 300 Ritter standen. Kn. 311, wo auch die Personen verwechselt werden, läßt die Schlacht ungenau bei Demmin stattfinden (ebenso ann. Stad. 1164 u. a.). Die dem Schauplatz ferner stehenden ann. Egmundani (M. G. XVI, 463) haben anscheinend Demmin wieder mit Lübeck (Lubesce) verwechselt. Hier und in chron. Albrici zu 1167 Zusätze legendenhafter Art. — 21) Ort der Zusammenkunft nach Saxo Stolp, nach Kn., welche hier genauere Angaben bietet und mit Helm. mehr übereinstimmt als Saxo, Groswin. In Verden (M. U. 83) kann Heinrich am 12. Juli 1164 nicht schon gewesen sein. — 22) Warum das Wendenland den Durchreisenden menschenleerer erschien als in Wirklichkeit der Fall war, findet sich angedeutet in Casus monasterii Petrishusensis M. G. XX, 674 (Wendt, die Germanisierung der Länder östlich der Elbe II S. 19 u. 20). — Auf die Burgen des Obotritenlandes bezieht sich Saxo 549, 10 u. 560, 24: doch sind die Worte zu unbestimmt, um für die Besatzungen daraus etwas zu entnehmen. Wiederaufbau von Werle nach Kirchberg c. 119.

S. 23—27.

(Helm. II, 6. 7; Saxo 555 f., 559—61).

23) Als Ursache des Krieges, den Waldemar gegen die Pommern führte, giebt Saxo an zwei Stellen (549, 11 und 556, 3) den Vertragsbruch an, den sie sich gegen die Ranen zu schulden kommen ließen. Dennoch schiebt er zwischen den Frieden von 1164 und jenen Krieg, welcher sonst ins Jahr 1165 zu setzen wäre, 2 Feldzüge gegen die Ranen ein (ähnlich Kn.). Die von Fock (I, 60) dafür gegebene Erklärung befriedigt nicht. — 24) Die von Saxo berichtete Ein-

nahme von Ilow (Ilova 560, 25) findet indirekte Bestätigung durch den späteren Wiederaufbau der Burg (Helm. II, 4). — 25) Die erste Zusammenkunft fand nach Saxo 560, 40 apud Brammensem provinciam statt, womit Lübeck (Helm. II, 6) gemeint sein wird, denn die Brammesier sind die Wagrier. Um so weniger sind die Zweifel berechtigt, welche Schirren (Beitr. zur Kritik holsteinischer Geschichtsquellen S. 109) an Helmolds Brandenhuse = Aldenburg knüpft, obwohl Saxo (596, 28) die Stadt der Brammesier Antiqua nennt. Die Bedenken, welche in Bezug auf den zweiten Abfall der Pommern und den zweiten sächsisch-dänischen Feldzug gegen Saxo (s. v. Sommerfeld S. 47) erhoben werden, teile ich nicht. Daß bei Helmold dieselben Begebenheiten berührt werden, glaube ich, durch die Darstellung im Texte gezeigt zu haben; neu sind bei Saxo nur die Züge gegen Demmin und Wolgast, welche aber eine Konsequenz der an der Eider getroffenen Verabredung waren. Vielleicht gehört hierher chr. m. Ser. zu 1165: Saxones Pomeranorum provinciam vastant. — 26) Das Lehnsverhältnis der Pommernfürsten ergiebt sich aus M. U. 91 und 100 und wird Helm. II, 12—14 zu Ereignissen des Jahres 1168 vorausgesetzt; Saxo kennt es ebenfalls, bringt es aber in anderem Zusammenhange (604, 12). Mit den M. U. 91 aufgezählten pommerschen Distrikten stimmen die päpstlichen Bestätigungen im ganzen überein; dieselben Bezirksnamen werden bald in engerem, bald in weiterem Sinne zu nehmen sein. Aus M. U. 124 und 141 geht nicht hervor, daß die Gegend um Wolgast zur Schweriner Diöcese gerechnet wurde. — 27) Die Aussöhnung mit Pribislav erfolgte nach Helmold, als die Belagerung von Haldensleben (begonnen am 20. Decemb. 1166 ann. Palid.) im Gange war und nachdem Christian v. Oldenburg Bremen besetzt hatte, aber bevor der Herzog den Zug nach Ostsachsen unternahm; zu diesem war er, wie aus ann. Palid. zu entnehmen, geraume Zeit vor Ostern (9. April) aufgebrochen, so daß für die Ordnung der obotritischen Angelegenheiten nur die ersten Monate des Jahres 1167 übrig bleiben. Auch W. 160 wird (auf Grund von M. U. 88) angenommen, daß im Frühling 1167 die Verhältnisse des Wendenlandes bereits neu geregelt waren. — 28) Wie weit nach Westen das pommersche Circipanien reichte, ist nicht zu ermitteln. Zu Circipanien gehörte aber noch am linken Ufer der Nebel das nach der gleichnamigen Burg am Bölkower See genannte Land Bisdede mit Güstrow (Lisch. Jb. 12, 24). Dieses blieb unter den Obotritenherrschern; denn de mea hereditate, quam — ab omnibus progenitoribus meis possedi, gründete Heinrich von Rostock 1226 das Collegiatstift zu Güstrow, und 1229 verliehen Nicolaus und Heinrich die Güter in der Einöde des Dorfes Rosin, welche u. a. magnum stagnum Bisdede et terminos (des Dorfes Bölkow) antiquitus a parentibus nostris designatos erreichen sollten. (M. U. 323. 369). Die Möglichkeit ist indessen zuzugeben, daß die durch den Druck hervorgehobenen Worte absichtlich nur deswegen gewählt wurden, um das ursprüngliche Recht an einem längere Zeit hindurch verlorenen und erst kürzlich wiedergewonnenen Gebiete hervorzuheben. Die Obotritenfürsten waren 1225—27 mit Dänemark und Brandenburg verfeindet, während die Pommernfürsten wahrscheinlich auf der entgegengesetzten Seite standen. — 29) Nach den Grenzbestimmungen M. U. 124 und 141 in Verbindung mit den Zehntenverleihungen Brunwards ist mir nicht zweifelhaft, daß die spätere Herrschaft der Herren von Werle im Lande Lietze (östlich von der Tosse) auf alt-mecklenburgischen Besitz zurückgeht (anders Boll, Gesch. des Landes Stargard I, 51). Brenz und Thure M. U. 588; wie hier die Schweriner Grafen zu Besitz gekommen sind, ist dunkel. Zum Lande Turne (Teil des Landes Müritz-Wipperow?) s. Text S. 112. — 30) Den Umfang und die Grenzen der Grafschaft Schwerin s. bei Rische, Geschichte der Grafsch. Schwerin S. 61—62. Der Flächenraum (mit Einschluß des vielleicht erst später hinzugekommenen Kirchspiels Eixen) ist hier auf 1240 qkm berechnet.

S. 28—34.

31) Helm. I, 91 und 87. — 32) Ueber das Verhalten der Cistercienser in Bezug auf das Schisma und über die Würzburger Beschlüsse ist zu vergleichen v. Giesebrecht V, 265. 463 u. VI, 442—46 mit der zum Teil abweichenden Darstellung bei Winter, Cist. I, 63. — 33) Diese Urkunde, auf welche ich durch v. Giesebr. V, 477 aufmerksam wurde, steht bei Böhmer acta imperii selecta. Nr. 122: Berno Zuirinensis episcopus bezeugt im Oktober einen Urteilsspruch des Kaisers. Der Ausstellungsort Köln ergiebt sich aus dem Inhalte; die Anwesenheit des Bischofes bei der Consecration (2 Okt. 1165) ist hiernach so gut wie gewiß. — 34) Helm. II, 9. — 35) Helm. I, 52. 83 und II, 12; Saxo 564 f. (W. 35 u. Wagner Heft II, 29). —

36) Kirchberg c. 101, Doberaner Genealogie (Jb. 11,10); Herkunft der Woislawa W. 132; Inschrift Jb. 19, 143 u. a. a. O.; einen aus den Ueberresten einigermaßen hergestellten Text giebt M. U. 105; ähnlich lautet die mit Verwendung der noch vorhandenen Ziegelsteine im Innern der Kapelle jetzt angebrachte Inschrift (Schlie, die Kunst- und Geschichtsdenkmäler des Großht Mecklenb. Schw. III. 684). — 37) W. 131; Dolberg (Studien u. Mitteilungen aus dem Benedict. u. Cist.-Orden X, 38—39) tritt für 1167 ein. Nach Kirchberg nahm auch Wertislavs Sohn Nicolaus zugleich mit Pribislav die Taufe. Doch steht fast alles, was Kirchberg über Nicolaus mitzuteilen weiß, auf sehr schwachen Füßen. Erfolgte die Taufe Wertislavs, welcher nach ann. Palid. 1164 als Christ starb, nicht erst in der Gefangenschaft zu Braunschweig, so wäre auch seines Bruders Bekehrung und Taufe früher anzusetzen als 1164 und vielleicht schon als eine Folge des Vertrages von 1160 anzusehen; aber über diesen entscheidenden Punkt erhalten wir keine Aufklärung. — 38) Die Frankfurter Kaiserurkunde (M. U. 91), nach W. 181 zu Anfang Januar ausgestellt, wurde nach Ansicht von Zickermann (das Lehnsverhältnis zwischen Brandenburg und Preußen, Forschungen z. Brandenb. u. Preuß. Gesch. Bd. IV, 1 f. S. 113) auf Grund eines von Berno redigierten Textes in der Reichskanzlei ausgefertigt. — 39) Zeit und Zweck der Reise W. 157 (Jb. 50, 137 steht mit Wiggers früheren Ausführungen nicht in Einklang). Ich nehme an, daß M. U. 91 nur von e i n e r Missionsreise Bernos, die ihn bis Demmin führte, gesprochen wird; W. 116 findet in der Urkunde eine Andeutung, daß der Bischof vor 1168 schon einmal auf der Insel Rügen gewesen sei.

Zweiter Abschnitt.

S. 35—36.

1) Pribislav als sächsischer Vasall W. 150, A. 3. Der von den Obotriten zu zahlende Herzogszins (wogiwotniza), mit welchem der früher den Wendenfürsten auferlegte Tribut schwerlich gleichbedeutend war, wurde auch von den wendischen Unterthanen der deutschen Grafen gefordert. — 2) Ficker, vom Reichsfürstenstande, S. 83 u. 86. (princeps in den ältesten mecklenburgischen Fürstenurkunden ist wohl als Uebersetzung des wendischen „knese" zu betrachten). — 3) M. U. 100. 103 (101). — 4) Helm. II, 14; Arn. V, 7; Denkstein Heinrichs von Badewide M. U. 86) — 5) Arn. III, 4; die Abstammung der Mechthilde, deren Namen Schirren S. 150 mit Unrecht anzweifelt, erzählt chron. Albrici 851 u. 870.

S. 36—41.

(Helm. II, 12 u. 13; M. U. 91; Saxo 564—79 (Kn. 313—14).

6) Helm II, 16, wo jedoch der Ort des Reichstages (Würzburg) mit Bamberg (1168) verwechselt zu sein scheint (v. Giesebr. VI, 484, anders W. 176). — 7) ann. Stad. zu 1168. — 8) Das Jahr der Eroberung Arkonas war, wie Fock I. 141 f. ausführlich nachweist, 1168. Als Tag, an welchem Arkona fiel, ergiebt sich aus übereinstimmenden dänischen Annalenberichten in Verein mit Saxo 568, 20 u. M. U. 91 der 14. Juni; M. G. XXIX. 124 A. 2 wird der Umstand, daß Waldemar nach Kn. 313 am Pfingstsonntage, welcher 1168 auf den 19. Mai, 1169 auf den 8. Juni fiel, auf Rügen landete, wieder für das Jahr 1169 geltend gemacht, da das letztgenannte Datum zum Tage der Erstürmung Arkonas besser passe. Doch ist zu beachten, daß der König nach Saxo erst nach mehreren Streifzügen auf der Insel die Belagerung begann, welche wieder manche Vorkehrungen nötig machte.

S. 41—47.

(Helm. II, 13; Saxo 580. 587. 595, 33—602 (Kn. 314. 316).

9) Den Zug nach Wagrien und Circipanien scheint Saxo 595, 33 mit vere reddito an die Unternehmungen des vorigen Jahres anzureihen, welche mit den

Worten residuum anni otio tributum est (594, 25) schließen (so Barthold, Gesch. von Pommern und Rügen II, 222. 223). Auch nach Helm. gehören sie ans Ende des Krieges. Christophs Angriff auf Wagrien erfolgte übrigens wohl nicht erst im Sommer (wie nach Kn. 316 im Texte angegeben ist), sondern sogleich, nachdem er zu Anfang des Frühjahres einen ergebnislosen Zug dorthin unternommen hatte, und zwar Henrico duce apud Bavaros agente (Saxo 598, 2). Heinrich war in Baiern zu Anfang 1171, im März schon in Thüringen (Prutz, Reg. 461). — 10) Jb. 26, 181; Wigger, mecklenb. Annalen 126—27; Krause, Archiv des Vereins der Freunde der Naturgesch. in Mecklenb., (Jahrg. 50, 349). — 11) Saxo 585. 586. — 12) Saxo 595 wird dieselbe Geschichte erzählt, welche Kn. in Zusammenhang mit dem pommerschen Feldzuge erwähnt; wir reihen sie daher, wie auch bei L. Giesebrecht III, 195 geschieht, hier ein. — 13) Ueber die Translation Knuts und die damit zusammenhängenden Ereignisse s. W. 179 A 1 und Usinger, officium S. Canuti (Quellensamml. f. schlesw. holst. lauenburg. Gesch. SS. minores 1, S. 12). — 13a) Eine territoriale Abgrenzung hält W 196 mit der gemeinsamen Tributpflicht der Rujaner nicht für vereinbar. Aber auch von den pommerschen Fürsten erhoben 1166 beide Machthaber Tribut, und dennoch wurden jene nur für einen Teil ihres Gebietes Vasallen des Herzogtums Sachsen und Diöcesane Bernos.

S. 47—53.

Ausführliche Darstellung der Pilgerfahrt Jb. 40, 3 f. von Wigger (Röhricht, Beitr. zur Gesch. der Kreuzzüge I S. 109—116). Der der Hauptquelle (Arn. I, c. 1—12) zu Grunde liegende Bericht wurde nach Ztsch. für Gesch. Lübecks von Heinrich selbst unmittelbar nach seiner Rückkehr aus Palästina abgefaßt. — 14) Die Teilnahme Bernhards von Ratzeburg nehme ich nach M. U. 103 an. — 15) Arn. I, 13 am Ende. Ein früheres heil. Blut im Schweriner Dome nach Lisch Jb. 13, 152; dagegen Wigger Jb. 40, 25 A. 1 u. S. 36—37. Anm. Die Worte der überdies verdächtigen päpstlichen Urk. von 1220 (ecclesia Swerinensis — in qua a Christi fidelibus sacramentum sanguinis domini nostri Jesu Christi pie creditur esse reconditum) brauchen nicht auf eine Reliquie bezogen zu werden. Einen Teil des von dem Herzog mitgebrachten heil. Blutes behauptete später das holsteinische Kloster Cismar in Besitz zu haben (hist. de duce Henrico, SS. minores 1, 242 f.; vgl. Hasse II, 645). Bei Prutz, welcher diese Nachricht acceptierte, ist Cismar mit Wismar verwechselt, — ein Versehen, welches auch in W. von Giesebrecht (V, 702) übergegangen ist. — 16) Kirchberg c. 111; Litteratur s. oben Abschn. I, Anm. 36. — 17) Saxo 604—611 (Kn. 307). Die verwickelte Chronologie dieses und des folgenden Feldzuges bespricht Quandt in den baltischen Studien X B, 137, (gegen L. Giesebr.). Die dänischen Annalen setzen den Feldzug gegen Stettin ins J. 1176; die Slaven waren nach Saxo 604, 18 im Einverständnis mit Heinrich (vgl. 613, 10: Henricus — quia Sclavis adversum Danos adesse non poterat). Priscelav M. U. 120. Die von Saxo 604, 20 f. erzählten Seekämpfe ausschließlich auf die westlichen Wenden zu beziehen (L. Giesebr. III, 195 f.) ist kein Anlaß vorhanden. — 18) Saxo 612; die Knytl. Saga, welche p. 317 das gleiche Unternehmen im Sinne zu haben scheint (Plazmynne = Swine), erzählt es vor dem Stettiner Zuge. — Da Priszlavus 613, 1 ohne nähere Bezeichnung nach Herkunft oder Heimat und ohne einen Zusatz wie quidam oder dgl. erwähnt wird, so ist nach der sonstigen Schreibweise Saxos zu vermuten, daß er nicht an eine neu auftretende Person, etwa einen pommerschen Edlen, sondern an den schon häufiger von ihm genannten Obotritenfürsten denkt. Die Namensformen Priscelav und Pribislav werden in den vorliegenden Texten nicht unterschieden. — 19) Arn. II, 4; ann. Palid zu 1177, ann. Pegav. p. 261; Saxo 632—33 (Zusammenkunft an der Eider 613, 10; 611, 31 ist wohl dieselbe Verabredung gemeint); Kn. 317. Was S. W. c. 335 über einen Feldzug gegen Pommern berichtet, gehört nicht hierher. Verhältnis Pommerns zu Polen Barthold II, 238. — 20) Kirchberg c. 114 (Doberaner Geneal. 10—11). Das für Pribislavs Tod angenommene Jahr 1178 ist nicht ganz einwandsfrei. Die gegen die doppelte Eintragung des Todes t a g e s im Lüneburger Nekrologium (M. U. 126) von Schirren erhobenen Bedenken sind aber hinfällig. Beide Male ist derselbe Pribislav gemeint; die zweite Eintragung erfolgte im Anfange des 13. Jahrh. gelegentlich der Schenkung des Dorfes Cesemow für das Seelenheil des Verstorbenen. Ueberführung der Leiche Pribislavs M. U. 269 Anm.; Grabstelle besonders Jb. 22, 206. In Bezug auf die letztere äußert Schlie (III, 625) einige Zweifel.

Dritter Abschnitt.

S. 54—64.

1) Zu Goderac = Godehard s. W. 163 und die Zusammenstellung bei Schlie I,291; Dämonen bei Saxo 574, 40. 547, 13. — 2) Jb. 13, 147. — 3) Vollständige Beschreibung der Schweriner Stifts- und Capitelgüter bei W. 197 f. (Beschreibung des Ratzeburger Stifts- und Capitelgutes bei Masch, Geschichte des Bistums Ratzeburg). — 4) Jb. 42, 59 u. 60; M. U. 2759. — 5) Zu den M. U. 98 und Bd. X, S. 620 angeführten Nachrichten über die Gründung des Klosters Doberan kommt noch eine Notiz im Speculum historiale des Vincenz von Beauvais (Thoms, die mecklenb. Reimchronik des Ernst von Kirchberg, S. 21, in Schirrmachers Beiträgen zur Gesch. Mecklenburgs Bd. II); auch hier ist 1171 als Gründungsjahr angegeben. Begüterung des Klosters Jb. 61, 265. — 6) Gründungsjahr Darguns M. U. 104 und Bd. X, S. 620. Die von Klempin 62 angefochtene Echtheit der Urk. von 1174 (M. U. 114) wird von Wiese (die Cistercienser in Dargun, 1888) verteidigt. Königstraße nach Beltz Jb. 58, 177 u. 203. Die Conjektur, daß der Baron Cotimar mit Saxos Burgherrn Otimar identisch sei (Jb. 26, 181), wird von Wiese und von v. Sommerfeld bestritten. Die Localitäten nach Wiese (vgl. Schlie I 516). — 7) Die Stiftungsurk. für Broda (M. U. 95) ist nach Klempin 54 zwar unecht, aber von einer echten abgeschrieben, mit Hinzufügung einer Reihe von Dörfern, u. a. derjenigen in Raduir; nur die übrig bleibenden 6 Ortschaften und den Bezirk inter fines Chotibanz, Lipiz et Havalam bestätigte 1182 Bogislav. Ueber die Lage derselben s. Winter, Präm. 200 u. 316 (Excurs über Rethra). Eine andere Ansicht über die Grenze der Redarier und Tollenser hatte Beyer Jb. 32, 140; es liegt aber m. E. auf der Hand, daß die Bezeichnung in Raduir nicht auf das vorhergenannte Wustrowe castrum, sondern nur auf die folgenden im Lande Stargard gelegenen Dörfer zu beziehen ist. — 8) Grenze des Bistums Kammin nach Wiesener, balt. Studien X, 117—27, vgl. Grotefend, die Grenzen des Bistums Kammin, Jb. 66, 1; zum Bistum Brandenburg s. auch Wigger, mecklenburg. Annalen S. 121 (unter c.). — 9) Ueber Archidiaconate und Domkapitel im allgemeinen s. Richter-Dove, Kirchenrecht (1874). — 10) Einen Ueberblick über die in der Grafschaft Ratzeburg gestifteten Kirchen gewährt eine Urk. von 1194 (M. U. 154). — 11) Kirchenbau zum Teil nach mündlicher Mitteilung von Schlie; Kirchen in Vietlübbe und Gadebusch nach Schlie II, 490, 466; provisorische Kirchenbauten, Jb. 29, 50.

Vierter Abschnitt.

S. 65—72.

(Arn., Buch II).

In Bezug auf die Verschiedenartigkeit der Machtstellung Heinrichs des Löwen (in den früheren Abschnitten) und Bernhards im Herzogtum Sachsen folge ich besonders den Ausführungen bei Loreck. — 1) Eine etwas andere Auffassung von diesen Vorgängen hat v. Giesebr. V, 880. — 2) M. U. 2654. 7151. — 123. 131. — 3) ann. Palid zu 1177 4) chr. m. Ser. 157 zu 1180), S. W. 230. Chronologie der Wendenzüge nach Cohn (Forschungen z. deutsch. Gesch. I, 331), so auch W. v. Giesebr., Wigger u. a. Hingegen nimmt Klempin 82 nur einen einzigen Zug in die Lausitz an. — 5) Ort und Tag der Schlacht auf dem Halrefelde geben ann. Stad. zu 1180; in Bezug auf das Jahr gebe ich den ann. Patherbrunnenses den Vorzug, welche 1179 haben (Scheffer-Boichorst S. 175). Beide Quellen nennen nur Gunzelin als Heerführer. Dem gegenüber hat es nicht viel zu bedeuten, wenn Arn. II, 13 dem Holsteiner das Hauptverdienst an dem Siege beimißt — 6) chr. montis Ser. zu 1179; S. W. 231 — 7) Kirchberg c. 115, welcher hier einer unbekannten Quelle folgt; Doberaner Geneal. 12; M. U. 240.

— 8) Ann. Pegav 1180. — 9) Ueber das Todesjahr Kasimirs Cohn, a. a. O 329; Bogislavs Huldigung (Arn. II, 13) ist vielleicht erst auf die Zusammenkunft in Lübeck zu beziehen. Saxo 639. — 10) Vergl. Abschn. I, A. 2. Den von Wigger angeführten Gründen sei noch hinzugefügt, daß 1195 (M. U. 158) die Entscheidung eines wichtigen Streites in Gegenwart Gunzelins zu Boizenburg stattfand; auch wurde 1224 von den dänischen Eroberungen nur Schwerin und Boizenburg, nicht Wittenburg dem Grafen zurückgegeben, wahrscheinlich weil es nicht zu den älteren rechtmäßigen Besitzungen des Grafenhauses gehörte. — 11) Saxo 650, 20 fällt ein ungünstiges Urteil über Adolf. — 12) Saß, Jb. 43, 94. — 13) Vergl. Saxo 650, 16. — 14) Die Anwesenheit des Fürsten Nicolaus vor Lübeck ist vielleicht aus ann. Pegav. zu entnehmen, welche, obwohl sie den Tod Kasimirs berichtet haben, doch von mehreren Slavenfürsten reden, die zum Kaiser gestoßen seien (Giesebr. VI, 517). Jaromar, welcher nur als Gefolgsmann Waldemars erschien, kann dafür kaum in Betracht kommen. Daß die Pommern sich mit Schiffen bei Lübeck einfanden, ist aus Saxo 652, 16 zu schließen. Hülfe der Slaven Arn. III, 20 — 15) Saxo 652. — 16) M. U. 133 (Adolf und Bernhard am 16. Novb. in Erfurt) ist nach W. von Giesebr. VI, 578 nicht ins Jahr 1180 (M. U. Bd. X, S. 620), sondern 1181 zu setzen. Eine Kaiserurkunde für Erfurt (15. Novb. 1180), in welcher Bernhard und Gunzelin als Zeugen stehen, gilt als plumpe Fälschung (M. U. a. a. O.). Berno in Erfurt M. U. 134.

S. 73—78.

17) Arn. III, 1. 4. 7. Auf dem Hoftage in Merseburg (Anf. Dezb. 1182) war Gunzelin wahrscheinlich persönlich anwesend. Denn am 30. Novb. 1182 war er beim Kaiser in Erfurt und bezeugte einen Vergleich zwischen dem Landgrafen von Thüringen und dem Abte von Hersfeld. Die Urkunde, auf welche Stumpf, Reichskanzler 4330 verweist (v. Giesebr. VI. 598) ist gedruckt bei Wenck, hess. Landesgesch. II B, 115 (Original in Kassel). — Die Zugehörigkeit Dassows zu Holstein geht aus M. U. 143 in Verbindung mit 201 klar hervor; auch an die Lübecker Capitelgüter im Lande Dassow ist hier zu erinnern. Um die Mitte des 13. Jhdts befand sich die Burg D. abermals in holsteinischem Besitz. — 18) Arn. II, 7; III, 6 (cf. III, 14). — 19) Nach Ficker (vom Reichsfürstenst. 275) ging das Investiturrecht Heinrichs des Löwen auf den neuen Sachsenherzog nicht über (anders Loreck). In der Urk. des Kaisers Otto IV von 1211 werden die Bischöfe des Wendenlandes nicht als Reichsfürsten angesehen. Daß von Kaiser Friedrich II die Bischöfe von Lübeck und Ratzeburg 1222, (M. U 281), also in der Zeit der dänischen Herrschaft, als principes nostri bezeichnet werden, ist wohl nur durch ein Versehen der Reichskanzlei geschehen, kommt jedoch für die Beurteilung des ganzen Verhältnisses mit in Betracht. — 19) Todesjahr und =Tag Gunzelins W. 271, A. 3 und Jb. 34, 61 u. 198. — 20) Helm. I, 87. II, 2 u. 5; Saxo besonders 598—99. — 21) Visio Godescalci (Quellensammlg. f. schl.=holst.=lauenb. Gesch. 1, S. 100). Begräbnis Gunzelins M U. 241 und Schlie II, 546 — 22); Streit mit Lübeck M. U. 143 (vollständiger Abdruck u. a. bei Hoffmann, Gesch. der freien und Hansastadt Lübeck, S. 195) und Arn. III, 20; Lübecks Hoheitsrechte über die Trave, die Pötnitzer Wiek und den Dassower See, Erkenntnis des Reichsgerichtes vom 21. Juni 1890 (Ztschr. des Vereins für Lübecker Gesch. 6 II, 243—326). Die Detmar=Chronik (Koppmann S. 19) berichtet die Überweisung eines zur Nutzung überlassenen Gebietes bis zur Stepenitz und Radegast und im Klützer Walde schon zu Ereignissen des Jahres 1163.

S. 78—84.

(Arn. Buch III.; Saxo 660, 25 bis zum Schluß; Kn. 319. 320.)

23) Die Seeschlacht fand in demselben Jahre statt, wie die im Sommer unternommene Expedition gegen Wolgast, für welche die dänischen Annalen 1184 haben; doch setzen einige (p. 178 u. 213) die Schlacht ein Jahr später. Nach Dahlmann (Gesch. von Dänemark I, 330), Barthold, Fock u. a. war es diese Zeit, um welche sich das Fürstentum Rügen über das Festland ausdehnte (so auch W. 269—70). — 24) Der Zug nach Circipanien bei Arn. III, 4 ist derselbe, von welchem Saxo 671, 15 und Kn. 319 berichten. Bei Arn. ist zwar nur von Jaromar die Rede, nicht von Knut; doch ist darauf kein Gewicht zu legen, weil nach den dänischen Quellen hauptsächlich Streitkräfte aus Rügen an dem Unternehmen beteiligt waren. Die Eroberung zweier Kastelle — gemeint sind wahrscheinlich die an der Swinemündung — und die Seeschlacht im Bodden erzählt Arn. III, 7 außer dem Zusammenhange;

c. 4 ist der Krieg, in den beides gehört, schon einmal erwähnt, hier aber des Herzogs Bernhard von Sachsen und der mecklenburgischen Angelegenheit wegen. Die Schlacht muß der Gefangennahme Burwys, dessen Hülfe von Bogislav erwartet wurde, vorangegangen sein. Zu Lübchin (nach Lisch (Jb 23, 300) = Bärmin) s. M. U. 479, Beltz, Jb. 58, 212; Wiggers, Gesch. der Stadt Gnoien S. 42 (Liper Kamp; M. U. 5382 Ericus de Lype). — 25 Klempin 125 (Titel des Königs). Bogislavs Unterwerfung berichtet von dänischer Seite auch Sven Aggeson M. G. XXIX, p. 36. Von der Einsetzung und Belehnung der Obotritenherrscher verlautet aber in keiner dänischen Quelle etwas. (Kn. 321 hat jedoch wenigstens Kenntnis von den beiden mecklenburgischen Fürsten). Beide Ereignisse sind, ihrem ursächlichen Zusammenhange entsprechend, in nahe zeitliche Beziehung zu einander zu setzen. Nicolaus, zu dessen Gunsten das Einschreiten des Königs erfolgte, wird von letzterem sogleich freigelassen worden sein. Die lange Dauer der Gefangenschaft beider Fürsten (Arn.) ist auf die Haft bei Bogislav und Jaromar zu beziehen. — 26) M. U. 137, 139; Jb. 23, 14 u. 50, 40 f. — 27) Landesteilung nach Jb. 61, 346. — 28) Die älteren Doberaner Urkunden sind Jb. 61, 347 zum Teil besprochen worden. Die Doberaner Genealogie, welcher wieder Kirchberg c. 116 folgt (mit Hinzufügung der Jahreszahl 1186), nennt Burwy allein als Wiederhersteller des Klosters; dabei ist aber zu berücksichtigen, daß ihr Nikolaus überhaupt nicht bekannt ist, wie auch M. U. 152 (Fälschung) auf die Landesteilung keine Rücksicht nimmt. Ging die Erneuerung des Klosters wirklich von Burwy allein aus, so bleibt wohl nur die Annahme übrig, daß er sie vornahm, als sein Vetter noch außer Landes weilte. — Eine ältere Urkunde Burwys, welche die Schenkung einiger Dörfer im Lande Ilow enthalten haben wird, muß 1219 (M. U. 258) vorhanden gewesen sein. Das Regest einer Urkunde Burwys von 1179 (Verleihung des halben Landes Marlow), welche uns plötzlich mitten in die Germanisierungsbestrebungen versetzt, halte ich mit Rücksicht auf M. U. 192 für unrichtig datiert, vgl. Lisch, Jb. 14, 89. — 29) Arn. III, 21. — 30) Die Vorgänge in Pommern nach v. Sommerfeld S. 95., im Kloster Dargun nach Wiese (M. U. 168).

S. 84—90.

(Arn. V, 2. 3. 7—10. 12. 16. 17. 20).

31) Die Stellung Heinrichs von Dannenberg in dieser Zeit ist zu verfolgen bei Riedel, Cod. dipl. A XVII., S 1; V, 22. 26. 27; B. IV, 313 wird er als Graf in der Altmark genannt (1196); vgl. Saß S. 97. — 32) Jahr und Tag der Eroberung Bardewieks ann. Stad. 1189; Einzelheiten über die dort verübten Kirchengreuel werden mitgeteilt in Hermann Korners chronica novella (Schwalm S. 598). Die Urkunde Cölestins III steht bei Sudendorf, Braunschw. Lüneb. Urk. VII, 187 Note (Nachträge zum meckl. Urkdb. im Schweriner Archiv). — 33). Töche S. 160 A. 1 u. 211 (Zeit der Rückkehr Adolfs). — 34). M. U. 7153 Anm. (Domherr Bernhard von Ratzeburg), Schlie III, 64 (Wittenburger Stein). — 35) Chronologie dieser Ereignisse nach Töche 546—49. — 36) Die Zeit der Flucht Waldemars, deren genauere Feststellung für manche Vorgänge der mecklenburgischen Geschichte wünschenswert wäre, setzt Töche 236 A. 3 erst Ende 1192. Wenn aber das Datum in der Urkunde Cölestins vom 23. Decb. 1192 (Hasse 173) richtig ist, muß die Flucht früher stattgefunden haben. Die dänischen Quellen schwanken. Olrik spricht sich für den 8. Juli als den Tag der Gefangennahme des Bischofes aus (s. Jahresber. für Geschichtswissensch. XVI, S. 209). — 37) Da Isfried von Ratzeburg ein politischer Gegner des Dannenbergers war, ist der Abschluß des Vertrages (M. U. 150), welcher überhaupt friedliche Verhältnisse voraussetzt, in die Jahre nach Beendigung des Krieges zu setzen, auf welche auch die Zeugenreihe hinweist; andrerseits wird Heinrich der Löwe noch nicht als verstorben bezeichnet. — Herkunft Adelheids, der Gemahlin Bernhards II, nach M. U. 7154 (abweichend von der Angabe Jb. 20, 229). Letzterer lebte nach v. Kobbe I, S. 233 noch 1198, wofür aber kein hinreichender Grund angeführt wird. Da sein Sohn Bernhard III. ihn um mehrere Jahre überlebte (Arn.) und 1201 Adelheids zweiter Gemahl, Adolf von Dassel, schon Graf von Ratzeburg war, so wird Bernhard II. nicht lange nach 1195 gestorben sein. Der Zeuge in der im Oktober dieses Jahres ausgestellten Urkunde (M. U. 159) wird am richtigsten auf Bernhard II. bezogen, da seine Anwesenheit beim Kaiser in Gelnhausen besser zu seiner politischen Thätigkeit als der des Vaters paßt; Bernhard III. war, als er die Regierung antrat, noch unmündig (vgl. M. U. 160 Anm.).

S. 90—94.

39) Eine genaue Bestimmung des Todesjahres Bernos ist nicht möglich, da der Amtsantritt des Nachfolgers in verschiedenen Urkunden verschieden datiert wird (M. U. 237 und die dortigen Verweisungen) W. 278 erklärt sich für den 27. Jan. 1190 od. 1191, was einen Zeitraum von über 4 oder 5 Jahren bis zur definitiven Besetzung des bischöflichen Stuhles ergeben würde. Wenn aber eine nur gelegentliche Notiz Hederichs, die grade deswegen um so beachtenswerter erscheint, auf urkundlicher Quelle beruht, so dauerte der Streit um das Bistum, welcher am 18. Juni 1195 beendet war, „bis ins dritte Jahr." Kirchbergs Nachricht, daß Berno am 27. Januar 1193 starb, würde dem nicht widersprechen. Als den Todestag hat das Necrologium des Klosters Amelungsborn, dem vor Kirchberg der Vorzug zu geben ist, 19. kal. Febr. (14. Jan.). Es ist abgedruckt in der Zeitschr. des histor. Vereins für Niedersachsen (1877), wo Berno gelesen wird (S. 7), nicht wie Jb. 3, 36 Bruno, dessen Name M. U. 478 auf Brunward bezogen wird. — 40) Brunward Dekan der Schweriner Kirche auch nach Arn. V, 24. Gegen die von Lisch und Usinger angenommene wendische Herkunft Brunwards werden schon von Grimm (die mecklenburg. Kirche unter Bischof Brunward S. 2 A. 3, Schirrmacher 1) Zweifel erhoben. Brunwards Verhältnis zu Amelungsborn M. U. 257. — 41) Arn. V, 21. 11. Die Chronologie ist hier wieder schwankend; Töche 236 A. 3 setzt die Bewerbung Waldemars um den Bremer Stuhl in den Sommer 1192. — 42) Arn. V, 22; Bremer Urkundenb. I, 78 (vollständiger Text zu M. U. 155). — 43) Mündliche Mitteilung des Archivrats Grotefend. — 44) Wie Wiesener 332 gegen M. U. 532 Anm. nachweist, sind die frühesten Spuren vom Vordringen des Kamminer Bischofs nicht erst in der Urkunde Sigwins für Dargun (1216) zu sehen. Güstrow, welches 1224 allerdings noch zum Schweriner Sprengel gerechnet wurde, ist aus dieser Discussion auszuscheiden (s. oben Abschn. I Anm. 28). Daß ein undatierter, auf Circipanien bezüglicher Auslieferungsbefehl nicht von Cölestin IV., sondern schon von Cölestin III. ausgegangen und für König Knut bestimmt gewesen sei, schließt Wiese (S. 26 A 2) und nach ihm Wiesener aus einer alten Randnotiz Klandrians (M. U. 532), bei welcher indessen ein Irrtum vorliegen kann. Uebrigens muß die Kamminer Sache schon viel früher beim päpstlichen Stuhle anhängig gemacht worden sein als wir bestimmte Nachrichten darüber besitzen. Das zeigen Brunwards Worte (1236): cum nos possessionem terminorum episcopatus nostri versus Dymyn nobis debitam — et a judicibus sedis apostolice sepius nobis adjudicatam propter potentiam laicorum — hactenus (d. i. seit seinem Amtsantritte) intrare non possemus. (M. U. 446). — Auch ein Vordringen Kammins gegen Havelberg ist schon 1182 zu bemerken, da in diesem Jahre Bogislav (1181 vom Kaiser mit Pommern belehnt) in Gegenwart des Kamminer Bischofs und seiner pommerschen Geistlichkeit die Schenkung Kasimirs für die Gründung des Klosters Broda bestätigte. — 45) Mit der genealogischen Aufstellung Jb. 14, 88 und M. U. (Personenverzeichn.) stimme ich nur teilweise überein. Für Thetlev I. halte ich den Sohn Heinrichs von Bützow (M. U. 192). M. U. 380 und 362 in Verbindung mit 440 legen die Vermutung nahe, daß dieser Thetlev ein älterer Bruder, Thetlev II. (Thetl. juvenis) ein Brudersohn des jüngeren Brunward war. — 46) ann. Stederburgenses (M. G. XVI, p. 213).

Fünfter Abschnitt.

S. 95—101.

(Arn. VI, 9. 11—17)

1) Kreuzzug Arn. V, 25. Unter tota Slavia, welches der Markgraf verwüstete, versteht Klempin 135 (gegen Usinger 87) Mecklenburg. Dies wird bestritten von Zickermann (in der oben I, 38 erwähnten Schrift), welcher auch bezweifelt, daß Pommern damals unter die Lehnsherrschaft Brandenburgs gekommen sei. Gegen

Zickermann, welcher den Einfluß der weltlichen Herrscher auf die Diöcesanverhältnisse allzusehr unterschätzt, wendet sich in Klempins Sinne Rachfahl (der Ursprung des brandenburgisch-pommerschen Lehnsverhältnisses, Forschungen zur Brandenb. u. Preuß. Gesch. Bd. V, 403, f.). Daß Arnold unter terra Polaborum die Grafschaft Ratzeburg versteht, zeigt eine Stelle in V, 7. — 2) Die ann. Colbatzenses geben für die Uebersiedelung der Mönche nach Eldena das Jahr 1188 (M. U. 2655); Jongelimos, Not. abbat. ordinis Cist. VIII, S. 35 hat für die Stiftung Eldenas 1199. Im übrigen s. die Ausführungen bei Klempin 136 und Wiese 121. — 3) Unter den Herren von Lauenburg und Boizenburg wird M. U. 221 comes Adolfus genannt, was nur auf die Zeit um 1200 bezogen werden kann. Ihn für Adolf von Dassel zu halten, sind wir nicht berechtigt; nach der ganzen Darstellung Arnolds über die Vorgänge in Lauenburg ist vielmehr an den Grafen von Holstein zu denken. — 4) Reihenfolge der Ereignisse nach Usinger, größere Noten II (S. 406), dem auch Winkelmann (Phil. v. Schw.) folgt. Die Schlacht bei „Watschowe" (Arn. Warsicowe, Urk. von 1230 Warsecowe) bringt Kirchberg c. 118 in ganz falsche Verbindung mit dem Feldzug gegen die circipanischen Wenden (Thoms S. 27). Als Tag des Begräbnisses hat er 1200, 7 kal. Junii. Außer Burwy und Jaromar soll auch Wartislav von Pommern bei demselben zugegen gewesen sein. Ein Fürst dieses Namens existierte aber damals in Pommern nicht, welches überdies seit seinem Abfall von Dänemark an einem auf dessen Geheiß unternommenen Kriege sich nicht beteiligt haben kann; mit der Anwesenheit Jaromars mag es seine Richtigkeit haben. Kirchbergs Jahreszahl (1200) wird durch den Doberaner Necrolog, nach welchem Nicolaus 1200 octavo calendas Junii. in Warcho getötet wurde, nicht glaubwürdiger, da auch ersterer aus Doberaner Quellen schöpfte. — 5) ann. Waldemariani 178. — 6) Aehnlich wie bei Arnold VI, 17 lautet der Titel des Königs M. U. 173; über die Datierung dieser Urk. (7 Decb. 1204, nicht 1202) s. Hasse 141, 142. Geiselstellung Heinrichs v. Dannenberg nach Saß 97.

S. 102—109.

7) M. U. 178 wird ins Jahr 1205 oder 1206 gesetzt (M. U. Bd. X S. 620); abgesehen von dieser unsicher datierten Urkunde macht M. U. 184 wenigstens wahrscheinlich, daß die Grafen schon vor der Ermordung Philipps mit dem Markgrafen befreundet waren. Bei letzterem waren Heinrich und Volrad von Dannenberg am 4. Febr. 1207. (Riedel, Cod. dipl. Brandenb. II 1, S. 2) — 8) Arn VII, 11, vgl. Saß 132; Zeit der Wahl Waldemars nach Winkelmann, Ph. v. Schw. 447 A. 1; die Zerstörung Boizenburgs wird von den zuverlässigeren dänischen Quellen (ann. Waldemariani und ann. Ryenses) zum J. 1208 berichtet. — 9) Arn. VII, 16. — 10) In Bezug auf das Verhältnis zwischen Otto IV. und König Waldemar in dieser Zeit ziehe ich die Auffassung Winkelmanns (Otto 151—52) derjenigen Usingers (152—53) vor. — 11) M U. 182 (Gunzelin und Heinrich in Ratzeburg, zusammen mit Burwy). Die Entstehungszeit dieser Urkunde begrenzt sich durch die dänische Besitzergreifung des Landes Wittenburg (Sommer 1208) und durch die Abreise Philipps von Ratzeburg nach Italien, wo er sich am 2. Mai 1210 befand (M. U. 195); am 16. Mai war er in Brixen, (Böhmer, Regesta Imperii, neu herausgegeben von Ficker, Nr. 402), am 29. Juni 1210 auf dem Lauterberge bei Halle (chr. montis Ser. 176); in der kurzen Zeit zwischen seiner Ankunft in der Heimat und seinem Aufbruche nach Livland (Frühling 1211) kann wegen der Unterschrift Heinrichs v. Schwerin, welcher von Mitte Mai 1210 bis ins J. 1212 in Italien nachweisbar ist, die Urkunde nicht ausgestellt sein. — 12) M. U. XII, 10080 u 10085 Wöttmunde, Wöttman (= Gothein). — 13) Für Heinrichs Aufenthalt in Italien sind zu M. U. aus Fickers Regesten nachzutragen:

Zum J. 1210 Nr. 423 (Parma, Juni 26)
„ 435 (apud St. Salvatorem, Aug. 27).
Zum J. 1211 Nr. 448 (?), 450, 451 (apud montem Flasconem. Novb. 9. 21. 22.

Für M U. 208 (Ficker Nr. 449) lag die Zeugenreihe, in der sich Heinrich v. Schwerin befindet, unvollständig vor. — Eine mit der Capuaner Urk. Ottos für das Bistum Schwerin gleichlautende vom 21. Mai 1209 verzeichnet Clandrian (M. U. 189). Der Ausstellungsort (Goslar) paßt zum Itinerar des Kaisers, in dessen Gefolge demnach Heinrich mit seinem Bruder Gunzelin sich befunden

haben wird. Winkelmann (Otto 155) vermutet, Brunward sei am 24. Mai auf der von vielen Geistlichen besuchten Versammlung in Würzburg gewesen und habe hier die Goslarer Urkunde in Empfang genommen. Thatsächlich war der Bischof am 10. Mai in Trier (Nachträge zum Urkundenbuch im Schweriner Archiv), könnte also von hier zur Würzburger Versammlung gereist sein. Seinem Inhalte nach war aber das Dokument, welches auf die Person Brunwards gar keine Rücksicht nimmt und mehr die Interessen der Domherren und der Schweriner Bürger im Auge hat, nicht für den Bischof, sondern für Heinrich von Schwerin bestimmt. Wenn hier nicht doch eine Fälschung vorliegt, wird es sich um ein noch nicht für die Oeffentlichkeit bestimmtes Concept handeln, da die völlige Ignorierung der dänischen Herrschaft in Nordelbingien durch Otto IV. den politischen Verhältnissen des J. 1209 wenig angemessen gewesen wäre. — 14) Hasse 270. — 15) Ann. Waldem. 179. Für Lichtenhagen bei Warnemünde Index der M. U.; auf der jetzigen Feldmark ist aber kein Burgwall vorhanden. Nienburg könnte auf Neuburg bei Ilow (zuerst 1219 erwähnt) gedeutet werden, ist jedoch ein sehr häufig vorkommender Burgname. Auch ist von einer feindseligen Haltung der dem König sonst so ergebenen Obotritenfürsten anderweitig nichts bekannt. — Im übrigen kommen für diesen Krieg noch in Betracht ann. Ryenses 405, Detmar-Chronik S. 54, Hermann Korners chronica novella (Schwalm S. 145). — 16) Am 12. Mai 1211 ein Gunceilnus unter den Zeugen bei Albrecht v. Orlamünde. — 17) Ueber den Zusammenhang des Vertrages von Weißensee mit dem dänisch-brandenburgischen Kriege s. Rachfahl u. a. O. dagegen Zickermann S. 27). — 18) Ann Waldem. 180 (Wotmund. Mucov), ann. Ryenses 406 (Lesarten Muten. Mucov); in Eutin (= Muten nach Wegeners Index zu Langebeck) können die Markgrafen keine Burg gehabt haben; die Lesart Mucov, wie sie in dem authentischen Berichte der ann. Waldem. überliefert ist, wird die ursprüngliche sein, und die Identität mit Muchow (Dom-Amt Neustadt) liegt sehr nahe; Burgwall daselbst Jb 20, 304. Ann. Stad. 356 erwähnen Primberge neben Wotmunde und meinen offenbar eine Festung in der Elbgegend, nicht, wie Us. 166 angenommen wird, in Pommern; hätte der Verfasser von dem Kriege in Pommern erzählen wollen oder etwas davon gewußt, so würde ihm die Eroberung des viel bekannteren Stettin nicht entgangen sein. Primerberg Jb. 8, 235; zu beachten ist noch ann. Waldem. 178: comes Albertus castrum Pruner aedificavit (1211). — 19) M. U. 221 fällt etwa ins J. 1216 und wird nach Eroberung Wotmundes (1214) ausgestellt sein (Wotmunde nicht im Besitze der Schweriner Grafen M U. 305). Wittenburg blieb unter Albrecht v. Orlamünde, wie nach M. U. 249 u. 332 Anm (= Hasse 387), die ihn 1219 und 1222 als Herrn des Landes zeigen, keinem Zweifel unterliegt. Schon dieser Umstand spricht gegen die Richtigkeit des Datums der unsicher überlieferten Urkunde (M. U. 242), in welcher Heinrich von Schwerin am 6. Mai 1218 über Hufen in Bellahn (terre nostre Wittenburgensis) verfügte. Den von Usinger 418 vorgebrachten Verdachtsmomenten kann noch hinzugefügt werden, daß der Graf hier von einem heil. Blute spricht, welches er im Benediktinerkloster Stade niedergelegt habe; es weist dies auf die Zeit nach seiner Kreuzfahrt hin. Erst 1225 gelangte der Graf wieder in den Besitz von Wittenburg. Zum Lande W. gehörte damals auch der Raum zwischen der jetzigen Grenze und dem Schaalsee, mit Lassahn (M. U. 375 S. 366; 460. — 20) Böhmer-Ficker, Reg. S 194. Die hier vertretene Ansicht, daß M. U. 218 dem wesentlichen Inhalte nach bereits früher (etwa im August) entstanden sei, stützt sich auf gute Gründe.

S. 109—125.

21) Arn VII, 9 (Todesjahr Isfrieds ann. Stad 1204, vgl. M. U. 175). — 22) ann. Waldem. 180 sprechen nur von 14 Bischöfen. Ueber die Bischöfe, welche außer den 8 dänischen in Schleswig anwesend gewesen sein müssen, u. a Brunward, s. Papst, Heinrichs v. Lettland livländ. Chronik S. 237 A. 5 und Dehio 180 Brunwards Reise nach Schleswig wird freilich dadurch recht zweifelhaft, daß sein Name unter der Urkunde Burwys für Rostock steht, welche vom 24. Juni 1218 datiert ist; vielleicht war er aber nur bei der Verhandlung zugegen. — 23) Arn. VII, 10 u. 11. — 24) Hasse 262; Reg. dipl hist. Danica 130 (2. Juli 1209). — 25) Dehio II, 151 f. — 26) Klempin 135, 168. — 27) Adelheid wahrscheinlich eine Tochter des Markgrafen Otto I. von Brandenburg nach Jb. 50, 142. Landesteilung Jb. 14, 52 u. 61, 338. — 28) Teske, die Wappen des großherzogl. Hauses S. 1 f.; Crull Jb. 59, 315. Mecklenburgische Münzen sind aus den ersten 3 Jahrzehnten

des 13. Jahrhunderts noch nicht mit Sicherheit nachgewiesen; die ältesten der erhaltenen Münzen sind Stierkopfbrakteaten, die wahrscheinlich erst nach 1229 geschlagen sind, nach Oertzen, die meckl. Münzen des Großh. Münzkabinets I, (1900.) — 29) Land Wustrow M. U. 457. 987 (Boll, Gesch. des Landes Stargard I, 51—53, v. Sommerfeld 154). Die Länder Beseritz und Wustrow brauchen deswegen, weil über sie im Vertrage zu Kremmen 1236 zugleich mit dem Lande Stargard verfügt wurde, nicht als Pertinenzen desselben angesehen zu werden, wie Jb. 32, 139 geschieht. Klempin S. 207 folgert aus der unter unrichtigem Datum überlieferten Urk. M. U. 371, (vgl. Jb. 15, 8—9) der mecklenburgischen Fürsten für ein Dorf bei Malchin, daß sie schon 1228—29 Circipanien erobert hätten; dagegen spricht aber M. U. 373, welche dieselbe Gegend (Tukow und Pinnow) in pommerschem Besitze zeigt. — 30) Wigger, Meckl. Annalen 113 b. — 31) Ein weites Feld bieten der Forschung noch die Fragen nach der Herkunft der neuen Bewohner, der Art ihrer Ansiedelung, ihren Rechts- und Standesverhältnissen und den Ueberresten des Wendentums. Ueber die Germanisierung Mecklenburgs im allgemeinen s. Boll, Mecklenburgs deutsche Colonisation (Jb. 13, 57. f.) und besonders Ernst, die Colonisation Mecklenburgs (Schirrmacher I). — 32) Kloster in Parkow nach Kirchberg c. 121 (Lisch, Jb. 33, 4) Lage von Cuscin und Gründung von Neukloster Jb. 61, 297; Verhältnis Neuklosters zum Cistercienserorden M. U. 728. 1120, Winter Cist. II, 105. — 33) Jb. 61, 340 und Jb. 27, 185; M. U. 425 (Bd. IV, S. 240) 386. 551. — 34) Tempzin Jb. 33, 18 (vgl. 15, 150) Die Erzählung, wie die Antoniter nach Mecklenburg kamen, gründet sich auf eine Urk. von 1479 (Jb. 15, 214). — 35) Strählke, Doberan und Neu-Doberan Jb. 34, 20. — 35a) Wigger, Jb. 47, 28; M. U., Anm. zu 315. — 36) Vergl. hierzu Höhlbaum, die Gründung der deutschen Colonie an der Düna (Hans. Geschichtsbl. 1872 S. 21f.) und Schäfer, die Hansestädte und König Waldemar S. 35 — 37) Die Anfänge Rostocks werden behandelt von Lisch und Mann, Beitr. zur älteren Gesch. Rostocks (Jb. 21, 1 f.) und von Krause, Rostock im Mittelalter (Hans. Geschichtsbl. 1884, S. 39), außerdem in einem Vortrage von Hofmeister „Ueber die räumliche Entwickelung Rostocks" (Referat im Rost. Anz. 1891, Nr. 36), dessen Manuscript mir freundlichst vom Verfasser zur Verfügung gestellt wurde und meiner Darstellung vorzugsweise zu Grunde liegt. — 38) Für die Anfänge Wismars stütze ich mich hauptsächlich auf zwei Schriften von Krull: Ueber die Bistums- und Kirchspielsgrenzen bei und um Wismar (Jb. 41, 113f.); Ratslinie der Stadt Wismar (Hans. Geschichtsquellen, Bd. II, S. XII). — 39) Schildt, Gesch. der Stadt Wismar S. 2 (Schirrmacher I); hist. Kntl. c. 108 erwähnt Vizmar hovn schon zu einem Ereignis des Jahres 1147. — 40) Hübbe, topograph. Entwickelung der Stadt Parchim (1899); über die Burg auch Bösch, Parchim in seiner ersten Entwickelung (Ber. über die städt Elementarschulen der Vorderst. Parchim 6, S. 4). — 41 Ueber das parchimsche Recht s. Böhlau, Landrecht I, 35 u. 69. Für eine Vermischung von Slaven und Deutschen spricht sich Usinger 275 aus (ähnlich Hübbe, S. 16); daß aber eine andere Auslegung der betreffenden Urkundenstelle möglich ist, zeigt Boll, Jb. 13, 83. — 42) Zur Stadt Güstrow vgl. Lisch, Jb. 10, 185; 24, 44 (12, 4). Eine andere Auffassung hat Schlie IV. 189. — 43) M. U. 192, zu vergleichen mit 127; Ernst S. 102 f. (Colonisierung durch Edelleute). — 44) Schlie III, 557; IV. 99.

S. 125—131.

45) Grimm, die mecklenburgische Kirche unter Brunward, S. 6 (Schirrmacher I) — 46) Lisch Jb. 14, 17, dessen Ausführungen ich mich anschließe, die Richtigkeit der Annahme vorausgesetzt, daß die Bezeichnung milites Christi Prucie wirklich nur für den Dobriner, nicht auch für den deutschen Orden (fratres domus theutonicae M. U. 375. 614) vorkommt. — 47) Dehio II, 169 nach dem Hamburger Urkundenbuch; was in dieser Urkunde der Papst sagt, berichtet Henr. chron. 244 schon zum J. 1199. — 48) Philipp von Ratzeburg in Livland Henr. chron. 269—291. — 49) Albrecht von Orlamünde in Livland Henr. chron. 297—300, Burwy in Livland ebd. 299—304. Mit Lisch (Jb. 14, 50) nehme ich an, daß der alte Burwy, nicht Heinrich von Rostock, die Livlandsfahrt unternahm. — 50) Bei Usinger (195—196), nach welchem zwischen Waldemars politischen Plänen und den livländischen Reisen Albrechts und Burwys keinerlei Verbindung bestand, scheint mir der ganze Zusammenhang der Ereignisse zu wenig berücksichtigt zu sein. In den mir zugänglich gewesenen Werken über Geschichte der Ostseeprovinzen (Seraphim, Gesch. Liv- Est- und Curlands Bd. I; Hildebrand, die Chronik Heinrichs von

Lettland) wird Burwys Pilgerfahrt nur kurz erwähnt. — 51) Lisch Jb. 14, 57 (Tatow), 70 (Kloster Dünamünde), 63 (Verpflichtung des Rostocker Fürsten). Die Schenkung des Gutes Vorwerk (allodium militum Christi im Ratzeburger Zehntenreg.) wird von Lisch (S. 15) auf Albrecht von Orlamünde zurückgeführt; Burwy war aber schon 1219 Herr des Landes Dassow.

S. 132—137.

52) Später fand eine Teilung des Lehnrechtes an Lenzen zwischen den Grafen von Schwerin und Dannenberg statt (Saß 143). Vielleicht hängt mit dem Lenzener Lehn der Besitz zusammen, welchen Gunzelin II im Lande Brenz erwarb; 1247 verzichtete Pribislav von Parchim dort auf seine Rechte (M. U. 588, vgl. oben Abschn. I A. 29); später waren auch die Dannenberger an diesem unter brandenburgischer Lehnsherrschaft stehenden Besitze beteiligt. — 53) Lisch Jb. I, 1 über die Güter des Johanniterordens; Zollfreiheit der Schweriner Bürger in Lübeck M. U. 273, der Lübecker in der Grafschaft Schwerin M. U. 345; Schweriner Nikolaikirche (1217 vorhanden) Jb. 42, 82 (anders Schlie II, 524); Schweriner Franciskanerkloster ebd. 105; Turm der Schweriner Domkirche nach Schlie II 545. — 54) Die von Gunzelin allein herrührenden Verfügungen beziehen sich auf Güter in den westlichen Kirchspielen Eixen, Warsow, Gr. Brütz. Das Wappen der Schweriner Grafen bespricht Teske S. 37 f. Verwandtschaftsverhältnisse nach Wigger Jb. 34, 64 (Margaretha-Audacia) und Klempin 215. 218. — 55) M. U. 1696; Usinger, größere Noten XIII. über die Rechte des Grafen Nicolaus von Halland. Dasselbe Erbrecht muß auch wohl für die Grafschaft Ratzeburg angenommen werden. — 56) Ausführliche Darstellung der Kreuzfahrt des Grafen Heinrich in Jb. 40, 27 f. von Wigger, wo auch die Quellen angegeben sind. — 57) Die Echtheit der päpstlichen Urkunde (M. U. 267) wird bezweifelt. — 58) Wegen der an das heil. Blut sich knüpfenden Controversen s. Abschn. II Anm. 15. Zu M. U. 242 (ausgestellt nicht vor 1225) s. oben Anm. 19); Jb. 13, 320 wird das h. Blut in Stade irrtümlich auf den Schweriner Dom bezogen. Wer der Ritter von Schwerin war, welcher 1217 mit anderen Kreuzfahrern auszog (Krause, Forschungen z. deutschen Gesch. XV, 153) und ob damit das h. Blut in Stade zusammenhängt, bedarf noch näherer Untersuchung. — 59) Kirchberg c. 112 (vgl. Kompart, Gesch. des Klosters Doberan S. 112, Schirrmacher I). Text S. 136 ist dahin zu berichtigen, daß nicht das Doberaner h. Blut, sondern nur die Kapelle (Thorkapelle, Schlie III, 559), wo es nachher verehrt wurde, 1248 (M. U. 603) Erwähnung findet. — 60) Daß Heinrich Söhne hatte, erfahren wir zuerst 1223; 1227 erteilten schon zwei Söhne in einer Urkunde ihre Zustimmung (M. U. 290. 340).

Sechster Abschnitt.

S. 138—140.

1) Ann. Stad. 1223. Daß Heinrich sich zu Ungebührlichkeiten hatte hinreißen lassen und erst dadurch der Gnade des Königs verlustig ging, braucht nicht mit Usinger und Winkelmann aus dieser Stelle herausgelesen zu werden. Ueber das eigentliche Motiv der Handlungsweise des Grafen schweigen die vorhandenen älteren Quellen. Bei Hermann Korner (Schwalm 151) wird aber die Besetzung des Schweriner Schlosses, ähnlich in Petri Olai excerpta (Langebeck II 258) die Wegnahme mehrerer Burgen durch Albrecht von Orlamünde als Grund angeführt; (ann. Dunstaplenses, M. G. XXVII, 506 deuten in verworrenem Zusammenhange Aehnliches an); auch die unglaubwürdige Nachricht des Thomas Gheysmar (Langeb. II, 386) bezieht sich auf Vorfälle, welche sich während Heinrichs Abwesenheit im heil. Lande zutrugen. — 2) Zur Insel Lyöe s. liber census Danie (Langeb. VII, 532, 599), Dahlmann 377. — 3) Nach ann. Dunstapl., denen andere Quellen nicht widersprechen, nahm der König den Grafen, welcher bereits an seinem Hofe sich aufhielt, mit sich nach der Insel. — 4) Die zeitgenössischen Berichte über die Gefangennahme (unter welchen der Brief des Papstes (M. U. 293) und planctus de captivitate regum Danorum M. G. XXIX 267—68 die wichtigsten) sind bei Usinger (größere Noten IX) zusammengestellt; vgl. Winkelmann, Friedr. II Bd. 1, 423 A. 3). Bemerkenswert ist die Uebereinstimmung, welche in mehreren nebensächlichen Zügen (Trunkenheit der Könige, Vernichtung der dänischen Schiffe) die ann. Dunstapl. mit anderen Quellen, die wahrscheinlich völlig unabhängig von ihnen

sind (S. W., holstein. Reimchronik, Detmar) aufweisen. Wenn der Graf auch Kostbarkeiten geraubt hätte (S. W.), würde es vom Papste und im planctus wohl nicht unerwähnt geblieben sein. Der Wald, wo der Graf den König gefangen hielt, ist nicht auf der Insel Lyöe (Us.), sondern wie die Worte in M. U. 293 nahe legen, auf dem Festlande, in Holstein oder Mecklenburg, zu suchen. — 5) Die Burgen, welche nach einander die Gefangenen beherbergten (Lenzen, Dannenberg, Schwerin) ergeben sich aus ann. Stad. zu 1223, S. W. 244, chr. m. Ser. 201, ann. Col. maximi 838, ann. Ryenses. 406. Die Fesselung der Könige, zuerst in der holst. Reimchr. (Deutsche Chroniken II, 620) erwähnt, hält Winkelmann a. a. O. 424 für unwahrscheinlich; aber auch Otto von Lüneburg wurde etwas später in vinculis ferreis gehalten (M. U. 367), und Arnold von Lübeck berichtet derartiges häufiger; Richard Löwenherz war als Gefangener Leopolds von Oesterreich zwar nicht gefesselt, wurde aber Tag und Nacht von einem Wächter mit gezogenem Schwerte gehütet (Töche 260). — 6) Für ein höheres Lebensalter Heinrichs in dieser Zeit spricht M. U. 117.

S. 140—147.

(M. U. Bd. I, S. 273—296; ann. Col. m. 838.)

7) Albrecht von Orlamünde Verwalter des dänischen Reiches nach M. U. 306. Für die Geschichte der deutsch-dänischen Verhandlungen bieten die Forschungen Winkelmanns (Friedrich II, Bd. I) eine wertvolle Ergänzung zu der Darstellung Usingers. — 8) Der Brief des Bischofs von Hildesheim (M. U. 287) gehört der Zeit vor dem Reichstage zu Nordhausen an und ist im August 1223 oder einige Wochen später geschrieben (s. Winkelmann 425 A. 1 und 431 A. 2 gegen Usinger). Auch zeigt der Inhalt deutlich, daß die Verhandlungen mit dem Grafen noch zu keinem Abschluß geführt hatten. — 9) Alle auf die Schweriner Angelegenheit bezüglichen Verträge sind sehr eingehend von Usinger erklärt worden. — 10) Das Verhalten der Askanier in dieser Zeit und ihre Stellung zu den Welfen wird besprochen von Steudener, Albrecht I, Herzog von Sachsen (Zeitschr. des Harzvereins Bd. 28, 1—116) und Bauch, die Markgrafen Johann I und Otto III von Brandenburg und ihre Beziehungen zum Reich 1226—67 (1886). — 11) Anders Usinger 315.

S. 147—152.

12) Am Nordhausener Vertrage muß Adolf von Dassel, wenngleich er die Urkunde nicht unterschrieb, noch beteiligt gewesen sein, da er unter den zu entschädigenden Fürsten angeführt wird. Hier an den jüngeren Adolf von Dassel zu denken, welcher mit seinem Bruder Ludolf in Nordhausen anwesend war, verbietet sich schon deswegen, weil er nicht der älteste Sohn war. 1224 erwähnt aber Adelheid nur die Zustimmung ihrer Stiefsöhne und ihrer Tochter, nicht ihres Gatten (M. U. 302); wie hier führt sie den Titel einer Gräfin von Ratzeburg M. U. 382. 383. 562. — 13) S. die Anm. zu M. U. 315. — 14) Böhmer-Ficker, Reg. 3942 (super ripam Albie 1224 verkündigt der Legat Konrad von Porto, daß, cum in curia solempni principum in Bardewick constituti essemus, der Bischof von Hildesheim vor ihm selbst, dem Erzbischof von Bremen, den Bischöfen von Halberstadt, Naumburg, Merseburg, Minden, Münster und S c h w e r i n u. a. m. das gegen einen ketzerischen Geistlichen eingehaltene Verfahren kundgegeben habe). — 15) Uebereinstimmend mit ann. Col. m. nennen S. W. 244 und ann. Stad. 359 (ann. Hamburgenses mit Hinzufügung des Ortes), obwohl beide kurz vorher von einem Kriegszuge Adolfs von Holstein berichtet haben, doch allein den Grafen von Schwerin als Gegner Albrechts und Ottos in der Schlacht bei Mölln. Ob überhaupt Adolf an derselben teilnahm, ist zweifelhaft; vielleicht unternahm er erst damals den von S. W. zum J. 1224 mitgeteilten Zug nach Itzehoe, für welchen, wenn er am 20. Decemb. mit Hartwig die Elbe überschritt (ebd.) und noch vor Ablauf des Jahres 1224 Lauenburg belagern half (M. U. 310), die wenigen Tage bis vor Beginn des folgenden Jahres, also bis vor 1. Jan. oder gar nur 25. Decb., kaum ausreichend waren. (Eine zweite von ihm 1224 vor Lauenburg ausgestellte Urkunde erwähnt Hasse 427.) In den Januar verlegt Hamsfort, chronologia secunda (Langebeck I 266 f.) die Schlacht, sei es auf Grund älterer Quellen oder aus eigener Combination; diese Zeitangabe paßt aber zu den Taten anderer damaliger Ereignisse. — 16) S. W. 244; die abweichende Nachricht der ann. Col. m., Albrecht sei nach seiner Gefangennahme bei Mölln zu seinem Oheim nach Dannenberg gebracht werden, erkläre ich mir so, daß diese Quelle gleich dem

chron. montis Ser. von einem späteren Aufenthalte der Gefangenen in Schwerin keine Kunde hatte; umgekehrt lassen die ann. Ryenses die dänischen Könige die ganze Zeit ihrer Haft in Schwerin hinbringen. — 17) Es fragt sich, ob die zu 3000 Mark berechneten clenodia (ann. Stad.) auf sämtliche dem Grafen überwiesenen Wertsachen oder im engeren Sinne nur auf das Gold vom Ornate der Königin zu beziehen sind. Im letzteren Falle kämen zu den 45000 + 3000 Mark noch hinzu zunächst 750 Mark, zu welchem Preise in der Urkunde die 100 Rosse veranschlagt werden. Wenn wir der Nachricht, der König sei mit 50000 Mark gelöst worden (S. W.) — derselben Summe, welche Heinrich sich in Nordhausen ausbedungen hatte — einen selbständigen Wert beimessen dürfen, so würden für die Ritteranzüge noch 1250 Mark übrig bleiben. Vergleichsweise sei erwähnt, daß der Preis einer Sammetkappe um 1211 in einer Urkunde Philipps von Ratzeburg zu 6 Mark Silbers angegeben wird (M. U. 203). — Wegen des 15lötigen Silbers der Lösesumme (marca puri argenti, unaquaque marca lotone minus valente, ähnlich M. U. 374) s. Grautoffs histor. Schriften Bd. III. S. 27. — 18) Aehnlich spricht sich Saß 131 aus.

S. 152 161.

19) Die Quellenstellen über Freilassung der Könige s. bei Usinger 427, über Nicolaus von Halland ebd. 420 — 20) Der Briefwechsel zwischen Kaiser und Papst fand im Mai statt (Winkelmann 279 A. 3 u. 281—82 Anm.); eine Annäherung vollzog sich zwischen ihnen seit Ende August (ebd. 304). Den Plan zur Gründung einer hohenstaufischen Hausmacht auf den Trümmern des welfischen Erbes vermutet Bauch S. 16. — 21) Als Mitkämpfer an der Eider wird Heinrich von Schwerin in S. W. 246 und einigen verwandten Quellen genannt, dazu aber noch M. U. 332. Volrad, welcher hier zum letzten Male vorkommt, fand vielleicht in jenen Kämpfen seinen Tod. Die späteren Grafen von Dannenberg sind nach Saß als Nachkommen seines Bruders Heinrich zu betrachten. Zeit der Schlacht nach Winkelmann 504 A. 2. — 22) ann. Stad. zu 1226. In Bezug auf Ratzeburg gründete sich Albrechts Forderung, wie bei Usinger 96. 310. 367 und bei Steudener 39 ausgeführt wird, darauf, daß um 1200 die Grafschaft gegen den Willen seines Vaters von Adolf von Dassel occupiert war. Mit dieser Auffassung steht es aber nicht in Einklang, daß der Graf gerade zu jener Zeit gleich dem Herzog Bernhard auf der Seite Philipps von Schwaben stand, an dessen Hofe er am 19. Jan. mit dem ersteren zusammentraf (Hasse 215). Zu statten kam es jedoch dem Herzog Albrecht, als er seine Bedingungen stellte, daß Adolf von Dassel, der rechtmäßige Inhaber von Ratzeburg, nicht mehr lebte (oben Anm. 12). Seine drei Söhne stammten, wie M. U. 302 zeigt, nicht von Adelheid ab. Auch übertrug letztere 1244 ihre zeitlichen Güter ihrer Tochter, ohne anderer Erben zu gedenken (M. U. 562). — 23) Die Herbeirufung des Herzogs geschah wahrscheinlich nach seiner Rückkehr aus Italien Ende Juni (Steudener 38); doch war er zur Zeit des Kampfes an der Eider noch nicht bei den Verbündeten anwesend. Daß die Grafen seit Erneuerung des Krieges unter kaiserlicher Autorität fochten, machen die in einigen Urkunden (Hasse 446 und 450) gebrauchten Wendungen wahrscheinlich. — 24) Jb. 50, 147 f. — 25) Bauch S. 11. — 26) Allgemein wird angenommen, daß unter Slaviae domini, deren Namen wir nicht erfahren (Ann. Stad. 359) und turba Slavorum (S. W., lateinischer Text) die Obotritenfürsten mit ihrem Aufgebote zu verstehen seien; es ergiebt sich dies aus den früheren Ereignissen, während von irgend einer Beteiligung der sonst allein noch in Betracht zu ziehenden Herzöge von Pommern an den durch Waldemars Gefangennahme hervorgerufenen Händeln in keiner Quelle etwas verlautet. — 27) v. Heinemann, Bd. I, 317. — 28) Wenn in chron. Albr. und ann. Col. m. Heinrich von Schwerin als Hauptgegner der Dänen in der Schlacht bei Bornhöved erscheint, so ist zwar mit Hasse (Zeitschr. für Gesch. Schlesw.-Holst. VII, S. 1 f.) zu berücksichtigen, daß beiden Chronisten bei der weiten Entfernung der Zusammenhang der Ereignisse wohl nur in flüchtigen Umrissen bekannt war. Andrerseits ist aber zu konstatieren, daß ann. Stad., welche mit Voranstellung des Erzbischofes eine gewisse Rangfolge zu beobachten scheinen, den Grafen als ersten hinter dem Sachsenherzog anführen und daß chron. Ducum de Brunswick (M. G., deutsche Chron. II, 584) nur ihn neben dem Herzog erwähnen. — 29) Nur wenige glaubwürdige Einzelheiten erfahren wir über die Vorgänge während der Schlacht bei B. (Zusammenstellung der Quellen bei Usinger, größere Noten XII). Entschieden zu weit geht aber in seiner Kritik der Quellen Hasse in der erwähnten Schrift, wenn er mit Ausnahme der Gefangennahme Ottos von Lüneburg fast alles als sagen-

hafte Entstellung ansieht. Indem er die Nachricht über die Gefangennahme von drei Bischöfen (chron. Albrici 919, bestätigt durch chron. ecclesie Ripensis, Langebeck VII, 184) verwirft, übersieht er die Notiz ähnlichen Inhaltes in S. W. 246 (latein. Text, wo sich beiläufig auch eine von Usinger 426 mitgeteilte Stelle findet, welche in Uebereinstimmung mit dänischen Berichten M. G. XXIX erzählt, Waldemar habe ein Auge eingebüßt). Durch die Urkunde (M. U. 7162), welche Hasse nicht bekannt war, wird nun aber in Bezug auf die Bischöfe jeder Zweifel gehoben; denn zu den infolge des Schweriner Vertrages gestellten Geiseln werden die in Heinrichs Haft befindlichen dänischen Geistlichen nicht gehört haben. Gegen Hasse wendet sich auch Mollerup, Slaget ved Bornhöved (s. Jahresber. für Geschichtswissensch. XII), indem er Usingers Darstellung der Schlacht in Bezug auf die Episode der Dithmarschen verteidigt. — 30) Beschreibung des Miniaturbildes bei Winkelmann I, 507 Anm. Ueber das Alter der Handschrift (17 bei Weiland) s. deutsche Chr. II. S. 12. — 31) In der Beurteilung des Grafen weiche ich von Usinger 289 und 380 ab. — 32) ann. Stad. zu 1227 am Ende. — 33) ann. Stad. 360; chron. ducum de Brunsv. 584; S. W. 248 (s. hier in Anm. zu c. 374 Weiland über die Zeit der Freilassung gegen Usinger 381). Wirkung der päpstlichen Fürsprache nach Winkelmann II 64 A. 1. Die curia castrensis in Lüneburg gehörte nach Usinger 382 A. 2 nicht zu den alten welfischen Lehnen der Schweriner Grafen (anders v. Hammerstein in hist Ztschr. f. Niedersachsen 1857, S. 33). Für den an sich wahrscheinlichen Verzicht Ottos auf den Titel eines Herzogs von Sachsen kann ich mich nur auf Hamsfort, chronologia secunda berufen. — 34) Der M. U. 367 Otto von Lüneburg zugeschriebene Brief, in welchem der Schreiber um Lösung vom Eide bittet, ist nach Winkelmanns Vermutung nur in ungefährer Anlehnung an die wirklichen Verhältnisse fingiert. — 35) Als Ersatz für die aufgegebenen Rechte übertrug Waldemar 1241 seinem Enkel Nicolaus die halbe Grafschaft Halland, mit welcher 1283 auch dessen Sohn Jakob auf Verwendung der verwandten Schweriner Grafen belehnt ward; (M. U. 524, 1696, 1698). 1312 wird noch ein Sohn des letzteren, Nicolaus III., erwähnt (M. U. 3528). — 36) Aus der durch ihren Anklang an den planctus regum Danorum sowie durch ihren Inhalt interessanten Urkunde (M. U. 7162) geht hervor, daß die Dänen ihren Zahlungsverpflichtungen nachgekommen waren. Wegen der dort erwähnten Herstellung von Silber sei bemerkt, daß nach Bär, (die Chemie des praktischen Lebens) jenes Metall nicht selten im Verhältnis von 1:550 des Gewichts in altem Kupfer enthalten gefunden wurde; von den heute gebräuchlichen Methoden der Ausscheidung wurde wahrscheinlich diejenige angewandt, bei welcher man zunächst das Kupfer mit Blei zusammenschmilzt, infolgedessen letzteres sich mit dem in ersterem enthaltenen Silber vereinigt. Die Kunst, aus silberhaltigem Blei (resp. Bleiglanz) Silber zu gewinnen, ist sehr alt und wird noch jetzt gerade so ausgeführt, wie vor Jahrtausenden (Mitteilung von Dr. Hofmann-Schwerin). — 37) v. Sommerfeld 113; wie sich die Herzöge von Pommern während des letzten deutsch-dänischen Krieges (1225—27) zu den mecklenburgischen Fürsten verhielten, ist dunkel (vgl. oben I, Anm. 28 und V, A. 29). — 38) Jb. 50, 150. — 39) Nach Wigger (Jb. 47, 28) hätten die wendischen Fürsten die Herzöge von Sachsen nicht als Lehnsherren anerkannt. Da aber 1230 (M. U. 381) die Fürsten von Mecklenburg, und Werle bei der Waffengemeinschaft, welche sie mit Gunzelin II gegen jedermann schlossen, „das Reich und den erlauchten Herzog von Sachsen" ausnahmen und ihnen im Falle eines Conflictes mit dem letzteren zur Wiedergewinnung seiner Gnade Gunzelin behülflich sein sollte, so werden auch sie sich der sächsischen Herzogsgewalt gefügt haben. — 40) M. U. 298. 299. 341. — 41) M. U. 448 57. 694. Klempin, Exemtion des Bistums Kammin S. 32. — 42) Der Fortbestand der oberlehnsherrlichen Ansprüche, besonders der sächsischen Herzoge, aber auch der Markgrafen von Brandenburg, sowohl für die Grafen von Schwerin und Dannenberg als auch die mecklenburgischen Fürsten — wobei die Elde als Grenze betrachtet wurde — läßt sich in einer Reihe von Urkundenstellen verfolgen. — 43) Zum Teil nach Nitzsch, Deutsche Geschichte Bd. II.

Berichtigungen.

S. 2 Z. 18 lies „Dömitz“ statt Dörnitz, Z. 1 v. u. „nur an einer Stelle zurückblieben“ statt nicht zurückblieben.
S. 5 Z. 20 ist 1158 st. 1155 zu lesen.
S. 7 Z. 13 v. u. lies „ihnen“ st. ihm.
S. 9 Z. 18 v. u. lies „umfaßte“ st. umfaßt.
S. 12 Z. 7 lies „Mitgefangene“ st. Mitgefangenen.
S. 14 lies „Bogislav“ und „Boleslav“ st. Bogislov (Z. 17) u. Boleslov (Z. 12 v. u.)
S. 15 Z. 15 lies „genossen“ st. genoß.
S. 16 Z. 3 lies „ihm“ st. ihnen.
S. 17 Z. 1 lies „führten“ st. führte.
S. 19 Z. 17 v. u. lies „den Wenden“ st. dem Wenden.
S. 20 Z. 9 lies „Kummerower See“ st. Kummrower See.
S. 23 Z. 3 lies „seine“ st. sein, Z. 9 v. u. „pflegte“ st. pflegten.
S. 25 Z. 20 lies „Redarierlande“ st. Redarienlande, Z. 6 v. u. „wurde“ st. wurden.
S. 26 Z. 13 lies „vor allem“ st. vor allen, Z. 5 v. u. „vom Priwall“ st. von Priwall.
S. 27 Z. 4 ist „auch“ zu streichen, Z. 15 lies „den Grafen“ st. dem Grafen.
S. 28 Z. 21 v. u. lies „keinen“ st. kein.
S. 29 Z. 15 lies „den Erzbischof“ st. dem Erzbischof, Z. 8 v. u. ist hinter 2. Oktober einzuschieben 1165.
S. 32 Z. 19 v. u. lies „normannisch-russischer“ st. normanisch-russischer, Z. 16 v. u. „sie“ st. dieselben.
S. 33 Z. 19 u. 20 sind die Satzzeichen am Ende der Zeilen zu vertauschen.
S. 35 In der Ueberschrift ist zu lesen 1178 st. 1168, Z. 19 „jenen vorangehen“ st. jenem voranstehen, und „zwar“ vor sogleich zu streichen; Z. 7. v. u. lies „den Durchzug“ st. der Durchzug.
S. 38 Z. 10 v. u. lies „ihm“ st. demselben.
S. 39 Z. 14 lies „unter dem“ st. unter den, Z. 2 v. u. „ihren“ st. ihre.
S. 40 Z. 13 „Schienbeinen“ st. Schienenbeinen, Z. 10. v. u. „bestimmten“ st. beistimmtem.
S. 43 Z. 18 v. u. lies „welchen“ st. welchem. Z. 3 v. u. „erwehren“ st. verwehren.
S. 46 Z. 18 lies „können“ st. könne, Z. 16 v. u. „Geschichtschreibers“ st. Geschichtschreibens und „treten“ st. traten.
S. 48 ist „Morawa“ st. Marowa zu lesen.
S. 59 Z. 14 lies „Clairveaux“ st. Claiveaux. Z. 3 v. u. „wurden“ st. wurde.
S. 88 Z. 9 v. u. lies „in Deutschland“ st. dort.
S. 90 Z. 10 v. u. lies 14. Jan. st. 12. Jan.
S. 96 Z. 1. lies „ihre“ st. seine. Z. 11 v. u. „stellte“ st. stellten.
S. 108 Z. 12 v. u. lies „auf“ st. an.
S. 109 Z. 2 v. u. lies „betrachtete“ st. betrachtet.
S. 114 Z. 21 lies „machte“ st. machten.
S. 116 Z. 1 v. u. lies Mildenitz“ st. Mildmitz.
S. 151 Z. 8 v. u. lies „einen“ st. einem.

Druck von Edmund Stein in Potsdam.

Geschichte Mecklenburgs
vom Tode Heinrich Borwins I. bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts.

Von

Alfr. Rische.

Wilhelm Süsserott.
Verlagsbuchhandlung
Berlin.
1901.

Inhaltsübersicht.

Das 13. Jahrhundert.

Das 14. Jahrhundert.

Das 15. Jahrhundert.



Das 13. Jahrhundert.

I. Die Söhne Heinrich Borwins II. 1227—1264.

Übersicht über die politischen und kirchlichen Verhältnisse des Landes.

Als Heinrich Borwin I. am 28. Januar 1227 nach einer langen Regierung in Rostock verstarb, hinterließ er vier unmündige Enkel, da seine Söhne ihm bereits im Tode vorangegangen waren; Nikolaus war am 28. September 1225 durch einen unglücklichen Sturz auf dem Hause zu Gadebusch verunglückt, Heinrich Borwin II. war ihm am 5. Juni 1226 gefolgt. Die Vormundschaft über die vier Söhne des Letzteren übernahm ihre Mutter Christine, Tochter des Königs Wilhelm von Schottland, mit einigen angesehenen Vasallen, unter denen Detlef von Gadebusch und Johann von Snakenborg die vornehmsten waren. Als dann im Jahre 1229 die beiden ältesten Brüder mündig geworden waren, wurde eine Landesteilung vorgenommen, in der Weise, daß Johann, der älteste, mit Pribislav, dem jüngsten Bruder, den westlichen Teil, die beiden anderen, Nikolaus und Heinrich Borwin III., den östlichen Landesteil bekamen. Die beiden Brüderpaare teilten dann, als auch die Jüngeren mündig wurden, noch einmal in der Weise, daß Johann die engere Herrschaft Mecklenburg, Pribislav das Land Parchim bekam; Nikolaus fiel das Land Werle zu, und Heinrich Borwin erhielt Rostock. Daß die vier Brüder diesen Schritt thaten, war ganz den damaligen Gewohnheiten gemäß, denn das Primogeniturrecht wurde erst mehrere Jahrhunderte später in Mecklenburg eingeführt.

Außer diesen vier nun nebeneinander bestehenden Landesteilen, die kaum den dritten Teil der jetzigen beiden Großherzogtümer ausmachten, bestand noch eine ganze Reihe gänzlich von einander gesondeter Herrschaften, welche für die fernere Geschichte des Landes nicht ohne Bedeutung sind, und es ist für das Verständnis des Folgenden notwendig, einen kurzen Überblick über diese einzelnen Länder vorauszuschicken.

Der südliche Teil des heutigen Fürstentums Ratzeburg gehörte damals zum Herzogtum Sachsen-Lauenburg, der nördliche Teil, das Land Boitin, bildete das Stiftsland des Bistums Ratzeburg. Den ganzen südwestlichen Teil von der Nordspitze des Schweriner See's nahmen die von Herzog Heinrich dem Löwen gestifteten Grafschaften Schwerin und Dannenberg ein. Zwischen Bützow und Warin lag das Stiftsland des Bistums Schwerin, dem auch noch ein Teil der Stadt Schwerin und einige Dörfer am Schweriner See gehörten. Einen großen Teil der östlichen Grenzländer, das

Land Stargard, Stavenhagen, Malchin und Circipanien besaßen damals noch die Herzöge von Pommern. Zur Herrschaft Mecklenburg, dem Gebiete Johanns, gehörten die Länder Mecklenburg, Gadebusch, Grevismühlen und Dassow. Die Herrschaft Parchim grenzte im Westen an die Grafschaft Schwerin und wurde im Norden durch die Warnow von der Herrschaft Mecklenburg geschieden. Im Osten grenzte an sie die Herrschaft Werle, zu der die Länder Schwaan, Güstrow, Malchow, Röbel, Turne und die Lieze gehörten. Den Teil an der Meeresküste von Fulgen bis Ribnitz nahm die Herrschaft Rostock ein.

Was nun die Verhältnisse in diesen Ländern anbetrifft, so kann man sie am besten als unfertige bezeichnen. Zwar waren sie ja im Großen und Ganzen von Germanen besiedelt, aber noch nahmen die Slaven einen großen Teil der Dörfer ein, wo sie ein kümmerliches Dasein fristeten; noch waren ganze Gegenden öde und menschenleer. Auch die früher angelegten Städte hatten nur wenig Fortschritte in ihrem Wachstum gemacht. Bei der Unsicherheit der Verhältnisse stockte die Einwanderung aus den deutschen Gebieten. Wer wollte sich aus Deutschland unter die dänische Herrschaft begeben? Wer wollte in ein Land ziehen, welches alle Augenblicke durch kriegerische Unternehmungen verwüstet wurde und noch jüngst der Schauplatz wilder Kämpfe gewesen war? Jetzt aber begannen die Verhältnisse allmählich festere Gestalt zu gewinnen. Noch einmal hatte zwar König Waldemar von Dänemark 1227 versucht, sein Recht auf die nordelbischen Lande mit den Waffen geltend zu machen, aber auf dem Felde von Bornhöved hatten die vereinigten Streitkräfte der Holsteiner, Lübecker und Mecklenburger am Sankt Margarethentage diesem Rachezuge ein blutiges Ende bereitet. Es war entschieden, mit der Dänenherrschaft war es in Mecklenburg vorbei. Und gerade diese Gewißheit beschleunigte auch vielleicht wieder die gegenseitige Annäherung, der Nichts hinderlicher ist, als die Dunkelheit unsicherer Verhältnisse. Auch Waldemar wurde immer älter, und sein kriegerisches Ungestüm legte sich mehr und mehr. Von seinen Gegnern hatten außerdem Heinrich Borwin I. und seine beiden Söhne schon vor der Entscheidungsschlacht von Bornhöved das Zeitliche gesegnet; und der Feind, mit dem sich Waldemar nie und nimmer hätte versöhnen können, Graf Heinrich von Schwerin, war ihnen wenige Monate später, am 16. Februar 1228, gefolgt, nachdem er noch kurz vorher durch reiche Geschenke an das Domkapitel zu Schwerin seinen Frieden mit der Kirche gemacht hatte. Noch schmachteten zwar Otto von Braunschweig und die drei vergeißelten jungen Söhne des dänischen Königs in der Grafenburg zu Schwerin, aber man konnte nicht mehr hoffen, sie durch gewaltsame Unternehmungen, sondern nur noch durch friedliches Entgegenkommen zu befreien. So neigte sich denn Alles zum Frieden. Otto von Braunschweig wurde im Januar 1229 gegen geleistete Urfehde und billige Bedingungen aus der Haft entlassen. Und auf der Hochzeit des dänischen Kronprinzen Christoph und der Prinzessin Ellinor von Portugal, die in demselben Jahre zu Ripen gefeiert wurde, erschien der Erzbischof von Bremen, um seinen Frieden mit dem Könige zu machen und zugleich die Versöhnung desselben mit dem Grafen Adolph von Holstein

und Herzog Albert von Sachsen einzuleiten. Durch des Letzteren Vermittlung wurden dann auch Ostern 1230 die drei jüngeren Söhne Waldemars gegen Erlegung von 7000 M. Silber an die Gräfin Audacia und ihren noch unmündigen Sohn Gunzelin III. aus ihrer langen Gefangenschaft befreit. Damit waren Ruhe und Frieden wieder hergestellt. Zwar zog die Dänengefahr wenige Jahre später noch einmal drohend heran, als König Waldemar im Sommer 1234, von Graf Adolph von Holstein zu Hülfe gerufen, den Hafen von Lübeck blockierte; aber sie verschwand eben so schnell, wie sie erschienen. Nur im Osten unseres Landes behielt Dänemark unbestritten die Lehnshoheit über das Land Rügen. Hier an der unteren Peene kreuzten sich die verschiedensten Interessen, rügische und pommersche, brandenburgische, dänische und sächsische, bischöflich kamminsche und schwerinsche zu einem fast unentwirrbaren Knäuel, ein Zustand, dem erst ein Ende gemacht wurde, als die pommerschen Fürsten im Kremmener Vertrage von 1236 die Lehnshoheit der brandenburgischen Markgrafen anerkannten, und diese Letzteren sich dann über die streitigen Gebiete mit dem König von Dänemark vertrugen. In diese Wirren wurden auch die mecklenburgischen Fürsten verwickelt, als sie im Namen des dänischen Königs die streitigen Grenzstriche an der Peene besetzten. Welche Rechte sie selbst geltend machen konnten, ist nicht recht klar, jedenfalls war aber der Gewinn, welchen sie aus diesen pommerschen Streitigkeiten davontrugen, ein bedeutender, indem das ganze Land Circipanien, zwischen der Peene, Trebel, Recknitz und Nebel, und außerdem noch das Land Malchin in ihren Besitz gelangte, in dem es auch verblieb, obgleich von Zeit zu Zeit die pommerschen Herzöge ihre Hoheitsrechte über dasselbe geltend machten.

Weniger glücklich als die vier Brüder war der Bischof von Schwerin in seinem Kampfe für die Rechte seiner Kirche in den bisherigen pommerschen Gebieten. Dieser Streit hatte seinen Grund besonders in der Unklarheit der Grenzbestimmungen, die sich in allen Bestätigungsurkunden der Bistümer Schwerin und Kammin wiederholt. Obgleich schon mehrfach päpstliche Entscheidungen in der Sache ergangen waren, schleppte sich der Streit doch noch einige Jahrzehnte hindurch fort, bis endlich im Jahre 1257 durch einen gegenseitigen Compromiß zwischen den beteiligten Bischöfen die Sache endgültig entschieden wurde; Circipanien ward dadurch für immer dem Bistum Schwerin entfremdet.

Auch mit dem Bistum Havelberg schwebten solche Grenzstreitigkeiten die erst 1252 durch einen Vertrag beigelegt wurden. Bei weitem unangenehmer waren aber für diese neu gegründeten Bistümer die Zwistigkeiten mit den weltlichen Machthabern, die nur zu leicht geneigt waren, ihre wirklichen oder vorgeblichen Rechte auf die Güter der Kirche mit gewaltthätiger Hand geltend zu machen. Über die Grenzen und Gerechtsame des Stiftslandes Bützow hatte Bischof Brunward von Schwerin sich in günstiger Zeit mit den jungen Fürsten von Mecklenburg auseinander gesetzt. Das Verhältnis zu dem schweriner Grafen Gunzelin war wohl nur ein leidliches, was ja nach den Vorgängen bei der Wahl des Bischofs ganz erklärlich ist. Hatte es der Bischof doch noch nicht einmal dahin bringen können, daß den

Domherren Bauplätze für ihre Wohnungen in der Stadt Schwerin angewiesen wurden, ja er selbst hatte dort noch kein eigenes Absteigequartier; außerdem hatte sich der Graf auch in den Stiftsgütern und über die geistlichen Personen allerlei Gerechtsame angemaßt, deren Rechtmäßigkeit von der Kirche entschieden bestritten wurde. Bei der Wahl des Nachfolgers übte Graf Gunzelin einen solchen Druck für seinen Bruder aus, daß ein Teil des Kapitels sich beim Erzbischof von Bremen beschwerte, und daß er beim Vergleich sich verpflichten mußte, sich ferner jeder Beeinträchtigung der Wahlfreiheit des Kapitels zu enthalten. Übrigens klagte auch der Bischof von Ratzeburg noch 1245 über das gewaltsame Vorgehen der gräflichen Vögte in seinen Stiftsgütern.

Den hauptsächlichsten Streitpunkt bildeten aber die bischöflichen Zehnten. Es unterliegt keinem Zweifel, daß sie nach den Stiftungsbriefen allein den Bischöfen zustanden, und sie machten ein anfangs zwar nur geringes, aber mit der fortschreitenden Besiedlung und Bebauung des Landes beträchtlich wachsendes Einkommen aus. Bei der Kärglichkeit der Steuer-Einnahmen, die den Fürsten zuflossen, ist es nun leicht zu verstehen, wie begehrenswert ihnen eine Teilnahme an diesen bedeutenden Landes-Aufkünften sein mußte. Andererseits konnten die Bischöfe zur wirklichen Erlangung der Zehnten kaum die Hülfe der Landesherren entbehren. Das geht schon aus der Art der Aufbringung dieser Kirchensteuer hervor. Wenn der Bauer sein Korn gemäht und in Garben aufgestellt hatte, erschien auf seine Meldung der Zehntensammler, um die zehnte Garbe zu entnehmen und in die bischöflichen Speicher zu bringen. Vorher durfte der Bauer sein Korn nur bei drohendem Regenwetter einfahren, wo dann der Beamte nach dem Maßstabe früherer Leistungen an sich nahm. Es leuchtet ein, daß dieses ganze Verfahren große Schwierigkeiten bereitete. Woher sollte man genug Beamte nehmen, in den verschiedenen entfernten Landesteilen die Lieferungen zu empfangen? Wie viel Speicher sollte man bauen, um das gesammelte Getreide zu bergen? Welche Schwierigkeit der Verwertung machte die immer mehr wachsende Kornmasse! Erst weit später half man sich mit der Verwandlung in eine Geldleistung. Da endlich Abgaben selten gern gegeben werden, so machten Bauern und Vasallen oft große Schwierigkeiten, wenn sie sich nicht überhaupt ganz weigerten zu bezahlen. Das Alles machte den Bischöfen die Unterstützung der Fürsten nicht allein wünschenswert, sondern unentbehrlich; und eine Entschädigung für die dabei geleisteten Dienste erscheint nur billig. Aber die von ihnen beanspruchten Anteile überstiegen oft weit das Maß einer solchen Vergütung, sodaß die kirchlichen Einkünfte ungebührlich geschmälert wurden. Die Bischöfe empfanden diese Notlage auch tief genug und faßten sie sicher als einen rechtswidrigen Zustand auf. Bezeichnend für die Sachlage sind die bitteren Worte des Bischofs von Lübeck, als er 1210 den halben Zehnten der Insel Poel nach längeren Streitigkeiten dem Fürsten Heinrich Borwin überlassen mußte. „Damit nicht das“, so schreibt er, „was wir nach ruhiger und sorgfältiger Überlegung zu thun beschlossen haben (er hatte nämlich mit dem Bischof Brunward von Schwerin und dem Abte Gottfried von Doberan die ganze Sache

eingehend erwogen) durch den Tadel der Nachwelt herunter gesetzt werde, und man nicht glaube, daß, was wir, der Not der Zeit gehorchend, zugelassen haben, durch Leichtsinn herbeigeführt sei, wollen wir hiermit bekennen, daß Heinrich von Mecklenburg uns hartnäckig weigerte, unsern rechtmäßigen Zehnten von den Kolonisten der Insel Poel einzusammeln. In Anbetracht nun, daß es nicht geraten erscheint, mit dem zu streiten, der die Menge für sich hat, haben wir lieber geglaubt, auf einen Teil verzichten zu müssen, um den anderen in Ruhe zu besitzen, und haben ihm daher die eine Hälfte der besagten Zehnten zu Lehen gegeben; er dagegen wird dafür sorgen, daß uns die andere Hälfte werde." Ähnlich war es im ganzen Lande; in den Ländern Wittenburg, Gadebusch, Grevesmühlen u. a. besaßen die Landesherren wie auf Poel den halben Zehnten. Im Lande Boizenburg und der Parochie Eichsen der Graf von Schwerin sogar ²/₃ desselben. Außerdem begehrten auch manche Vasallen die Zehnten auf ihren Besitzungen; bei anderen, die nur der Person verliehen waren, wurde die Erblichkeit beansprucht; die Fürsten wollten oder konnten auch die Säumigen nicht immer zur Lieferung zwingen; genug, des Streites darüber war kein Ende.

Trotzdem machte aber die Besiedelung des Landes auch in dieser Zeit immer weitere Fortschritte. Man erkennt das an dem Wachstum und der Neugründung von Städten und Klöstern, den Centralpunkten neuer Siedelungsgebiete. In den dreißig Jahren bis 1260 erhielten nicht weniger als 11 Orte Stadtrecht: Grabow, Grevismühlen, Malchin, Malchow, Sternberg, Goldberg, Kröpelin, Neustadt, Lage, Sülz und Neubukow; im Lande Stargard: Friedland, Neubrandenburg und Stargard; und 40 Jahre später, im Jahre 1300, waren schon 43 von unseren jetzigen Städten vorhanden. Manche der schon in alter Zeit angelegten Städte fingen erst jetzt an, recht zu gedeihen, und bei einzelnen erstand schon neben der Altstadt eine Neustadt, wie in Parchim, Schwerin, Güstrow und Röbel. Dieser Zuwachs der städtischen Bevölkerung floß natürlich nicht aus dem Überschuß der ländlichen, die damals noch zu gering war, um solchen Abfluß vertragen zu können, sondern aus den dichter bevölkerten deutschen Nachbarländern.

Auch auf dem kirchlichen Gebiete reizte diese Volkszunahme zu eifriger Thätigkeit. Es erstanden in den verschiedenen Landesteilen neue Klöster, wie die Nonnenklöster Eldena (ca. 1230), Rühn (1233), Rehna (1236), Zarrentin (1246), Ivenack (1252), Röbel (vor 1273); Dominikaner ließen sich 1256 zu Rostock nieder, und Franziskaner folgten ihnen 1263; Schwerin erhielt 1236, Wismar 1251 ein Franziskanerkloster. Auch auswärtige Klöster erwarben durch Kauf oder Schenkung gerade in dieser Zeit bedeutende Besitzungen im Lande.

Die alten umfangreichen Parochien erwiesen sich bei der Zunahme der Gemeindeglieder für die Seelsorge zu groß, und nötigten zur Abzweigung von Tochterkirchen: von Parchim wurden früh vier Filialen abgezweigt; 1237 wurde Wedendorf von der Pfarre Rehna getrennt, und um 1247 erhielt die Hauptpfarre Malchin in Basedow eine Tochterkirche; von den wenigsten Ereignissen dieser Art sind uns urkundliche Nachrichten hinterlassen, doch lassen sich noch manche aus den späteren Verhältnissen erschließen.

Der Untergang der Linie Parchim-Richenberg und das spätere Schicksal ihres Landes.

Die erste große Veränderung in den Territorialverhältnissen unseres Landes verursachte einer jener Zusammenstöße der weltlichen und kirchlichen Mächte, wie sie in jener Zeit so häufig vorkommen. Die Kirche hatte im 13. Jahrhundert den Gipfel ihrer Macht erstiegen, und jener große Kampf zwischen dem römischen Papste und dem Kaisergeschlecht der Hohenstaufen, der für das letztere ein so unglückliches Ende nahm, wiederholt sich unzählige Male in den Zwistigkeiten deutscher Landesherren und Bischöfe, und nicht selten war der Erfolg auf Seiten der letzteren. Sie kämpften weniger mit den Mitteln äußerer Gewalt als mit der Kraft ihrer verbrieften Rechte, und, auf der festen Organisation der Kirche fußend, mit der zähen Durchführung jener unter Anwendung der geistlichen Strafmittel. Die Fürsten der damaligen Zeit waren aber nach Ritterart nur zu geneigt, eine auftauchende Streitfrage mit dem Schwert zu entscheiden; sie fielen mit ihren gewappneten Schaaren in die kirchlichen Besitzungen, raubten und brannten. Und wenn dann die reisigen Haufen wieder abgezogen, und die Flammen der angezündeten Dörfer und Burgen erloschen waren, trat der Kirchenfürst wieder mit seinen Urkunden hervor, und machte sein nie erlöschendes Recht bei Kaiser und Papst geltend. Endeten nun auch viele dieser Streitigkeiten mit einem Compromiß beider Parteien, so kam doch diesmal ein Zweig unserer Fürstenfamilie durch einen solchen um Land und Leute.

Pribislav von Parchim, der jüngste der vier fürstlichen Brüder, der im Jahre 1238 mündig geworden und die Regierung angetreten hatte, scheint ein eigenartiger Charakter gewesen zu sein; schon sein bald angenommenes Siegel, ein sogenanntes Majestätssiegel, welches ihn auf dem Gerichtsstuhl thronend mit dem Schwert in der Hand darstellt, weicht ganz von denen seiner Brüder mit dem einfachen mecklenburgischen Wappen ab. Er war zweimal verheiratet, das eine Mal mit einer Edlen von Friesack, das andere Mal mit einer Tochter Herzog Barnims I. von Pommern. Seinen Wohnsitz schlug er zunächst auf der Burg Parchim auf, die, auf der Nordseite der Stadt gelegen, durch einen Damm mit derselben verbunden, auf dem Hügel, der später der Schloßberg genannt wurde, rings von Wasser umgeben, jedenfalls damals ein festes Bollwerk war. Über seine Regierung sind wir wenig unterrichtet, aber was wir davon erfahren, läßt uns schließen, daß sie ziemlich eigenmächtig war. Ungefähr 10 Jahre nach seinem Regierungsantritt erbaute er sich in dem schönen Warnowthal die hochgelegene Feste Richenberg, deren Andenken heute nur noch in dem Namen der Richenberger Mühle weiterlebt; auch die letzten Trümmer derselben sind längst verschwunden. Nach dieser nannte er sich von nun an gern Herr von Richenberg. Ist nun an und für sich auch die Erbauung einer neuen Burg zu damaliger Zeit nichts Absonderliches, so wird sie es doch durch allerlei später erwähnte Umstände, die uns besondere Gründe für dieses

Unternehmen vermuten lassen. Seine späteren finanziellen Verhältnisse waren jedenfalls nicht derart, daß der Bau für ihn hätte ein unbedenkliches Unternehmen sein können. Es läßt uns vielmehr Manches vermuten, daß Streitigkeiten und Unzufriedenheit mit der nahe gelegenen Stadt die Ursache waren. Wir hören aus einer seiner eigenen Urkunden, daß die Stadt Parchim nach seinem Willen, nicht etwa bloß mit seiner Zustimmung, zwei angrenzende Dörfer ankaufte, oder vielmehr ankaufen mußte; als dann seine Brüder später der Stadt ihre Rechte bestätigten, übergingen sie seine Regierungszeit ganz mit Stillschweigen und griffen auf die Zeit der vorhergehenden Vormundschaft zurück. Nimmt man dazu, daß bei seiner Gefangennahme auch andere, nicht genannte Personen beteiligt waren, so liegt es nahe, ein Zerwürfnis mit dieser seiner Stadt anzunehmen; er entzog sich dann der Verdrießlichkeit mit ihr öfter in Berührung zu kommen dadurch, daß er Wohnung auf der fernen Burg Richenberg nahm. Bemerkenswert ist auch, daß seine Verwandten erst in der letzten Not für ihn eintraten. So scheint er nach allen Seiten hin isoliert dagestanden zu haben, und in dieser Lage mußte der Kampf mit dem Bischof Rudolph von Schwerin, dessen Hauptgrund in jenen oben schon erwähnten Streitigkeiten über den Zehnten zu suchen ist, ihm allerdings verhängnisvoll werden. Wie lange darüber hin- und hergestritten ist, wissen wir nicht. Wir erfahren nur, daß Pribislav endlich, ohne sich mit seinen Brüdern ins Einvernehmen zu setzen, in das Stiftsland fiel, Stadt und Burg Bützow eroberte und niederbrannte, und sogar das Glück hatte, seinen Gegner selbst gefangen zu nehmen und auf seine neue Feste zu führen. Zwar ließ er ihn dann bald gegen ein mäßiges Lösegeld wieder frei, aber das konnte sein drohendes Schicksal nicht aufhalten. Das Kapitel zu Bützow wirkte sich am 25. Oktober 1254 von dem Cardinallegaten Peter einen päpstlichen Schutzbrief aus, der Bischof aber wandte sich klagend an Papst und Kaiser, und beide stellten sich auf seine Seite. Den Widerspenstigen und sein Land trafen nun Acht, Bann und Interdikt, und bald lieferten seine eigenen Unterthanen ihn seinen Gegnern aus, wobei sich besonders sein Vasall, der Ritter Wedekind von Walsleben hervorthat. Seine Brüder und sein Schwager konnten oder wollten nichts für ihn thun, als einen friedlichen Ausgleich herbeiführen, der allerdings nach diesen Vorgängen für ihn übel genug ausfallen mußte. Zu Doberan erschienen im März des Jahres 1255 außer den beiden Gegnern Pribislavs Brüder, sein Schwager Graf Gunzelin von Schwerin und viele hohe Geistliche und Ritter. Hier wurde nun zwar der Fürst von Bann und Acht gelöst, aber seines Bleibens war im Lande nicht mehr. Er verpfändete seinen ganzen Besitz an seine beiden Brüder Johann und Nikolaus und den Grafen Gunzelin, und begab sich in die Mark zu den Verwandten seiner Gemahlin. Nur noch einmal, im Februar 1270, ist er im Lande erschienen, um seinem Schwager eine noch nicht verheiratete Tochter anzuvertrauen, und zum Dank für alle ihm erwiesene Liebe und Wohlthaten zu seinen Gunsten auf Stadt und Land Parchim Verzicht zu leisten. Damit verschwindet er aus der mecklenburgischen Geschichte; er ging mit seiner Familie nach Pommern, wo sein Geschlecht sich eine neue Heimat suchte, aber nach wenigen Jahrzehnten untergegangen ist.

Sein Land nahmen zunächst seine Brüder Johann und Nikolaus, und sein Schwager Gunzelin von Schwerin in gemeinsame Verwaltung; bald jedoch schien es ihnen bequemer, dieses immerhin schwierige Verhältnis aufzugeben, und das Land in der Weise zu teilen, daß Sternberg Johann, Plau, Goldberg und die Ture Nikolaus, Parchim dem Grafen Gunzelin überwiesen wurde. Der letztgenannte Teil erfuhr in den nächsten Jahren durch die Maßnahmen der verschiedenen Interessenten ein fast ebenso wechselvolles Schicksal, wie sein ehemaliger Herrscher. Pribislav hatte nämlich mit seinem Weggang durchaus noch nicht die Hoffnung aufgegeben, wieder in den Besitz seines Erbes zu kommen. Am 3. September 1261 schloß er zu Sandow mit dem Markgrafen Johann von Brandenburg einen Vertrag, in welchem er ihm als Entschädigung für seine Mühen und Unkosten Burg und Stadt Parchim mit Zubehör, wie sie jetzt Graf Gunzelin besitze, überließ; mit den übrigen Gütern, die er von dem Herzoge von Sachsen zu Lehen habe, wollte er dann thun, was dem Markgrafen gut dünke. Sobald der Markgraf in den Besitz des überlassenen Gutes gekommen sei, solle ein Schiedsgericht nach den Umständen entscheiden, was der Markgraf ihm dafür zu leisten, er zu empfangen habe. Aber auch diese Hoffnung täuschte ihn. Wir finden keine Spur, daß der Markgraf sich für den Enterbten bemühte, jedenfalls waren seine Bemühungen erfolglos. Vielmehr verkauften 4 Jahre später, am 1. Februar 1265, die Schweriner Grafen Burg und Altstadt Parchim mit Zubehör bis zur Mitte der Elde für 6000 Mark Silber an die Herzogin Helena von Sachsen und ihre Söhne unter der Bedingung, daß die Grafen die Neustadt in ihrem Besitz bewahrten, sie weder verpfändeten, verliehen noch verkauften, und daß es den Herzogen binnen 8 Jahren freistehe, auch sie für 1200 Mark Silber zu erwerben. Als aber Graf Gunzelin 1268 in Livland war, verkauften die Herzoge von Sachsen Burg und Stadt Parchim an die Markgrafen Otto und Albrecht von Brandenburg, und diese nahmen nun zugleich die Neustadt in Besitz. Die nach der Rückkehr Gunzelins daraus entstehende Fehde wurde am 9. Juni 1269 durch ein Schiedsgericht zu Magdeburg dahin entschieden, daß der Graf seinen Besitz vom Markgrafen Otto zu Lehen erhielt.

II. Heinrich I. der Pilger und seine Zeit. 1264—1302.

Heinrichs erste Schicksale und die Vormundschaftshändel.

Von den 4 Söhnen Heinrich Borwin's II. segnete der älteste, Johann I., oder Knese Janeke von Ilow, wie ihn seine slavischen Unterthanen nannten, zuerst das Zeitliche. Er starb am 1. August 1264. Von seinen zahlreichen Kindern wurde Elisabeth schon früh an den Grafen Gerhard I. von Holstein vermählt; Poppo starb vor dem Vater auf einer Kreuzfahrt; Nikolaus und Hermann wurden Geistliche, der Erstere war später Propst, der Zweite Scholastikus des Domstiftes zu Schwerin; Albrecht starb schon kaum 10 Monate nach dem Vater, ohne Erben zu hinterlassen.

Von den beiden noch übrig Bleibenden, Heinrich und Johann, hat der Erste von jeher durch seine merkwürdigen Schicksale allgemeines Interesse erregt. Und in der That sind sie so merkwürdig, daß ihre Erzählung an das Romanhafte streift, und sie lassen uns zugleich einen besseren Blick in die eigenartigen Verhältnisse jener Zeiten, ihre christlich-ritterliche Denkart und ihre abenteuernde Kreuzfahrtlust thun, als lange Schilderungen es vermögen.

Heinrich wurde bald nach dem Jahre 1230 geboren und verheiratete sich um das Jahr 1259 mit Anastasia, der Tochter Herzog Barnims von Pommern, die an seiner Seite so viel Schweres erleben sollte. Nachdem er wahrscheinlich schon mit dem Vater und seinem Bruder Poppo einen Zug nach Livland mitgemacht hatte, trat er nach dem Tode des Ersteren, im Herbst des Jahres 1267 mit seinem Oheim Graf Gunzelin von Schwerin eine neue Reise dahin an. Seine Gemahlin begleitete ihn, und zu Riga wurde ihm sein ältester Sohn Heinrich geboren. Eine That der Barmherzigkeit, wie die Berichte der blutigen Scenen jener barbarischen Zeit sie selten erwähnen können, wird uns von ihm berichtet, und wirft ein schönes Licht auf seinen Charakter. Im Kampfesgewühl sah er ein dreijähriges Heidenmädchen am Boden liegen, in Gefahr von rohen Kämpfern erschlagen oder von den Hufen zerstampft zu werden; er zog die Kleine auf sein Pferd, ließ sie taufen, und übergab sie nach seiner glücklichen Heimkehr dem Kloster Rhena, wo sie noch nach 40 Jahren als Nonne Katharina lebte. Es werden uns, wie gesagt, selten solche Züge der Menschlichkeit aus jenen wilden Kämpfen erzählt.

Kaum war nun Heinrich von seiner frommen Fahrt nach Hause zurückgekehrt, als er schon wieder den Plan faßte, zur Ehre Christi eine weit größere zu unternehmen, zu den geweihten Stätten des heiligen Landes, wo zu jener Zeit die Christen wieder hart von den Sarazenen bedrängt wurden. Aus den Händen des Bischofs Ulrich von Ratzeburg empfing er das Kreuz. Vor der Abreise ordnete er die Angelegenheiten seines Hauses und Landes, übergab Anastasia nebst seinen erprobten Räten die Regierung und bestimmte für den Notfall seine Neffen von Werle zu Vormündern seiner unmündigen Söhne. Auf dem Franziskaner-Kirchhof zu Wismar segnete dann am 13. Juni 1271 der Guardian den Fürsten und seine Begleitung zur weiten Fahrt. Wer ahnte wohl damals, daß der stattliche Held, dem man jetzt das Geleite gab, erst nach 27 Jahren schwerer Trübsal als gebeugter Greis mit weißem Haar hier wieder seinen Einzug halten sollte.

Über Marseille und Cypern nahm der Fürst seinen Weg nach Akko, wo er im Herbst ankam. Bei den traurigen Verhältnissen aber, die damals in Palästina für die Christen herrschten, mußte es Heinrich bald klar werden, daß an einen erfolgreichen kriegerischen Zug nach Jerusalem für's Erste gar nicht zu denken sei. Wollte er also nicht ohne den Besuch des heiligen Grabes nach seiner Heimat zurückkehren, so mußte er auf eigene Hand versuchen, sein Ziel zu erreichen. Und diesen Plan führte er aus. Seine Wertsachen, eine goldene Spange, zwei Gürtel, zwei silberne Kannen, einen zerlegbaren Reisebecher, ließ er im Deutsch-Ordens-Hause zu Akko zurück,

und begab sich dann, im Januar 1272 auf den gefahrvollen Weg. Er sollte sein Ziel nicht erreichen; unterwegs wurde er gefangen genommen und mit seinem Diener Martin Bleyer nach Kairo geführt, und damit begann eine langjährige traurige Gefangenschaft. Auch von seiner Begleitung kehrte wenigstens vor dem Jahre 1275 niemand in das Vaterland zurück. Daher kam es auch, daß bis zu diesem Jahre keine sichere Kunde von dem traurigen Schicksal des Pilgers zu den fernen Seinen gelangte.

Mit welcher Sorge mußte diese Ungewißheit seine treue Gemahlin erfüllen, mit welchem Schmerz, als endlich das Geahnte zur Gewißheit wurde. In einem Schenkungsbriefe an die Nonnen zu Neukloster giebt sie diesem schmerzlichen Gefühl Ausdruck, aber auch der Hoffnung, daß Gott doch noch Alles zum Guten wenden werde. „Dies haben wir deshalb gethan", sagte sie, „damit Gott, der Herr unaussprechlicher Barmherzigkeit, der wohl regiert und nichts übereilt, um der kräftigen Fürbitte willen dieser Dienerinnen Christi und anderer guter Werke, welche bei ihnen so zahlreich geübt werden, unseren geliebten Gemahl, Herrn Heinrich von Mecklenburg, aus den Fesseln der Heiden, in denen er gefangen liegt, unversehrt errette, und ihn uns und unseren Kindern und Verwandten, die in tiefer Trauer seiner Heimkehr harren, zu rechtem Trost zurücksende". Wie lange Jahre sollten noch verfließen, ehe diese Hoffnung erfüllt wurde, und wie viel Bitteres mußten sie und das Land in dieser Zeit durchleben.

Sobald die Gefangennahme Heinrichs und sein hartes Schicksal zur Gewißheit geworden waren, erschienen seine beiden werleschen Vettern, die Söhne des alten Nikolaus, in Wismar, und erklärten den versammelten Vasallen, und den Ratmännern der Stadt mit Berufung auf die Bestimmung ihres gefangenen Vetters, daß sie gewillt seien, die Vormundschaft über seine Hinterbliebenen und das Land zu übernehmen; sie wollten sehen, wer ihnen das streitig machen wollte. Obgleich die beiden Brüder Heinrichs, Nikolaus und Johann, sich dem widersetzten und erklärten, daß ihnen die Vormundschaft gebühre, war die Mehrzahl der angesehensten Vasallen der Ansicht, daß zunächst der bis jetzt bestehende Zustand aufrecht erhalten würde. Die Werler zogen nun zwar unverrichteter Sache ab, aber bald kam es zwischen den einflußreichen Vasallen, besonders den Rodenbeck und Barnekow und den fürstlichen Brüdern zu neuen Reibereien. Diese als Burgmannen der Burg Wismar gingen sogar so weit, dem Fürsten Johann den Zutritt zur Burg zu versagen. Als nun die Fürsten bei ihrem Schwager Gerhard von Holstein und dem Grafen Helmold von Schwerin in Gutem keine Abhülfe erreichen konnten, suchte Johann sich mit Gewalt sein Recht zu verschaffen, und brannte die Höfe der widerspenstigen Vasallen nieder. Erst dem alten Nikolaus von Werle gelang es dann, diesen traurigen Streitigkeiten ein Ende zu machen; er kam nach Wismar, versammelte die streitenden Parteien in der St. Marienkirche, und es gelang ihm, die Sache so zu ordnen, daß der Fürst Johann zum Vormund bestimmt, und ihm 6 Ritter zum Beirat gesetzt wurden.

Trotz des anmaßenden Auftretens der jungen Werler hielt übrigens Johann sich der Bestimmung seines Bruders gemäß treu zu ihnen, als sie

im folgenden Jahre 1276 mit dem Markgrafen Otto von Brandenburg in eine Fehde gerieten. Der Markgraf und Gerhard von Holstein, der Schwager Heinrichs des Pilgers, fielen infolge dessen von Schwerin aus sengend und brennend in das Land, und als dann nach einem halben Jahr die Fehde für die Werler einen unglücklicher Ausgang nahm, zahlte Johann ihnen noch 500 Mark zu den Kosten. Die Werler verloren infolge dieser Fehde die Stadt Wesenberg mit der Lieze an Brandenburg.

Kaum war aber diese Gefahr beseitigt, so zog schon wieder ein neues Ungewitter herauf; Johann geriet mit Ulrich von Blücher, einem Ritter des Vormundschaftsrats, in Streit, der nach der Sitte der Zeit wieder zu Thätlichkeiten führte. Auf dem durch Wismar veranlaßten Vergleichstage erschien Ulrich mit dem Bischof Hermann von Schwerin, dem Grafen Helmold von Schwerin und den Werlern mit bewaffneter Macht, und diese Fürsten erklärten Nikolaus und Johann, trotzdem sie sich zu Recht erboten, für abgesetzt, und nötigten die mecklenburgischen Vasallen, die Vormundschaft der Werler anzuerkennen. Auch ein neuer Vergleichstag vor Sternberg führte zu keiner friedlichen Einigung, vielmehr nahmen die Werler und der Graf von Schwerin noch an demselben Tage Sternberg und Gadebusch in Besitz. Drei Tage später erschienen sie mit ihren Schaaren vor Wismar, das sich aber durch eine eilig in diesem Jahr errichtete Mauer gesichert hatte. Die Feinde konnten daher nichts ausrichten, setzten aber die alte verfallene Burg Mecklenburg wieder in Stand, um von da aus die Stadt zu beunruhigen. Dann zogen sie nach Grevismühlen, das der Propst Nikolaus besetzt hatte; hier waren sie glücklicher; sie nahmen Stadt und Burg, und vertrieben Nikolaus. So war denn Wismar mit der fürstlichen Burg die einzige Zufluchtsstätte der unglücklichen fürstlichen Familie, von allen Seiten eingeengt. In dieser Not beschickte die Stadt wieder die benachbarten und befreundeten Fürsten, Barnim von Pommern, Wislav von Rügen, Waldemar von Rostock und Gerhard von Holstein. Diese kamen denn auch nach Wismar und brachten einen Vergleich zu Stande, der unentgeltliche Auslieferung der Gefangenen und Übergabe der Burgen bedingte. Allein die Gegner hielten diesen Vergleich nicht, vielmehr traten die Werler nun mit einer neuen Forderung hervor; sie verlangten als Entschädigung für ihre Unkosten die Summe von 2010 Mark. Barnim von Pommern und Wislav von Rügen versuchten nochmals Frieden zu stiften, aber vergebens. Die Feinde boten vielmehr nun Alles auf, um auch die letzte Stadt, Wismar, in ihre Gewalt zu bekommen; sechs Wochen lagen sie vor der Stadt, dann zogen sie unverrichteter Sache ab und rächten sich nun durch Plünderungszüge aus den besetzten festen Plätzen, bis endlich das Glück sich der hart bedrängten Fürstenfamilie wieder zuwandte. Kurz vor St. Gallen 1278 zogen die Feinde wieder mit großen Haufen zu einem solchen Raubzuge aus Gadebusch aus, als Johann sie überraschte und einen glänzenden Sieg davontrug; 80 Gefangene brachte er davon; und dieser Sieg führte endlich den ersehnten Frieden herbei.

Der Kampf gegen die Markgrafen von Brandenburg und der Rostocker Bund.

Daß der Zustand unseres Landes nach all' diesen Kämpfen nicht der beste war, kann man leicht erschließen, und doch brachten schon die nächsten Jahre wieder eine gefährliche Fehde, welche, drohender noch als die bisherigen, erst 1284 beigelegt wurde. Wie aber oft die Not die Menschen treibt, ihre Kräfte zu sammeln, und den Boden für das Nützliche und Gute bereitet, so riefen auch diese traurigen Kämpfe eine Erscheinung hervor, die in ihren Folgen jene trübe Ursache weit überragt. Die immer kampfbereiten Markgrafen von Brandenburg, die trotz ihrer großen Zahl in seltener Einigkeit lebten und dadurch stark wurden, waren die Ursache dieser fast alle niederelbischen und Ostseeländer bewegenden Fehde. Schon 1268 setzten sie sich, wie wir sahen, durch Ankauf von den Herzogen von Sachsen in Parchim fest, und ihre Stellung wurde allmählich eine so drohende, daß sich 1272 zu Grevismühlen mehrere Fürsten Mecklenburgs mit Erich von Schleswig verbanden, um ihnen Widerstand zu leisten. Wie sie dann in den folgenden Jahren Werle und Mecklenburg befehdeten, wurde oben erwähnt. Der Friede hatte aber kaum einige Jahre gedauert, als die Werler schon wieder in den Streit hineingezogen wurden, den Bugislav von Pommern-Wolgast mit den Markgrafen ausfocht; und dieser Kriegesbrand verbreitete sich allmählich über alle Länder Slaviens. Mit welchen übermütigen Ansprüchen die Brandenburger den Fürsten der mecklenburgischen Länder gegenüber auftraten, geht u. a. aus den Bestätigungsurkunden hervor, welche sie bei Gelegenheit eines ihrer Einfälle den Klöstern Dargun und Doberan gaben. Sie bestätigten hierin die Schenkungen der früheren Mecklenburger und Werler Fürsten mit dem durch nichts begründeten Zusatz, daß diese Schenkungen ohne die Einwilligung ihres Vaters hätten nicht geschehen dürfen. Solche, Allen gegenüber bekundete Anmaßung war es, welche die benachbarten Fürsten und Städte vereint gegen sie ins Feld führte; denn nicht allein die Fürsten, sondern auch die Rechte der Städte verletzten sie in ähnlicher Weise. Lübeck besonders, dessen Schirmvogtei Otto und Conrad von Brandenburg verwalteten, fühlte sich beschwert und brachte es durch seine Vorstellungen beim Kaiser dahin, daß den Markgrafen die Vogtei genommen und den Herzogen von Sachsen-Lauenburg übertragen wurde. Und nicht allein das; von Lübeck ist auch der erste Anstoß zu jenem großen Bunde hervorgegangen, zu welchem am 13. Juni 1283 sämtliche Fürsten von Mecklenburg, Pommern, Rügen, die Herzoge von Lauenburg und Lüneburg, sowie die Seestädte Lübeck, Rostock, Wismar, Stralsund, Greifswald und Anklam in Rostock zusammentraten, und der daher den Namen des Rostocker Bundes trägt. Dieser Bund aber hat eine weit größere Bedeutung, als die zeitweilige Fehde, welche ihn hervorrief, und die im folgenden Jahre durch den Frieden zu Vierraden und die sich daran knüpfenden Verhandlungen beendigt wurde. Es ist nämlich das erste Mal, daß wir hier die fünf wendischen Seestädte, die den Grundstock der späterhin so

mächtigen Hansa bildeten, in gemeinsamem politischen Handeln auftreten sehen. Erst vor wenig Menschenaltern gegründet waren sie, anfangs gehegt durch die Gunst ihrer Landesherren, durch den Fleiß und die Betriebsamkeit, durch die Kraft und den Rechtssinn ihrer wehrhaften Bürger, aus kümmerlichen Marktorten in wunderbar schneller Zeit volkreiche, mächtige Städte geworden. Aus ihren Hafen fuhren die Schiffe mit Korn, Mehl, Bier und Industriewaren aller Art nach Preußen, Livland, Schweden, Norwegen und Dänemark, und brachten von dorther Fische, Kupfer, Fliesen, Rauchwaren und anderes zurück. Aus Flandern holten sie die feinen beliebten Tuche, um sie weit nach dem fernen Osten weiter zu verhandeln. Hinter ihren starken Mauern, welche an stelle der alten Palisaden getreten waren, erwuchsen behäbiger Wohlstand und Reichtum. Und wie gleiche Interessen die Menschen, so führen sie auch die Städte und Staaten zusammen. Daher finden wir denn schon Jahre vor dieser Zeit mancherlei Annäherung und Berührung, wo die gegenseitigen Interessen es erheischten. Dazu verband alle Bürger dieser Städte das starke Band der Rechtseinheit, damals noch von größerer Bedeutung als heut zu Tage. Sie gaben und nahmen Recht nach dem Recht ihrer Vorderstadt Lübeck, nach lübischem Recht. Es wäre nichts Auffallendes, wenn diese Städte, die nahe Lage, Gleichheit des Rechts und der Interessen verband, sich in einem besonderen Bund zusammengethan hätten, sondern das ist das Bemerkenswerte, daß sie hier in dem Rostocker Bündnis als gleichberechtigte bundesschließende Parteien neben den Fürsten, ihren Landesfürsten, auftreten; neben den Herren von Mecklenburg und Rostock ihre Städte Rostock und Wismar. Wir begegnen hier zum ersten Male jener eigentümlichen Doppelstellung dieser Städte, die sie als erbunterthänige Orte ihrer Landesherrschaften und als Mitglieder des freien Hansabundes einnahmen. Es ist kaum möglich, daß den Fürsten diese auffallende unnatürliche Sachlage sollte entgangen sein, und daß sie nicht sollten Bedenken getragen haben, solch ein Verhältnis feierlich zu sanktionieren. Allein es heißt auch hier: die Not bricht Eisen und macht auch das scheinbar Unmögliche möglich; nur aus der Notlage der verbündeten Fürsten erklärt sich diese eigentümliche Verbindung. Zwei Jahre hatte der Krieg bereits gedauert, und noch war kein Ende abzusehen — da gingen die Geldmittel zu Ende; und Geld war nur bei den Städten zu haben. Nur sie konnten es schaffen. Jene große Geldverlegenheit der mittelalterlichen Fürsten, die uns nach unseren jetzigen Verhältnissen und weiten Verbindungen so unerklärlich erscheint, erklärt sich sehr leicht aus den beschränkten Creditverhältnissen jener Zeiten. Sie waren in solchen Verlegenheiten auf die nächsten Fürsten, und, wenn diese nicht wollten oder konnten, was häufig der Fall war, auf die nächsten Städte angewiesen. So schafft die welterhaltende Gerechtigkeit immer einen Ausgleich der Gewalten. Die Stadt, die ihre Bürger scheinbar schutzlos ausziehen ließ durch das Land kriegerischer Fürsten und gefährlicher Vasallen, hatte doch ein Mittel, auch ihr Recht geltend zu machen, wenn ihre Zeit kam.

Man würde jedoch die Sachlage verkennen, wenn man dächte, daß nur die Fürsten dieses Bündnisses benötigt gewesen wären; vielmehr hatten

auch die Seestädte, denn diese kommen vor allen in Betracht, ebenso triftige Gründe. Damals schwebte gerade der Streit Lübecks mit Wisby auf Gotland um die Vorortschaft auf der Ostsee, ein Streit von der größten Bedeutung für die fernere Entwickelung unserer Ostseestädte, den wir aber nicht weiter verfolgen können. Wie schlecht Lübeck mit den brandenburgischen Markgrafen stand, wurde schon oben erwähnt. Außerdem stand ein ernster Konflikt mit Norwegen in Aussicht, der eine Hülfe der Fürsten sehr wünschenswert erscheinen ließ. Endlich hatte auch niemand ein größeres Interesse an der Sicherung der Verkehrswege als die Städte; ja, es war das eine Grundbedingung ihres glücklichen Gedeihens Man sieht also, es war ein gegenseitiges Interesse, welches beide Parteien zusammenführte, nur waren augenblicklich die Städte in der glücklichen Lage, ihre besonderen Bedingungen stellen zu können, und das tritt in der Bundesakte auch deutlich genug hervor. Den Inhalt derselben bildeten Bestimmungen über den gegenseitigen Schutz der Mitglieder gegen die Schädiger ihrer Rechte, Schutz der Land- und Wasserstraßen, von Gut und Leib der Unterthanen, Schlichtung von Streitigkeiten der Vasallen durch auf Zeit gewählte Richter, die Dauer des Bundes und die Termine der jeweiligen Zusammenkünfte. Besonders bemerkenswert sind aber die angehängten Bedingungen und Forderungen der Städte: Die Herren geben ihre volle Zustimmung, daß ihre kleinen und großen Städte den übrigen Städten in Allem nach Vermögen beistehen; allen Bundesstädten und Vasallen sind ihre althergebrachten Rechte unverbrüchlich zu halten; allen Bundesstädten sind ihre Freiheiten und Privilegien, die sie nachweislich besitzen, zu bestätigen und zu erneuern, vor Allem Lübeck in allen Landen die Privilegien, die es zur Zeit Barnims und Wertislavs von Pommern hatte; die Fürsten sollen keinen Frieden schließen, ohne Zustimmung der gemeinen Städte; der Bund soll 10 Jahre dauern, ob er dann weiter bestehen soll, soll nicht auf die Fürsten, sondern nur auf die Städte und Vasallen ankommen. In allen diesen Bestimmungen tritt die dominierende Stellung der Städte mit einer Deutlichkeit hervor, die den Zweifel rechtfertigt, ob das Bündnis in dieser Gestalt, wie sie das noch jetzt in Lübeck aufbewahrte unbesiegelte Original bietet, wirklich zu Stande gekommen ist. Mag es nun aber in dieser oder in einer etwas veränderten Form abgeschlossen sein, man kann jedenfalls gespannt sein, welches Schicksal dieses eigenartige Gebilde mannigfaltiger Interessen einer vielköpfigen Genossenschaft hatte.

Zunächst wurde der Krieg gegen die Markgrafen mit den Geldmitteln der Städte weiter fortgesetzt, denn diese dachten wohl von Anfang kaum daran, ihre Bürger persönlich an dem Kampfe teilnehmen zu lassen; sie trugen lieber ihre Leistungen in Geld ab. Schon vor dem Abschluß des Bündnisses hatten sie sich an dem Kriege dadurch beteiligt, daß sie dem Herzog Johann von Sachsen für die Stellung von 50 Arbeitern 1000 Mark Lübisch zahlten. Für die Stellung des Restes ihres Contingentes nahmen sie nun den jungen Herzog Otto von Lüneburg unter der Form eines Bündnisses mit einigen der beteiligten Fürsten am 6. Juli zu Boizenburg, wo der erste der bestimmten Tage abgehalten wurde, in Sold, und derselbe trat, wenn auch unter ganz bedeutenden Beschränkungen, dem Bunde bei.

Obgleich nun aber die Städte Geld über Geld aufbrachten, hatten die Verbündeten doch im ganzen nur geringe Erfolge zu verzeichnen; ja, endlich kehrte Johann von Sachsen sogar dem Bunde den Rücken, indem er trotz des beschworenen Vertrages sich mit dem Markgrafen auf Verhandlungen einließ, und am 4. April 1284 mit ihnen hinter dem Rücken seiner Bundesgenossen zu Beese bei Salzwedel einen Vertrag schloß, in welchem er ihnen gegen eine Entschädigung von 4000 Mark reinen Silbers gegen ihre Feinde zu dienen versprach. Er scheint sogar versucht zu haben, die Lübecker zu sich herüber zu ziehen; allein diese wandten sich nun an den Kaiser Rudolph mit der Bitte, endlich durch seine Dazwischenkunft eine Versöhnung herbei zu führen, und dieser beauftragte denn auch sogleich den Herzog Albrecht von Sachsen-Wittenberg, der eben von dem Markgrafen gewonnen worden war, in einem ernsten Schreiben, anstatt sich in den Kampf zu mischen, lieber die nötigen Schritte zur Einigung der feindlichen Parteien zu thun. Es vergingen aber noch zwei Monate, ehe zu Vierraden der Vertrag zu Stande kam, welcher wenigstens den Mecklenburgischen Fürsten keine besonderen Vorteile brachte.

Die Seestädte hatten das Ende dieser langwierigen Fehde um so dringender herbei gewünscht, je gespannter ihr Verhältnis zu Norwegen wurde, wo ihre Interessen in einer Weise verletzt wurden, die sie auf die Dauer nicht ruhig ertragen konnten. Sobald daher die Beendigung des Kampfes in Aussicht stand, wurde dieser neue Handel mit Nachdruck betrieben. Es ist bewundernswert, mit welcher Umsicht und Energie die Städte ihre Sache führten. Nachdem auf einer Versammlung in Wismar um Ostern 1284 die notwendigen Schritte beredet waren, knüpfte man durch eigene Gesandte Verhandlungen mit Dänemark an, und bewog den König, dem großen Bunde beizutreten. Als dann die Vorstellungen bei Erich von Norwegen zwar eine freundliche Antwort, aber nachträglich hinterlistige Schädigungen zur Folge hatten, wurden alle Hebel in Bewegung gesetzt, den Gegner zur Nachgiebigkeit zu zwingen. Zunächst erging die Aufforderung an die verbündeten Fürsten, dem Vertrage gemäß für die geschädigten Städte durch Fürsprache einzutreten; eben solche Bittschreiben ergingen aber auch an den Kaiser, an viele Fürsten und Städte an der Ost- und Westsee, an die Könige von England und Schweden. Und als nun nach der bestimmten Frist der Erfolg noch ausblieb, wurde alle Aus- und Einfuhr nach und von Norwegen verboten. Bei den Rüstungen, die nun folgten, war Wismar besonders thätig, und seine Schiffe erschienen zuerst an der norwegischen Küste und thaten dem Feinde vielen Schaden. Dieses entschlossene Vorgehen trug aber auch bald seine Früchte; schon im Mai 1285 zeigte sich Norwegen zu Friedensverhandlungen geneigt, bestätigte am 3. Juli vorläufig alle bisherigen Privilegien der verbündeten Städte und verpflichtete sich endlich in dem durch König Magnus von Schweden verhandelten Frieden zu einer bedeutenden Entschädigung, welche allerdings erst mehrere Jahre später vollständig bezahlt wurde. Aber darauf kam es den Städten auch nicht an, die Hauptsache war der Erfolg; es war die erste große Kraftprobe des jungen Städtebundes.

Der Werlesche Vatermord und seine Folgen.

Kaum hatte sich das Land Werle von den Kämpfen der achtziger Jahre einigermaßen erholt, als es durch eine entsetzliche That wieder der Schauplatz verwüstender Kämpfe wurde. Als Nikolaus I. im Mai 1277 starb, hinterließ er drei Söhne, Heinrich, Johann und Bernhard, von denen Heinrich zu Güstrow, Johann und Bernhard später zu Parchim residierten. Bernhard starb erblos schon am 10. Oktober 1282, sein Bruder Johann am 15. Oktober 1283, als von seinen Söhnen erst Nikolaus, der älteste, mündig war. Als nun Heinrich, der allein noch lebende Sohn Nikolaus' I. seine Gemahlin Rixa von Schweden verlor, heiratete er Mechthild, die Tochter Johanns von Braunschweig-Lüneburg. Diese Heirat sollte zu seinem Verderben ausschlagen. Nikolaus und Heinrich nämlich, seine Söhne aus erster Ehe, billigten die Wiedervermählung des Vaters nicht, die sie in ihrem Erbe verkürzen konnte. Es kam daher zwischen Vater und Söhnen zu ernsten Streitigkeiten, und endlich faßten diese den Entschluß, sich der Person desselben zu bemächtigen, um zu ihren Gunsten über die Erbschaft zu entscheiden; am 8. Oktober 1291 wurde der Plan ausgeführt. Heinrich jagte an diesem Tage bei dem Dorfe Saal unweit Damgarten; dort überfielen ihn die Söhne, und als er sich zur Wehr setzte, wurde er erschlagen, ob mit Absicht oder durch Zufall ist nicht ausgemacht. Die Thäter aber sollten die Früchte ihrer frevelhaften That nicht ernten. Sobald das Gerücht des entsetzlichen Verbrechens zur Gewißheit wurde, trat Nikolaus II. von Parchim als Bluträcher seines erschlagenen Oheims auf, erklärte seine Vettern als Frevler gegen menschliche und göttliche Gesetze ihres Erbes verlustig und besetzte ihr Land, da die Städte und Burgen der Vatermörder ihm willig ihre Thore öffneten und auch der größte Teil ihrer Vasallen sich ihm zuwandte. Die so ihres Erbes entsetzten Brüder versuchten lange Zeit vergebens, sich wieder in den Besitz ihres Landes zu setzen, nur Malchow und Penzlin wandten sich ihnen zu, aber das Erstere brachte Nikolaus von Parchim schon im Frühjahr 1292 wieder in seine Gewalt. Erst im Herbste desselben Jahres gelang es ihnen, Verbündete unter den Fürsten zu finden, welche sich ihrer Sache annahmen. Zwar hatte Heinrich von Mecklenburg schon die Waffen für sie ergriffen und Schwaan besetzt, aber weiter konnte auch er nichts ausrichten. Außerdem beschäftigten ihn die Verhandlungen wegen seiner Vermählung mit Beatrix von Brandenburg, und erst auf der Hochzeit, die am 11. August zu Neubrandenburg gefeiert wurde, scheint es den vertriebenen Brüdern gelungen zu sein, bei den dort versammelten Fürsten es durchzusetzen, daß etwas Ernstliches gegen ihren Vetter unternommen wurde. Der Winter verfloß aber wieder unbenutzt, und als im Frühjahr 1293 das Heer der Verbündeten den Schaaren Nikolaus' bei Parchim begegnete, fiel die Entscheidung zu ihren Ungunsten, Nikolaus erfocht einen glänzenden Sieg; 300 Ritter fielen in seine Hände. Unter den Gefangenen war auch der Fürst Wislav von Rügen, wenn dieser nicht schon kurz vorher bei irgend einer anderen Gelegenheit in Gefangenschaft

geraten war. Die Friedensverhandlungen, welche dieser für die Verbündeten so unglücklichen Schlacht folgten, führten zu keiner endgültigen Entscheidung. Die Brandenburger Markgrafen, welche anderweitig beschäftigt waren, zogen sich mehr und mehr von den Unternehmungen zurück, so daß endlich nur Heinrich von Mecklenburg und Wislav von Rügen den Krieg weiter führten, bis sie am 31. Oktober 1294 mit ihrem Gegner Frieden schlossen. Nikolaus hatte gesiegt, das besetzte Land blieb ihm, und die beiden Vatermörder Nikolaus und Heinrich mußten ihr Erbe verlassen. So gelangte Nikolaus in den Besitz des ganzen Werleschen Landes.

Ritter und Raubritter.

Es wäre auffallend, wenn jene Zeiten der Unruhe und Gährung, welche Mecklenburg nach einer verhältnismäßig langen Friedenszeit durchmachte, in den Verhältnissen der Vasallen keine Veränderung hervorgebracht hätte. Ist der Herr schwach, so gehen die Knechte ihre eigenen Wege. Das gilt von dem Zustande der damaligen Zeit in vollem Maße. Der Fürst von Mecklenburg saß im fernen Morgenlande gefangen; in Rostock folgte 1282 der unfähige Nikolaus, unmündig sein Leben lang; die Grafen von Dannenberg, in beständigem Familienzwist lebend; außerdem die vielen Fehden im Innern und gegen äußere Feinde, Fehden, in denen Recht und Unrecht der Parteien schwer zu entscheiden war, und in denen man sich gegenseitig seine Vasallen abspenstig machte, das Alles lockerte das feste Lehnsband zwischen Fürst und Mannen, veranlaßte aber auch zugleich einen engeren Zusammenschluß der letzteren, den man dann durch gemeinsam erworbene Privilegien zu stärken suchte. Namentlich die andauernde Geldverlegenheit der Fürsten war solchen Bemühungen günstig. So mußten 1276 und 1285 die Werler nach den unglücklich geführten Kriegen ihren Ständen für die Übernahme eines Teiles ihrer Schulden besondere Privilegien erteilen. Auch die Schweriner Ritterschaft erlangte 1279 eine Verbriefung ihrer Rechte von den Grafen Helmold und Nikolaus. Dieselbe Erscheinung bieten uns übrigens die benachbarten Länder Brandenburg, Lauenburg und Lüneburg; kurz, die Ritterschaft konsolidierte sich, wie es die Städte in ihrer Weise gethan hatten. Selbstverständlich steigerte sich damit aber auch das Selbstbewußtsein und artete bei rohen Naturen zu Trotz und Übermut aus. Bei Beginn der Vormundschaftshändel wagten es die Burgmannen von Wismar, ihren Fürsten den Zutritt zur Burg zu verweigern; bald darauf scheute sich Ulrich von Blücher nicht, die Waffen gegen den Fürsten Johann zu ergreifen. Otto von Lüneburg mußte es erleben, daß kurz vor dem Kampfe, als er gegen die Markgrafen im Felde lag, seine Ritterschaft sich zu fechten weigerte, ehe er nicht ihre Privilegien bestätigt hätte. Welche Rolle spielte dann nicht ein Ritter, wie Hermann Riebe, der Fürsten und Städte in Bewegung setzte! Daß sich da Männer

unter den Rittern fanden, welche von ihren festen Sitzen aus die gröbsten Gewaltthaten verübten, ist nicht zu verwundern. Daher war es denn ein Hauptpunkt des Rostocker Vertrages, daß alle Bundesmitglieder zur Sicherung der Landstraßen verpflichtet seien und gegen die Übelthäter mit der größten Strenge einzuschreiten hätten. Viel scheint aber das nicht genutzt zu haben, denn wenige Jahre später wurden die Lübecker Kaufleute schon wieder von den wilden Gesellen so belästigt, daß sie mit den Mecklenburgern und Werlern nochmals einen besonderen Vertrag zur Unterdrückung der Straßenräuberei schlossen. Besonders waren es die Ritter von Sachsen-Lauenburg, welche alle benachbarten Lande in steter Aufregung erhielten, um so mehr, da sie von dem Vormund ihrer unmündigen Landesherren, Albrecht II., der mehr Räuberhauptmann als Fürst genannt zu werden verdient, bei allen Gelegenheiten in Schutz genommen wurden. Die Lübecker waren bei dem Kampfe gegen diese Landplage zunächst ganz allein auf sich angewiesen, und erst 1289 gelang es ihnen wieder einen Teil der Fürsten Mecklenburgs zu einer gemeinsamen Unternehmung, die sich nun auch gegen den Herzog Albrecht richtete, zu bewegen. Sie hatten bei einem ihrer Züge den Peter Riebe, einen nahen Verwandten des mächtigen Hermann Riebe, des Herzoglichen Stadthalters, gefangen genommen und als berüchtigten Straßenräuber kurzer Hand aufgehängt. Das war in den Augen Albrechts und seiner Vasallen ein unerhörtes Vorgehen, und eine erbitterte Fehde war die Folge. Die Lübecker drangen aber mehrfach siegreich in das Sachsen-Lauenburgische vor, beschossen auch Ratzeburg, aber sie konnten nur mit Mühe die Fürsten zu einem energischeren Vorgehen bewegen. Erst nach dem Reichstage zu Erfurt 1289, auf welchem auch der junge Heinrich von Mecklenburg anwesend war, und auf dem der friedliebende Kaiser Rudolph den Versammelten noch einmal dringend die Pflege des Landfriedens ans Herz legte, verstanden sie sich zu einer großen Unternehmung. Am 1. Januar 1291 trafen die Verbündeten in Grevesmühlen zusammen und beschlossen, einen gründlichen Vernichtungszug gegen die Sachsen-Lauenburgischen Ritter zu unternehmen. Sie rückten auch sofort vor das auf der Grenze von Lauenburg und Mecklenburg gelegene Dutzow. Allein die Hoffnung der Städte wurde wieder vernichtet; andere Fürsten, der Herzog Otto von Braunschweig-Lüneburg, die Grafen Adolph und Gerhard von Holstein und der Graf Nikolaus von Schwerin legten sich ins Mittel und brachten einen Vertrag zu Stande, in welchem den Verbündeten zwar gestattet wurde, die Burgen Klocksdorf, Karlow, Schlagsdorf, Mustin, Borchersdorf, Linow, Nannendorf, Wehningen, Walerow und Dutzow bis zum 11. Februar zu schleifen, aber alle Gefangenen sollten nach geleisteter Urfehde frei gegeben werden. Die gefürchteten Besitzer dieser Burgen gehörten den weit verzweigten Familiengruppen der Rieben, Scharfenberg, Karlow, Zülen und anderen an, welche fast alle als gemeinsames Wahrzeichen eine Pfeilspitze im Wappen führten. So gingen also die Schuldigen wieder ungestraft aus dieser üblen Lage hervor. Die Folge war, daß nach wenigen Jahren trotz des Vertrages die Burgen wieder errichtet waren, und daß in den folgenden Jahren, namentlich als die Werlesche Fehde tobte, die Gewaltthaten niemals aufhörten. So wurde

am 27. Mai 1292 das Nonnenkloster Rühn von Mordbrennern ausgeplündert und in Asche gelegt. Drei Jahre später sahen sich Nikolaus von Parchim und Graf Nikolaus von Schwerin genötigt, gegen Hermann Riebe vorzugehen, der ihre Lande in unerhörter Weise mit Raubzügen belästigte. Wieder dasselbe Schauspiel! Eine ganze Reihe von Fürsten rückte mit ihren Heerhaufen vor Hitzacker um — wieder mit den Raubgesellen einen Vertrag abzuschließen, die Gefangenen mit Urfehden zu entlassen, die Burg zu schleifen, und sie nach wenigen Jahren wieder erstehen zu sehen. Schon zwei Jahre später trieb es Hermann Riebe wieder so arg, daß die Fürsten die Sache nicht länger ruhig ansehen konnten. Im August 1298 rückten die Herzoge Johann und Albrecht von Sachsen, die Leute der Markgrafen von Brandenburg, der Grafen Nikolaus und Gunzelin von Schwerin, Johann von Gadebusch, Heinrich von Mecklenburg, Gans von Putlitz und das Aufgebot der Stadt Lübeck vor die Feste Gläsin, in welcher der junge Hermann Riebe und sein Oheim Johann Riebe lagen. Man sieht, das Aufgebot war stark genug, aber die in der Burg waren durchaus nicht gewillt, sich zu ergeben. Mit dem größten Übermut ritten sie heraus, um vor der Burg mit den Belagerern ihre Speere zu wechseln. Zuletzt wurde Einer von ihnen, der junge Eckhard Riebe mit dreien seiner Knechte bei Gelegenheit eines dieser Kämpfe gefangen. Um die auf der Burg zu schrecken, wollte man ein Exempel statuieren und verfuhr nach dem Spruche: die kleinen Diebe hängt man, die großen läßt man laufen. Man zog Einem der Knechte des Ritters Eckhard Riebe blauen Rock an, und hängte ihn mitsamt den übrigen Knechten vor der Burg auf. Eckhard Riebe dagegen führte man in den Turm nach Schwerin, um ihn später natürlich frei zu lassen. Der Erfolg war nur der, daß die auf der Burg noch grimmiger fochten, und eine Menge Ritter und Knappen verwundeten und töteten. Da war man doch endlich genötigt, Ernst zu machen. „Da die Fürsten und Herren sahen“, sagt die alte Erzählung, „daß die auf der Burg es so häßlich meinten, so gingen sie zu Rate und legten ein Ding. Herzog Albrecht von Sachsen der saß zu Gerichte, und die Herren wurden Kläger. Man lud die auf der Burg zu Gericht, aber sie kamen nicht. Da zog man ein Schwert und schrie über sie das eine Mal, das andere Mal und das dritte Mal als Räuber und Friedensbrecher. Danach wurden sie verfestet nach rechtem Urteil. Da wurden sie gelegt friedlos und rechtlos, an Landen und an Wassern, an Stegen und an Wegen, an Kirchen und an Klausen und in allen Gotteshausen. Danach vereinigten sich die Herren mit den Fürsten, was sie fingen von den Feinden von dem Hause, die müßten sterben bitteren Todes. Bei Nachtzeit aber kam der Hauptmann Hermann Riebe selbstdritt von dem Haus durch das Heer, und niemand wußte, wie. Nicht lange darnach wurde das Haus genommen, und alle gefangen und gehangen. Der edle Mann, Herr Gans von Putlitz hing den Hauptmann Johann Riebe von Schlagsdorf mit eigener Hand, denn er war sein grimmiger Feind, weil der junge Riebe, Johanns Sohn, ihn zu Wittenberge im Bade fing. Die von Lübeck hingen auch einen bösen Mann, der hieß Wolteblock; so wurde das böse Nest zerstört.“

Die Rückkehr Heinrichs des Pilgers und seine letzten Lebensjahre.

In den Tagen dieser Belagerung kehrte auch endlich nach 26-jähriger Gefangenschaft der viel geprüfte Heinrich der Pilger in seine Heimat zurück. Von der Bergveste von Kairo war selten eine Nachricht zu den Seinen gelangt, und nach der ersten Kunde von seiner Gefangennahme, die im Jahre 1275 ankam, folgte wenige Jahre später das Gerücht von seinem Tode; damit schwand alle Hoffnung der Seinen, ihn je wieder zu sehen, und wurde nur zweimal in schrecklich enttäuschender Weise wiederbelebt durch das Auftreten zweier Betrüger, die sich für den Fürsten ausgaben, und von denen der Eine bei der Börzower Mühle ertränkt, der Andere bei Sternberg verbrannt wurde. Erst im Jahre 1287 erhielt Anastasia wieder sichere Kunde, daß ihr totgeglaubter Gemahl noch lebe, und sie ließ nun nichts unversucht, ihn seinem schrecklichen Schicksal zu entreißen. Noch im Dezember eilte sie nach Lübeck, um dort mit dem Deutschorden einen Vertrag zur Befreiung Heinrichs abzuschließen. Sie verpflichtete sich den Brüdern für ihre etwaigen Bemühungen und Kosten 2000 Mark zu zahlen, und am 13. Dezember bescheinigte ihr der Lübecker Rat den Empfang der Summe mit der Versicherung solche nächsten Ostern an den Deutschordensmeister auszuzahlen. Allein das Jahr verstrich wieder, ohne daß irgend Etwas verlautete, und im Spätherbste des folgenden Jahres lief ein vom 14. August datierter Brief aus Acco ein, in welchem der Präzeptor des Deutschordens Wirich von Homburg die Stadt Lübeck anwies, der Fürstin die 2000 Mark zurückzuzahlen, „weil einstweilen keine Hoffnung sei, daß der edle Herr Heinrich von Mecklenburg aus den Fesseln der Sarazenen frei gekauft werde, bis es Gott in seiner Barmherzigkeit gefalle, andere Mittel und Wege zu seiner Befreiung zu eröffnen.“ Auf dem Reichstage zu Erfurt empfing dann im Dezember desselben Jahres noch seinen Sohn, der junge Fürst Heinrich, von dem Hochmeister des Deutschordens, Burchard von Schwanden als teure Reliquien die Kostbarkeiten, welche der Vater beim Antritt seiner verhängnisvollen Pilgerfahrt im Ordenshause zu Acco zurückgelassen hatte. Gab auch damals der junge Fürst noch der Hoffnung Ausdruck, daß, wenn Gott Gnade gebe, sein Vater noch einmal aus den Banden der Ungläubigen befreit werden möchte, so begegnen wir Spuren ähnlicher Hoffnungen später nicht mehr. Heinrich führte zwar noch immer das Siegel seines Vaters, und bewies sich dadurch als dessen Stellvertreter in der Regierung, aber in einer Urkunde vom 20. Januar 1298 bezeichnete er ihn als verstorben. Und doch hatte Gott den unglücklichen Pilger nicht nur erhalten, sondern als sein Sohn dies schreiben ließ, war Heinrich bereits in Freiheit gesetzt und auf der Heimkehr in sein Vaterland. Der Sultan Mansur-Ladjin verletzte sich im Herbste 1297 schwer die Hand. Zur Feier seiner Genesung waren alle Häuser und Läden in Kairo prächtig geschmückt, und der Fürst bekleidete nicht nur einige Emirs an diesem Tage mit Ehren-

gewändern und teilte Almosen an die Armen aus, sondern setzte auch mehrere Gefangene in Freiheit; unter denen war auch unser Fürst Heinrich, der nun nach 26-jähriger Gefangenschaft mit seinem treuen Diener Martin Bleier, einem geborenen Wismaraner, der ihn die lange Zeit über durch den Ertrag seiner Seidenweberei erhalten hatte, der Freiheit wiedergegeben wurde. Mit einer Botschaft des Sultans an den Papst reiste der nun endlich Befreite zunächst nach der Südküste von Griechenland, wo er von der Erbtochter des Fürsten Wilhelm von Villardouin, Fürstin Isabella von Achaja, freundlich aufgenommen und mit der notwendigen Unterstützung weitergeschickt wurde. In Rom langte dann Heinrich am Freitage vor Pfingsten, am 23. Mai 1298 an. Dort traf er den Lübecker Stadtschreiber Alexander Hüne, und von diesem konnte er nun endlich ausführliche Kunde über die Schicksale seiner Familie und den Zustand seines Landes erhalten. Wie gespannt mag er dessen Mitteilungen gelauscht haben. Von Rom aus schlug der Fürst, nachdem er in einer Audienz bei dem Papste seine Botschaft erledigt und dessen Segen erhalten hatte, den Landweg über die Alpen nach Deutschland ein; sein weiterer Weg führte ihn dann nach Magdeburg, wo der Rat ihn gastlich aufnahm, und bald nachher betrat er im Juli den Boden seiner Heimat. In das Lager von Gläsin, wo, wie erzählt, sein Sohn mit den verbündeten Fürsten lagerte, sandte der Heimkehrende die Botschaft von seiner bevorstehenden Ankunft. Aber durfte man solcher Meldung Glauben schenken, da man schon zweimal so schrecklich getäuscht war? Der Sohn eilte sogleich nach Wismar zurück, um seine Mutter davon in Kenntnis zu setzen, und brachte die beiden alten Räte, Detwig von Oertzen und Heino von Stralendorf mit sich zurück. Auch sie erkannten in dem alten abgezehrten Körper ihren alten Herrrn nicht wieder, aber aus den Antworten, welche der Pilger auf ihre Fragen gab, überzeugten sie sich bald, daß es in Wahrheit der alte Fürst Heinrich sei. Jetzt erst konnte man sich der vollen Freude hingeben. Und nun säumte der Fürst auch nicht länger seiner Gemahlin zu begegnen. Bis Hohen-Vicheln am Nordende des Schweriner Sees zog sie ihm von Wismar aus entgegen, und dort fand die erste Begrüßung zwischen den lang Getrennten statt.

Von den Famliengliedern, die er bei seinem Abschied zurückgelassen, fand er nur wenige noch am Leben. Seine einzige Schwester, Elisabeth, war wie ihr Gemahl, Graf Gerhard von Holstein, schon seit 10 Jahren tot. Von seinen Brüdern lebte nur noch Johann von Gadebusch; Hermann, Domscholastikus zu Schwerin, war bald nach Heinrichs Abreise, Nikolaus, Dompropst von Schwerin und Lübeck, 1290 verstorben. Von seinen Kindern war ihm nur sein Nachfolger, Heinrich, geblieben; seine Tochter, Luitgard, war an Przemisl II. Herzog von Groß-Polen, verheiratet und hatte durch die mörderische Hand des eignen Gatten ein schreckliches Ende genommen; ihr Bruder Johann hatte sich im November 1288 mit Helena, der Tochter Wislavs von Rügen vermählt, aber 7 Monate später fand er bei einer Lustfahrt nach Poel mit seiner Begleitung durch Kentern des Bootes den Tod in den Wellen. Auch Johann von Gadebusch lebte übrigens nur noch ein Jahr nach der Rückkunft des Pilgers; er starb am 14. Oktober 1299.

Da er nur eine Tochter hinterließ, die 50 Jahre später als Nonne zu Rehna starb, fiel Gadebusch an die Hauptlinie zurück.

An der Regierung hat sich Heinrich wohl kaum noch beteiligt, wenn auch die Urkunden in seinem Namen mit ausgestellt wurden; er überließ dies seinem Sohne. Es war ihm auch nur kurze Zeit noch vergönnt, das Glück der Freiheit und der Nähe seiner Lieben zu genießen; am 2. Januar 1302 beschloß er seinen schweren Lebensgang, und sein müder Leib fand bei den Franziskanern in Wismar seine letzte Ruhestätte. Seine vielgeprüfte Gemahlin überlebte ihn noch 15 Jahre.



Das 14. Jahrhundert.

I. Heinrich II., der Löwe 1302—1329.

Die dänische Herrschaft und die Erwerbung der Lande Stargard und Rostock.

Zu den wichtigsten Ereignissen unserer Landesgeschichte gehört unstreitig die Erwerbung der Lande Stargard und Rostock. Das Land Stargard gehörte vor 1236 zu Pommern, wurde aber in diesem Jahre im Cremmener Vertrage mit einigen daran grenzenden Gebieten, die dann mit ihm vereinigt wurden, von Wertislav III. an Brandenburg abgetreten. Die Markgrafen förderten die Besiedlung des menschenleeren Landes so, daß wir vor 1270 schon vier Städte in demselben finden: Friedland, Neubrandenburg, Stargard und Woldeck. Um 1300 ging nun das Land in den Besitz Mecklenburgs über. So sicher auch diese Thatsache, so dunkel ist der ganze Vorgang. Im Jahre 1292 vermählte sich Heinrich von Mecklenburg mit Beatrix, der Tochter Albrechts III. von Brandenburg; die Hochzeit wurde am 11. August zu Neubrandenburg gefeiert. Das Wahrscheinlichste ist nun, daß die Erwerbung mit dieser Vermählung zusammenhängt, wenigstens daß die Mitgift den Markgrafen auf die Kaufsumme abgerechnet wurde, von der 1304, nach dem Tode des Schwiegervaters mindestens 3000 Mark noch nicht bezahlt waren. Gesichert wurde nämlich Heinrich von Mecklenburg der Besitz erst im ebengenannten Jahre durch den Wittmannsdorfer Vertrag, in welchem die Erben Albrechts, die Markgrafen beider Linien, Heinrich das Land als rechtes Lehen zuerkannten, allerdings gegen eine Zuzahlung von 2000 Mark, Reservation der Münze zu Lychen und der Bedingung des Rückfalls im Fall seines erblosen Ablebens. Seitdem ist das Land in beständigem, wenn auch nicht ungestörten Besitze Mecklenburgs geblieben. Es bedeutete das einen Länderzuwachs von 3000□km. Aber dieser Zuwachs vermehrte andererseits auch die Schuldenlast der Mecklenburgischen Familie und wurde die Quelle Jahrhunderte langer Streitigkeiten.

Weit einfacher und klarer liegen die Vorgänge bei der Erwerbung des Landes Rostock, wenn wir auch zur Erklärung derselben etwas weiter ausholen müssen. Der Rostocker Linie des Mecklenburgischen Fürstenhauses war nur ein kurzes Dasein beschieden; sie starb schon in der 4. Generation aus. Als Heinrich Borwin III. 1277 nach langer Regierung aus dem Leben schied, folgte ihm sein Sohn Waldemar, der den Vater aber auch nur fünf Jahre überlebte und drei unmündige Söhne hinterließ, von denen

schon 1284 zwei dahinstarben; nur der unfähigste von ihnen, Nikolaus, blieb am Leben, für den dann seine Mutter Agnes und Heinrich von Werle zunächst zusammen, nach dem Tode der Mutter Heinrich allein die Vormundschaft führte. Nikolaus blieb unmündig sein Leben lang, und seine geistige Unfähigkeit brachte ihm nicht nur den Beinamen „das Kind" ein, sondern endlich auch den Verlust seines Landes. Er verlobte sich nämlich zuerst mit der Gräfin Euphemia von Lindow-Ruppin; nachdem diese Verbindung rückgängig gemacht war, verlobte er sich 1298 auf den Rat Heinrichs von Mecklenburg mit dessen Schwägerin Magarete von Brandenburg. Allein auch aus dieser Heirat wurde nichts, sondern Nikolaus zog es wieder vor, auch diese Verlobung rückgängig zu machen, und Margarete, die Tochter Herzog Bugislavs IV. von Pommern-Wolgast zur Gemahlin zu nehmen. Dies gab die Ursache oder wenigstens der Vorwand zu einem Kriege, den außer den Brandenburgern fast alle umliegenden Fürsten gegen ihn unternahmen. Sie rückten vor Rostock, und um die hohe Summe von 5000 Mark r. Silbers mußte er den Frieden erkaufen. Seine Lage wurde aber dadurch um nichts verbessert, und so that er einen Schritt, der für die politischen Verhältnisse Mecklenburgs verhängnisvoll wurde: am 22. Dezember 1300 nahm er sein Land vom Könige Erich von Dänemark zu Lehen. Noch hatten die Dänenkönige nämlich ihre von Kaiser Friedrich II. sanktionierten Ansprüche auf die nordelbischen Lande nicht vergessen; König Christoph ließ sich noch 1256 vom Papste Alexander IV. die Berechtigung dieser Ansprüche auf Grund der Urkunde Kaiser Friedrichs bestätigen. Nun war die Gelegenheit gekommen, diese alten Rechte geltend zu machen. Am 5. Mai 1301 ließ König Erich die alten darauf bezüglichen Urkunden vom Roeskilder Kapitel transsumieren und begab sich dann selbst nach Rostock. Der Widerstand der hierbei interessierten Fürsten, die sofort nach dem verhängnisvollen Schritt zu den Waffen gegriffen hatten (sogar Bugislav von Wolgast, der Schwiegervater des Fürsten Nikolaus von Rostock, hatte sich ihnen angeschlossen) war bald gebrochen. Der König drang bis Gnoien vor, nahm Tessin und andere Burgen, und da jeder Widerstand aussichtslos erschien, wurde am 22. Juli zu Schwaan der Friede geschlossen; damit kam das Land unter die Botmäßigkeit des Dänenkönigs.

Im Anschluß an Dänemark sahen nun alle Fürsten Mecklenburgs ihr Heil. Nur Rostock lehnte sich im folgenden Jahre noch einmal gegen die Dänenherrschaft auf, aber ebenfalls ohne Glück, da es durchaus keinen Beistand fand. Vor seinen Thoren schlossen vielmehr die Fürsten am 26. August ein enges Bündnis, als dessen Haupt der König von Dänemark deutlich hervortritt, wenn auch die übrigen nicht gerade alle als seine Vasallen erscheinen. Wenige Tage später zog der König in die Stadt ein, in der nun dänische Lehnsleute als Hauptleute des Landes Rostock ihres Herrn Rechte wahrnahmen. Am 23. Mai 1304 bestätigte dann König Albrecht dem dänischen Könige den Besitz der Länder nördlich der Elbe und Elde mit Ausnahme der freien Stadt Lübeck.

So war denn die Zeit des großen Städte- und Fürstenbundes von 1283 dahin, und an seine Stelle war ein Fürstenbund unter dänischer

Oberhoheit getreten, der eine entschieden der Freiheit der Städte feindliche Tendenz hatte. Es war die Frage, ob Lübeck allein sich ihm gegenüber behaupten konnte. Die Übergriffe der Fürsten blieben denn auch nicht aus. Schon 1305 fühlte sich Lübeck durch Gerhard von Holstein beschwert, der den Turm zu Travemünde wider der Stadt Freiheit wieder aufbaute und stark befestigen ließ; so hatte er Lübecks Handel in der Hand.* Die Lübecker waren aber nicht gewillt, diese Schädigung ohne Widerstand zu ertragen, sie schlossen vielmehr im folgenden Jahre mit Hamburg, den aus Holstein vertriebenen Vasallen, Herzog Waldemar von Schleswig und den Herzogen von Sachsen einen Bund zur Abwehr, wogegen Gerhard die Hülfe Heinrichs von Mecklenburg und des Fürsten Nikolaus von Werle anrief. Lübeck wehrte sich nun zwar tapfer, aber endlich mußte es doch am 1. Juni 1307 einen Vertrag eingehen, den König von Dänemark, da es vom Reich keine Hülfe erwarten konnte, auf 10 Jahre zum Schirmvogt wählen und zugleich versprechen, mit allen Kräften dahin zu wirken, daß auch ihre Stadt unter dänische Hoheit komme. Damit schien die Sache der Städte so gut wie verloren. In dieser üblen Lage waren es die übrigen vier Städte des alten Bundes, Rostock und Wismar, Stralsund und Greifswald, die die verlorene Sache wieder aufnahmen. Im Dezember 1308 traten ihre Abgesandten zu Stralsund zusammen und schlossen ein neues Bündnis auf fünf Jahre, ihre Rechte gegen die Fürsten zu schützen. Sie verpflichteten sich, im Falle eines Angriffes, Rostock 70, Stralsund 50, Greifswald und Wismar je 38 Streitrosse zu stellen, im Notfall mehr in demselben Verhältnis. Lübeck, das nun seine eigene Politik verfolgte, ließ man außerhalb des Bundes, und es schloß sich erst im Jahre 1310 wieder an, doch mit der ausdrücklichen Klausel, nichts gegen den König von Dänemark unternehmen zu müssen.

Nur zu bald sollte dieser Bund seine Feuerprobe bestehen. Im Jahre 1310 wollte Heinrich von Mecklenburg die Vermählung seiner Tochter Mechthild mit Herzog Otto von Lüneburg in Wismar feiern: allein unter dem Vorwande, daß eine so große Ansammlung von Menschen der Ruhe und Ordnung der Stadt gefährlich sei, verweigerte man ihm den Eintritt. Er mußte erbittert abziehen, und die Hochzeit wurde in Sternberg gefeiert, und schon dort sollen Pläne geschmiedet sein, den unerträglichen Übermut der Städte zu brechen.

Pfingsten 1311 erschien König Erich einer im Jahre vorher zu Ribnitz getroffenen Verabredung gemäß zu Rostock, um einen glänzenden Hoftag dort zu halten. Als aber mit den ankommenden Fürsten allmählich eine immer größere Masse von Gästen herbeiströmte, erklärte der Rat, daß er den König nur mit einer beschränkten Anzahl derselben aufnehmen könne. Erzürnt verließ der König mit den Fürsten die Stadt und schlug am rechten Warnow-Ufer nun ein prächtiges Lager auf. Der Rat aber schloß vorsichtig die Thore, um allen unliebsamen Vorfällen vorzubeugen. Die erregte Stadtbevölkerung verübte aber trotzdem allerlei Exzesse gegen die Fremden, welche genötigt waren, die Stadt zu betreten; so wurde ein Begleiter der Wagen des Markgrafen von Brandenburg beim Durchzuge durch die Stadt

in Händel verwickelt und festgenommen. Das Fest des Königs war übrigens das glänzendste, was je diese nordischen Gegenden bisher gesehen hatten. Außer den Fürsten Mecklenburgs waren viele Fürsten, Erzbischöfe, Bischöfe und Ritter der umliegenden Lande erschienen; man zählte außer der Dienerschaft mehrere Tausend Ritter und Knappen. Allein am 12. Juni empfingen mit dem Markgrafen Waldemar von Brandenburg 20 Fürsten und 80 Knappen den Ritterschlag. Wochenlange Feste mit Turnieren und Belustigungen aller Art folgten; Spielleute und Gaukler gaben ihre Künste zum Besten; Sänger verkündeten das Lob des Königs und der versammelten Fürsten.

Aber den heiteren Festspielen sollte ein ernstes Nachspiel folgen. Der gemeinsame Kampf gegen die Seestädte, schon längst geplant, wurde hier beschlossen. Mit Wismar wurde der Anfang gemacht. Am Abend des 11. Juli erschien Heinrich vor der Stadt und erbaute 2 Festen vor ihren Thoren; den Hafen sperrten dänische Schiffe, welche aber durch einige Fahrzeuge der Seestädte bald vertrieben wurden. König Erich gebot nun Rostock, von jeder Unterstützung seiner Feinde abzustehen, dagegen dem Fürsten Heinrich die Thore zu öffnen und ihn nach Kräften zu unterstützen. Die Antwort der Rostocker war, daß sie den dänischen Vogt verjagten, ihren alten Landesherren, der mit ihnen gemeinsame Sache machte, an die Spitze stellten und dem Könige einen Absagebrief nach Sveborg schickten. Da Erich vorläufig behindert war, selbst den Krieg zu führen, ernannte er am 6. September Heinrich von Mecklenburg zum Stellvertreter und Landeshauptmann, jedoch mit der Bedingung, daß dieser jederzeit gegen die Vergütung der aufgewendeten Kosten das Land dem Könige zurückgeben müsse. Sogleich nach seiner Rückkehr von Naxkow ergriff nun Heinrich die geeignetsten Maßregeln, die Rostocker zur Nachgiebigkeit zu zwingen. Er erbaute zu diesem Zwecke an der Warnowmündung 2 Türme, zu beiden Seiten des Stromes; damit war die Stadt vom Seeverkehr abgeschnitten. Kaum hatten die Rostocker Schiffe noch eben Gelegenheit gehabt, den Hafen zu verlassen, um nach Schonen zu fahren, und dort das Land zu verwüsten. Den Städtern mußte vor Allem daran gelegen sein, diese beschwerliche Hafensperre zu brechen, und das gelang ihnen dann auch nach einigen Wochen angestrengter Bemühungen. Sie zerstörten die beiden Blokadetürme und führten an ihrer Stelle aus den Steinen des abgebrochenen Petrikirchturms einen festen Turm auf, sodaß ihnen auf diese Art wenigstens die Aus- und Einfahrt in den Hafen freistand. Trotzdem war es ein empfindlicher Schlag für die Städte, daß Wismar nach mehrwöchentlicher Belagerung genötigt wurde, sich zu ergeben; Waldemar von Schleswig und Nikolaus von Werle vermittelten einen Frieden, der am 15. Dezember abgeschlossen wurde. Die Stadt mußte sich zu manchen schweren Opfern verstehen, aber sie erhielt wenigstens die Freiheit, ihren Freunden mit einer Kogge und einer Schnigge zu helfen, ein Zugeständnis an ihre städtischen Bundespflichten, das uns eigentümlich erscheint. Gegen Rostock wurde nun aber um so weniger erreicht, vielleicht ruhte der Kampf den Winter über ganz. Erst Ende Juni 1312 erschien einer Verabredung mit den Markgrafen gemäß König Erich mit einer Reihe von Fürsten, deren Beistand er sich gesichert hatte, vor

der Stadt. Aber auch jetzt wurde trotz der vereinigten Kräfte erst nach elfwöchentlichen Bemühungen ein entscheidender Erfolg erzielt; Mitte September wurde die Besatzung des Warnemünder Turmes durch Hunger zur Übergabe gezwungen. Die Nachricht von diesem Unglück rief in der schwer bedrängten und notleidenden Stadt, die schon von Lübeck Geld und Pfeile erbeten hatte, und in der es außerdem an verräterischen Elementen nicht fehlte, eine leicht erklärliche furchtbare Erregung hervor, die zu stürmischen Szenen führte. Bei solchen Gelegenheiten will der Pöbel seine Opfer haben. Es mag sein, daß einige aus dem Rat, welche die Nutzlosigkeit weiteren Widerstandes einsahen, zum Frieden rieten; man beschuldigte sie der Verräterei, des Einverständnisses mit den Feinden, und in wilden Aufläufen wurden Einzelne derselben mit ihren Anhängern erschlagen, andere aus der Stadt verwiesen, und an ihre Stelle nach dem Willen der Altermänner der Gewerke neue Ratsherren gesetzt; üble Elemente benutzten außerdem die Gelegenheit zum Rauben und Plündern. Bei solchen Verhältnissen war auf die Dauer die Stadt nicht zu halten, wenn es nicht gelang, die Öffnung der Warnow zu erzwingen. Da das mißglückte, war der Fall der Stadt nur eine Frage der Zeit. Am 6. September sah sich denn auch der Rat genötigt, zu Polchow einen Frieden abzuschließen, der natürlich für die Stadt recht ungünstig ausfiel. Die Bürgerschaft mußte sich unter anderem verpflichten, den Siegern 14000 Mark r. Silbers zu zahlen und dem Könige zu Heinrichs von Mecklenburg Händen den Treueid zu leisten. Auch die übrigen Städte des Bundes, Stralsund und Greifswald, gaben nun bald ihren Widerstand auf und erkauften sich einen leidlichen Frieden. Nikolaus das Kind spielte, wie schon längst vorher, bei all diesen Vorgängen eine nur passive Rolle. Der König kaufte ihm seine Erbrechte für Renten in Blekingen, Laaland und Fünen ab, und seine Absicht tritt immer deutlicher hervor, das Land Rostock zum dänischen Kronlande zu machen. Zu diesem Zwecke löste er sogar wenige Jahre später auch die Ansprüche seiner hinterbliebenen Witwe und ihrer Tochter durch Rentenanweisungen in Dänemark ab; die Erbansprüche der beiden verwandten Häuser, Mecklenburg und Werle, ignorierte er vollständig. Allein diese, namentlich Heinrich, waren nicht gewillt, sich ihre Rechte so ohne Weiteres entziehen zu lassen. Im Anfang des Jahres 1314, wahrscheinlich nach dem Tode Nikolaus des Kindes, trat Heinrich mit den vertriebenen Ratsherren von Rostock in Verbindung, und diese machten sich gegen das Versprechen ihrer Zurückführung und Wiedereinsetzung anheischig, durch ihre Freunde in der Stadt ihm ein Thor öffnen zu lassen. Dies geschah in der Nacht vom 12. auf den 13. Januar 1314.

Am folgenden Tage, dem 14., wurden die alten Ratherren in feierlicher Gerichtssitzung, da niemand gegen sie klagte, wiedereingesetzt. Von den Aufrührern aber wurden einige nach verkündetem Urteil gerädert, andere mit Geldstrafen belegt, die übrigen für immer aus der Stadt verwiesen. Die Urkunde der neuen von den aufrührerischen Elementen dem Rate abgezwungenen Stadtverfassung aber ließ Heinrich sich bringen, zerbrach ihr Siegel und verbrannte sie. So endete der erste Versuch der demokratischen Elemente der Seestädte, auf die Stadtverwaltung Einfluß zu gewinnen,

wie in Stralsund, mit dem Sieg der alten Geschlechter im Anschluß an die Landesherren.

Neue Verwicklungen wurden nun aber dadurch herbeigeführt, daß die Werler ihr unbestreitbares Recht auf das Erbe der Rostocker Linie geltend machten. Zunächst teilten sich Heinrich von Mecklenburg und Nikolaus von Werle das Land Kalen; eine Einigung über die anderen Teile wurde aber durch die Verpfändungen und Kostenansprüche der verschiedenen Parteien, und wohl nicht zum wenigsten Teil durch die stillen Absichten des Dänenkönigs erschwert. Fürs erste wurden diese Streitigkeiten auch durch einen großen Kampf in den Hintergrund gedrängt, welcher dadurch entstand, daß die Stadt Stralsund, um den Ansprüchen ihres Landesherren Wislav von Rügen mit Erfolg entgegentreten zu können, sich unter den Schutz der Markgrafen von Brandenburg stellte, wodurch wieder ein Konflikt der dänischen und brandenburgischen Interessen herbeigeführt wurde, der jetzt einen friedlichen Ausgleich kaum mehr erwarten ließ. Zwar fehlte es an Friedensversicherungen auf beiden Seiten nicht, ja, man schloß sogar zu Templin und Brudersdorf Verträge; aber jeder wußte, daß das nur ein Aufschub der endgültigen notwendigen Entscheidung war, und benutzte die Zwischenzeit, um überall Hülfe zu werben. Während für die übrigen Mecklenburgischen Fürsten die Entscheidung, welcher Partei sie sich anschließen sollten, kaum zweifelhaft war, befanden sich die Werler in der übelsten Lage. Sie hatten von beiden Parteien zu fordern; die Markgrafen hatten von ihren Landen Eldenburg mit der Thure, Wesenberg mit der Lieze und Wredenhagen in Besitz; vom dänischen Könige erwarteten sie die Befriedigung ihrer Ansprüche auf die Rostocker Erbschaft. Kann man es ihnen verdenken, wenn sie nach beiden Seiten hin verhandelten? Die Erbitterung gegen ihren Vetter Heinrich von Mecklenburg mag viel dazu beigetragen haben, den Älteren, Johann, der dänischen Partei zu entfremden, und sich heimlich mit den Markgrafen zu verbinden, während er äußerlich sein Verhältnis zum Dänenkönig aufrecht erhielt. Dieses Verhalten aber schlug nur zu seinen Ungunsten aus. Kaum hatte Heinrich von Mecklenburg davon Kunde erhalten, als er mit dem Grafen Heinrich von Schwerin in sein Land einfiel, um ihn von vorn herein unschädlich zu machen. Beim Dorfe Mölln in Stargard stießen die Haufen auf einander und es schien zuerst, als ob den Werlern das Glück günstig sei, denn es gelang ihnen, die Feinde zu schlagen und den Grafen von Schwerin gefangen zu nehmen. Aber noch denselben Abend wurden sie bei dem nahe gelegenen Dorfe Luglow überfallen, und hier verlor Johann Sieg und Freiheit; noch denselben Abend wurde er vor Heinrich von Mecklenburg nach Neubrandenburg geführt. Es nutzte ihm auch nichts, daß der Markgraf Waldemar ganz in seiner Nähe war; er wurde durch die erfolglose Belagerung von Woldegk und Neubrandenburg in Anspruch genommen, während Heinrich von Mecklenburg sich auf Eldenburg warf und es in seine Gewalt brachte. Johann erlangte allerdings seine Freiheit bald wieder, aber für ungeheure Opfer: er mußte Eldenburg, in der Nähe des heutigen Lübz, mit der Ture an König Erich und Heinrich von Mecklenburg abtreten und sich außerdem mit 10000 Mark auslösen,

bis zu deren Bezahlung aber das Land Malchin zum Pfande setzen. Daß den Werlern dagegen versprochen wurde, ihnen das Amt Wredenhagen wieder zu verschaffen und ihren Streit um das Land Stavenhagen mit den Pommern beizulegen, war kaum ein Ersatz für die großen Verluste. Mochten sie nun auch aus der Niederlage der Verbündeten vor Stralsund am 21. Juni einige Hoffnung schöpfen, sie wurde doch bald wieder durch den Sieg vernichtet, welchen Heinrich von Mecklenburg Anfangs August bei Gransee über den Markgrafen Waldemar erfocht. Nach diesem Hauptschlage schleppte sich der Krieg noch einige Monat ohne besondere Erfolge von beiden Seiten hin, bis am 13. Dezember zu Meyenburg ein vorläufiger Vertrag zu Stande kam, der die eigentlichen Friedensverhandlungen einleitete, die endlich am 24. und 25. November des folgenden Jahres 1317 im Templiner Frieden ihren Abschluß fanden.

Den Hauptvorteil aus all diesen kriegerischen Ereignissen hatte der König von Dänemark; sein Besitzstand im Slavenlande schien nun gesichert, und außer Wislav von Rügen hatten sich die Werler und die Grafen von Schwerin ausdrücklich als seine Vasallen erklärt, und die übrigen Fürsten und Städte, wenn dasselbe von ihnen auch nicht sicher nachzuweisen ist, waren faktisch nichts anderes. Außer ihm hatte nur Heinrich von Mecklenburg als sein treuester Anhänger bedeutend gewonnen, indem der König genötigt war, ihm für seine Bemühungen und aufgewandten Kosten außer der schon früher verpfändeten Insel Fehmarn die ganze Herrschaft Rostock zu Pfandlehen zu geben, bis er gänzlich bezahlt sei; da das letztere im weiten Felde lag, und auch niemals erfolgt ist, so kann man wohl von dieser Belehnung an den Mecklenburgischen Besitz des Landes Rostock rechnen. Ob übrigens Heinrich damit zufrieden war, kann mit Recht bezweifelt werden, da ihm schon nach Erbrecht ein Anspruch auf das Land zustand: allerdings kam ihm jetzt der Anteil der Werler zu Gute, die bei dem ganzen Handel unberücksichtigt blieben. Und daraus erklärt sich leicht die deutlich hervortretende Animosität der Letzteren gegen ihren glücklichen Vetter.

Der Tod Waldemars von Brandenburg und Erichs von Dänemark.

Der Templiner Friede im Jahre 1317 endete eine lange Reihe von Kämpfen, welche zum großen Teil auf mecklenburgischem Boden ausgefochten oder mit Hülfe mecklenburgischer Streitkräfte entschieden wurden. Eine Zeit der Ruhe schien herauf zu ziehen. Zu friedlichem und fröhlichem Beisammensein versammelte Heinrich die umwohnenden Fürsten Pfingsten 1319 zu Wismar; die sich so lange und schwer befehdet, sah man hier gemeinsam an Waffenspiel und allerlei anderer Unterhaltung sich erfreuen, und die Bürger bemerkten mit Wohlgefallen, wie der König und der Markgraf gemeinsam zu Tafel saßen. Niemand ahnte, daß beide nur noch wenige Monate unter den Lebenden wandeln sollten, und daß ihr Tod das Zeichen zu weiteren jahrelangen Kämpfen geben sollte.

Am 14. August starb plötzlich Waldemar von Brandenburg zu Bärwalde im Alter von 28 Jahren eines unerwarteten Todes. Damit war das ruhmreiche Geschlecht der askanischen Markgrafen dem Erlöschen nahe; ein unmündiges Söhnchen des verstorbenen Markgrafen Heinrich von Landsberg war der einzige Überlebende der vor wenig Jahren noch so zahlreichen Familie, und es war fraglich, wie viel Anerkennung die Rechte dieses Kindes finden würden, das auch schon den Tod im Herzen trug. So waren die Marken augenblicklich herrenlos, und es galt zuzugreifen, und dabei war Heinrich von Mecklenburg einer der Ersten. Ritterschaft und Städte der Priegnitz fielen ihm augenblicklich zu, und von besonderem Werte war es für ihn, daß der Bischof von Havelberg sowie die Drosten Droiseke von Kröcher und Redeke von Redern sich ihm anschlossen. Mit knapper Not entrann übrigens Heinrich in diesen Tagen dem Tode, als er Gerhard von Holstein gegen die Ditmarschen zu Hülfe gezogen war, und die in der Kirche von Oldenwörden eingeschlossenen und durch die unbarmherzige Grausamkeit Gerhards zur Verzweiflung getriebenen Bauern zum letzten Kampfe herausstürzten und ihren siegesgewissen Feinden eine schwere Niederlage beibrachten; Heinrich selbst kam zwar davon, aber unter den Erschlagenen lag ein ansehnlicher Teil seiner Mannen, zu deren Gedächtnis er in Wismar eine ewige Messe stiftete. Nach seiner Rückkehr wies er die bisher brandenburgische Besatzung aus dem Turm zu Warnemünde, dann eilte er nach der Priegnitz, um weitere Schritte zur Sicherung seiner dortigen in Besitz genommenen Länder zu thun. Um sich einen rechtlichen Besitztitel zu verschaffen, übernahm er von Droiseke von Kröcher und Redeke von Redern deren Pfandrechte auf die ihnen von Markgraf Waldemar, der ebenfalls schwer verschuldet war, verpfändeten brandenburgischen Landesteile. Während er so in den Marken beschäftigt war, kam die Nachricht, daß König Erich von Dänemark plötzlich am 13. November gestorben sei. Sofort eilte Heinrich nach Rostock, und ließ sich Stadt und Land huldigen, denn was in Dänemark geschehen würde, war kaum voraus zu sehen, da Erich auf seinem Totenbette dringend geraten hatte, seinen Bruder Christoph nicht zum Nachfolger zu wählen, und dies war jedenfalls eine günstige Gelegenheit, die lästige Oberlehnsherrlichkeit Dänemark abzuschütteln

Anfangs schien es nun auch, als ob alle diese Unternehmungen glatt verlaufen sollten, allein das folgende Jahr schon brachte den Anfang der Kämpfe, deren Verlauf Heinrich eine ungeheure Schuldenlast aufbürdete, und ihn endlich doch nötigte, alle Erwerbungen in der Mark wieder aufzugeben. Im Sommer nahm Wertislav von Pommern einen Teil der Uckermark, die schon Heinrich von Mecklenburg sich hatte huldigen lassen, wieder ein, da er glaubte, ein besseres Recht auf diese Landstriche zu haben, und 3 Städte derselben, Prenzlau, Pasewalk und Templin, nahmen den trotz des Abratens seines Bruders erwählten König Christoph, den Schwager Herzog Wertislavs, zum Schutzherrn an, und als seine Vertreter die Pommernherzöge. Daraufhin brach Heinrich sofort mit dem Grafen Gerhard von Holstein und Heinrich von Schwerin in die Uckermark ein, gewann Templin wieder, das ihm am 1. Oktober von neuem huldigte, baute verschiedene

Festen, um das Land zu sichern, und drang dann sogar bis Stettin vor, trotzdem seine Verwandten, die Werler, hinter seinem Rücken konspirierten. Er scheint hier zunächst mit Erfolg gekämpft zu haben, denn er konnte es wagen, diesen Kampfplatz zu verlassen, um seinem Schwiegervater Rudolph von Sachsen gegen den Erzbischof von Magdeburg zu Hülfe zu eilen. Den Frieden aber konnte er in diesem Jahre nicht erzwingen, vielmehr gewannen die Feinde während des Winters auch noch Wislav von Rügen zum Beistand. Heinrich dagegen gelang es, den jungen König Magnus von Schweden und Norwegen gegen den König Christoph von Dänemark auf seine Seite zu ziehen, und diesen Bund durch die Verlobung seines jungen Sohnes Albrecht mit des Königs Schwester Euphemia zu befestigen, eine Verbindung übrigens, welche über Mecklenburg einige Jahrzehnte später noch unsägliches Leid bringen sollte. Vorläufig traten die Bestimmungen dieses Vertrages garnicht in Wirksamkeit, da König Christoph es vorzog, sich gänzlich einer Einmischung in die Kämpfe auf dem Festlande zu enthalten. Es hätte Heinrich wohl gelingen können, allmählich seiner Feinde Herr zu werden, allein die außerordentliche Anstrengung des Krieges hatte seine Geldmittel erschöpft, und er nahm nun seine Zuflucht zu einem damals bedenklichen Mittel, da die Steuerkraft seines Landes aufs Äußerste ausgenutzt war, auch die sonst steuerfreien geistlichen Güter zu beschatzen, und die Folgen dieses bedenklichen Schrittes blieben nicht aus. Der Bischof von Ratzeburg verhängte sofort Exkommunikation und Interdikt über Heinrich und sein Land; der Abt von Reinfelden in Holstein sowie der Abt von Dargun folgten seinem Beispiel, ja der Bischof Hermann von Schwerin, der sich nach Rügen geflüchtet hatte, verband sich sogar mit Heinrichs Feinden, um seine Forderungen auch mit dem Schwert zu vertreten. So wuchs die Zahl seiner Gegner, und außer dem treuen Beistande des Grafen Heinrich von Schwerin, dem aber für seinen Kriegsaufwand die Lande Lenzen, Stavenow und Perleberg verpfändet werden mußten, blieb ihm nur die widerwillig geleistete Unterstützung seiner Vettern von Wenden, und auch diese nur auf kurze Zeit. Denn Pfingsten 1322 traten sie offen zur Gegenpartei über. Nun war die Zeit gekommen, den entscheidenden Schlag gegen Heinrich zu führen, besonders da er augenblicklich krank zu Sternberg lag. Nachdem alle nötigen Streitkräfte bei Parchim vereinigt waren, unternahmen die Verbündeten von dort aus einen verheerenden Zug. Sie brachen zunächst in die Grafschaft Schwerin ein, und nahmen die Feste Plate. Wenige Tage später bedrohten sie dann Schwerin, das ihnen aber wohl zu fest erschien; sie zogen deshalb am 23. Juni auf die Burg Mecklenburg, die sie unbesetzt fanden und niederbrannten. Dann wandten sie sich nach dem nahen Warin, um die Klockenburg zu nehmen, die Heinrich vor der bischöflichen Burg daselbst erbaut hatte, um die Besatzung derselben unschädlich zu machen. Von dort aus wurden die Brüder des Bischofs, Ulrich und Heinrich von Maltzan entsandt, das Land Bukow und die Abtei Doberan zu brandschatzen. Nach der Einnahme der Klockenburg zogen die Feinde weiter ins Land Rostock, gewannen Tessin, belagerten aber Gnoien vergebens. Auch im Süden des Landes waren die Dinge für Heinrich übel verlaufen. Johann

von Werle war nicht unthätig gewesen; er nahm Wesenberg, das Busse von der Dolle für Heinrich besetzt hielt, und später wurde auch noch Fretzdorf an der Dosse gewonnen. Einem solchen übermächtigen Andrange hätte Heinrich nicht länger Stand halten können, wenn es ihm nicht gelungen wäre, mit einigen seiner Gegner Separatfrieden abzuschließen; am 23. Juli vertrug er sich zu Sternberg mit dem Grafen Nikolaus von Wittenburg, und am 2. August bei Ribnitz mit dem Fürsten Wislav von Rügen. Das gab ihm auf einige Zeit freie Hand gegen die übrigen Feinde, und vom Lande Rostock aus unternahm nun er einen verheerenden Rachezug durch das Gebiet der Fürsten von Werle, auf die er besonders erbittert sein mußte, ja es gelang ihm am letzten Tage des Jahres bei grimmiger Kälte einen glänzenden Sieg über dieselben bei Fretzdorf zu erringen, durch den 300 ritterliche Gefangene in seine Hände fielen. Aber die Tage des Widerstandes waren doch gezählt, denn nun griffen höhere Mächte ein, gegen die jeder Kampf nutzlos gewesen wäre. Am 18. September 1322 hatte Kaiser Ludwig bei Mühldorf einen entscheidenden Sieg über seinen Gegner Friedrich von Österreich davongetragen, und war so in die Lage gekommen, auch dem erledigten Reichslehen der Markgrafen seine Aufmerksamkeit zuwenden zu können. Im Anfang März 1323 übergab er zu Nürnberg seinem kaum siebenjährigen Sohne Ludwig das Kurfürstentum Brandenburg mit dem Erzkämmerer-Amte des Reichs; damit war über das Schicksal der Marken entschieden. Ungefähr zu gleicher Zeit trafen nun auch die päpstlichen Edikte ein, welche Heinrichs Feinde zu Rom gegen ihn erwirkt hatten. Es war unmöglich für Heinrich, den Kampf weiter fortzusetzen. Noch in demselben Monat vertrug er sich mit seinen geistlichen Gegnern, um wenigstens zunächst vom Bann und Interdikt befreit zu werden, indem er die Bischöfe von Ratzeburg und Schwerin durch Geld- und Landverleihung entschädigte. Dann begab er sich Pfingsten nach Niköping auf Falster, um dort seine Lande Rostock, Schwaan und Gnoien von König Christoph zu Lehen zu nehmen und so mit diesem den Frieden wieder herzustellen. Die Werler und Pommern fanden sich erst nach längerer Zeit bereit, sich mit Heinrich zu vertragen. So endete der lange Kampf zwar ohne bedeutende Landesverluste, aber auch ohne entsprechenden Gewinn, und die notwendige Folge war eine ungeheure Schuldenlast, an welcher noch sein Nachfolger lange zu tragen hatte. Nur die Hoffnung auf Erwerbung der besetzten Teile der Mark gab Heinrich trotz der Entscheidung des Kaisers noch nicht auf. Zwar hatte Ludwig in kluger Berechnung für seinen Sohn die Hand der Tochter des Königs Christoph erbeten und erlangt, und so diesen für das Interesse des jungen Markgrafen gewonnen. Aber jetzt gerade brach der Zwiespalt zwischen Papst und Kaiser, der sich schon lange im Stillen vorbereitet hatte, offen aus, und das nährte in Heinrich die Hoffnung, sich doch noch in Besitz der erworbenen märkischen Lande zu erhalten, besonders da Papst Johann ausdrücklich den Kaiser aufforderte, die Verleihung der Mark Brandenburg an seinen Sohn zu widerrufen. Heinrich widersetzte sich daher zunächst der Besitznahme der märkischen Lande durch den neuen Markgrafen, und erst am 5. Oktober 1324 kam es zwischen ihm und dem

Grafen Berthold von Henneberg, dem Bevollmächtigten Ludwigs, zu einem Vertrage, nach welchem die Entscheidung dem Könige Christoph von Dänemark übertragen werden sollte; nur die Entscheidung über die Droiseke von Kröcher und Redeke von Redern verpfändet gewesenen Landesteile sollte den Mannen und Städten derselben zustehen. Viel hatte Heinrich allerdings von der Entscheidung Christophs nicht zu erwarten, für alle Fälle verband er sich daher mit den Herzogen Otto und Wertislav von Pommern, die den Kampf gegen Ludwig noch nicht aufgegeben hatten, um nötigenfalls seine Ansprüche mit ihrer Hülfe geltend zu machen. Am 27. Dezember fällte denn auch König Christoph, nachdem alle Vergleichsversuche zwischen den beiden Parteien gescheitert waren, seinen Rechtsspruch zu Ungunsten Heinrichs, da er trotz wiederholter Aufforderung versäumt habe, seine Rechte an den besagten Landen zu beweisen. Ebenso entschieden die Städte und Mannen der Lande Perleberg, Pritzwalk, Kyritz, Grabow, Neuhaus, Meyenburg, Freienstein, Havelberg und Fretzdorf sich für Ludwig, nur sollte Heinrich die Pfandsumme nach Abzug dessen, was er schon in diesen Landen erhoben und was er den Vasallen und Städten derselben schulde, ausbezahlt werden. Damit war nun Heinrich von den Marken geschieden, aber er that nun noch einen letzten merkwürdigen Schritt, der ihm jedoch ebenso wenig Aussicht bot. Er schickte den Schweriner Domherren, Hellembert von Fischbek an Papst Johann nach Avignon mit der Bitte, ihn aus der Machtvollkommenheit und Gnade des apostolischen Stuhles erblich mit der Mark Brandenburg zu belehnen. Allein der Papst entschuldigte sich mit der Unkunde der näheren Verhältnisse und bat erst um weitere Aufschlüsse, nach denen er dann seine Entscheidung treffen wolle. Nach diesem letzten Fehlschlage kam es dann endlich am 24. Mai 1325 zum Vertrage an der Daber bei Wittstock, nach welchem Heinrich seine Rechte an allen märkischen Besitzungen außer den Vogteien Jagow, Stolp und Liebenwalde für 8000 Mark Silber aufgab, für die ihm Grabow und Meyenburg zu Pfande gesetzt wurden. Die 3 genannten Vogteien aber sollte Ludwig mit 20000 Mark Silbers lösen, und bis dahin sollten sie vorläufig Heinrich als Pfand verbleiben. Damit fanden die langwierigen Kämpfe und Bemühungen Heinrichs einen in Anbetracht seiner Lage immer noch günstigen Abschluß.

Der Rügensche Nachfolgestreit. 1326—1328.

Noch waren die märkischen Angelegenheiten nicht ganz ins Reine gebracht, als Heinrich mit dem Fürsten Wislav von Rügen eine Eheberedung hielt; jedenfalls, um durch feste Familienverbindungen auch nach dieser Seite sein Land zu sichern: Wislavs einziger noch unmündiger Sohn Jaromar sollte Heinrichs Tochter Beatrix heiraten. Allein noch im Laufe desselben Jahres, am 25. Mai, starb der junge Jaromar, und am 8./10. November folgte ihm sein Vater in die Gruft: das alte Rügensche Fürsten-

geschlecht war erloschen. Für diesen Fall nun hatte schon früher König Christoph vor seiner Thronbesteigung mit Bewilligung Wislavs Wertislav von Pommern-Wolgast die Anwartschaft auf das erledigte Lehen erteilt. Die Mannen und Städte des Landes waren ihm außerdem zugeneigt, und so fehlte nichts als die wirkliche Belehnung. Anstatt aber diese, wie es Rechtens gewesen wäre, beim König Christoph nachzusuchen, zogen beide beteiligten Parteien es vor, eigenmächtig vorzugehen; die einen, indem sie Wertislav wählten und huldigten, und dieser, indem er Wahl und Huldigung ohne Zustimmung des Lehnsherrn annahm. Der Grund war der, daß der Thron Christophs bedenklich schwankte, sodaß er sich nur noch mühsam mit Hülfe Heinrichs von Mecklenburg und der Werler gegen Waldemar und seinen Vormund, Gerhard von Holstein, behauptete. Trotzdem war er nicht gewillt, dies eigenmächtige, seine Rechte verletzende Vorgehen ungestraft zu lassen. Er schloß vielmehr mit Mecklenburg und Werle einen Vertrag, ihm für 10000 Mark Silber ihre Hülfe zu gewähren, bis er das Fürstentum Rügen in seine Gewalt gebracht habe. Dann kam er selbst nach dem Festlande herüber. Da hielt es denn Wertislav doch für geraten, dem Könige entgegen zu kommen, und am 24. Mai wurde er auf dem Kirchhofe zu Barth mit dem Fürstentum belehnt. Als nun aber 14 Tage später, am 7. Juni, die Dänen Christoph für abgesetzt erklärten, und den jungen Waldemar zum König wählten, trat Wertislav heimlich mit dem Letzteren und dessen Vormund, Gerhard von Holstein, in Verbindung. Christoph erfuhr natürlich von diesem Intriguenspiel, und als am 1. August Wertislav mit Hinterlassung mehrerer unmündiger Söhne starb, verlieh er Rügen nicht diesen, sondern Mecklenburg und Werle zu gesamter Hand, während zu gleicher Zeit Waldemar die Hinterbliebenen Wertislavs belehnte, für die sich denn auch die Städte und ein Teil der Vasallen erklärten. Damit war denn wieder der Krieg da, der 2 Jahre hindurch mit gegenseitigen Plackereien und Neckereien, mit Plünderungszügen und Brandlegungen sich hinschleppte, bis beide Parteien des nutzlosen Haders müde waren, und die Rügenschen Städte, namentlich Stralsund und Greifswald, die durchaus nicht mecklenburgisch werden wollten, ihren Willen durchsetzten. Sie wären wahrscheinlich noch eher mit Erfolg gegen Heinrich aufgetreten, wenn sie nicht von Gerhard von Holstein, der im Stillen mit Heinrich sympathisierte, trotz seiner Zusage, gänzlich im Stich gelassen wären. Von Christoph war übrigens gar nicht mehr die Rede, seine Rolle war vorläufig ausgespielt. Im Brudersdorfer Frieden, am 27. Juni 1328 verzichteten Heinrich und die Werler gegen 31000 Mark Silber auf alle ihre Ansprüche; als Pfand für diese Summe erhielten sie die Lande und Burgen Triebsees, Grimm und Barth unter der Bedingung, daß sie ihnen verfallen sein sollten, wenn sie nicht binnen 12 Jahren eingelöst würden. Der Pfandbesitz wurde in der Weise geteilt, daß Heinrich das Land Barth und die halbe Abtei Neuenkamp, die Werler die andere Hälfte derselben mit den Landen Grimm und Triebsees erhielten. Da Heinrichs zweite Gemahlin, Anna von Sachsen-Wittenberg, bald darauf starb, so vermählte er sich in dritter Ehe mit der Witwe Wislavs von Rügen und befestigte auf diese Weise noch seine Beziehungen zu dem immer noch streitigen Fürstentum.

Mit dem Brudersdorfer Frieden war übrigens der Streit um das Erbe Wislavs noch nicht zu Ende. Es hatte sich nämlich beim Tode Wislavs schon ein dritter Prätendent gemeldet, welcher behauptete, die ältesten Ansprüche auf das Fürstentum zu besitzen. Das war der Bischof von Schwerin. Da niemand seine Forderungen anerkennen wollte, so suchte er sie durch einen Prozeß geltend zu machen, den er anfangs gegen Mecklenburg und Werle, dann gegen die Stadt Stralsund führte. Der vor der Kurie in Avignon verhandelte Prozeß schleppte sich mit seinen Folgen noch über 15 Jahre hin, bis endlich durch einen von Ludwig von Brandenburg herbeigeführten Vergleich die Sache vorläufig beigelegt wurde. Aber noch im Jahre 1371 trat der Bischof von Schwerin mit seinen Forderungen wieder hervor, allerdings mit eben so wenig Erfolg wie früher.

Der Rügensche Nachfolgestreit war der letzte, in dem Heinrich eine kriegerische Thätigkeit entfaltete. Als er sich im folgenden Jahr 1329 in Verbindung mit den Pommern zum Kampfe gegen Ludwig von Brandenburg rüstete, ereilte ihn, den noch so rüstigen Mann, plötzlich der Tod; im Januar 1329 sehen wir ihn zu Sternberg auf dem Krankenlager in Erwartung des nahenden Endes sein Haus bestellen. Um sich mit Gott und der Kirche, mit deren Vertretern er so viel Streit gehabt hatte, zu versöhnen, lag ihm besonders die endgültige Einrichtung des Klosters Ribnitz am Herzen, und mit beweglichen Worten schärfte er den Vormündern seiner unmündigen Söhne ein, bei ihrer Seelen Seligkeit nichts zur Vollendung der frommen Stiftung Dienliches zu unterlassen. Zu Vormündern bestimmte er den Grafen Heinrich von Schwerin, der ihm im Leben so nahe gestanden hatte, 16 ritterliche Vasallen und die Räte von Rostock und Wismar. Nachdem er so seine Angelegenheit geordnet, starb er nach Empfang des heiligen Sakramentes am 21. Januar um die fünfte Stunde; die Leiche wurde im hohen Chor der Klosterkirche zu Doberan bestattet.

II. Albrecht II. und Johann I. von Stargard.

Die Zeit der Vormundschaft.

Als Heinrich die Augen schloß, war sein ältester Sohn Albrecht noch nicht ganz 11 Jahre, sein Sohn Johann kaum 3 Jahre alt, sodaß eine siebenjährige Vormundschaftszeit bevorstand. Es war für den Grafen von Schwerin unter den obwaltenden Verhältnissen keine leichte Aufgabe, das ihm anvertraute Amt gut zu führen. Durch die lange dauernden Kriege des verstorbenen Fürsten waren die landesherrlichen Einkünfte ungemein vermindert, da eine ganze Reihe von Burgen, Vogteien und Steuererträgen an reiche Vasallen teils für Geldvorschüsse, teils für Dienstleistungen ververpfändet waren; ja, Heinrichs Finanzen waren so derangiert, daß sogar seine frommen Legate, die er bei seinem Tode machte, von den Gläubigern

mit Beschlag belegt wurden. Es galt also vor allem, Geld für die erschöpfte Kasse zu schaffen. Das war wohl der Hauptgrund, weshalb die Vormundschaft wenige Wochen nach dem Tode Heinrichs den Fürstenhof zu Wismar, am Mecklenburger Thor gelegen, mit dem Turm und dem Bergfried für 1000 Mark lübisch und Gewährung einer anderen Wohnung bei St. Georgen an die Stadt auf Abbruch verkaufte. Zugleich wurde damit die Gunst der mächtigen Stadt erworben, indem man ihr einen längst gehegten Wunsch erfüllte, und dieses Wohlwollen war um so wertvoller, als die jungen Fürsten dort ihren Aufenthalt nahmen. Ein Streit mit der reichen und mächtigen Stadt konnte außerdem sehr gefährlich werden, da man es ihr nicht verargen konnte, wenn sie eine Befestigung, die doch von oft sehr gewaltthätigen Vasallen besetzt gehalten wurde, in ihren Mauern nicht dulden wollte. Außer dem Bereiche der Möglichkeit lag ein solcher Streit durchaus nicht, da es doch die weit geringere Stadt Ribnitz wagte, mit offener Gewalt gegen die letzten Bestimmungen des eben verstorbenen Landesherrn vorzugehen, indem sie den schon begonnenen Bau des Klosters einfach niederreißen ließ und von ihrem Vorhaben nur durch die bestimmte Erklärung der Vormünder abzubringen war, daß sie Gut und Blut daran setzen wollten, den letzten Willen ihres Herrn durchzuführen.

Noch schwieriger war es für die Vormundschaft, ruhige friedliche Verhältnisse mit den Nachbarländern herzustellen und zu befestigen. Besonders die Werler waren nicht geneigt, ihr Recht auf die Vormundschaft, das ihnen am 27. Januar 1302 förmlich zugestanden war, ohne Weiteres aufzugeben; sie äußerten ihren Unwillen unverhohlen und nahmen sogar mecklenburgische Vasallen, die Gebrüder Zernin mit ihrem Schlosse Eickhof, in ihren Dienst für den Fall, daß etwa eine Fehde ausbrechen sollte. Gegen Ludwig von Brandenburg hatte noch Heinrich in seinen letzten Tagen sich mit den Pommern in ein Bündnis eingelassen, kein Verfahren, die Gunst desselben seinen Nachfolgern zu erwerben. Der dänischen Lehnsherren waren augenblicklich zwei, die sich gegenseitig ihr Recht streitig zu machen suchten, und eine Wahl zwischen beiden bei den unsicheren Verhältnissen gefährlich. Trotzdem gelang es dem Grafen Heinrich, alle diese Verhältnisse, wenn auch nicht ohne Opfer, in befriedigender Weise für die jungen Fürsten zu ordnen. Zunächst schloß er für sich und Albrecht mit den Herzogen Erich und Albrecht von Lauenburg einen Landfrieden auf vier Jahre. Wegen der Belehnung mit dem Lande Rostock hielt man sich an König Christoph von Dänemark, der seit kurzem wieder als rechtmäßiger Herrscher galt, obgleich Waldemar der Krone nicht entsagt hatte. Drei Monate später hatte Graf Heinrich schon die schwierige Beziehung zur Mark Brandenburg geordnet; der Vertrag wurde an der Görneschen Brücke endgültig besiegelt, und zugleich belehnte Ludwig von Brandenburg die beiden jungen Fürsten mit dem Lande Stargard und allem seinen Zubehör. Mit den werleschen Vettern wurde dann im folgenden Jahr zu Schwiesow ein Vertrag geschlossen, in dem ihnen für den Verzicht auf die Vormundschaft und ihre sonstigen Ansprüche an den verstorbenen Fürsten 3000 Mark Silber kölnisch zugestanden wurden. Kurz, mit allen Nachbarn wußte der friedliebende Graf

in kurzer Zeit ein gutes Verhältnis herzustellen und so den durch Heinrichs kriegerische Unternehmungen so schwer mitgenommenem Landen Ruhe und Frieden zu verschaffen.

Für die Folgezeit machte dem Grafen Heinrich nur Eines immer wieder Schwierigkeiten: die Gewaltthätigkeit und Fehdelust der ritterlichen Vasallen. Er that aber auch hier, was irgend möglich war. Gleich im Anfang der Vormundschaft wurde eine Veste, die der Ritter Eckart Harde nack den Wismarschen zum Schaden errichtet hatte, gebrochen und spätere Fehden gelang es ihm mit Hülfe Erichs von Lauenburg zu unterdrücken. Was von der schlechten Verwaltung der Vormundschaft in gleichzeitigen und späteren Schriftstellern berichtet wird, läßt sich durch nichts beweisen.

Albrechts Regierungszeit nach Erlangung der Mündigkeit.

Bald nach Ostern 1336 erreichte Albrecht das 18. Lebensjahr und damit die Volljährigkeit; mit vollem Bewußtsein seiner Pflicht und der ihm obliegenden Aufgaben scheint er seine Regierung angetreten zu haben; ein neues Siegel bezeichnet diesen neuen Abschnitt seines Lebens; vom 28. Juni ist die Urkunde datirt, an der es zum ersten Male hängt. Nach der Sitte der Zeit führte Albrecht denn auch bald seine ihm seit dem 24. Juli 1321 verlobte Braut Euphemia, die Schwester des Königs Magnus von Schweden, als Gemahlin heim; ein Brautschatz von 10000 Mark reinen Silbers wurde ihr zugesagt, auf dessen Auszahlung aber Albrecht lange zu warten hatte. Zum Pfingstfeste wurde die junge Braut aus ihrer Heimat nach Rostock hinübergesandt und die Hochzeit mit aller Pracht gefeiert, eine Feier, die noch dadurch erhöht wurde, daß Albrecht vom Herzog Erich von Sachsen den Ritterschlag empfing. Die festlichen Tage schlossen dann mit einer Fahrt nach Schweden, auf welcher unter Anderen der junge Herzog Rudolph von Sachsen-Wittenberg das junge Paar begleitete. Lübeck schickte ebenfalls ein Schiff zum feierlichen Geleite. Man landete in Kalmar, wo den Gästen ein festlicher Empfang bereitet wurde, und kehrte Anfang Juli nach Rostock zurück.

Gleich die ersten Regierungshandlungen zeigen, daß Albrecht gewillt war, mit aller Energie die Verhältnisse des Landes, wenn nötig auch mit Gewalt, zu ordnen. So bemühte er sich gleich nach seiner Rückkehr, die unerträglichen Zustände zu beseitigen, die die alte Abtei Doberan an den Rand des Verderbens gebracht hatten. Dann wandte er sich im folgenden Jahr gegen die fehdelustigen Vasallen im Lande Mecklenburg, die mit ihren ewigen Streitigkeiten das Land verwirrten und verwüsteten, ohne der Befehle des jungen Landesherrn zu achten. Die stargardische Ritterschaft, der Graf Günther von Lindow und die Städte Rostock und Wismar standen ihm dabei hülfreich zur Seite. Im Mai 1337 wurde das Unternehmen ins Werk gesetzt. Besonders scheinen es die Plessen arg getrieben zu haben; sie mußten nach Beendigung des Zuges auf Befehl des Fürsten die Burg Eickhof von den Zernins kaufen und damit zum Dienste Albrechts sitzen;

das war der Preis, wofür sie dann wieder in Gnaden angenommen wurden. Andere Vesten ließ Albrecht brechen und machte so einen guten Frieden über das ganze Land, wie Detmar berichtet. Man darf aus dieser Nachricht sich aber nicht die Vorstellung bilden, als ob es die folgenden Jahre an Fehde und Gewaltthat gefehlt habe; wir finden deren nur zu viel, woran auch die verschiedenen Landfriedensbündnisse, namentlich der große Lübecker Bund vom Jahre 1338, im ganzen wenig änderten. Es sind im großen Ganzen diese Bündnisse nur Beweise dafür, daß die Fürsten teils wirklich die ernste Absicht hatten, dem unerhörten Fehdeunwesen zu steuern, teils sich wenigstens bemühten, den Städten gefällig zu sein. Still sind allerdings diese ersten 12 Jahre der Regierung Albrechts in Betracht größerer politischer Handlungen und Unternehmungen, denn erst gegen die Mitte des Jahrhunderts, als Albrecht ungefähr das 30. Jahr erreicht hatte, beginnt die Periode eifriger politischer Thätigkeit, indem auch Mecklenburg in den großen Kampf der Wittelsbacher und Luxemburger, der damals ganz Deutschland entzweite, hineingezogen wurde.

Schon seit dem Jahre 1344 waren der König Johann von Böhmen und sein Sohn Karl von Mähren offen als Feinde des Kaisers Ludwig aufgetreten, und 1346 wurde sogar Karl im Einverständnisse mit dem Papste von seinem Vater Johann, den 3 geistlichen Kurfürsten und Herzog Rudolph von Sachsen-Wittenberg zum deutschen König gewählt, ein Schritt, der unausbleiblich einen ernsten Kampf zu Folge haben mußte. Von Anfang an schlossen sich die mecklenburgischen Fürsten, ihrem Freunde Rudolph von Sachsen folgend, seiner Partei an. So nahm im Gefolge Karls auch Johann von Mecklenburg an der unglücklichen Schlacht von Krécy 1346 am 26. August teil, und als sich Karl am 2. September des folgenden Jahres in Prag zum König von Böhmen krönen ließ, war auch Johann wieder unter den Gästen. Als bald darauf am 11. Oktober Kaiser Ludwig zu Fürstenfelde eines plötzlichen Todes starb, setzte Karl gegen dessen Sohn, Ludwig von Brandenburg, den Kampf fort. Beide Gegner suchten natürlich Helfer in diesem großen Kampfe, und so geschah es, daß die Fürsten in und um Mecklenburg bald zwei große Heerlager bildeten, für und wider den Kaiser: König Waldemar von Dänemark, die Herzöge Erich I. und II. von Sachsen-Lauenburg, die Gebrüder Nikolaus und Bernhard von Werle-Güstrow und Waren, die Herzöge Otto und Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg und der Graf Otto von Schwerin bildeten die Partei der Wittelsbacher; außer den Mecklenburgern und Anhaltinern hielten die Grafen von Holstein, Graf Nikolaus II. von Wittenburg und anfangs auch Herzog Barnim von Pommern zu Karl IV. Man sieht aus dieser Zusammenstellung, daß die Partei Karls hier im Norden entschieden die schwächere war. Um so mehr mußte Karl daran liegen, seine Bundesgenossen an sich zu fesseln und zu außerordentlichen Leistungen anzufeuern. Besonders die Mecklenburger mußte Karl als die mächtigsten Nachbarn der Mark durchaus durch besondere Gnadenbezeugungen halten. Daher löste er denn schon 1348 5 Tage nach Kaiser Ludwigs Tode den Lehnsverband derselben mit der Mark, indem er das Land Stargard und alle ihre anderen Länder, die etwa von der

Mark zu Lehen gingen, zu erblichen Lehen des Reiches erhob. Und am 8. Juli vermehrte er diese Gnadenbezeugung noch dadurch, daß er zu Prag beiden Fürsten die erbliche Herzogswürde verlieh auf besondere Verwendung Rudolfs von Sachsen, der zugleich auf sein Lehnsrecht an den mecklenburgischen Landen Verzicht leistete. Auf diese Weise waren die Mecklenburger durch ihr Interesse ganz an den Kaiser gekettet und spielten denn nun auch in den nun folgenden Kämpfen, die merkwürdig genug sind, eine bedeutende Rolle. Merkwürdig besonders durch das plötzliche Auftreten jener noch bis auf den heutigen Tag rätselhaften Erscheinung des falschen Waldemar, den die askanische Partei Ludwig von Brandenburg gegenüberstellte. Der Erfolg seines Auftretens war ein ganz außerordentlicher. Kaum hatten ihn die Anhaltiner und der Erzbischof von Magdeburg im August 1348 in die Mark geführt, als ihm auch der größte Teil der Bewohner, unzufrieden mit dem bisherigen Markgrafen, zufiel. Und nicht allein die Bewohner der Mark, sondern eine ganze Reihe der Nachbarfürsten erklärte sich ebenfalls für ihn. Am 1. September verbündeten sich außer den schon genannten Parteigängern des Kaisers auch die Mecklenburger mit Waldemar, und dieser versicherte ihnen dagegen, über ihren Anspruch auf 200 Stücke Geldes aus der Vogtei Jagow ein Schiedsgericht entscheiden zu lassen. Als dann im Oktober König Karl selbst in die Mark kam und eine Untersuchung über die Echtheit des wiedererschienenen Markgrafen vornahm, war auch Johann von Mecklenburg unter den Fürsten, welche erklärten, daß sie ihn für den echten Waldemar hielten. Daß die Wittelsbacher diesen Schritt der Gegner nicht unbeantwortet ließen, ist natürlich; sie erklärten das Ganze für groben Betrug und wählten im Januar 1349 den Grafen Günther von Schwarzburg zum Gegenkönig, ohne jedoch damit viel zu gewinnen, denn des neuen Königs Stern neigte sich sehr rasch zum Untergang. Nach kaum 1/4 Jahr zu Eltville mit Markgraf Ludwig von König Karl eingeschlossen, leistete er schon am 26. Mai gegen eine Geldentschädigung Verzicht auf das Reich und den Titel eines römischen Königs, und zur selben Zeit erklärte auch Ludwig mit allen seinen Verwandten, daß sie sich mit Karl vertragen hätten. Damit schien der ganze Kampf beendet, war es aber in der That nicht, da die Parteigänger Waldemars durchaus nicht gewillt waren, die Mark ohne Weiteres wieder herauszugeben. Vielmehr hatten sie schon 3 Wochen vor dem Eltviller Vertrage die Mark für den Fall des Todes Waldemars unter sich geteilt. Dagegen hatte König Waldemar von Dänemark sich zur thätigen Unterstützung der bedrängten Wittelsbacher mit Erich von Sachsen und den Pommern verbunden. Er kam auch bald mit einem Heer herüber, versuchte zuerst eine Landung auf Poel, um in Mecklenburg einzufallen, und als er zurückgeschlagen wurde, wandte er sich nach Pommern und eroberte Strasburg. Herzog Albrecht schloß ihn dort eine Zeit lang ein, wandte sich aber dann Ludwig dem Römer entgegen, der zum Entsatz heranrückte, und erfocht bei Odersberg einen glänzenden Sieg über den Gegner; 350 Ritter und Knappen wurden gefangen, mehr als hundert ertranken in der Oder, und Ludwig selbst kam nur mit Wenigen davon.

Besondere Vorteile wurden aber durch alle diese Bemühungen nicht errungen; im Gegenteil, Graf Ulrich von Lindow, der Schwiegervater Nikolaus IV. von Werle-Güstrow, konnte es wagen, die Partei Waldemars zu verlassen und zu den Gegnern überzugehen. Am 2. Februar 1350 stellten die kämpfenden Parteien die Entscheidung ihrer Streitigkeiten auf den König Magnus von Schweden, ein Schritt, den König Karl aufs Höchste mißbilligte. Er machte gemeinsame Sache mit Waldemar von Dänemark und Ludwig von Brandenburg, mit denen er wenige Tage nach dem erwähnten Vertrage in Bautzen zusammentraf: hier wurde der Stab über Markgraf Waldemar und seine Partei gebrochen; er wurde für unecht erklärt und die Mark wieder Ludwig zugewiesen. Die Mecklenburger hielten es nun anfangs zwar noch mit den Askaniern. Aber während Johann sich noch bei ihnen aufhielt, verhandelte Albrecht schon wegen des Friedens mit der Gegenpartei, und zu Lübeck vermittelte Herzog Erich der Jüngere von Sachsen eine vollständige Sühne zwischen Mecklenburg und Waldemar von Dänemark, die durch eine Verlobung von Waldemars Tochter Margarethe mit Albrechts ältestem Sohn Heinrich befestigt wurde. Der König versprach in diesem Sühnevertrage, die Herzoge mit dem Lande Rostock zu belehnen und vollständige Einigung mit Ludwig von Brandenburg zu bewerkstelligen. Diese endgültige Sühne fand denn auch am 23. Juni zu Friedland in Gegenwart König Waldemars, Herzog Barnims und des Grafen Ulrich von Lindow statt: die bairischen Markgrafen verzichteten auf die Lehnshoheit über das Land Stargard und dessen Zubehör und über Alles, was sonst die Mecklenburger von der Mark Brandenburg zu Lehen getragen, und wiesen außerdem die Grafschaft Fürstenberg an sie, wogegen die Herzoge auf die 200 Stücke Geldes Verzicht leisteten, die sie bisher in der Vogtei Jagow besaßen, und außerdem den Markgrafen versprachen, ihnen mit 200 Mann in dem Kampfe gegen die Askanier zu dienen.

Der Ertrag aller dieser Kämpfe außer der im Anfang erlangten Standeserhöhung entsprach wohl kaum den Erwartungen, die die Herzoge anfangs gehegt hatten, denn die Lösung des Lehnsverbandes mit der Mark Brandenburg sowie der Erwerb der Lehnshoheit über die Grafschaft Fürstenberg kann wohl kaum als eine genügende Entschädigung der erwachsenen Unkosten gelten, die nach dem Vertrage mit den Askaniern ihnen durch Besitz aus der Mark sollte ersetzt werden. Sie hatten eben den Verlust der unterliegenden Partei zu tragen und nur in Anbetracht dessen konnten sie einigermaßen mit dem Ausgang dieser Unternehmung zufrieden sein.

Die Erwerbung der Grafschaft Schwerin. 1358.

Die ersten Bemühungen Albrechts, in der Grafschaft Schwerin Fuß zu fassen, fallen schon in den Anfang der vierziger Jahre. Damals regierte in Schwerin Heinrich III., in Wittenburg sein Vetter Nikolaus II., beide kinderlos. Es lebten aber außer ihnen noch 2 männliche Glieder der

Grafenfamilie, die Söhne des früh verstorbenen Gunzelins VI., die Brüder Nikolaus III. und Otto. Nikolaus III. war nach dem Tode seines Vaters mit seiner Mutter Richardis, einer geborenen Gräfin von Tecklenburg nach Tecklenburg gegangen; seinen Bruder Otto hatte, wie es scheint, Heinrich III. an Kindesstatt angenommen; er lebte bei ihm in Schwerin. Beide Brüder waren nach dem Tode Heinrichs III. und Nikolaus II. unzweifelhaft die nächsten Erbberechtigten. Es war daher entschieden widerrechtlich, daß am 7. März 1343 Nikolaus II. den mecklenburgischen Fürsten ohne irgend eine Beschränkung die Lande Krivitz und Boizenburg, und was ihm sonst von der Grafschaft Schwerin anfallen möchte, abtrat. Die Gründe dieses Verfahrens sind uns unbekannt. Vielleicht that es Nikolaus II. nur in einer Notlage. Als nun am Ende des folgenden Jahres Heinrich III. mit Tode abging, folgte ihm in Schwerin und Neustadt unbehindert sein erwähnter Neffe Otto. Gegen Nikolaus II. aber machten die Mecklenburger aufgrund des abgeschlossenen Vertrages ihre Rechte geltend. Und infolgedessen wurde am 2. Juni 1345 ein neuer Vertrag abgeschlossen, in welchem Nikolaus für den Fall, daß er ohne Söhne stürbe, seine Lande Boizenburg, Wittenburg und Krivitz den mecklenburgischen Fürsten verschrieb. Otto, der aufgefordert wurde, sich diesem Vertrage anzuschließen, weigerte sich aber, jedenfalls aus Rücksicht auf seinen älteren Bruder Nikolaus III., dessen Erbrechte durch einen solchen Vertrag geschädigt wurden. Daher leisteten zwar Krivitz und Wittenburg den Mecklenburgern die verlangte Erbhuldigung, Boizenburg aber weigerte sich zunächst; erst zwei Jahre später verstand es sich ebenfalls dazu, doch unter der ausdrücklichen Bedingung, wenn auch Graf Otto ohne Erben verstürbe, nachdem dieser vorher seine Einwilligung gegeben hatte. Daß diese Einwilligung Otto's aus freiem Willen geschah, kann aber recht zweifelhaft erscheinen, denn sobald die märkischen Wirren ausbrachen, benutzte Otto diese Gelegenheit, um gegen die mecklenburgischen Fürsten aufzutreten. Im Herbst 1348, als Albrecht in der Mark beschäftigt war, fiel er in das Land Grevesmühlen ein und verwüstete u. a. Köchelsdorf, Käselow und Kasendorf. Zwar wurde diese Fehde bald beigelegt, aber nun that Nikolaus II. Schritte, welche Mecklenburg um den ganzen erhofften Gewinn zu bringen drohten: er heiratete und verband sich zugleich aufs Engste mit seinem Neffen Nikolaus III. und ließ ihm seine Lande huldigen. Damit schien vorläufig Albrecht jede Aussicht auf Gewinnung dieser Lande genommen. Es trat aber sehr rasch ein Wechsel ein, da Nikolaus II. schon am Ende desselben Jahres unverhofft starb, und damit fielen nach dem erwähnten Erbvertrage jedenfalls Wittenburg und Krivitz an Mecklenburg. Die überlebenden Grafen Nikolaus III. und Otto waren aber durchaus nicht gewillt, sich ihr rechtmäßiges Erbe ohne Weiteres entfremden zu lassen, doch zeigte sich bald, daß sie Albrechts übermächtiger Gewalt und seiner klugen Politik nicht gewachsen waren. Schon im Anfang des Jahres 1350 finden wir Krivitz und Boizenburg in seiner Hand. Er trat nämlich mit Elisabeth, der Witwe Nikolaus' II. in Verhandlung und bewog sie, ihn und seinen Bruder Johann zu ihren Vormündern zu ernennen und ihnen dann ihre Leibgedinge Krivitz gegen eine Geldsumme zu überlassen. Wieder

ein Schritt, der die Rechte der Grafen aufs Schwerste verletzte. Wie Boizenburg in die Hände seiner Vasallen, der Barnekow's, kam, wissen wir nicht, jedenfalls führten sie von dort aus die Fehde gegen die Grafschaft mit großem Vorteil. Es wäre den Grafen aber doch vielleicht gelungen, sich aus dieser schlimmen Lage zu ziehen, wenn nicht die ganzen politischen Verhältnisse sich zu ihren Ungunsten verändert hätten, indem Mecklenburg sich mit Ludwig von Brandenburg und dem Könige von Dänemark vertrug, wodurch den Geschädigten jede Hülfe entzogen und die ganze Macht der Feinde gegen sie verfügbar gemacht wurde. Ein Versuch, den Streit der beiden Parteien gütlich beizulegen, schlug vollständig fehl. Aber beim Beginn der neuen Feindseligkeiten hatte Graf Otto das Unglück, in die Hände seines Gegners zu fallen. Zwar setzten Nikolaus III. und sein Sohn Otto II. den Krieg fort, aber mit wenig Erfolg, da auch Herzog Erich von Sachsen-Lauenburg sich aus unaufgeklärten Gründen mit Albrecht zur Bekämpfung der Grafschaft verband. Während nun im Sommer 1351 Albrecht vor Schwerin rückte, fielen die Sachsen-Lauenburgischen Mannen, Hartwig Ritzerow und Heinrich Lukow ins Wittenburgische ein und nahmen außer der Stadt eine Burg nach der andern, sodaß endlich der gefangene Graf Otto den nutzlosen Widerstand gegen den übermächtigen Gegner aufgab und Frieden schloß, zu dessen Sicherung seine einzige Tochter Richardis mit Herzog Albrechts zweitem Sohne Albrecht, dem späteren König von Schweden, verlobt wurde, für deren Brautschatz Otto das Land Boizenburg zum Pfande setzen mußte, was sich ja bereits in mecklenburgischen Händen befand.

Durch diesen Friedensschluß wurde wenigstens soviel erreicht, daß, solange Otto I. lebte, ein friedliches Verhältnis mit den Mecklenburgern hergestellt und bewahrt wurde. Sobald er aber im Oktober 1356 das Zeitliche gesegnet hatte, brach der Krieg mit seinen Nachfolgern Nikolaus III. und dessen Sohn Otto aufs neue aus, da Albrecht deren berechtigte Ansprüche auf die Grafschaft durchaus nicht anerkennen wollte, obgleich Erich von Sachsen sie bereits mit derselben belehnt hatte und nun im Gegensatz zu früher für ihre Rechte eintrat. Obgleich nun Albrecht früher ausdrücklich die Lehnshoheit der Sachsen-Lauenburger über die Grafschaft anerkannt hatte, machte er sich nun, wenig wählerisch in seinen Mitteln, den Streit der beiden sächsischen Linien zu Nutzen und wandte sich an Herzog Rudolph von Sachsen-Wittenberg um die Belehnung, der natürlich mit Freuden diese Gelegenheit ergriff, seine Rechte den lauenburgischen Vettern gegenüber geltend zu machen, ohne viel nach den Rechten der noch lebenden Glieder der Grafenfamilie zu fragen. Im Juli 1357 waren die Verhandlungen darüber bereits zum Abschluß gekommen. Nachdem Albrecht dann am 25. Juli zu Pritzwalk mit dem Markgrafen Ludwig zusammengetroffen war, wo er wahrscheinlich die brandenburgischen Lehen der Grafschaft von ihm empfing, eilte er nach Lenzen, um die bisherigen gräflichen Vasallen, die Preens mit Lenzen und die Pentz mit Redefin, in seinen Dienst zu nehmen; dann traf er am 28. zu Sandow mit Herzog Rudolph zusammen und empfing hier die feierliche Belehnung mit den übrigen Teilen

der Grafschaft. In dem darüber ausgestellten Lehnbrief wird Nikolaus' III. und seines Sohnes garnicht gedacht, sondern mit listiger Verschweigung ihrer Rechte behauptet, daß nach dem erblosen Abgang der Grafen Heinrich, Nikolaus und Otto ihr Besitz an den Lehnsherren Herzog Rudolph heimgefallen sei, von dem und dessen Vorfahren die Grafschaft über Menschengedenken zu Lehen gehe, eine höchst zweifelhafte Behauptung, die jeder thatsächlichen Begründung entbehrt, weshalb es Rudolph auch für nötig hält, seine Lehnshoheit noch weiter durch Berufung auf den Besitz der Kurwürde zu erhärten, ein Beweis ebenso zweifelhaft, wie die vorher aufgestellte Behauptung.

Nach geschehener Belehnung traf Albrecht energische Vorbereitungen, die ihm auf diese Weise zugesprochenen gräflichen Lande in Besitz zu nehmen und die Gegner daraus zu vertreiben. Gegen Erich von Sachsen-Lauenburg, den einzigen Bundesgenossen der Grafen, fand er hülfreiche Unterstützung an Herzog Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg. Er kam mit diesem überein, die gemeinschaftlich eroberten Lande so zu teilen, daß er die Grafschaft Schwerin, Herzog Wilhelm aber die Lande Erichs von Sachsen für sich nehmen solle, wobei aber der letztere später seine Rechnung nicht gefunden hat. Außerdem warb Albrecht auch noch Soldtruppen, um die Feinde mit allem Nachdruck schnell in die Enge treiben zu können; von den Pentz ließ er die Feste Redefin wiederherstellen, um von dort aus das Land Wittenburg zu beunruhigen. So von allen Seiten eingeschlossen, konnten die Grafen kaum hoffen, den Kampf gegen den überlegenen Gegner mit Erfolg zu führen. Trotzdem hielten sie sich Anfangs tapfer, und ihre Städte und Burgen, Schwerin, Wittenburg, Neustadt und Spornitz leisteten den Bedrängern hartnäckigen Widerstand. Als dann der Winter den Kampf etwas ins Stocken brachte, begab sich 1358 Albrecht zum Kaiser nach Prag, wahrscheinlich um auch dort seine Ansprüche auf die Grafschaft persönlich zu vertreten. Zum Zeitpunkte seiner Rückkehr war aber alles vorbereitet, um mit ganzer Macht vordringen und den Gegner überwältigen zu können; auf Anfang Februar hatten die Mannen ihre Ladung erhalten und legten sich, zum Angriff bereit, in die verschiedenen Burgen. Im März rückte dann Albrecht selbst mit einem starken Heerhaufen, bei dem sich auch die Rostocker unter der Führung Ludolfs von Gothland und Johanns von Baumgarten befanden, vor die Stadt Schwerin; nahe vor den Thoren wurde eine Befestigung angelegt, von der aus die Stadt aufs äußerste bedrängt wurde; im Süden nahm Albrecht die Burg Plate in Besitz und schnitt so auch von dieser Seite die Zufuhr ab. Aber Burg und Stadt leisteten tapferen Widerstand, sodaß es erst am 3. Juni den Belagerern gelang, die Verteidiger aus der Schelfburg zu vertreiben; ein schwerer Schlag für dieselben, da große Viehvorräte darin dem Feinde in die Hände fielen. Trotzdem setzten sie die Verteidigung unerschrocken fort, und auch die Unglücksbotschaft von dem Siege der Wismarschen über die dänische Flotte bei Pöl am 2. Juli brach ihren Mut nicht, den manche kleinere Erfolge auch wieder belebten, indem Herzog Erich von Sachsen sogar bis Plau vordrang und es in seine Gewalt brachte. Ein Aufschub der endgültigen Entscheidung

wurde noch dadurch bewirkt, daß Albrecht genötigt wurde, seinen Verbündeten, den holsteinischen Herren und Herzog Erich von Schweden gegen König Waldemar von Dänemark zu Hülfe zu eilen. Er und Nikolaus von Werle-Güstrow gingen im Anfang September mit ansehnlicher Mannschaft nach Schonen und den dänischen Inseln hinüber. Das Glück begünstigte sie aber nicht, denn beide erlitten auf dem Hellande durch Erich von Sachsen, der ebenfalls herübergekommen war, eine Niederlage und verloren dabei eine ansehnliche Zahl von Gefangenen. Dies Ereignis war es wohl hauptsächlich, welches einen baldigen Friedensschluß zwischen dem Könige und seinen Gegnern herbeiführte. Den Grafen von Schwerin brachte aber dieser Friede keinen Vorteil, wenn ihrer überhaupt in demselben gedacht wurde; höchstens die Thatsache, daß Albrecht sich nach seiner Rückkehr entschloß, ihnen eine Geldentschädigung für den Verlust ihres Landes zu bieten, anstatt ihnen dasselbe durch Eroberung zu nehmen, könnte man auf Rechnung der Vorgänge in Dänemark schreiben. Auf keinen Fall konnten aber die die Grafen, nachdem ihr einziger Bundesgenosse, Erich von Sachsen, seinen Frieden mit Albrecht gemacht hatte, an weiteren erfolgreichen Widerstand denken. Und so knüpfte man denn nach der Rückkehr der beiden Fürsten im Anfang November Friedensverhandlungen an, die auch bald zu dem von Albrecht gewünschten Ziel gelangten. Nachdem er noch einmal am 26. November zu Gadebusch mit Erich von Sachsen verhandelt hatte, zog er schon 4 Tage später in Schwerin ein, und nach 8 Tagen, am 7. Dezember 1358, wurde zu Plüschow bei Grevesmühlen die Urkunde ausgefertigt, nach welcher die Grafen die schwerinschen Lande Herzog Albrecht für 20000 Mark Silber kölnischen Gewichtes verkauften. Damit hatte die selbständige Existenz der Grafschaft nach zweihundertjährigem Bestehen ihr Ende erreicht. Albrecht aber vergrößerte seine Lande mit dieser Erwerbung um etwa 1800 □ km.

Albrecht II. und die skandinavischen Reiche.

Nach der glücklichen Erwerbung der Grafschaft Schwerin konnte Albrecht seine Aufmerksamkeit den seit langer Zeit erregten und oft überraschend wechselnden Ereignissen in den drei nordischen Reichen Dänemark, Schweden und Norwegen zuwenden, um dort die vielfachen Interessen seines Hauses wahrzunehmen. Während aber bisher Albrecht sich stets als guter Bundesgenosse seines Schwagers, des Königs von Schweden, gezeigt hatte, bemerken wir nun bald eine auffallende Hinneigung zu Dänemark. Zwar kam es 1359 noch einmal zu einem ernsten Zwiespalt mit Waldemar, derselbe wurde aber sehr schnell durch einen Friedensvertrag, der von Magnus und Albrecht abgeschlossen wurde, beigelegt, und als im Juli des folgenden Jahres König Waldemar in Schonen einbrach, um Magnus zum Halten der Friedensbedingungen zu zwingen, suchte Albrecht zwar zwischen beiden

Parteien zu vermitteln, rührte aber keine Hand, um seinem Schwager zu helfen, im Gegenteil schloß er nach vergeblichen Bemühungen mit dem Dänenkönige ein Bündnis, um auf diese Weise die Befriedigung ihrer beiderseitigen Ansprüche von Magnus zu erzwingen. Ob Magnus nachgab, oder ob man die Zwangsmaßregeln bis auf Weiteres verschob, wissen wir nicht, wohl aber, daß Magnus auf weitere Angriffe gefaßt war, und sich für diesen Fall nach Hülfe umsah. Er fand sie bei den Holsteinern und den Hansestädten, die schon längst gegen Dänemark wegen der Nichtachtung ihrer Privilegien aufgebracht waren. Trotzdem sein Sohn Hakon von Norwegen mit einer Tochter des Dänenkönigs verlobt war, schloß er 1361 einen neuen Ehevertrag mit den Holsteinern, zur selben Zeit ungefähr, als Albrechts ältester Sohn Heinrich sich mit Ingeburg, einer anderen Tochter Waldemars, vermählte. Waldemar ließ nicht lange mit der Antwort auf sich warten; schon im Juli nahm er die Insel Öland und Gotland, und plünderte das reiche Wisby; es half Magnus auch nichts, daß nun die Seestädte Waldemar den Krieg erklärten, denn als sie im folgenden Jahre mit ihrer Flotte vor Helsingborg erschienen, ließ er sie dort 12 Wochen vergebens auf die versprochene Hülfe warten und veranlaßte dadurch eine schwere Niederlage derselben, die sie zu einem Waffenstillstand nötigte, der dann später in einen definitiven Frieden verwandelt wurde; so daß er nun schlimmer daran war, als vorher, denn die Städte schoben mit Recht die Schuld am Scheitern des Feldzuges ihm zu, und machten ungeheure Entschädigungsansprüche, die er unmöglich zahlen konnte. So kamen zu den alten und noch unbeglichenen Schulden neue; die Flut schlug über seinem Haupte zusammen. In der Verzweiflung des Ertrinkenden that er nun den unglücklichen Schritt, der ihm endlich den Untergang bringen sollte. Er knüpfte wieder mit Waldemar an, hob die Verlobung seines Sohnes Hakon mit der holsteinischen Gräfin Elisabeth, die unterdessen den Dänen in die Hände gefallen war, auf, und vermählte ihn mit seiner früheren Verlobten, Margarethe von Dänemark. Er gab damit das Signal zum Ausbruche einer Empörung im eigenen Lande, die schon längst im Stillen geglimmt hatte. Die einflußreichsten Glieder des Reichsrates, an der Spitze ein Teil des hohen Klerus, beschlossen, endlich diesem unwürdigen Schauspiel ein Ende zu machen: sie begaben sich zu dem Grafen Heinrich von Holstein, dem Eisernen zubenannt, und boten ihm die schwedische Krone an. Allein dieser schlug das zweifelhafte Angebot aus und wies sie an Albrecht von Mecklenburg, der doch der nächste sei, und unter dessen drei Söhnen sie wählen möchten. Daraufhin erschienen die Gesandten in Wismar, und ihre Wahl fiel auf Albrechts gleichnamigen zweiten Sohn; den ältesten überging man wohl, weil er eben mit einer dänischen Prinzessin vermählt war. Es war ein großes, kühnes Unternehmen, was Albrecht hiermit auf sich nahm. Heinrich von Holstein versprach zwar seine Unterstützung, aber auf weitere Hülfe konnte man auch kaum rechnen. Trotzdem scheint Albrecht sich nicht lange bedacht zu haben. Er schloß mit Heinrich von Holstein einen Vertrag, nach welchem dieser ihm Schloß Kalmar, das er noch im Pfandbesitz hatte, übergeben sollte, und von dort wollte man dann weiter

vordringen. Für die Zeit seiner Abwesenheit sicherte Albrecht sein Land durch besondere Friedensverträge mit allen umwohnenden Fürsten, sodaß man sich von diesen keiner Feindseligkeiten zu versehen brauchte. Der Einzige, von dem man Widerstand hätte erwarten können, war König Waldemar; aber er zeigte nicht die geringste Lust, seinem Schwiegersohne zu helfen. Als der Sturm herannahte, begab er sich auf eine weite zehnmonatliche Reise. Wenige Tage später, am 10. November 1363, fuhren die mecklenburgischen Schiffe mit dem jungen Könige von Warnemünde ab. Es begleiteten ihn sein Vater Albrecht, der kriegserfahrene Heinrich von Holstein, der Fürst Lorenz von Werle und der Graf Günther von Ruppin; niemand ahnte wohl, wie viel Not und Leid die Glück verheißende Fahrt für einen großen Teil der Beteiligten bringen sollte. Nach der glücklichen Ankunft in Kalmar ging dann der Zug gerade auf Stockholm, wo man am 29. November ankam. Schon am folgenden Tage erfolgte die vorläufige Wahl durch den Reichsrat, und am selben Tage huldigte die Stadt Stockholm dem neuen Herrn. Um aber nach dem Rechte zu verfahren, wurden König Magnus und sein Sohn Hakon auf den 18. Februar des folgenden Jahres zur Verantwortung nach Upsala geladen. Als sie dort nicht erschienen, wurde eine Reihe von Anklagen gegen sie verlesen, und sie daraufhin für abgesetzt erklärt, Albrecht aber nach alter Weise auf den Morastein gehoben und zum Könige ausgerufen. Von dort zog man in den Dom, um ein feierliches Tedeum zu singen. Magnus und Hakon waren aber nicht gesonnen, ihre Ansprüche ohne Weiteres fahren zu lassen. Schon am 4. März 1364 kam es zu einem Kampfe, der aber unglücklich für sie ausfiel, indem über 100 schwedische Ritter gefangen wurden, und Magnus und Hakon sich nur mit genauer Not retteten. Am 20. März konnte Herzog Albrecht seiner Stadt Rostock melden, daß alles den gewünschten Gang gehe, und daß nur noch Swanholm und Wartberg in König Magnus und Hakons Händen sei. Im Juli fand dann eine Zusammenkunft der beiden Könige in Jönköping statt. Dort sagte endlich Magnus zum König Albrecht: „Lieber Neffe, da es nun einmal so gekommen ist, gönne ich keinem das Reich lieber als dir, da du durch deine Geburt ebenso nahe dazu berechtigt bist, wie mein Sohn Hakon, denn dieser ist der Sohn des Bruders, du der Schwester; und du und ich haben genug im Reiche. Gönne mir daher Westgotland auf Lebenszeit; nach meinem Tode magst du dann auch noch das mit dem Übrigen in Besitz nehmen“. Obgleich dieser Vorschlag allgemeinen Beifall fand, konnte doch kein endgültiger Beschluß gefaßt werden, da des abwesenden Hakons Einwilligung dazu notwendig war. Es wurde deshalb ein Waffenstillstand bis zum nächsten Sommer verabredet, wo dann auf einem neuen Tage alles endgültig entschieden werden sollte. Allein schon am 27. Februar 1365 erließen die vertriebenen Könige diesem Versprechen entgegen einen Aufruf zum fortgesetzten Kampf gegen die fremden Eindringlinge. Doch dieses ihr neues Unternehmen endete noch unglücklicher als die früheren; bei Enköping am Mälar-See wurde die von ihnen gesammelte Streitmacht geschlagen, und Magnus gefangen und in die Feste zu Stockholm geführt, wo er, die erste Zeit in schweren Banden, einer

langjährigen Gefangenschaft entgegensah. Auch Hakons Widerstand war nun kaum noch zu fürchten. Er sah sich vielmehr genötigt, einen mehrjährigen Waffenstillstand zu schließen. Da erschien den Mecklenburgern plötzlich ein neuer Gegner in der Person Waldemars von Dänemark. Ansprüche verschiedener Art an Schweden und Mecklenburg bewogen ihn zu diesem seinem Vorgehen. Er fiel um Pfingsten 1366 mit Erich von Sachsen in Schweden ein, aber nach einigen unbedeutenden Gefechten vermittelte Graf Adolph von Holstein einen Frieden. Zu Alholm auf Laaland kamen König Waldemar und Herzog Albrecht am 28. Juli zusammen. Gegen bedeutende Zugeständnisse, die endgültige und vollständige Abtretung von Gotland und eines Teils von Schonen, die Bestimmung des Leibgedinges seiner an Heinrich von Mecklenburg vermählten Tochter, und endlich einen Schadenersatz von 10000 Mark Silber für den im Jahre 1362 von Wismar und Rostock vor Helsingborg verursachten Schaden, erkannte Waldemar förmlich Albrechts Sohn als rechtmäßigen König von Schweden an, wenn dieser bis zum 2. Februar 1367 diesen Vertrag annähme. Damit schien alles erledigt zu sein; allein man hatte nicht mit dem Haß des schwedischen Volkes gegen Dänemark gerechnet: Ein Sturm des Unwillens brach in Schweden aus, als dieser Vertrag bekannt wurde, und die deutschfeindliche Partei erließ nun einen Aufruf voll glühenden Hasses gegen die fremden Verräter: „Welche Gewalt und welches Unrecht, welche Knechtschaft und Unmilde ihr und wir und das ganze schwedische Volk erlitten hat, klagen wir Gott, Jesu Christo und seiner lieben Mutter Maria, Sankt Peter, Sankt Paul, Sankt Lauriz, Sankt Erich, Sankt Siegfried, Sankt Henrich und Sankt Eskild, welche des Reiches Schutzherren sind, und allen Heiligen und guten Christen, Königen, guten Herzogen, Hauptleuten, Herren und Ständen aus rechter Not, wie wir sie oft vor Herzog Albrecht geklagt haben, der unser König sein sollte, und ein rechter Meineidiger, und mit seinem Vater und des Reiches Rat ein rechter Verräter ist. Wir wollen es mit dem ehrlichen und guten König Magnus halten und froh dafür leben, und sterben, daß die Deutschen niedergestreckt und vertrieben werden.“ Was sollte König Albrecht in dieser Lage thun? Den Vertrag nicht annehmen, das war der Krieg mit Dänemark und Norwegen; die Annahme dagegen machte ihn im Lande fast unmöglich. Nach nochmaligen Verhandlungen mit Waldemar und Hakon entschied er sich für das erstere. Seine Lage aber war und blieb eine schlimme, denn außer seinen verschiedenen Feinden bedrängte ihn auch jetzt noch die Geldnot. Die Grafen Heinrich und Adolph von Holstein mußte er vorläufig mit einer in 3 Jahren zahlbaren Schuldverschreibung von 3500 Mark Silber befriedigen. Wie groß aber die Not war, sieht man erst recht aus der Verschreibung des reichen Ritters Karl Wolfson, der dem Könige wegen seiner bedrängten Lage die Hälfte aller seiner Einkünfte auf ein Jahr verschrieb und zugleich versprach, auch Andere dazu anzuhalten, wenn nötig auch mit Gewalt. Und vier Wochen später erließ der König dann ein Edikt, in welchem geboten wurde, daß alle Weltlichen und Geistlichen, ausgenommen die Armen, die halbe Einnahme von allem ihren bisher steuerfreien Eigentum geben sollten, des-

gleichen die Hälfte alles Priesterzehnten des Jahres, sowie die halbe Einnahme von Lehen- und Pfandgütern. Man erkennt aus diesen Thatsachen, daß das nicht lange so fort gehen konnte; und nur ein besonderes Ereignis konnte den König aus dieser verzweifelten Lage befreien. Und diese glückliche Wendung führten die Seestädte durch ihren erneuerten Krieg gegen Waldemar von Dänemark herbei.

Seit dem letzten unglücklichen Kriege, der den Städten so viel gekostet hatte, war das Verhältnis zwischen ihnen und Waldemar kein besseres geworden, im Gegenteil, immer mehr Groll hatte sich auf beiden Seiten angehäuft, da Waldemar nicht geneigt war, die ihm übermäßig erscheinenden Forderungen der Städte zu befriedigen. Noch bestand allerdings der Waffenstillstand zwischen beiden Parteien, aber heimlich unterstützten schon die Städte seinen Gegner mit Geld zur Fortsetzung des Krieges und betrieben zugleich Verhandlungen mit den Fürsten von Schweden, Mecklenburg und Holstein zum Abschluß eines Bündnisses gegen den gemeinsamen Feind. Dieses Bündnis kam denn auch im Anfang des Jahres 1368 zu stande, nachdem schon vorher am 19. November die gesamte Hanse zu Köln den Krieg gegen Dänemark beschlossen hatte. Vom 5. Februar wurde der Fehdebrief der Stadt Lübeck datiert, und im Laufe weniger Wochen gingen nicht weniger als 77 Fehdebriefe der Städte dem Dänenkönig zu. Dieselben betrieben nun die Rüstungen aufs äußerste; am 9., spätestens am 16. April sollten alle Schiffe bei Gelland zum Angriff bereit liegen, und es hielten auch diesmal alle Wort; schon in der zweiten Hälfte des April verheerten ihre Mannschaften die Küste von Dänemark und Norwegen, und am 2. Mai fiel das gehaßte Kopenhagen in ihre Hände. Am spätesten erschienen wieder die Fürsten mit ihrem schwerfälligen Lehnsgefolge; erst am 27. April wollte Herzog Albrecht in Warnemünde mit 300 Mann segelfertig sein, und noch nach der Einnahme von Kopenhagen war er in Rostock. König Albrecht von Schweden ratifizierte das Bündnis vom 20. Februar sogar erst am 25. Juli nach der Einnahme von Falderbo. Nach und nach nahm er dann ganz Schonen ein, während sein Vater auf Falster und Laaland, und die Holsteiner Grafen vom Westen her vordrangen, sodaß in kurzer Zeit das dänische Reich im Besitz seiner Feinde war. Unter diesen Umständen hielt es Hakon von Norwegen für geraten, im August einen Waffenstillstand mit den Städten zu schließen, der dann später öfter verlängert wurde, um so mehr, da Waldemar es vorgezogen hatte, kurz vor Ausbruch der Feindseligkeiten in der Osterwoche mit den Schätzen der dänischen Krone das Weite zu suchen.

Für die mecklenburgischen Fürsten war es jedenfalls ein Glück, daß die Unternehmung gegen Dänemark mit so raschem Erfolge gekrönt war, denn schon drohte wieder neue Gefahr von den mit Waldemar befreundeten und verbündeten Fürsten, zunächst von Pommern. Kaum war Herzog Albrecht aus Dänemark zurückgeeilt, als es am 25. Oktober zu einem entscheidenden Zusammentreffen bei Dammgarten kam. Nachdem die Werler, die das Vordertreffen bildeten, geschlagen waren, führte Albrecht durch sein energisches Eingreifen einen glänzenden Sieg herbei, der den Mecklenburgern

eine Menge von Gefangenen einbrachte, unter anderen den Herzog Wertislav von Pommern-Wolgast. Damit war Pommern zunächst unschädlich gemacht. Allein mit diesem Siege war nur die kleinere Gefahr für Mecklenburg beseitigt. Eine weit größere drohte von Brandenburg und Lüneburg. Magnus von Lüneburg leugnete zwar den Städten gegenüber jeden Zusammenhang seiner Fehde gegen Mecklenburg mit dem dänischen Kriege aus leicht erkennbaren Gründen, allein viele Anzeichen lassen das als unwahr erscheinen: im Januar schlug Magnus dem Rate zu Lübeck den Herzog Erich von Sachsen als Vermittler zwischen den Städten und Dänemark vor. Kaum 4 Wochen später schloß dann Erich im Beisein dänischer Räte einen Vertrag mit Adolph von Holstein, daß sie sich eintretendenfalls die Vormundschaft über Dänemark teilen wollten, und Ostern gingen mit den sächsischen Räten auch lüneburgische zu den Beratungen mit nach den dänischen Inseln hinüber. Als dann am 8. April Magnus mit Otto von Braunschweig ein Bündnis schloß, machten sie ausdrücklich aus, daß sie etwaige Vorteile, die von Mecklenburg oder Dänemark zu erlangen wären, besonders wenn Erich von Sachsen die Vormundschaft bekäme, mit einander teilen wollten. Es lag nicht an ihnen, daß sie nicht gleich zugriffen, sondern einzig wohl daran, daß sie zum Angriff nicht fertig waren. Daß wenigstens den Herzog Magnus keine zarten Rücksichten zurückhielten, kann man aus seinem an Albrecht gerichteten Fehdebriefe schließen, der an Grobheit nichts zu wünschen übrig läßt und lange genährten Haß verrät: „We Magnus, van der gnade gades hertoge tho Brunswieg und Luneborg, entbeden dy Albert van Boitzenborg, dat tho vande steit dem van Teckeneborg, de sick hefft gemacket laten tho einem hertogen tho Meckelnborg, dat wy din fiend wesen willen umme dat grote unrecht, dat du an unsen leven veddern hertoge Wilhelmen van Luneborg unde an uns gedahn hefffst, und ock umb unrecht, dat du an unsen leven ohme den marckgraffen tho Brandenborg gedahn hefffst. Wan dat di, den dinen und dinen landen ienig schade van uns und van den unsen schude, des wille we uns tho den ehren iegen di unde iegen de dinen wol verwahret hebben. Des tho enen bekentnisse hebbe we unse ingesegel drucket laten an deszen breve".

Dieser Fehdebrief muß etwa Ende August an Herzog Albrecht von Mecklenburg abgeschickt sein. Während Magnus nun von den ihm verpfändeten Schlössern Ratzeburg und Lauenburg aus die mecklenburgischen Lande beunruhigte, lag Markgraf Otto von Brandenburg in der Uckermark den Pommern gegenüber. Allein trotz der großen Zahl von Verbündeten (17 an der Zahl außer den schon genannten, der Erzbischof von Bremen, die Bischöfe von Verden und Halberstadt, die Markgrafen von Meißen, die Grafen von Schwarzburg, Hoya, Mannsfeld, Hallermünde rc.) wollte es ihnen doch nicht gelingen, nennenswerte Vorteile zu erkämpfen, sodaß am 21. Oktober Markgraf Otto zu Hindenburg bei Templin einen Waffenstillstand bis Ostern nächsten Jahres abschloß, in den seine Verbündeten, Magnus von Lüneburg und Erich von Lauenburg mit einbegriffen wurden; dieser Waffenstillstand war aber nicht von Dauer, da die unbändigen Mannen beider Parteien trotz desselben gegenseitige Schädigungen nicht unterließen.

Die erbetene Vermittlung der Seestädte war ohne Erfolg, sodaß der Krieg seinen Fortgang nahm; aber Magnus brachte er nur wieder Unglück. Als am 29. November eine Schaar von 60 Rittern mit Knechten und Geschützen von Sachsen-Lauenburg aus unter der Führung Siewerts von Saldern einen Einfall in Mecklenburg unternahm, wobei es wahrscheinlich auf eine Überrumpelung von Gadebusch abgesehen war, wurden sie gleich in der Nähe der Grenze bei Roggendorf überfallen und fast sämtlich gefangen. Nachdem dann im Anfang des Jahres 1370 nochmals ein längerer Waffenstillstand den Kampf unterbrochen hatte, nachdem Magnus im Mai auf einer Zusammenkunft in Guben vergebens versucht hatte, den Kaiser für sich zu gewinnen, war er und Erich von Lauenburg genötigt, Frieden zu schließen; derselbe wurde am 19. Juni zu Boizenburg besiegelt: Magnus und Erich mußten alle Gefangenen unentgeltlich herausgeben; ihre Gefangenen aber mit 3000 Mark lösen, von denen 1000 Mark Heinrich von Bülow, und 1000 Mark Vikke Moltke zufielen. Außerdem mußte Magnus sich verpflichten, 8 Jahre lang Albrechts Lande nicht zu befehden. Der Markgraf von Brandenburg wurde zwar in die Sühne aufgenommen, wenn er wollte, allein er zog es vor, den Krieg fortzusetzen, und es folgte nun zwischen ihm und Mecklenburg ein jahrelanger kleiner Grenzkrieg, jener kleine Krieg, der ohne entscheidende Schlachten sich träge fortspinnt mit gegenseitigen Schädigungen und Plackereien, die größtenteils den unbeschützten Bauer der bedrohten Landstriche trafen.

Ein getreues Bild dieses verderblichen dauernden Kriegszustandes geben uns die Aufzeichnungen der Gebrüder Johann, Helmold und Reimar von Plessen über ihren Dienst in Neustadt im Solde Albrechts von Mecklenburg. Albrecht schloß mit ihnen einen Vertrag, nach welchem sie ihm in dem Kriege gegen die Mark mit 30 Gewappneten dienen sollten. Nach diesem Vertrage zogen Johann und Helmold am 11. November 1370 mit 18 Mann in die Burg Neustadt ein, während Reimar mit 12 Gewappneten nach Marnitz ging. Johann und Helmold lagen nun mit ihrer Mannschaft etwa drei Wochen still; am 2. Dezember teilten sie dieselbe, und Helmold unternahm mit 9 Mann einen Zug in feindliches Gebiet, von dem er nach 14 Tagen mit einem Verluste von 2 Mann zurückkehrte, so daß sie nun nur noch 16 Gewappnete bei sich hatten. Da wurde ihnen gemeldet, daß die Feinde aus der Burg Neuhausen bei dem nahen Spornitz erschienen seien; sofort brachen sie auf und jagten sie nach Neuhausen zurück. Bei dieser Gelegenheit machten sie 2 Gefangene, Balthasar Winterfeld, der sich für 110 Mark loskaufen mußte und Heisicke Schütze, den man für ein Lösegeld von 25 Mark gehen ließ. Der Gewinn wurde aber bedeutend geschmälert durch den Verlust von 3 Pferden im Werte von 93 Mark. In der letzten Woche des Jahres, die man ruhig in der Burg zubrachte, kam dann Befehl vom Herzog Albrecht, daß Johann mit 6 Mann sich am 1. Januar nach Waren begeben sollte, so daß Helmold nun mit 10 Mann in Neustadt zurückblieb. Die Feinde erhielten bald Kunde von dieser Schwäche der Besatzung und planten einen Überfall, der Helmold aber noch zu rechter Zeit verraten wurde. Eilig sandte er Boten zu Heinrich von Bülow und einigen anderen Rittern, die denn auch mit

20 Mann und 10 Geschützen in aller Stille schnell zur Hülfe herbeieilten. Man freute sich der Überraschung, die man dem Feinde bereiten würde, aber dieser war nicht weniger gut bedient und zog es deshalb vor, den geplanten Angriff zu unterlassen. Vergebens wartete und wartete man in der Burg 2 Nächte, dann zogen die zu Hülfe Herbeigeeilten wieder ab, ließen aber der Sicherheit halber Helmold 5 Mann zur Verstärkung zurück. Mitte Januar 1371 kam dann Johann von Waren zurück und brachte 8 Geschütze mit, die dem bisherigen Mangel abhalfen. Unterwegs wäre er damit bald in einen Hinterhalt gefallen, den ihm die Werler bei Dargelütz, in der Nähe von Parchim, gelegt hatten; vorsichtigerweise ließ er das Holz erst absuchen und war nun mit einem Verlust von 2 Pferden davongekommen. Die beiden Brüder hatten so 20 Gewappnete und 8 Geschütze, so daß sie die Burg genügend sichern und zugleich auch einige Züge unternehmen konnten. Gleich in der ersten Woche nach Johanns Rückkehr bot sich Gelegenheit dazu. Durch Kundschafter wurde die Nachricht überbracht, daß der Ritter Kannenberg von Wendisch-Weningen her eine Unternehmung gegen Neustadt plane. Man hielt es für besser, ihm zuvor zu kommen, und ihn womöglich abzuschneiden und so mitsamt dem vermutlichen Raube einen guten Fang zu machen. Als man aber an Ort und Stelle kam, war der feindliche Haufe schon wieder jenseits der Elbe in Sicherheit, man mußte sich mit einer Beute von 10 Kühen und 22 Schweinen begnügen, zog dann noch auf dem Rückwege vor Neuhausen, wo aber auch nicht viel ausgerichtet wurde. Um Fastnacht, 18. Februar 1371, verließ dann Helmold die Burg eine Zeit lang und ging nach Lüneburg, vielleicht um die Herzoge von Sachsen-Wittenberg bei der Einnahme des Landes Lüneburg zu unterstützen; Johann blieb mit 10 Mann Besatzung zurück. Mehrere Wochen blieb nun auch alles in der Umgegend ruhig, bis im April die Brandenburger einen heftigen Vorstoß auf diesen Teil des Grenzlandes unternahmen. Um Ostern wurde die Burg Marnitz genommen, und Reimar von Plessen fiel mit der ganzen Besatzung in die Hände der Feinde. Dann erschienen diese auch vor Neustadt, und bei einem Ausfall hatten die Plessen bedeutende Verluste. Hermann Boddow und Gödeke Kuhdriewer wurden gefangen und mußten mit 120 Mark ausgelöst werden, außerdem ihre Pferde und Waffen mit 38 Mark; auch Lüdeke Nienkerken verlor Pferd und Helm. Nachdem dann auch Reimar und seine Mitgefangenen wieder ausgelöst waren, lagen die Brüder 3 Wochen mit 30 Mann zu Neustadt still, mit der Absicht, bei günstiger Gelegenheit die Burg Marnitz wiederzunehmen. Dazu brach man am 30. Mai auf. Doch die Unternehmung ging nicht nach Wunsch, sondern brachte im Gegenteil schwere Geldverluste; Helmold Knochenhauer und Hermann Schütze wurden gefangen und mußten mit 440 Mark befreit werden. Man kam endlich zu der Überzeugung, daß es nicht gelingen würde, die Burg zu nehmen und rückte ab. Einige der Beteiligten ritten nun zu dem Sammelplatz der Mannen, mit denen Herzog Albrecht am 22. Juni vor Perleberg rücken wollte. Die Plessen blieben noch acht Tage mit 40 Mann zu Neustadt und rückten dann zusammen mit Lüder Lützow mit Geschütz und 20 Mann ebenfalls nach Perleberg.

Sie boten dann noch einige von ihren Freunden auf, so daß sie 3 Wochen lang etwa 30 Gewappnete bei sich hatten. Da aber die Einschließung von Perleberg bald aufgegeben wurde, so unternahmen sie erst vor der Rückkehr mit Lüder Lützow noch einen Plünderungszug nach Blüthen und Strehlen, der ihnen $48^1/_2$ Mark einbrachte, dann einen anderen nach der Beke, an dem sich auch Heinrich von Bülow mit 10 Mann beteiligte; die Beute aber war eine noch geringere. Als dann Mitte August Herzog Albrecht wieder herankam, um Marnitz und Neuhausen zu nehmen, folgten ihm Reimar und Helmold mit 16 Mann und 4 Proviantwagen. Die beiden Burgen wurden aber nicht genommen, und nach Herzog Albrechts Abzug nahmen die Plessen wieder ihr Standquartier in Neustadt ein. Nach einiger Zeit thaten sie sich nochmals mit Lüder Lützow zusammen, machten einen neuen vergeblichen Versuch gegen Neuhausen und schickten dann einen Teil ihrer Leute gegen Perleberg, denen es übrigens recht schlecht erging; sie selbst plünderten auf dem Rückwege das Dorf Pirow und brannten es nieder.

In ähnlicher Weise wurde an der ganzen mecklenburgisch-brandenburgischen Grenze hin und her gekämpft, bis 1373 der Kaiser die Mark Brandenburg für sein Haus in Besitz nahm und dieselbe zu einem Lehen der böhmischen Krone machte. Dieser Besitzwechsel brachte zugleich eine neue Regelung der Verhältnisse Mecklenburgs zur Mark mit sich, die durch die Willkürwirtschaft und Feindschaft des Markgrafen Otto zum Schaden des mecklenburgischen Fürstenhauses ganz verwirrt waren. Dabei handelte es sich besonders um die zahlreichen Pfandbesitzungen, welche ihnen seit den Zeiten des Markgrafen Waldemar zugefallen waren. Auf einer Zusammenkunft zu Fürstenberg an der Oder wurden im Juni alle diese Angelegenheiten zur Zufriedenheit beider Teile geordnet; es wurden Albrecht und seinem Bruder Johann von Stargard alle Lehen und Pfandbesitzungen in der Mark bestätigt. Im Laufe des nächsten Jahres aber trat darin eine Änderung ein, wahrscheinlich durch die Stände der Mark selbst veranlaßt, welche auf eine endliche Wiedervereinigung aller Teile derselben drangen, sodaß der Kaiser sich veranlaßt sah, die zum Teil übermäßig hoch verpfändeten Vogteien von den Inhabern wiedereinzulösen. Das geschah jedenfalls auf dem Wege gütlicher Vereinigung, denn nach wie vor blieben die mecklenburgischen Fürsten und der Kaiser in nahen Beziehungen zu einander. Es wurde damit aber eine Verbindung gelöst, welche 2 Jahrhunderte lang die Quelle unseligen, verderblichen Haders zwischen Mecklenburg und der Mark gewesen war.

Unterdessen hatten sich auch die Verhältnisse im Norden geklärt. Nachdem die Städte 1370 ihren ruhmreichen Krieg gegen Dänemark mit einem ebenso vorteilhaften Frieden beschlossen hatten, war die treibende Kraft des Kampfes dahin; alles neigte sich zur Ruhe, die den Einen erwünscht, den Anderen notwendig war. Hakon von Norwegen allein konnte den Lauf der Dinge nicht aufhalten. Nachdem er mit den Städten einen vorläufigen, später aber verlängerten Waffenstillstand bis 1374 abgeschlossen hatte, setzte er den Krieg gegen König Albrecht von Schweden zwar fort, aber er konnte sich bald der Einsicht nicht verschließen, daß es ein nutzloses

Unternehmen sei, und so erbot er sich denn zu Verhandlungen, um wenigstens seinen Vater Magnus aus der langen achtjährigen Gefangenschaft zu erlösen. Am 15. August 1371 wurde vor Stockholm der Friedensvertrag besiegelt, in welchem Hakon und Magnus dem König Albrecht das Reich Schweden unter Verzicht auf alle weiteren Ansprüche für sich und ihre Erben überließen; Magnus mußte außerdem ein Lösegeld von 12000 Mark Silber zahlen, wofür bis zur Bezahlung Baahuus zum Pfande gesetzt wurde. Am Tage vorher hatte Waldemar von Dänemark auch seinen Friedensvertrag mit Mecklenburg besiegelt, in welchem er vom Herzoge Albrecht die Rückgabe der auf dem dänischen Boden eroberten festen Plätze erlangte unter der allerdings sehr zweifelhaften Bedingung, daß nach seinem erblosen Tode der gleichnamige Enkel des Herzogs, dessen Mutter Ingeborg des Königs älteste Tochter war, die Krone von Dänemark erhalten sollte; zweifelhaft war diese Bedingung einmal, weil eine solche Königswahl bei Lebzeiten des regierenden Königs der Wahlhandfeste Waldemars III. widersprach, dann aber auch hauptsächlich, weil ihr die Genehmigung der Hansa fehlte, die nach der Bestimmung des Stralsunder Friedens durchaus nötig war. So war also der Ertrag des Krieges für Mecklenburg, wenn man auch den Verzicht auf die dänische Lehnsoberhoheit über Rostock, die wahrscheinlich auch damals erfolgte, mit in Anschlag bringt, ein sehr geringer und nur die Erschöpfung der Mittel des Landes, das seit dem Frieden etwas gespannte Verhältnis zu den Seestädten und der verhängnisvolle Krieg mit der Mark erklären diese Willfährigkeit Albrechts, seine errungenen Vorteile gegen eine so zweifelhaftes Versprechen zu vertauschen. Wenige Jahre später zeigte sich denn auch, daß man auf Sand gebaut mit den Hoffnungen auf die dänische Krone. Als am 24. Oktober 1375 König Waldemar sein Leben beschloß, da half es Albrecht nichts, daß Kaiser Karl in einem ermahnenden Schreiben an die dänischen Stände für den mecklenburgischen Prinzen eintrat, es half ihm noch viel weniger, daß er sich an die Seestädte wendete, denn gerade diese waren es, welche gegen sein Interesse wirkten; daran ist kaum ein Zweifel möglich; wären sie für Heinrich eingetreten, so wäre seine Wahl in Dänemark unbeanstandet durchgegangen. Dänemark hätte es unter den damaligen Umständen garnicht wagen können, noch einmal seine durch den letzten Krieg untergrabenen Kräfte mit der siegreichen Vereinigung von Mecklenburg, Schweden, Holstein und der Hansa zu messen, die außerdem jetzt durch keine weiteren Feinde behindert, ja vom Kaiser sogar unterstützt wurden. Was bedeutete gegen diese Macht die Hülfe des geschlagenen Norwegens; es unterliegt daher keinem Zweifel, die Seestädte, und sie allein sind es gewesen, welche die Wahl des mecklenburgischen Fürsten in Dänemark verhindert haben, wenn diese Kaufleute auch zu vorsichtig waren, das in irgend einem ihrer Beschlüsse auszusprechen. Seit dem Kriege war nämlich, namentlich zwischen Lübeck und Mecklenburg, eine merkliche Kühle eingetreten: Schon 1369 sah sich Herzog Albrecht in seinem Kriege gegen die Mark von den verbündeten Städten im Stiche gelassen, da sie behaupteten, daß dieser Krieg mit dem Kriege gegen Dänemark in keiner Verbindung stehe, während Albrecht der entgegengesetzten

Ansicht war, worin er jedenfalls Recht hatte. Ebenso beklagte sich der Herzog über den eigenmächtigen, ohne seine Zustimmung abgeschlossenen Frieden der Städte mit Dänemark. Durch beides sei ihm unendlicher, unüberwindlicher Schaden geschehen. Aber auch den Seestädten fehlte es nicht an Vorwürfen gegen Albrecht und seine Vasallen. Schon 1370 beklagte sich Lübeck bitter über allerlei Schaden, der den Bürgern sogar innerhalb ihres Weichbildes von den mecklenburgischen Mannen geschehen sei; auch wegen des verpfändeten Wittenburg entstanden allerlei Mißhelligkeiten. Man einigte sich gegenseitig, Bischof Bertram von Lübeck zum Schiedsrichter zu wählen, und dieser sprach der Stadt 1000 Mark Silber Entschädigung zu. Zwei Jahre später wurde aber der Zwist wieder erneuert; Herzog Albrecht reichte eine lange Klage ein, die alle Verluste und Schäden aufzählte, die ihm durch die Schuld der Lübecker seit vier Jahren entstanden seien; schwere Anklagen voller Entrüstung, die aber von den Lübeckern ebenso entrüstet zurückgewiesen wurden. Man einigte sich endlich auch dieses Mal; aber die Entfremdung blieb und äußerte sich zum Schaden des mecklenburgischen Fürstenhauses, als nun das entscheidende Ereignis eintrat, durch welches die dänische Krone frei wurde. Es war wohl kaum ein Zufall, daß schon fast 4 Wochen vor diesem Ereignis, dem Tode Waldemars, die Städte-Sendeboten nach Falsterbode hinübergingen, und ohne besonderen Grund noch etwa 8 Tage nach dem Tode des Königs in Dänemark und Schonen verweilten. Zunächst ließen sie Henning Putbus seine Verschreibung auf die schonischen Schlösser erneuern; als sie dann nach Gurre auf Seeland hinüberkamen, wo der König todkrank darniederlag, da traten sie mit den dort anwesenden Mitgliedern des Reichsrates in Verhandlung über ihr Verhalten nach dem etwa eintretenden Tode des Königs; diese versprachen den Städten alles zu halten, was ihnen im Frieden besiegelt sei, baten sie hingegen alles zu thun, was sie für das Wohl des dänischen Reiches von Nutzen hielten, sie wollten dann gern nach ihrem Willen verfahren. Es ist ganz unglaublich, daß bei dieser Gelegenheit nicht von der Hauptsache, der Wahl des neuen Königs sollte die Rede gewesen sein. Der ganze Bericht dieser Sendeboten, auch die Verschweigung des Todes Waldemars, spricht eine beredte Sprache, da es durchaus nicht glaublich erscheint, daß ihnen am 1. November in Kopenhagen der Tod des Königs noch nicht sollte bekannt gewesen sein, den am 6. November der Kaiser Karl schon in in Pritzwalk erfahren hatte. Aus allem geht hervor, daß ihr Entschluß schon gefaßt war, und daß sie auch mit den bedeutendsten Mitgliedern des dänischen Reichsrates schon in Einvernehmen standen. Albrechts Bewerbung um die Gunst der Städte war daher von vorherein nutzlos. Man hatte bereits im Geheimen gegen ihn entschieden und vertröstete ihn nun mit leeren Vorwänden, vom 20. Januar auf den 23. März, und vom 23. März auf den 18. Mai. Inzwischen war aber schon am 3. Mai der junge Olaf von Norwegen auf dem Reichstage zu Slagelse förmlich zum Könige von Dänemark gewählt worden.

Es fehlte zwar noch die Bestätigung der Seestädte, aber das war nur eine Frage der Zeit. Umsonst waren auch die Bemühungen des Kaisers

für Albrecht; vergebens hatte er gleich nach dem Tode des Königs an die geistlichen und weltlichen Herren von Dänemark ein Schreiben gerichtet, in welchem er nachdrücklich für ihn eintrat; vergebens verbot er den Lübeckern für die Königin von Norwegen und ihren Sohn einzutreten oder Albrecht bei Verfolgung seines guten Rechtes hinderlich zu sein; das half alles dem Verschmähten so wenig wie das Bündnis mit den Holsteinern. Endlich zog er im September selbst mit großem stattlichen Gefolge nach Dänemark hinüber, aber das Einzige, was er erreichte, war eine vorläufige Einigung, die höchstens auf eine Entschädigung hinauslaufen konnte; auf dem Rückwege erlitt er sogar noch durch einen schweren Sturm großen Schaden, der einige Schiffe vernichtete und viele Menschenleben kostete. Die Verhandlung mit dem dänischen Reichsrat zog sich noch Jahre ohne Erfolg hin, der junge Albrecht aber behielt wenigstens den Titel „wahrer Erbe des Königreichs Dänemark" bei, um wenigstens hierdurch das Andenken an sein vermeintliches Recht wach zu erhalten. Die üblen Folgen, welche dieses Verhältnis zu Dänemark auch für den schwedischen Besitz hatte, erlebte der alte Herzog nicht mehr: er starb zu Schwerin am 18. Februar 1379.

Mit ihm ging auch die Zeit der großen Pläne und Unternehmungen, wie sie sein Vater Heinrich II. angefangen und Albrecht fortgesetzt hatte, die Glanzzeit des mittelalterlichen Mecklenburgs, zu Grabe. Auf dem Grunde, den der Vater unter gewaltigen Kämpfen, die sein ganzes Leben erfüllten, gelegt hatte, hatte der Sohn mit Kraft und Klugheit weitergebaut. Und doch war der Erfolg für das Fürstenhaus im ganzen nur ein geringer. Eines hatte man ja erstritten, die Herzogswürde mit der Reichsunmittelbarkeit; gewonnen hatte man an Gebiet das Land Stargard, die Grafschaft Schwerin und einen Teil der Grafschaft Dannenberg, immerhin ein erklecklicher Zuwachs. Aber alles andere war auch trotz aller Bemühungen wieder dahin gegangen. Die Pfandgüter der Mark, die man nicht ohne Aussicht in dauernden Besitz zu verwandeln hoffen durfte, waren durch den Widerstand der brandenburgischen Stände und die Unterstützung desselben durch den Kaiser wieder verloren gegangen. Das pommersche Land Barth hatte man trotz wohlbegründeter Ansprüche und nach langen Prozessen wiederaufgeben müssen; und endlich die Hoffnung auf die dänische Krone hatte sich nicht verwirklicht, und das Königreich Schweden — nur wenige Jahre noch, und auch dies sollte dem Besitz des Fürstenhauses wieder entrissen werden.

III. Politischer Niedergang Mecklenburgs nach Albrechts II. Tode und der Verlust Schwedens. 1379—1400.

Dem König Albrecht war es nicht gelungen, sich in fast zwanzigjähriger Regierung auf seinem neuen Throne zu befestigen. Auf ein gutes Verhältnis zu Norwegen und Dänemark mußte er ja den Umständen nach

verzichten. Allein auch die eingeborenen Schweden sahen mit scheelen Augen auf den fremden König und seine mecklenburgische Umgebung. „Raubvögel saßen damals auf den Gipfeln der Berge, denn die Deutschen tyrannisierten das Land viele Jahre“ sagt eine schwedische Chronik jener Zeit und giebt damit die Stimmung eines großen Teiles der Bevölkerung wieder. Man fragt sich, ob wirklich Albrecht die Schuld an dieser Unbeliebtheit trug, oder ob seine mecklenburgische Umgebung in Wahrheit das Land in unverantwortlicher Weise ausplünderte. In Wirklichkeit waren es aber nicht Mecklenburger, sondern Schweden, welche den größten Teil der Kronländereien an sich brachten und sich in zum Teil unverantwortlicher Weise bereicherten. Grade dadurch wurde Albrechts Lage ganz unhaltbar; er nannte wenig mehr sein eigen. Und trotzdem gelang es ihm nicht einmal, mit dem Verluste seines ganzen Gutes die hungrigen Mäuler zu stopfen, die unzufriedene Partei wurde immer größer. Als im Sommer 1386 der überreiche Drost Bo Johnson starb, machte der König einen schwachen Versuch, seine mißliche Lage etwas zu verbessern: er stellte wieder einige mecklenburgischen Burgvögte an, und suchte durch gerichtliche Entscheidung einige Krongüter wieder in seine Hände zu bringen. Aber dieser schwache Versuch schlug erst recht zu seinem Schaden aus: die unzufriedene Partei schrie laut über die neue Verwaltigung des Landes durch die Fremdlinge. Zwölf weltliche Reichsräte, die Vollstrecker von Bo Johnsons Testament und Inhaber der bedeutendsten festen Plätze des Landes, traten mit Margarethe von Dänemark in Verbindung und trugen ihr endlich mit ihren Burgen und Lehen zugleich die Regierung von ganz Schweden an mit dem Versprechen, die Wahl eines Königs ganz in ihre Hand zu legen. So wurde derselbe Reichsrat, der einst den alten König beseitigt, und Albrecht auf den Thron berufen hatte, das Mittel seiner Erniedrigung. Was sollte der König dagegen thun? Ob er von dem Verrat Kenntnis hatte, oder nicht, kann ganz gleichgültig sein, denn anfangen konnte er dagegen doch nichts, da ihm die Mittel dazu fehlten. Eine Stütze konnte er nur im eigenen Vaterlande finden. Aber doch ist es kaum glaublich, daß Albrecht sich unter so kritischen Umständen aus einem Lande entfernte, das er doch Willens war, zu halten; wir finden ihn am 28. November 1388 in Prag beim Kaiser; Hülfe konnte er von diesem doch auf keinen Fall erhoffen. Als er daher, zwar mit einiger Begleitung aus den mecklenburgischen Landen in sein Königreich zurückkehrte, entschied sich sein Schicksal sehr schnell. Schon standen Margarethes Heerschaaren im Felde, und bei Axenwalde unweit Falköping kam es am 24. Februar 1389 zur Entscheidungsschlacht, deren Ergebnis Margarethe voll Spannung in Wartberg in Halland erwartete. Und das Schlachtenglück entschied für die Königin. Wie es scheint hat Albrecht selbst durch seine Unbesonnenheit die Niederlage verschuldet; noch ehe seine Haufen recht Stellung genommen hatten, stürzte er sich mit wenigen Reitern in hitzigem Wagemut auf die Feinde, ritt zwar zwei Banner derselben nieder, aber geriet dann mit den Seinigen in einen Sumpf und wurde von den Dänen mit leichter Mühe gefangen. Mit ihm fiel ein großer Teil seiner Begleiter, sein Sohn Erich, sein Vetter Rudolph,

den er mit 26 Jahren zum Bischof von Skara gemacht hatte, Graf Albert von Holstein, und Graf Günther von Lindow in die Hände der Feinde. Die siegreiche Königin begab sich von Wartberg nach Bahus und empfing dort ihren gedemütigten Feind. Dann ließ sie ihn mit seinem Sohne in den Turm zu Lindholm bringen, wo er sechs lange Jahre in trauriger Gefangenschaft schmachten mußte, wie einst sein unglücklicher Vorgänger im Turm zu Stockholm.

Für die Befreiung der unglücklichen Gefangenen scheint anfangs außer Verhandlungen wenig geschehen zu sein; man hatte in Mecklenburg weder Kraft noch Neigung, den Krieg mit Dänemark fortzusetzen. Als aber alle Verhandlungen nicht zum Ziel führten, sah man sich doch genötigt, mit Waffengewalt zu versuchen, was in Güte nicht zu erreichen war. Schweden war ganz in den Händen der Dänen, nur Stockholm hielt sich noch. Dorthin begab sich im Herbst 1390 der alte Herzog Johann von Stargard, um wenigstens diese Stadt seinem unglücklichen Neffen zu erhalten; aber viel konnte er allein nicht ausrichten. Erst im Frühjahr des folgenden Jahres betrieb man die Sache mit größerem Eifer. Im Mai thaten sich die Ritter aller Vogteien Mecklenburgs mit dem Bischof von Schwerin und den Städten des Landes zusammen, um ihren Fürsten zur Befreiung des Königs und seiner Mitgefangenen auf eigne Kosten behülflich zu sein; denjenigen, welche sich der Pflicht entziehen würden, ward die Strafe für verletzte Lehnstreue angedroht. Die Städte Rostock und Wismar gaben Kaperbriefe aus, um auf diese Weise möglichst viele Kämpfer heranzuziehen. Es dauerte aber doch wieder einige Monate, ehe all diese Mannschaften kriegsbereit waren. Erst um den 1. September segelte dann Johann der Jüngere von Stargard mit einer ansehnlichen Schaar auf Rostocker und Wismarschen Schiffen nach Stockholm ab. Unterwegs landeten sie auf der Insel Bornholm und plünderten dort; dasselbe thaten sie auf Gotland und kamen dann glücklich in Stockholm an. Die Ankunft dieser Unterstützung steigerte den Mut der Verteidiger der Stadt, sodaß es ihnen bald gelang, eine der dänischen Befestigungen zu nehmen, die vor der Stadt errichtet waren; die andere konnten sie nicht bezwingen. Allein diese Anstrengung war doch keine nachhaltige. Man setzte zwar den Kampf fort, aber errang keine Vorteile; den meisten Schaden thaten den Feinden wohl noch jene von Rostock und Wismar zusammengerufenen wilden Freibeuter, ein steuerloses Volk, das bald weder Freund noch Feind schonte und endlich dem Handel der Städte gefährlicher wurde, als den Dänen. Daher sah sich denn auch die Hansa veranlaßt, mit Eifer zum Frieden zu reden; so nur war es möglich, diesem verderblichen Zustande ein Ende zu machen. Aber alle Verhandlungen wurden durch die Hartnäckigkeit der beiden Parteien zu nichte gemacht, bis endlich die gemeinsamen Bemühungen der Hansa und des Deutschordensmeisters in Preußen zum erstrebten Ziel führten. Gegen 60000 Mark Silbers gewährte die Königin ihren Gefangenen die Freiheit auf 3 Jahre; nach diesen 3 Jahren müsse der König entweder die 60000 Mark zahlen oder in sein Gefängnis zurückkehren; geschehe aber beides nicht, so sollten die Seestädte Stockholm, das ihnen von den Mecklenburgern zum Pfande

gesetzt wurde, an Dänemark ausliefern. Die Verhandlungen zogen sich noch lange hin; erst am 31. August wurden Stadt und Burg Stockholm den Vertretern der Städte übergeben, und an demselben Tage leistete ihnen die Bürgerschaft den Huldigungseid; am 26. September verließen dann Albrecht und sein Sohn Erich ihr Gefängnis. Nach drei Jahren war Albrecht natürlich nicht im Stande, die 60000 Mark zu bezahlen, und die Städte erfüllten ihren Vertrag, indem sie Stockholm der Königin auslieferten, und damit war denn die Krone Schwedens für immer verloren.

Herzogs Erichs Zug nach Gotland und der Verlust Gotlands. 1396—1400.

Der letzte Versuch, etwas von der verlorenen schwedischen Herrlichkeit zu retten, war der vergebliche abenteuerliche Zug des jungen Herzogs Erich, des Sohnes des Königs, nach der Insel Gotland. Gotland war nach der Niederlage von Falköping, wie alle anderen Landesteile, Stockholm ausgenommen, in die Hand der dänischen Königin gefallen. Während der langen Zeit der Gefangenschaft König Albrechts aber brachte der mecklenburgische Hauptmann in Stockholm es durch einen kühnen Eroberungszug wieder unter seine Botmäßigkeit. Die Königin Margarethe sandte darauf ihren Hauptmann Swen Sture nach Gotland, dem es auch gelang, die ganze Insel mit Ausnahme der Stadt Wisby wiederzuerobern, sodaß bei der Lösung Albrechts 1395 nur noch diese Stadt in seinem Besitz war. Swen Sture aber begnügte sich nicht mit der Eroberung der Insel, die schon den ganzen Krieg über ein Hauptsammelpunkt der Vitalienbrüder gewesen war, sondern machte bald gemeinsame Sache mit diesen; sei es, daß ihn der Gewinn lockte, sei es, daß er sich ihrer überhaupt nicht erwehren konnte; bald stand er im Rufe, einer der gefürchtetesten Führer derselben zu sein. Laut erschollen die Klagen der geschädigten Städte über die maßlosen Räubereien, die von Gotland aus verübt wurden. Auch König Albrecht, als dem Herrn Wisby's, wurden diese Klagen vorgetragen, da man von Dänemark keine Abhülfe erwarten oder verlangen konnte, und Albrecht benutzte diese Gelegenheit, teils den Städten seinen guten Willen zu zeigen, teils auf diese Weise einen kleinen Teil seines ehemaligen Reiches wieder in seine Gewalt zu bringen. Im Herbst 1396 segelte sein Sohn Erich mit seiner Gemahlin Sophia von Pommern-Wolgast mit ansehnlicher Begleitung nach Gotland hinüber. Er griff Swen Sture an und konnte am 11. November von Klintholm aus den preußischen Städten melden, daß er im Vorteil sei und den Räubern bereits 100 Mann abgefangen habe; er thue das zu ihrem und aller Städte Besten, um dem Seeraub und Mord zu steuern, Hilfe sei ihm aber dringend notwendig, da er gehört habe, daß die Königin von Dänemark Vorbereitungen treffe, ihren Hauptmann zu unterstützen. Margarethe kam

allerdings garnicht dazu, diese ihre Absicht auszuführen, denn bald wurde Swen Sture so in die Enge getrieben, daß er allen Widerstand aufgab und es für besser hielt, die Insel Herzog Erich zu überliefern und sich selbst in seine Dienste zu begeben. Damit war nun der eigentliche Zweck des Zuges erfüllt; es handelte sich aber für den Herzog darum, was sollte nun weiter werden? Sollte man die Raubgesellen Swen Stures verbannen oder vernichten? Beides war unmöglich, denn einmal hatten sie sich durch einen Vertrag dem Herzog unterworfen, und endlich waren auch diejenigen, mit denen dieser focht, größtenteils nichts anderes als Vitalienbrüder. Es scheint vielmehr der ganzen Vereinigung ein Plan zu Grunde zu liegen, der zwar nie zur Wirklichkeit geworden, dessen Ausführung aber doch versucht ist. Schon Swen Sture's plötzliches gutes Einvernehmen mit dem Herzoge scheint nur erklärlich durch einen gemeinschaftlichen Plan, dessen Ausführung nur durch die Wachsamkeit der Bedrohten verhindert wurde. Und dieser Plan war kein anderer, als von der Insel aus Stockholm wieder in mecklenburgische Gewalt zu bringen, um so wieder in Schweden selbst einen festen Stützpunkt zu neuen Unternehmungen zu gewinnen. Schon im Juni 1397 fiel es auf, daß Erich Schiffe und Gesellen, gute und schlechte, so viel er kriegen konnte, zu Gotland sammelte; aber als man das auf dem Städtetage zu Danzig besprach, wäre es bereits zu spät gewesen, Hülfe zu senden, denn das Unternehmen war sehr gut vorbereitet; man hatte sogar Verbündete in der Stadt Stockholm selbst. Aber die städtischen Befehlshaber wurden gewarnt, sei es, daß einer der schwedisch gesinnten Bürger Nachricht erhalten hatte, oder daß einem der Verschworenen das Gewissen schlug. Genug, eines Tages kam zu Albert Russe, dem preußischen Hauptmann, in aller Stille ein Mann, und sagte ihm nur: „Verwahret das Schloß gut, es ist groß Not.“ Als der Hauptmann erschreckt fragte, ob er was Arges wüßte, antwortete er, er könne ihm nichts mehr sagen. Als ihn aber der Hauptmann sehr drängte, kniete der Mann nieder, legte seine Finger auf einen Ziegelstein, der dort lag, und sprach: „Ziegelstein, ich sage dir's also mir Gott helfe und die Heiligen, der Stockholm ist verraten,“ und stand auf und hob seine Hand zum Himmel und rief: „also soll mir Gott helfen an meinem letzten Ende, das ist wahr, was ich hier geschworen“. Mehr wollte er nicht sagen und ging davon. Man war aber gewarnt und traf seine Maßregeln. Es war aber auch die höchste Zeit. Wenige Tage später, am 28. Juni, erschienen plötzlich 42 Schiffe von Gotland unter der Führung Swen Stures, Ottos von Pekkatel, Eckart Kahles und anderer und ankerten in den Scheeren vor der Stadt; dann schickten sie Boten mit der Bitte, man möge ihnen 20 Last Bier und 10000 Brode übersenden. Abschläglich beschieden baten sie um freies Geleit zu einer Unterredung. Diese gewährte man 20 von ihnen und geleitete sie dazu auf eine sicher inmitten der Stadt gelegene Insel. Nun forderten sie, man solle sie durchlassen; dann erneuerten sie ihre Bitte um Lieferung von Lebensmitteln oder, wenn das nicht angängig, so möge man sie in der Stadt kaufen lassen. Man schlug ihnen das alles ab, und sie segelten deshalb verdrossen davon, wohin, wußte niemand. In ihren Schiffen hatten sie 1200 Ge-

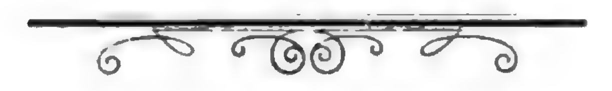
wappnete, und es ist kaum ein Zweifel, daß sie einen plötzlichen Überfall der Stadt beabsichtigten, und nicht ohne Mitwissen des Herzogs Erich. Albert Russe traf daher wohl das Richtige, wenn er seinen Städten schrieb „ich mich groß besorge, daß es übel stehen will zwischen Schweden und Mecklenburg.“ Dringend bat er um Hülfe: „Denn wären wir nicht gewarnet, so wären das Schloß und das Volk dahin gewesen; wir sind jämmerlich verraten und stecken noch in demselben Verrat.“ Der Plan war aber diesmal mißlungen, und weiteren Versuchen machte der plötzliche am 26. Juli zu Landskron erfolgende Tod Herzog Erichs ein Ende.

Ähnliches warf übrigens, nebenbei gesagt, auch König Albrecht der Dänenkönigin später vor, indem er behauptete, einige ihrer Unterthanen aus Kalmar und anderen Orten hätten versucht ihm Wisby abzuschleichen.

Auf Gotland war nun Swen Sture unumschränkter Herr; klugerweise aber erklärte er die verwitwete Herzogin zur Gebieterin und nannte sich nur ihren Hauptmann. Aber nun begann erst recht ein wildes Treiben von der Insel her; Swen Sture ließ überall bei der See verkünden, wer rauben wolle, solle kommen; um die Hälfte des Gewinns ihm und seiner Herrin habe jeder freien Aufenthalt zu Landskron und zu Slit. Man kann sich denken, daß diese Aufforderung nicht ungehört blieb, und daß das Übel endlich alle Grenzen überstieg. Da namentlich die livländischen und preußischen Städte durch die wilden Raubgesellen geschädigt wurden, so wandte sich endlich der Hochmeister des Deutschordens, Konrad von Jungingen, an König Albrecht, er möge Abhülfe schaffen, da doch Gotland seine Besitzung sei. Anfangs antwortete der König, der Räuber seien so viele und sie hätten das Land ganz in ihrer Gewalt, daß er nichts dazu thun könne; er könne sie weder vertreiben, noch jemanden zu seinem Rechte verhelfen; bald darauf aber entschloß er sich doch, seinen Neffen Johann hinzuschicken. Allein dieser, der gänzlich ohne die genügenden Mittel ankam, war völlig ohnmächtig gegen das eingerissene Übel; die Räuber trieben es frecher als zuvor. Da entschloß sich endlich der Hochmeister, selbst, auf eigene Hand etwas für seine Städte zu thun. Mit ihrer Hülfe rüstete er ein Heer von 4000 Mann mit 400 Pferden aus und ließ dieses auf 84 Schiffen nach der Räuberinsel übersetzen. Als dieses Heer vor Landskrone landete, entwich Swen Sture mit der Herzogin in die Stadt zum Herzog Johann, der dadurch in eine noch üblere Lage kam. Man hielt ihm vor, daß er die Räuber hegte und hauste; er erwiderte darauf, daß er ihrer nicht mächtig sei, konnte aber doch wieder nicht umhin, sie als die Unterthanen des Königs zu verteidigen. Man war also von beiden Seiten in übler Lage. Gewalt konnte übrigens das Heer des Hochmeisters nicht anwenden, denn der hohe Schnee verbot, irgendwelches Belagerungsgerät an die Stadt zu schaffen; man verhandelte daher nochmals mit dem Herzog und Swen Sture, und diese Verhandlung führte denn auch zum Ziel: beide willigten darein, mit den Vitalienbrüdern die Stadt zu verlassen und sie den Hauptleuten des Hochmeisters zu überantworten, bis dieser und der König sich darüber geeinigt hätten. Nach dieser Übereinkunft brannten die Ordensleute die 3 Raubschlösser der Insel nieder, rückten dann zu Wasser und zu Lande vor die Stadt und besetzten sie am

Ostertage; Herzog Johann aber, die Witwe Herzog Erichs und Swen Sture zogen mit 400 Begleitern davon; alle Vitalienbrüder aber, die noch zurückblieben und ergriffen wurden, wurden erschlagen. So war denn auch der letzte Besitz auf schwedischem Boden dahin, aber die Verhandlungen darüber schleppten sich noch fast ein Jahrzehnt hindurch fort, denn die Königin von Dänemark machte berechtigte Ansprüche auf die Insel geltend. Als nun nach dem Ablauf des Vertrages von 1395 die Städte Stockholm der Königin auslieferten, suchte König Albrecht wenigstens aus seinen Ansprüchen auf Gotland noch Kapital zu schlagen. Er begab sich im Herbst des Jahres 1398 nach Danzig, und bot dem Hochmeister an, ihm die Insel zu verpfänden. Man kann es dem Hochmeister bei der zweifelhaften Lage der Dinge nicht verdenken, wenn er allerlei Schwierigkeiten machte. Ausliefern wollte er die Insel ohne Weiteres nicht, da er große Kosten bei der Eroberung derselben gehabt hatte; es hätte das übrigens Albrecht auch nicht viel helfen können, denn es fehlten ihm die Mittel, seinen Besitz zu behaupten, es konnte ihm nur darauf ankommen, eine möglichst hohe Verpfändungssumme zu erhandeln. Endlich einigte man sich über eine Summe von 30000 Nobeln. Aber nun erhoben sich bei der Abfassung der Verpfändungsurkunde allerlei Schwierigkeiten, die in der Unentschlossenheit Albrechts und in seinem Bemühen, noch den größtmöglichen Nutzen herauszuschlagen, ihren Grund hatten. Albrecht scheint immer noch auf eine Veränderung der Verhälnisse gehofft zu haben und brachte mit nutzlosen Verhandlungen und gewundenen Erklärungen die Zeit hin. Am 7. Januar 1399 sandte ihm endlich der Hochmeister einen Entwurf der Verpfändungsurkunde zu mit dem Bemerken, wenn er beanstandet werde, so bitte er um einen Gegenentwurf, was Albrecht natürlich nicht versäumte, indem er zugleich allerlei Vorwürfe über das Verhalten des Hochmeisters hinzufügte; er scheint sich über die Zwangslage, in der er sich befand, gänzlich hinweggetäuscht zu haben, denn andere zu täuschen konnte er unmöglich hoffen, andernfalls würde es beweisen, daß er gänzlich unfähig war, die politische Lage zu erfassen. Entrüstet sandte ihm der Hochmeister am 16. März einen neuen Entwurf mit einem scharfen Schreiben, in welchem er ihm bedeutete, daß die Verzögerungen nicht seine Schuld seien, und daß der Orden unter allen Umständen auf der Annahme dieses Entwurfes bestehen müsse. Er sandte damit den Komthur von Thorn zum Könige, der diesen auf dem Schlosse zu Schwaan traf, wo Albrecht auch endlich am 25. Mai die Verpfändungsurkunde besiegelte. Er verpfändete darin Gotland dem Hochmeister und dem deutschen Orden für 30000 Nobel, von denen er 10000 baar erhalten, 20000 aber der Hochmeister auf die Eroberung der Insel verwendet habe. Der Gewinn war also ein verhältnißmäßig geringer. Nun aber meldete Margarethe von Dänemark sich mit ihren kaum bestreitbaren Rechten auf das verpfändete Gut und sprach Gotland als dänisches Krongut an, welches mit dem Reiche Schweden ohne Weiteres an sie gefallen sei. Der Hochmeister sandte dieses Schreiben mit der Bitte an König Albrecht, seine Rechte der Königin gegenüber zu vertreten. Albrecht aber schlug wieder den gewohnten Weg von gewundenen Erklärungen und Ausflüchten ein, bis ihn endlich am

24. Oktober 1400 der Hochmeister energisch aufforderte, seine Ansprüche zu vertreten, worauf er nun schon Jahr und Tag gewartet habe, widrigenfalls er von den Mitteln Gebrauch machen werde, die ihm bei der Verpfändung zugestanden seien. Aber auch jetzt noch verstand der unverständige König die Verhandlungen Jahre lang hin zu schleppen, bis er endlich am 25. November 1405 dem Orden eröffnete, daß er Gotland dem König von Dänemark abgetreten habe und sich aller etwaigen Ansprüche wegen desselben an den Orden begebe. Damit war die für Mecklenburg ganz nutzlose Unternehmung und die sich daran schließende Verhandlung erledigt, und es konnte wenig bedeuten, daß im folgenden Jahre der Herzog Johann noch einmal versuchte, Rechte auf Gotland geltend zu machen, da seine Einwilligung bei der Erklärung des Königs nicht eingeholt sei.



Das 15. Jahrhundert.

I. Anarchische Zustände in der ersten Hälfte des Jahrhunderts. Innere und äußere Kämpfe.

Streitigkeiten mit Brandenburg und Lübeck.

Mit dem Ende des 14. Jahrhunderts und dem Anfang des 15. lassen wir die Glanzzeit der mittelalterlichen Geschichte Mecklenburgs hinter uns und nähern uns einer Zeit, welche uns das Bild der größten Verwirrung wilder Kämpfe und der daraus folgenden Verwüstungen und Zerstörungen bietet. Während uns das 14. Jahrhundert in seinem Verlaufe eine Reihe von großen Gestalten mit großen politischen Zielen vorführt, vermissen wir etwas Ähnliches in den ersten Jahrzehnten des nun folgenden Jahrhunderts vollständig. Am Anfange des 14. Jahrhunderts begegnen wir der gewaltigen Heldengestalt Heinrichs des Zweiten, des Löwen, der die widerspenstigen Bürgerschaften seiner Seestädte bändigte, der siegreich gegen Brandenburg und Pommern kämpfte, sich erfolgreich gegen Dänemark behauptete, sein Land um bedeutende Gebiete erweiterte und überall, wo es galt, sein Schwert in die Wagschale warf. Sein Sohn Albrecht II., nicht minder kriegerisch als sein Vater, aber von bedeutend größerem politischen Geschick, war ein begehrter Bundesgenosse in den großen Parteikämpfen der Wittelsbacher und Luxemburger und wußte diese Stellung zu benutzen, um seinem Hause die Herzogskrone zu verschaffen; der kluge Anschluß an Sachsen-Wittenberg erleichterte ihm die Erwerbung der Grafschaft Schwerin; seinem zweiten Sohne konnte er die schwedische Königskrone aufs Haupt setzen, und auch nach der dänischen Krone streckte er seine Hand aus, wenn auch ohne Erfolg. Mit dem Tode Albrechts war die große Zeit der großen Kämpfe und Ziele dahin, und der langdauernde sechsjährige Kampf um die Befreiung des gefangenen Schwedenkönigs, der die ganze Ostsee von Krieg und Kriegsgeschrei wiederhallen ließ, ist der letzte traurige Nachhall dieser großen Zeit. Es folgt dieser Periode der übermäßigen Kraftanspannung eine Zeit der Depression, der Erschlaffung, da weder die Fürsten noch ihre Mannen und Städte weitere Lust und Kraft zu großen Unternehmungen fühlten. Noch Jahre lang konnten sich die Städte von der großen Schuldenlast nicht befreien, die sie in diesen Kriegen auf sich genommen hatten. Von dem Besitz der Fürsten war ein großer Teil der Burgen und Länder verpfändet und so in den Besitz mächtiger Vasallengeschlechter gekommen, denen außerdem noch eine ganze Reihe anderer Einkünfte des Landes für ihre Ansprüche zufielen. Alles das nötigte die Herzoge, die Pfade der großen Eroberungspolitik zu verlassen und sich auf die Verteidigung und Behauptung des vorhandenen Besitzes zu beschränken. Deshalb trägt denn auch die folgende Periode in allem einen kleinlichen Charakter. Bei all

den vielen wilden Kämpfen vermißt man große Gesichtspunkte und Absichten, sie werden vielmehr teils durch die Raubgier und Fehdelust der brandenburgischen und mecklenburgischen Vasallen, teils durch die Ansprüche der brandenburgischen Markgrafen, teils durch das Mißtrauen der Fürsten und den Haß der Ritter gegen die wachsende Macht der blühenden Hansestädte hervorgerufen. Brandenburg und die Hanse sind es also, welche den Gang der politischen Ereignisse in Mecklenburg von nun an bestimmen.

Mecklenburg-Stargard hatte es, seiner Lage gemäß, hauptsächlich mit ersterem zu thun, besonders da es nur zu leicht in die brandenburg-pommerschen Zwistigkeiten, welche damals nie aufhörten, hineingezogen wurde. Im Jahre 1398 finden wir die Herzoge Johann und Ulrich von Stargard in eine solche Fehde verwickelt, deren Ursache bei der allgemeinen Verwirrung der Verhältnisse, wie bei vielen anderen Fehden dieser Zeit, nicht zu ermitteln ist. Jedenfalls fiel aber um Martini 1398 der Markgraf Wilhelm von Meißen, dem damals die Mark verpfändet war, wie es heißt wegen des Schlosses Boitzenburg, das er mit Gewalt einnahm, weil es von Alters her zur Mark gehört habe, in das Stargardsche ein und verheerte es. Es erging den Herzogen so schlecht, daß nicht allein Boitzenburg, sondern auch Strelitz, das doch unstreitig mecklenburgischer Besitz war, zur Mark gezogen wurde, indem der Markgraf Jobst von Mähren es durch Hasso von Blankenburg auf Wolfshagen von den Moltkes kaufen ließ, Hasso damit belehnte, und ihn einen Lehnsrevers ausstellen ließ, daß Schloß und Stadt Strelitz bei der Mark und den Markgrafen bleiben solle. Doch das wandelbare Kriegsglück wandte sich bald auf Seite der Stargarder, und so war dieser Besitz nur von kurzer Dauer, denn die Stargarder Herzoge verbanden sich mit den Gebrüdern Swantibor III., Ulrichs Schwiegervater, und Bugislav von Stettin gegen die Mark, und diesen vereinten Kräften waren die Brandenburger nicht gewachsen. Am Tage der hl. Katharina (25. November) 1399 trafen die Herzoge an den Grenzen ihres Landes bei dem Dorfe Neuensund auf dem Felde am Karrenberge auf die Hauptleute, Vasallen und Bürger der Mark. Als sie mit aufgeschlagenen Bannern dem Feinde gegenüberstanden, thaten sie das feierliche Gelübde, wenn ihnen Gott den Sieg verleihe, zum Dank für die gewordene Hülfe eine Vikarei zu stiften; dann griffen sie an und trugen einen glänzenden Sieg davon, der die ganze Uckermark, zunächst aber die Stadt Prenzlau in ihre Gewalt brachte. Die Herzoge erfüllten übrigens ihr Gelübde erst im Jahre 1408, indem sie in der Kapelle vor den Thoren zu Friedland eine Vikarei zu Ehren der hl. Katharina und des hl. Liborius stifteten und mit Einkünften aus dem Dorfe Sadelkow begabten. Der Kampf, an dem sich bald auch die Grafen von Lindow-Ruppin und die Quitzows beteiligten, zog sich nun noch fast zwei Jahre hin, bis am 27. August 1401 durch die Vermittlung der Bischöfe von Lebus und Havelberg und der märkischen Landstände zwischen den Markgrafen und den Stargardern ein Vertrag zu Stande kam: zwischen ihren beiderseitigen Ländern mit Ausnahme des Uckerlandes, das sich in den Händen der Pommern befand, wurde ein dreijähriger Landfriede errichtet, während dessen der Markgraf allen Rechtsan-

sprüchen an die Herzoge entsagte; durch eine jährliche Besoldung von 400 Schock böhmischer Groschen verpflichtete er sie zugleich zur Verteidigung der Priegnitz gegen alle Feinde. Ein Jahr später bestellte der Markgraf die beiden Brüder sogar auf 6 Jahre zu Hauptleuten der Priegnitz.

Während dieser Kämpfe, die an der Südostgrenze des Landes geführt wurden, lagen die Schweriner Vettern und die Herren von Werle in Hader mit der Hansestadt Lübeck. Während der Gefangenschaft König Albrechts hatten nämlich die Lübecker mit Genehmigung des Herzogs Erich von Luxemburg, um sich einen bequemeren Verkehrsweg nach Lüneburg und Hamburg zu schaffen, die Stecknitz oder den Delvenau-Graben, wie er damals immer genannt wird, vom Möllner See bis in die Elbe in einen schiffbaren Kanal verwandelt. Die Stecknitz bildete dort damals wie heute teilweise die Grenze zwischen Mecklenburg und Lauenburg, und eine Grenzverletzung ist also leicht erklärlich. Jedenfalls aber erhob Albrecht von Mecklenburg nach seiner Rückkehr anfangs keine Beschwerde, besonders wohl deshalb nicht, da er den Städten für ihre Bürgschaft verpflichtet war und noch immer hoffte, mit ihrer Hülfe sein nordisches Reich wiederzuerlangen. Als aber diese Rücksicht durch den Gang der Ereignisse fortfiel, machte Albrecht sofort seinem heimlichen Unmut gegen die Städte, die ihn seiner Meinung nach im Stich gelassen hatten, dadurch Luft, daß er über das ihm geschehene Unrecht Klage führte: bis zur Mitte des Stromes gehöre das Wasser des Kanals zu seiner Herrschaft, und außerdem hätten die Lübecker ihm auch bei Zweedorf von seinem Lande abgegraben; seine Straßengerechtigkeit nach Boizenburg und sein Zoll in Boizenburg würden durch diese neuen Anlagen geschädigt. Die Lübecker beriefen sich gegen diese Beschwerden auf die Genehmigung des Herzogs Erich, der ihnen für alle Ansprüche dieser Art Gewähr geleistet habe. Anfangs suchten die Städte Rostock und Wismar zu vermitteln, und auf ihren Rat kam Albrecht mit den Lübecker Vertretern zusammen, ohne sich jedoch mit ihnen einigen zu können. Auch die Schiedsleute, die dann von beiden Seiten ernannt wurden und zu Lübeck zusammentraten, erzielten keine Einigung, da die mecklenburgischen Schiedsleute einfach verlangten, Lübeck solle ohne Weiteres den alten Stand der Dinge wiederherstellen und den verursachten Schaden ersetzen, wogegen die Lübecker entschieden, die Stadt solle in ruhigem Besitz verbleiben, bis König Albrecht sie mit besserem Recht abbringe. Das gegenseitige Verhältnis wurde dadurch so gespannt, daß die Lübecker schon eine Menge von Söldnern anwarben und sich, auf ihrem Vertrage fußend, an Herzog Erich wandten, der ihnen auch für den Fall, daß ihnen wegen des Kanals irgend eine Fehde entstände, seine Hülfe zusagte. Albrecht aber, der sich nach den trüben Erfahrungen und Verlusten der vorhergehenden Jahre wohl kaum imstande fühlte, einen Kampf zu unternehmen, bethätigte seinen Unwillen gegen die Stadt wenigstens dadurch, daß er ihren Feinden, den Herren von Werle, freien Durchzug durch sein Land gestattete, um sie auf diese Weise williger zu machen. Allein erst als diese Fehde einen ernsteren Charakter annahm, gab die Stadt nach. Der Grund der erwähnten Fehde ist nicht bekannt, mag auch kleinlich genug gewesen sein, wie die Lage des Werleschen Gebietes vermuten läßt; wir

werden aber kaum irren, wenn wir den tieferen Grund und die lange Dauer derselben dem wachsenden Mißtrauen gegen die Macht der Städte und dem ärgerlichen Verdruß der Fürsten und ihrer ritterlichen Umgebung über das steigende Selbstbewußtsein der früher verachteten Bürger zuschreiben. Genug, der nähere Anlaß zum Ausbruch der Fehde ist nicht bekannt. Wir erfahren nur, daß im Sommer 1400 Balthasar von Werle plötzlich vor Lübeck erschien und ohne Widerstand zu finden, die Kühe der Bürger davontrieb. Im folgenden Sommer wiederholte sich dasselbe Spiel; er und Barnim von Pommern-Barth erschienen mit 400 Lanzen vor der Stadt. Diesmal hatten sich die Bürger aber besser vorgesehen; sie fielen plötzlich unter der Führung des Bürgermeisters Jordan Pleskow aus den Thoren und brachten den räuberischen Feinden eine schmähliche Niederlage bei. Diese fanden bei ihrer Flucht den Rückweg verlegt und mußten sich nun quer durch lübisches Gebiet ins Sachsen-Lauenburgische flüchten. Dafür gelang es aber den Herzogen von Barth ungefähr zur selben Zeit, den Sendboten der preußischen Städte, Johann von der Mersch, auf dem Rückwege in seine Heimat zu fangen, von dem sie später ein schweres Lösegeld erpreßten. Die Lübecker brachten nun die Sache auf dem Hansetage zu Lund zur Sprache und es wurde dort beschlossen, am 23. Oktober wieder Tag zu Lübeck zu halten, um zu beraten, wie die Schmach und der Hohn, die der Stadt geschehen, zu vergelten seien. Unter diesen Umständen konnte es den Städten nur bedrohlich erscheinen, daß am 6. März des folgenden Jahres die Herzoge von Mecklenburg-Schwerin und Stargard, von Braunschweig-Lüneburg, Barnim und Wertislav von Pommern-Wolgast, Balthasar und Johann von Werle und Graf Otto von Hoya in Boizenburg a. E. zu einer Einigung zusammentraten, der sich einige Wochen später auch die Grafen von Lindow-Ruppin anschlossen. Die 6 wendischen Städte antworteten damit, daß sie im Mai mit Hamburg und Lüneburg ein Schutz- und Trutzbündnis auf 5 Jahre eingingen. Lübeck hielt es aber doch für besser, durch Vermittlung des Bischofs Detlef von Ratzeburg seinen Frieden mit Albrecht von Mecklenburg zu machen, indem es ihm für jede auf der Delvenau verschiffte Last Salz 6 Pfennig Zoll zugestand und damit das Recht des Herzogs anerkannte. Damit scheint übrigens das ganze Fürstenbündnis in die Brüche gegangen zu sein; da in der Folgezeit nur die Grafen von Lindow die Werler und Pommern in ihrer Fehde unterstützten. Lübeck machte dagegen nun energische Anstrengungen, den Gegner zur Nachgiebigkeit zu zwingen, indem es für sein gutes Geld überall Hülfe warb. Hartwig von Bülow, bisheriger Mitpfandbesitzer von Plau, der sich mit seinen Landesherren überworfen hatte, war besonders für Lübeck thätig; außerdem traten Jasper Gans von Putlitz mit seiner Burg Putlitz für 500 Mark, Johann und Ulrich von Stargard für 2000 Mark, die Rohr mit ihren festen Schlössern Meyenburg, Freienstein und Neuhausen, die Plessen mit Lübz, Klaus Quitzow mit Stavenow in ihren Dienst. Nachdem sie so genügende Streitkräfte gesammelt hatten, zogen sie im Herbst 1404 nach Sternberg, das ihnen die Stargarder Herzoge zur Verfügung gestellt hatten; von hier aus unternahmen sie zunächst einen verheerenden

Zug gegen Parchim, dann wandten sie sich gegen Güstrow, überall plündernd und brennend; als sie aber im Anfang Oktober ihr Lager vor Güstrow aufschlugen und drohten, die Stadt zu nehmen, entfiel den Werlern doch endlich der Mut, und sie schlossen vorläufig einen Waffenstillstand; vier Wochen später vermittelte dann der Bürgermeister Wulf Wulflam von Stralsund auf der Mühle zu Rothen zwischen den beiden Parteien, infolgedessen diese einige Tage vor Weihnachten in Wismar zusammentraten und den beiderseits bestimmten Schiedsrichtern die Entscheidung anheimstellten. Auf einer weiteren Zusammenkunft in Wismar wurde dann endlich wenige Wochen vor Ostern 1405 die letzte Entscheidung getroffen und damit diese langdauernde Fehde beendet. Sie kostete der Stadt Lübeck über 30000 Mk., zu nicht geringem Verdruß der Bürgerschaft, die anfangs gegen den Krieg war, dann aber vom Rate damit beruhigt wurde, daß die Kosten nicht über 4—5000 Mk. betragen würden, da Ritter und Knappen sich erboten hätten, umsonst für die Stadt zu reiten. So trug diese Fehde, wenn auch für Lübeck siegreich, doch zu dem Gährungsstoff bei, der, längst in den Bürgerschaften der Seestädte wirkend, bald so verderbliche Bewegungen hervorbringen sollte, die auch unsere beiden Seestädte Rostock und Wismar in Mitleidenschaft zogen.

Den Stargarder Brüdern brachte ihr ferneres Verhältnis zur Mark Brandenburg als Hauptleuten der Priegnitz wenig mehr, als ewigen Streit und nutzlose Kosten; bei der dort allgemein herrschenden Anarchie, wo jedermanns Hand gegen Alle und Aller Hand gegen Einen gerichtet waren, konnte auch der Kräftigste nichts ausrichten, und so mühten sich die Stargarder in nutzlosen Kämpfen ab, Ruhe und Frieden zu schaffen. Bald mußten sie gegen die Quitzows, bald gegen die Magdeburger, bald gegen andere Ruhestörer sich wenden; und die ersten Jahre gelang es Herzog Johann auch hin und wieder, manchen Erfolg zu erringen. So fing er Dietrich von Quitzow bei einem seiner Raubzüge am Berge Thure mit Hülfe der Bürger von Spandau. Als dann um Martini 1402 die Magdeburger in großen Scharen ins Havelland einbrachen, begegnete ihnen beim Wernitz-Walde in der Nähe des Dorfes Tremmen, Johanns Marschall, Heinrich von Manteuffel, gewann den Sieg und führte 60 Magdeburger gefangen nach Brandenburg. Und als dann im März des folgenden Jahres die Magdeburger sich durch einen Überfall der genannten Stadt rächen wollten, eilte Herzog Johann vom Kloster Lehnin, wo er gerade weilte, auf erhaltene Nachricht den Bürgern zu Hülfe, und es glückte ihm noch vor Mittag, 40 adelige Gefangene in die Stadt zu bringen, worauf die Übrigen davon zogen. Desto schlimmer ging es Johann einige Jahre später. Im Herbst des Jahres 1406 wollte er sich nach Berlin begeben; unterwegs aber hielten bei Liebenwalde Dietrich und Johann von Quitzow auf ihn, nahmen ihn trotz des markgräflichen freien Geleites gefangen, führten ihn auf das feste Schloß Plauen an der Havel, welches Johann von Quitzow gehörte, und hielten ihn länger als ein Jahr in schwerem Gefängnis. Ein Fluchtversuch, den er am 2. Februar 1407 unternahm, nahm ein unglückliches Ende. Es gelang dem Herzog, mit Hülfe eines

Bäckergesellen, der auf dem Schlosse diente, in der Nacht über die Mauer zu entkommen. Er ging auf dem Eise des Flusses bis zu einem Buschwerk, wo nach der Verabredung einige der Seinen auf ihn warten sollten, infolge eines Irrtums aber an einer anderen Stelle sich aufhielten. Da nun der Herzog, bei der großen Kälte barfuß und in mangelhafter Kleidung, nicht weiter fortkommen konnte, legte er sich verzagt im Busch nieder. Inzwischen hatte man auf dem Schlosse seine Flucht bemerkt, und Johann von Quitzow machte sich mit Knechten, Jägern und Hunden auf, den Flüchtling wiedereinzubringen. Aber auch die Bürger von Brandenburg waren ausgezogen, sei es, daß sie einen Überfall fürchteten, wie erzählt wird, sei es, daß sie wirklich dem Herzoge, dem sie sehr gewogen waren, Hülfe bringen wollten. Zwischen beiden Parteien kam es zu einem heftigen Zusammenstoß, bei dem einige getötet, andere gefangen wurden. Dem unglücklichen Herzoge aber kam das nicht zu statten; als er die bittere Kälte nicht länger ertragen konnte, überlieferte er sich selbst den Verfolgern, und die Quitzows führten ihn nun 8 Tage später nach dem Schlosse Bötzow, dem heutigen Oranienburg, wo er noch fast ein Jahr in harter Haft schmachten mußte. Endlich lieferte die Vorsehung Johann von Quitzow seinem Bruder Ulrich in die Hände. Am 2. Oktober überraschte ihn der Herzog auf einem seiner Raubzüge ins Stargardsche mit vielen Reitern, nahm ihn gefangen und brachte ihn nach Lychen in den Turm. Seine eigene Freiheit zu erkaufen, willigte er in die Auslösung des Herzogs Johann, und so erlangte dieser Weihnachen 1407 seine Freiheit wieder.

Unruhen in Rostock und Wismar. 1408—1417.

Es wurde schon oben angedeutet, wie in den Seestädten sich allerlei Gährungsstoff in den Bürgerschaften gesammelt hatte, der früher oder später seine Wirkung in verhängnisvoller Weise äußern mußte. Der Hauptgrund dieser Unruhen lag in der aristokratischen Verfassung der Städte, nach der die große Masse der Bürger von jeder Teilnahme am Stadtregiment ausgeschlossen war; der Rat ergänzte sich durch eigene Wahl aus den wenigen bevorzugten Ratsgeschlechtern. Auch nicht einmal auf diese hatten die Gewerke und übrigen Bürger irgend welchen Einfluß; das Ziel der Unzufriedenen war daher, in irgend einer Weise auf die Ordnung und Leitung der städtischen Angelegenheiten einen womöglich maßgebenden Einfluß zu gewinnen. Ob noch außerdem besondere Ursachen z. Zt. vorlagen, wird uns, von Rostock und Wismar wenigstens, nicht berichtet. Vielleicht mögen aber die Finanzangelegenheiten und der Druck aus den früheren Kriegen übernommener Schulden das ihre zu der Bewegung beigetragen haben. Von Lübeck, als dem Hauptorte, ging die Bewegung aus; dort hatte es schon seit einer Reihe von Jahren stürmische Auftritte gegeben, und endlich nahm im Jahre 1408 die Bewegung einen solchen Charakter an, daß der bisherige Rat die Stadt verließ und an seine Stelle ein neuer,

von den Bürgern erkorener Rat trat. In Wismar und Rostock kam die Bewegung etwas später in Gang, und es ging dabei verhältnismäßig ruhig her, aber der Rostocker Rat hielt es doch für richtig, gleich im Anfange der Bürgerschaft einen neuen Bürgerbrief auszustellen, der, den Zeitumständen Rechnung tragend, manche Zugeständnisse enthielt, die aber ungern gegeben auch die Fordernden wenig befriedigten. Als aber dann der Rat von Wismar und Rostock in einem Schreiben an Göttingen, und vielleicht noch an anderen Orten, für die Zurückführung des alten Rats von Lübeck eintrat, begaben sich einige Hauptführer der lübischen Bewegung, Kurt Semmelow, Johann Plote und Heinrich Bloyebohm in die beiden Nachbarstädte und wiegelten dort die Unzufriedenen auf, sodaß es nun auch hier zur Bildung eines Bürgerausschusses von hundert Männern kam, entsprechend den Sechszigern in Lübeck. Ihr Einfluß zeigte sich sehr bald auf dem Vermittlungstage zu Lübeck im November 1409, als nach längeren Verhandlungen die Wismarschen Ratsboten erklärten, daß sie die Weisung hätten, in keiner Weise für den alten Rat einzutreten, wohl aber dem neuen zu Willen zu sein, und als sie daraufhin gedrängt wurden, erklärten, daß sie nach Hause reiten müßten; sofort erklärten die Rostocker, sie würden mitreiten. Der Rat der beiden Städte stand also schon ganz unter dem Einflusse der neu geschaffenen Gemeindevertretung. Das zeigte sich bald noch deutlicher darin, daß beide im folgenden Jahre trotz der inzwischen vom Kaiser Sigismund über Lübeck verhängten Reichsacht mit diesem ein Schutz- und Trutzbündnis auf 5 Jahre schlossen, in welchem sie ausdrücklich ihre Hülfe zusagten, wenn jemand versuchen wolle, den alten Rat in Lübeck wieder einzudrängen. Die Ruhe war damit aber noch nicht wiederhergestellt, obgleich der Rat beider Städte allmählich eine Anzahl Bürger in den Ratsstuhl aufnahm, aber die Gewährung einer Forderung zog nur eine neue nach sich, und es zeigte sich hier wie sonst, daß eine solche Bewegung endlich nur durch die äußerste Not oder die Gewalt der Waffen kann zum Stillstand gebracht werden. Es mußte endlich so kommen wie in Lübeck, der alte Rat wurde zunächst in Wismar, später auch in Rostock, ganz verdrängt; die alten Ratsmitglieder legten ihr Amt nieder. Allein auch der von allen früheren Elementen gereinigte Rat erwarb die Zufriedenheit der Bürgerschaft so wenig wie in Lübeck, wo schon einer der frechsten Rädelsführer öffentlich äußerte, es müßten erst 4 oder 5 Köpfe fallen, ehe die Dinge sich besserten. Wer weiß, wohin es schon jetzt gekommen wäre, wenn sich nicht Lübeck genötigt gesehen hätte, endlich dem Druck der maßgebenden Gewalten des Reiches und der Fürsten nachzugeben; am 16. Juni 1416 wurde dort der alte Rat nach langen Verhandlungen feierlich wieder eingeführt. Schon vorher hatte übrigens Wismar es für gut befunden, mit seinen Landesherren, die früher dort nichts hatten ausrichten können, in Verhandlung zu treten; diese Verhandlungen zogen sich aber Wochen lang hin, da die Herzoge unbedingte Unterwerfung und eine hohe Geldbuße forderten. Erst am 30. Juni 1416 unterwarf sich der neue Rat; die Stadt zahlte eine Buße von 10000 Mark lübisch, und am folgenden Tage führten dann die Fürsten den alten Rat wieder in den Ratsstuhl ein. Länger

dauerte die Sache in Rostock, weil man dort einmal immer gegen eine Einmischung der Landesherren in die inneren Angelegenheiten gewesen war und außerdem auch viel weiter gegangen war als in Wismar; man hatte nämlich zuletzt die Mitglieder des alten Rates aus der Stadt vertrieben und ihr Gut eingezogen. Nun war die Stadt gänzlich isoliert; die Herzoge klagten bei den Städten über die Widerspenstigkeit ihrer Unterthanen, und endlich bat die Stadt selbst um eine Entscheidung durch städtische Sendboten, um auf alle Fälle die Fürsten fern zu halten. Die Städte verstanden sich auch dazu, und nachdem sie am Abend des 8. Dezember 1416 in Rostock angekommen waren, brachten sie es nach zweitägigen Verhandlungen am 11. Dezember zu einem Vertrage zwischen dem alten Rate und der Bürgerschaft, nach dem alles wieder in den alten Stand gesetzt und alles Geschehene vergeben und vergessen sein sollte. Die Landesherren hatten den städtischen Sendboten zwar zu dieser Verhandlung freies Geleit gegeben, dafür aber auch erwartet, daß ihre Interessen bei dem Vertrage wahrgenommen würden; allein die ganze Sache wurde erledigt, ohne sie hinein zu ziehen, und man erkennt daraus deutlich, wie tief ihre Macht und Autorität den Städten gegenüber gesunken war. Später warfen die Herzoge den städtischen Sendboten vor, daß sie ihr Vertrauen und Geleit mißbraucht hätten, allein diese waren wohl kaum in der Lage, die Sache anders zu ordnen, und waren endlich auch ganz damit zufrieden, vom Standpunkt des Städtebundes aus die Sache zu regeln. Einige Monate später erst sühnte sich die Stadt mit den Herzogen; sie zahlte als Buße 6000 Mark sundisch. Daraufhin kamen die Herzoge persönlich in die Stadt und bestätigten ihre alten Privilegien. So war denn endlich nach 10 Jahren der Friede wiederhergestellt, aber doch nur äußerlich, das Feuer glimmte unter der Asche weiter, um bei der ersten Gelegenheit wieder zur Flamme aufzulodern, wie wir späterhin sehen werden.

Mecklenburg und Brandenburg. 1411—1421.

Während diese Ereignisse sich in den beiden Seestädten abspielten, wurde die Aufmerksamkeit der mecklenburgischen Fürsten durch die Umwälzung in den Verhältnissen der Mark Brandenburg in Anspruch genommen. Am 8. Juli 1411 hatte Kaiser Sigismund den Burggrafen Friedrich von Nürnberg zu seinem Stellvertreter und obersten Hauptmann in den Marken ernannt, ein Ereignis, welches eine neue Aera der brandenburgischen Geschichte einleitet. Im Juni des folgenden Jahres traf der neue Markgraf, denn das wurde er ja bald, mit einer zahlreichen Schar fränkischer Ritter in der Mark ein, um sich sofort mit Eifer und Energie seiner neuen großen Aufgabe zu widmen, den unglücklichen Marken Frieden und Ruhe im Innern und nach außen zu verschaffen, denn die Zustände waren damals schlimmer als je. Nicht allein die gewaltthätigen einheimischen Vasallen,

die Quitzows, Putlitz, Alvensleben, Rochows u. s. w. brandschatzten Stadt und Land in ihren wilden Fehden und Raufereien, sondern auch die Nachbarländer sahen brandenburgisches Gut als willkommene Beute an; bald fielen Pommern, bald Mecklenburger, bald Magdeburger plündernd und brennend in das Land ein, denn ein Anlaß zum Streit und zur Fehde war immer leicht gefunden. Von Anfang an richtete nun Friedrich sein Bestreben darauf, in dieser Beziehung Wandel zu schaffen, und der Kaiser unterstützte ihn, soweit er konnte, aufs Eifrigste in diesem Bemühen. Kurz nach der Ernennung Friedrichs schrieb er an die Stargarder Herzoge: „Es sind oft mannigfaltige und große Klagen an uns gekommen von unserer Mark zu Brandenburg, daß derselben Einwohner, Lande und Leute aus Eueren Landen lange Zeit her angegriffen und schwer geschädigt sind ohne Schuld und wider Recht. Wiewohl uns das alle Zeit nicht gefallen hat, ist es uns nun, da diese Lande und Leute wieder zu unseren Händen gekommen sind, um so wünschenswerter, daß sie unbilliger Angriffe und Beschädigungen entladen werden. Darum begehren und bitten wir von Eurer Liebe, mit Ernst und Fleiß dahin zu sehen, daß solche Sachen aus Eueren Landen und von den Eueren ferner nicht geschehen“. Eine ähnliche Aufforderung wird auch an die Schweriner Herzoge ergangen sein, denn auch von ihren Schlössern, namentlich von Stavenow aus war mancher Schade geschehen. Man kann wenigstens vermuten, daß daraufhin König Albrecht die Lützows veranlaßte, ihr Pfandrecht an Stavenow aufzugeben. Um nun seine Macht zu einem so großen Werke zu stärken, schloß Friedrich bald nach seiner Ankunft mit verschiedenen Nachbarfürsten Bündnisse zu gegenseitiger Unterstützung, deren er dringend gegen einen Teil der immer noch widerspenstigen Stände bedurfte. So nahm er auch Ulrich von Stargard auf einer Zusammenkunft in Neustadt-Eberswalde für 600 rheinische Gulden jährlich auf 2 Jahre in seinen Dienst. Mit den Schwerinern suchte er noch nähere Beziehungen anzuknüpfen, indem zu Perleberg ein Ehekontrakt geschlossen wurde, nach dem der junge Herzog Albrecht V. mit des Markgrafen Tochter Cäcilia nach 3 Jahren vermählt werden sollte, ein Plan, der allerdings nicht zur Ausführung gelangt ist. Auch Balthasar von Werle trat in ein ähnliches Dienstverhältnis zum Markgrafen wie die Stargarder; er folgte ihm 1413 mit vor das Schloß Trebbin, benutzte aber zugleich diese Gelegenheit, um mit den Quitzows und ihren Genossen einen Raubzug ins Erzbistum Magdeburg vor Jüterbog zu machen, was wieder die unangenehmsten Folgen für die Mark hatte, da die Erzbischöflichen diesen Überfall mit einem Einfall in die Altmark erwiderten. Trotzdem leistete Balthasar bei dem großen Schlage, den Friedrich im folgenden Jahre gegen die märkischen Raubritter, besonders die Quitzows, führte, seine Dienste, indem er Friesack, die Burg Dietrichs von Quitzow, mit belegte und eroberte.

Nachdem so die Gewalt dem Guten den Boden geebnet, traten die Fürsten im Juni zu Wittstock zu einem Landfriedensbund auf 6 Jahre zusammen, „Gott zu Lobe und zu Ehre, und um des Friedens und gemeinen Nutzens willen, zur Beschirmung von Land, Leuten und Straßen, auf daß das Recht gestärket und das Unrecht gekränket werde“. Friedrich, die

sämtlichen Werler Herren, Wertislav von Pommern-Wolgast und die Schweriner Herzoge versprachen sich darin gegenseitige Hülfe gegen räuberische und aufsässige Vasallen und gegen alle anderen Feinde; die Schweriner nahmen davon nur ihre Stargarder Vettern, der Wolgaster Herzog seine Vettern von Stettin aus; Streitigkeiten unter ihnen selbst sollten durch ein Schiedsgericht geschlichtet werden. Zwar nahmen die Stargarder an diesem Tage nicht teil, wahrscheinlich wegen allerlei Mißhelligkeiten, die schon damals mit den Werlern schwebten, aber Friedrich brachte auch zwischen ihnen eine vorläufige Einigung zustande und nahm beide, die Stargarder für jährlich 1000 rheinische Gulden, die Werler für 600 Gulden in seinen Dienst. Die Ersteren auf 2 Jahre, die Letzteren auf 3 Jahre, ausdrücklich auch gegen Otto und Kasimir von Stettin. In dem Kriege gegen diese wurde aber von Ulrich von Stargard und Rudolph von Sachsen zwar kein dauernder Friede, aber ein Waffenstillstand bis zum 24. Juni 1416 zustande gebracht.

Was nutzten aber wohl solche Friedensbemühungen von Friedrichs Seite? Kaum hatte er sich nach dem Conzil zu Kostnitz zum Kaiser begeben, als die mit Mühe zur Ruhe Gebrachten sofort wieder in heftige Fehde gerieten. Wodurch sie herbeigeführt wurde, ist dunkel. Die Stargarder und ihr Bruder, der Bischof Rudolph von Schwerin, der übrigens bald darauf starb, verbanden sich mit einander zum gemeinsamen Angriff gegen die Werleschen Fürsten, und es folgte nun eine wilde Fehde, bei der auch sogar die Städte der Prignitz in Mitleidenschaft gezogen wurden. So sammelte sich bei den Plessen in Lübz, wo sich auch Dietrich von Quitzow aufhielt, anfangs Juli 1416 eine ganze Reihe Schweriner Stiftsmannen und Stargarder Vasallen, die Barnekows und Reimar Pressentin aus dem Lande Sternberg, der junge Dankwart von Bülow aus dem Lande Bützow und andere mehr, und zogen nun gegen Pritzwalk; die Bürger suchten vergebens sie zurück zu schlagen, sie unterlagen und büßten diesen Versuch mit einer Anzahl von Toten und Verwundeten, und außerdem wurden ihnen noch Sachen im Werte von 210 Schock Groschen genommen. Die Stargarder Herzoge zogen auch Otto und Kasimir von Stettin auf ihre Seite; trotzdem konnten sie lange nichts ausrichten. Wie barbarisch man manchmal mit den Gefangenen umging, zeigt das traurige Ende des Ritters Heinrich Moltke von Teutenwinkel; dieser wurde von Balthasar von Werle gefangen und, um ein hohes Lösegeld zu erpressen, so unmenschlich im Stock gequält, daß er unter diesen Qualen seinen Geist aufgab. Einige der Vasallen oder Bundesgenossen der Mecklenburger hatten dagegen das Glück, Balthasars Vetter, Christoph von Waren, zu fangen, und die Herzoge brachten ihn für 4000 Mark sundisch in ihre Gewalt. Als nun Kurfürst Friedrich im Oktober vom Kaiser zurückkehrte und nach feierlicher Bekanntgebung seiner erblichen Belehnung in Berlin die Huldigung der märkischen Stände empfing, erschien auch Balthasar dort, ließ seine Lande dem Kurfürsten auf und empfing sie als Brandenburgisches Lehen zurück, wie sie bisher von der böhmischen Krone zu Lehen gingen. Ende November kam dann Friedrich selbst nach Mecklenburg und vermittelte zwischen den feind-

lichen Verwandten dahin, daß ihre Streitsache vor dem Kaiserlichen Gericht solle entschieden werden, bis dahin aber alle Fehde ruhen solle. Allein die gegenseitigen Schädigungen durch ungezügelte Vasallen hörten nicht auf, und schon im Februar des folgenden Jahres sah sich Friedrich durch die Klagen Balthasars und seines Bundesgenossen, des Grafen von Ruppin, veranlaßt, ein scharfes Schreiben an die Mecklenburger und Stargarder Herzoge zu richten, in welchem er ihnen den Bruch ihrer besiegelten Verträge vorhielt und mit nachdrücklicher Verteidigung seines Lehnsmannes drohte, wenn weitere Angriffe nicht unterblieben. Doch es scheint beinahe, als ob Balthasar bei dieser Gelegenheit kein ehrliches Spiel spielte, denn 14 Tage später richtete er von Neu-Ruppin aus, jedenfalls im Einverständnis mit dem Grafen, ein Schreiben an Friedrich, aus welchem deutlich hervorgeht, daß er sich mit neuen Angriffsplänen gegen seine Vettern trug. Er schreibt: „Lieber gnädiger Herr, wißt, daß heute unser Hauptmann bei uns gewesen ist und uns unterrichtet hat, daß die Mecklenburger Herren nicht ganz einträchtig sind. Unter anderem sagt er uns, daß Herzog Albrecht den Plessen aus seinen Städten keine Speise noch Futter will fahren lassen. Ferner dünkt es ihm nützlich, wenn es Euer Gnaden gefällt, und die Euren nicht in das Städtchen kommen, daß wir uns so lange davor legen, bis Ihr selbst mit Macht nachkommen könnt. Ihr sollt beide, Städtchen und Schloß, ohne Zweifel kriegen. Weiter, lieber Herr, hat er uns berichtet, daß auch Herzog Ulrich und die Plessen nicht ganz einträchtig sind, und wir hoffen, daß wir und Ihr unser Ding noch zu einem guten Ende führen werden, wo Euer Gnaden mit ganzer Macht unverzögert folgt, denn sie haben nicht viel Speise auf der Burg, wie uns gesagt ist. Weiter, lieber Herr, wenn es Euer Gnaden nicht zu Willen wäre, so haben wir mit dem schwarzen Quitzow erwogen, daß die Euren wieder zu Wittstock einreiten, da es zu den andern Städten ungefuttert zu weit zu reiten ist, und daß Euer Gnaden das mit dem Bischof abmachen möge, daß sie dort finden, was ihnen not ist. Lieber Herr, wie es Euch gut dünkt, wollen wir es halten. Auch bitten wir uns zu schreiben, um wessen willen wir den Mecklenburgischen Herren absagen sollen, um euretwillen, um des Grafen oder um unser selbst willen. Gott befohlen zu langen Zeiten." Was Friedrich darauf geantwortet, ist nicht bekannt. Geneigter zum Frieden scheint Balthasars gefangener Vetter Christoph gewesen zu sein, denn er trat Stadt und Land Röbel mit Wredenhagen für ewige Zeiten an die Mecklenburger ab, allerdings ohne Erfolg, wahrscheinlich weil Balthasar dem Vertrage seine Bestätigung versagte. Auch auf einer Tagefahrt zu Perleberg im Mai wurde nur erreicht, daß ein Schiedsgericht von beiden Seiten angenommen wurde, was aber jedenfalls auch die Sache nicht zum Austrage brachte, denn Christoph blieb in Gefangenschaft, und Balthasar begab sich im folgenden Jahr persönlich nach Kostnitz und klagte dort vor dem Kaiserlichen Hofgericht. Im Augustinerkloster daselbst erschien er am 22. Juni vor dem Kaiserlichen Hofrichter, Grafen Günther von Schwarzburg, und klagte auf 20000 Mark Gold auf allen und jeden Besitz der Stargarder Herzoge. Nach Annahme der Klage wurde den Gegnern ein Einspruchstermin auf

den 24. August gesetzt, doch das Urteil erging auch dann nicht, jedenfalls auf begründete Vorstellung beider Parteien, die nun vielmehr im Oktober 1417 im Johanniskloster zu Rostock zusammentraten und sich dahin einigten, alle ihre Ansprüche und Streitigkeiten 5 Jahre ruhen zu lassen; ebenso solle auch der Prozeß vor dem Kaiserlichen Hofgericht ruhen, und wenn inzwischen ein Urteil ergangen sei, solle Balthasar dafür sorgen, es rückgängig zu machen. Ein Jahr später förderte dann die Vermittlung der Stände die gegenseitige Annäherung um einen Schritt weiter: man besann sich nach den langen Streitigkeiten endlich wieder auf die Stammesverwandtschaft und erkannte, wie ungehörig und nutzlos die beständige Anrufung fremder Mächte in diesen häuslichen Zwistigkeiten sei. Daher wurde festgestellt, von nun an sollten die Stände, d. h. Mannen und Städte beider Parteien, etwa auftauchende Zwistigkeiten schlichten. Für den Fall des Aussterbens eines der beiden Fürstenhäuser wollen sie gegenseitig ihre Länder den anderen Erbhuldigung thun lassen; Christoph soll für 3000 Mark Rostock'sch aus der Gefangenschaft entlassen werden; für die Lösungssumme aber bleibt Wredenhagen den Mecklenburgern zum Pfande; ebenso bleibt das Land Röbel in ihren Händen, bis die Werler die Pfandsumme dafür bezahlen. Mit diesem Vertrage wurde der Streit der beiden verwandten Familien endlich in Güte beendigt. Er ist aber auch in anderer Beziehung noch wichtig, indem er die Stellung der Stände in damaliger Zeit deutlich erkennen läßt, und weil einzelne Bestimmungen desselben voraussichtlich einen Konflikt mit Brandenburg herbeiführen mußten.

Die Entstehung und ersten Jahre der Universität Rostock.

Das bedeutendste Friedenswerk, welches in diese lange Periode unausgesetzter Fehden und unerquicklicher Parteikämpfe fällt, ist die Gründung der Universität Rostock, ein Werk, erwähnenswert nicht allein weil es die Jahrhunderte überdauert hat, sondern auch wegen seiner Bedeutung nicht nur für Mecklenburg, sondern für den ganzen Norden Osteuropas. Seitdem die Universität Prag 1348 von Karl IV. nach dem Muster der Pariser errichtet war, war bereits eine Reihe anderer Universitäten in Wien, Erfurt, Köln, Heidelberg und Leipzig erstanden, die auch von Weiterstrebenden aus unseren Gegenden besucht wurden. Für die Mehrzahl waren aber dieselben doch zu weit entfernt, und die meisten Geistlichen und Laien schlossen ihre Bildung mit den Kenntnissen ab, die sie auf den Stadt- und Domschulen ihrer Heimat gewinnen konnten. Wie sehr man mit der Gründung der Universität einem dringenden Bedürfnis weiter Gegenden entgegenkam, zeigt die starke Frequenz, die sie vom ersten Jahr an hatte. In demselben wurden über dreihundert immatrikuliert, und in den ersten 80 Jahren ihres Bestehens haben trotz mannigfach eintretender ungünstiger Verhältnisse hier über 12000 junge Leute ihre höhere Bildung gesucht und gefunden. Die

Entstehungsgeschichte der Universität selbst beweist uns aber wieder die alte Wahrheit, daß die Anfänge der wichtigsten geschichtlichen Erscheinungen oft für unser forschendes Auge in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt sind. Es ist ja kein Zweifel, die Stadt Rostock hat die Universität in ihren Mauern gegründet; sie hat die nötigen Gebäude angewiesen, sie hat die bedeutenden Mittel, eine jährliche Rente von 800 Gulden, aufgebracht und sichergestellt; ausdrücklich hören wir dazu aus dem Munde des Bürgermeisters als der Plan der Bürgerschaft vorgelegt wurde, daß der Rat sich entschlossen habe, „mit Hülfe der Landesherren eine Universität anzurichten". So weit wäre die Sache ganz klar; allein bei näherer Betrachtung tauchen allerlei Bedenken auf, ob wohl die erste Anregung in Rostock selbst gegeben, ob wohl das ganze aus eigenem, freien Antriebe geschehen sei. Jahre lange wüste innere Parteikämpfe und lang dauernde Zerwürfnisse mit den Fürsten hatten die Verhältnisse in der Stadt erschüttert, den Wohlstand geschädigt; eine schwere Schuldenlast drückte die Stadt, sodaß die Steuern um ein Beträchtliches erhöht werden mußten; man war nicht imstande, die zu Stadtbuch geschriebenen Renten pünktlich zu zahlen und Beschwerden darüber waren nicht ausgeblieben. Bei solcher Lage der Dinge erscheint es kaum glaublich, daß der Rat sich sollte aus eigenem Antriebe entschlossen haben, ein neues, so kostspieliges Unternehmen ins Leben zu rufen, dessen äußerer materieller Nutzen für die Stadt mindestens sehr zweifelhaft war, und es muß daher als sehr fraglich erscheinen, daß die große durchaus notwendige Summe gern von der Bürgerschaft übernommen sei. Daraufhin deutet auch ein im zweiten Jahre nach der Gründung verfaßtes Testament des Pfarrers zu St. Marien, der bei seinem Vermächtnis für die Universität ausdrücklich hinzusetzt, daß sein Legat dazu bestimmt sei, der Stadt die große Last zu erleichtern. Dazu kommt, daß auswärtige Persönlichkeiten bei der Einrichtung der Universität eine bedeutende Rolle spielten, so der Hamburger Domherr Heinrich von Geismar und der Lübische Protonotar Johann Voß. Des letzteren Einfluß erhellt deutlich aus einem Briefe des Priors von Marienehe, in welchem er den Einfluß desselben bei Besetzung der Dozentenstellen besonders hervorhebt. Andererseits haben auch die Landesherren sich bei der Gründung beteiligt, allein wie es scheint nur durch angelegentliche Fürsprache bei dem Papst. Dieses Schreiben datiert vom 8. September 1418, ebenso wie das Fürschreiben des Bischofs von Schwerin, in dessen Sprengel ja die neue Universität errichtet werden sollte. Über die Vorverhandlungen, die uns jedenfalls über die wahren Urheber Aufschluß geben würden, erfahren wir kein Wort, so muß es dahingestellt bleiben, wem die Ehre zufällt den Gedanken zuerst angeregt zu haben. Die Fundationsbulle des Papstes Martin V. ist vom 13. Februar 1419 zu Ferrara datiert. Der Papst genehmigte darin die Stiftung einer Universität, jedoch mit Ausschluß einer theologischen Fakultät, unter der Bedingung, daß binnen Jahresfrist die zur Einrichtung und zum Unterhalt derselben nötigen Mittel sicher verbürgt würden. Daraufhin berief am 29. Juli der Rat die Bürgerschaft auf das Stadthaus und erklärte, daß er mit Hülfe der Landesherren vom Papste die Genehmigung zur Errichtung

einer Universität erhalten habe, worauf die Bürgerschaft erwiderte, daß sie mit den bisherigen Schritten des Rates einverstanden sei und ihn ersuche, alles Weitere zum Wohle und Nutzen der Stadt zu besorgen. Nachdem nun der Rat den Bischof von Schwerin als dem vom Papst ernannten Kanzler eine Urkunde ausgestellt hatte, in welcher er sich zur Errichtung von 2 Collegienhäusern und zur jährlichen Zahlung von 800 Goldgulden an die Universität verpflichtet hatte, fand am 12. November 1419 die feierliche Eröffnung der neuen Hochschule durch eine Messe statt. Außer anderen Prälaten erschienen dazu der Bischof Heinrich von Schwerin, der Abt Hermann von Doberan, der Rostocker Archidiakonus Johann Meynesti, der Pfarrer zu St. Marien Nikolaus Türkow, und vor ihnen wie vor dem Rostocker Bürgermeister Heinrich Katzow leistete der erste Rektor Peter Steinbeck aus Erfurt seinen Eid. Die Herkunft desselben deutet schon an, daß man sich in der inneren Einrichtung die Universität Erfurt zum Muster nahm. Die ersten Lehrer waren außer Peter Steinbeck die Magister Heinrich Toke aus Bremen, Hermann von Hamm, Dietrich Sukow, früher lübischer Protonotar, Heinrich Voß, Jakob Niebuhr, Michael Hegersterstein und Werner Brekewoldt, zu denen bald noch andere hinzukamen. Bei der Berufung der Dozenten hatten besonders der Hamburger Domherr Heinrich von Geismar und der lübische Protonotar Johann Voß bedeutenden Einfluß; der letztere ging 1421 sogar selbst als Dozent nach Rostock. Obgleich nun schon im ersten Halbjahr über 100 Studierende immatrikuliert wurden, und im zweiten Halbjahr sogar 226, so empfand man den Mangel einer theologischen Fakultät doch so sehr, daß man sich bald nach der Eröffnung um die Gewährung einer solchen bemühte, fürs erste jedoch ohne Erfolg; erst 1432 erreichte man das Erstrebte, wodurch dann auch sogleich wieder eine Steigerung des Besuches bewirkt wurde. Die weiteren Schicksale der Universität werden wir bei Gelegenheit der bald folgenden Rostocker Unruhen, die auch auf sie nicht ohne Einfluß blieben, des Näheren besprechen.

Weitere Entwickelung des Verhältnisses zu Brandenburg.

Seitdem Friedrich von Hohenzollern erblich mit der Mark Brandenburg belehnt war, scheint er alle alten Ansprüche der brandenburgischen Markgrafen an die umliegenden Länder und Fürstentümer hervorgesucht zu haben. Nicht allein, daß er wieder die Oberlehnsherrlichkeit über Pommern geltend machte, schlug er auch dasselbe Verfahren gegen Mecklenburg ein, obgleich im Jahre 1350 Ludwig der Bayer ausdrücklich auf alle Rechte der Art verzichtet hatte. Namentlich richtete er sein Augenmerk auf das Land Stargard und erwartete sicher, daß nach dem Vorgange der Fürsten von Werle die Stargarder Herzoge ihm keine Schwierigkeiten bereiten würden. Allein diese waren nicht gewillt, das alte Lehnsverhältnis wieder herzustellen und waren mit ihrer Weigerung entschieden im Recht. Die Folge dieser

Zwistigkeiten war es wahrscheinlich, das der junge Johann von Stargard am Ende des Jahres 1418 plötzlich aufgehoben und in kurfürstlichen Gewahrsam zu Tangermünde gebracht wurde. Das Verhalten des Kurfürsten hatte aber bereits die beteiligten Fürsten von Pommern, Mecklenburg und Sachsen-Lauenburg zu einem festen Bunde zusammengeführt, um Land und Leute gegen solche an sie erhobenen Forderungen zu verteidigen, und sie trugen nun kein Bedenken, ihrem Entschlusse die That folgen zu lassen. Im Oktober des Jahres 1419 zogen die Mecklenburger Herzoge Johann und Albrecht, Herzog Erich zu Lauenburg mit den Pommernherzogen, mit mehr als 1000 Gewappneten in die Mark, um den jungen Herzog von Stargard zu befreien. Sie warfen sich zuerst auf die Stadt Strasburg i. M.. Der Stettiner Herzog griff ein Thor mit 400 Mann an und begann an einer Stelle, wo die Mauer am schwächsten war, dieselbe zu ersteigen. Als das die Bürger und einige vom Adel darinnen sahen, richteten sie die Donnerbüchsen und Blieden, schossen die Steine ab und streckten schnell über 20 Gewappnete zu Boden. Ein Stein, der aus einer Büchse flog, tötete zugleich 4 tapfere Männer, denn dem einen nahm er den Kopf mit samt der Haube weg, den andern riß er mitten durch, dem dritten nahm er den Arm mit dem Schwerte und dem vierten das Bein weg. Als das die Angreifer sahen, wichen sie bestürzt von der Mauer zurück. Unterdes griffen auf der andern Seite der Stadt die Rostocker und Wismarschen mit den Leuten Herzog Johanns von Mecklenburg an, drangen bis zur Mauer und suchten dieselbe mit eisernen Werkzeugen zu durchbrechen, denn sie hatten keine Leitern, mit denen sie die Mauern ersteigen konnten, sondern sie stießen ihre Dolche in die Mauern und suchten sie so zu erklettern. Die Bürger der Stadt aber eilten, nachdem sie auf der anderen Seite mit den Stettinern fertig waren, zusammen dahin, wo die andere Schaar eindringen wollte, und setzten mit Donnerbüchsen, Handbüchsen und Blieden den Feinden weidlich zu, brachen Steine oben von der Mauer los, warfen sie auf die Angreifer und stürzten sie zur Erde hinab. Diese konnten endlich den Hagel von Geschossen nicht länger ertragen, wichen von der Mauer in die Gräben zurück, sprangen wie die Frösche hinein, oder suchten, wie sie am besten konnten, auf Händen und Füßen kriechend davon zu kommen. Als die Fürsten solchen Mut bei den Verteidigern der Stadt sahen, zogen sie mit Schimpf und Schaden ab und wagten sich nicht weiter an die Belagerung der Stadt und des Schlosses Tangermünde. Nachdem nun inzwischen Kurfürst Friedrich selbst in die Mark zurückgekehrt war, rückte er im Februar des folgenden Jahres 1420 gegen die Mecklenburgische Grenze und nahm das berüchtigte Raubschloß Gorlosen an der Elde ein, dann wandte er sich zur Oder und eroberte Ende März die von einem pommerschen Hauptmann verteidigte Stadt Neuangermünde. Nun stockte der Fortgang des Krieges etwas; nachdem aber Lübeck und Hamburg mit Friedrich ein Bündnis eingegangen waren, rückte er im südwestlichen Mecklenburg wieder vor und nahm an demselben Tage, an welchem die beiden Städte dem Herzog Erich von Lauenburg ihre Kriegserklärung schickten, das feste Schloß Dömitz. Nach einer bald darauf stattfindenden Zusammenkunft der Lübecker mit Johann von Mecklenburg zu

Fredeburg vor Mölln wurde dann ein Waffenstillstand zu Lüchow abgeschlossen und ebendaselbst eine Tagfahrt nach Perleberg zum 24. August verabredet zu eingehender Behandlung der verschiedenen Streitigkeiten. Hier brachte Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg zwischen den hadernden Parteien einen vorläufigen Vertrag zu Stande: die verbündeten Mecklenburger, Pommern und Werler sowie der Kurfürst und seine Verbündeten überlassen dem Herzog Bernhard von Braunschweig-Lüneburg die Entscheidung ihrer Streitigkeiten. Diese Entscheidung soll nach Einreichung der gegenseitigen Klage- und Antwortschriften am 24. Juni 1421 zu Perleberg gesprochen werden; auch sollen dann alle Gefangenen Tag haben, besonders auch der gefangene Herzog Johann von Stargard, sofern er bürgt und dem Kurfürsten das versichert wird von allen seinen Mannen und Städten mit Huldigungen und mit Eiden. Allein diese Bestimmungen kamen nicht zur Ausführung, sei es, daß die Klageschriften nicht eingereicht wurden oder andere Zwischenfälle eintraten. Am 25. Juli einigte sich Friedrich mit den Stettiner Herzogen über einen neuen Termin und ebenso am 9. August mit den Werlern. Von Mecklenburg ist garnicht die Rede, oder wir erfahren wenigstens nichts darüber; jedenfalls blieb der unglückliche Herzog Johann in seinem Gefängnis.

Daß aber auch 1422 mit Mecklenburg der Krieg zum Stillstande gekommen war, beweist der große Raubzug, den die Prignitzer und Mecklenburgischen Vasallen im Frühjahr 1422 gemeinschaftlich in das untere Elbgebiet unternahmen, um die Friedesmuße in schöner Eintracht nützlich und angenehm auszufüllen. Am Dienstag der stillen Woche vor Ostern sammelten sich die Teilnehmer, etwa 180 an der Zahl. Da erschienen die Rohr von Meyenburg, Freyenstein und Neuhausen, Boldewin von dem Kroge, die Quitzows von Stavenow, die Dannenfeld von Garlin und viele andere Prignitzer Edelleute; ihnen schlossen sich von den Mecklenburgern unter anderen Reimar von Plesse von Marnitz, Kune Restorf von Bolz, Gottschalk von Kleinow aus Kleinow und Klaus Brahlstorf von Tessin an. Der Zug ging durch den Südwesten Mecklenburgs ins Lauenburgische, um zwischen Mölln und der Elbe, also auf der großen von Lübeck nach dem Südwesten führenden Handelsstraße reiche Beute zu suchen. Allein der groß angelegte Plan war kein Geheimnis geblieben, und die Lübecker waren so früh davon unterrichtet, daß sie nicht allein geeignete Gegenmaßregeln treffen, sondern sich auch noch die Hülfe der Hamburger verschaffen konnten. Als die Räuber eben das Lauenburgische Gebiet betreten hatten, verlegten ihnen die Söldnerschaaren der beiden Städte den Rückweg. Vergebens suchten sie sich zu retten. Als sie aber sahen, daß ihnen jede Hoffnung auf Entkommen abgeschnitten war, eilten sie vor die Thore von Lauenburg und ergaben sich dem Herzog Erich als Gefangene, da es ihnen besser schien, als in die Hände der Städter zu fallen. Man erkennt bei dieser Gelegenheit, mit welchen Hindernissen die Städte bei Befriedung der Straßen zu kämpfen hatten; der Herzog nämlich, anstatt die Friedensbrecher ohne Weiteres auszuliefern, machte die größten Schwierigkeiten und erklärte, er habe nicht nötig, ihnen seine Gefangenen zu übergeben; er rechtfertigte den Ruf, den

die Sachsen-Lauenburger Herzoge von jeher als Räuberhauptmänner besaßen. Als nun aber die Städter endlich unter ernsten Drohungen die Auslieferung verlangten, wagte er doch nicht den äußersten Widerstand, machte aber zur Bedingung, daß die Gefangenen nicht an Leib und Leben gestraft würden und — daß er eine entsprechende Entschädigung vom Lösegeld erhielte. Von den ausgelieferten Wegelagerern nahmen die Hamburger 80 und ebensoviel die Lübecker an sich, 20 hatten ihr Wort gebrochen und sich heimlich davon gemacht. Die Gefangenen wurden später gegen Lösegeld und Urfehde wieder auf freien Fuß gesetzt, manche erst nach Jahresfrist. Für Manche der unbeteiligten Mecklenburgischen Edelleute, die Bürgschaft für die Gefangenen geleistet hatten, hatte die Sache übrigens noch ein unangenehmes Nachspiel, da die meisten der Gefangenen nicht baar bezahlen konnten und auf Bürgschaft freigelassen wurden, in Freiheit gesetzt aber später nicht an Bezahlung dachten. Natürlich wurden nun von der Stadt die Bürgen in Anspruch genommen; namentlich die Prignitzer Edelleute zeichneten sich dabei in unvorteilhafter Weise aus. So war der Knappe Hans Dannenfeld von Garlin auf die Bürgschaft 5 Mecklenburgischer Knappen, des Johann Scharfenberg auf Kueese, des Lüder von Blücher auf Körchow, des Klaus von Brahlstorf auf Tessin, des Heinrich Glawaz zu Hagenow und des Johann von Kölzow auf Kölzow aus dem Gefängnis entlassen. Hans Dannenfeld dachte aber nicht an Bezahlung, daher ermahnte der Lübische Rat am 4. Februar 1423 jene 5 frommen Knappen zur Bezahlung und entbot sie dann 1424 zum Einlager nach Lübeck. Ob sie gekommen sind, ist wenigstens sehr fraglich, zumal da Lüder von Blücher und Klaus Tessin mit dem Lübischen Marschall Lüdeke von Blücher sich gänzlich überworfen hatten. Lüder von Blücher hatte außerdem für noch einen unsicheren Knappen gebürgt, Reineke Mintstede auf Meseкow bei Perleberg, der auch sonst einen üblen Namen hatte. Genug, der Lübische Marschall schickte seinen Bruder Hans mit den nötigen Mannschaften ins Wittenburgische und ließ die Höfe und Burgen seines Vetters Lüder Blücher und des Klaus von Brahlstorf ausplündern und verbrennen. Zwar warf sich die Herzogin Katharina von Mecklenburg für ihren Lehnsmann ins Mittel, doch wie es scheint ohne Erfolg. Die beiden Geschädigten mußten doch endlich nachgeben und der Stadt Lübeck geloben, keinerlei Ansprüche an sie zu erheben, insbesondere nicht dafür, daß ihnen in offnener Fehde ihre Höfe, Vesten und Güter verbrannt und genommen seien.

Kehren wir nach dieser Abschweifung wieder zu den politischen Verhältnissen zwischen Brandenburg und Mecklenburg nach dem Perleberger Vertrage zurück. Wie schon gesagt, scheint Endgültiges damals nicht weiter beschlossen zu sein. Erst am 6. Februar 1423 kam es zwischen Mecklenburg und Brandenburg zu Perleberg zu einem neuen Vertrage, der ein dauerndes gutes Verhältnis zu verbürgen schien; nach diesem sollte der junge Herzog Albrecht von Mecklenburg Kurfürst Friedrichs zehnjährige Tochter zur Ehe haben, und anstatt einer Mitgift von 10000 rheinischen Gulden wollte der Kurfürst am Hochzeitstage die von ihm genommenen Schlösser und Ämter Gorlosen und Dömitz an Mecklenburg zurückgegeben.

Der Vertrag wurde auch sobald wie möglich ausgeführt und in den Pfingsttagen die Hochzeit zu Tangermünde gefeiert. Damit schien nun Alles zu einem glücklichen Ende geführt. Allein es schien nur so; ein dunkler Unstern waltete über dem Mecklenburgischen Fürstenhause, denn wenige Monate nach der Hochzeit gehörte der junge Herzog schon nicht mehr zu den Lebenden. Das war ein schwerer Schlag nach der endlichen Hoffnung auf Besserung; um so schwerer, da schon am 16. Oktober des Vorjahres der Herzog Johann mit Hinterlassung noch ganz kleiner Söhne das Zeitliche gesegnet hatte; der einzige Sohn des schon länger verstorbenen Herzogs Ulrich von Stargard war auch eben erst den Knabenjahren entwachsen; das einzige erwachsene Glied des Mecklenburgischen Fürstenhauses, der Herzog Johann von Stargard, war Gefangener in Brandenburgischen Händen. Das war eine Lage, wie sie kaum schlimmer gedacht werden konnte. Unter diesen trüben Verhältnissen war es auch diesmal wieder, wie schon einmal früher, eine Frau, die mit Entschlossenheit und Festigkeit das Staatsruder in ihre Hand nahm, die Witwe des Herzogs Johann, Katharina, geborene Herzogin von Lauenburg.

Die Zeit der Vormundschaft Katharinas. Die städtischen Unruhen in Rostock und Wismar.

Katharina war die Tochter Erichs IV. von Sachsen-Lauenburg. Ihren ersten Gemahl, Johann VII. von Werle-Güstrow, verlor sie 1414 und vermählte sich dann im Januar 1417 mit Johann IV. von Mecklenburg-Schwerin; beide kamen dadurch in große Ungelegenheiten, indem sie dem Kirchenbann verfielen, da auch Johanns erste Gemahlin eine Enkelin des Herzogs Magnus von Braunschweig war; durch päpstliches Mandat wurden sie aber 1418 vom Bann gelöst und die Ehe legitimiert. Aber schon 1422 verlor sie ihren zweiten Gemahl wieder, und ein Jahr später 1423 wurde sie durch den Tod Albrechts genötigt, für ihre unmündigen Söhne Johann und Heinrich die Zügel der Regierung zu ergreifen, eine schwere Aufgabe in jener gewaltthätigen Zeit unbändigen Vasallenübermutes. Gleich im Anfang hatte ihr Land wie schon lange unter den Raubzügen der märkischen Ritter zu leiden. Ende September brach der berüchtigte Vogt Bandow des Bischofs von Havelberg mit Klaus Königsmark ins Land Neustadt, und als der Vogt zu Schwerin Matthias Axekow ihm nachsetzte, verlor er für tausend Mark Pferde. Noch schlimmer aber kam es in den nächsten 4 Wochen; da thaten sich die Rohr von Meyenburg und Neuhausen mit dem Edlen Gans von Putlitz und den Schulenburgs zusammen (auch Volrat Züle von Walsmühlen nahm mit 8 Pferden daran Teil), und unternahmen einen Raubzug bis an das Nordende des Schweriner Sees; in Pekkatel, in Pinnow, Zickhusen, Kleinen und Gallentin wurden Kühe, Pferde und Schweine und was sich sonst noch fand geraubt. Katharina konnte das zu-

nächst nicht hindern, aber am 6. Dezember kam sie zu Perleberg mit dem Markgrafen Friedrich zusammen, und dort wurden auch diese räuberischen Überfälle, wie schon oft, in Erwägung gezogen, leider mit ebenso wenig Erfolg wie früher. Der Hauptpunkt der Verhandlung war aber für Katharina ein anderer, besonders drückender: die Ordnung der Leibgedingsverhältnisse der jungen Witwe des im Oktober des Jahres 1423 verstorbenen Herzogs Albrecht. Es wurde ausgemacht, daß bis zum 6. Januar des folgenden Jahres die Stadt Ribnitz mit Zubehör der eben erst zehnjährigen Witwe huldigen solle; ferner sollten im Laufe des Jahres 10000 rheinische Goldgulden an sie ausbezahlt werden, nach deren Bezahlung sie dann Ribnitz der Huldigung wieder entlassen sollte. Für die noch übrigen 10000 Gulden soll sie das Land Wittenburg behalten; hat sie daraus aber nicht 1000 Gulden Einkünfte, so sollen die ihr anderweitig im Lande Mecklenburg angewiesen werden. Nach 8 Jahren soll dann Herzog Heinrich von Mecklenburg des Markgrafen Tochter Dorothea mit einer Mitgift von 10000 Gulden zur Ehe bekommen; stirbt er, so soll sein Bruder Johann an seine Stelle treten und ihr soll dann dieselbe Summe auf Wittenburg und Ribnitz zum Leibgedinge verschrieben werden wie Margarethen.

Um nun den unerträglichen Räubereien ein Ende zu machen, natürlich ebenso vergeblich wie sonst, wurde vom 26. bis 30. März 1424 ein Tag zu Wittstock gehalten, wo außer Heinrich von Stargard und den Brandenburgern auch die Herzogin Katharina und Wilhelm von Werle erschienen. Es wurde beschlossen, die gegenseitigen Klagen und Schadensrechnungen 14 Tage nach Ostern in Wittstock zu überreichen und dann am 4. Juni einen neuen Tag daselbst zu halten, zu dem alle namentlich bezeichneten Friedensbrecher von ihren Landesherren zur Verantwortung gestellt werden sollten. Bezeichnend aber für die Verhältnisse ist der Zusatz, daß man sich gegenseitig helfen wolle, wenn jemand seiner Vasallen nicht mächtig sei; das berührt gerade den Krebsschaden jener Zeit: die Vasallen waren mächtiger als ihre Herren und konnten ihnen mit Erfolg trotzen und ihre wohlgemeinten Bemühungen vereiteln. So erklärten z. B. gleich auf dem oben berührten Tage in Wittstock die Stargarder Vasallen Heinrich Feldberg und Henning Ostheren auf Fürstenberg rundweg, daß sie in dem Frieden nicht sein wollten, sondern ihr Recht selber suchen. Endlich ließen sie sich aber auf Herzog Heinrichs von Stargard Vorstellungen herbei, zu versprechen, bis 8 Tage nach Ostern den Frieden der Fürsten zu halten, aber nur, wenn ihnen ihr Recht werden sollte; und Herzog Heinrich schreibt das an den Markgrafen mit dem Nachsatze: „Lieber Herr und Oheim, wäre, daß ihnen dann kein Recht widerführe, so können wir sie auch nicht verunrechten und müssen ihnen gönnen, daß sie ihr Recht einmahnen." Und das thaten sie denn auch in den nächsten 14 Tagen unter dem Vorgeben, sie wüßten nicht, wie sie dran wären: sie zogen vor Zehdenick und Liebenwalde und raubten Leute und Pferde, auch des Ritters Hans von Waldow, mit dem sie in Streit lagen. Dieser folgte ihnen natürlich mit Hasse von Bredow und raubte zur Wiedervergeltung vor Fürstenberg Menschen und Vieh. Auf ernstes Dringen Friedrichs wurde dann das Genommene gegenseitig

ausgewechselt. Man sieht, wie auf diese Weise alle Friedensverhandlungen der Fürsten illusorisch gemacht wurden, wenn der erste beste Ritter erklären konnte, er wolle nicht in dem Frieden sein, sondern seine Rechtsansprüche selbst wahrnehmen. Die Landesherren hatten eben nicht die Macht und manche — auch nicht den ernsten Willen, dem Unwesen zu steuern. Zu den letzteren gehörte entschieden Herzog Heinrich von Stargard, vielleicht aus einer leicht erklärlichen Verbitterung gegen die Brandenburger Markgrafen. Das beweist uns eine Geschichte, die zur selben Zeit mit den eben genannten Burgmannen von Fürstenberg spielte. Die von der Gröben, die allerdings gräflich Ruppinsche Vasallen waren, waren mit denen von Feldberg, Ostheren und Warburg eng befreundet und hielten sich meistens auf deren Stargardischer Burg Fürstenberg auf. Diese Gröben nun fingen einen Mann des Erzbischofs Dietrich von Köln, Iliges von Hamm, der mit zwei Dienern ruhig seines Weges durch die Mark zog, und brachten ihn mit dem, was er bei sich hatte, nach Fürstenberg. Als der Erzbischof sich nun an Herzog Heinrich von Stargard wandte, schafften die Fürstenberger den Gefangenen zu Otto von Blankenburg nach Wolfshagen in der Mark, und Heinrich erwiderte nun dem Erzbischof, daß sich der Gefangene nicht in seinem Lande befinde, sondern auf einem kurfürstlichen Schlosse. Der Erzbischof bemühte sich infolgedessen beim Kurfürsten, und dieser forderte Otto von Blankenburg auf, den unrechtmäßig Festgehaltenen frei zu lassen; allein Otto erklärte, das könne er nicht, denn er hätte den besagten Gefangenen von den Fürstenbergern nur unter dem Versprechen in Verwahr bekommen, daß er ihn, wenn er ihn des Kurfürsten wegen nicht länger bergen könne, nach Fürstenberg zurückliefern solle; nur dies könne er thun, anderes gestatte ihm seine Ehre nicht. Friedrich war mit Recht über dies Versteckspielen erbittert und schrieb Heinrich von Stargard, er möge ihn nicht in solcher Weise verunglimpfen und seine Fürstenberger Mannen anhalten, den Iliges von Hamm los zu lassen. Heinrich aber erwiderte, die Gröben hätten den Mann gefangen, und das seien Mannen der Grafen von Ruppin, er habe also mit der Sache nichts zu thun. Wir wissen nicht weiter, wie die Sache verlaufen, als daß der Kurfürst Heinrich nochmals erwiderte, er möge jene Spiegelfechtereien lassen und dem unschuldig Gefangenen die Freiheit verschaffen; wahrscheinlich wird man sich dann genötigt gesehen haben, auf seinen Wunsch einzugehen, namentlich, da Friedrich zuletzt mit Gewalt drohte. Das Rauben ging übrigens auch sonst trotz des Friedens lustig weiter. Als dann am 4. Juni und wieder am 10. Juli ein Tag zu Wittstock abgehalten wurde, hielt der Markgraf Johann, der in Vertretung seines abwesenden Vaters dort war, Herzog Heinrich die Unthaten der Fürstenberger Mannen ernstlich vor und bat, daß alle Verbündeten zum nächsten Freitag mit ihrer Macht bereit sein sollten, um vor Fürstenberg zu ziehen und dem Unwesen so ein Ende zu machen. Die Mecklenburger antworteten darauf, sie könnten und möchten in den nächsten 8 Tagen ihre Macht nicht zu Felde bringen; übrigens erböten sich ja auch die Beklagten, sich der Klage durch einen Reinigungseid zu entledigen. Feldberg und Warburg leisteteten nun den Eid. Nach der Ableistung beschränkte aber

der letztere auf ernste Vorhaltungen und Beweise den Eid dahin, daß er in den letzten 4 Wochen keine Pferde genommen habe. Daraufhin mußten sogar die Mecklenburgischen Räte erklären, daß er einen Meineid geschworen habe; der von Warburg aber bestieg während der Verhandlungen darüber heimlich sei Pferd und machte sich davon. Der Markgraf forderte nun Heinrich von Stargard auf, ihm bei der Verfolgung des überwiesenen Meineidigen und Friedbrechers nach ihren besiegelten Verträgen behülflich zu sein, worauf Heinrich erwiderte, er wolle die Buße Warburgs für die Pferde bezahlen, wolle ihm aber nicht helfen, auch nicht gestatten, in sein Land zu ziehen, er habe in der Sache genug gethan. Voll Zorn wandte sich nun Johann an die Herzogin Katharina mit derselben Bitte. Diese aber wies sein Gesuch mit dem Bemerken zurück, sie sei mit den Stargardern und Wenden durch beschworene Verträge verbunden, nichts gegen sie zu unternehmen, und könne also auch in diesem Falle nichts thun. In ähnlicher Weise zerschlugen sich die übrigen Verhandlungen, und so endete diese Zusammenkunft, wie viele andere, die wegen der unzähligen Raubthaten gehalten wurden, resultatlos, und man erkennt deutlich, wie es auf diesem Wege unmöglich war, andere bessere Zustände herbeizuführen.

Für ihr eigenes Land traf Katharina in demselben Jahr eine Anordnung, welche bei der geschilderten Lage der Dinge vielleicht am zweckmäßigsten war, Ruhe und Ordnung zu schaffen und zu bewahren. Sie setzte nämlich einen Landesrat von 11 Personen aus der Ritterschaft und je 2 Ratmännern der Städte Rostock und Wismar ein. Die Mitglieder dieses Rates sollten vor Allem das Land an ihrem Teile befrieden, beschützen und beschirmen; zu diesem Zwecke sollten Städte und Mannen in den ihnen zugewiesenen Landesteilen angewiesen werden, sie zu unterstützen; wer dem Aufgebot nicht folge, solle mit Gewalt zum Gehorsam gebracht werden. Ebenso solle gegen die vorgegangen werden, welche sich an Recht nicht wollten genügen lassen und den Frieden nicht halten. Vor Allem sollten aber die Hauptleute selbst Frieden halten und gegenseitige Streitigkeiten durch die übrigen unbeteiligten Mitglieder des Rates schlichten lassen. Den 11 Mitgliedern aus der Ritterschaft wurden zugleich besondere Landesteile zugewiesen, deren Hauptleute sie sein und die sie in Ordnung und Frieden halten sollten. Der Marschall Wipert Lützow von Grabow bekam die Lande Grabow, Gorlosen, Dömitz und Wittenburg; Kersten Halberstadt die Vogtei Boizenburg, der Ritter Matthias Axekow die Vogteien Schwerin und Neustadt, auch die Vogtei Gadebusch, das Leibgedinge der Königin-Witwe Agnes, wurde ihm unterstellt. Den Gebrüdern Heinrich und Ficko von Stralendorff zu Kriwitz wurden Mecklenburg und Neubuckow sowie die Burg Eickhof mit Zubehör zugewiesen; Berend von Plesse auf Arpshagen und Klaus Sperling bekamen die Vogtei Grevismühlen; in der Vogtei Schwaan wurden Otto Vieregge auf Wokrent, im Lande Rostock Henneke Kardorf und in Gnoien Lüdeke Kardorf und Heinrich Moltke zu Strietfeld Hauptleute. Diesem Vertrage schloß sich der Bischof Heinrich von Schwerin an und versprach zu den Zusammenkünften seinen Bevollmächtigten zu schicken.

Bei der ablehnenden Haltung der Mecklenburgischen Fürsten gegen Brandenburg kann man verstehen, daß das Verhältnis zwischen ihnen sich trotz aller Verträge mehr verschlechterte, als verbesserte. Es lag dies zum Teil an der feindseligen Haltung, die in jenen Jahren der Kaiser Sigismund gegen den Markgrafen einnahm; er suchte ihn aller Orten zu schädigen, ja, bemühte sich sogar, einen Bund der norddeutschen Fürsten mit Dänemark gegen ihn zu Stande zu bringen. Dies gelang ihm aber nur zum Teil, sonst wäre die Zeit wiedergekommen — wie schon einmal — daß Dänemark das Gegengewicht gegen die steigende Macht Brandenburgs bilden mußte. Jetzt waren es aber nur die Pommern und der Hochmeister in Preußen, welche im eigenen Interesse auf den Plan eingingen. Zu Kopenhagen schlossen am 11. April 1423 die ersteren in Gegenwart des Königs ein gegenseitiges Schutz- und Trutzbündnis, und am 15. September wurde zu Neustadt dasselbe auf den König von Dänemark, den Hochmeister des Deutschordens in Preußen und Gebietiger in Livland ausgedehnt. Zwar schlossen sich weder die Werler noch Mecklenburger diesem Bunde an, aber ihre Stellung Brandenburg gegenüber wurde entschieden dadurch gestärkt. Die Herzogin Katharina scheint trotzdem aber immer in freundlichem Verhältnis zu Brandenburg gestanden zu haben, woran auch die ewigen Grenzfehden nichts änderten. Schlechter war das Verhältnis Stargards zur Mark. Herzog Heinrichs Klagen und Vorwürfe wurden immer dringender, und endlich machte er gemeinsame Sache mit den Pommern, fiel mit diesen im Februar 1425 in die Uckermark ein und half ihnen Prenzlau erobern. Ihre Vasallen, die Plessen auf Lübz, nahmen dort den Krieg auf und erneuerten ihre Einfälle in die Priegnitz. Am 1. Mai schloß dann Heinrich mit den Pommern ein Bündnis auf 10 Jahr, und wird auch die Mark nicht ausdrücklich erwähnt, so ist es doch unverkennbar gegen sie gerichtet. Trotzdem ist es merkwürdiger Weise Mecklenburg-Schwerin, was in diesem Jahre besonders unter den Einfällen der Priegnitzer zu leiden hatte. Im Januar unternahm nämlich die ganze Ritterschaft der Priegnitz mit dem Stiftsvogt des Bistums Havelberg Bandow einen Raubzug in das Stift Schwerin, dem bald darauf ein anderer folgte; auf beiden verursachten sie den ungeheuren Schaden von 8000 Mark Lübisch, und er wäre vielleicht noch größer, wenn es nicht dem Ritter Matthias von Axekow, dem Vogt von Schwerin, gelungen wäre, ihnen mit Erfolg entgegenzutreten, wobei der junge Achim Gans von Putlitz in seine Hände fiel; er wurde dem Bischof von Schwerin übergeben, der ihn zu Bützow in den Turm setzte. Dieser Überfall wurde aber bald von den Brandenburgern wieder ausgeglichen, als die vereinigten Mecklenburger, Stargarder und Werler einen Zug in die Mark unternahmen. Als sie vor Pritzwalk lagen, begegnete ihnen dort am 25. August der Markgraf Johann, in dessen Heer auch der Graf Albrecht von Ruppin und Jasper Gans von Putlitz waren, und brachte ihnen, als schon der Abend nahte, eine empfindliche Niederlage bei; Helmold von Plessen zu Lübz wurde besonders die Schuld dafür zugemessen, da er im entscheidenden Augenblick mit 40 Lanzen die Flucht ergriff. Der Fürst Wilhelm von Werle entging nur mit Mühe und Not der Gefangenschaft, indem sich sein Marschall Heinrich von Maltzan

und der Rostocker Bürgermeister Hermann von der Aa zwischen ihn und die Feinde warfen und an seiner Stelle gefangen wurden. Sein Vetter aber, der Fürst Christoph von Werle-Waren fand dort seinen frühen Tod; mit seinem kinderlosen Hinscheiden fiel sein Landesteil an seinen eben erwähnten Vetter zurück; er selbst wurde im Dominikanerkloster zu Röbel beigesetzt. — Nach diesen bösen Zwischenfällen war die Herzogin Katharina die Erste und vorläufig die Einzige, welche wieder ein besseres Verhältnis zu Brandenburg fand. Am 7. November desselben Jahres einigte sie sich zu Perleberg mit dem Markgrafen, namentlich auch wegen der 10000 Gulden, die noch an die Herzogin-Witwe Margarethe zu zahlen waren. Die Übrigen aber setzten den Krieg gegen Brandenburg fort und erneuerten sogar am 27. Januar 1426 ihr vorjähriges Bündnis. Trotz der versuchten Vermittlung des Deutschordensmeisters wurde auch erst im Oktober ein mehrmonatlicher Waffenstillstand geschlossen mit dem Übereinkommen, daß im Januar des folgenden Jahres 1427 die Räte beider Parteien zu Angermünde die Friedensbedingungen beraten sollten. Nachdem dann am 22. Mai zu Neustadt-Eberswalde der Vertrag zwischen Pommern und Brandenburg abgeschlossen war, wurde am 19. Juni der Friede der Stargarder und Werler mit Brandenburg besiegelt. Der Kurfürst gelobte dabei den beiden Fürsten, nicht nach ihren Schlössern, Städten, Herrschaften, Landen und Leuten zu trachten, sondern sie vielmehr zu schützen wie seine eigenen Unterthanen; alle Gefangenen sollten los sein, ausgenommen Herzog Johann von Stargard, neu entstehende Streitigkeiten sollten die Herzoge Otto und Kasimir von Stettin in Güte oder Recht entscheiden, ausgenommen Lehnssachen, die vor Kaiser und Reich gebracht werden sollten. Vier Wochen später erhielt auch der lange gefangene Johann von Stargard seine Freiheit wieder. Zu Rathenow stellte er eine Urkunde aus, in der er bekennt, daß er aus des Markgrafen rechtem und redlichem Gefängnis für eine Summe Geldes (9000 rheinische Gulden) frei gekommen sei; seine Lande mit Zubehör habe er von demselben zu rechtem Mannlehen empfangen, und er wie seine Erben und Nachkommen wollen dem Markgrafen treu und gewärtig sein, wie ein Mann gegen seinen Erbherrn verpflichtet ist, und wollen auch er und seine Erben, seine Lande und Leute von dem Markgrafen und seinen Erben zu einem rechten Mannlehen nehmen und empfangen, als es Mannlehns Recht und Gewohnheit sei. Auch verzichte er auf die Erbhuldigung, welche einst die von Prenzlau seinem Vater und Vetter sollten auf dem Karrenberge gethan haben, um die er sie jährlich gemahnt habe. Hierauf wurde er nach achtjährigem Gefängnis der langersehnten Freiheit wiedergegeben. Von der Lösungssumme war $^2/_3$ schon bezahlt; zur Abtragung des Restes unterstützte ihn sein Land durch eine außerordentliche Bede, zu der die Stadt Friedland 1000 Mark Finkenaugen aufbrachte.

Kaum war aber auf diese Weise der Friede hergestellt, da warfen sich die vereinigten Werler und Stargarder, wir wissen nicht, aus welchem Grunde, auf das ihnen so nah verwandte Mecklenburg. Am 5. August brach der Werlesche Marschall Heinrich Maltzan zu Penzlin mit großem Haufen in die Vogtei Neubuckow und die Probstei Neukloster, zog dann

in die Vogtei Mecklenburg nach Lübow, Masslow, Moltekow und Vietow und richtete ungeheuren Schaden an, den man auf 15000 Mark Lübisch taxierte. Wenige Tage später warf er sich auf die Vogtei Schwaan und verursachte hier mit Schatzung, Raub und Brand einen Schaden von 14000 Mark Lübisch. Mit dem Fürsten Wilhelm von Werle setzte sich Katharina in Kurzem auseinander, aber gegen die Stargarder Vettern mußte ihr erst der Kurfürst mit ernsten Mahnungen zu Hülfe kommen.

Während dieser Streitigkeiten an der Südgrenze des Landes waren die beiden Seestädte Rostock und Wismar durch ihre Zugehörigkeit zur Hansa in einen Krieg mit Dänemark verwickelt, der nicht nur Jahre dauerte, sondern auch den verderblichsten Einfluß auf ihre inneren Verhältnisse hatte, und daraus folgend auf ihre Beziehungen zur Landesherrschaft. Den Ausgangspunkt dieses lang dauernden Kampfes bildet der Krieg, den der König von Dänemark mit den Grafen von Holstein wegen des Herzogtums Schleswig führte. Anfangs beschränkten sich die Seestädte auf Vermittlungsversuche, endlich aber gingen die 7 Städte des wendischen Viertels Lübeck, Rostock, Wismar, Lüneburg, Stralsund, Greifswald und Anklam ein Hülfsbündnis mit dem Könige ein, wobei wohl die Beziehungen des Pommernherzogs zu Dänemark nicht ohne Einfluß waren. Als nun aber der Kaiser Sigismund dem Könige das Herzogtum Schleswig durch seinen richterlichen Schiedsspruch zuerkannt hatte und König Erich dies Urteil mit Waffengewalt zu vollstrecken dachte und dazu die vertragsmäßige Hülfe der verbündeten Städte in Anspruch nahm, weigerten sich diese unter dem Vorgeben, daß die Holsteiner sich bereit erklärt hatten, sich ihrer Entscheidung zu unterwerfen. Der König beklagte sich laut über Verrat, und wir können ihm darin nicht Unrecht geben. Was sollte noch ein Schiedsspruch? Das Urteil, auf welches der König sein Recht stützte, war ja gefallen, und außerdem mochte er wohl nicht ohne Grund vermuten, daß der Spruch der Städte nicht ebenso ausfallen würde, sonst hätte er kaum Bedenken getragen, auch diesen noch zu seinen Gunsten in die Wagschale zu werfen. Es war also der Ablehnungsgrund der Städte jedenfalls sehr zweifelhaft, und in der That war auch der eigentliche Grund ein anderer. Wie die Städte selbst später erklärten, daß sie den Krieg nicht allein ihretwegen, sondern zum Nutzen des gemeinen Kaufmanns, d. h. des deutschen, unternommen hätten. Sie erwarteten eben keinen Vorteil von dem wachsenden Übergewichte Dänemarks durch die Einfügung Schleswigs, besonders da schon damals in Dänemark deutlich die Tendenz hervortrat, sich wirtschaftlich unabhängiger zu stellen, womit die Handelsstädte des nordischen Deutschlands eine weite Domäne ihres ertragreichen Handels verloren hätten. Dazu kamen 1426 nebenbei noch allerlei nebensächliche Klagen über Münzverschlechterung, Nichthaltung der Privilegien und Anderes mehr; genug, endlich traten die Städte mit dem Ansinnen an den König hervor, er möge den Holsteinern Schleswig als ihr väterliches Erbe belassen, und als Erich dieses Anmuten zurückwies, beschlossen sie am 22. September 1426 den Krieg, verbündeten sich am folgenden Tage mit den Holsteinern und sandten zum 18. Oktober den drei nordischen Reichen ihre Absagebriefe. Der damit eröffnete 9jährige

Krieg ist für unser Land weniger durch seinen für die Städte immer noch befriedigenden Ausgang als durch die Vorgänge von Bedeutung, welche er durch den unrühmlichen Verlauf des ersten Jahres herbeiführte. Rostock und Wismar hatten sogleich je 300 Mann zu stellen, für den folgenden Sommer nötigenfalls das Doppelte. Aber die städtische Flotte, die sich gegen den 1. November 1426 vor dem Wismarschen Tief versammelte, wurde unverrichteter Sache durch Kälte und Sturm zur Heimfahrt genötigt. Nicht besser ging es im folgenden Jahr 1427. Um Palmsonntag gingen die Rostocker Schiffe unter der Führung Johann Makes, Heinrichs Hechts und Jürgen Finkes nach Flensburg in See: ihre Ausrüstung kostete der Stadt 663 Mark. Vor Flensburg ging es aber durchaus nicht nach Wunsch, und als man am 28. Mai einen Sturm wagte, besonders auf das Drängen des Hamburger Hauptmanns Johann Kletze, wurde derselbe abgeschlagen. Ebenso schlimm erging es der städtischen Flotte, die unter dem Oberbefehl des Lübecker Bürgermeisters Tiedemann Stein, über 4000 Mann stark, im Juli in den Sund segelte, um die herankommende Bayflotte dort zu erwarten und sicher zu geleiten. Bevor aber diese ankam, traf die Kriegsflotte am 21. Juli auf die dänische Seemacht, und es kam sogleich zum Kampfe. Die Hamburger Schiffe griffen im Einverständnis mit dem Oberbefehlshaber kühn zuerst an, aber das Unglück wollte, daß sie während des Gefechts auf Grund gerieten und so kampfunfähig wurden; die ganze Bemannung wurde teils getötet, teils gefangen nach Kopenhagen geführt, da niemand zu ihrer Hülfe herbeikam. Die Übrigen, die vielleicht einen Kampf gegen die Übermacht für nutzlos hielten, segelten fort, ohne die Handelsflotte zu erwarten. Zwar übernahm nachträglich ein kühner Schiffer Johann Bollaël die vertrauensvoll heransegelnde Schaar zu warnen, aber zu spät; 3 Stunden nach Beendigung der Schlacht war sie ahnungslos in den Sund gesegelt, von den Dänen überfallen und nach tapferem Widerstande genommen; 30 reich beladene Schiffe fielen in die Hände der Sieger. Gleich nach diesem Unglückstage wurde am 30. Juli eine Versammlung zu Wismar gehalten, wozu auch die Boten der Holsteiner Grafen herüberkamen, um gemeinsam zu beraten, was in dieser mißlichen Lage zu thun sei; auch Tiedemann Stein erschien dort, auf lange Zeit zum letzten Mal, denn das Ungewitter, welches wie manche der Anwesenden auch ihn treffen sollte, schwebte drohend über der Versammlung, und wenige Tage nach Schluß derselben kam es in Wismar zum Ausbruch. Der Groll der Bürger gegen die Ratsgeschlechter war vor zehn Jahren nicht beseitigt, sondern in der Stille glimmte das verderbliche Feuer weiter, um nun bei Erfolg versprechender Gelegenheit mit verzehrender Flamme wieder hervorzubrechen.

Dieselben Leute, die damals unter den Rädelsführern genannt werden, schürten auch jetzt das Feuer. Am Tage des hl. Laurentius, des Schutzpatrons der Stadt, dem 10. August 1427, sammelte der Wollenweber Jesup seine Anhänger und zog mit ihnen vor das Rathaus, indem er die Bürger durch die Nachricht in Aufregung setzte, die Stadt sei gefährdet: ein fremder Bote sei von Sternberg gesandt, der die Bürger warnen sollte, es fänden große Ansammlungen im Lande statt. Er hatte damit nicht Unrecht; denn

wenige Tage vorher war der wendische Marschall Heinrich von Maltzan raubend und brennend in die nächsten Vogteien eingefallen, und gerade an dem Tage, an dem der Auflauf in Wismar entstand, plünderte er die Vogtei Schwaan. Falsch war nur, daß der Überfall Wismar galt. Aber was schadete das! Der große Haufe der Unzufriedenen griff die willkommene Nachricht mit Freuden auf und schrie, die Stadt sei verraten, die fremden Haufen hätten bei Nacht einreiten und alle Bürger und Mitglieder der Gewerke erschlagen sollen; das Lübecker und Mecklenburger Thor hätten schon 8 Nächte offen gestanden, auch ein Wagen sei bei Nacht hereingefahren. Wie eine Lawine wächst bei solchen Gelegenheiten der Ball der dunklen Gerüchte und Anschuldigungen. Bald wollten schon einige 100 Gewappnete im blanken Harnisch draußen auf der Lastadie gesehen haben, andere wußten, daß einige vom Rat sich mit dem Dänenkönige geeinigt hätten, er solle bei Nachtzeit ankommen, so wollten sie ihn einlassen, und auf diese Weise sollte er die Stadt einnehmen. Es nützte nichts, daß einige besonnene Bürger auf die Nachricht, daß die Helleporte vor der Lastadie offen stände, hineilten und mit der Meldung zurückkehrten, daß dem nicht so sei; die es behauptet, erklärten einfach, es sei ihnen auch nur gesagt. Der Rat war, wie es scheint, vollständig überrumpelt, so heimlich war alles vorbereitet. Jetzt war keine Zeit mehr zu beraten, und als Nikolaus Jesup mit seinem Anhange vor dem Rat erschien und seine schweren Anschuldigungen vorbrachte, übergab ihnen der Bürgermeister Johannes Banzkow unbedachter Weise die Schlüssel der Stadt mit dem Bemerken, sie möchten die Stadt selbst sicher bewachen. Glaubte er damit die Wogen des Aufruhrs zu stillen, so hatte er falsch gerechnet. Der Mut der Aufrührer wuchs dadurch nur noch, und sie dachten nicht daran, die nun einmal errungene günstige Position leichten Kaufes wieder fahren zu lassen. Ein großer Teil der Bürger wollte aber allerdings nichts von einer Beseitigung des Rats wissen, und um diese zu gewinnen, hielt man nach einiger Zeit eine große Versammlung im Hause der Kaufleute; dort erklärten die Führer, man denke garnicht daran, etwas gegen den Rat zu unternehmen, der solle bei voller Macht bleiben, nur gegen die Verräter von Flensburg und vom Sunde, sie seien nun in oder außer dem Rat, wolle man vorgehen; besonders Jesup verschwor sich noch heilig und teuer, er habe gar keine Lust, im Ratsstuhl zu sitzen. Daraufhin schworen sich die Versammelten zusammen, in dieser Sache Alle für Einen zu stehen. Danach wählten sie 20 Bürger und 10 aus den Gewerken, die zwischen Rat und Bürgerschaft vermitteln sollten; allein ein Teil der Bürger war mit dieser Vertretung nicht einverstanden, und man beschloß dann, aus jedem der drei Kirchspiele 20 Mann zu wählen, zu $^2/_3$ aus den Bürgern und die übrigen aus den Gewerken. Diese Sechsziger kamen nun oft zusammen und berieten auch, wie man den am meisten verhaßten Ratsherrn Heinrich von Haren zur Rechenschaft ziehen könnte. Doch war damit die ganze Bewegung wenigstens in ein festes Bett geleitet und schien einen ruhigeren Verlauf zu nehmen, als es nach dem Sinne Jesups und seiner Anhänger war, denn nur einzelne der Sechsziger hielten sich zu seiner Partei. Er schlug deshalb vor, einen

Ausschuß von 12 Männern zu beauftragen, einen Vertrag zwischen dem Rat und den Sechszigern auszuarbeiten, der ihre beiderseitigen Rechte festlegen sollte; das schien auch der Mehrzahl der Sechsziger zum Frieden dienlich. Als nun dies durchgegangen war, brachte Jesup einen neuen Antrag ein: der Entwurf der Zwölfer sollte zwar zunächst den Sechszigern, dann aber auch, wenn diese ihn genehmigt, den gesamten Bürgern und Gliedern der Gewerke zur Genehmigung vorgelegt werden. Nur der Terrorismus, den Jesup schon durch die Pöbelhaufen ausübte, die er so oft wie möglich beim Kloster der grauen Mönche versammelte, erklärt die Annahme dieses radikalen Antrages durch die Sechsziger, denn damit war diesen erwählten Vertretern der Bürgerschaft und Gewerke das Heft aus den Händen gewunden. Der erwähnte Ausschuß, der übrigens auf eigenen Antrag von 12 auf 16 Mitglieder erhöht war, brachte endlich den verlangten Entwurf fertig vor die Sechsziger. Allein schon hier verhinderte der Übermut der Parteigänger Jesups aus den Gewerken die unbehinderte Annahme; diese verlangten nämlich, wenn ein Bürger von den Sechszigern sterbe, so sollten die Gewerke und nicht die Bürger einen Bürger an seine Stelle wählen; diese unerhörte Beeinträchtigung wollten sich aber die Bürger mit Recht nicht gefallen lassen. Trotzdem einigte man sich endlich dahin, daß man die Bürger in das Haus der Kaufleute, die Gewerke zu den grauen Mönchen entbieten wollte, um ihnen den Entwurf vorzulegen. Von den Bürgern wurde wenig gegen die Vorlage gesagt, als man sie aber vor die Versammlung der Gewerke brachte, entstand ein wilder Tumult. Die Werkmeister von Jesups Partei hatten nämlich Sorge getragen, einen Haufen losen Volkes aus Kellern und Böden, Träger, Brauknechte und Arbeitsleute zusammenzubringen, und als nun der Sechsziger den Entwurf verlas, entstand bald ein wildes Geschrei; einige stürzten sogar mit gezücktem Messer auf ihn los und schrieen: „Du Verräter, mit diesem Brief willst du uns unsere Feinde und Verräter entziehen, daß man sie nicht richten soll, aber wart, Du sollst der erste sein!“ Nur die Dazwischenkunft einiger redlichen Leute rettete ihn, sonst wäre schon damals das erste Blut geflossen.

Es war das eine Kraftprobe, die die zielbewußten Führer der Bewegung versucht hatten; sie war gelungen, und nun begann eine Zeit der Schreckensherrschaft des großen Haufens, sodaß die besser gesinnten Bürger sich mehr und mehr von der Bewegung zurückzogen; wenn sie zur Beratung entboten wurden, kam kaum der zehnte Teil. Jesups Anhänger aber aus den Sechszigern kamen um so häufiger zusammen; allabendlich versammelten sie sich in Tiedemanns Kruge, und was dort auf der Bierbank ausgemacht war, wurde am nächsten Tage in öffentlicher Versammlung zum Beschluß erhoben; wer sich widersetzen wollte wurde mit Mord und Totschlag bedroht. Dort in Tiedemanns Kruge wurde auch der Tod Heinrichs von Haren beschlossen. Nachdem dieser Plan gesichert war, wurden die Sechsziger zu den grauen Mönchen entboten und er ihnen daselbst vorgelegt; nach einigem Widerstreben verstanden sich auch die Gemäßigteren dazu, den Vorschlag vor die gesamte Bürgerschaft zu bringen. Als nun am nächsten Morgen die Bürgerschaft nach dem Hause der Kaufleute entboten war und wartete,

was ihnen vorgelegt werden solle, erschien Jesup mit einem Haufen aus den Gewerken und forderte ohne weitere Erklärung alle Anwesenden auf, mit auf das Rathaus zu folgen. Auf dem Markte war schon ein Haufe loser Leute und wilder Burschen mit Panzer und Wehr versammelt, um den Forderungen Jesups den nötigen Nachdruck zu geben. Die Sechsziger stiegen nun auf das Rathaus und trugen dem dort in banger Erwartung harrenden Rat diese Forderung vor: der Ratmann Heinrich von Haren und der erste Bürgermeister Johann Banzkow müßten wegen ihrer Vergehen unter Schloß und Riegel gesetzt werden und so die Klage erwarten. Der letztere kam für diesmal noch davon, da einzelne Ratsmitglieder nachdrücklich für ihn eintraten, Heinrich von Haren aber wurde in festen Gewahrsam gebracht. Am nächsten Morgen verbreiteten sich wieder beunruhigende Nachrichten: die nach dem Osten bestimmten Salzschiffe seien genommen; der Bürgermeister Johann Banzkow habe Geld und Gut nach Neukloster und Schwerin gebracht, auch von der Herzogin sich einen Geleitsbrief ausstellen lassen. Und wirklich versuchte der Bürgermeister an diesem Tage davon zu kommen, das Beste, was er unter diesen Umständen thun konnte; er ließ sich zweimal auf dem Markte blicken, dann ging er die Dankwartstraße hinunter und zum Mecklenburger Thor hinaus; allein er kam nicht weit, denn er war beobachtet; eine Haufe unter der Führung des Bäckers Hans Hamburg holte ihn beim Kreuz wieder ein und brachte ihn gefesselt in die Stadt zurück. Ein wilder Auflauf war die Folge; wohl 3000 Mann mit Wehr und Waffen stürmten zum Rathaus, und Jesup riet dem eingeschüchterten Rat, man möge den Bürgermeister wenigstens so lange in den Turm setzen, bis das Volk gestillt wäre, in der stillen Hoffnung allerdings, daß er so leicht nicht unbeschädigt wieder herauskommen werde. Unter dem drohenden Geleite der zusammengelaufenen Menge wurde Johann Banzkow abgeführt. Die Aufrührer trugen Sorge, ihre beiden Opfer sorgfältig zu bewachen, denn ihr Tod war beschlossene Sache. Zunächst wurde der Ratmann Heinrich von Haren auf das Drängen der Unruhestifter in die Büttelei gebracht und dort in der Diebskammer in Eisen gelegt. Nachdem die Sechsziger dort ein erfolgloses Verhör mit ihm angestellt hatten, da er alle Beschuldigungen als grundlos zurückwies, wurde ihm trotzdem der Prozeß gemacht. Man wahrte dabei zwar äußerlich die Form eines rechten Gerichtes, aber das ganze war nur eine Farce, denn das Urteil war zum Voraus bestimmt. Am 31. Oktober wurde er nach abgelegter Beichte gerichtet; vor einer unzähligen Menschenmenge kniete er auf dem Markte auf einem grauen Laken nieder und der Büttel hieb ihm das Haupt ab; bei den schwarzen Mönchen, wo er sich seinen Grabstein hatte legen lassen, wurde der Leichnam bestattet. Aber auch Johann Banzkow war nur noch eine kurze Frist gewährt; am 18. November wurde er nach gleichem Verfahren auf dem Marktplatze enthauptet und der blutige Leichnam nach seiner Anordnung, wie er war, in einen Sarg gelegt und in der Kapelle Mariä zur Weiden, wo die Familie einen eigenen Altar hatte, bestattet.

Während dieser Vorgänge in Wismar war auch in Rostock die frühere

revolutionäre Bewegung in voller Stärke wieder erwacht. Auch dort wurden zunächst als Vertreter der Bürgerschaft Sechsziger gewählt, die aufgrund des Bürgerbriefes von 1408 einen neuen ausarbeiteten, der endlich so weit ging, die Geschlechter völlig vom Rat auszuschließen. Als aber Mitte Oktober dieser Brief dem Rate zur Annahme und Besieglung vorgelegt wurde, zogen es die vier Bürgermeister Heinrich Katzow, Heinrich Buk, Friedrich von Zehna, Johann Otbrecht und der Ratmann Heinrich Hecht vor, heimlich die Stadt zu verlassen, und es ist nicht unmöglich, daß diese Flucht auf das Schicksal des gefangenen Wismarschen Ratsherrn einen verhängnisvollen Einfluß gehabt hat, denn ihre Gegner hatten nicht Unrecht, wenn sie aus einer Entweichung viele Unannehmlichkeiten für die Stadt prophezeiten; Rostock hat das nachher gründlich erfahren. Die Rostocker setzten nun nach der Flucht der Bürgermeister den alten Rat trotzdem ab und wählten einen neuen. Diesem Vorgange folgte man dann auch in Wismar, war es doch endlich eigentlich das Hauptziel der Bewegung, Ratsfähigkeit der bisher nicht ratsfähigen Bürger und Gewerker zu erlangen. Nur suchte man klüger und sicherer als in Rostock zum Ziele zu kommen, indem man sich dabei der landesherrlichen Zustimmung versicherte. Man sollte kaum glauben, daß es möglich gewesen sei; aber die Partei des Aufruhrs brachte auch das fertig, indem man die Mitglieder des alten Rats aufgrund ihres Vertrages mit Dänemark des Hochverrats bezichtigte, obgleich dieser Grund ein sehr zweifelhafter war, denn wie viele Separat-Verträge und -Frieden hatten nicht die beiden Seestädte als Mitglieder der Hansa von alters her ohne ihre Landesherren geschlossen, ohne daß ihnen daraus je ein Vorwurf gemacht war. Aber trotzdem ging die Herzogin Katharina darauf ein, wie es heißt, bewogen durch einzelne Mitglieder des Vormundschaftsrates. Es ist daher leicht erklärlich, daß der Erzähler dieser Ereignisse dem Gerücht Glauben beimißt, daß Bestechung im Werke gewesen sei. Vielleicht aber war noch ein anderer triftiger Grund vorhanden; es war eine Gelegenheit, das tiefgesunkene landesherrliche Ansehen in den Seestädten durch ein entscheidendes Eingreifen wiederherzustellen. Der alte Rat wird daher kaum erwartet haben, was nun geschah. Am 3. Januar 1428 kam die Herzogin mit ihrem Vormundschaftsrate nach Wismar, wo nach langen erregten Verhandlungen, bei denen die demokratischen Führer durch Demonstrationen großer bewaffneter Volkshaufen wieder ihren Einfluß geltend machten, am 4. Januar die endgültige Entscheidung erfolgte. Unter den demütigendsten Bedingungen wurde der alte Rat, dem nur Leib und Leben versichert wurde, aus dem Ratsstuhl gewiesen und an seine Stelle der von der Stadtgemeinde gewählte neue Rat von 16 Bürgern und 8 aus den Ämtern eingeführt, der nun sogleich der Herzogin den Huldigungseid leisten mußte. Man muß sich mit Recht über die Härte wundern, mit welcher gegen die Mitglieder des alten Rates verfahren wurde; nicht allein, daß vollständig über ihre Köpfe weg verhandelt wurde, denn sie wurden bei den Beratungen überhaupt nicht zugezogen, sondern nicht einmal die demütige Bitte wurde ihnen gewährt, daß man ihnen die persönliche Ausweisung aus den Ratsstühlen erlassen möge;

sie mußten erscheinen, auf ihren gewohnten Sitzen Platz nehmen und auf das Geheiß der Herzogin vor der versammelten Menge sich erheben und ihre Stühle verlassen, um sie ihren Feinden einzuräumen. Nur die Anwesenheit bei der feierlichen Messe, welche den ganzen Akt schloß, wurde ihnen auf ihre Bitten erlassen.

Wie nach diesen Vorgängen zu erwarten, wurde auch gegen die vier entflohenen Bürgermeister Rostocks und den Ratmann Heinrich Hecht der Prozeß wegen Hochverrats eröffnet, und am 16. Januar wurden sie durch den bestellten Richter, Ritter Berent von Plesse, und seine Beisitzer, Henning Halberstadt und Henning Barße, für schuldig und ihre Güter in Mecklenburg für verfallen erklärt; der Schade, den sie dem Lande zugefügt, wurde dabei auf 50000 löthige Mark veranschlagt.

Der Krieg der Hanse mit Dänemark nahm trotz aller dieser Vorgänge seinen regen Fortgang, ja, wurde vielleicht von den Mecklenburgischen Städten mit noch größerem Eifer als bisher geführt. Gerade für sie wurde aber derselbe jetzt um so gefahrvoller, als die Stargarder, Werler und Pommern von Erich von Dänemark aufgrund ihres früheren Bündnisses zu thätiger Hülfeleistung gemahnt wurden und dieser Mahnung auch alsbald nachkamen. Im April 1428 sandten infolgedessen die Plessen auf Lübz den Städten ihre Absagebriefe, im August der Werlesche Marschall Heinrich von Maltzan, und Ende September der Herzog Heinrich von Stargard. Dazu kamen nun für Wismar noch die üblen Folgen der eben berichteten Blutthaten. Die Söhne des Bürgermeisters Johann Banzkow hatten nämlich zwar am Todestage des Vaters sich schriftlich verpflichten müssen, den Tod desselben in keiner Weise an der Stadt rächen zu wollen, allein Lüdeke Banzkow, der jüngere der beiden Söhne, setzte sich über das erzwungene Versprechen hinweg und wandte sich, da er bei den Landesherren und den Seestädten Recht nicht erwarten konnte, an den Kaiser, und infolgedessen verhängte Kaiser Sigismund am 4. Oktober 1428 die Acht über die aufrührerische Stadt, die sich allerdings dadurch, da sie sich mit der Landesherrschaft und den Bundesstädten eins wußte, wohl wenig beunruhigen ließ, denn der Kaiser war weit. Doch im folgenden Frühjahr klopfte der Bote der heiligen Fehme mit drohender Mahnung an ihre Thore. Lüdeke Banzkow hatte sich nämlich zum Grafen Heinrich von Waldeck begeben, und dieser ersuchte nun die Stadt, seinem lieben Knecht und Diener für das seinem Vater zugefügte Unrecht genug zu thun, widrigenfalls er ihm mit seinen freien Gerichten und wie er sonst könne, helfen wolle. Am selben Tage erging auch schon die Mahnung des Freigrafen von Sachsenhausen: Wisset, Pansdorf, Lüdeke Wischur, Heine durch die Wand, Heinrich Markhafer, Klaus Stalkoper, Hans Bruseke, Hans Bomgarte, Peter Kann, Hans Hamburg und Klaus Wolf, gemeine Bürger in der Stadt zu Wismar daß mir der ehrsame Ludolf Banzkow von der Wismar an dem heiligen, heimlichen, freien Gerichte zu Sachsenhausen, in der Grafschaft zu Waldeck belegen, sehr schwer über Euch geklagt hat, Euren Leib und höchste Ehre berührend, darum ich Euch anmute mit ganzem Ernste von wegen des obgenannten freien Gerichtes, daß Ihr Euch mit dem obgenannten Ludolf um

solche vorgerührte schwere Klage unverzüglich binnen 14 Tagen nächstfolgend, als Euch dieser Brief zu wissen wird, gütlich vergleicht oder ihm inzwischen thut, soviel Ihr ihm von Ehren und Rechts wegen schuldig und pflichtigseid zu thun. Wäre es aber, daß Ihr ihm inzwischen nicht thätet, das ich doch nicht glaube, und klagte mir dann der eben genannte Ludolf oder jemand von seinetwegen über Euch ferner, müßte ich ihm dann weiter über Euer Leib und Ehre richten als sich das gebühret, und wie wohl ich es sehr ungern thäte, doch könnte ich ihm das nicht verweigern; daher rate ich Euch getreulich, daß Ihr es dazu nicht kommen lasset, da es Euch alsdann sehr schwer und hart anliegen würde. Datum meo sub sigillo d. d. 28, secunda feria proxima post dominicam Quasimodogeniti. Kurt Rube, Freigraf der Grafschaft zu Waldeck.“ Diese ernste Mahnung hatte, wie gewöhnlich, ihren Erfolg. Die Stadt trat sofort mit ihrem Gegner in Verhandlung, zugleich aber wandte sie sich an die Herzogin, und diese bat den Grafen von Waldeck, er möge doch seinen Freigrafen nicht gestatten, ihre Unterthanen vor ihre Gerichte zu ziehen, sondern dieselben an sie verweisen, vor ihr sollten die Beklagten Lüdeke Banzkow thun, was sie von Rechts wegen pflichtig seien. Der Graf von Waldeck wie auch Lüdeke Banzkow erklärten sich damit einverstanden, und da auch ein neues Edikt des Kaisers von den Banzkows gegen die ganze neue Verfassung der Stadt erwirkt war, so ergriff die Herzogin diese Gelegenheit, um nun, mit der Gewalt kaiserlicher Befehle ausgerüstet, den alten Zustand der Dinge wiederherzustellen. Bei den weiteren Verhandlungen handelte es sich also nun nicht nur mehr um eine Entschädigung der Familie Banzkow, sondern um den ganzen Bestand der eben erreichten und von der Herzogin sogar bestätigten Verfassung. Man kann sich denken, welche Erregung das in der Stadt hervorbrachte. Endlich aber konnte man das Ende voraussehen: von Lübeck und den übrigen Bundesstädten verlassen, vom Kaiser, der Landesherrschaft und endlich der Fehme bedroht, mußte die Volkspartei unterliegen. Erklärlich ist es aber auch, daß sich die Sühneverhandlungen so lange hinzogen, denn es war ein saurer Schritt, der denen, die eben erst ans Ziel ihrer Wünsche gelangt waren, zugemutet wurde. Endlich Mitte März 1430 waren die Verhandlungen zu einem Ende gediehen. Nach des Kaisers Willen, der den neuen Rat für aufrührerisch und ungesetzlich erklärt hatte, wurde derselbe für abgesetzt erklärt und mit allen offnen und stillen Ansprüchen mit seinen Anhängern zur Ruhe verwiesen; seine Amtshandlungen wurden zwar anerkannt, auch ihm und seinen Anhängern Sicherheit an Leib und Gut zugesagt, er mußte aber den alten Rat feierlich um Verzeihung bitten und ihm ferner Treue und Gehorsam geloben. Auch sollten alle Bürger und Einwohner der Landesherrschaft den Huldigungseid leisten, ihr und ihrem Rate treu und hold zu sein. Auch die Sechziger wurden beseitigt, kurz es wurde alles für null und nichtig erklärt, was die Volkspartei in dem wilden Aufruhr sich blutig errungen. Am 19. März kam die Herzogin mit ihren Söhnen selbst in die Stadt, diesmal, anstatt von wildem Getöse bewaffneter Volksmassen, mit fröhlicher Musik begrüßt. Dann schlug die Stunde des Triumphes für die lange verfolgten Mitglieder des alten Rates; die Herzogin führte sie feierlich auf

ihre Stühle im Rathause zurück und sie leisteten ihr von neuem den Huldigungseid. Eine glänzende Genugthuung wurde auch der Familie der Banzkows und Heinrichs von Haren. Auf dem Markte vor der Gerichtslaube nahmen die Söhne Johann Banzkows und die Verwandten Heinrichs von Haren mit ihren Freunden Stellung vor Katharina, ihren Söhnen, dem Vormundschaftsrat und den Sendeboten der Städte; dann erschienen die Mitglieder des abgesetzten Rates und baten sie in ihrem und der Stadt Namen, ihnen um Gottes und der heiligen Jungfrau willen zu vergeben, was sie an ihren toten Verwandten verbrochen hätten, und an der Sühne, die sie geben wollten, sich genügen zu lassen. Nachdem ihnen dies zugesagt war, mußten sie sich in die Marienkirche begeben; dort waren zwei schön gezierte Särge aufgebahrt, mit brennenden Wachskerzen umgeben; über ihnen wurden 3 Seelenmessen gehalten, und darauf thaten 200 Bürger und 200 Frauen und Jungfrauen den üblichen Totenopfergang. Nach Beendigung des Gottesdienstes begab sich der abgesetzte Rat wieder auf den Markt, um dort die Buße zu hören, welche die Herzogin ihnen verkünden ließ: Zum Ersten sollen binnen 2 Monaten auf Kosten der Stadt drei Pilger abgesandt werden zu Sankt Ewald zu Tann, nach Rom und zu Sankt Jakob von Compostella, um dort für das Seelenheil der Getöteten zu beten; ferner soll binnen Jahresfrist auf dem Kirchhofe der Marienkirche eine Kapelle erbaut und darin 3 Vikareien mit allem Notwendigen gestiftet werden, deren Verleihung je sechsmal den Familien der Getöteten, dann aber dem Rate zustehen soll; auf dem Markte aber soll an der Stelle, wo das Blut der Enthaupteten geflossen, ein steinernes Kreuz errichtet werden; und endlich sollen den Gebrüdern Banzkow binnen eines halben Jahres ihre Kosten im Betrage von 600 Gulden ersetzt werden.

So war denn nun durch das Eingreifen der Kaiserlichen Gewalt der alte Stand der Dinge, und damit die Ruhe, wiederhergestellt. Die Mäßigung und das Entgegenkommen des wiedereingesetzten Rates scheint viel dazu beigetragen zu haben, die feindlichen Gemüter zu versöhnen, nahm man doch bald darauf mehrere Mitglieder der Volkspartei in den Rat auf. Nur um die Aufhebung der Kaiserlichen Acht bemühte sich, wie es scheint, Wismar nicht besonders, da die Sache im Großen und Ganzen erledigt schien; am Kaiserlichen Hofe vergaß man sie aber nicht; im folgenden Jahre beauftragte der Kaiser den Bischof Johann von Lübeck, die Stadt Wismar zu Genugthuung gegen das Reich anzuhalten. Die Herzogin wandte sich darauf zwar an den Kaiser, da die Stadt ihr genug gethan habe, möge nun er auch seinerseits die Sache ruhen lassen. Allein erst am 12. Mai 1432 wurde die Stadt aus der Acht gelöst, was ihr noch einen Kostenaufwand von 800 Mark verursachte.

Für die Landesherrin galt es nun noch, die Stadt Rostock ihrer Botmäßigkeit zu unterwerfen, nachdem schon vorher mit den verbannten Ratsmitgliedern eine Aussöhnung erfolgt war. Da aber Rostock sich aufs Heftigste 1430 dagegen sträubte, traf Katharina umfassende Maßregeln zu ihrer gewaltsamen Bezwingung. Sie gewann den Beistand Ottos von Braunschweig, ihres Bruders Erich von Sachsen-Lauenburg, des Bischofs

Hermann von Schwerin und des Grafen Johann von der Hoya; dazu trat sie in Einvernehmen mit einigen Anhängern des alten Rates in der Stadt. Als gerade die Rostocker Sendeboten im Anfang August 1430 zu den Friedensverhandlungen der Städte mit Dänemark nach Nikiöping auf Falster gegangen waren, erschien sie plötzlich mit ihrem in der Stille gesammelten Heere vor der Stadt. Allein diese war gewarnt; der Fürst Wilhelm von Wenden hatte dem Rat Nachricht von dem Anschlage gegeben, der darauf die Thore schließen und Mauern und Türme stark bemannen ließ. Als daher die Herzogin vor der Stadt erschien, sah sie, daß die Überrumpelung vereitelt war. Das Heer zog darauf nach Warnemünde, brannte dasselbe ab und suchte den Zugang zum Hafen durch Versenkung einiger Schiffe unbrauchbar zu machen. Vielleicht beschleunigte dieser plötzliche Überfall den Abschluß eines Separatfriedens der Stadt mit dem König von Dänemark, der zwischen dem 8. und 14. August zu Stande kam. Diese bedenkliche Trennung Rostocks von den übrigen Hansastädten, die über das Verfahren der Stadt mit Recht erbittert waren und ihr nicht ohne Grund ihre Eidbrüchigkeit vorwarfen, erklärt sich aus dem Bemühen, an Dänemark eine Stütze gegen ihre Landesherrschaft zu erhalten und damit auch die mit dem dänischen Königshause verwandten pommerschen Fürsten für sich zu gewinnen. Diese Hoffnung täuschte sie nicht; der König gab ihnen 300 Bewaffnete mit, und verwüstend fielen nun die Rostocker racheübend über die Dörfer und festen Häuser der Vasallen und die kleinen Städte der Umgegend her. Zugleich wandten sie sich klagend wegen des unvermuteten Überfalles an den Kaiser. Noch ehe aber dieser an den Herzog Kasimir von Stettin den Befehl erlassen konnte, die Stadt in seinen Schutz zu nehmen und ihre Beschwerde über die ihr zugefügten Gewaltthätigkeiten zu untersuchen, machte die Herzogin Katharina ihren Frieden mit der Stadt, indem sie den neuen Rat anerkannte, die Stadt in ihren Schutz nahm und versprach, den alten Rat in ihrem Lande nicht zu herbergen; die Freunde der Stadt, Fürst Wilhelm von Wenden und Johann von Stargard wurden in den Frieden mit aufgenommen. Nachdem dann auch nach langen Verhandlungen mit den Pommernherzogen Wertislav und Barnim der Friede am 24. November besiegelt war, verkündete Kasimir das kaiserliche Mandat, indem er besonders die übrigen Seestädte und die entwichenen Glieder des alten Rates aufforderte, sich aller Feindseligkeiten zu enthalten, bis der Kaiser sein Urteil gefällt habe. So schloß das Jahr für die Rostocker sehr günstig ab. Allein nur zu schnell folgte der Umschwung. Zwar zitierte Herzog Kasimir den alten Rat noch nach Rostock, um sich dort vor ihm zu verantworten, allein dieser hatte sich ebenfalls schon an den Kaiser gewandt und bewirkt, daß die Städte Stralsund und Wismar zu Kommissaren ernannt wurden; als Rostock sich dieser neuen Verfügung nicht unterwerfen wollte, unter dem Vorwande, daß der Kaiser bereits den Herzog Kasimir beauftragt habe, wurde dieser Einwand vom Kaiser verworfen und die Stadt am 23. März 1431 in des Reiches Acht erklärt. Zum Glück für sie fand sich bei der eigenen politischen Lage nicht leicht ein Vollstrecker derselben, und obgleich am 15. Oktober ein weiterer Achtbrief auf

Betrieb des vertriebenen Bürgermeisters Witte gegen die widerspenstige Stadt ausgestellt wurde, obgleich ihr Sekretär Elias Münter auf seiner Reise zum kaiserlichen Hofe in Lübeck von dem früheren Bürgermeister Engelke Katzow festgenommen wurde, ebenso wie bald nachher ein zweiter Bote, setzte die Stadt doch ihren Widerstand fort und wies noch im Anfang des Jahres 1432 das Anerbieten der pommerschen Städte zu gütlicher Verhandlung erbittert zurück. Auch sogar dem Banne des Baseler Konzils trotzte sie; auf die Klage der vertriebenen Ratsherren hatte dasselbe nämlich Balduin von Wenden, Abt von St. Michaelis zu Lüneburg, zum Richter in der Sache ernannt, und dieser hatte für Recht erkannt, daß der alte Rat ohne Weiterung wiedereingeführt werden müsse, und als nun die unterlegene Stadt an den Papst appellierte, verwarf das Konzil diese Appellation als rechtswidrig und verhängte über die Ungehorsame den Bann. Übrigens entschied auch Papst Eugen IV. zu ihren Ungunsten. Dem Bann folgte bald die Aberacht des Reiches, mit der Erlaubnis Rostocker Gut und Bürger anzuhalten, wo man sie träfe; wovon die vertriebenen Ratsmitglieder von Wismar und Lübeck aus möglichst Gebrauch machten. Obgleich durch alle diese Widerwärtigkeiten die Lage der Stadt immer bedenklicher wurde, wies sie doch noch 1434 die Friedensvermittlungen der Seestädte kurzer Hand ab. Als nun aber endlich die Hansa im folgenden Jahre ihren Frieden mit Dänemark schloß, als darauf 1436 die Universität, einem Mandat des Baseler Konzils folgend, die gebannte Stadt verließ, als endlich nach dem Fall Erichs von Dänemark der dänische Reichsrat sich den Hansastädten gegenüber verpflichtete, den Edikten des Kaisers und des Konzils gemäß auch in Dänemark alles Rostocker Gut zu arrestieren, da gab die Stadt endlich ihren jetzt unmöglich gewordenen Widerstand auf, und am 29. September 1439 kam unter Vermittlung der jungen Herzoge Heinrich und Johann von Schwerin zwischen den Seestädten und dem alten Rat einerseits und der Stadtgemeinde und dem neuen Rat andererseits eine Aussöhnung zu Stande, nach welcher die noch lebenden Mitglieder des vertriebenen Rates wieder aufgenommen wurden und mit den Mitgliedern des neuen Rates zusammen den Ratsstuhl einnahmen. Daraufhin befreite nun auch das Baseler Konzil die Stadt vom kirchlichen Bann. Auch Heinrich von Stargard, der Rostocks Partei in den letzten Jahren verlassen hatte, söhnte sich bald mit der Stadt aus, indem er auf die Mitwirkung bei Ausführung der kaiserlichen Achtbriefe und auf alle aus dem Briefe des alten Rates abzuleitenden Ansprüche verzichtete. Auch die nach Greifswald gewanderten Universitätslehrer schickten sich nun nach Aufhebung des Bannes an, zurückzukehren. Allein die Stadt, noch erbittert über ihren Auszug, verweigerte ihnen die Aufnahme. Wahrscheinlich auf die Mitteilung der Dozenten richtete deshalb der Erzbischof von Bremen eine ernste Mahnung an die nächsten Hansastädte, Rostock zu bewegen, denselben ihre alten Wohnungen wiedereinzuräumen und die frühere, ihnen gebührende Rente zu bezahlen, widrigenfalls er sich genötigt sähe, die Stadt auf dem Rechtswege dazu zu zwingen. Es wurden auch sofort von den Städten Verhandlungen angeknüpft, die aber zu keinem Endresultat führten, da die Stadt

sich immer noch nicht mit ihren Landesherren einigen konnte, wobei es sich hauptsächlich um die Verleihung der Lehngüter und um Geldansprüche der Fürsten handelte. Die vertriebenen Ratsmänner hatten nämlich den Herzogen für ihre Wiedereinführung 5000 Mark lübisch versprochen und außerdem verlieh der Kaiser dem Herzog Heinrich, als er im Sommer 1442 mit dem Markgrafen von Brandenburg bei ihm weilte, den sogenannten Achtschatz, den Rostock bei der Lösung aus der Acht und Aberacht des Reiches zu zahlen habe, indem er ihn zugleich bevollmächtigte, sie nach nach seinem Gefallen der Acht zu entlassen. Das waren schwere Summen, die die Stadt nach den Verlusten der letzten traurigen Jahre nicht leicht aufbringen konnte. Die Angelegenheit mit den 5000 Mark wurde zwar bald geordnet, indem die zurückgekehrten Mitglieder des alten Rats versprachen, die Stadt wegen der Anleihe, die sie zur Abzahlung derselben bei den Städten gemacht, schadlos zu halten. Als Achtschatz forderten die Herzoge nun aber die bedeutende Summe von 6000 Gulden rhn. und die Stadt sperrte sich so heftig gegen diese Zumutung, daß der Kaiser im Anfang des Jahres 1443 die Seestädte von neuem aufforderte, gegen die hartnäckige Stadt mit aller Strenge vorzugehen, da sie unverbesserlich in ihrem Hochmut und Frevel verharre. Aber auch das nützte wenig. Nur das eine wurde von den Seestädten erreicht, daß man sich in Rostock zur Aufnahme der Universität bereit erklärte, allerdings unter Bedingungen, deren Annahme sich nur aus dem Verlangen der Dozenten erklärt, möglichst bald wieder nach Rostock zurückzukommen; wenigstens herrschte später die Ansicht, wenn sie länger in Greifswald gezögert hätten, würde Rostock selbst sie zurückberufen haben, und es wäre ihnen dann die harte Bedingung, für 200 Jahre auf die ihnen verbriefte Rente von 800 Gulden zu verzichten, erspart geblieben. Ein Teil der Universitätslehrer weigerte sich auch, unter solchen Umständen an den alten Ort ihrer Thätigkeit zurückzukehren, was die für Mecklenburg unangenehme Folge hatte, daß wenige Jahre später in Greifswald selbst eine Universität errichtet wurde. Die übrigen Dozenten kehrten kurz nach dem Abschluß des Vertrages, Ostern 1443, nach Rostock zurück.

Die Verhandlungen mit den Herzogen aber zogen sich noch mehrere Monate hin, bis endlich am 11. Dezember eine friedliche Einigung dahin erzielt wurde, daß der Herzog sich mit der Zahlung von 3000 Gulden begnügte, wofür sie aus der Acht entlassen und nach geschehener Huldigung ihre Privilegien von neuem bestätigt wurden. Auch die Gebrüder Witte, die eine besondere Klage gegen die Stadt beim kaiserlichen Gericht angestrengt hatten, leisteten für 2000 Mark sund. auf alle Ansprüche Verzicht und lieferten ihre Achtbriefe aus. Eine letzte Vergleichshandlung wurde dann erst 10 Jahre später vollzogen, indem die Stadt von den Schulden, die die Vertriebenen während ihrer Verbannung zu ihrem Unterhalt gemacht hatten, 2500 Mark übernahm.

Das Ende der Vormundschaft und der Anfall des Landes Wenden. 1436—1442.

Während dieser städtischen Wirren waren in dem regierenden Hause und seinem Besitz bedeutende Veränderungen vor sich gegangen. Am 26. September 1436 hatte die Herzogin Katharina die Vormundschaft niedergelegt und die Regierung ihren beiden Söhnen Albrecht und Johann übergeben. Sie lebte nach dieser Zeit noch 12 Jahre. Kurz vorher war ein hochwichtiges Ereignis eingetreten, welches für die Machterweiterung des herzoglichen Hauses von der größten Bedeutung war: am 7. September war nämlich der letzte des wendischen Fürstenhauses, Fürst Wilhelm von Wenden, ins Grab gesunken, und nach den früher geschlossenen Erbverträgen nahmen die mecklenburgischen Fürsten die verwaisten Lande für sich in Anspruch. Die Besitznahme ging aber nicht ganz ohne Hindernisse vor sich, denn aufgrund seines mit Balthasar geschlossenen Lehnsvertrages sah der Kurfürst Friedrich von Brandenburg das Land als heimgefallenes Lehen an und erwirkte vom Kaiser Sigismund ein Mandat an die Stände desselben, dem Kurfürsten zu huldigen. Die Stände aber waren durchaus dagegen brandenburgisch zu werden; schon vor der Insinuierung des kaiserlichen Mandats einigten sie sich mit den mecklenburgischen Herzogen und leisteten ihnen nach Gewährung besonderer Zugeständnisse die Huldigung, wobei außer der Bestätigung der alten Privilegien die Herzoge ihnen versprachen, sie gegen alle auswärtigen Successionsansprüche zu vertreten, das Land Wenden nicht zu teilen, sondern gemeinsam zu regieren, die Lehnsleute bei etwaigen Ansprüchen an sie selbst nicht außerhalb ihrer Vogteien, die Bürger aber vor dem Stapelgericht ihrer Stadt zu belangen, sowie alle Schuldforderungen des abgegangenen Fürstenhauses anzuerkennen; für den Fall, daß einer von ihnen Lehnsleute oder Bürger in ihren Rechten kränken würde, ward ihnen verstattet, sich an die übrigen Herren zu halten. Die Hinterbliebenen des wendischen Fürstenhauses, die Witwe des Fürsten Wilhelm, Sophie, seine Tochter Katharina, sowie Mirislawa von Werle-Waren, Dekanin zu Quedlinburg, wurden für ihre Ansprüche teils mit der Versicherung der ihnen verbrieften Einkünfte oder mit Geld abgefunden. Der Streit mit Brandenburg über den Besitz des Landes wurde weiterhin auf dem Wege des Prozesses vor dem kaiserlichen Hof zwar weitergeführt, scheint aber von Brandenburg mit wenig Nachdruck betrieben zu sein, wobei jedenfalls die verwandschaftlichen Beziehungen und ein energischer Protest der wendischen Stände gegen die Einverleibung in Brandenburg das Ihre thaten. Die Brandenburger gaben sich zwar vorläufig zufrieden, aber ohne auf ihre Ansprüche zu verzichten. Die endgültige Entscheidung fiel daher erst einige Jahre später und war für Mecklenburg wenig günstig, was besonders durch die zeitweilige Verbindung Pommerns mit Brandenburg bewirkt wurde. Im Anfang des Jahres 1440 verbanden sich nämlich die sämtlichen Pommernherzoge mit dem Kurfürsten Friedrich gegen den Herzog Heinrich von Stargard; aus welchen Gründen ist unbekannt. Im April

kam man dann zu Prenzlau und Kyritz überein, daß am Sonntag, den 26. Juni, Mittags die Pommern mit brandenburgischen Hülfstruppen vor Woldegk, zu gleicher Zeit der Markgraf vor Lychen erscheinen sollte. Und so geschah es; im ersten Ansturm wurden beide Orte genommen, und in wenigen Tagen überschwemmten die Feinde den größten Teil des Landes, überall die Spuren der Verwüstung zurücklassend, sodaß sich Heinrich von Stargard genötigt sah, schon am 5. Juli zu Ahrensdorf vor Friedland einen Vertrag einzugehen, nach welchem er die eben genannten Städte sowie die eroberten Festen Helpte und Galenbeck mit ihrem ganzen Gebiet, namentlich auch mit dem Kloster Himmelpfort und seinem Besitz abtrat. Lychen und Himmelpfort behielt der Markgraf für sich, Woldegk und Helpte besetzten Pommern und Brandenburger zu gleichen Teilen. Mit den Pommern wurde ein vorläufiger Waffenstillstand geschlossen und bestimmt, daß wegen der friedbrüchigen Thaten, um die einer den andern beschuldigte, nächsten Michaelis die beiderseitigen Räte zu Wilsnack eine Vereinbarung treffen sollten. Sei aber dann keine Einigung zu erzielen, so solle Kurfürst Friedrich einen Rechtsspruch in der Sache thun, bei dem es dann sein Verbleiben haben müsse; Raub, der inzwischen aus des einen Herren Landen in des andern geschehe, solle vergütet werden. Zu dem bestimmten Tage ist es aber nicht gekommen, denn Kurfürst Friedrich starb am 21. September. Aber am 22. Mai des folgenden Jahres wurde durch Herzog Barnim den Jüngern von Barth als bestellten Schiedsrichter zwischen Heinrich von Stargard und den übrigen Pommernherzogen zu Demmin ein endgültiger Friede vermittelt, nachdem Katharina von Wenden 2 Monate vorher auf alle Ansprüche an das Land Wenden Verzicht geleistet hatte. Im folgenden Jahre fand dann zu Wittstock eine Zusammenkunft des jungen Kurfürsten Friedrich II. und der Herzoge von Mecklenburg statt, auf welcher eine endgültige Auseinandersetzung alle schwebenden Streitfragen erledigte, allerdings zum Nachteil Mecklenburgs. Die Herzoge bewilligten nämlich dem Kurfürsten und seinen Brüdern, sowie allen zukünftigen Markgrafen von Brandenburg für den Fall ihres Aussterbens im Mannesstamme eine Erbhuldigung, daß sodann die gesamten Mecklenburgischen Lande an die Markgrafschaft Brandenburg fallen sollten; Herren, Mannen und Städte sollen dieselbe leisten und beschwören. Dagegen verzichtete der Markgraf auf alle besonderen Ansprüche seines Hauses an das Land Wenden gegen Zahlung von 5000 rhn. Gulden und versprach auch, sie in diesem Besitze gegen alle weiteren Ansprüche zu schützen, womit wohl auf die Ansprüche des kaiserlichen Kanzlers Kaspar Schlick angespielt wird, dem der Kaiser schon früher alle Rechte des Reiches an dem Lande Wenden verschrieben hatte, und es ist wohl kaum zweifelhaft, daß der Kurfürst Friedrich vom Kanzler diese Rechte erkaufte, was schon in dem kaiserlichen Brief darüber angedeutet wird; daraus erklärt sich auch die hohe Entschädigungssumme, die die Herzoge zahlen mußten. Das eroberte Land Lychen mit dem Kloster Himmelpfort blieb zwar verloren, aber der Markgraf versprach wenigstens Woldegk und Helpte durch Verhandlungen mit den Pommern ihnen wieder zu verschaffen. Wie alle Punkte des Vertrages kam auch dieser in nächster

Zeit zur Ausführung, und im Juni begab sich einer der Herzoge mit dem Kurfürsten zum Kaiser nach Frankfurt und erlangte dort die Bestätigung der gegenseitigen Verträge und zugleich die endliche Belehnung mit dem Land Wenden.

Herzog Heinrichs von Stargard Fehde gegen den Deutschorden. 1443—1445.

Durch den Vertrag zu Wittstock waren die politischen Verhältnisse Mecklenburgs so geregelt, daß eine Zeit des Friedens mit den Nachbarn mit Sicherheit für die nächste Zeit zu erwarten war, und diese Hoffnung hat sich denn auch erfüllt. Nur Heinrich von Stargard führte gleich im folgenden Jahre eine Fehde gegen den Deutschorden, deren Grund angeblich eine Schädigung seines Landes durch Ordensangehörige war, wahrscheinlich veranlaßt durch Zwistigkeiten stargardscher Vasallen mit Ordensrittern, eine Fehde, mit der sein Vetter von Schwerin nichts zu schaffen hatte. Im Januar 1443 sandte Heinrich dem Hochmeister seinen Fehdebrief, den dieser am 30. Januar seinen Städten zur Nachachtung übermittelte. Noch ehe aber dieser Fehdebrief in der Neumark bekannt war, hatte Heinrich dort einen Einfall, wenn auch nur von kurzer Dauer, gemacht. Vor Neujahr 1443 zog er nämlich mit einem Haufen von 120 Pferden durch die Uckermark, ging im Süden von Schwedt über die Oder und fiel so unvermutet in des Ordens Besitzungen; hier plünderte er eine Reihe von Dörfern und führte beim Abzug einige Gefangene mit sich fort, ohne daß es der Vogt der Neumark verhindern konnte. Auf die Klage des Hochmeisters beim Kurfürsten von Brandenburg und dessen Vorstellungen an Heinrich erwiderte dieser, daß die Beschuldigungen desselben gegen seine Leute durchaus unbegründet seien. Der Orden aber, der von Brandenburg kaum Hülfe erwarten konnte, das ja selbst Ansprüche auf die Neumark machte, gewann nun die Unterstützung des Herzogs Joachim von Stettin, und durch den stettinschen Marschall ließ darauf Herzog Heinrich dem Vogt von Schievelbein mitteilen, er wünsche sich mit dem Orden zu vertragen, denn er mißbillige die Freventhaten, die seine Mannen an den Unterthanen des Ordens verübt hätten. Allein diese Verhandlung führte zu keinem Ziel; vielmehr trug der Hochmeister am 1. August seinen Ständen vor, wie der Herzog die Neumark habe angegriffen, gebrannt, beraubt, überfallen und beschädigt, wider Gott, Ehre und Recht, unverwahrt seiner Ehre, ohn alles Verdienst und Schuld, wie er seine Leute schwerlich gefangen hielte und peinige sie bis zum Tode, das doch Herren nicht geziemte, Gefangene so zu halten; vergeblich habe er sich bisher an den Markgrafen von Brandenburg und den Kaiser gewandt. Da die Stände sich aber wenig geneigt zeigten etwas zu thun, setzte der Hochmeister seine Bemühungen um ein Bündnis mit dem Herzog von Stolpe fort, die aber auch nur langsamen Fortgang hatten. Auf einem Tage zu

Frankfurt a. O. am 16. Oktober erklärten nun zwar die Markgrafen, daß sie, wenn Herzog Heinrich sich ihrem Spruch fügen wolle, einen Tag zu gütlicher Verhandlung anzusetzen bereit seien; als nun aber Herzog Heinrich sich widerspenstig erwies und endlich wirklich das Ordensheer gegen Heinrichs Land aufgebrochen war, erklärte plötzlich der Markgraf, er könne nicht dulden, daß Lande, die ihm erblich gehuldigt, verwüstet und verderbt würden, worauf die Befehlshaber es für besser hielten, wieder umzukehren, nachdem das Heer kaum einige Meilen zurückgelegt hatte. Dem Hochmeister teilte der Kurfürst mit, er habe dem Herzog Heinrich härtlich genug geschrieben, und dieser habe sich nun auch bereit erklärt, seine Vermittlung anzunehmen. Doch auch die am 26. Januar des folgenden Jahres zu Prenzlau gepflogenen Verhandlungen führten nicht zu dem erwünschten Ende, denn Heinrich, anstatt sich zu einem Schadensersatze zu verstehen, verlangte vielmehr für angebliche Verletzung seines Besitztumes seinerseits Entschädigung vom Orden. Am 13. September brachte dann Bugislav von Stolpe zu Schievelbein wenigstens einen Waffenstillstand zustande und erst im folgenden Jahre gedieh nach langen Verhandlungen die Sache zu völligem Ende. Am 9. August 1445 wurde nämlich zu Stolpe unter Vermittlung Herzog Bugislaws in Gegenwart Herzog Heinrichs, des Hochmeisters und des Komturs zu Danzig der Friede unter folgenden Bedingungen abgeschlossen: alle Fehde zwischen dem Orden und Herzog Heinrich ist gesühnt; hat der Orden eine Fehde oder Ansprüche gegen jemand und bedarf dazu des Herzogs, so soll der Hochmeister es diesem 2 Monate vorher kund thun, damit der Herzog sich um Rechtsgewährung für den Orden verwenden könne; bleibt diese Bemühung ohne Erfolg und kommt es zur Fehde, so soll der Herzog dem Orden Hülfe leisten mit 50 Gewappneten, jeden zu 3 Pferden gerechnet, auch nötigenfalls dem Orden in seinen Landen ein Schloß oder eine Stadt einräumen; alle Ansprüche, die der Herzog an den Orden zu haben vermeinte, sollen gänzlich abgelegt und beseitigt sein.

Die Fehde um Fräulein Katharina von Wenden. 1452—1454.

Fürst Wilhelms zu Wenden Witwe, Sophie, war nach dem Tode ihres Gemahls mit ihrer einzigen Tochter Katharina zu ihrem Bruder Barnim, Herzog zu Barth und Rügen, gezogen; die ihnen von den mecklenburgischen Fürsten zugesagte Abfindungssumme für ihre Rechte am Fürstentum Wenden im Betrage von 20000 rhn. Gulden war 1443 baar ausbezahlt, und Barnim hatte seiner Nichte dafür die Länder Barth und Zingst zum Pfande gesetzt. Am 5. Juni 1444 wurde darauf das junge Fräulein Katharina zu Malchin mit Herzog Ulrich, dem einzigen Sohne Heinrichs von Stargard, verlobt, mit der Bestimmung, daß das Beilager nach 2 Jahren stattfinden solle. Die Vermählung wurde aber immer weiter hinaus-

geschoben, sodaß endlich Herzog Barnim 1451 darüber hinstarb. Als nun Heinrich von Stargard bei Wertislaw von Wolgast, dem Erben Herzog Barnims, um Vollziehung der geschlossenen Verträge anhielt, wollte dieser sich weder zur Herausgabe der 20000 rhn. Gulden noch der Katharina von ihrem Oheim vermachten beträchtlichen Legate verstehen. Da Verhandlungen nicht zum Ziel führten, verband sich endlich Herzog Heinrich am 15. Januar 1452 zu Malchin mit seinem schweriner Vetter, um die 20000 rhn. Gulden, welche wailand Herzog Barnim für seine Nichte ausbezahlt erhalten und die Herzog Wertislaw nun vorenthalte, von diesem auf gleiche Kosten, Schaden und Gewinn einzufordern und wenn sie das Geld erlangt, an Herzog Ulrich davon einen Brautschatz von 6000 Gulden zu zahlen, von den übrigen 14000 Gulden aber zunächst für Katharina fürstliche Kleidung und Schmuck anzuschaffen und den Rest unter sich zu teilen. Im Juni darauf zog Heinrich von Stargard in die Uckermark, sodaß die Räte des Herzogs von Stettin sich mit der dringenden Bitte um Hülfe an den Hochmeister des Deutschordens wandten, da Heinrich Brücken und Fähren über die Oder anlege und das Herzogtum Stettin gleichwie die Neumark bedrohe. Eine Verbindung mit dem Orden hatte übrigens auch Herzog Heinrich kurz vorher versucht, ohne jedoch etwas zu erreichen. Lange dauerte dieser Zug nicht; auch warfen sich die Seestädte Rostock und Wismar jetzt ins Mittel und verhandelten, während Heinrich von Stargard in Dömitz seine Hochzeit mit Margarethe von Braunschweig feierte, um gütliche Einigung der Parteien, die aber nicht zustande kam. Darauf zogen die Herzoge von Mecklenburg Ende September mit großem Volk, auch der Städte Wismar und Rostock, ins Land Barth und thaten dort großen Schaden mit Raub und Brand; sie lagen lange im Lande, denn sie waren Herzog Wertislaw überlegen, und seine Städte Stralsund und Greifswald wollten ihm nicht helfen, da Otto Voge, der Bürgermeister von Stralsund, mit Recht verlangte, Wertislaw möge sich wegen der Fürstin Katharina gerechterweise mit den Mecklenburgern vertragen, was ihm den unauslöschlichen Haß desselben zuzog. Als nun bald darauf Wertislaw einen Rachezug ins Land Stavenhagen und den Neubrandenburger Werder unternahm und dabei eine schwere Niederlage erlitt, zeigte er sich einer Aussöhnung geneigter, und unter Vermittlung der Städte Rostock, Wismar, Stralsund, Greifswald und Demmin wurden am 18. Januar 1453 folgende Friedensbedingungen festgesetzt: Fräulein Katharina soll am nächstfolgenden Sonntag mit 21500 Gulden nebst seidenen Stücken, Futter und Kleinodien, die wailand Herzog Barnim ihr gekauft und verehrt hat, sowie mit allem anderen ihr gehörigen Geschmeide und Juwelen zu Kalen, oder am nächstfolgenden Sonntag zu Ribnitz den mecklenburgischen Herzogen überliefert werden; die von den Pommern im Lande Stavenhagen und dem Neubrandenburger Werder verursachten schweren Schäden sollen gegen die von den Mecklenburgern im Lande Barth angerichteten Verheerungen ausgeglichen und aufgehoben werden; alle bisher unbeschatzten Gefangenen von beiden Seiten sollen frei sein. Dieser Vertrag kam aber nicht zur Ausführung; ohne Zweifel scheiterte er an der Weigerung Wertislaws, und die Fehde

nahm daher ihren Fortgang. Wertislaw hatte jedenfalls mehr Hoffnung, weil die Lage in Stralsund sich zu seinen Gunsten geändert hatte, und weil er auf Unterstützung vom Deutschorden hoffte. Schon im April berichtete der Ordensvogt in der Neumark dem Hochmeister über bedrohliche Rüstungen Heinrichs von Stargard, und im Juli rückten wirklich die Mecklenburger ins Herzogtum Stettin, sodaß sich die Landstände desselben an den Vogt der Neumark um gemeinsame Abwehr wandten; Garz an der Oder richtete ein dringendes Hülfsgesuch an die Stadt Königsberg in der Neumark, in welchem sie um die Überlassung von 15 guten Armbrüsten, 1—2 Steinbüchsen und 20—30 Mann mit Armbrüsten und Büchsen bat, da sie sonst das Schlimmste zu erwarten habe. Wertislaw erwiderte diesen Einfall Anfang September mit einer Heerfahrt ins Land Stargard, auf der ihn jetzt auch die Sundischen begleiteten. Zuerst legten sie sich vor Galenbeck, erschlugen die 55 Mann starke Besatzung und brachen es dann nieder. Dann zogen sie vor Friedland, brannten 18 Dörfer der Umgegend ab, konnten aber die Stadt, vor der sie 8 Tage lagen, nicht gewinnen, weil sie wohlbemannt und tapfer verteidigt wurde, doch schossen sie Feuer hinein, daß die halbe Stadt abbrannte. Da kam das Gerücht, daß die Mecklenburger mit großem Volk herannahten, und obwohl es unbegründet war, zogen die Belagerer voll Furcht ab; die Stargarder folgten ihnen, gewannen 2 Wagen mit Büchsen, die sie in Stich ließen, und schossen viele Leute tot, sodaß sie beiderseits keinen Gewinn von der Heerfahrt hatten. Im Anfang des folgenden Jahres ging es den Pommern noch schlechter; am 10. Januar nahm Heinrich von Stargard dem Herzog Erich, dem ältesten Sohne Wertislaws, vor Triebsees an 60 Sattelpferde ab, ritt am 20. Januar ins Land Barth, brannte die Mühlen vor der Stadt und 8 Dörfer der Umgegend nieder und ließ 2 Tage später in der Vogtei Grimmen 14 Dörfer in Asche legen. Da fanden endlich die Vorstellungen der Seestädte, die schon am 6. Dezember in Lübeck darüber Rats gepflogen hatten, Gehör; durch ihre Bemühungen kam am 26. Januar zu Damgarten ein Waffenstillstand bis Pfingsten zustande, der aber schon 4 Wochen später, am 24. Februar, zum definitiven Frieden führte: aller Unfriede, von Anfang an bis anher soll gänzlich abgethan sein; alle Schriften und Artikel, die jüngst auf dem Tage zu Damgarten wegen Schadens, Brandschatzung und Lösung der Gefangenen beliebt, sollen machtlos sein; Herzog Wertislaw soll wegen der Leute, die er bei Galenbeck den Herzogen zu Mecklenburg und insonderheit ihren Lehnsleuten, den Rieben, abgeschlagen, um des lieben Friedens willen den Rieben 3000 Mark sund. in einer Summe erlegen und damit aller Unwille darüber beigelegt sein; der Brief auf die 21500 Gulden soll gehalten und das Geld gezahlt werden, doch wollen die Herzoge von Mecklenburg daran 200 Gulden ablassen. Alle Gefangenen, sie mögen wegen ihrer Lösung sich verglichen haben oder nicht, sollen, wenn das versprochene Lösegeld noch nicht erlegt ist, unentgeltlich auf freien Fuß gesetzt werden; Herzog Wertislaw soll Herzog Heinrich von Stargard behülflich sein, daß er von dem Bann losgesprochen werde, darin er wegen des Bischofs von Camin geraten ist; was die von Pasewalk den mecklen-

burgischen Unterthanen abgedrungen haben, soll wieder herausgegeben werden; wenn hiernächst Raub, Mord, Brand und Friedbruch aus des einen Herrn in des andern Herrn Land geschieht, soll man es dem Herrn, unter welchem der Thäter gesessen, anzeigen, und dieser soll ihn zum Ersatz des Schadens anhalten; will er sich in gutem nicht dazu bequemen, so soll er ihn mit Gewalt dazu zwingen und zu gebührender Strafe ziehen.

Damit war der letzte Kampf um das Erbe der wendischen Fürsten beendet, und im Laufe der nächsten Monate fand die Vermählung Herzog Ulrichs mit Katharina von Wenden statt; Katharina erhielt dabei eine jährliche Hebung von 2400 Stralen-Mark zum Leibgedinge verschrieben; sie starb nach 1475.

II. Allmähliches Wachstum der landesherrlichen Gewalt.

Streitigkeiten Heinrichs von Mecklenburg mit den Städten Wismar und Stralsund. 1455—1462.

Wie zu jener Zeit die Städte in den umliegenden Ländern im beständigen Hader mit den eigenen oder benachbarten Fürsten lagen, so war es auch hier in Mecklenburg der Fall. Nachdem wenige Jahre vorher nach langem Streit mit Rostock eine notdürftige Einigung der Landesherren erzielt war, war es nun Wismar, welches mit Herzog Heinrich in Konflikt geriet, und zwar durch einen Akt eigenmächtiger Selbsthilfe, der aus der Gewaltthat übermütiger Ritter und dem Bewußtsein überlegener Kraft der Städte hervorging, verbunden mit der Überzeugung, daß von den Fürsten doch keine nachdrückliche Hilfe gegen ein mächtiges Vasallengeschlecht zu erwarten sei. Renten, welche Kurt Plessen der Liebfrauenkirche in Wismar auf die Hufe des Bauers Ritter zu Weitendorf verschrieben hatte, gingen nicht ein. Daher schickten die Vorsteher dieser Kirche ihre 3 Diener mit 3 Ratsdienern, die sie zu Hülfe erbeten hatten, hin und ließen diesen Bauern pfänden; nach geschehener Pfändung ritten die 3 Ratsdiener weiter nach Gressow, wo sie ebenfalls eine Pfändung vorzunehmen hatten, während die Diener der Kirche das gepfändete Gut, Pferde und Vieh, heimwärts trieben. Als der Bauer aber sah, daß ihrer nicht mehr als 3 waren, ritt er schnell zu seinen Herrn, den Plessen zu Barnekow, hinüber und meldete ihnen das Geschehene. Die Plessen, statt ihn auf den Rechtsweg zu verweisen, den er jedenfalls nicht betreten hätte, kriegten sofort ihre Bauern auf, ritten 12 Mann stark nach, holten die Diener der Kirche beim Wendorfer Forst ein, nahmen ihnen das Pfandgut wieder ab, wobei es zu einem Handgemenge kam, bei dem die Diener schwere Wunden davontrugen, und trieben dann ihre Beute nach Barnekow zu. Bei Woltersdorf aber begegneten ihnen die von Gressow zurückkehrenden 3 Ratsdiener, die kein Pfandgut mitführten, da der Bauer sich erboten hatte, mit ihnen zu reiten, um sich mit dem

Werkmeister der Kirche zu vergleichen. Als sie herankamen, sagte ihr Führer Kurt Hagenboek: Sind das nicht die Pferde und das Vieh, das wir zu Weitendorf gepfändet haben? — Sofort beschlossen sie, das Pfand wieder an sich zu nehmen. Die Plessen aber, die voraufgeritten waren, setzten ihnen abermals nach und nahmen ihnen nach einigem Widerstand alles wieder ab. Die Rückkehr der verwundeten Diener rief in Wismar eine ungeheure Aufregung hervor; Rat und Bürgerschaft beschlossen einmütig, sofort Gewalt mit Gewalt zu vergelten. Noch in derselben Nacht rückten sie mit 600 Mann zu Fuß und 100 Pferden mit dem nötigen Geschütz auf Barnekow und umlagerten in der Dunkelheit das feste Haus. Am Morgen machten sie dann, als sie Widerstand fanden, von ihrem Geschütz Gebrauch, zerschossen den Giebel und das Dach, das zusammenbrach, und stürmten dann den Hof, auf dem sie 5 Mann fingen, unter ihnen den Bauer Ritter von Weitendorf, der das ganze Unheil verschuldet hatte. Sie hätten auch gleich das Haus in den Grund gebrochen, wenn nicht der überall angesehene Heinrich von Bülow gekommen wäre und die Parteien notdürftig verglichen hätte. Die Plessen versprachen der Stadt zu leisten, was Recht sei. Anstatt dessen aber wandten sie sich klagend an den Landesherren, und dieser, statt ihnen ihre zuerst geübte Gewaltthat vorzuwerfen und sie mit ihrer Klage abzuweisen, nahm sich ihrer an und verlangte von Wismar Genugthuung für den gewaltthätigen Überfall, zu dem sie nicht berechtigt seien. Wismar aber verweigerte eine solche Genugthuung; nun beschwerte sich der Herzog bei Lübeck und bat um Bemühung in dieser Sache; es wurden auch verschiedene Tage abgehalten, bis Lübeck und Hamburg als Schiedsrichter der einen Partei, Herzog Adolph von Schleswig und Herzog Bernhard von Sachsen-Lauenburg der anderen, notdürftig wenigstens eine vorläufige Beilegung des Streites herbeiführten. Wismar ist jedenfalls mit einer leichten Buße davongekommen, wenn überhaupt etwas Endgültiges zustande gebracht ist. Sicher ist, daß ein tiefer Groll gegen die Stadt bei dem Herzog zurückblieb, sodaß er noch nach Jahren dieser Angelegenheit mit Bitterkeit gedachte.

Bald nachher erregte auch die Stadt Lüneburg den Unwillen des Herzogs; er fiel plötzlich in ihren Besitz in der Marsch bei Artlenburg ein, raubte und brannte dort, wir wissen nicht, aus welchem Grunde. Es war wohl nur, wie es scheint, einer jener häufigen kleinen Zwischenfälle ohne Bedeutung, der bald seine Erledigung gefunden zu haben scheint.

Weit bedenklicher aber und schwieriger war die Fehde, in welche Mecklenburg mit Stralsund verwickelt wurde. Das Verhältnis der Städte und Fürsten war, wie man ersieht, in jener Zeit ein so gespanntes, daß eine Kleinigkeit immer genügte, um den Ausbruch einer heftigen Fehde zu veranlassen, besonders durch die Gewaltthätigkeiten und Raubgier einzelner Mannen, deren Räubereien gerade damals wieder erschreckend zunahmen. Kann man es den Städten verdenken, wenn sie Gewalt mit Gewalt erwiderten, da sie von den Fürsten gar keine oder nur geringe Hülfe zu erwarten hatten, da diese oft gar nicht in der Lage waren, ihnen gegen mächtige Geschlechter zu helfen? Außerdem machten die ganzen Anschauungen

und die Stellung der Fürsten sie mehr ihren Vasallen, als den Städten geneigt, und sie traten gegebenenfalls fast immer für dieselben ein, wie Herzog Heinrichs Beispiel Wismar gegenüber zeigt. Man kann sich daher denken, wie die Entrüstung und Erbitterung der Städte erregt wurde, als im Anfang des Jahres 1457 zwei kurz hintereinander ausgeführte Raubzüge im Großen den reisenden Mann in Schrecken setzten und den beteiligten Bürgern große Verluste brachten. Am 8. April wurde in der Ribnitzer Haide von dem pommerschen Ritter Barnekow und seinen Genossen ein Kaufmannszug überfallen und weggenommen, und noch hatten sich die Gemüter nicht wieder beruhigt, als diese That durch den Überfall der von der Lüneburger Messe zurückkehrenden Lübecker durch Edelleute aus der Priegnitz und Mecklenburg am 6. Mai bei Siebeneichen noch überboten wurde. Kann man es den Städten verargen, wenn sie nun ernstlich daran dachten, eigenmächtig Maßregeln zu ergreifen, um diesem Unwesen zu steuern, da von den Fürsten nichts zu hoffen war? Auch diesmal hatte man sich wieder vergeblich an Herzog Heinrich von Mecklenburg gewandt, die Gefangenen und das geraubte Gut wieder zu erhalten; er hatte zwar alles Mögliche versprochen, aber nach drei Wochen noch nichts erfüllt. Als am 28. Mai die Vertreter der Städte Lübeck, Hamburg, Lüneburg, Wismar, Güstrow, Sternberg, Schwerin, Gadebusch, Wittenburg, Crivitz, Grabow und Grevesmühlen in Lübeck versammelt waren um des Raubes willen, „der täglich auf der kaiserlichen, freien Straße geschieht“, saßen noch 2 Lübecker Bürger, die auf der Ribnitzer Haide von dem mecklenburgischen Knappen Markward Rossentin gefangen waren, in Wesenberg in schweren Fesseln; der Marschall des Herzogs Heinrich von Stargard, Joachim Plate, hielt sie dort für Rossentin in Gewahrsam; einige andere ebendort ergriffene Lübecker Bürger waren aus dem Gefängnis der Moltkes auf Strietfeld nur mit knapper Not heimlich entkommen. An dem Überfall bei Siebeneichen waren nicht allein die Flotows auf Stuer nebst anderen Mecklenburgern stark beteiligt, sondern der herzogliche Vogt zu Boizenburg hatte sogar die Raubschaar freundlich durch seinen Bezirk begleitet, und ein anderer herzoglicher Vogt, Hans Holste zu Wittenburg, hatte es sich wenigstens nicht nehmen lassen, sie in Granzin freundschaftlich zu begrüßen; auf dem Rückwege war dann zu Eldena ein Teil der Beute verteilt worden; die Abziehenden hatten dann zum Teil in Kleinow übernachtet, die anderen waren über das herzogliche Schloß Gorlosen davon gezogen. Auf einem zu Wismar anberaumten Tage am 9. Juni wurde vom Herzog wieder viel versprochen, aber wenig erfüllt, sodaß am 1. Juli noch ein Teil der Weggeführten in der Gefangenschaft schmachtete. Die pommerschen Städte, die von dem Barnekowschen Raubzuge am meisten betroffen waren, wendeten sich denn auch an Rostock, Wismar und Lübeck mit der Anfrage, ob sie bei etwaigen Unternehmungen ihrer Unterstützung gewärtig sein könnten, denn es sei wegen dringender Not an der Zeit, etwas zu thun; der unschuldige Kaufmann werde auf der freien Straße überfallen, geschunden, geraubt, gemordet, weggeführt, gestockt, geblockt, gepeinigt, geplagt, beschatzt und geschlagen, und von deswegen würden die Lande so unwegsam, daß nachgerade niemand

mehr auch nur ein kleines Stück Weges frei wandern könne. Sie seien nun gewillt, das nach ihrer Macht zu kehren und die Thäter zur Rechenschaft zu ziehen. Ob die westlichen Städte dieser Aufforderung nachgegeben haben, ist ungewiß; nach einer späteren Äußerung des Herzogs kann man es von Wismar wohl annehmen, jedenfalls zeigte es große Neigung dazu, was nach den Erfahrungen, die es selbst gemacht hatte, leicht erklärlich ist; Lübeck aber scheint sich ablehnend verhalten zu haben, wenigstens fällt es auf, daß es in dieser Zeit öfter allein mit den Herzogen verhandelte, wo doch ein Ausbruch der gegenseitigen Feindschaft nahe bevorstand. Denn bald nach dieser Zeit erfolgte der unvermutete Überfall Stralsunds durch die Mecklenburger. Kurz vorher ging das Gerücht, Heinrich von Schwerin sei mit Stift und Stadt Magdeburg in Fehde geraten, absichtlich verbreitet, wie der Lübecker Chronist behauptet; denn als alles bereit war, zog man Ende Oktober oder Anfang November vor den Sund. Herzog Heinrich von Schwerin war zu Hause geblieben, aber sein Vetter von Stargard und sein Sohn Albrecht nahmen an dem Zuge teil. Erst als sie vor der Stadt erschienen, sandten sie ihre Absagebriefe hinein, brannten einige Häuser in der Nähe nieder und nahmen, was sie kriegen konnten; sie sollten aber die gemachte Beute nicht davonbringen, denn die Bürger zogen ihnen zuvor in einen Engweg, wo sie wieder heraus mußten, mit Büchsen und Armbrüsten und allerlei Wehr. Als die Mecklenburger das sahen, stürmten sie auf sie los in der Absicht, den Haufen zu zersprengen und niederzureiten, noch ehe sie sich zur Wehr gestellt hätten. Allein dieser Angriff mißglückte; als sie herankamen, blieben die Bürger fest geschlossen, schossen mit Büchsen und Armbrüsten in den dichten Haufen hinein und erlegten soviel Leute und Pferde, daß die Angreifer genötigt waren zu weichen, und als dann der Haufe kleiner wurde, daß sie ihm im Handgemenge gewachsen schienen, liefen sie mit Äxten und Streithämmern heran und schlugen die Reiter von den Pferden, sodaß sie wohl 100 Mann und über 200 Pferde in ihre Gewalt bekamen; denn viele sprangen von den Pferden, warfen ihre Harnische an den Weg und dankten Gott, daß sie davon kamen. Doch auch von diesen wurden noch einige von den Bauern unterwegs aufgegriffen, und die anderen kamen zu Fuß nach Hause ungesegnet, und der Hohn ging ihnen näher als der Schade, daß sie von den Bürgern so zugerichtet waren. Die pommerschen Städte aber erneuerten in ihrer Siegesfreude am 9. November das vor einigen Jahren geschlossene Schutzbündnis. Herzog Heinrich von Mecklenburg bot kurz darauf nochmals Mannen und Städte, auch Wismar und Rostock, zu einem neuen Zuge auf. Allein diesmal wurde nichts daraus, denn Rostock vermittelte einen Waffenstillstand, der aber erst nach langer Zeit zum endgültigen Frieden führte; die zahllosen Verhandlungen scheiterten immer an der ungerechtfertigten Forderung des Herzogs, daß die Gefangenen sollten ohne Lösegeld frei gegeben werden, worauf natürlich Stralsund nicht eingehen wollte. Während der Herzog hingegen warscheinlich durch die Unmöglichkeit für sie zu zahlen genötigt wurde, hartnäckig auf dieser Forderung zu bestehen. Während dieser endlosen Verhandlungen, die sich bis ins Jahr 1460 hinzogen, brach die Flamme der Zwietracht

zwischen Wismar und seinem Landesherren wieder hervor. Jetzt aber richtete der Herzog seinen Angriff nicht gegen die ganze Stadt, sondern gegen den ältesten Bürgermeister, Peter Langejohann, der ebenso durch seine Persönlichkeit wie durch seine Stellung von hervorragendem und entscheidendem Einfluß auf die Geschäfte und die politische Haltung der Stadt war. Es kann daher nicht auffallen, wenn der Herzog mancherlei städtische, vermeintlich seine Rechte verletzende Maßnahmen auf seine Rechnung setzte. Auch das selbstbewußte Auftreten und der leicht verständliche Stolz des Oberhauptes einer mächtigen Hansestadt, der nicht danach angethan war, sich ohne weiteres der herzoglichen Autorität zu beugen, mögen das Ihre dazu gethan haben; der Überfall der Plessen zu Barnekow und die unerquicklichen daraus folgenden Verhandlungen, die doch jedenfalls hauptsächlich der erste Bürgermeister führte, und die unzweifelhaft recht erregt waren, konnten nur dazu beitragen, den Zorn des Herzogs gegen den furchtlosen und hartnäckigen Vertreter der Stadt zu nähren. Endlich hielt er 1458 die Zeit gekommen, gegen ihn aufzutreten. Am 4. November erschien er persönlich, von einigen seiner Räte begleitet, vor dem sitzenden Rat der Stadt und erklärte, es seien einige unter ihnen, gegen die er Beschwerde habe, und er frage, ob sie ihm gegen dieselben zu Recht verhelfen wollten. Als der Rat ihm dieß zusagte, ließ er eine Reihe Klageartikel gegen den Bürgermeister Peter Langejohann vorlesen, in denen er ihn verschiedener Vergehen beschuldigte: er habe des Herzogs Schaden beim Rate zu Lübeck gesucht und sich dessen hernach in Wismar gerühmt; einen Hans Tank mit seinen Genossen, die der herzoglichen Gerichtsgewalt unterständen, habe er in städtischen Gewahrsam setzen lassen und an den Rat gerichtete Fürschreiben des Herzogs und seiner Gemahlin unterschlagen; er habe von 2 losen Buben ein Schandlied auf den Herzog dichten und bei einem Gelage absingen lassen; auch habe er einmal einen Auflauf in Wismar machen wollen; mit wenigen Mitgliedern des Rats habe er eine Satzung gemacht, daß Lebensmittel nur gegen eine erhebliche Abgabe aus der Stadt ausgeführt werden dürften; überhaupt habe er unrechtmäßig Abgaben gefordert; endlich habe er einst einen Mordbrenner zu Wismar in seinen Schutz genommen. Wenn man diese Anklageartikel liest, muß man fragen, waren dieselben wirklich so fest begründet und wert, daß der Herzog die Autorität seiner persönlichen Erscheinung dafür einsetzte, was doch einen raschen und schlagenden Erfolg voraussetzte? Angesichts der vorliegenden und der folgenden Thatsachen muß man aber die Notwendigkeit und Nützlichkeit dieses Schrittes entschieden leugnen, wenn man nicht eine weitergehende Absicht des Herzogs in Rechnung zieht, die auch Peter Langejohann später unumwunden ausspricht: die Sache geht ja mich vor allem am nächsten an, wenn man sie aber bei Licht besieht, den Rat ebensosehr, wie mich; denn was heute mir geschieht, kann morgen andere treffen. Und hiermit scheint er auch das Richtige getroffen zu haben. Es sollte der Anfang und das Mittel sein, in die geschlossene Phalanx der städtischen Vertretung eine Bresche zu legen, um diese dem landesherrlichen Einflusse dann zugänglicher zu machen. Dies aber konnte nur durch ein rasches, summarisches

Verfahren errreicht werden, bei dem die Ratsmitglieder nicht zur völligen Erkenntnis der Tragweite ihres Entschlusses kamen. Und dies eben erreichte der Herzog nicht. Als der Angeklagte Abschrift und Frist zur Beantwortung erbat, wurde ihm dies vom Rate gewährt, während man den Herzog ersuchte anzuzeigen, wann es ihm genehm sei, die Verteidigung des Angeklagten zu hören. Der Herzog erwiderte, daß er ihnen dies zwei Tage vor der gelegenen Zeit kund thun würde, ließ aber nun lange weiter nichts von sich verlauten, sei es, daß er dem Urteil des Rates nicht traute, oder aus anderen Gründen. Anstatt dessen wandte er sich einige Monate später an König Christian von Dänemark mit der Bitte, ihm behülflich zu sein, worauf dieser die Stadt aufforderte, ihren Landesherren zufrieden zu stellen. Der Rat antwortete mit der Darstellung der Sachlage, aber Herzog Heinrich kam auch jetzt nicht, wiederholte vielmehr beim König seine Bitte, worauf dieser nochmals ein ernstes Schreiben an den Rat und ein eben solches an die Gilden, Älterleute und erbgesessenen Bürger richtete: es erscheine ihm ganz unbillig, daß sie ihrem eigenen Herrn gegenüber so widerspenstig seien; er könne und wolle aber seinen Verwandten in seiner ersten Sache nicht im Stich lassen, bitte sie daher nochmals dringend, ihren Bürgermeister anzuhalten, daß dem Fürsten für die widerfahrene Schmach gebührende Genugthuung geschehe, widrigenfalls er gedenke auf weitere, ungünstige vom Herzog eingehende Nachricht, ihnen den Verkehr in seinen Reichen, besonders auf Schonen, nicht weiter zu gestatten, eine Drohung, durch deren Ausführung der Stadt schwerer Schaden erwachsen mußte. Trotzdem konnte der Rat nicht anders antworten, als er schon gethan hatte. Die Stadt hatte darauf eine Zeit lang Ruhe, während dessen Herzog Heinrich seinen Frieden mit Stralsund machte, wobei er endlich erreichte, daß die gefangenen Mecklenburger unentgeltlich frei gegeben wurden. Als aber König Christian im März in Ripen erschien, veranlaßte ihn Heinrich nochmals, eine Aufforderung an Rat, Älterleute und Bürger ergehen zu lassen. Diese Aufforderung, die mit der Wiederholung der früheren Drohung verbunden war, überbrachte einer vom königlichen Gefolge, der ihnen auch noch mündlich das Anliegen des Königs vortragen sollte, bis Pfingsten müsse durchaus in der Sache Wandel geschaffen werden. Der Rat wandte sich nun in seiner Not an Lübeck um Fürsprache beim König, und das Resulat der Unterhandlungen war, daß beide Parteien den König von Dänemark und den Rat zu Lübeck als Schiedsrichter anerkannten. Damit war die Sache aber noch lange nicht erledigt, denn erst am 3. August 1462 wurde endlich ein Schiedsspruch gefällt, der eine leidliche Aussöhnung des Herzogs mit dem Bürgermeister zu Wege brachte. Der Stadt aber war mit diesem Schiedsspruch durchaus nicht geholfen, denn der Herzog reichte nun eine lange Beschwerdeschrift gegen sie beim König ein. König Christian wies nun von Segeberg aus, wo Sendboten des Rats ihm vergebliche Vorstellungen machten, seine Beamten auf Schonen an, den Bürgern Wismars dort das ihnen am 7. März erteilte freie Geleit aufzurufen und ihnen anzukündigen, daß sie binnen 8 Tage das Land zu verlassen hätten. Trotzdem führten aber auch die folgenden Verhandlungen nicht zur Unterwerfung der Stadt;

Herzog Heinrich verbot infolgedessen, wie er seinen Prälaten, Mannen und Städten anzeigte, allen Verkehr mit derselben, bis endlich am 23. Dezember der Streit dadurch beigelegt wurde, daß die Stadt dem Herzog ein freiwilliges Geschenk von 1000 Gulden überreichte, wogegen dieser alle ihre Privilegien und Freiheiten bestätigte und sie bei denselben zu schützen versprach. Für Wismar, wenn es auch leidlich davonkam, bedeutete der Streit übrigens doch eine schwere Schädigung. Die gezahlte Buße ist noch das geringste; dazu kamen aber die Kosten für die vielen abgehaltenen Tagfahrten und die bedeutenden Verluste der Schonenfahrer. Die Erbitterung darüber machte sich auch bald in einem langwierigen Streite der Stadt mit dem Bürgermeister Langejohann Luft, der mehrere Jahre hindurch dauerte und der Stadt wieder große Kosten bereitete.

Ein häuslicher Zwist. Der letzte pommersche Krieg und der Anfall des Landes Stargard. 1466—1471.

Im Sommer des Jahres 1466 starb nach einem fehdereichen, bewegten Leben Herzog Heinrich der Ältere von Stargard. In Voraussicht des nahen Todes stiftete er noch im März aus der Urbar der Stadt Sternberg im St. Antonius-Hause zu Tempzin Seelenmessen für sich, seine Gemahlinnen und seine und seiner noch lebenden Gemahlin Verwandten. Er war dreimal vermählt: seine erste Gemahlin Jutta war die Tochter Nikolaus' V. von Werle-Waren; seine zweite Gemahlin war die Tochter Bugislaws VIII. von Pommern-Stargard; zum dritten Male hatte er sich dann 1452 mit Margarethe, der Tochter Herzog Friedrichs des Älteren von Braunschweig-Lüneburg vermählt, die ihn lange überlebte; da die ihr gemachten Zusagen nicht gehalten wurden, lebte sie nach dem Tode ihres Sohnes in dürftigen Verhältnissen in Celle und ward dann von ihren Verwandten in das Kloster Wienhausen gebracht, ohne jedoch den Schleier zu nehmen, wo sie erst am 9. April 1512 verstarb. Seinem einzigen Sohn Ulrich II., der aus der Ehe mit Ingeburg stammte, war, obgleich noch nicht 40 Jahre alt, nur eine kurze trübe Regierungszeit beschieden. Kaum ein Jahr nach dem Tode seines Vaters geriet er mit seinen Schweriner Vettern in Streit, der erst nach langer Zeit geschlichtet wurde. Den Anlaß zum Ausbruch der Feindseligkeiten gab der Vogt zu Wredenhagen, Dietrich von Plessen, der Rostocker Kaufleute beraubt hatte. Herzog Heinrich von Schwerin ließ ihn deshalb in Herzog Ulrichs Lande und Geleit fangen, was ihn sehr verdroß. Es wird dies aber kaum der einzige Grund des lang dauernden Zerwürfnisses gewesen sein, dazu waren solche Zwischenfälle damals zu häufig. Genug, als Heinrich einige Zeit später auf seinem Wagen in die Mark nach Ruppin, wohin er wie Ulrich vom Kurfürsten geladen war, fahren wollte, hielt Ulrich auf ihn und wollte ihn greifen. Herzog Heinrich kam zwar glücklich davon, aber einige seiner Leute wurden ihm abgeschlagen, andere gefangen.

Mit diesem Erfolge nicht zufrieden, zog Ulrich dann ins Land Mecklenburg und raubte darin nach Belieben, eroberte und brach die Burg und Landveste Sagsdorf, fiel dann ins Gebiet des Schweriner Bischofs, plünderte die beiden Dörfer Warnow und Boitin rein aus und begab sich dann mit großem Raube, der auf 3000 rhn. Gulden und 950 Mark geschätzt wurde, nach Hause. Herzog Heinrich aber rückte vor Ulrichs Stadt Sternberg, um die Stadt zu nehmen, doch ohne Erfolg; er gewann zwar ein Thor, als er aber weiter vordrang, wurde er dergestalt empfangen, daß er mit Hinterlassung vieler Toten und Gefangenen weichen mußte. Er hatte zum Schaden noch den Schimpf, denn das Volk sang:

Herr Hinrich mit den breden Föten,
Wat woldest du tom Sternberg söcken?

Und die Sternberger rächten sich für diesen Überfall durch einen Raubzug in sein Gebiet, von dem sie mit großer Beute heimkehrten. Endlich unternahm es Kurfürst Friedrich von Brandenburg, die ärgerliche Fehde zu stillen. Von Schwerin aus richtete er ein scharfes Schreiben an Ulrich und verlangte von ihm Freilassung der Gefangenen und Auseinandersetzung mit seinem Vetter Heinrich, mit seinen Herren, Freunden, Mannen und Städten, widrigenfalls er diesen nicht im Stich lassen werde. Infolgedessen wurde denn auch schon einige Tage später zu Sternberg ein Präliminarfriede abgeschlossen. Herzog Ulrich solle alle Gefangenen losgeben, allen Raub und Schaden ersetzen und dem Herzog Heinrich und seinem Sohne Magnus für den angethanen Schimpf nach Gutdünken ihrer beiderseitigen Ritter- und Landschaft genug thun; 14 Tage nach Pfingsten sollten die Herren zu Plau zusammenkommen, und was dort hierüber beschlossen werde, sollte von Herzog Ulrich entrichtet werden. Die Zusammenkunft zu Plau am 8. Juni verlief aber resultatlos, da zwar ein Vertrag beschlossen wurde, gegen den dann Ulrich aber allerlei Einwendungen machte; und die Parchimer Einigung am 29. September war auch nur eine vorläufige, indem die Frage über die Verbindlichkeit des Sternberger Vertrages für Herzog Ulrich dem Gutachten der beiderseitigen Räte und wendischen Mannen oder der Entscheidung des Kurfürsten anheimgestellt wurde. Einstweilen wurde der Waffenstillstand zwischen Herzog Heinrich und seinen Verbündeten, den Bischöfen von Schwerin und Havelberg und den Grafen von Ruppin einerseits und Herzog Ulrich andererseits bis Weihnachten verlängert, alle Gefangenen, auch Dietrich von Plessen, vorläufig der Haft entlassen, denen, die am Überfall der Schweriner Herzoge teilgenommen, sicheres Geleit gewährt, sowie die Stargarder Bürgen ihrer Verpflichtung auf den Sternberger Vertrag entbunden. Die völlige Beilegung zog sich aber noch über 7 Monate hin, bis am 8. Mai des folgenden Jahres zu Wilsnack beide Teile die Entscheidung in Güte oder Recht dem Kurfürsten übertrugen, sich unterdes rechten Schloßglauben zusagten, einige neue Streitpunkte der Entscheidung ihrer Räte übergaben und gelobten, künftige Mißhelligkeiten nicht mit den Waffen, sondern durch Vermittlung ihrer Räte, Mannen und Städte unter Obmannschaft des Kurfürsten ausmachen zu wollen.

Nicht ganz uneigennützig hatte Kurfürst Friedrich sich mit soviel Eifer der Aussöhnung der zwistigen Mecklenburger angenommen. Der Krieg mit Pommern, das sich verzweifelt gegen die Lehnsansprüche des Kurfürsten wehrte, konnte jeden Augenblick ausbrechen, was nur von seiten Brandenburgs durch kluge Verhandlungen hingehalten wurde. In diesem Kriege sollten die Mecklenburger ihm helfen, wozu sie sich auch trotz der vielfachen Verschwägerung mit den Pommernherzogen verstanden, da sie, namentlich Herzog Ulrich, bedeutende Geldforderungen an Pommern hatten, die auf keine Weise bisher zu erhalten waren. Ulrich forderte nämlich aus dem Brautschatz seiner Mutter Ingeburg 1000 rhn. Gulden, wegen ihrer Aussteuer 2000 pommersche Mark; wegen Ingeburgs Mutter 10000 Mark; einen Anteil an König Erichs Hinterlassenschaft; wegen seiner Großmutter Margarethe 20000 rhn. Gulden; den Brautschatz der Witwe Herzog Otto's II., die ohne Leibeserben verstorben war, im Betrage von 2000 Schock böhmischen Groschen; aus der Erbschaft seiner Gemahlin Katharina von ihrer Mutter Sophie 2000 ungarische und 2000 rhn. Gulden an Gold- und Silbergeschmeide nebst 5000 englischen Kronen; 700 rhn. Gulden aus einer baren Anleihe, die Bugislaw von Pommern bei Ulrichs Vater gemacht hatte; endlich noch Schadenersatz für Beschädigung seiner Lande und Leute, als er um das Geld gemahnt habe. Man begreift kaum, wie es möglich war, daß man 40 Jahre lang solch bedeutende Forderungen sich aufsummen ließ; wohl begreiflich aber ist es, daß die Herzoge endlich Ernst damit machten, sie einzutreiben. Nachdem sie sich am 13. Januar und 22. Juli 1468 mit dem Kurfürsten verbündet, begann der Krieg. Während Friedrich auf Vierraden, Torgelow und Gaarz zog, erschienen die Mecklenburger vor Treptow, lagen eine Zeit davor und schossen soviel Feuer hinein, daß die Stadt sich nicht mehr halten konnte; am 9. August wurde sie unter der Bedingung übergeben, daß die Leute der Pommernherzoge frei abziehen könnten und die Bürger nicht geplündert und geschätzt würden. Nach 4 Wochen nahm sie Wertislaw wieder und fing 75 mecklenburgische Mannen darin. 14 Tage darauf kam nun zwar zu Prenzlau ein Waffenstillstand bis Weihnachten zustande, von dem sich aber der Kurfürst und die Mecklenburger so wenig versprachen, daß sie an demselben Tage einen neuen Vertrag schlossen, in welchem sie einen eingehenden Feldzugsplan für den Wiederausbruch der Feindseligkeiten verabredeten; von den gemachten Eroberungen sollte dann Mecklenburg das Land Tollense mit den Städten Treptow und Demmin zufallen; wider Erwarten kam es aber doch am 8. Januar des folgenden Jahres zu Prenzlau zu einer Einigung zwischen den Pommern und dem Kurfürsten, der es zugleich übernahm, die Streitigkeiten zwischen Pommern und Mecklenburg in Freundschaft oder Recht zu entscheiden. Die Hoffnung, daß damit der Krieg beendet sei, erwies sich aber auch jetzt wieder als trügerisch, denn die Pommern weigerten unter allerlei Einwendungen die Haltung des Vertrages und so begannen denn die Feindseligkeiten von neuem. Am 5. Mai trafen die Verbündeten zu Königsberg in der Neumark eine Verabredung über die Durchführung des beschlossenen Feldzugsplanes; am 11. Juli wollte man zugleich vor Uckermünde eintreffen.

Siegesgewiß zog man denn auch vor die Stadt, allerdings einige Wochen später als verabredet. Allein mit der Einnahme wollte es so schnell nicht gehen, denn die Stadt war wohlbemannt und verwahrt. Die Mecklenburger hatten wie die anderen endlich großen Mangel an Lebensmitteln; als sie deswegen 60 Wagen nach Friedland schickten, wurden diese ihnen unterwegs abgefangen und nach Anklam gebracht. Endlich mußte Friedrich auch unverrichteter Sache abziehen und war vielleicht noch froh, daß der polnische Gesandte zu Mescherin am 29. August einen Waffenstillstand vermittelte. Der Waffenstillstand zwischen Mecklenburg und Pommern wurde wenige Tage darauf, am 1. September, zu Dammgarten abgeschlossen, nach welchem auch ihre Streitigkeiten auf dem vom Kurfürsten mit dem König von Polen vereinbarten Tage zu Peterkow sollten entschieden werden. Allein bald besannen sich die mecklenburgischen Herzoge eines besseren, besonders wohl, weil sich der Kaiser entschieden sowohl gegen den Angriff auf Pommern, als auch gegen die Heranziehung Polens ausgesprochen hatte; vielleicht mochte ihnen auch die Sache des Kurfürsten jetzt aussichtslos erscheinen. Am 21. Oktober schlossen sie auf der hohen Brücke zu Dammgarten einen endgültigen Frieden und daran anknüpfend ein förmliches Bündnis gegen den Kurfürsten und jeden anderen.

Es war dies Herzog Ulrichs von Stargard letzte Fehde, die sich damit schloß; bald darauf trat er eine Pilgerfahrt zum heiligen Lande an. Am 12. November hatte er noch die Hahns mit den Gütern der Bertekows belehnt, deren letzter kurz vorher ins Grab gesunken war. Auch er mochte fürchten, daß er der letzte seines Stammes sei, denn seine Gemahlin Katharina hatte ihm bisher nur 2 Töchter geschenkt; da gelobte er eine Pilgerfahrt zum Grabe der heiligen Katharina auf dem Berge Sinai. Vor dem Antritt der gefahrvollen Reise bestellte er sein Haus. Am Sonntag, den 11 März, verschrieb er seiner Gemahlin zum Leibgedinge die ganze Vogtei Lübz, die halbe Vogtei Parchim und alles, was in der Orbör zu Neubrandenburg noch unverpfändet war. An demselben Tage wies er seine Lande und Leute, nämlich die Ritter und Landschaft der Lande Stargard, Wenden, Sternberg und Röbel und deren Einwohner an, im Fall seines Todes seiner nachgelassenen Witwe, seiner Schwester und Töchter sich anzunehmen und dahin zu sehen, daß seine Witwe bei ihrem Leibgedinge bleibe, seine Schwester und Kinder aber von seinen Vettern zu Schwerin fürstlich ausgesteuert oder mit hinreichendem Unterhalt in Klöster gethan würden; sollten aber die Schweriner Herzoge sie nicht beraten wollen, dann sollten Ritter und Landschaft sich einen Herrn erwählen, eine von seinen Töchtern ihm zur Ehe geben und bei demselben bleiben. Von seinem Vetter Magnus von Schwerin begleitet brach er dann nach Venedig auf; von da gings zu Schiff weiter. Die Seereise war mit großer Gefahr verbunden, da die Republik Venedig sich gerade mit dem Sultan im Kriege befand und Mahomed mit einer großen Flotte ihre Feste Negroponte belagerte. Der Admiral von Venedig hatte deshalb befohlen, alle Schiffe, auch die der Pilgrimme, anzuhalten, weil er sich ihrer zum Entsatz der Festung bedienen wollte. Als daher die Pilger bei Korfu landeten, wurde auch ihr Schiff festgehalten und erst nach

längerem Aufenthalt wieder freigegeben. Als sie dann abermals bei Modon anlegten, wurde ihnen wieder die Weiterfahrt nicht gestattet, sondern sie mußten mit zur venetianischen Flotte, die 10 Meilen von Negroponte lag. Nicht geringe Furcht befiel sie, als sie bei einer kleinen Insel unfern des Hafens, worin die Flotte der Republik ankerte, auf den Wind warten mußten und man sie warnte, nicht zu lange zu verweilen, weil täglich türkische Galeeren dorthin zu kommen pflegten. Über diese Nachricht erschraken sie sehr und meinten, sie sollten entweder Kinder des Todes oder des ewigen Gefängnisses werden; da erhoben sie ihre Stimme zu Gott und baten, er solle sie nicht in so großes Unglück geraten lassen, sondern ihnen günstigen Wind geben, was auch nach 3 Stunden geschah. Da zogen sie die Segel auf und fuhren davon und kamen in der Stadt Kandia auf Kreta wieder zu Lande. Dort wurden sie von dem Fürsten des Ortes wieder an 18 Tage aufgehalten und erst als die Nachricht kam, daß der Türke Negroponte genommen, wieder freigelassen. Am 8. August, 8 Tage vor Mariä Krautweihe, kamen sie dann endlich in Jaffa an und zogen, nachdem sie 8 Tage dort gerastet, zum heiligen Grabe nach Jerusalem. Hier trennte sich Herzog Ulrich von seiner Begleitung und pilgerte durch die weiten Wüstenstrecken zum Berge Sinai, um dort sein Gelübde am Grabe der Heiligen zu erfüllen. Nach seiner Rückkunft traten sie die Heimreise an und kamen am Anfang des Jahres 1471 wieder in der Heimat an.

Die Gebete, die der Herzog am Grabe der heiligen Katharina gen Himmel gesandt haben mochte, wurden nicht erhört. Wenige Monate nach seiner Heimkunft fühlte er sein Ende herannahen. Die Sorge um diejenigen, die er hinterließ, bewog ihn noch kurz vor seinem Tode von seinem Vetter Heinrich von Schwerin die ausdrückliche Versicherung der Anerkennung ihrer Ansprüche zu erbitten, die dieser auch erfüllte. Wenige Tage später, am 13. Juli, schloß er die Augen. „O Gott, wie hat man gerannt und gekämpft um 4 Bretter und ein Leichentuch!" waren seine letzten Worte. In der Klosterkirche zu Wanzka wurde der letzte des Stargarder Stammes beigesetzt, und in den nächsten Tagen nahmen die Schweriner Herzoge die Huldigung der verwaisten Lande entgegen.

Die letzten Lebensjahre Heinrichs IV. Der Kampf der Landesherren mit Rostock.

Mit dem Lande Stargard gewann das Haus Mecklenburg einen Länderbesitz, wie es ihn nie zuvor besessen, wenn man von der schnell vorübergehenden Erwerbung Schwedens absieht. Aus den kaum 2000 Quadratkilometern, die dieser Zweig des alten Fürstenhauses in der Landesteilung von 1229 erhielt, waren jetzt über 12000 geworden; nur die Stiftslande von Schwerin und Ratzeburg bildeten noch abgesonderte selbständige Territorien, deren Erwerbung einer späteren Zeit vorbehalten blieb. Kein Fürst

vor Heinrich IV. hatte seinem Hause einen solchen Länderzuwachs gebracht. Allerdings waren die einzelnen Teile durch Privilegien und Rechte wie durch ihre Geschichte von einander getrennt; das eigentliche Land Mecklenburg, die Grafschaften Schwerin und Dannenberg, die Städte Rostock und Wismar, sie alle hatten eine in ihrer Vergangenheit begründete Sonderexistenz; nun galt es, sie, so gut es ging, zu verschmelzen, eine Arbeit, die vorläufig nur langsam von statten gehen konnte, die aber doch von den Söhnen Heinrichs energisch in Angriff genommen wurde, wenn auch Rechte und Herkommen ihnen bei der Durchführung fast unüberwindliche Hindernisse und unübersteigbare Schranken setzten. Sie konnten dieses Ziel um so eher verfolgen, als im Unterschiede von den vorhergehenden Zeiten eine Periode der Ruhe und des Friedens mit den benachbarten Fürsten sie begünstigte. Nicht als ob alle Streitigkeiten gefehlt hätten, aber sie führten doch nicht gleich die streitenden Parteien mit den Waffen in der Hand auf den Kriegsplan, um kleinen Gewinns halber jahrelange Fehden zu führen, sondern man bemühte sich, entstehende Differenzen durch gütliche Verhandlungen oder auf dem Rechtswege auszugleichen. Es trug dazu die Lage der benachbarten Länder viel bei. Die Herzoge von Sachsen-Lauenburg waren schon damals zu geschwächt und vereinsamt, um sich ernste Feindseligkeiten gegen Mecklenburg erlauben zu können; mit Braunschweig-Lüneburg hatte man zu geringe Beziehungen, als daß große Zwistigkeiten hätten leicht entstehen können. Das wichtige Verhältnis zu Brandenburg wurde aber stark durch die verwandschaftlichen Beziehungen beider Fürstenhäuser beeinflußt; der Kurfürst Albrecht Achilles stand in ununterbrochenem Verkehr mit seiner Schwester Dorothea, der Gemahlin Heinrich IV., und öfter weist er in seinen Schreiben an seinen Sohn und Statthalter Johann auf die Pflege dieser verwandschaftlichen Beziehungen hin. Durch Briefwechsel und kleine Geschenke wurde der Verkehr hin und her immer wieder belebt. Dazu kam als politischer Grund der ewige Streit Brandenburgs mit Pommern, der ein gutes Einvernehmen mit Mecklenburg wünschenswert machte, um so mehr, als Mecklenburg auch mit dem pommerschen Fürstenhause verschwägert war, da Magnus II. seit 1478 mit der Tochter Erichs II. von Pommern, Sophie, vermählt war, deren Schwester Margarethe später Herzog Balthasar heimführte. Auch die Beziehungen zu Dänemark wurden durch die verwandtschaftlichen brandenburgischen Verbindungen zu Mecklenburgs Gunsten beeinflußt. Auf alles dies ist es zurückzuführen, daß die letzten Jahrzehnte des 15. und die ersten des folgenden Jahrhunderts ohne größere kriegerische Verwicklungen verflossen.

Um so größere Schwierigkeiten machten aber in den letzten Jahren Herzog Heinrich noch die finanziellen Verhältnisse. Hervorgerufen wurden sie durch mannigfache Umstände, sodaß es ungerecht wäre, sie allein des Herzogs unwirtschaftlichem Sinn zuzuschreiben. Die früheren Kriege hatten viel Geld gekostet, und da die Einkünfte nur spärlich zuflossen, waren zur Aufbringung der Mittel Anleihen zu verhältnismäßig hohem Zinsfuß gemacht. Die Möglichkeit aber, diese Schulden abzutragen, wurde durch die damalige Art solcher Anleihen sehr erschwert, indem statt der Zinsen den Darleihern

die Nutznießung ganzer Ämter oder bedeutender Regale eingeräumt wurde, wodurch die Möglichkeit abgeschnitten wurde, etwa durch bessere Bewirtschaftung oder sorgfältige Verwaltung derselben einen größeren Ertrag zu erzielen, der außer der Zinszahlung noch zur Abtragung der Schuld verwendet werden konnte; die Pfandinhaber präsentierten oft im Gegenteil noch am Ende der Pfandschaft eine Rechnung über verwendete Baugelder oder Verwaltungskosten. Von der Bede, der Haupteinnahme der Fürsten, waren außer solcher Verpfändung nicht allein zahlreiche Güter und Hufen, sondern ganze Landesteile durch frühere Privilegien befreit. Die ausstehenden Schuldposten konnten dabei von den umliegenden Fürsten nur mit großer Schwierigkeit oder garnicht eingetrieben werden. Ob z. B. die Pommern sich dazu verstanden, die großen Forderungen zu befriedigen, die mit der stargardischen Erbschaft an Mecklenburg übergegangen waren, ist mehr als zweifelhaft, da sie sich beständig in der drückendsten Geldnot befanden. Bei allen diesem machte Heinrich ein großes Haus, so groß, daß die Söhne sich bald nach des Vaters Tode über eine bedeutende Vereinfachung desselben verständigten und der Ersparnis wegen eine gemeinsame Hofhaltung beschlossen. Heinrichs Lage war also in den letzten Jahren keine beneidenswerte, und es ist deshalb leicht erklärlich, daß er sich bemühte, auf irgend eine Weise diesem Übelstande abzuhelfen, der übrigens nicht allein ihn, sondern viele Fürsten seiner Zeit bedrückte; wie wir eben schon von Pommern bemerkt haben, litt auch der Markgraf Johann, der Verwalter der Kurmark so an Geldmangel, daß er seine Vermählung deshalb Jahre lang aufschieben mußte, weil es ihm unmöglich war, die dazu nötigen Mittel aufzutreiben. Nur war Herzog Heinrich in seinen Versuchen zur Abhülfe weniger glücklich als die Brandenburger. Um wenigstens den jüngsten seiner Söhne standesgemäß zu versorgen, griff er zu einem damals zum Schaden der Kirche üblichen Mittel, indem er ihm durch die Wahl zum Administrator die Anwartschaft auf das Bistum Schwerin verschaffte. Da aber dieses nicht sogleich zu haben war, so bemühte er sich auch für ihn um das damals gerade erledigte Bistum Hildesheim unter recht bedenklichen Umständen. Nach dem Tode des Bischofs Ernst von Hildesheim hatte nämlich die Mehrzahl der Domherrn den Domdekan Henning vom Hause gewählt, der auch die päpstliche Bestätigung erhielt. Trotzdem daher die Sache als erledigt gelten konnte, übertrug der von der Minderheit gewünschte Landgraf Hermann von Hessen, als er inzwischen die einträglichere Administratur des Erzbistums Köln erhielt, seine vermeintlichen, aber ungerechtfertigten Ansprüche dem eben zwanzigjährigen Herzog Balthasar, und Herzog Heinrich trug keine Bedenken, diese mehr als zweifelhaften Ansprüche mit den Waffen in der Hand zu verfechten, um so mehr, da auch der Kurfürst Albrecht Achilles erklärte, daß er seinem Neffen den Stuhl von Hildesheim gönne. Obgleich nun die Gegner Bischof Hennings den Mecklenburgern sogleich das Schloß Steuerwald übergaben und diese auch Peine besetzten, um von hier aus den Kampf mit Erfolg führen zu können, war man doch endlich froh, daß man sich nach einigen Jahren nutzlosen Bemühens mit Anstand und mäßiger Entschädigung zurückziehen konnte, da gerade der

Bischofssitz von Schwerin durch den Tod des Bischofs Werner 1473 erledigt wurde. Die Verhandlungen mit Hildesheim zogen sich aber noch einige Jahre hin, während welcher man auch den Versuch machte, das Bistum Halberstadt für Balthasar zu gewinnen.

Ebenso ungünstig verlief der Versuch Herzog Heinrichs, seine Einnahmen durch neue Zölle zu verbessern, die er sich mit der Hülfe des Kurfürsten Albrecht Achilles, der eben die Regierung der Kurmark angetreten hatte, gegen bedeutende Versprechungen vom Kaiser zu verschaffen wußte. Er erhielt die Erlaubnis, zu Ribnitz und Grevismühlen zur Bestreitung der Sicherheitskosten von den durchgehenden Kaufmannsgütern fortan einen Zoll zu erheben. Kaum hatte aber der Herzog diese kaiserliche Bewilligung, die er übrigens noch nicht in Händen hatte, da sie erst von dem Holzschuher in Nürnberg mit 300 Gulden ausgelöst werden mußte, an den neuen Zollstätten bekannt machen lassen, als Lübeck sich mit Berufung auf seine Privilegien darüber beschwerte und nach einer vergeblichen Zusammenkunft zu Wismar sich vom Kaiser eine neue Bestätigung der alten Rechte mit ausdrücklicher Exemtion von den beiden neuen Zöllen auswirkte. Der Herzog appellierte allerdings hiergegen an den Kaiser, ersuchte auch König Christian von Dänemark, der sich damals gerade dorthin begab, und den Kurfürsten Albrecht Achilles, Mandate gegen Lübeck vom Kaiser zu erwirken, ohne jedoch seinen Zweck zu erreichen, da das verbriefte Recht der Lübecker zu klar sprach und König Christian gewichtige Gründe hatte, die Gunst der Lübecker zu gewinnen; er behielt zwar die neuen Zölle, aber die Lübecker wurden von der Zahlung derselben befreit, womit der Hauptvorteil, wenigstens des Zolls zu Grevismühlen, verloren ging. Ganz illusorisch wurden aber die beiden Zölle dadurch, daß nun der Handel nach Rostock und Wismar den zollfreien Wasserweg wählte. Auf des Herzogs Vorstellung und auf die Verwendung Albrechts Achilles erlaubte darauf der Kaiser, auch dort, zwischen Rostock und Warnemünde und zwischen Wismar und Poel einen Wasserzoll zu erheben. Durch diesen, der sich nicht durch Hinweis auf die Sicherungskosten der Landstraße verteidigen ließ, hielten sich aber die beiden Seestädte in ihren Rechten verletzt, verwahrten sich dagegen durch einen feierlichen Protest und verbanden sich zu gemeinschaftlicher Appellation an das kaiserliche Gericht, auch alle Vorteile und Gefahren dabei mit gleichen Schultern zu tragen. Das Resultat war für die Herzoge ein recht ungünstiges; nach langen Verhandlungen hoben sie die Wasserzölle wieder auf, lieferten den Städten das Original der Verleihungsurkunde aus und leisteten auf das daraus abgeleitete Recht Verzicht, indem sie zugleich versprachen, sie auch am kaiserlichen Hofe deshalb zu vertreten.

Dieser Streit Heinrichs mit seinen beiden Seestädten und Lübeck war jedoch nur das Vorspiel weit ernsterer Kämpfe, die nach seinem am 9. März 1477 erfolgten Tode seine Söhne, namentlich mit Rostock, auszufechten hatten. Es handelte sich in diesen nun folgenden erbitterten Kämpfen eigentlich nicht um eine oder die andere Forderung, die von dieser oder jener der streitenden Parteien gestellt wurde, sondern um die ganze

politische Stellung der beiden Seestädte in dem sich allmählich bildenden Territorialstaat der neueren Zeit. Die weitgehenden Privilegien der fast selbständigen Städte, deren Verpflichtungen gegen den Landesherrn nur minimal waren, paßten in das neue Staatswesen mit seiner größeren Concentration der Gewalt und der möglichst gleichmäßigen Übernahme aller Lasten desselben nicht mehr hinein. Dazu kommt, daß bei solchen Entscheidungskämpfen jede Partei die äußersten Konsequenzen ihrer eigenen Anschauung zu ziehen geneigt ist und die Verwirklichung derselben mit den äußersten Mitteln zu erzwingen sucht, die dann wiederum das Rechtsgefühl des Gegners in der empfindlichsten Weise verletzen. Die Herzoge gingen von einem neu sich bildenden Begriff ihrer Landeshoheit und eines alle Glieder gleich verpflichtenden Einheitsstaates aus, dem entgegenstehende Sonderrechte billig geopfert werden müssen; die Seestädte dagegen fußten eben auf diesen ihnen seit alter Zeit fest verbrieften Sonderrechten mit der Tendenz, womöglich auch die letzten Reste irgend welcher lästigen Abhängigkeit oder Verpflichtung ganz zu beseitigen oder wenigstens auf ein ganz geringes Maß zu beschränken. Die Kräfte waren in diesem Kampfe ziemlich gleich, da es beiden Gegnern nicht an Parteigängern fehlte, weil dieser Streit nur eine Episode des überall in Mecklenburg wie in Braunschweig-Lüneburg, in der Mark Brandenburg wie in Dänemark sich abspielenden großen Kampfes zwischen Fürsten und Städten war, der von beiden Seiten von langer Hand erwartet und vorbereitet, endlich gebieterisch seine Erledigung forderte. Neu und eigenartig aber ist bei diesem Konflikt in Mecklenburg nur, daß die Landesherren sich in kluger Politik der Hülfe der Geistlichkeit bedienten, um zum Ziele zu gelangen; es war der letzte große Dienst, den die Hierarchie hier in Norddeutschland leistete, daß sie an ihrem Teile zur Konsolidierung der Territorialmacht beitrug, um dann als erster aus der Reihe der bisher maßgebenden Faktoren im Staatsleben gestrichen zu werden.

Bald nach Beendigung des Streites über die Wasserzölle hatten sich die Städte in kluger Voraussicht der Dinge, die da kommen sollten, zu einem großen Bunde vereinigt, der außer den wendischen Seestädten auch die sächsischen Städte bis nach Halle, Halberstadt, Hildesheim, Hannover und Eimbeck umfaßte. Als nun Herzog Heinrich verstorben war, und seine Söhne Albrecht, Magnus und Balthasar die Regierung antraten, verlangten sie auch von Rostock die Erbhuldigung, eine außergewöhnliche Maßregel, da solche zum ersten Mal bei einem gewöhnlichen Regierungswechsel gefordert wurde. Es scheint, als wollten die Herzoge nach der vierzigjährigen Regierungszeit ihres Vaters den Rostockern durch diese feierliche Handlung ihre Landeszugehörigkeit eindrücklich zu Gemüte führen. Ganz ohne Streit ist es wohl schon bei dieser Gelegenheit nicht abgegangen, denn in der Zwischenzeit wendeten sich die Rostocker mit der Anfrage an die übrigen Städte des wendischen Viertels, ob sie bereit seien, ihnen Hülfe zu gewähren, wenn sie mit ihren Landesfürsten wegen der neuen Landzölle in Fehde gerieten. Doch wurde die Huldigung vier Monate nach Herzog Heinrichs Tode wirklich geleistet, wogegen die Herzoge der Stadt alle ihre bisherigen Privilegien bestätigten; die Differenz wegen der neuen Zölle ließ man wohl

stillschweigend dabei auf sich beruhen. Infolgedessen ließen auch die nächsten Jahre sich friedlich an, ja der Bistumsadministrator Balthasar erweiterte sogar noch die Gerichtsgewalt der Stadt, indem er zu ihren Gunsten das Asylrecht der Kirchen und Klöster im Stadtbezirk einschränkte. Wegen der neuen Zölle einigten sich die Herzoge allerdings nur mit Lübeck, dem der kaiserlichen Entscheidung gemäß völlige Befreiung von denselben zugestanden wurde. Das Verhältnis Rostocks zu den Fürsten erscheint auch 1479 noch ungetrübt, als auf dem Fürstentage zu Rostock im Mai, wo außer dem Markgrafen Johann auch dänische und sächsische Räte zugegen waren, Herzog Magnus den Rostocker Rat zur Taufe seines eben geborenen Sohnes Heinrich einlud. Eine Verhandlung im Anfang des Jahres 1480 deutet nun zwar darauf hin, daß die Herzoge besondere Absichten in Bezug auf Rostock hegten, da sie sich vom Kloster Ribnitz die Gerechtigkeit über die Mühlen in und vor Rostock abtreten ließen, welche das Kloster früher von den Dummerstorf erworben hatte. Aber erst eine Forderung, wie sie auch die Städte der Altmark mit den Markgrafen in Konflikt gebracht hatte, führte den Anfang des jahrelangen Kampfes herbei. Die Ritterschaft nämlich und die Landstädte hatten den Herzogen eine außerordentliche Bede bewilligt, die von diesen nun auch von Rostock und Wismar eingefordert, aber von beiden nach vorhergegangener Einigung mit Berufung auf ihre Privilegien abgelehnt wurde. Nachdem die Herzoge eine vorgeschlagene Vermittlung der übrigen Seestädte abgelehnt hatten, hielt es Wismar für geraten nachzugeben, worauf Rostock nochmals besonders aufgefordert wurde, den verlangten Betrag zum 11. November nach Schwerin einzuliefern, ein Verlangen, dem keine Folge geleistet wurde. Nach nun folgenden zweijährigen Verhandlungen, bei denen allmählich eine ganze Reihe von Streitpunkten, wie Eingriffe in die Gerichtsbarkeit, Umgehung der Zollabgaben und Jagdfrevel, vorgebracht wurden, einigte man sich endlich auf ein aus Domherrn von Schwerin, Universitätsmitgliedern, und Landräten zusammengesetztes Schiedsgericht. Allein der von diesem angesetzte Tag zu Bützow verlief resultatlos; die Stadt bot zwar eine einmalige freiwillige Zahlung von 7400 M. sund., ein Angebot, welches die Herzoge aber ablehnten, da ihnen nur mit der prinzipiellen Entscheidung der Kernfrage gedient war, ob Rostock verpflichtet sei, die Bede zu zahlen, oder nicht. Da somit der Kampf unvermeidlich erschien, gingen Rostock und Wismar gleich am folgenden Tage ein Bündnis ein zur Abwehr des Strandrechts und zu gemeinsamer Verteidigung ihrer Privilegien, und wenige Tage später bat Rostock auf einem Hansetage zu Lübeck die übrigen wendischen Städte für den Fall eines Krieges um Hülfe. Trotzdem sollte es diesmal noch nicht zum Äußersten kommen. Ein Tag zu Schwerin verlief zwar wieder ohne Erfolg, und ebenso aussichtslos schien ein zum 13. August in Wismar angesetzter Tag, auf dem städtische Sendboten noch einmal einen Vergleichsversuch machen wollten, aussichtslos, da beide Parteien unentwegt an ihren Forderungen festhielten und die Herzoge entschlossen waren, jetzt endlich Gewalt anzuwenden. Nur ein Zufall verhinderte diesmal den Ausbruch des Kampfes und die Rostocker ahnten wohl kaum, wie nahe ihnen die Gefahr war. Die Herzoge hatten nämlich schon vor

dem Tage zu Wismar vom Markgrafen Johann 400 Reiter und einige Fußsoldaten erbeten, die am 18. August in Lübz sein sollten; zerschlugen sich die Verhandlungen wieder, wie zu erwarten, so konnten sie am folgenden Tage mit dieser Streitmacht vor der renitenten Stadt erscheinen. Da kam ihnen kurz vor Eröffnung der Verhandlung die unwillkommene Nachricht, daß der Markgraf die erbetene Hülfe nicht senden könne, was die Situation plötzlich zu Ungunsten der Fürsten veränderte und sie einer Vermittlung zugänglicher machte; und so kam es, daß die Stadt, was kaum zu erwarten war, auch aus diesem Kampfe siegreich hervorging, da, wie es scheint, die Ritterschaft des Landes sich zu einem gewaltsamen Einschreiten gegen dieselbe nicht verstehen wollte. Zwar mußte die Stadt den Herzogen 1000 Gulden zahlen und die verpfändete Orbör für sie einlösen. Aber einmal gab sie die 1000 Gulden ausdrücklich unter dem Namen eines Geschenks, und weiter betrug die Summe nicht mehr, als sie früher schon freiwillig zu zahlen sich erboten hatte; die Herzoge dagegen erkannten die Bedefreiheit derselben für das Stadtgebiet innerhalb der Zingeln an, befreiten sie von den neuen Zöllen zu Grevismühlen und Ribnitz und bestätigten ihre Privilegien und Freiheiten, insbesondere auch ihre Jagdgerechtigkeit. Mehr konnte die Stadt nicht verlangen. Grollend zog Herzog Magnus davon; die Umstände waren stärker gewesen als sein Wille. Die Stadt machte sich in ihrer Freude Hoffnung, daß das Spiel hiermit zu Ende sei, aber es fing damals erst an, sagt eine lübische Chronik.

Kaum war dieser Zwist mit Rostock beendet, als schon wieder ein neuer Konflikt mit den Städten, diesmal besonders mit Lübeck auftauchte. Eine Schar ritterlicher Räuber hatte sich an den lübischen Viehherden vor Mölln vergriffen; deshalb ließ Lübeck kraft seiner Privilegien Hartwig Lützow, der an dem Zuge teilgenommen hatte, auf seinem Gute in Mecklenburg aufheben und drohte ihm den Proceß zu machen. Auf die Bitte der angesehenen Familie des Verhafteten legte sich Herzog Magnus ins Mittel, forderte die Auslieferung desselben und Genugthuung für die auf seinem Gebiete geübte Gewaltthat. Lübeck aber verweigerte mit Berufung auf seine Privilegien mit gutem Recht beides. Nun begannen wieder lange unerquickliche Verhandlungen, zu denen alle umliegenden Fürsten und Städte herangezogen wurden. Schon hatten die Mecklenburger mit Sachsen-Wittenberg, Sachsen-Lauenburg und Brandenburg im Juli 1483 ein Hülfsbündnis auf den Fall des Krieges abgeschlossen, als man sich noch im letzten Augenblick über ein Schiedsgericht einigte, dessen Mitgliedern, den Bischöfen von Lübeck, Ratzeburg und Schwerin, Rittern des Landes Holstein und Boten der Städte Hamburg, Rostock, Stralsund, Wismar und Lüneburg, es im August zu Wismar gelang, den Streit friedlich beizulegen. Die herrschende Spannung zwischen Fürsten und Städten wurde aber durch diesen Streit noch vermehrt. Die Lübecker wie die Rostocker hatten nur auf Grund ihrer Privilegien gehandelt, aber das war es eben, daß diese im guten Recht begründeten Handlungen sich nicht mehr mit dem neuen Begriff der Landeshoheit im abgeschlossenen Territorialstaat vertrugen. Die Rostocker standen daher natürlich in diesem Streite mit ihren Sympathien ganz auf Seiten ihrer Bundesstadt, wenn sie

auch thatsächlich im Fall eines Krieges wenig für sie thun konnten. Die Stimmung war in Rostock wie in Lübeck dieselbe, feindseliges Mißtrauen gegen die Fürsten. Diese Sachlage muß man vor allen in Erwägung ziehn, um zu beurteilen, was Herzog Magnus nun unternahm, als er der Stadt, während noch der Streit mit Lübeck schwebte, seinen Entschluß kund that, ein Kollegiatstift mit 12 Domherrenstellen in derselben zu errichten. Ein solcher Vorschlag bedeutete bei dem bestehenden Verhältnis nichts weniger als die absichtliche Herbeiführung eines neuen Konfliktes. Der Kampf, den man unentschieden auf politischem Gebiet hatte abbrechen müssen, sollte nun auf dem Gebiete des geistlichen Rechts mit geistlichen Waffen zum Austrag gebracht werden. Die listigen Urheber des klugen Planes waren einige geistliche Räte des Herzogs, Domherren von Schwerin, vor allen Heinrich Benzin und Johann Rode, gegen die sich die Volkswut denn auch später nicht mit Unrecht wendete. Als besondere Gründe der Stiftung wurden der Wunsch des eben verstorbenen Herzog Albrecht, die Versorgung der alten Universitätsdocenten und die Mehrung des Gottesdienstes angegeben. Weder die Stadt noch die Universität hatte die Herzoge um diesen Beweis ihrer Fürsorge gebeten, und welche Stellung die letztere, in deren Interesse doch die Stiftung hauptsächlich gemacht werden sollte, zu der Sache einnahm, erhellt einmal aus der Antwort, die einige Universitätslehrer Herzog Magnus auf seinen Vorschlag gaben, er möge sehen, daß er damit nicht Schlimmes anrichte, dann, daß einer aus ihrer Mitte im Auftrag der Stadt nach Rom ging, um gegen den herzoglichen Plan zu wirken, daß sie nach Beendigung des Streites zur Strafe 4 Domherrenstellen aus eigenen Mitteln dotieren mußten, zu denen sie dann einige Gegner des Herzogs und des mit ihm gemeinsam handelnden Bischofs präsentierten, und endlich beweist es eine wenige Jahre später im Universitätskollegium entstandene Zusammenstellung der Gründe, weshalb das Stift für die Universität nur schädlich sei. Was dann die Berufung auf den Wunsch des sterbenden Herzog Albrecht betrifft, so ist die Berufung auf den Wunsch eines Toten immer zweifelhaft; bekannt aber war, daß Herzog Albrecht, als schon früher derselbe Plan einmal auftauchte, sich dagegen ausgesprochen hatte. Wir müssen auch den Rostockern darin beipflichten, wenn sie geltend machten, daß sie genügend Kirchen und Klöster hätten, es einer Mehrung des Gottesdienstes bei ihnen nicht bedürfe. Dasselbe schrieb übrigens später auch der Markgraf Albrecht Achilles, der kein Freund der Städte war, den Herzogen: die Stiftung eines Kollegiums habe seiner Ansicht nach bei den bestehenden Verhältnissen wenig Wert. Wir können es aus allen diesen Gründen daher der Stadt nicht verdenken, wenn sie endlich den Herzogen zu Güstrow durch den Ratmann Joh. Wilken mitteilen ließ, daß die Gemeinde nach reiflicher Überlegung nicht willens sei, auf den Plan weiter einzugehen. Es ist nur zu wahrscheinlich, daß Herzog Magnus und seine Ratgeber diesen Verlauf vorausgesehen, und die Sache war nun da, wo man sie haben wollte; man schritt zum kirchlichen Proceß. Der altersschwache Bischof Konrad von Schwerin, übrigens ein geborner Wismaraner, erließ nun an die Rostocker das Mandat, die Errichtung des geplanten Stiftes nicht weiter zu verhindern, widrigenfalls aber ihre Weigerung

vor ihm zu begründen, unter gleichzeitiger Androhung kirchlicher Strafen. Zu dem bestimmten Termin erschienen auch Joh. Rigemann und Konrad Koldemeier als Vertreter der Stadt, ließen sich aber auf eine unnütze Begründung ihrer Weigerung garnicht ein, sondern appellierten sofort gegen den Spruch des Bischofs an den Erzbischof von Bremen, dessen Kommissar, der Bremer Domherr Joh. Barum, die Herzoge zur Vernehmung citierte, wogegen diese an den Pabst appellierten.

Ein Zwischenfall, der sich im Herbst 1483 ereignete, trug nicht wenig zur Erhitzung der Gemüter bei. Ein von den Herzogen gefangener Straßenräuber war aus dem Turm zu Schwan entflohen und durch den Rostocker Bürger Paul Grawetop heimlich durch Rostock nach seinem Pachthof Gragetopshof geleitet, wo er ohne Wissen der Stadt beherbergt wurde. Statt seine Festnahme bei der Stadt zu fordern, schickte Herzog Magnus kurzerhand, eine unzweifelhafte Verletzung der Rostocker Gerechtsame, einen Haufen Gewappneter ab, um sich des Entflohenen nächtlicher Zeit zu bemächtigen. Die Rostocker aber, die davon Kenntnis erhalten, stellten der Gewalt Gewalt entgegen, wobei es zu heftigem Zusammenstoß kam, bei dem auch ein herzoglicher Vasall Henning Thun den Tod fand, an dessen Leichnam der Pöbel noch seine Wut ausließ. So war das erste Blut in diesem Kampfe geflossen, und die wendischen Städte erneuerten in Voraussicht noch schlimmerer Dinge ihr Schutz- und Trutzbündnis, und die Schwesterstädte richteten auf Rostocks Bitte an die Herzoge das Gesuch, die Stadt nicht im Besitz ihrer alten Privilegien zu stören, erboten sich auch ferner zu gütlicher Verhandlung. Ihr Gesuch fand kein geneigtes Ohr, und am 9. Mai verhängte Bischof Konrad den angedrohten Bann über die widerspenstige Stadt, wogegen diese wieder an den Erzbischof von Bremen und an den Pabst appellierte, welcher Appellation sich sowohl die gesamten Universitätslehrer wie auch die Klerisei der 4 Pfarrkirchen anschloß, wofür die Stadt sie schadlos zu halten versprach. Bei den darauf folgenden Verhandlungen kam auch nichts weiter heraus, als daß man sich über einen Stillstand bis zum 1. Mai oder bis zum 29. September des folgenden Jahres einigte. Als aber unterdessen die schon früher von der Stadt nachgesuchte päpstliche Absolution vom Banne eintraf, erklärten die Herzoge dies ganz ungerechtfertigt für einen Bruch des Vertrages, an den sie nun auch nicht weiter gebunden seien, und verlangten, die Stadt solle sich dem Schiedsspruch heimischer oder auswärtiger Prälaten unterwerfen, ein Ansinnen, welches dieselbe mit Recht als unannehmbar verwarf. Das Zusammenarbeiten fürstlicher und kirchlicher Gewalt gegen städtische Freiheit war ihr genugsam bekannt, und wie Recht sie hatte, zeigte bald ein unerwarteter Schlag, der sie von kirchlicher Seite traf. Am 27. November 1484 erhob der neue Papst Innocenz VIII., obgleich der Proceß noch am päpstlichen Hofe schwebte, die Jakobikirche zu einem Kollegiatstift und beauftragte den Bischof Johann von Ratzeburg, den Domprobst zu Schwerin und den Domdekan von Kammin mit der Ausführung. Damit waren alle bisherigen Bemühungen und Kosten der Stadt noch vor der Beendigung des Processes durch einen willkürlichen Machtspruch nutzlos gemacht. Man kann die Erbitterung der

Bürgerschaft verstehen, die durch Übung solcher Willkür aufs äußerste gereizt wurde und nun nicht abgeneigt war Gewalt mit Gewalt zu vergelten. Eine Gelegenheit bot sich bald. Im Spätherbst des Jahres 1484 war der Rostocker Schiffer Paul Lange auf der Rückkehr von Bergen bei Bukow gestrandet, und die herzoglichen Vögte Aldeschwager von Bukow und Gerhard Frese von Schwan hatten das gestrandete Gut mit Beschlag belegt und auf 150 Wagen nach Schwerin befördert. Auf dem nächsten Hansetage zu Lübeck wurde nun am 12. Januar 1485 der Beschluß gefaßt, daß gegen Vögte, die solches sich erlaubt hätten oder in Zukunft erlauben würden, die nächste Stadt einschreiten, sie greifen und nach Recht richten lassen sollte. Unmittelbar darauf glückte es den Rostockern, sich Gerhard Freses in Kröpelin zu bemächtigen; sie brachten ihn nach Rostock und ließen ihn am nächsten Tage nach gefälltem Urteil nebst einem Diener enthaupten. Vergebens versammelten die Herzoge ein starkes Aufgebot in Schwan; sie konnten die That nicht hindern. Den Bukower Vogt bewahrten sie nur dadurch vor dem gleichen Schicksal, daß sie ihn unter starkem Geleite nach Schwerin bringen ließen. Vergebens wendeten sie sich auch nachträglich an die Ritterschaft und forderten sie zum Kampfe gegen Rostock auf; die sonst so städtefeindliche und kriegslustige Mannschaft lehnte unter den vorliegenden Umständen diesen Kampf ab, da jede der Städte bereit sei, etwa begangenes Unrecht nach der Entscheidung ihrer Mitstädte zu sühnen; ein Zeichen, daß sie mit dem Vorgehen gegen Rostock nicht einverstanden war.

Die Herzoge ließen nun diese Sache vorläufig fallen und nahmen den Streit wegen des Domstifts wieder auf, indem sie auf diese Weise die furchtbaren Waffen der Kirche für sich in Bewegung setzten. Am 13. März mußte der Bischof Johann von Ratzeburg die päpstliche Bulle vom 27. Nov. des Vorjahres in Marienehe publizieren, vielleicht in der Hoffnung, daß die vollendete Thatsache die Stadt zur Nachgiebigkeit bewegen würde; Rostock legte sofort Appellation dagegen ein. Die Herzoge versuchten nun, die übrigen Städte von Rostock abzuziehen, doch ohne Erfolg. Vergebens drohte auch der Bischof von Ratzeburg mit der Verhängung des Interdikts bei fortgesetztem Ungehorsam. Da aber die Lage für beide Teile drückend war und außerdem die übrigen wendischen Städte Rostock zuredeten, den Herzogen aber zu verstehen gaben, daß sie im Falle eines Krieges Rostock Hülfe leisten würden, so nahmen beide das Anerbieten gütlicher Vermittelung von Johann von Brandenburg an. Das brachte zwar einige Monate Ruhe, zu den angesetzten Tage kam es aber nicht, hauptsächlich wegen der in Mecklenburg herrschenden Pest. Die Stadt benutzte diese Ruhezeit, um sich ein päpstliches Inhibitorium gegen die feindselige Maßnahme des Bischofs von Ratzeburg zu verschaffen, und als dieser seine früheren Drohungen erneuerte, ließen sie dasselbe in Wismar und Rostock öffentlich anschlagen; als der Bischof trotzdem wenige Tage später wirklich das Interdikt verhängte, appellierte sie von neuem an den Papst, und zwar diesmal unter Anschluß der ganzen Rostocker Geistlichkeit. Herzog Magnus hielt es nun für ratsam, selbst nach Rom zu gehen, um seine Sache persönlich beim Papst zu vertreten. Während seiner Abwesenheit ruhte der Kampf aber nicht, sein Bruder Balthasar zog

unterdessen die Rostocker Güter Sildemow und Klingendorf als verfallene Lehen ein; Rostock protestierte dagegen unter Anschluß der übrigen wendischen Städte, und alle erneuerten das früher geschlossene Bündnis auf 6 weitere Jahre. Unterdessen erreichte Herzog Magnus in Rom, was er wünschte: Der Papst erklärte die Appellation der Stadt gegen die Errichtung des Stifts für null und nichtig und legte ihr ewiges Stillschweigen auf. Der Bischof von Ratzeburg publizierte die Bulle sofort von Rom aus und rief im Fall des Ungehorsams die Hülfe des weltlichen Armes an. Nach der Rückkehr stellten die Herzoge nach einigen resultatlosen Verhandlungen der Stadt die päpstliche Bulle zur Nachachtung zu, wodurch der Rat in eine schlimme Lage geriet: einerseits sah er nun wohl ein, daß unter diesen Umständen der fernere Widerstand aussichtslos sei, andererseits fürchtete er die Erregung der Bürgerschaft, die das Schlimmste erwarten ließ. In dieser Lage hielt er sich für berechtigt, einen Schritt zu thun, der später die übelsten Folgen hatte; er ließ nämlich ohne Wissen und Willen der Gemeinde durch den Bürgermeister Vicco von Herverde dem Bischof von Ratzeburg die Erklärung abgeben, daß die Stadt sich der päpstlichen Entscheidung unterwerfe. Den Herzogen aber schickte er mit dieser Erklärung ein Schreiben, in welchem er alles Unrecht aufzählte, was der Stadt bisher von ihnen geschehen, und bat sie nochmals dringend um Abstellung. Diese aber wiesen alle Forderungen mit der Bemerkung zurück, daß sie gewillt seien, sich mit Ausnahme der Sache des Domstifts dem Schiedsspruch des Markgrafen zu unterwerfen. Die Hoffnung des Rates auf einige Zugeständnisse, durch deren Mitteilung sie die Bürgerschaft zu der schon zugesagten Errichtung des Domstiftes williger machen könnten, war somit gescheitert und verschlimmerte seine Lage in gefährlicher Weise; er mußte um jeden Preis Zeit gewinnen, die Gemeinde zu bearbeiten. Die Herzoge aber ließen ihm diese Zeit nicht. Der Bischof von Ratzeburg begab sich vielmehr sofort in ihrem Auftrage nach Doberan und forderte von den Abgesandten der Stadt für die nächste Zeit freies Geleite für alle, die zur Weihe des Domes nach Rostock kommen müßten, unter Androhung der augenblicklichen Verhängung des Banns, und als er nun nach seiner Rückkehr nach Schönberg vom Rat die Antwort erhielt, man brauche Zeit, um die Zustimmung der Bürgerschaft zu gewinnen, führte er sofort, wie er sagte auf das Drängen der Herzoge, seine Drohung aus. Die Stadt appellierte dagegen wieder an den Papst wegen ungerechtfertigter Verhängung des Bannes. Als nun auch der vom Markgrafen Johann angeregte Tag zu Wilsnack ohne Ergebnis verlief, schien der Kampf unvermeidlich, und die Herzoge rüsteten mit aller Macht zum Angriff. Da gelang es noch in letzter Stunde einem angesehenen Geistlichen, dem Klosterprobst zu Heiligen Kreuz in Rostock, Bartholomäus Hiltermann, eine kaum noch erwartete Einigung zu erzielen: die Stadt willigte in die Errichtung des Domstifts; zur Erledigung aller übrigen Streitpunkte sollten die Herzoge am 8. Januar des folgenden Jahres nach Rostock kommen; würde aber dann eine Einigung nicht erzielt, so wollten sich beide Parteien dem endgültigen Urteil der Landstände unterwerfen.

Am 9. Juni 1487 kamen die Herzoge nebst der Herzogin Sophie wie verabredet mit geringem Gefolge nach Rostock; sie fuhren in den Wagen des Rates in die Stadt ein und wurden ehrenvoll empfangen. Nach vorgängiger Besprechung wurde die feierliche Einweihung des Stifts am folgenden Freitag, den 12. Januar, vorgenommen. Im feierlichen Aufzuge, begleitet von einem glänzenden Gefolge, den Bischöfen von Schwerin und Ratzeburg, verschiedenen Räten, Prälaten und Hofleuten, ritten die Herzoge zur Messezeit nach der Jakobi-Kirche. Dort vollzog der Bischof Johann von Ratzeburg dem päpstlichen Auftrage gemäß die Errichtung des Domstifts, installierte die vier Würdenträger, als Probst den verhaßten herzoglichen Kanzler Thomas Rode, als Dekan den herzoglichen Rat Heinrich Benzin, als Scholastikus den früheren Sekretär Herzog Heinrichs und Pfarrer zu St. Nikolai Laurentius Stolzenburg, als Kantor den herzoglichen Rat Johann Thun, und löste dann auf demütiges Ansuchen des Bürgermeisters Berthold Kerkhoff, da nun den päpstlichen Befehlen Gehorsam geleistet war, die Stadt vom Bann.

Damit war der erste Schritt zur friedlichen Einigung geschehen, und die endgültige Beilegung der noch übrigen Streitpunkte war ja auch für die Zukunft durch das beiderseits anerkannte Urteil der Landstände gesichert. Damit wäre endlich die lange erwünschte Eintracht wieder hergestellt gewesen, wenn nicht einer jener unglücklichen Zufälle eingetreten wäre, die mit elementarer Gewalt auch die klügsten Maßregeln zu nichte machen. Der verhaltene Grimm, der in der Volksmasse gährte und bisher nur mühsam zurückgehalten war, brach unerwartet am folgenden Sonntag, alle Bande der Ordnung sprengend, in wilden Aufruhr aus und entriß dem Rat die Zügel. Ein tobender Volkshaufe stürmte Morgens um 9, als gerade von den Chorschülern die Tertia gesungen wurde, in die Jakobikirche, drang in den Chor, zerriß die von den Herzogen geschenkten liturgischen Bücher, zerschlug das Gestühl und richtete sonst noch allerlei Unfug an. Dann pflanzte sich die Bewegung zur Marienkirche fort, wo Herzog Magnus gerade die Messe hörte. Der Herzog verließ infolgedessen mit den Domherren die Kirche und begab sich nach dem Pfarrhause, von wo ihn die 4 Bürgermeister wieder durch die Marienkirche nach seiner Herberge geleiteten, und dann mit einem Teil der Ratmänner nach dem Steinthor, wo sie ihn mit seinem Gefolge aus der Stadt ließen; auch die Herzogin Sophie kam in ihrem Wagen, wenn auch verhöhnt und beschimpft, glücklich davon. Unterdessen stürmte der Haufe, der in der Jakobikirche gewütet hatte, nach dem Pfarrhause zu Sankt Marien, ergriff dort den verhaßten Thomas Rode und schleppte ihn zur Schreiberei, bald aber drängte die wilde Menge mit ihm wieder über den Kirchhof zurück durch die Straßen nach einem Turm auf der Lastadie, um ihn dort festzusetzen; unterwegs aber bei der Universitätsburse „zum halben Mond", an der Ecke der Badstüberstraße, erlag der Unglückliche den erlittenen Mißhandlungen; er starb ihnen unter den Händen und seinen Leichnam ließ man im Straßenkoth liegen. Auch der Domdekan Heinrich Benzin wurde ergriffen, kam aber wenigstens mit dem Leben davon und wurde in den Lagebuschturm gesetzt.

Durch diese That und das nun folgende Übergewicht der aufrührerischen Elemente wurde die Lage der Stadt sehr verschlechtert. Der Rat machte zwar noch einen schwachen Versuch, die Ordnung wiederherzustellen, indem er einen der Übelthäter richten ließ, der sich laut rühmte, er habe den Probst erschlagen; als aber darauf Hans Runge im Namen eines Teiles der Bürgerschaft verlangte, daß das Geschehene nicht einzelnen geringen Leuten, die man heraussuche, zugeschoben, sondern von Rat und Bürgerschaft gemeinsam vertreten werde, geschah weiter nichts. Die Bürgerschaft wurde dadurch aber keineswegs beruhigt, sondern trat nun immer feindseliger gegen den Rat auf, sodaß endlich sogar die beiden Bürgermeister Kerkhoff und Hasselbach, denen der Pöbel Rad und Galgen an die Hausthür gemalt hatte, heimlich die Stadt verließen. Durch diese unverhohlene Feindseligkeit der Bürger gegen den Rat wurde die Stadt auch des Beistandes der übrigen Städte beraubt, die erklärten, Rostock solle entweder die Urheber der unmenschlichen Frevelthat richten oder bei den Herzogen und den übrigen Beteiligten Sühne suchen, vor Allem aber die Machtvollkommenheit des Rates wieder herstellen, denn mit einer aufrührerischen Stadt lasse sich nicht verhandeln. Rostock ging auf keine dieser Forderungen ein, und so mußte die Gewalt der Waffen entscheiden.

Am 3. Juli schickte Herzog Bugislav von Pommern seinen Fehdebrief und bald erschien das Heer der Fürsten vor der Stadt. Außer Bugislav und den Landesherren waren noch Herzog Johann von Sachsen-Lauenburg und der Graf von Ruppin anwesend. Am 17. Juli morgens 6 Uhr begann der Angriff auf das Mühlenthor, dessen äußere Zingel genommen und gleich dem Ziegelhof von St. Marien in Brand gesetzt wurde. Als aber in den nächsten 8 Tagen keine Fortschritte gemacht wurden, denn die Rostocker trieben die Feinde tapfer zurück, zogen die Fürsten mit einem Teil des Heeres nach Warnemünde und nahmen am folgenden Tage den Ort außer der Burg und dem festen Leuchturm ein; nach einer resultatlosen, von den Sendeboten der Städte unternommenen Vermittlung wurden auch diese am 1. August genommen. Als auch jetzt noch die Rostocker sich nicht fügten, ließen die Herzoge den Leuchtturm niederreißen, den Strom durch Steine und Pfähle unfahrbar machen und den Ort selbst niederbrennen: dann zogen sie wieder nach Rostock zurück. Wenige Tage später aber, am 10. August, wurde merkwürdigerweise die Einschließung der Stadt aufgegeben, und die Feinde beschränkten sich auf einen Reiterkrieg, indem sie bald hier bald da vor den Thoren den Bürgern das Vieh wegnahmen. Ungefähr eine Woche später, am 16. August, unternahmen aber die Rostocker einen Vergeltungszug. Abends nach 8 Uhr zogen 1500 zu Fuß und 150 Reiter aus dem Mühlenthor nach Potrems, wo die Bülow's eine Burg hatten, brannten am nächsten Morgen in aller Frühe das Dorf und die Burg nieder, und zogen dann weiter auf Pankelow. Dort traten ihnen die Herzoge mit 5—600 Reitern entgegen, und es kam zu einem Kampfe, der in einer halben Stunde zu Gunsten der Rostocker entschieden war. Herzog Magnus war durchs Bein geschossen, Herzog Balthasar das Pferd unter dem Leibe getötet, Otto Hahn, ein von der Lühe, ein Bassewitz und viele Leute gefangen und 1 Banner erbeutet.

Dieser Sieg führte nach einigen Verhandlungen zu einem Waffenstillstand auf 1 Jahr und 3 Monate, der am 13. Dezember durch dänische, brandenburgische und städtische Gesandte zu Wismar abgeschlossen wurde.

Am Ende dieser Ruhezeit wäre es vielleicht zu einer Einigung eher gekommen, wenn nicht das demokratische Element in der Stadt wieder die Oberhand gewonnen hätte. Die demokratische Partei war, man weiß nicht wie, in den Besitz einer Abschrift der Gehorsamsurkunde vom 15. Juli 1486 gekommen, in welcher der Rat ohne Wissen der Gemeinde versprochen hatte, den päpstlichen Befehlen zur Errichtung eines Domstifts nachzukommen. Am 10. Februar, nachdem eben die Verhandlungen mit den Städten wieder begonnen hatten, zog ein Bürgerhause, der sich auf dem Markte versammelt hatte, unter der Führung Hans Runge's, Tiede Boldewans und des Magisters Behrendt Wartberg zum Rathause und warf nach Verlesung der genannten Urkunde und unter Vorhalt der Versicherungen, niemals in das Domstift zu willigen, mit denen sie von Kerkhoff, Hasselbach und anderen Ratsmitgliedern getäuscht seien, dem Rate vor, daß er die Stadt verrate. Um die Privilegien derselben zu schützen wählte man darauf einen Sechzigerausschuß, und am folgenden Tage verband man sich feierlich durch einen Eid, von den alten Freiheiten und Rechten nichts abzulassen. Neun Ratsmitglieder, die am meisten wegen Begünstigung des Domstifts verdächtig waren, wurden aus dem Ratsstuhl in die Hörkammer verwiesen, die sie erst nach 8 Tagen gegen Bürgenstellung wieder verlassen durften. Erst nachdem die zu Lübeck versammelten Hanseboten ihren Unwillen darüber zu erkennen gegeben hatten und weitere Verhandlungen verweigerten, wurde durch den lübischen Syndikus Dr. Albert Kranz ein Vergleich zu Stande gebracht; die 9 Ratsmitglieder durften ihren Sitz wieder einnehmen, der Rat aber mußte den Bürgern geloben, ihnen zur Befreiung von der Last geistlicher und weltlicher Streitigkeiten Rat und Hülfe zu gewähren. Einige Monate später, am 29. August nahmen endlich die 1487 vereinbarten Verhandlungen zu Wismar ihren Anfang. König Johann von Dänemark, der mit 600 Reitern herübergekommen war, und die Räte des Markgrafen von Brandenburg waren Schiedsrichter, von denen sich allerdings kaum eine besondere Berücksichtigung der städtischen Interessen und des städtischen Rechts erwarten ließ, und nur die bedrängte Lage kann die Rostocker bewogen haben, in dieses Schiedsgericht zu willigen. Es wurde denn auch tagelang ohne Ergebnis verhandelt. Als dann die Schiedsrichter trotzdem zum Urteil schreiten wollten, erklärten die Rostocker Gesandten, sie hätten keinen Auftrag, ein Urteil über sich ergehen zu lassen und verließen ohne Urlaub das Gericht und das Rathaus. Das Schiedsgericht verurteilte sie nun in die Kosten des Tages, 6000 Gulden, die aber auf 2500 ermäßigt wurden; dann fällte es am 7. September das Endurteil: das errichtete Domstift soll bei Bestand bleiben; über die Unkosten, welche den Herzogen durch Herzog Magnus Romfahrt und sonst in dieser Sache erwachsen, soll der Papst entscheiden; durch den bei der Weihe des Doms verübten Frevel haben die Rostocker ihre Lehen und Privilegien verwirkt; außerdem sollen sie den Herzogen eine Pön von 30000 rhn. Gulden zahlen, eine neue Huldigung leisten und

ihnen und ihren Gemahlinnen einen demütigen Fußfall thun; die Bürgermeister Kerkhoff und Hasselbach sollen sie wieder als Bürgermeister annehmen und die neu gewählten Bürgermeister und Ratmannen, wie auch die Sechziger, beseitigen; für des Probstes Thomas Rode Ermordung sollen sie eine ewige Memorie oder ein anderes Seelgerät bestellen, die Urheber aber den Herzogen ausliefern.

Das harte Urteil rief in Rostock heftige Erregung hervor, die von Tag zu Tag wuchs; der Rat that das Seine, sie zu unterdrücken und versuchte dabei nochmals Verhandlungen mit den Herzogen anzuknüpfen. Endlich dachte er, die Bewegung mit Strenge zu unterdrücken, indem er einige der Unruhestifter verhaften ließ. Die Folge war ein Aufstand, dessen Führer wieder Hans Runge war, wodurch der Rat genötigt wurde, die Gefangenen wieder los zu lassen. Als nun die Furcht für Leib und Leben wieder 2 Bürgermeister und 6 Ratmannen aus der Stadt trieb, bekamen Hans Runge und die Sechziger wieder das Heft in die Hände und veranlaßten eine neue Ratswahl. Die Briefe des Königs von Dänemark und des Markgrafen von Brandenburg, die zum Gehorsam mahnten, waren ganz wirkungslos; nur zu einer Verhandlung mit den herzoglichen Räten verstand man sich noch einmal, ohne daß es aber zu einem Resultat kam. Vergebens forderten auch die Hansestädte die Freilassung der gefangenen Anhänger des Rates, vergebens drohten sie mit Repressalien. Die Anwort war eine weitere Ausscheidung alter Ratsherren. Vergebens war auch die Mahnung des Kaisers, den päpstlichen Befehlen zu gehorchen. Erst im Mai wandte sich die Stadt an die übrigen Seestädte mit der Bitte, doch eine Schlichtung des in der Bürgerschaft herrschenden Zwiespaltes zu versuchen. Den früheren Antrag auf Verhansung der Stadt, den die vertriebenen Ratsherren gestellt hatten, hatte die Versammlung der städtischen Sendboten zwar abgelehnt, teilte aber nun der Stadt mit, daß sie Hülfe gegen die Herzoge nur gewähren könne, wenn dieselbe sich unweigerlich ihrem Schiedsspruch im Streit mit den geflüchteten Ratsherren unterwerfe. Zuerst verhielt sich Rostock ablehnend; als aber nun wieder ein Mahnungsschreiben vom Markgrafen einlief, als die Herzoge die Aufforderung ergehen ließen, die Stadt nicht mit Zufuhr zu versehen, wenn sie nicht Repressalien üben sollten, als sie im kleinen Krieg ihre Reiter vor der Stadt rauben und plündern ließen, als endlich noch ärgerliche Streitigkeiten mit Wismar entstanden, weil es einige der geflüchteten Bürger in seinen Mauern beherbergte, als also die Stadt in Gefahr war, endlich von Allen verlassen zu werden, gab sie nach. Auf Verwendung der Städte schoben daraufhin die Herzoge den geplanten Angriff auf und gaben ihre Zustimmung zu der mit den Städten getroffenen Vereinbarung, obgleich sie von Rechtswegen die gebührlichen Richter in der Sache seien. Infolgedessen wurde dann zu Lübeck ein Vermittlungstag gehalten, auf welchem auch wirklich am 17. Dezember ein Vergleich zwischen dem alten und neuen Rate erreicht wurde.

Nachdem so dieser Handel beigelegt war, wurden auch die Verhandlungen mit den Herzogen wieder aufgenommen, jedoch bald wieder durch unerwartete Vorgänge in Rostock unterbrochen. Die Hauptführer nämlich

der demokratischen Partei wollten natürlich von dem Vergleich vom 17. Dezember nichts wissen; ihnen war nicht damit gedient, und böse Ahnungen mochten namentlich in Hans Runge aufsteigen, wenn er an die Zukunft dachte. Nachdem sie also sich Anhang gesichert hatten, erschienen Hans Runge und Wartberg am 12. März vor dem Rat und verlangten, daß der Vergleich vom 17. Dezember für ungültig erklärt werde. Da aber trat ihnen ihr eigener früherer Genosse Dietrich Boldewan, jetzt Bürgermeister, scharf entgegen und erklärte solch Vornehmen für unzulässig. In hellem Zorn zogen die abgewiesenen davon und besetzten das Stadtthor, sodaß niemand ohne ihr Wissen und Willen aus- und eingehen konnte. Es schien als sollte diese unversöhnliche Partei wieder die Überhand gewinnen, und die Verhandlungen der Städte gerieten wieder ins Stocken. Aber die Verhältnisse in der Stadt lagen doch jetzt anders als früher. Der größte Teil der Bürgerschaft war kampfesmüde und wünschte den Frieden; nur eines mutvollen Mannes bedurfte es, der sich an ihre Spitze stellte und auch den Zaghaften Mut machte, nach ihrer Überzeugung zu handeln: und dieser Mann war Dietrich Boldewan, dessen jetzige Stellung allein ihn schon seiner früheren Partei entfremdete und ihn zu einem gefährlichen Gegner derselben machte. Schon nach 4 Wochen, am Sonnabend-Morgen, den 9. April, fand zwischen ihm und Hans Runge, seinem früheren Genossen, in einer Versammlung der Bürgerschaft der Entscheidungskampf auf Tod und Leben statt. Runge wollte nach vergeblichen Reden den früheren Gefährten mit einer Anklage auf Stadtverrat niederschmettern. Doch diese Anklage fand bei der Mehrheit keinen Beifall, und Boldewan antwortete sofort mit einer peinlichen Anklage wegen Aufruhrs, da Runge mit seinem Anhang eigenmächtig die Thore der Stadt besetzt habe. Mittags schon war der Kampf entschieden; die Friedenspartei hatte gesiegt; Runge und Wartberg mit 7 Genossen wurde in die Hörkammer verwiesen; die Sechziger mußten abdanken. Um 1 Uhr mittags wurden Runge und Wartberg nach dem Turm auf dem Ramsberge gebracht, den sie lebendig nicht wieder verlassen sollten; abends gegen 8 Uhr wurden sie nach gesprochenem Urteil in ihrem Gefängnis enthauptet. Einige Tage später wurden dann noch 2 ihrer Anhänger hingerichtet, die übrigen entflohen oder wurden auf immer aus der Stadt verwiesen. Nachdem so der letzte Widerstand der Volkspartei niedergeschlagen war, wurden die Verhandlungen mit den Herzogen wiederaufgenommen und auf den 13. Mai ein Tag zu Wismar vereinbart, wo unter Mitwirkung pommerscher Räte, zahlreicher Sendeboten hansischer und Mecklenburgischer Städte, der Bischöfe von Schwerin und Ratzeburg, in persönlicher Gegenwart der Herzoge, die zum Teil ihre Klagen selbst vorbrachten, nach siebentägigen Verhandlungen endlich ein endgültiger Vergleich zu Stande gebracht wurde, der zwar für die Rostocker immer noch hart genug, gegen den Urteilsspruch der Fürsten von 1489 aber bedeutend gemildert war. Die Rostocker erkannten das Domstift zu Recht bestehend an und verpflichteten sich, der Herzogin Sophie 500 Gulden, den Herzogen 21 000 rhn. Gulden zu zahlen, ihnen die Dörfer Rienhusen und Fahrenholz abzutreten, einen neuen Huldigungseid zu leisten und beim Einzuge der Herzoge vor der Stadt

einen Fußfall zu thun und um Gnade zu bitten, alles jedoch unschädlich ihren Privilegien, Freiheiten und Rechten, wogegen die Fürsten versprachen, nach geschehener Abbitte keine Strafen mehr in der Stadt zu verhängen und nach geleisteter Huldigung alle Privilegien der Stadt in bester Form zu erneuern und zu bestätigen. Der Einzug der Herzoge fand darauf am 11. Juni statt; mit ihnen zogen auch die alten flüchtigen Ratsherren wieder ein. Die übrigen Seestädte, die von den Herzogen aufgefordert waren, bei dem feierlichen Akte zu erscheinen, lehnten aus leicht ersichtlichen Gründen ihre Teilnahme ab.

Damit war der siebenjährige Kampf um das Domstift beendet, ein Kampf, der dem Lande großen Schaden verursacht, große Summen Geldes verschlungen hatte. Und was hat dieses Domstift genützt? Nichts. Es fristete nur wenige Jahrzehnte ein kümmerliches Dasein, um dann auf immer durch den Sturm der Reformation hinweg gefegt zu werden. Das Domstift ist es auch nicht, was diesem Kampfe seine Bedeutung verleiht, sondern die Prinzipien, die sich in demselben einander gegenüberstanden. So betrachtet ist es eine Episode in dem großen Ringen, welches damals Jahrzehnte hindurch Deutschland zum Schauplatz erbitteter Kämpfe machte: dem Kampfe zwischen landesherrlicher Gewalt und städtischer Selbständigkeit.

Man muß übrigens nicht denken, daß Rostock durch diesen langen Kampf völlig erschöpft und zu Boden geschmettert sei. Es war trotz der Niederlage noch immer imstande und gewillt, seine Privilegien und Rechte zu verteidigen, wenn auch mit weniger Nachdruck und Erfolg als bisher, wie die Streitigkeiten der folgenden Jahre zeigen. Weihnachten war die erste Rate der 21000 schuldigen Gulden fällig. Die Stadt war bis dahin dem wismarschen Vergleich in allen Stücken nachgekommen, die Herzoge aber hatten die versprochene Privilegienbestätigung, die sonst immer sofort nach geschehener Huldigung zu erfolgen pflegte, noch nicht ausgeführt. Als sie nun den Rat auffordern ließen zu zahlen, weigerte dieser sich und blieb bei dieser Weigerung, bis die Herzoge am 2. Februar 1492 die versprochene Bestätigung erteilten.

Bald nach dieser kleinen Differenz tauchte ein neuer Streitpunkt auf. Zur Tilgung der großen Schuldenlast und zur Aufbringung der noch zu zahlenden großen Summen führte die Stadt eine Biersteuer ein, die ihr die Herzoge trotz mehrmaliger Bitte untersagten. Hierzu kam ein weiterer Zwist wegen Zahlung der Kaiserbede. Die Herzoge forderten nämlich die Stadt auf, zu der Reichshülfe, welche König Maximilian gegen Frankreich zugesagt war, den bedeutenden Beitrag von 5000 Mark sund. zu zahlen, wogegen die Stadt protestierte und sich erbot, soviel wie Wismar zu geben, was bei der Lage derselben auch berechtigt war. Gleich darauf stellten die Herzoge die Forderung, daß alle Landgüter besitzenden Bürger insgesamt mit 25 reisigen Pferden, mit Wagen und allem Zubehör dem alten Herzog Heinrich von Braunschweig gegen seine Städte außer Landes Kriegsfolge leisten sollten, obgleich die Privilegien Rostocker Bürger von einem solchen Dienst befreiten, und gerade dieser Kampf gegen ihre Schwesterstädte ihr besonders zuwider sein mußte. Ferner griffen die Herzoge trotz des

Wismarschen Vergleichs auf die viele Jahre zurückliegende Hinrichtung des Vogts Gerdt Frese zurück und verlangten nun für die Verwandten desselben auf deren Drängen eine Summe von 600 rhn. Gulden und die Nachsetzung eines steinernen Kreuzes. Als der Rat alle diese Forderungen als unberechtigt zurückwies, beschritten die Herzoge wieder den Weg der Gewalt: sie verboten die Ein- und Ausfuhr, nahmen Bürger, welche die Jahrmärkte in Bützow, Malchin und anderen Städten besuchten, gefangen und brachen endlich sogar die städtische Landwehr bei Goldenitz nieder. Ein Fürschreiben der Stadt hatte nur den Erfolg, daß Herzog Magnus sich erbot, die gefangenen Bürger frei zu geben, wenn die Stadt sich verpflichtete, dem Vogt Gerdt Frese ein Denkkreuz nachzusetzen. Endlich erreichte man wenigstens, daß die Gefangenen auf freien Fuß gesetzt wurden und ein Tag zu Sternberg abgehalten wurde, der aber resultatlos verlief, weil Herzog Magnus hier in der schroffsten Weise auftrat. Eine wehmütige Klage Rostocks bei den Seestädten wegen des drohenden Ruins hatte gar keinen Erfolg, und so mußte es am 6. Dezember einen weiteren ungünstigen Vergleich mit den Herzogen eingehen, durch den ihr wieder eine Geldzahlung von 3550 M. auferlegt wurde. Die wiederholte Bitte, doch die geplante Biersteuer einführen zu dürfen, wurde von den Herzogen ebenso oft abgeschlagen. Der geschlossene Vergleich bewirkte daher nur einen kurzen Waffenstillstand. Rostocker Bürger, die sich wegen Forderungen in Landgütern durch Mitbürger beschwert fühlten, wandten sich klagend an die Herzoge, und diese zitierten die Beklagten trotz des Privilegiums von 1462, da die Klagesache Lehngüter betreffe, vor ihr Hofgericht, veranlaßten sogar die Kläger, ihnen ihre Ansprüche gegen Entschädigung zu überlassen. Der Rat strafte die klagenden Bürger mit Stadtverweisung, was wieder die Herzoge durch Erteilung von Geleitsbriefen unwirksam zu machen suchten. Als so die Bedrängnis immer stieg, traten am 21. Dezember 1493 Rat und Bürgerschaft zusammen und erklärten, daß sie gesonnen seien, die Rechte der Stadt, die von den Herzogen vielfach verletzt würden, mit Gut und Blut zu schützen. Infolgedessen wurde beschlossen, die fälligen Zahlungen vorläufig zurückzuhalten und sich mit einer Klage gegen die Herzoge wegen Verletzung des Privilegiums von 1462 an das Reichskammergericht zu wenden. Die Herzoge versuchten nun, Zwietracht zwischen Rat und Bürgerschaft zu säen, was ihnen aber ebenso wenig gelang, wie der Versuch, durch persönliches Erscheinen dem Streite ein Ende zu machen. Als sie diesen Besuch ankündeten, erschien eine Deputation des Rats, welche bat, diesen Besuch bis zur Beendigung des Streites mit der Stadt zu verschieben und zugleich einen Tag zu Wismar zu bestimmen, um dort unter Mitwirkung der Hanseboten die bestehenden Streitigkeiten zu schlichten. Zum Erstaunen der Abgesandten erklärten die Herzoge, ein solcher Tag sei garnicht nötig, da sie sich gar keines Streites mit der Stadt bewußt seien, wegen Mißhelligkeit mit einzelnen Bürgern aber ihre Stadt nicht meiden wollten. Als sie aber darauf am 17. März mit 53 Pferden vor Rostock erschienen, blieb das Thor geschlossen und sie mußten unverrichteter Sache wieder abziehen. Sie begaben sich nach Doberan und richteten von dort ein Protestschreiben

an die Stadt, nahmen dann Warnemünde ein und belegten die dort liegenden Schiffe mit Beschlag. Vierzehn Tage später brachten aber die Städteboten einen Waffenstillstand bis zum 17. Mai zu Stande, während dessen am 10. Mai ein Tag zu Wismar abgehalten werden sollte, der jedoch wegen der Reise des Herzog Magnus zum Reichstag nach Worms verschoben wurde. In Worms erwirkte der Herzog auch einen kaiserlichen Befehl an die Stadt, sich dem Willen ihrer Landesherren zu unterwerfen, und zugleich ein Verbot an Lübeck, der Stadt Rostock fernerhin gegen ihre Fürsten behülflich zu sein. Die nun folgenden Verhandlungen zogen sich wieder lange Zeit hin und erst am 25. November 1498 kam ein Vergleich zu Stande: die Herzoge verpflichteten sich zur Rückgabe der konfiszierten Landgüter; die Streitigkeiten wegen der nachgelassenen Güter Lambert Kröpelins und der Tulendorfschen Pfandgüter sollten von einem Schiedsgericht entschieden werden; das Privilegium von 1462 soll in Kraft bleiben, aber von den Rostockern nicht zur Schädigung der landesherrlichen Rechte gebraucht werden; ebenso wird auch die eigene Gerichtsbarkeit und das Münzrecht der Stadt anerkannt. Die Stadt mußte dagegen den Herzogen weitere 8000 Gulden zusagen, die nach Abtragung der früher ausgemachten 21000 Gulden zu zahlen seien; die Kaiserbede solle für diesmal in der neu zugesagten Summe eingeschlossen sein.

Zwei Jahre später brachen aber wieder neue Mißhelligkeiten aus. Als die Herzoge die Stadt, die bisher nur zu den Kaiserbeden, wenn auch widerwillig, herangezogen war, auch zur Zahlung der Fräuleinsteuer aufforderten. Die Stadt sträubte sich wieder, gab aber endlich thatsächlich nach, nachdem sie sich zu einer freiwilligen Erkenntlichkeit von 6000 M. sund. oder 2000 rhn. Gulden erboten, was die Herzoge für diesmal annahmen.

In dieser Weise blieb das Verhältnis zu den Landesherren lange Zeit. Prinzipielles Ablehnen, thatsächliches Nachgeben, bis erst einige Jahrzehnte später sich die Kämpfe um die Rechte der Stadt erneuerten.

Die Kirche.

Hatte sich die Änderung im Verhältnis der Seestädte zu den Landesherren unter zahlreichen langen Tagfahrten und erbitterten, oft nicht unblutigen Kämpfen vollzogen, so ging die Änderung in der Stellung der Kirche zu denselben ganz allmählich und fast unmerklich im Laufe der drei letzten Jahrhunderte des Mittelalters vor sich, wenn es auch an Streit und Widerstand nicht fehlte. Vor allem ist es natürlich das Bistum Schwerin, das bei der Betrachtung dieser Entwickelung in Frage kommt, da Bischof und Kapitel im Lande ansässig waren, während die übrigen Bistümer nur nebenbei berücksichtigt werden können.

Es ist nicht zu verkennen, daß die Stellung der Bischöfe und ihres Besitzes im Beginn unserer Periode eine andere war, als am Anfang des 16. Jahrhunderts. Zunächst kann man ohne Bedenken behaupten, daß die

Reichtsunmittelbarkeit der Bischöfe und ihrer Kapitel, von kleinlichen Tifteleien abgesehen, unbestritten war. Als selbständige Fürsten führten sie Fehden und schlossen Bündnisse; als selbständige Fürsten verfügten sie mit alleinigem Konsens des Kapitels über das Stiftseigentum; keine weltliche Macht hatte irgendwelche Befugnisse in demselben; als selbständiger Reichsstand wurden sie auch in der Reichsmatrikel geführt und zu den Leistungen besonders veranschlagt. Aus diesen Gründen verschmähten es denn auch Mitglieder auswärtiger hochadliger Familien nicht, den bischöflichen Stuhl zu Schwerin einzunehmen, wie Mitglieder der Dynastengeschlechter der Grafen von Schladen, der Edlen von Putlitz und der Herzoge von Braunschweig. Und ihr im Verhältnis zur Größe der umliegenden Fürstentümer immerhin ansehnlicher Besitz sicherte ihnen im Verein mit den ihnen zu Gebote stehenden wirksamen kirchlichen Strafmitteln diese einflußreiche Stellung. Daher sehen wir die Bischöfe jener Zeit nicht selten wirksam in die politischen Verhältnisse der Länder ihrer Diözese eingreifen. Daß sie Bündnisse schlossen, eigene Fehden führten, und ihre Streitmacht in verschiedenen Kriegen mitkämpfen hießen, ist nichts Außergewöhnliches. Ebensowenig, daß die Fürsten von den Bischöfen Besitz als Lehngut in Empfang nahmen; ein bedeutender Teil der fürstlichen Einnahmen, der Zehnte, war ja nichts als solch ein bischöfliches Lehen. Heinrich Borwin I. hatte das Dorf Wokrent und ein Dorf im Rostocker Distrikt vom Bischof von Schwerin zu Lehen; die Grafen von Schwerin empfingen seit 1284 einen Teil der Seedörfer von demselben Bischof; die Fürsten von Mecklenburg, Heinrich II. und Albrecht II. nahmen das Land Rügen sowie die Burg Eickhof mit Zubehör ebenfalls von ihnen zu Lehen. Kurz, man mag die Sache betrachten, wie man will, es war und blieb eine fürstliche Stellung, und die Bischöfe sind nicht „unsere lieben und getreuen Räthe“ oder „Hofrichter“, wie wir es um die Wende des 15. und 16. Jahrhunderts finden.

Die Ursachen der eintretenden Veränderung sind mannigfacher Art. Den Anfang der Schwächung des Bistums machten die Schulden, welche der Bischof Hermann II. von Maltzan machte, und zwar ohne Konsens seines Kapitels, mit dem er darüber in ernste Mißhelligkeiten geriet; an die Schuldner, die Gebrüder Maltzan, waren endlich die Stiftsschlösser Bützow und Warin verpfändet. Sein Nachfolger Johann II., Gans von Putlitz, bemühte sich zwar, diese Schulden abzutragen, löste auch die beiden Stiftsschlösser für 18000 Mark sund. von den Maltzans wieder ein, wie von den Hahns das Dorf Bisdorf; allein dies war ihm nur möglich, indem er anderen kirchlichen Besitz verkaufte oder verpfändete. Wenige Jahre später finden wir die Stiftsschlösser wieder in fremden Händen, und zwar in denen der Bülow's, die nun Jahrzehnte hindurch eine dominierende Stellung im Bistum einnahmen und auch nicht gewillt waren, diese Stellung so leicht wieder aufzugeben. Ein langwieriger, kostspieliger Prozeß des Kapitels mit ihnen war die Folge, um so verderblicher, da auch der endlich nutzlose Prozeß um das Land Rügen große Summen verschlang. Dazu kam nun noch das rasche Wachstum Mecklenburgs, welches allmählich ein Stück der umliegenden Länder nach dem anderen an sich brachte. Die Lande Stargard

und Rostock, ein Teil der eingegangenen Grafschaft Dannenberg und endlich das Gebiet der Grafschaft Schwerin vergrößerte das mecklenburgische Gebiet, wogegen nun das kleine Stiftsland fast verschwand, das von dieser Ländermasse eingeschlossen war; damit war seiner politischen Bedeutung vollständig ein Ende gemacht. Es lag dazu den Fürsten gar zu nahe, dieses kleine Stiftsgebiet als eigentlich zu ihrem Fürstentum gehörig anzusehen und man kann sich nicht wundern, wenn sie allmählich anfingen, von „unserer Kirche" zu Schwerin und „unserem Bischof" zu sprechen, obgleich daran eigentlich nicht viel Wahres war. Besonders erwähnenswert ist es, daß der Papst redlich das Seine that, das Ansehen von Bischof und Kapitel zu untergraben durch Mißachtung ihrer Rechte und durch die Ausnutzung für politische Zwecke und allgemeine Kircheninteressen. Nach dem Tode des Bischofs Heinrichs I. von Bülow setzte Clemens VI. den anfangs für Posen bestimmten Bischof Andreas nach Schwerin, obgleich das Kapitel bereits seine Wahl getroffen hatte. Nach dem Tode desselben wurde wieder auf Wunsch des Kaisers Karls IV. Albert von Sternberg vom Papste zum Nachfolger ernannt. Nachdem dann Friedrich II. von Bülow die Stiftsverhältnisse einigermaßen wieder geordnet hatte, ein Lichtblick in der langen Zeit der Verwirrung, kränkte der Papst zum dritten Male das gute Recht des Kapitels und setzte den untüchtigen Herzog Melchior von Braunschweig, der sich als Bischof von Osnabrück unmöglich gemacht hatte, nach Schwerin. Obgleich aber das Kapitel, das bereits Markwart Bermann gewählt hatte, einen langjährigen treuen Beamten Herzog Albrechts, diesmal sein Recht nicht ohne Kampf opferte, zog es doch endlich den Kürzeren, als sich auch Herzog Albrecht für Melchior erklärte, indem es damit zugleich auch seine vollständige Abhängigkeit von Mecklenburg bezeugte. Nach Melchiors Tode wiederholte sich dasselbe Spiel, nur mit dem Unterschiede, daß nun bei der Schwäche der weltlichen Fürsten nach dem Tode Herzog Albrechts II. die beiden Gegner, Poto von Potenstein und der Erwählte des Kapitels, Johann Junge, einen langjährigen Kampf gegen einander führten, der nur dazu diente, die Macht und das Ansehen der kirchlichen Gewalt noch mehr herabzusetzen, und es kann fast als ein Glück angesehen werden, daß 1390 der Herzog Rudolf von Stargard, allerdings wieder durch päpstliche Provision, Bischof wurde, denn schon seine Abkunft legte es ihm nahe, wenigstens zu versuchen, die alte fürstliche Stellung des Bischofs wiederherzustellen. Nach seinem Tode war es damit aber für immer vorbei: die Bischöfe waren geistliche Oberhirten ohne jede politische Bedeutung. Es blieb daher den Landesherren nur noch übrig, sie zu einem lehns- und dienstpflichtigen Landstand herabzudrücken. Und das geschah, wenigstens versuchsweise, schon von Herzog Heinrich IV., der darin dem Beispiele Brandenburgs folgte. Eine Urkunde, in welcher er dem Bischof für diesmal der Dienstpflicht mit seinen Vasallen entbindet, ist ganz in dem Tone gehalten, wie dies einem solchen Verhältnisse entspricht. Doch ist das nur eine einzelne Erscheinung, wenn überhaupt die Urkunde wirklich ausgestellt ist. Wenn nun 1473 der junge Herzog Balthasar für den bischöflichen Stuhl bestimmt wurde, so entspricht das der immermehr einreißenden verderblichen Gewohnheit der Fürsten, die

Bischofssitze als Versorgungsstellen für die jüngeren Söhne zu benutzen. Nimmt man hinzu, daß unter Heinrich IV. die Last der Ablager und die Bedeansprüche an die geistlichen Güter sich hinzugesellten, so kann man mit Recht behaupten, daß unter ihm der Klerus anfing, vollständig unter die Botmäßigkeit der Landesherren zu geraten. Weit energischer wurde aber dieser Weg von seinem Nachfolger, Herzog Magnus, in seiner rücksichtslosen Weise verfolgt. Wir wissen zwar nicht, womit der alte Bischof Nikolaus von Pentz seine Gunst verscherzte, aber er mußte dieselbe mit 1000 Gulden teuer erkaufen, und eine erbitterte Hand schrieb nach der Einlösung des Schuldbriefes darauf: „dieser verfluchte Brief!“ Die Gesinnung, die damals in fürstlichen Kreisen gegen die Kirche und ihr Gut herrschte, sprach Bugislaw von Pommern deutlich aus, als er einst mit Berend Maltzan an einander geriet: „ wenn den Geistlichen doch einmal ihre Güter genommen werden sollen, so sind die Fürsten doch näher daran, als der Adel.“ Es kann daher nur als eitel Schein religiösen Eifers betrachtet werden, wenn Herzog Magnus mit unbeugsamer Hartnäckigkeit die Stiftung des neuen Domkapitels in Rostock betrieb. Eitel Schein war die Mehrung des Gottesdienstes und die Versorgung der alten Professoren, denn gegen das Erste bemerkte die Stadt, sie hätte genug des Gottesdienstes, und zum zweiten Punkt erklärten die Universitätslehrer, daß sie dies niemals von den Herzogen verlangt hätten. Die Namen der Pfründeninhaber berechtigen auch eher dazu, von einer Versorgung herzoglicher Beamten zu sprechen; da erscheinen die Kanzler Thomas Rode, Brandanus von Schöneich, Reiner Holloger, Nikolaus Franke, Heinrich und Peter Benzin, Johann Tegeler, Johann von Greben, Heinrich Boger, der Erzieher des Herzogs Erich, Johann Thun, der spätere Bischof von Schwerin, Johann Berkmeier, Johann Goldenboge, Johann Mileke, alles herzogliche Sekretäre, Geschäftsträger, Kanzler und Beamte.

Besonders charakteristisch ist für diese Phase der Entwicklung der Kampf, den Herzog Magnus gegen den Johanniterorden führte. Die Anfänge dieses Streites liegen allerdings weit vorher. Schon um 1381 scheinen Differenzen zwischen dem Orden und den Herzogen obgewaltet zu haben; die Zeiten, wo man seine und der Klöster Dienste im Lande begehrte und sie unter Gewährung großer Privilegien heranzog, waren längst vorbei, und man versuchte nun hingegen, sie zu den Landeslasten heranzuziehen, von denen ihre Güter ausdrücklich anfangs befreit waren; über diese Freiheit kann kein Zweifel sein. Um 1400 aber, als die Not des Landes drängte, scheinen auch die Johanniter die allgemeine Landbede auf ihre Güter übernommen zu haben, vielleicht aber nur für eine bestimmte Zeit. Die Gewohnheit wurde aber, wie so häufig im Mittelalter, in kurzer Zeit zur Pflicht. Zu diesen immerhin noch beschränkten Abgaben gesellten sich nun unter den folgenden Herzogen allerlei andere Leistungen und Dienste. Herzog Heinrich der Dicke, in seiner dauernd bedrängten Lage, sah sich bald hier bald da nach allerlei Auskunftsmitteln um, auch dort, wo ihm ein Recht nicht zustand; so sagten später die Bauern der Kraaker Komturei in einem Zeugenverhör, sie hätten Herzog Heinrich wohl ab und zu auf seine Bitte 4 Scheffel Hafer von der Hufe gegeben, aber aus gutem Willen; auch alle 2 oder 3

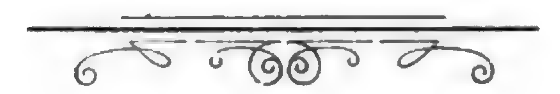
Jahr hätten sie ihm auf sein Ansuchen eine Kuh verabfolgt, die sie dann alle zusammen gegeben hätten; wenn er einmal Ablager in ihrer Gegend gehalten, so hätten sie auch dazu wohl samt dem Komtur beigetragen, aber nicht aus Pflicht. Alle diese Dinge wurden aber unter seinen Söhnen als ein Recht in Anspruch genommen, ja wurden im Laufe der Zeit noch gesteigert: aus einer Kuh wurden 2, und zwar jährlich, dazu kam dann noch ein fetter Ochse zur Küche, der Bede fügte sich die Vorbede und die Nachbede an; die Dienste und Fuhren wurden zu einer unerhörten Höhe gesteigert, an manchen Orten bis zu 4 Tagen in der Woche. Was blieb den armen Leuten noch, um ihren eigenen Acker zu bestellen und den Forderungen des Komturs gerecht zu werden? Genug, endlich, als der Orden den Ruin seiner Dörfer vor Augen sah, erlaubte er sich, bei den Herzogen klagend vorstellig zu werden. Die Herzoge aber ließen sich auf diese Klagen und ihre Untersuchung garnicht weiter ein; was sie von den Dörfern bezögen, antworteten sie, sei ihr ererbtes Recht. Nach langen nutzlosen Verhandlungen drohte endlich der Heermeister des Ordens 1495 mit päpstlichen Bullen und Mandaten und schickte darauf 4 Komture zur Verhandlung an die Herzoge, die aber nichts erreichten. Ebensowenig richtete eine zweite Gesandtschaft aus. Da schickte der Heermeister endlich zum dritten Male einige Komture mit der schriftlichen Benachrichtigung an die Herzoge, es sei ihm dergleichen noch nicht vorgekommen, und werde man jetzt seine Gesandten nicht hören, so nähme er an, daß man dem Orden seine Güter mit Gewalt entfremden wolle. Die Folge davon war eine überraschende, fast unglaubliche; die Herzoge, statt nachzugeben, statt das gute Recht des Ordens anzuerkennen, appellirten feierlich vor Notar und Zeugen an den Papst und sandten ihren Rat Reiner Hollоger mit dem Appellationsschreiben nach Rom, nachdem sie noch vorher die Bischöfe von Ratzeburg und Schwerin aufgefordert hatten, sich ihrer Beschwerde gegen den Orden anzuschließen; beim Kaiser aber beschwerte sich Herzog Magnus darüber, daß der Orden ihn wegen hergebrachter rechtlicher Forderungen beim päpstlichen Stuhl verklagt habe. Den Prozeß in Rom führte anfangs für die Herzoge der geschäftsgewandte Peter Wolkow, der spätere Bischof von Schwerin. Wie herausfordernd die Herzoge verfuhren, zeigt ein Ereignis, welches noch vor der Fällung des Urteilsspruches stattfand. Als 1504 Nikolaus Beverneſt, der Komtur von Kraak, gestorben war, präsentierten die Herzoge dem Heermeister nach altem Herkommen einen Nachfolger, aber diesmal einen Ritter, der garnicht dem Orden angehörte. Trotz dieser unerhörten Zumutung erwiderte der Heermeister freundlich, er könne die Komturei Keinem zusagen, der nicht im Orden sei, wolle aber der von den Herzogen Empfohlene in den Orden treten, so wolle er bis dahin mit der Besetzung der Stelle warten. Ungefähr ein Jahr darauf wurde das Urteil in Rom gesprochen, und zwar — zu Ungunsten des Ordens, der sofort gegen dieses Urteil appellierte. Der Prozeß, den nun an Stelle Peter Wolkows der ebenso geriebene Zutfeld Wardenberg für die Herzoge führte, zog sich dann noch Jahre hin, bis in die Zeit der reformatorischen Bewegung, und was dann daraus geworden ist, läßt sich leicht ermessen.

Bei solchem Stand der Dinge nimmt es nicht weiter Wunder, daß auch das Hochstift Schwerin nicht unbelästigt blieb, und daß das Kapitel sich genötigt sah, seine besonderen Vorsichtsmaßregeln zu treffen. Als 1503 der greise Bischof Konrad starb, wurde, natürlich infolge herzoglichen Einflusses, sein Nachfolger Johann Thun, der seit 20 Jahren als herzoglicher Rat in seinen Diensten stand. Es war daher nicht umsonst, daß die Domherren ihn in seiner Wahlkapitulation ausdrücklich versichern ließen, daß er den Gütern der Kirche keine neue ungewöhnliche Bede oder Steuer auflegen oder auflegen lassen wolle, daß er die schweriner Kirche oder Diözese nicht steuerpflichtig machen wolle, und daß er unter keinen Umständen in die Ablager auf den kirchlichen Gütern willigen, sondern mit allen Kräften sich dem widersetzen wolle. Daß das Kapitel nicht Unrecht mit seinen Vermutungen hatte, beweist die Thatsache, daß die Herzoge wirklich den Bischof aufforderten, ihnen den Huldigungseid zu leisten; wahrscheinlich ist es nicht geschehen, aber der Bischof konnte nicht umhin, die Stiftsvasallen in der Fehde der Herzoge gegen Lübeck aufzubieten. Ob sein 1507 gewählter Nachfolger Peter Wolkow den erwähnten Eid geleistet, ist ebenfalls nicht bekannt, aber er war ebenso wie sein Vorgänger bisher in herzoglichem Dienst in Rom beschäftigt, und es liegt daher die Vermutung nahe, daß die Herzoge die Wahl seines Gegners, des Probstes Reimar Hahn wegen seiner unabhängigen Stellung hintertrieben, denn Peter Wolkow war gefügiger und scheint nichts darin gefunden zu haben, auch noch nach seiner Wahl als „Hofgenosse des fürstlichen Hofes zu Mecklenburg" in Geschäften der Landesherren, gleichgeordnet mit anderen Räten und Mannen thätig zu sein, wenn er auch bei feierlichen Gelegenheiten noch mit anderen Prälaten den dritten Fürstentisch bildete. Unter ihm geschah denn auch, wenn auch nach langem Sträuben, was das Kapitel lange Jahre schon gefürchtet hatte: im Jahre 1514 versprach er den Herzogen, zwar unter dem Namen eines Schutz- und Schirmgeldes, zur jedesmaligen Landbede von Stiftswegen einen Beitrag von 500 Mark zu entrichten. Und wenn dies auch nur für seine Lebenszeit galt, so war damit doch das Schicksal des Stifts besiegelt. Denn als Bischof Peter 1516 kurz vor dem Ausbruch der reformatorischen Bewegung starb, that Herzog Heinrich den letzten Schritt, das Stift ganz in die Gewalt des herzoglichen Hauses zu bringen: er zwang das Kapitel, seinen eben siebenjährigen Sohn Magnus zum Bischof zu wählen. Die Domherren sträubten sich lange, aber endlich, als keine Einrede half, gaben sie nach, nicht ohne die Verantwortung für diesen Schritt dem Herzoge zuzuschieben und sich durch wohlverklausulierte Urkunden zu sichern, nur um wieder damit zu beweisen, wie wenig auch die feinsten Klauseln im Laufe der Weltgeschichte gelten. Der Papst bestätigte denn auch die getroffene Wahl. So ging das Stift, an der Spitze als Oberhirten ein siebenjähriges Kind, dem Sturme der Reformation entgegen, deren düstere Wetterwolken erleuchtete Geister schon drohend am Himmel aufsteigen sahen.

Das Ringen landesherrlicher Gewalt mit den Sonderinteressen privilegierter Stände, die sich mit dem Bestande des angestrebten neueren Staatswesens durchaus nicht vertrugen, hatte mit diesen Ereignissen vorläufig

seinen Abschluß erreicht; die politische Stellung des Klerus war für immer dahin, der Kampf mit Rostock fand erst nach Jahrzehnten seine Fortsetzung.

Durch die Verleihung wichtiger Vorrechte waren einst die Gründer der Städte und kirchlichen Stiftungen ins Land gezogen und hatten den verwüsteten Gegenden deutsche Kultur gebracht. Reicher Segen war von ihnen ausgegangen, von den einen wie von den andern, ihre Arbeit hatte prächtige Blüten getrieben und schöne Früchte gezeitigt. Aber im Laufe der Zeit zeigte es sich mehr und mehr, daß sie nicht weiter imstande waren, das Beste des Ganzen zu fördern. Weder die Kirche mit ihren Strafmitteln und ihrem sittenmildernden Einfluß noch die Städte mit ihren Geldmitteln und ihrer straffen Organisation hatten sich fähig gezeigt, jene verderblichen Zustände gewalttätiger Selbsthilfe und wilder Rauflust und an Anarchie grenzender Unordnung und alles daraus folgenden Elends zu beseitigen, welches die erste Hälfte des 15. Jahrhunderts in so trübem Lichte erscheinen läßt. Nur eine kräftige Centralgewalt konnte diesen Übeln fortschreitenden Zerfalls steuern, und darin liegt das höhere Recht der Landesfürsten im Kampfe mit den sich den gebieterischen Forderungen der Zeit widersetzenden Elementen, um so mehr, da die Fürsten der Nachbarländer diesen Kampf schon vor ihnen aufgenommen und größtenteils schon durchgeführt hatten. Mögen wir daher das Tragische in dem Schicksal der unterliegenden Parteien auch nicht verkennen, mögen wir die rücksichtslose Gewalt beklagen, mit der wohl verbriefte Rechte bei Seite geschoben und frühere Verdienste mißachtet wurden, so müssen wir andererseits erwägen, daß jede neue Zeit auch neue Forderungen stellt, die mit lang besessenen Rechten collidieren, daß selten große Veränderungen im Leben der Völker sich auf friedliche Weise vollziehen und daß alles Neue im harten Ringen mit ererbten Rechten und hergebrachten Gewohnheiten sich das Recht das Daseins erkämpfen muß.



1. Stammbaum des mecklenburgischen Fürstenhauses.

Niklot, 1125—1160 Aug.

Pribislav, 1160—1178, 30. Dez.

Heinrich Borwin I., † 1227, 28. Jan.

Heinrich Borwin II., † 1226, 5. Juni.

Johann I. v. Meckl., † 1264, 1. Aug. — Nikolaus I. v. Werle, † 1277, Mai. — Heinrich Borwin III. v. Rostock, † nach 1277, 2. Dez. — Pribislav v. Parchim, † nach 1270, 1. Aug.

Söhne Johanns I.: **Heinrich** I., der Pilger, † 1302, 2. Jan. — Nikolaus, Propst z. Schwer. u. Lübeck, † 9. Juni 1289 oder 90. — Johann v. Gadebusch, † 1299, 14. Okt.

Söhne Heinrichs I.: **Heinrich** II. der Löwe, † 1329, 21./2 Jan. — Johann, † 1289. 27. Mai.

Söhne Heinrichs II.: **Albrecht** II. von Meckl.-Schwer., † 1379, 18. Febr. — Johann v. Stargard, † 1392/3.

Söhne Albrechts II.: **Heinrich** III, der Hänger, † 1383, 24. April. — **Albrecht** III, König von Schweden, † 1412, 1. Dez. — Magnus, † 1384, 1. Sept.

Sohn Heinrichs III.: Albrecht IV. † 1388.

Söhne Albrechts III.: Erich von Gothland, † 1397, 26. Juli. — Albrecht V. † 1423.

Sohn des Magnus: **Johann** IV. † 1422. 16. Okt.

Söhne Johanns IV.: **Heinrich** IV. der Dicke, † 1477, März. — Johann V. † 1442.

Söhne Heinrichs IV.: Albrecht VI. † 1483, 16. Febr. — **Magnus** II. † 1503, 20. Nov. — Balthasar. † 1507, 16. März.

Söhne Magnus' II.: Heinrich V. † 1552, 6. Febr. — Erich. † 1508, 21. 2. Dez. — Albrecht VII., der Schöne. † 1547, 5. Jan.

2. Stammbaum des Hauses Werle.

Nikolaus I., † 1277, Mai.

- **Heinrich** I. von Güstrow, † 1291, 8. Okt.
  - Nikolaus.
  - Heinrich.
- **Johann** I. von Parchim, † 1283, 15. Okt.
  - **Nikolaus** II. von Parchim u. Güstrow, † 1316, 12. Okt.
    - Johann III. v. Goldberg. † 1352.
      - Nikolaus IV. von Goldberg, † 1354.
        - Johann IV. † 1374
  - **Johann** II. von Güstrow, † 1337, 27. Aug.
    - **Nikolaus** III. von Güstrow, † 1360/1.
      - **Lorenz**, † 1393 15. Sept.
        - Balthasar, † 1421, 5. April.
        - Johann VII., † 1414, 1. Sept.
        - Wilhelm, † 1436, 7. Sept.
      - Johann V. † 1377/8.
    - Bernhard II. von Waren † 1382.
      - Johann VI. † 1385—95.
- Bernhard I. † 1282, 10. Okt.

3. Stammbaum des Hauses Rostock.

Heinrich Borwin III., † nach 2. Dez. 1277.

Waldemar, † 10. Nov. 1282.

Nikolaus das Kind, † 25. Nov. 1314.

4. Stammbaum des Hauses Stargard.

Johann I., † 1392/93.

- **Johann** II., † 1416.
  - Johann III., † 1438, 31. Dez.
- Rudolf, Bischof von Schwerin, † 1415.
- **Ulrich** I., † 1417, 8. April.
  - **Albrecht** II., † 1423.
  - **Heinrich** (der ältere). † 1466.
    - **Ulrich** II., † 1471, 13. Juli.
- Albrecht I., † 1397

Druck von Edmund Stein in Potsdam.


GENERAL LIBRARY - U.C. BERKELEY
B000813284

